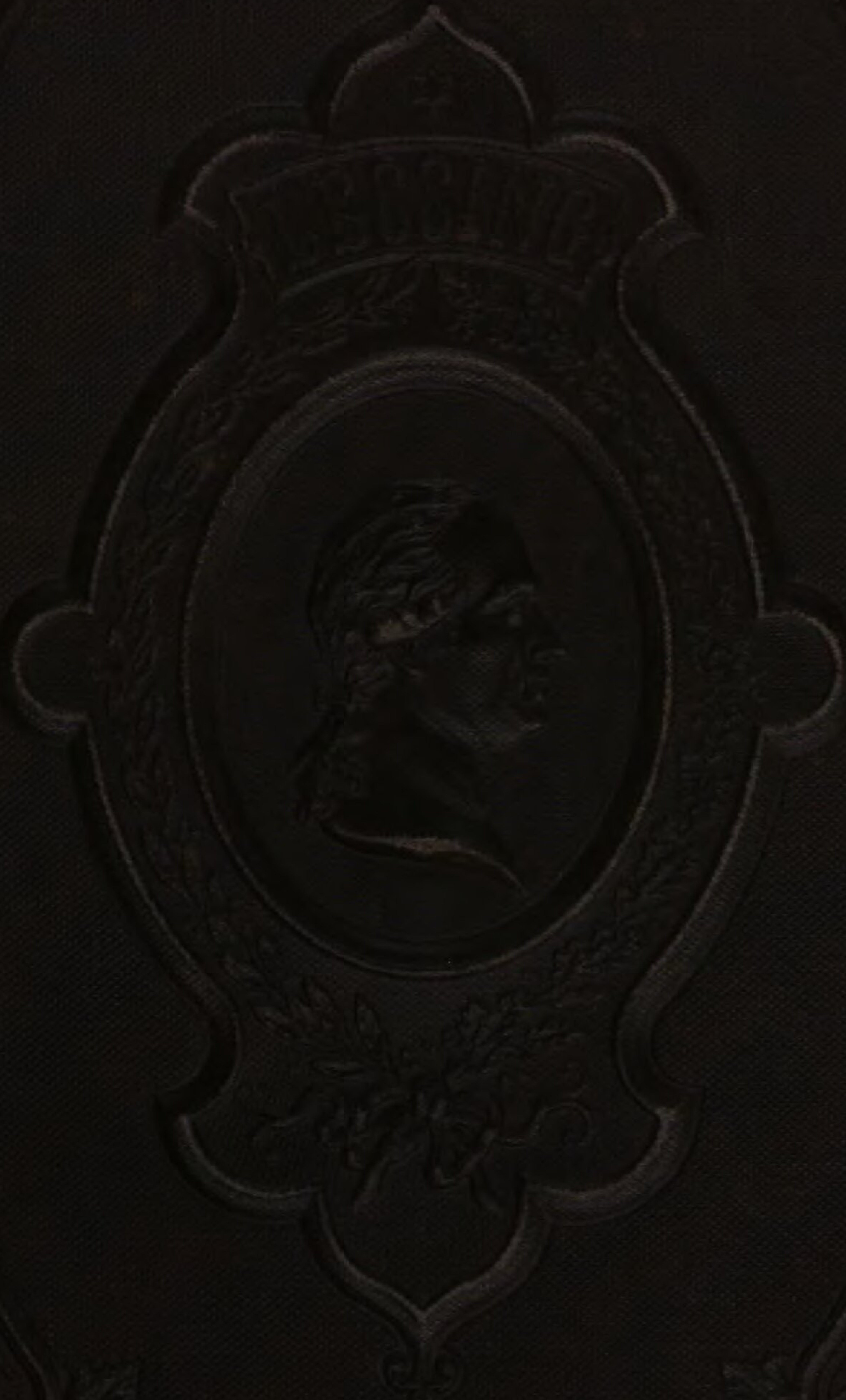

LESSING

Anton Fischler 9/8.75.

Lessings

sämmtliche lyrische, epische und dramatische Werke

und seine vorzüglichen Prosaschriften.

Leipzig und Teschen.

Stereotypendruck und Verlag von Karl Prochaska.

Der Genius ist nicht auf wenige Einzelne beschränkt; auch die Schüler großer Meister, auch die Hörer herrlicher Dichter müssen davon haben, sollen sie ihnen nachfühlen und nachstreben. Aber einem an genialen Denkern und Dichtern so reichen Volke, dem so mannigfaltige, oft widerstreitende Bildungsarten allseits zuströmen, das seit vierhundert Jahren einem alles erschütternden Glaubensstreit in den verschiedensten Richtungen sich hingegeben, das seit hundert Jahren den großen politischen Kampf der Neuzeit mitkämpft und dem diese Kämpfe sein innerstes Wesen, die helle Vernunft, das strenge Rechtsgefühl, die ewigen Grundlagen schöner Menschlichkeit, beeinflußen, bedrohen — einem solchen Volke thut Strenge noth in der Auswahl aller seiner Meister. Nicht gut also war die unkritische Benennung so vieler Dichter und Prosaisten mit dem höchsten Namen der Klassiker, ohne daß ein weiterer Unterschied unter ihnen gemacht ward. Sagen wir statt Klassiker zu deutsch der höchste Rang, so wird in diesem Rang den drei Meistern Lessing, Göthe, Schiller kein vierter zur Seite stehn.

Lessing hat dem „umirrenden Lernvolk, dem dämmernden Mann" zuerst die Leitsterne der Kritik gewiesen, die selbstherrschende Wahrheit, die unentstellte Schönheit, die echte Menschensitte. Dazu hatte er Kühnheit und Opfermuth genug, um von diesen großen Grundsätzen die unerbittlichen Folgen zu ziehen. Und zu diesen unerläßlichen Eigenschaften eines deutschen Klassikers (andere Völker begnügen sich mit Wenigerem) verlieh ihm die Natur vollendend die Gabe einer klaren, fesselnden Rede, einer unbesiegten Streitkunst und dichterischen Darstellung. Mit Adlerblick überschaute er alle Gebiete der Wissenschaft vom Menschen, der Künste, des Glaubens, der Gesellschaft, überall reinigend wie Feuer, aber auch belebend wie Licht.

Und dieses Meisters Werke sind noch so wenig verbreitet! Theils ist es in unfreier Zeit seinen Gegnern gelungen, dies Licht unter den Scheffel zu stellen, theils hinderte der große Umfang seiner Schriften, wie die strenge Gelehrsamkeit einzelner derselben, ihre Verbreitung. Von selbst ergab sich denn, was hier zu thun sei. Indem wir die nur für Gelehrte geschriebenen und dem großen Leserkreise unverständlich bleibenden Schriften (historische Kritik, Textkritik alter Schriftsteller, Bücherkunde, andere philologische, theologische Einzelfragen ꝛc.) ausscheiden, ermöglichen wir den leichteren Flug dessen, was Lessing für die gesammte Nation, ja für die Welt geschrieben, und fördern seine erleuchtende, befruchtende Wirkung.

Um für diese immer noch umfangreichen Werke einen Preis zu erzielen, der sie auch in jene Kreise einführe, wo Bibel, Gesangbuch und Kalender Eins und Alles ist, haben wir unter den verschiedenen Mitteln ein solches gewählt, das der würdigen äußeren Erscheinung des Klassikers keinen Abbruch thut, jenes Mittel, dessen sich eben auch Gesangbücher und weltliche Liederbücher seit jeher und bis heute ohne Anstoß bedienen: die ungebrochenen Zeilen der Verse. Schwerlich dürfte ein vortheilhafteres und dabei unschädlicheres Mittel für möglichste Verbreitung dichterischer Werke gefunden werden. Um aber dennoch die metrische Gestalt des Gedichtes zu retten, bezeichnen wir nicht nur die Versanfänge mit großen Anfangsbuchstaben, sondern trennen die Verse überdies mit Doppelstrichen. Die Gewohnheit ist mächtig, allmächtig nicht; denn eine weicht der anderen, und gerade in unserer Zeit weichen die unpraktischen den praktischeren. Die Verbreitung unserer Klassiker bis in die niederen Schichten des Volkes, die für die Nation jährlich wichtiger werden, ist ein so hoher Zweck, daß er dieses sonst unschädliche Mittel wol rechtfertigt. Die Ausstattung und der Preis, die damit erreicht sind, haben das Urtheil nicht zu fürchten.

Inhalt.



Gotthold Ephraim Lessing.

Der westphälische Friede hat das Reich aufgelöst, die Theilfürsten der kaiserlichen Oberaufsicht entledigt. Der Adel ein ohnmächtiger Paradestand, die Städte der Selbstverwaltung beraubt, der Bauer leibeigen, die Geistlichkeit ein gefüges Werkzeug, die stehenden Heere Grundlage dieser Allmacht, nicht des Staates, sondern der Person des Fürsten, — so wahrlich „ersterbend“ lagen die deutschen Länder und Ländchen unter der Last des Absolutismus. Die Höfe dieser Allmächtigen wußten dafür nichts besseres zu bieten als die Nachahmung des französischen und spanischen Hofes, wo diese neue Art von Staat schon etwas älteres war und in der Entnervung und Verdummung der Nation schon überreife Früchte trug. Vom Untergang rettete Deutschland keine Revolution sondern langsame Genesung; ausgehend von seinem Bürgerstand. In seiner schönen Häuslichkeit hat der deutsche Bürger die alte Neigung zu geistiger Erholung, Rechtssinn, Gewissen und die deutsche Eigenart noch am unverdorbensten bewahrt. Immer zahlreicher entsprießen diesem Stande jene Gelehrten, Staatsbeamten, Dichter, Geistliche, welche die Grundsätze ihres Vaterhauses geltend machen in der Welt. Sie eröffnen der vom Staatsleben ausgeschlossenen Nation im Reiche der Dichtung einen Garten der Veredlung, bald einen Turnplatz der Vernunft und ihrer Kritik; sie machen die Ergebnisse ihrer Forschungen in deutlichem Deutsch in den ungelehrten Kreisen fruchtbar; zeigen ihnen die Gestalten freier froher Hellenen, unbeugsamer Römer; erregen ihnen Schamgefühl und Sehnsucht mit der Geschichte ihrer Vorfahren: so erziehn sie das Volk abermals zu einer deutschen Nation. Hoch unter diesen Männern steht Lessing.

Jenen freien deutschen Bauern und Bürgern die das Mittelalter in slavischen Ländern angesiedelt, sind viele Männer von segensreichem Einfluß, einem solchen Lande ist auch Lessing entsproßen. Dem Pastor Joh. Gottfried Lessing in Kamenz in der Lausitz gebar seine Gemahlin Justine Salome geborne Teller, zwei Töchter und zehn Söhne, der älteste derselben ist unser Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729. Die dem Bildungsstand des Hauses bei so reichem Kindersegen nachstehenden Mittel zwangen zu einem genauen Haushalt und diesem verdankte Lessing jene Genügsamkeit, die später eine Bedingung seiner erstaunlichen Thätigkeit und seines unabhängigen Sinnes geworden, der wieder seinen Werken ihre Echtheit und Lauterkeit bewahrt hat. Der Inhalt des Christenthums und die Begründung des Protestantismus wurde dem Knaben durch seinen Vater geläufig und dadurch seine Naturanlage, allem Ding nach seinem Recht und Ursprung nachzufragen, früh geübt. 1741 ward Lessing in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. 24 Stunden der Woche waren dem Gottesdienst und Bibellesen, 64 dem Studium gewidmet, nur 17 frei. Gleichwohl nannte Lessing später die fünf Jahre zu Meißen die glücklichsten seines Lebens; denn die Gegenstände waren mit selbständig gebildeten, ihres Faches frohen Lehrern besetzt und spannten alle des vielseitigen Jünglings Wißbegier.

Am 20. September 1746 ward Lessing auf der Hochschule zu Leipzig eingeschrieben. Die Theologie war im Lessingschen Hause gleichsam erblich, auch unser Lessing betrat diese Bahn und studierte eifrig. Bald aber fand er, „daß Bücher ihn gelehrt, doch nicht zum Menschen machen können,“ und suchte Gesellschaft. Begreiflich wird diese oft mißverstandene Handlungsweise durch die damals dem Leben entfremdeten Wissenschaften. Am meisten zog Lessing das durch Frau Neuber unter Anleitung Gottscheds nach „feinerem“ doch nicht immer poetischerem Geschmack umgestaltete Schauspiel. Lessing und sein Freund Chr. Weiße sparten sich das Eintrittsgeld am Munde ab und waren fast täglich im Schauspiel. Dies erregte die dichterische Gabe; im Januar 1748 ward „Der junge Gelehrte“ mit großem Beifall aufgeführt. Dadurch kam Lessing in die Gesellschaft der Schauspieler. Hier bemerkte er an seiner äußeren Haltung Unebenheiten, die er durch Reiten, Turnen, Tanzen mit Leichtigkeit beseitigte. Hier lernte er die Menschen der Wirklichkeit und unter ihnen erst sich selbst kennen, das Spiel der Gedanken und der Leidenschaften mit des Menschen Schicksal, die echte, die gemachte und die Gewohnheitstugend, die Macht des männlichen Willens — das Drama des Lebens. Darüber wurden die Wissenschaften nicht versäumt; Lessing ward nun Gast in verschiedenen Vorlesungen. Dankbar erwähnte er später Ernestis, den er über griechische Klassiker, römische Alterthümer und Weltgeschichte gehört, und Kästners Uebungen im Disputiren; Gellerts weinerlich großthuende Weise mißfiel ihm; Gottscheden dankte er nichts als die Anregung, es in deutscher Literatur besser zu machen. Plötzlich im Januar 1748 berief ihn der Vater nach Hause und stellte ihn über seinen Umgang mit „Schauspielern und Freigeistern“ zu Rede, überzeugte sich jedoch, daß der Sohn zwar seine eigenen Wege gehe, aber weder sein Herz irgendwie vernachläßigt noch die Studien versäumt habe. Der Theologie ward nun ausdrücklich abgesagt und Medicin und das Lehrfach erwählt, eigentlich aber alles studiert, was den Gang der Entwicklung der Menschheit lehrt. Nun beginnt ein gelehrtes Nomadenleben. Von Leipzig nach Wittenberg, dann nach Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und immer wieder nach Leipzig geht er Studien und wetteifernden Arbeitsgenossen nach. „Das Vergnügen der Jagd,“ sagt er, „ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit die blos daher entsteht daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hoch-



Gotthold Ephraim Lessing.

Der westphälische Friede hat das Reich aufgelöst, die Theilfürsten der kaiserlichen Oberaufsicht entledigt. Der Adel ein ohnmächtiger Paradestand, die Städte der Selbstverwaltung beraubt, der Bauer leibeigen, die Geistlichkeit ein gefüges Werkzeug, die stehenden Heere Grundlage dieser Allmacht, nicht des Staates, sondern der Person des Fürsten, — so wahrlich „ersterbend“ lagen die deutschen Länder und Ländchen unter der Last des Absolutismus. Die Höfe dieser Allmächtigen wußten dafür nichts besseres zu bieten als die Nachahmung des französischen und spanischen Hofes, wo diese neue Art von Staat schon etwas älteres war und in der Entnervung und Verdummung der Nation schon überreife Früchte trug. Vom Untergang rettete Deutschland keine Revolution sondern langsame Genesung: ausgehend von seinem Bürgerstand. In seiner schönen Häuslichkeit hat der deutsche Bürger die alte Neigung zu geistiger Erholung, Rechtsinn, Gewissen und die deutsche Eigenart noch am unverdorbensten bewahrt. Immer zahlreicher entsprießen diesem Stande jene Gelehrten, Staatsbeamten, Dichter, Geistliche, welche die Grundsätze ihres Vaterhauses geltend machen in der Welt. Sie eröffnen der vom Staatsleben ausgeschlossenen Nation im Reiche der Dichtung einen Garten der Veredlung, bald einen Turnplatz der Vernunft und ihrer Kritik; sie machen die Ergebnisse ihrer Forschungen in deutlichem Deutsch in den ungelehrten Kreisen fruchtbar; zeigen ihnen die Gestalten freier froher Hellenen, unbeugsamer Römer; erregen ihnen Schamgefühl und Sehnsucht mit der Geschichte ihrer Vorfahren: so erziehn sie das Volk abermals zu einer deutschen Nation. Hoch unter diesen Männern steht Lessing.

Jenen freien deutschen Bauern und Bürgern die das Mittelalter in slavischen Ländern angesiedelt, sind viele Männer von segensreichem Einfluß, einem solchen Lande ist auch Lessing entsproßen. Dem Pastor Joh. Gottfried Lessing in Kamenz in der Lausitz gebar seine Gemahlin Justine Salome geborne Teller, zwei Töchter und zehn Söhne, der älteste derselben ist unser Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729. Die dem Bildungsstand des Hauses bei so reichem Kindersegen nachstehenden Mittel zwangen zu einem genauen Haushalt und diesem verdankte Lessing jene Genügsamkeit, die später eine Bedingung seiner erstaunlichen Thätigkeit und seines unabhängigen Sinnes geworden, der wieder seinen Werken ihre Echtheit und Lauterkeit bewahrt hat. Der Inhalt des Christenthums und die Begründung des Protestantismus wurde dem Knaben durch seinen Vater geläufig und dadurch seine Naturanlage, allem Ding nach seinem Recht und Ursprung nachzufragen, früh geübt. 1741 ward Lessing in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. 24 Stunden der Woche waren dem Gottesdienst und Bibellesen, 64 dem Studium gewidmet, nur 17 frei. Gleichwohl nannte Lessing später die fünf Jahre zu Meißen die glücklichsten seines Lebens; denn die Gegenstände waren mit selbständig gebildeten, ihres Faches frohen Lehrern besetzt und spannten alle des vielseitigen Jünglings Wißbegier.

Am 20. September 1746 ward Lessing auf der Hochschule zu Leipzig eingeschrieben. Die Theologie war im Lessingschen Hause gleichsam erblich, auch unser Lessing betrat diese Bahn und studierte eifrig. Bald aber fand er, „daß Bücher ihn gelehrt, doch nicht zum Menschen machen können,“ und suchte Gesellschaft. Begreiflich wird diese oft mißverstandene Handlungsweise durch die damals dem Leben entfremdeten Wissenschaften. Am meisten zog Lessing das durch Frau Neuber unter Anleitung Gottscheds nach „feinerem“ doch nicht immer poetischerem Geschmack umgestaltete Schauspiel. Lessing und sein Freund Chr. Weiße sparten sich das Eintrittsgeld am Munde ab und waren fast täglich im Schauspiel. Dies erregte die dichterische Gabe; im Januar 1748 ward „Der junge Gelehrte“ mit großem Beifall aufgeführt. Dadurch kam Lessing in die Gesellschaft der Schauspieler. Hier bemerkte er an seiner äußeren Haltung Unebenheiten, die er durch Reiten, Turnen, Tanzen mit Leichtigkeit beseitigte. Hier lernte er die Menschen der Wirklichkeit und unter ihnen erst sich selbst kennen, das Spiel der Gedanken und der Leidenschaften mit des Menschen Schicksal, die echte, die gemachte und die Gewohnheitstugend, die Macht des männlichen Willens — das Drama des Lebens. Darüber wurden die Wissenschaften nicht versäumt; Lessing ward nun Gast in verschiedenen Vorlesungen. Dankbar erwähnte er später Ernestis, den er über griechische Klassiker, römische Alterthümer und Weltgeschichte gehört, und Kästners Uebungen im Disputiren; Gellerts weinerlich großthuende Weise mißfiel ihm; Gottscheden dankte er nichts als die Anregung, es in deutscher Literatur besser zu machen. Plötzlich im Januar 1748 berief ihn der Vater nach Hause und stellte ihn über seinen Umgang mit „Schauspielern und Freigeistern“ zu Rede, überzeugte sich jedoch, daß der Sohn zwar seine eigenen Wege gehe, aber weder sein Herz irgendwie vernachläßigt noch die Studien versäumt habe. Der Theologie ward nun ausdrücklich abgesagt und Medicin und das Lehrfach erwählt, eigentlich aber alles studiert, was den Gang der Entwicklung der Menschheit lehrt. Nun beginnt ein gelehrtes Nomadenleben. Von Leipzig nach Wittenberg, dann nach Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und immer wieder nach Leipzig geht er Studien und wetteifernden Arbeitsgenossen nach. „Das Vergnügen der Jagd,“ sagt er, „ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit die blos daher entsteht daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hoch-



Gotthold Ephraim Lessing.

Der westphälische Friede hat das Reich aufgelöst, die Theilfürsten der kaiserlichen Oberaufsicht entledigt. Der Adel ein ohnmächtiger Paradestand, die Städte der Selbstverwaltung beraubt, der Bauer leibeigen, die Geistlichkeit ein gefüges Werkzeug, die stehenden Heere Grundlage dieser Allmacht, nicht des Staates, sondern der Person des Fürsten, — so wahrlich „ersterbend“ lagen die deutschen Länder und Ländchen unter der Last des Absolutismus. Die Höfe dieser Allmächtigen wußten dafür nichts besseres zu bieten als die Nachahmung des französischen und spanischen Hofes, wo diese neue Art von Staat schon etwas älteres war und in der Entnervung und Verdummung der Nation schon überreife Früchte trug. Vom Untergang rettete Deutschland keine Revolution sondern langsame Genesung; ausgehend von seinem Bürgerstand. In seiner schönen Häuslichkeit hat der deutsche Bürger die alte Neigung zu geistiger Erholung, Rechtssinn, Gewissen und die deutsche Eigenart noch am unverdorbensten bewahrt. Immer zahlreicher entsprießen diesem Stande jene Gelehrten, Staatsbeamten, Dichter, Geistliche, welche die Grundsätze ihres Vaterhauses geltend machen in der Welt. Sie eröffnen der vom Staatsleben ausgeschlossenen Nation im Reiche der Dichtung einen Garten der Veredlung, bald einen Turnplatz der Vernunft und ihrer Kritik; sie machen die Ergebnisse ihrer Forschungen in deutlichem Deutsch in den ungelehrten Kreisen fruchtbar; zeigen ihnen die Gestalten freier froher Hellenen, unbeugsamer Römer; erregen ihnen Schamgefühl und Sehnsucht mit der Geschichte ihrer Vorfahren: so erziehn sie das Volk abermals zu einer deutschen Nation. Hoch unter diesen Männern steht Lessing.

Jenen freien deutschen Bauern und Bürgern die das Mittelalter in slavischen Ländern angesiedelt, sind viele Männer von segensreichem Einfluß, einem solchen Lande ist auch Lessing entsproßen. Dem Pastor Joh. Gottfried Lessing in Kamenz in der Lausitz gebar seine Gemahlin Justine Salome geborne Teller, zwei Töchter und zehn Söhne, der älteste derselben ist unser Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729. Die dem Bildungsstand des Hauses bei so reichem Kindersegen nachstehenden Mittel zwangen zu einem genauen Haushalt und diesem verdankte Lessing jene Genügsamkeit, die später eine Bedingung seiner erstaunlichen Thätigkeit und seines unabhängigen Sinnes geworden, der wieder seinen Werken ihre Echtheit und Lauterkeit bewahrt hat. Der Inhalt des Christenthums und die Begründung des Protestantismus wurde dem Knaben durch seinen Vater geläufig und dadurch seine Naturanlage, allem Ding nach seinem Recht und Ursprung nachzufragen, früh geübt. 1741 ward Lessing in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. 24 Stunden der Woche waren dem Gottesdienst und Bibellesen, 64 dem Studium gewidmet, nur 17 frei. Gleichwohl nannte Lessing später die fünf Jahre zu Meißen die glücklichsten seines Lebens; denn die Gegenstände waren mit selbständig gebildeten, ihres Faches frohen Lehrern besetzt und spannten alle des vielseitigen Jünglings Wißbegier.

Am 20. September 1746 ward Lessing auf der Hochschule zu Leipzig eingeschrieben. Die Theologie war im Lessingschen Hause gleichsam erblich, auch unser Lessing betrat diese Bahn und studierte eifrig. Bald aber fand er, „daß Bücher ihn gelehrt, doch nicht zum Menschen machen können,“ und suchte Gesellschaft. Begreiflich wird diese oft mißverstandene Handlungsweise durch die damals dem Leben entfremdeten Wissenschaften. Am meisten zog Lessing das durch Frau Neuber unter Anleitung Gottscheds nach „feinerem“ doch nicht immer poetischerem Geschmack umgestaltete Schauspiel. Lessing und sein Freund Chr. Weiße sparten sich das Eintrittsgeld am Munde ab und waren fast täglich im Schauspiel. Dies erregte die dichterische Gabe; im Januar 1748 ward „Der junge Gelehrte“ mit großem Beifall aufgeführt. Dadurch kam Lessing in die Gesellschaft der Schauspieler. Hier bemerkte er an seiner äußeren Haltung Unebenheiten, die er durch Reiten, Turnen, Tanzen mit Leichtigkeit beseitigte. Hier lernte er die Menschen der Wirklichkeit und unter ihnen erst sich selbst kennen, das Spiel der Gedanken und der Leidenschaften mit des Menschen Schicksal, die echte, die gemachte und die Gewohnheitstugend, die Macht des männlichen Willens — das Drama des Lebens. Darüber wurden die Wissenschaften nicht versäumt; Lessing ward nun Gast in verschiedenen Vorlesungen. Dankbar erwähnte er später Ernestis, den er über griechische Klassiker, römische Alterthümer und Weltgeschichte gehört, und Kästners Uebungen im Disputiren; Gellerts weinerlich großthuende Weise mißfiel ihm; Goftscheden dankte er nichts als die Anregung, es in deutscher Literatur besser zu machen. Plötzlich im Januar 1748 berief ihn der Vater nach Hause und stellte ihn über seinen Umgang mit „Schauspielern und Freigeistern“ zu Rede, überzeugte sich jedoch, daß der Sohn zwar seine eigenen Wege gehe, aber weder sein Herz irgendwie vernachläßigt noch die Studien versäumt habe. Der Theologie ward nun ausdrücklich abgesagt und Medicin und das Lehrfach erwählt, eigentlich aber alles studiert, was den Gang der Entwicklung der Menschheit lehrt. Nun beginnt ein gelehrtes Nomadenleben. Von Leipzig nach Wittenberg, dann nach Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und immer wieder nach Leipzig geht er Studien und wetteifernden Arbeitsgenossen nach. „Das Vergnügen der Jagd,“ sagt er, „ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit die blos daher entsteht daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hoch=



Gotthold Ephraim Lessing.

Der westphälische Friede hat das Reich aufgelöst, die Theilfürsten der kaiserlichen Oberaufsicht entledigt. Der Adel ein ohnmächtiger Paradestand, die Städte der Selbstverwaltung beraubt, der Bauer leibeigen, die Geistlichkeit ein gefüges Werkzeug, die stehenden Heere Grundlage dieser Allmacht, nicht des Staates, sondern der Person des Fürsten, — so wahrlich „ersterbend" lagen die deutschen Länder und Ländchen unter der Last des Absolutismus. Die Höfe dieser Allmächtigen wußten dafür nichts besseres zu bieten als die Nachahmung des französischen und spanischen Hofes, wo diese neue Art von Staat schon etwas älteres war und in der Entnervung und Verdummung der Nation schon überreife Früchte trug. Vom Untergang rettete Deutschland keine Revolution sondern langsame Genesung; ausgehend von seinem Bürgerstand. In seiner schönen Häuslichkeit hat der deutsche Bürger die alte Neigung zu geistiger Erholung, Rechtssinn, Gewissen und die deutsche Eigenart noch am unverdorbensten bewahrt. Immer zahlreicher entsprießen diesem Stande jene Gelehrten, Staatsbeamten, Dichter, Geistliche, welche die Grundsätze ihres Vaterhauses geltend machen in der Welt. Sie eröffnen der vom Staatsleben ausgeschlossenen Nation im Reiche der Dichtung einen Garten der Veredlung, bald einen Turnplatz der Vernunft und ihrer Kritik; sie machen die Ergebnisse ihrer Forschungen in deutlichem Deutsch in den ungelehrten Kreisen fruchtbar; zeigen ihnen die Gestalten freier froher Hellenen, unbeugsamer Römer; erregen ihnen Schamgefühl und Sehnsucht mit der Geschichte ihrer Vorfahren: so erziehn sie das Volk abermals zu einer deutschen Nation. Hoch unter diesen Männern steht Lessing.

Jenen freien deutschen Bauern und Bürgern die das Mittelalter in slavischen Ländern angesiedelt, sind viele Männer von segensreichem Einfluß, einem solchen Lande ist auch Lessing entsprossen. Dem Pastor Joh. Gottfried Lessing in Kamenz in der Lausitz gebar seine Gemahlin Justine Salome geborne Feller, zwei Töchter und zehn Söhne, der älteste derselben ist unser Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729. Die dem Bildungsstand des Hauses bei so reichem Kindersegen nachstehenden Mittel zwangen zu einem genauen Haushalt und diesem verdankte Lessing jene Genügsamkeit, die später eine Bedingung seiner erstaunlichen Thätigkeit und seines unabhängigen Sinnes geworden, der wieder seinen Werken ihre Echtheit und Lauterkeit bewahrt hat. Der Inhalt des Christenthums und die Begründung des Protestantismus wurde dem Knaben durch seinen Vater geläufig und dadurch seine Naturanlage, allem Ding nach seinem Recht und Ursprung nachzufragen, früh geübt. 1741 ward Lessing in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. 24 Stunden der Woche waren dem Gottesdienst und Bibellesen, 64 dem Studium gewidmet, nur 17 frei. Gleichwohl nannte Lessing später die fünf Jahre zu Meißen die glücklichsten seines Lebens; denn die Gegenstände waren mit selbständig gebildeten, ihres Faches frohen Lehrern besetzt und spannten alle des vielseitigen Jünglings Wißbegier.

Am 20. September 1746 ward Lessing auf der Hochschule zu Leipzig eingeschrieben. Die Theologie war im Lessingschen Hause gleichsam erblich, auch unser Lessing betrat diese Bahn und studierte eifrig. Bald aber fand er, „daß Bücher ihn gelehrt, doch nicht zum Menschen machen können," und suchte Gesellschaft. Begreiflich wird diese oft mißverstandene Handlungsweise durch die damals dem Leben entfremdeten Wissenschaften. Am meisten zog Lessing das durch Frau Neuber unter Anleitung Gottscheds nach „feinerem" doch nicht immer poetischerem Geschmack umgestaltete Schauspiel. Lessing und sein Freund Chr. Weiße sparten sich das Eintrittsgeld am Munde ab und waren fast täglich im Schauspiel. Dies erregte die dichterische Gabe; im Januar 1748 ward „Der junge Gelehrte" mit großem Beifall aufgeführt. Dadurch kam Lessing in die Gesellschaft der Schauspieler. Hier bemerkte er an seiner äußeren Haltung Unebenheiten, die er durch Reiten, Turnen, Tanzen mit Leichtigkeit beseitigte. Hier lernte er die Menschen der Wirklichkeit und unter ihnen erst sich selbst kennen, das Spiel der Gedanken und der Leidenschaften mit des Menschen Schicksal, die echte, die gemachte und die Gewohnheitstugend, die Macht des männlichen Willens — das Drama des Lebens. Darüber wurden die Wissenschaften nicht versäumt; Lessing ward nun Gast in verschiedenen Vorlesungen. Dankbar erwähnte er später Ernestis, den er über griechische Klassiker, römische Alterthümer und Weltgeschichte gehört, und Kästners Uebungen im Disputiren; Gellerts weinerlich großthuende Weise mißfiel ihm; Gottscheden dankte er nichts als die Anregung, es in deutscher Literatur besser zu machen. Plötzlich im Januar 1748 berief ihn der Vater nach Hause und stellte ihn über seinen Umgang mit „Schauspielern und Freigeistern" zu Rede, überzeugte sich jedoch, daß der Sohn zwar seine eigenen Wege gehe, aber weder sein Herz irgendwie vernachläßigt noch die Studien versäumt habe. Der Theologie ward nun ausdrücklich abgesagt und Medicin und das Lehrfach erwählt, eigentlich aber alles studiert, was den Gang der Entwicklung der Menschheit lehrt. Nun beginnt ein gelehrtes Nomadenleben. Von Leipzig nach Wittenberg, dann nach Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und immer wieder nach Leipzig geht er Studien und wetteifernden Arbeitsgenossen nach. „Das Vergnügen der Jagd," sagt er, „ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit die blos daher entsteht daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hoch-

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröfterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröstérin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp **.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterten ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröstерin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Käftnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur —Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? ‖ Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15, Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Käſtnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp **.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröstерin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Trast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filikröſen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun.“ Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm.“ Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes,“ aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente“ herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens“ Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl“ ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas.“ Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten.“ Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten,“ seine Fabeln „Lappalien,“ größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!“ schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen.“ An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen“ beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß“ saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente“ lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens“ drucken, und die „Erste Folge“ im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise“ fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi“ blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.
Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filifströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebensluft an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterten ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Käſtnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * * .

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp **.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Davs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Craft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröfterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? | Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. | Wir wollen weniger erhoben, | Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: | Nur nicht dem Kritikus vor allen. | Warum? Dem Kritikus vor allen | Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, | Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. | Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: | Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, | Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. | Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, | So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. | Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. | Vergebens; was er macht, verdirbt. | So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, | Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen | Auf Abentheuer durch das Land. | Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, | Und giebt für Amors Pfeil und Bogen | Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, | Und ziehn noch beide durch das Land. | Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, | Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? | Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? | Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, | Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. | Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. | Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, | Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. | Erröthe wenigstens, Lucinde, | Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, | Nahm er, die Schöne zu besiegen, | Verschiedene Gestalten an, | Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. | Als Gott zuerst erschien er ihr; | Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. | Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: | Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. | Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: | Verachtung war der Liebe Lohn. | Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! | Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil | Nun seine sechste Frau begraben. | Wem trug jemals ein Gut so viel? | Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. | Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: | Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — | Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! | Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. | Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: | Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, | Werden unvergänglich bleiben: — | Weil dergleichen Zeug zu schreiben, | Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein | Sie um dies Jungfernstift muß sein! | Seit Menschen sich besinnen, | Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: | Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — | Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! | Wie weit er sich zurück erinnern kann! | Bis an die ersten Kinderpossen: | Wie viel er Vögel abgeschossen, | Wie manches Mädchen er begossen, | Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust | Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. | Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, | Die Zeit ist ihm noch unvergessen, | Als seine Mutter Dorilis | Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, | Beneidet mich Kodyll. Der Thor! | Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: | Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht | Ein Engel? — Ohne Zweifel! — | Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. | Sie ist ein Engel von Gesicht, | Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? | Hat dich dein Hausherr schon gesehen? | „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — | Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! | Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn | War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, | Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, | So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, | Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust | Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! | Doch ihr erbärmliches Gesichte, | O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. | Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, | Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigschen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröstерin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Tröstерin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? | Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. | Wir wollen weniger erhoben, | Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: | Nur nicht dem Kritikus vor allen. | Warum? Dem Kritikus vor allen | Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, | Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. | Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: | Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, | Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. | Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, | So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. | Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. | Vergebens; was er macht, verdirbt. | So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, | Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen | Auf Abentheuer durch das Land. | Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, | Und giebt für Amors Pfeil und Bogen | Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, | Und ziehn noch beide durch das Land. | Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, | Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? | Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? | Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, | Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. | Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. | Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, | Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. | Erröthe wenigstens, Lucinde, | Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, | Nahm er, die Schöne zu besiegen, | Verschiedene Gestalten an, | Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. | Als Gott zuerst erschien er ihr; | Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. | Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: | Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. | Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: | Verachtung war der Liebe Lohn. | Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! | Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil | Nun seine sechste Frau begraben. | Wem trug jemals ein Gut so viel? | Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. | Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: | Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — | Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! | Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. | Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: | Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, | Werden unvergänglich bleiben: — | Weil dergleichen Zeug zu schreiben, | Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein | Sie um dies Jungfernstift muß sein! | Seit Menschen sich besinnen, | Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: | Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — | Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! | Wie weit er sich zurück erinnern kann! | Bis an die ersten Kinderpossen: | Wie viel er Vögel abgeschossen, | Wie manches Mädchen er begossen, | Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust | Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. | Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, | Die Zeit ist ihm noch unvergessen, | Als seine Mutter Dorilis | Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, | Beneidet mich Kodyll. Der Thor! | Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: | Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht | Ein Engel? — Ohne Zweifel! — | Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. | Sie ist ein Engel von Gesicht, | Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? | Hat dich dein Hausherr schon gesehen? | „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — | Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! | Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn | War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, | Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, | So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, | Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust | Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! | Doch ihr erbärmliches Gesichte, | O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. | Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, | Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Kraft, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glücksspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crasi, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.“

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigische Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? ‖ Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? —Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

Anton Fischler 9/3 75.

Lessings

sämmtliche lyrische, epische und dramatische Werke

und seine vorzüglichen Prosaschriften.

Leipzig und Teschen.

Stereotypendruck und Verlag von Karl Prochaska.

Der Genius ist nicht auf wenige Einzelne beschränkt; auch die Schüler großer Meister, auch die Hörer herrlicher Dichter müssen davon haben, sollen sie ihnen nachfühlen und nachstreben. Aber einem an genialen Denkern und Dichtern so reichen Volke, dem so mannigfaltige, oft widerstreitende Bildungsarten allseits zuströmen, das seit vierhundert Jahren einem alles erschütternden Glaubensstreit in den verschiedensten Richtungen sich hingegeben, das seit hundert Jahren den großen politischen Kampf der Neuzeit mitkämpft und dem diese Kämpfe sein innerstes Wesen, die helle Vernunft, das strenge Rechtsgefühl, die ewigen Grundlagen schöner Menschlichkeit, beeinflußen, bedrohen — einem solchen Volke thut Strenge noth in der Auswahl aller seiner Meister. Nicht gut also war die unkritische Benennung so vieler Dichter und Prosaisten mit dem höchsten Namen der Klassiker, ohne daß ein weiterer Unterschied unter ihnen gemacht ward. Sagen wir statt Klassiker zu deutsch der höchste Rang, so wird in diesem Rang den drei Meistern Lessing, Göthe, Schiller kein vierter zur Seite stehn.

Lessing hat dem „umirrenden Lernvolk, dem dämmernden Mann" zuerst die Leitsterne der Kritik gewiesen, die selbstherrschende Wahrheit, die unentstellte Schönheit, die echte Menschensitte. Dazu hatte er Kühnheit und Opfermuth genug, um von diesen großen Grundsätzen die unerbittlichen Folgen zu ziehen. Und zu diesen unerläßlichen Eigenschaften eines deutschen Klassikers (andere Völker begnügen sich mit Wenigerem) verlieh ihm die Natur vollendend die Gabe einer klaren, fesselnden Rede, einer unbesiegten Streitkunst und dichterischen Darstellung. Mit Adlerblick überschaute er alle Gebiete der Wissenschaft vom Menschen, der Künste, des Glaubens, der Gesellschaft, überall reinigend wie Feuer, aber auch belebend wie Licht.

Und dieses Meisters Werke sind noch so wenig verbreitet! Theils ist es in unfreier Zeit seinen Gegnern gelungen, dies Licht unter den Scheffel zu stellen, theils hinderte der große Umfang seiner Schriften, wie die strenge Gelehrsamkeit einzelner derselben, ihre Verbreitung. Von selbst ergab sich denn, was hier zu thun sei. Indem wir die nur für Gelehrte geschriebenen und dem großen Leserkreise unverständlich bleibenden Schriften (historische Kritik, Textkritik alter Schriftsteller, Bücherkunde, andere philologische, theologische Einzelfragen 2c.) ausscheiden, ermöglichen wir den leichteren Flug dessen, was Lessing für die gesammte Nation, ja für die Welt geschrieben, und fördern seine erleuchtende, befruchtende Wirkung.

Um für diese immer noch umfangreichen Werke einen Preis zu erzielen, der sie auch in jene Kreise einführe, wo Bibel, Gesangbuch und Kalender Eins und Alles ist, haben wir unter den verschiedenen Mitteln ein solches gewählt, das der würdigen äußeren Erscheinung des Klassikers keinen Abbruch thut, jenes Mittel, dessen sich eben auch Gesangbücher und weltliche Liederbücher seit jeher und bis heute ohne Anstoß bedienen: die ungebrochenen Zeilen der Verse. Schwerlich dürfte ein vortheilhafteres und dabei unschädlicheres Mittel für möglichste Verbreitung dichterischer Werke gefunden werden. Um aber dennoch die metrische Gestalt des Gedichtes zu retten, bezeichnen wir nicht nur die Versanfänge mit großen Anfangsbuchstaben, sondern trennen die Verse überdies mit Doppelstrichen. Die Gewohnheit ist mächtig, allmächtig nicht; denn eine weicht der anderen, und gerade in unserer Zeit weichen die unpraktischen den praktischeren. Die Verbreitung unserer Klassiker bis in die niederen Schichten des Volkes, die für die Nation jährlich wichtiger werden, ist ein so hoher Zweck, daß er dieses sonst unschädliche Mittel wol rechtfertigt. Die Ausstattung und der Preis, die damit erreicht sind, haben das Urtheil nicht zu fürchten.

Inhalt.

Sinngedichte.

Epigrammata.

Lieder.

Oden.

Fabeln und Erzählungen.



Gotthold Ephraim Lessing.

Der westphälische Friede hat das Reich aufgelöst, die Theilfürsten der kaiserlichen Oberaufsicht entledigt. Der Adel ein ohnmächtiger Paradestand, die Städte der Selbstverwaltung beraubt, der Bauer leibeigen, die Geistlichkeit ein gefüges Werkzeug, die stehenden Heere Grundlage dieser Allmacht, nicht des Staates, sondern der Person des Fürsten, — so wahrlich „ersterbend" lagen die deutschen Länder und Ländchen unter der Last des Absolutismus. Die Höfe dieser Allmächtigen wußten dafür nichts besseres zu bieten als die Nachahmung des französischen und spanischen Hofes, wo diese neue Art von Staat schon etwas älteres war und in der Entnervung und Verdummung der Nation schon überreife Früchte trug. Vom Untergang rettete Deutschland keine Revolution sondern langsame Genesung: ausgehend von seinem Bürgerstand. In seiner schönen Häuslichkeit hat der deutsche Bürger die alte Neigung zu geistiger Erholung, Rechtssinn, Gewissen und die deutsche Eigenart noch am unverdorbensten bewahrt. Immer zahlreicher entsprießen diesem Stande jene Gelehrten, Staatsbeamten, Dichter, Geistliche, welche die Grundsätze ihres Vaterhauses geltend machen in der Welt. Sie eröffnen der vom Staatsleben ausgeschlossenen Nation im Reiche der Dichtung einen Garten der Veredlung, bald einen Turnplatz der Vernunft und ihrer Kritik; sie machen die Ergebnisse ihrer Forschungen in deutlichem Deutsch in den ungelehrten Kreisen fruchtbar; zeigen ihnen die Gestalten freier froher Hellenen, unbeugsamer Römer; erregen ihnen Schamgefühl und Sehnsucht mit der Geschichte ihrer Vorfahren: so erziehn sie das Volk abermals zu einer deutschen Nation. Hoch unter diesen Männern steht Lessing.

Jenen freien deutschen Bauern und Bürgern die das Mittelalter in slavischen Ländern angesiedelt, sind viele Männer von segensreichem Einfluß, einem solchen Lande ist auch Lessing entsproßen. Dem Pastor Joh. Gottfried Lessing in Kamenz in der Lausitz gebar seine Gemahlin Justine Salome geborne Feller, zwei Töchter und zehn Söhne, der älteste derselben ist unser Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729. Die dem Bildungsstand des Hauses bei so reichem Kindersegen nachstehenden Mittel zwangen zu einem genauen Haushalt und diesem verdankte Lessing jene Genügsamkeit, die später eine Bedingung seiner erstaunlichen Thätigkeit und seines unabhängigen Sinnes geworden, der wieder seinen Werken ihre Echtheit und Lauterkeit bewahrt hat. Der Inhalt des Christenthums und die Begründung des Protestantismus wurde dem Knaben durch seinen Vater geläufig und dadurch seine Naturanlage, allem Ding nach seinem Recht und Ursprung nachzufragen, früh geübt. 1741 ward Lessing in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. 24 Stunden der Woche waren dem Gottesdienst und Bibellesen, 64 dem Studium gewidmet, nur 17 frei. Gleichwohl nannte Lessing später die fünf Jahre zu Meißen die glücklichsten seines Lebens; denn die Gegenstände waren mit selbständig gebildeten, ihres Faches frohen Lehrern besetzt und spannten alle des vielseitigen Jünglings Wißbegier.

Am 20. September 1746 ward Lessing auf der Hochschule zu Leipzig eingeschrieben. Die Theologie war im Lessingschen Hause gleichsam erblich, auch unser Lessing betrat diese Bahn und studierte eifrig. Bald aber fand er, „daß Bücher ihn gelehrt, doch nicht zum Menschen machen können," und suchte Gesellschaft. Begreiflich wird diese oft mißverstandene Handlungsweise durch die damals dem Leben entfremdeten Wissenschaften. Am meisten zog Lessing das durch Frau Neuber unter Anleitung Gottscheds nach „feinerem" doch nicht immer poetischerem Geschmack umgestaltete Schauspiel. Lessing und sein Freund Chr. Weiße sparten sich das Eintrittsgeld am Munde ab und waren fast täglich im Schauspiel. Dies erregte die dichterische Gabe; im Januar 1748 ward „Der junge Gelehrte" mit großem Beifall aufgeführt. Dadurch kam Lessing in die Gesellschaft der Schauspieler. Hier bemerkte er an seiner äußeren Haltung Unebenheiten, die er durch Reiten, Turnen, Tanzen mit Leichtigkeit beseitigte. Hier lernte er die Menschen der Wirklichkeit und unter ihnen erst sich selbst kennen, das Spiel der Gedanken und der Leidenschaften mit des Menschen Schicksal, die echte, die gemachte und die Gewohnheitstugend, die Macht des männlichen Willens — das Drama des Lebens. Darüber wurden die Wissenschaften nicht versäumt; Lessing ward nun Gast in verschiedenen Vorlesungen. Dankbar erwähnte er später Ernestis, den er über griechische Klassiker, römische Alterthümer und Weltgeschichte gehört, und Kästners Uebungen im Disputiren; Gellerts weinerlich großthuende Weise mißfiel ihm; Gottscheden dankte er nichts als die Anregung, es in deutscher Literatur besser zu machen. Plötzlich im Januar 1748 berief ihn der Vater nach Hause und stellte ihn über seinen Umgang mit „Schauspielern und Freigeistern" zu Rede, überzeugte sich jedoch, daß der Sohn zwar seine eigenen Wege gehe, aber weder sein Herz irgendwie vernachläßigt noch die Studien versäumt habe. Der Theologie ward nun ausdrücklich abgesagt und Medicin und das Lehrfach erwählt, eigentlich aber alles studiert, was den Gang der Entwicklung der Menschheit lehrt. Nun beginnt ein gelehrtes Nomadenleben. Von Leipzig nach Wittenberg, dann nach Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und immer wieder nach Leipzig geht er Studien und wetteifernden Arbeitsgenossen nach. „Das Vergnügen der Jagd," sagt er, „ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit die blos daher entsteht daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hoch-

achtung, auf die allein Männer Freundschaft baun." Mit jedem Tag fühlte er sich freier von Vorurtheilen und Irrthümern und diese Freiheit suchte er auch Andern mitzutheilen. Die Literatur war die Ausstellung von Wahrheit und Irrthum; die Kritik dieser Ausstellung erkannte denn Lessing als seinen inneren Beruf. Er begann sie 1751 in der Berliner privil. Zeitung und in der Beilage der Berliner Staats- und Gelehrtenzeitung zu üben. Etwa zwei Drittel seiner Schriften sind Kritik. Die Kritik, vor der die Schatten und Gespenster weichen, welche in lieben und ehrwürdigen Masken das öffentliche und das Einzelleben hemmen, diese stäte Vergleichung alles Menschenwerkes mit der reinen Wahrheit, Schönheit und Liebe war in dem Streit der Schweizer gegen Gottsched zwar schon an die Stelle der blinden Lobpreisung alles dessen was gedruckt, was vollendete Thatsache ist, getreten; aber noch war sie nur auf Gefühl, nicht auf Erkenntniß gebaut. Lessing, der die Wahrheit, die Schönheit, die Liebe auch in ihren Verstecken, in ihren Entstellungen kraft des angebornen Genies ersah, erließ es sich doch niemals, durch fleißiges Studium in Geschichte, Literatur und überbliebenen Kunstwerken die Bestätigung zu suchen.

Dieser scharfe Kritiker war gleichwohl der heiterste, witzigste Geselle, der die Menschen zu nehmen wußte wie sie sind. Desto mehr kargte er mit seiner Freundschaft; seinen erwählten Freunden, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Offizier und Dichter Ewald v. Kleist war er mit ganzer Seele zugethan. So bedürfnißlos auch Lessing war, Bücher und Muße sind theure Waare; der siebenjährige Krieg gefährdete auch das schmale schriftstellerische Einkommen; darum, so widrig ihm auch jeder Dienst, jedes Amt war, entschloß er sich als Sekretär in den Dienst des Generals v. Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien zu treten und gieng nach Breslau. Eine neue Welt, der Krieg! Zwar die Politik dieses Krieges war nicht die seine; er sprach in Berlin für Sachsen, in Leipzig für Preußen und stellte den kleinen filiströsen Landespatriotismen sein Weltbürgerthum entgegen. In der Gesellschaft jener Offiziere, die in täglichen Gefahren ihrer Männlichkeit und zahlreicher Siege sich freuten, ward es Lessing wohl; war er doch auch ein wandernder Streiter; sie begeisterte ihn zu unserem ersten klassischen Lustspiel, „Minna v. Barnhelm." Und mitten in den Zerstreuungen, wo Lessing auch die Leidenschaft des Glückspiels durchgekostet, schrieb er seinen Laokoon, ein Werk der ruhigsten feinsten Betrachtung der Künste, erflossen aus emsigstem Studium. Mehr als fünf Jahre Dienst ertrug ein Lessing nicht, 1765 verließ er Breslau.

Eine Verbindung Hamburger Bürger hatte sich das schöne Ziel gesetzt, eine nationale, den reinsten Geschmack pflegende Bühne zu errichten und ladete Lessing ein, als Dramaturg und Berather mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern die Kritik dieser Bühne in einem eigenen Blatte zu leiten. Lessing begrüßte sehr hoffnungsreich die Verwirklichung einer lange gehegten Idee und diente ihr drei Jahre mit einer Ausdauer, die durch den noch kindischen Geschmack sowohl der Zuschauer als der Unternehmer selbst auf harte Proben gestellt ward. Dieser Thätigkeit danken wir die Hamburger Dramaturgie, welche die französische Seichtigkeit und falsche Tragik einer zersetzenden Kritik unterwirft, (leider auch noch auf die Bühnen von 1867 passend,) und die wahren Gesetze des Dramas in der anmuthigsten Prosa darlegt. Als nun aber der lieben Einnahme wegen auch Seiltänzer die Nationalbühne schmücken mußten, da schüttelte Lessing den Hamburger Staub von seinen Füßen. Indessen dankte er dieser Weltstadt manches unschätzbare Gut. Hier ward er mit Klopstock befreundet, den er so hoch verehrte ohne ihn jedoch über die Kritik zu stellen; hier lernte er seine künftige Gemahlin, die später verwittwete Eva König, geb. Hahn aus Mannheim kennen; von hier erhielt er die vom Professor Herm. Reimarus (gest. 1768) verfaßte „Schutzschrift für vernünftige Verehrer Gottes," aus der er später die „Wolfenbüttler Fragmente" herausgab; hier auch lebte der Hauptpastor Goeze, gegen dessen Anbetung des „tödtenden Buchstabens" Lessing die höchste Blüthe deutscher Streitkunst entwickelte. — 1770 ward Lessing Bibliothekar der herzogl. Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel. Die Ordnung dieser Bibliothek hat er nicht vollendet, aber durch wichtige, überraschende Entdeckungen daraus fast alle Wissenschaften neu befruchtet. Bei einem Besuch in Hamburg ließ sich Lessing in den Freimaurerorden aufnehmen; als Tags darauf der „Meister vom Stuhl" ihn heimlich fragte, er finde doch in dem Orden nichts gegen Religion, Staat und Sitten? antwortete Lessing: „Nein. Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." Eine Beförderung in Braunschweig ward wegen schlimmer Finanzlage lange verzögert, bis einige Hundert Braunschweiger an England und Holland als Soldaten verkauft worden; so mußte in aufstrebender Zeit selbst solches Sündengeld dem Geist der besseren Zukunft dienen. 1775 vom März bis December reiste Lessing mit dem Prinzen Leopold v. Braunschweig über Prag, Wien, Salzburg nach Italien. In Wien sagte die Kaiserin Maria Theresia zu Lessing: „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack (in Wien) nicht recht fort will; sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsicht und Kräfte erlaubten." Lessing erlaubte sich bei so kurzem Aufenthalte kein Urtheil. Die Reise (Mailand, Venedig, Florenz, Turin, Bologna, Rom) gewährte ihm nicht was er sich versprochen hatte.

Seine Lieder und Epigramme nannte Lessing „Kleinigkeiten," seine Fabeln „Lappalien," größeren Werth legte er auf die Lustspiele; die ernsten Dramen, früh angelegt, arbeitete er in langen Jahren, öfter zurücklegend und wieder aufnehmend, aus; so kam Miß Sara Sampson und Emilia Galotti zu ihrer Vollendung; denn er meinte, daß vor seinem 30. Jahre kein Dichter ein Trauerspiel gediegen vollenden werde. Am 7. Oktober 1776 feierte Lessing seine Hochzeit mit Eva König und fand seine verbitterte Lebenslust an der Seite dieser trefflichen Frau wieder, doch nur um zu erfahren, wie schön das Menschenleben sein kann, nicht um es auf die Dauer zu führen. Die Gattin gebar ihm einen Knaben; nach wenig Stunden starb das Kind, nach wenig Tagen die Mutter, 10. Januar 1778. Als sein Freund Kleist gestorben war, da tobte sein Schmerz, jetzt nagte er innerlich und äußerte sich nur leise. „Diese Erfahrung hätte ich nun auch gemacht!" schrieb er an Eschenburg, „Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ich wollt es auch so gut haben wie andere Menschen." An der Leiche betend fanden ihn seine Stiefkinder; er erhob sich und nahm ihnen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nachzueifern. Eben damals suchten einige Elende ihm, dem „Selbständigen" beim Herzog zu schaden, aber unbekümmert um „das große Geschmeiß" saß der Einsame in dem Sterbezimmer seiner Frau, das nach einem stillen Gärtchen hin lag und schrieb, neben sich sein Kätzchen, für das reine Christenthum gegen Orthodoxie; die damaligen Goeze verstanden ihn so wenig wie ihre heutigen Vertheidiger. Die Herausgabe der „Fragmente" lehrte Lessing auch die eisernen Schranken des beschränkten Staates unter unumschränkter Herrschaft fühlen. Pastor Goeze, von Lessing so ganz entwaffnet, verklagte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten; das corpus evangelicorum legte sich auch darein und das braunschweigsche Ministerium verbot Lessing etwas drucken zu lassen ohne vorgängige Censur, 3. August 1778. Lessing ließ sofort, noch im August seine „Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage Goezens" drucken, und die „Erste Folge" im Oktober und ist der erste Deutsche, der der Anmaßung einer Censur Trotz bietet. Aber auch eine Trösterin fehlte dem Dulder und Streiter nicht. Die Dichtung, und welche himmlisch sanfte, hohe, heitere! war mit ihm; 1779 war sein „Nathan der Weise" fertig, das Aug seiner Seele, sein bestes Denkmal; keine Toleranz, kein Lehrgedicht, sondern die schöne Menschenkraft, die im schweren Kampfe mit uralten, eingeimpften Vorurtheilen fertig wird. „Der fromme Samariter, ein Trauerspiel nach der Erfindung des Herren Jesu Christi" blieb leider nur eine Idee. — Schnell fiel Lessings Leib dahin; Flußfieber, Schlafsucht, Halsübel, Engbrüstigkeit stürmten ein und am 15. Februar 1781 schied er von hinnen in den Armen eines jungen Juden.

Von Kind auf stets derselbe, nur entwickelnd, was in Herz und Haupt von Natur gelegen; keine Umkehr, keine Schwenkung; redlich, furchtlos, stolz strebte dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit zu. Und er lebte noch nicht im Verfassungsstaat! — Seine Leiche ward auf dem Magnikirchhof, weil er kein Vermögen hinterlassen, auf Staatskosten beerdigt wie die Aristeides des Gerechten.

Sinngedichte.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben? ‖ Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. ‖ Wir wollen weniger erhoben, ‖ Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen: ‖ Nur nicht dem Kritikus vor allen. ‖ Warum? Dem Kritikus vor allen ‖ Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld, ‖ Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult. ‖ Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen: ‖ Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim.

Ernst, der gern so neu, als eigenthümlich spricht, ‖ Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht. ‖ Die Reime hör ich wol; den Stachel fühl ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm, ‖ So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam. ‖ Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken. ‖ Vergebens; was er macht, verdirbt. ‖ So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken, ‖ Und martert sich, und stirbt.

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen ‖ Auf Abentheuer durch das Land. ‖ Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen, ‖ Und giebt für Amors Pfeil und Bogen ‖ Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen, ‖ Und ziehn noch beide durch das Land. ‖ Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen, ‖ Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist? ‖ Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest? ‖ Weil, nach des Schicksals ewgem Schluß, ‖ Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde. ‖ Durch nichts wird sie mehr roth gemacht. ‖ Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde, ‖ Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht. ‖ Erröthe wenigstens, Lucinde, ‖ Daß nichts dich mehr erröthen macht!

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann, ‖ Nahm er, die Schöne zu besiegen, ‖ Verschiedene Gestalten an, ‖ Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. ‖ Als Gott zuerst erschien er ihr; ‖ Dann als ein Mann und endlich als ein Thier. ‖ Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen: ‖ Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. ‖ Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton: ‖ Verachtung war der Liebe Lohn. ‖ Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! ‖ Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil ‖ Nun seine sechste Frau begraben. ‖ Wem trug jemals ein Gut so viel? ‖ Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben. ‖ Denn sollt ich auch die sechste drauf begraben: ‖ Könnt ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? — ‖ Sechs gute Tage nur erlebet haben.

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern! ‖ Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern. ‖ Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht: ‖ Ihr fordert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt, ‖ Werden unvergänglich bleiben: — ‖ Weil dergleichen Zeug zu schreiben, ‖ Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu * *.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein ‖ Sie um dies Jungfernstift muß sein! ‖ Seit Menschen sich besinnen, ‖ Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp * *.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören: ‖ Herr Doktor ruft es Dich. Ich dankte dieser Ehren! — ‖ Die Mutter wollt es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann! ‖ Wie weit er sich zurück erinnern kann! ‖ Bis an die ersten Kinderpossen: ‖ Wie viel er Vögel abgeschossen, ‖ Wie manches Mädchen er begossen, ‖ Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust ‖ Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt. ‖ Zwar alles glaub ich nicht; ich glaub indessen, ‖ Die Zeit ist ihm noch unvergessen, ‖ Als seine Mutter Dorilis ‖ Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen, ‖ Beneidet mich Kodyll. Der Thor! ‖ Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen: ‖ Er liest mir seine Verse vor.

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht ‖ Ein Engel? — Ohne Zweifel! — ‖ Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht. ‖ Sie ist ein Engel von Gesicht, ‖ Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen? ‖ Hat dich dein Hausherr schon gesehen? ‖ „Wie meinst du, Fremder, diese Frage? — ‖ Er sieht und übersieht mich alle Tage."

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! ‖ Sein Ur—Ur—Ur—Ur—Aelterahn ‖ War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen, ‖ Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen, ‖ So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht, ‖ Ohn Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht."

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust ‖ Reizt uns, o D*, zu welcher Lust! ‖ Doch ihr erbärmliches Gesichte, ‖ O D*, macht Reiz und Lust zu nichte. ‖ Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen, ‖ Und Gift und Gegengift beisammen.

Auf Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette. Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Gestank hier, wo Lukrin begraben, ‖ Der unbarmherzge Filz! — Ich glaube gar, sie haben ‖ Des Wucherers Seele mit begraben.

Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! — ‖ Die König Friedrich mir geschenkt, ‖ Die war, — was das bedeuten muß? — ‖ Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode.

Es sagte, sonder alle Gnade, ‖ Die ganze Stadt Nigrinen todt. ‖ Was that die Stadt in dieser Noth? ‖ Ein Zehntheil von der Stadt sprach: Schade! ‖ Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrei ‖ Ein bloßes blindes Lärmen sei: ‖ So holten, was zuvor das eine Zehntheil sprach, ‖ Die andern neune nach.

Auf den Gargil.

Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder ‖ Gargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder. ‖ Sein Lied ist Lieb und Wein. Kann man es ihm verdenken, ‖ Daß er der Nachwelt will vollkommne Possen schenken?

Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu streiten!“ ‖ Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten. ‖ Das hieß: (so übersetz ich ihn) ‖ Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

Die Wohlthaten.

Wär auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte, ‖ Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte — ‖ Sind beides, Bütt und Mensch nicht allzu morsch und alt, — ‖ Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar, ererb, erwirb,
Hab alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Nester? Hab ich doch gehört,
Daß Manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fiengen die denn an.

Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

Auf Stipsen.

Stips ist, trotz einem Edelmann, ‖ Ein Dummkopf und ein braver Degen; ‖ Borgt, wie ein frecher Edelmann; ‖ Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen; ‖ Verprasset sein und anderer Vermögen, ‖ Wie ein geborner Edelmann: ‖ Und doch — wer kann dergleichen Thorheit fassen? — ‖ Will Stips sich noch erst adeln lassen.

Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und schwach an Kräften, ‖ Entschlägt sich Sanktulus der Welt ‖ Und allen weltlichen Geschäften, ‖ Von denen keins ihm mehr gefällt. ‖ Die kleine trübe Neige Leben, ‖ Ist er in seinem Gott gemeint, ‖ Der geistlichen Beschauung zu ergeben; ‖ Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund. ‖ Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht ‖ Des Abends durch die Hinterthüre ‖ Manch hübsches Mädchen zu ihm führe. ‖ Doch, böse Welt, wie ungerecht! ‖ Ihm was so übel auszulegen! ‖ Auch das geschieht blos der Beschauung wegen.

An Grillen.

Sei kürzer! sprichst du, Grill. ‖ Schweig, Grill! du bist nicht klug. ‖ Ist das dir kurz genug?

An den Salomon.

Hochweiser Salomon! dein Spruch, ‖ „Daß unter tausenden kein gutes Weib zu finden,“ ‖ Gehört — gerad heraus — zu deinen Zungensünden; ‖ Und jeder Fluch ist minder Fluch, ‖ Als dieser schöne Sittenspruch. ‖ Wer sie bei tausenden will auf die Probe nehmen, ‖ Wie du gethan, hochweiser Mann, ‖ Muß sich bei tausenden der Probe freilich schämen, ‖ Wird drüber wild, und lästert dann.

Auf ebendenselben.

Daß, unter tausenden ein weiser Mann ‖ Kein gutes Weibchen finden kann: ‖ Das wundert mich recht sehr. ‖ Doch wundert mich noch mehr, ‖ Daß unter tausenden ein weiser Mann ‖ Nicht Eine gut sich machen kann.

Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einzge hält.

An den Aemil.

Mit Unrecht klagest du, treuherziger Aemil, ‖ Daß man so selten nur auf deine Worte bauen, ‖ Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will: ‖ Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

Trux an den Sabin.

Ich hasse dich, Sabin; doch weiß ich nicht weswegen:
Genug, ich hasse dich. Am Grund ist nichts gelegen.

Antwort des Sabin.

Haß mich, so viel du willst! doch wüßt ich gern, weswegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund ist mir gelegen.

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein als dir nur möglich lügen: ‖ Mich sollst du dennoch nicht betrügen. ‖ Ein einzigmal nur hast du mich betrogen: ‖ Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist, ‖ Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt: ‖ Das möcht ich wol entschieden wissen, — ‖ Da beide sie gemalt nur küssen.

Entscheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill ist noch am besten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

An die * *.

Du fragst: Wer giebt für meinen Sohn ‖ Mir einen Namen an? ‖ Für deinen Sohn, und wessen Sohn? — ‖ Du schweigest? — Nenn ihn Pan.

Auf Alandern.

Alander, hör ich, ist auf mich gewaltig wild; ‖ Er spöttelt, lästert, lügt und schilt. ‖ Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette. ‖ Doch was? als ob nicht auch sein Bruder an der Kette ‖ Auf die am heftigsten, die er nicht kennet, billt.

Auf einen Brand zu * *.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand. ‖ Schnell sprang, zum löschen oder retten, ‖ Ein Dutzend Mönche von den Betten. ‖ Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand. ‖ Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? das soll mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? das will ich dir gedenken!

Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Auf den Kodyll.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt, ‖ Läßt keinen Krämer laufen, ‖ Kauft alles, was er sieht: um alles, was er hat, ‖ Bald wieder zu verkaufen.

An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde: ‖ Doch spiel ich eher nicht, Pompil, ‖ Als bis ich keinen finde, ‖ Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine liebe Pavian, ‖ Der uns so manches nachgethan! ‖ Ich wette, was er itzt gethan, ‖ Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

Grabschrift auf ebendenselben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe, ‖ Und leider! leider! welch ein Affe! ‖ So zahm, als in der Welt kein Affe; ‖ So rein, als in der Welt kein Affe; ‖ So keusch, als in der Welt kein Affe; ‖ So ernst, als in der Welt kein Affe; ‖ So ohne Falsch. O welch ein Affe! ‖ Damit ichs kurz zusammen raffe: ‖ Ein ganz origi-naler Affe.

Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr: ‖ Nun ich sie in der Nähe ‖ Von Zeit zu Zeiten sehe, ‖ Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwur sich Nickel Fein, ‖ Ein reicher, reicher Mann zu sein. ‖ Auch wär es, traun! nach seinem Schwur ge-gangen, ‖ Hätt man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels.

Ich höre, Freund, dein ernstes schönes Kind ‖ Will sich des Lachens ganz entwöhnen, ‖ Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süße Thränen ‖ Da zu vergießen sind. — ‖ Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherei! Bramarbas stand vor ihr,
Ward blaß und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, ist dir ein Mund zum küssen? ‖ Wie er spricht, spricht dir niemand nicht? — ‖ Wie sollte so ein Mann auch nicht zu sprechen wissen? ‖ Er thut ja nichts, als daß er spricht.

Auf den Mison.

Ich warf dem Mison vor, daß ihn so viele hassen.
Je nun! wen lieb ich denn? sprach Mison ganz gelassen.

Der reiche Freier.

Ein Bettler gieng auf Freiersfüßen, ‖ Und sprach zu einer Magd, die er nach Wunsche fand: ‖ Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf diese dürre Hand: ‖ Die soll uns wol ernähren müssen!“ ‖ Die Magd besann sich kurz, und gab ihm ihre Hand.

Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! du kennst den Mann.

Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“ ‖ Sprach Hänschen schlau zu Vetter Fritzen, ‖ „Daß nur die Reichen in der Welt ‖ Das meiste Geld besitzen.“

An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein: ‖ Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein! ‖ Allein dein Hündchen lecket dich: ‖ Und dieses wundert mich.

Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land. ‖ Hier grub mich todt, mit frommer Hand, ‖ Ein Fischer in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt! ‖ Im Sturme scheitern und ersaufen, ‖ Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang und oft: warum denn, Meister Steffen? Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

Auf eine Bildsäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

Auf ebendieselbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück: ‖ Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! — ‖ (Ich hätte viel für diesen Rath gegeben!) ‖ Er stellt sich so nur ohne Leben.

Auf ebendieselbe.

Kommt diesem Amor nicht zu nah, ‖ Und stört ihn nicht in seinem Staunen! ‖ Noch steht er so, in Einem süßen Staunen, ‖ Seit er Philinden sah.

Auf ebendieselbe.

Die Unschuld naht sich ihm, und bebt:
Sie fühlt, sie fühlt es, daß er lebt.

Auf ebendieselbe.

O Chloe, halte deinen Blick ‖ Von diesem Schalke ja zurück! ‖ Gesetzt, er wär auch ohne Leben: ‖ Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten ‖ Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind, ‖ Damit sich niemand läßt gelüsten ‖ Zu sehen, daß sie ledig sind.

An den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen, ‖ Soll ich ein Sinngedichte machen? ‖ Gut! daß du ohne Müh kannst lachen, ‖ So will ichs sonder Einfall machen.

Entschuldigung wegen unterlassenes Besuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage ‖ Und ganze Nächte bei dir sein: ‖ Um mich mit dir die ganzen Tage, ‖ Die ganzen Nächte zu erfreun. ‖ Doch tausend Schritte finds, die unsre Wohnung trennen; ‖ Und hundert wol noch oben drein. ‖ Und wollt ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen, ‖ Und jene hundert oben drein: ‖ So weiß ich doch, daß ich am Ende ‖ Des langen Wegs dich zwanzigmal nicht fände. ‖ Denn öfters bist du nicht zu Hause, ‖ Und manchmal bist dus nicht für mich: ‖ Wenn nach dem langen Zirkelschmause ‖ Der kleinste Gast dir hinderlich. ‖ Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen, ‖ Dich, liebster Freund, dich sehn zu können: ‖ Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn, ‖ Verdreußt michs, Einen nur zu gehn.

An den Paul.

Es scheinet, daß du, Paul, der einzge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern sein, wo keiner nüchtern ist.

Velt und Polt.

Zum Henker, fluchte Polt zu Velten, ‖ Mußt du mich einen Lügner schelten? ‖ Zum Henker! fluchte Velt zu Polten, ‖ Ich einen Lügner dich gescholten? ‖ Das leugst du, Polt, in deinen Hals, ‖ Das leugst du als ein Schelm, und als . . . ‖ Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten! ‖ Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

Der kranke Star.

„Komm ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried im Staat,“ Gelobt der kranke Star, „so werd ich ein Soldat.“

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wol: ‖ Ein Färber kömmt, der schwören soll. ‖ Der Färber hebt die blaue Hand; ‖ Da ruft der Richter: Unverstand! ‖ Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus! ‖ Nein! ruft der Färber, Brill heraus!

Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

Das Mädchen.

Zum Mädchen wünscht ich mir — und wollt es, ha! recht lieben — ‖ Ein junges, nettes, tolles Ding, ‖ Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben, ‖ Am Wuchse schlank, im Gange flink, ‖ Von Aug ein Falk, ‖ Von Mien ein Schalk; ‖ Das fleißig, fleißig liest: ‖ Weil alles, was es liest, ‖ Sein einzig Buch — der Spiegel ist; ‖ Das immer gaukelt, immer spricht, ‖ Und spricht und spricht von tausend Sachen, ‖ Versteht es gleich das Zehnte nicht ‖ Von allen diesen tausend Sachen: ‖ Genug, es spricht mit Lachen, ‖ Und kann sehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünscht ich mir! — Du, Freund, magst deine Zeit ‖ Nur immerhin bei schöner Sittsamkeit ‖ Nicht ohne seraphinsche Thränen, ‖ Bei Tugend und Verstand vergähnen. ‖ Solch einen Engel ‖ Ohn alle Mängel ‖ Zum Mädchen haben: ‖ Das hieß ein Mädchen haben? — ‖ Heißt eingesegnet sein, und Weib und Hausstand haben.

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte, ‖ Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geschah? ‖ Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja! ‖ Der Skorpion verreckte.

An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, ist fein! ‖ Es hat mich trefflich durchgezogen, ‖ Und ist, vollkommen schön zu sein, ‖ Erstunken und erlogen.

An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier, ‖ Der wenig nach der Mitgift fragt; ‖ So denke, was das Sprichwort sagt: ‖ Sehr wohlfeil ist sehr theuer.

Auf den Kauz.

Wer sagt, daß Meister Kauz Satyren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wissen?
Der beißige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

An den Leser.

Du, dem kein Epigramm gefällt, ‖ Es sei denn lang und reich und schwer: ‖ Wo sahst du, daß man einen Speer, ‖ Statt eines Pfeils, vom Bogen schnellt?

An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her. ‖ Wenn ich an deiner Stelle wär, ‖ Den Diener wollt ich besser brauchen: ‖ Du kannst dir freien Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

An ebendenselben.

Dem hast du nur die Hand, und dem den Kuß beschieden.
Ich, gnädger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

Auf einen gewissen Dichter.

Ihn singen so viel mäßge Dichter, ‖ Ihn preisen so viel dunkle Richter, ‖ Ihn ahmt so mancher Stümper nach, ‖ Ihm nicht zum Ruhm, und sich zur Schmach. ‖ Freund, dir die Wahrheit zu gestehen, ‖ Ich bin zu dumm es einzusehen, ‖ Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket. ‖ Doch so viel seh ich ein, ‖ Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket, ‖ Das Singen muß ein Quaken sein.

An den Wesp.

Nur Neues liebest du? nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

An den Trill.

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben: ‖ Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben. ‖ Ich soll dir rathen? Wol! Thu, was dein Vater that: ‖ Bleib frei; heirathe nicht! — Da hast du meinen Rath.

An ebendenselben.

Du nennest meinen Rath ein schales Sinngedicht? ‖ Trill, einen andern Rath bekömmst du wahrlich nicht. ‖ Zum Hängen und zum Freien ‖ Muß niemand Rath verleihen.

An die Fuska.

Sei nicht mit deinem rothen Haar ‖ So äußerst, Fuska, unzufrieden! ‖ Ward dir nicht schönes braunes Haar, ‖ so ward dir braune Haut beschieden.

Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu erwecken.

Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten.

Der Vater reimt und suchet allen, ‖ Nicht wenig Kennern zu gefallen. ‖ Die Tochter buhlt: o, straft sie nicht! ‖ Das gute Kind will allen, ‖ Wie ihres Vaters Reim gefallen.

Auf ebendieselbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, ist schön: ‖ Das muß ihr auch der Neid gestehn. ‖ So schön, daß man es gern vergißt, ‖ Daß sie ein wenig buhlrisch ist; ‖ So schön, daß man es gar vergißt, ‖ Daß ihr Papa ein Reimschmied ist.

Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leidge böse Geist.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe wars, der Berthold heißt.
Kunz. Sei drum! so ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn sieh! Pfaff oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie mans heißt.

Auf den Bav.

Ein schlechter Dichter Bav? ein schlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt, ‖ Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt; ‖ Daß sie nicht betet und nicht höret ‖ Und andre nur im Beten störet. ‖ Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge; ‖ Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige), ‖ Sie bat mit ernstlichen Geberden: ‖ „Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

Auf einen gewissen Leichenredner.

O Redner! dein Gesicht zieht jämmerliche Falten, ‖ Indem dein Maul erbärmlich spricht. ‖ Eh du mir sollst die Leichenrede halten, ‖ Wahrhaftig, lieber sterb ich nicht!

Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen? ‖ So fragt ein König einen weisen Mann. ‖ Der Weise sprach: von wilden heißts Tyrann, ‖ Und Schmeichler von den zahmen.

Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis ‖ Wünscht mich zum Manne, wie ich höre. ‖ Reich wäre sie genug, das ist gewiß; ‖ Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wisset, die ihrs noch nicht wißt:
So heißt Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Bissen Brot, ‖ Den er genoß, sprach: Segne Gott! ‖ Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach ‖ „Und stirb!" sein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

Der spielsüchtige Deutsche.

So äußerst war, nach Tacitus Bericht, ‖ Der alte Deutsch aufs Spiel erpicht, ‖ Daß, wenn er ins Verlieren kam, ‖ Er endlich keinen Anstand nahm, ‖ Den letzten Schatz von allen Schätzen, ‖ Sich selber, auf das Spiel zu setzen.

Wie unbegreiflich rasch! wie wild! ‖ Ob dieses noch vom Deutschen gilt? ‖ Vom deutschen Manne schwerlich. — Doch, ‖ Vom deutschen Weibe gilt es noch.

Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn, ‖ Und zweifelt doch an meinem Leben? ‖ Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben: ‖ So sollt ihr sehn!

Auf die feige Mumma.

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken! ‖ Trinkt fleißig, aber trinket still! ‖ Wer wird an die Gesundheit denken, ‖ Wenn man die Gläser leeren will?

Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse ‖ Kein königliches Glück mein Leben mir versüße. ‖ Dies schwör ich ihr im Ernst, wofern sie sich ergiebt; ‖ Und schwör es ihr im Scherz, wofern sie mich nicht liebt.

Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters

Womit, o Zevs, hab ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

Der Furchtsame.

Kaum seh ich den Donner die Himmel umziehen, ‖ So flieh ich zum Keller hinein. ‖ Was meint ihr? ich suchte den Donner zu fliehen? ‖ Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

An den Herrn V.

Du ladest zwanzig Schmauser ein, ‖ Wovon ich keinen kenn; und dann mich oben drein. ‖ Doch zürnst du, und erstaunst, warum ich nicht erscheine? ‖ Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

Auf die Genesung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen, ‖ Die Lais unsrer Stadt nach jener Welt zu holen. ‖ Sie war so alt doch nicht, und reizte manchen noch ‖ Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch. ‖ „Was?“ sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket, ‖ Und nicht, wie man wol glaubt, den Wurfpfeil blindlings schwenket: ‖ „Die Lais brächt ich her? das wäre dumm genung! ‖ Nein! Aerzt und Huren — nein! die hol ich nicht so jung!“

An zwei liebenswürdige Schwestern.

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud und Scherz ‖ Gewinnen Euch ein jedes Herz; ‖ Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen, ‖ Den Grazien, in nichts als an der Zahl zu weichen.

An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberschrift, ‖ Dies Urtheil soll nichts gelten, ‖ Weil es die Reime nur betrifft? ‖ Was kann man sonst als Reim an einem Reimer schelten?

Auf den D. Klystill.

Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt ich sagen —), ‖ Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen, ‖ Und giebt, aus frommer Reu, sich zum Husaren an; ‖ Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

Auf Muffeln.

Freund Muffel schwört bei Gott und Ehre, ‖ Ich kost ihn schon so manche Zähre. — ‖ Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre; ‖ Was kostet dich denn deine Zähre?

An ein Paar arme verwaisete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waisen seid, ‖ Das ist mir herzlich, herzlich leid. ‖ Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig ‖ Mit Gut und Blut; euch, die ihr ohne Streit ‖ Das beste Blut des besten Blutes seid. ‖ Nur, Kinder, daß ihr arme Waisen seid, ‖ Das sei euch selber ja nicht leid! ‖ Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

An den Vax.

Du lobest Todte nur? Vax, deines Lobes-wegen
Hab ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

Auf den Cytharist.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cytharist ‖ Zweihundert Vers in Einem Tage; ‖ Doch drucken läßt er nichts. Entscheidet mir die Frage: ‖ Ob er mehr klug, mehr unklug ist.

Der beste Wurf.

An ein Paar Brettspieler.

Zwei Vierer wünschest du, und du verlangst zwei Einer:
Der beste Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt, so gut als mir, das Bildniß glich.

Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar, ‖ Sistan, und wer sein Gegner war, ‖ Die Degen? Aller Welt zum Schrecken ‖ Sie — friedlich wieder einzustecken.

Auf den Ursin.

Ursin ist ärgerlich, und geht mir auf die Haut, ‖ Daß ich ihm jüngst mein Buch, den Phädon, weggenommen; ‖ Gelesen hab er ihn, allein noch nicht verdaut. ‖ Ja, ja! zu Stande wär er bald damit gekommen: ‖ Sein Windspiel, oder er, hat ihn schon brav gekaut.

Auf den Veit.

Veit ist ein witzger Kopf, und zählet sechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu sein.

Die Vorspiele der Versöhnung.

Korinne schwur, mich zu vergessen: ‖ Und doch kann sie mich nicht vergessen. ‖ Wo sie mich sieht, und wo sie kann, ‖ Fängt sie auf mich zu lästern an. ‖ Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich? ‖ Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinnen zu vergessen: ‖ Und doch kann ich sie nicht vergessen. ‖ Wo ich sie seh und wo ich kann, ‖ Fang ich mich zu entschuldgen an. ‖ Doch warum thu ich das? und warum schweig ich nie? ‖ Ich wette was, noch lieb ich sie.

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht blos mein Freund; er ist mein andres Ich. ‖ Dies sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich. ‖ Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret, ‖ Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

Auf den Avar.

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

Seufzer eines Kranken.

Hier lieg ich schwach und siech; ‖ Und ach! die liebe Sophilette ‖ Weicht keinen Schritt von meinem Bette. ‖ O! daß der Himmel mich ‖ Von beiden Uebeln bald errette!

Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber sein, als heißen wollte.

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeiet, ‖ Sein Ende sei ihm nah. ‖ Nun lebet er drauf los, verschwelgt, verspielt, verstreuet: ‖ Sein End ist wirklich da!

Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! — ‖ Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor: ‖ „Brav, Kamerade!" rief ein Spötter; ‖ „Du giebst uns jedem nun ein Auge vor."

An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen ‖ Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an. ‖ Doch, wenn ichs nehme, grundgelehrter Mann, ‖ Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen! ‖ Was Ley ihm sagt, das ist erlogen. ‖ Wie weiß ich das? — Ich hör ihn freilich nicht: ‖ Allein ich seh doch, daß er spricht.

Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wol kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt, ‖ Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden: ‖ So sei mir wenigstens für das verbunden, ‖ Was ich zurück behielt.

An den Herrn R.

Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter seid.
Doch seid ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

Auf einen bekannten Dichter.

Den nennt der Dichter Mars, und die nennt er Cythere; ‖ Hier kommen Grazien, hier Musen ihm die Quere. ‖ Apoll, Minerva, Zeus verschönern was er spricht; ‖ Wen er zum Gott nicht macht, den lobt er lieber nicht. ‖ Ihr, die ihr ihn der Welt verachtungswerth gewiesen, ‖ Trotz allen Tugenden, die er verstellt gepriesen; ‖ Wenn er die Götter all auf fertger Zunge trägt, ‖ Was wunderts euch, daß er im Herzen keinen hegt?

Der Zwang.

Ich habe keinen Stoff zum Lachen, ‖ Und soll ein Sinngedichte machen. ‖ Doch wahrlich, Stoffs genug zum Lachen, ‖ Ich soll ein Sinngedichte machen.

Auf das Heldengedichte Hermann.

Dem Dichter, welcher uns den Hermann hergesungen, ‖ Ist wahrlich, Gottsched sagts, ein Meisterstück gelungen. ‖ Und ich, ich sag es auch. Wir müssen es gestehn. ‖ Nur wünscht ich vom Geschick, noch eins von ihm zu sehn. ‖ Und was? Ein Trauerspiel. Ein Trauerspiel? Wovon? ‖ Wenn mein Rath etwas gilt, so seis vom Phaeton.

Gespräch.

X. Soll ich vergebens flehn,
 Und keinen Brief von dir in Versen sehn?
 Du schenkst ja wol an Schlechtre deine Lieder.
L. Nun wol, das nächstemal will ich in Versen schreiben.
X. Topp! und ich schreibe dir gewiß in Versen wieder.
L. So? Großen Dank! Nun laß ichs bleiben.

Turan.

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan ‖ Der ungerechte Pöbel an. ‖ Die Lügen zu bestrafen, ‖ Was konnt er anders thun, als bei der Schwester schlafen?

Sextor.

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sextor den Tod gewünscht. Was sonst? Die Ewigkeit.

Auf den Dorilas.

Sagt nicht, daß Dorilas sich schämt, mit mir zu gehen.
Sein Rock ists, der sich schämt, bei meinem sich zu sehen.

Auf die Thestylis.

Die schiele Thestylis hat Augen in dem Kopfe, ‖ So hat ein Luchs sie nicht. ‖ Glaubt ihr, sie sieht euch ins Gesicht, ‖ So sieht sie nach dem Hosenknopfe.

Auf den Sophron.

Damit er einst was kann von seinen Eltern erben;
So lassen sie ihn jetzt vor Hunger weislich sterben.

Nachahmung des 84sten Sinngedichts im dritten Buche des Martials.

Was macht dein Weib? das heißt im mystischen Verstand,
Wenn man es Staxen fragt: Stax, was macht deine Hand?

Auf das Gedicht „die Sündfluth."

Durch den ersten Regenbogen ‖ Sprach der Mund, der nie gelogen: ‖ Keine Sündfluth komme mehr ‖ Ueber Welt und Menschen her.

Die ihr dies Versprechen höret, ‖ Menschen, sündigt ungestöret! ‖ Kommt die zweite Sündfluth schon, ‖ Sie trifft nur den Helicon.

Auf den Urban.

Er widersprach . . Was kann an ihm gemeiner sein?
Und widerlegte nicht . . Auch das ist ihm gemein.

Charlotte.

Die jüngst ließ ihren guten Mann begraben, ‖ Charlotte wünscht, statt seiner mich zu haben. ‖ Gewiß, Charlott ist klug. ‖ Wir haben uns vor dem schon oft gesehen, ‖ Drum glaub ich wol, die Sache möchte gehen, ‖ Wär ich nur dumm genug.

Auf den Herrn M**, den Erfinder der Quadratur des Zirkels.

Der mathematsche Theolog, ‖ Der sich und andre nie betrog, ‖ Saß zwischen zweimal zweien Wänden, ‖ Mit archimedscher Düsternheit, ‖ Und hatte . . welche Kleinigkeit! ‖ Des Zirkels Vierung unter Händen. ‖ Kühn schmäht er auf das $x + z$ ‖ (Denn was ist leichter als geschmäht?) ‖ Als ihn der Hochmuth sacht und sachte ‖ Bei seinen Zahlen drehend machte. ‖ So wie auf einem Fuß der Bube ‖ Sich dreht, und dreht sich endlich dumm, ‖ So gieng die tetragonsche Stube, ‖ Und Stuhl und Tisch mit ihm herum. ‖ O Wunder, schrie er, o Natur! ‖ Da hab ich sie, des Zirkels Quadratur.

Auf einen elenden komischen Dichter.

Ein elend jämmerliches Spiel ‖ Schrieb Koromandels stumpfer Kiel, ‖ Als er in der Entzückung dachte, ‖ Daß er wol Plautos schamroth machte, ‖ Und daß kein Molier ‖ Ihm zu vergleichen wär. ‖ Er, der sie beide kennt, ‖ Wie ich den großen Mogul kenne, ‖ Und sie zu kennen brennt, ‖ So wie ich ihn zu kennen brenne. ‖ Er, der der Feinheit keuschen Ohren, ‖ Dem Witz, den Regeln, dem Verstand, ‖ Den lächerlichsten Krieg geschworen, ‖ Der je im Reich der Sittenlehr entstand; ‖ Für ihn ein unentdecktes Land! ‖ Doch muß ich, kritisch zu verfahren, ‖ Dem Leser treulich offenbaren, ‖ Daß ich an seinem Stücke ‖ Auch etwas treffliches erblicke. ‖ Und was? . . Er macht damit, trotz einem komschen Werke ‖ Voll ungeborgter Stärke, ‖ Den dümmsten Witzling in der Welt, ‖ Den je ein Schauplatz vorgestellt, ‖ Unnachzuahmend lächerlich. ‖ Und wen denn? Welche Frage? Sich.

Auf . . . .

Dem schlauesten Hebräer in B**, ‖ Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien, ‖ Dem Juden, der im Lügen, ‖ Im Schachern und Betrügen, ‖ Trotz Galgen und Gefahr, ‖ Mehr als ein Jude war, ‖ Dem Helden in der Kunst zu prellen, ‖ Kams ein . . . Was giebt der Geiz nicht seinen Sklaven ein! ‖ Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen. ‖

Wer kann das sonst, als .... sein? ‖ Recht, B** wars, der von dem schrecklichen Oedip, ‖ Den saubern Witz bis zu Montperniaden trieb. ‖ Schon war die Schlinge schlau geschlungen; ‖ Schon war sein Fuß dem Unglück wankend nah, ‖ Schon schien die List dem Juden als gelungen, ‖ Als der Betrüger schnell sich selbst gefangen sah. ‖ Sagt Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bei, ‖ Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerei? ‖ Wer sonst als der fürs Geld den frommen Thor betrog, ‖ Wenn er vom Dreifuß selbst Orakelsprüche log? ‖ Er, der Betrug und List aus eigner Uebung kennet, ‖ Durch den B** gebrannt, und jeder Dichter brennet. ‖ Ja, ja, du wachtest selbst für deinen braven Sohn, ‖ Apoll, und Spott und Reu ward seines Feindes Lohn. ‖ Du selbst .. doch wackrer Gott, dich aus dem Spiel zu lassen, ‖ Und kurz und gut den Grund zu fassen, ‖ Warum die List ‖ Dem Juden nicht gelungen ist; ‖ So fällt die Antwort ohngefähr: ‖ Herr B** war ein größrer Schelm, als er.

Auf . . .

„O käm der große Geist bald in dies rauhe Land, ‖ Wohin aus Frankreichs Rom mich Nasos Glück verbannt, ‖ So wär doch einer hier noch außer mir zu finden, ‖ In dessen Munde sich Geschmack und Witz verbinden. ‖ Komm Voltair!“ . . A** gnug! Der Himmel hört dein Flehn. ‖ Er kömmt, und läßt sogleich des Geistes Proben sehn. ‖ „Was? ruft er; A** hier? Wenn mich der König liebt, ‖ So weiß ich, daß er stracks dem Schurken Abschied giebt.“

Auf des Herrn K* Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.

K* unternimmt ein schwer Geschäfte, ‖ Der Welt zum Unterricht. ‖ Er schätzet die lebendgen Kräfte, ‖ Nur seine schätzt er nicht.

Epigrammata.

Ad Turanium.

Viventi decus atque sentienti, ‖ Turani, tibi quod dedere amici, ‖ Rarus post cineres habet poeta, ‖ Nec tu post cineres habebis ipse.

In Aristum.

Nescio, dum dicit, multum, mentitur Aristus.
Qui nescit multum, paucula scire potest.

Ad Gelliam.

Vota tui breviter si, Gellia, noscere vatis, ‖ Dignorum juvenum publica cura, cupis: ‖ Spernit opes regum, regum quoque spernit honores; ‖ Esse suus primum, tunc petit esse tuus.

Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas. ‖ »Hunc ego? qui nobis jura dedit paria.« ‖ Ast velit amplexu quis te, Pompilla, fovere? ‖ Sic vir jura dedit, nec dedit illa simul.

Ad Amicum.

Laetus es et pauper, sciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem jam putet esse nimis.

Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quaeris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quaere prius.

Ad **.

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam te laudis poenituisse meae?

In Albam.

Alba mihi semper narrat sua somnia mane.
Alba sibi dormit: somniat Alba mihi.

Ad Priscum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus:
Carmen commendas munere, Prisce, mihi.

In Paulum.

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil, nisi fama, perit.

Ad Caecilianum.

Garrula fama refert te, Caeciliane, disertum, ‖ Nec minus esse pium, garrula fama refert. ‖ Nil video, cur haec credamus, Caeciliane. ‖ Credo tamen: verum fama referre solet.

Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt, ‖ Ille malas horas collocat, Ole, bene. ‖ In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt, ‖ Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Sosibianum.

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quot prodat nocte? diene rogas?

Ad Tuccam ludimagistrum.

Dic mihi, quis furor est, ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas si gravitate tua?

In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo incestus insimulare Canem?

Ad Posthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes.
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

Ad Neaeram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neaera,
Blanditus Veneri, pulchra Neaera, fuit.

In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Murlam.

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

Ad Naevolam.

Vis fieri sanus? Mentiris, Naevola; non vis.
Nam fieri si vis, quid tibi cum Medico?

Lieder.

An die Leier.

Töne, frohe Leier, ‖ Töne Lust und Wein! ‖ Töne, sanfte Leier, ‖ Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen, ‖ Haß und Rach und Blut ‖ In die Laute singen, ‖ Ist nicht Lust, ist Wuth.

Zwar der Heldensänger ‖ Sammelt Lorbeern ein; ‖ Ihn verehrt man länger; ‖ Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben ‖ Sich in Tiefsinn ein: ‖ Um erst dann zu leben, ‖ Wann er Staub wird sein.

Lobt sein göttlich Feuer, ‖ Zeit und Afterzeit! ‖ Und an meiner Leier ‖ Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne: ‖ Wie soll mein Lied dich nennen? ‖ Soll dich als Dorimene, ‖ Als Galathee, als Chloris, ‖ Als Lesbia, als Doris, ‖ Die Welt der Enkel kennen? — ‖ Ach! Namen sind nur Töne: ‖ Sprach meine holde Schöne. ‖ Wähl selbst. Du kannst mich Doris, ‖ Und Galathee und Chloris, ‖ Und — wie du willst mich nennen; ‖ Nur nenne mich die Deine.

Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket, ‖ Das mit dem Küssen nur noch spielt ‖ Und bei dem Küssen noch nichts denket, ‖ Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret, ‖ Das ist ein Gruß, der eigentlich ‖ Zum wahren Küssen nicht gehöret: ‖ Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet, ‖ Ein wohlgemeinter Segenskuß, ‖ Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet, ‖ Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe ‖ Steht mir als Kuß nur so weit an, ‖ Als ich dabei mit heißerm Triebe ‖ An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet, ‖ Den kein Verräther sehen muß, ‖ Und der dem Kuß der Tauben gleichet: ‖ Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde, ‖ Weiß ich freilich nicht: ‖ Aber, wenn ich morgen lebe, ‖ Daß ich morgen trinken werde, ‖ Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund. Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?
Der Dichter. Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.
Der Freund. Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.
Der Dichter. O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte ‖ Sein Glas auf jeden Zug; ‖ Ihn warnte sein Gefährte: ‖ Hör auf! du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken, ‖ Sprach der: Du bist nicht klug; ‖ Zu viel kann man wol trinken, ‖ Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Elise. Siehst du den Wein im Glase blinken, ‖ Lerne von mir deine Pflicht: ‖ Trinken kannst du, du kannst trinken; ‖ Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias. Wallt dein Blut von Jugendtrieben, ‖ Lerne von mir deine Pflicht: ‖ Lieben kannst du, du kannst lieben; ‖ Doch verliebe dich nur nicht.

Elise. Bruder! ich mich nicht verlieben?
Lysias. Schwester! ich mich nicht betrinken?
Elise. Wie verlangst du das von mir?
Lysias. Wie verlangst du das von mir?
Elise. Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lysias. Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide. Geh nur, ich erlaub es dir.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm: ‖ Lernet dieses an den Fischen. ‖ Doch beim Weine kehrt sichs um: ‖ Dieses lernt an unsern Tischen. ‖ Was für Redner sind wir nicht, ‖ Wenn der Rheinwein aus uns spricht! ‖ Wir ermahnen, streiten, lehren; ‖ Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau ‖ Zu seiner lieben Ehefrau. ‖ „Versoffner, unverschämter Mann“ — — — ‖ Geduld, mein Kind, ich zieh mich an — — ‖ „Wo nun schon wieder hin?“ Zu Weine. ‖ Zank du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus! ‖ Ja! blieb er nur die Nacht nicht aus. ‖ Gott! ich soll so verlassen sein? — ‖ Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein! ‖ Mein böser Teufel ist zu Weine: ‖ Wir sind alleine.“

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an! ‖ So klagt der arme Bauersmann; ‖ Doch eher stimm ich nicht mit ein, ‖ Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als Wasser: ‖ Dies gestehn auch seine Hasser. ‖ Wasser reißt wol Eichen um, ‖ Und hat Häuser umgerissen: ‖ Und ihr wundert euch darum, ‖ Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling.

So bald der Mensch sich kennt, ‖ Sieht er, er sei ein Narr; ‖ Und gleichwol zürnt der Narr, ‖ Wenn man ihn also nennt.

So bald der Mensch sich kennt, ‖ Sieht er, er sei nicht klug; ‖ Doch ists ihm lieb genug, ‖ Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt, ‖ Spricht: welcher Sonderling! ‖ Nur diesem ists Ein Ding, ‖ Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken: ‖ Drum mag der junge Wein ‖ Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken: ‖ Drum muß der alte Wein ‖ Für mich, den Jüngling, sein.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter, ‖ Und diese scharfe Keuschheitswächter; ‖ Wer will, kann mehr als eine frein: ‖ Ich möchte schon ein Türke sein.

Wie wollt ich mich der Lieb ergeben! ‖ Wie wollt ich liebend ruhig leben, ‖ Und . . doch sie trinken keinen Wein; ‖ Nein, nein, ich mag kein Türke sein.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern: ‖ „Dort, wo die lichten Welten wandern, ‖ Ist manches Volk, ist manche Stadt.“ ‖ Was thut der Mann von tausend Siegen? ‖ Die Memme weint, daß dort zu kriegen, ‖ Der Himmel keine Brücken hat.

Ists wahr, was ihn der Weise lehret, ‖ Und finden, was zur Welt gehöret, ‖ Daselbst auch Wein und Mädchen statt: ‖ So lasset, Brüder, Thränen fließen, ‖ Daß dort zu trinken und zu küssen, ‖ Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! sieh da! was geht doch immer ‖ Dort für ein reizend Frauenzimmer? ‖ Der neuen Tracht Vollkommenheit, ‖ Der engen Schritte Nettigkeit, ‖ Die bei der kleinsten Hindrung stocken, ‖ Der weiße Hals voll schwarzer Locken, ‖ Der wohlgewachsne schlanke Leib, ‖ Verräth ein junges artges Weib. ‖ Komm Freund! komm, laß uns schneller gehn, ‖ Damit wir sie von vorne sehn. ‖ Es muß, trügt nicht der hintre Schein, ‖ Die Venus oder Phyllis sein. ‖ Komm, eile doch! — O welches Glücke! ‖ Jetzt sieht sie ungefähr zurücke. ‖ Was wars, das mich entzückt gemacht? ‖ Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich. ‖ Kleine Schöne, schämst du dich? ‖ Küsse geben, Küsse nehmen, ‖ Darf dich itzo nicht beschämen. ‖ Küsse mich noch hundertmal! ‖ Küß und merk der Küsse Zahl. ‖ Ich will dir, bei meinem Leben! ‖ Alle zehnfach wiedergeben, ‖ Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist, ‖ Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der 10. Ode Anakreons.

Was frag ich nach dem Großsultan, ‖ Und Mahomeds Gesetzen? ‖ Was geht der Perser Schach mich an, ‖ Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg ich ihrer Kriegesart ‖ Und ihrer Treffen halben? ‖ Kann ich nur meinen lieben Bart ‖ Mit Specereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt ‖ Mit Rosen stolz umschließen, ‖ Und wenn mir sie ein Mädchen raubt, ‖ Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künftge Zeit. ‖ Für heute will ich sorgen. ‖ Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit, ‖ Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang ich bin, ‖ Mich um die Zukunft kränken? ‖ Ich will mit kummerlosem Sinn ‖ Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da und spricht, ‖ Der grimme Tod: „Von dannen! ‖ Du trinkst, du küssest länger nicht! ‖ Trink aus! küß aus! Von dannen!“

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben, ‖ O Adam, welche Lüsternheit! ‖ Statt deiner hätt ich sollen leben, ‖ So wär das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube ‖ Die Probefrucht gewesen wär? ‖ Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube — ‖ Das Paradies wär auch nicht mehr.

Die Gespenster.

Der Alte. O Jüngling! sei so ruchlos nicht, ‖ Und leugne die Gespenster. ‖ Ich selbst sah eins beim Mondenlicht ‖ Aus meinem Kammerfenster, ‖ Das saß auf einem Leichenstein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. Als meiner Schwester Sohn verschied, ‖ (Das sind nunmehr zehn Jahre!) ‖ Sah seine Magd, die trefflich sieht, ‖ Des Abends eine Bahre, ‖ Und oben drauf ein Todtenbein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. Und als mein Freund im Treffen blieb, ‖ Das Frankreich jüngst verloren, ‖ Hört seine Frau, wie sie mir schrieb, ‖ Mit ihren eignen Ohren ‖ Zu Mitternacht drei Eulen schrein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. In meinem Keller selbst gehts um. ‖ Ich hör oft ein Gesause; ‖ Doch werden die Gespenster stumm, ‖ Ist nur mein Sohn zu Hause. ‖ Denk nur, sie saufen meinen Wein: ‖ Das müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Doch wünscht ich eins davon zu sein.

Der Alte. Auch weiß ich nicht, was manche Nacht ‖ In meiner Tochter Kammer ‖ Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht; ‖ Oft bringt mirs Angst und Jammer. ‖ Ich weiß, das Mädchen schläft allein; ‖ Drum müssen es Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Doch wünscht ich ihr Gespenst zu sein.

Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert, ‖ Und deinem flüßgen Feur begeistert, ‖ Stimm ich zum Danke, wenn ich kann, ‖ Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen ‖ Werd ich, o Göttertrank, dich preisen? ‖ Dein Ruhm, hör ihn summarisch an, ‖ Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, itzo will ich dir ‖ Auch ein kleines Loblied bringen. — ‖ O . . wie . . sau . . er . . wird es mir, . . ‖ Dich . . nach Würden . . zu besingen! ‖ Doch, ich will mein bestes thun, ‖ Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat, ‖ Dessen ungestörtes Leben — — ‖ Ach! . . ich . . gähn, . . ich . . werde matt, . . ‖ Nun . . so . . magst du . . mirs vergeben, ‖ Daß ich dich nicht singen kann; ‖ Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob ich nicht. ‖ Fleiß und Arbeit lob ein Bauer. ‖ Ja, der Bauer selber spricht, ‖ Fleiß und Arbeit wird ihm sauer. ‖ Faul zu sein, sei meine Pflicht; ‖ Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub! ‖ Willst du länger mit ihm wachen? ‖ Morgen bist du selber Staub! ‖ Laß uns faul in allen Sachen, ‖ Nur nicht faul zu Lieb und Wein, ‖ Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergetzen, ‖ Einwohner in Planeten setzen, ‖ Eh man aus sichern Gründen schließt, ‖ Daß Wein in den Planeten ist! ‖ Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine, ‖ Daß in den neuen Welten Weine, ‖ Wie in der, die wir kennen, sind: ‖ Und glaube mir, dann kann ein Kind ‖ Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten ‖ Den Vorzug des Geschmacks erhalten, ‖ Was lest ihr darum vieles nach, ‖ Was der und jener Franze sprach? ‖ Die Franzen sind die Leute nicht, ‖ Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen. ‖ Geschmack und Witz, es frei zu sagen, ‖ War bei den Alten allgemein. ‖ Warum? sie tranken alle Wein. ‖ Doch ihr Geschmack war noch nicht fein; ‖ Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht: ‖ Kind, lüge nicht! ‖ Sonst werd ich strafen müssen, ‖ Und dich zur Strafe küssen. ‖ Er droht mir, sieht verdrießlich aus, ‖ Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht. ‖ Nur seit er spricht: ‖ Du sollst mir sein mit Küssen ‖ Die losen Lügen büßen, ‖ Red ich kein wahres Wörtchen mehr. ‖ Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

Die 47. Ode Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzest, ‖ Alter, so gefällst du mir! ‖ Jüngling, tanze! Wenn du tanzest, ‖ Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren! ‖ Welche Freude, wenn es heißt: ‖ Alter, du bist alt an Haaren, ‖ Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden, ‖ Jüngling, o so haß ich dich! ‖ Alter, lebst du nicht in Freuden, ‖ Alter, o so haß ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren, ‖ Wo die Pflicht sich freuen heißt? — ‖ Schäme dich! so frisch an Haaren, ‖ Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden, ‖ Unter schatticht kühlen Linden ‖ Schielend auf und nieder gehe, ‖ Und ein häßlich Mädchen sehe, ‖ Wünsch ich plötzlich blind zu sein.

Wenn ich, Augenlust zu finden, ‖ Unter schatticht kühlen Linden ‖ Schielend auf und nieder gehe, ‖ Und ein schönes Mädchen sehe, ‖ Möcht ich lauter Auge sein.

Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Mit stolzen Mienen wird er sagen: ‖ Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Er wird es uns in Versen schwören: ‖ Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Er bückt sich lächelnd; das will sagen: ‖ Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen, ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen: ‖ Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Ihr seht, die Thoren alle sagen: ‖ Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ So fraget mich; ich will euch sagen: ‖ Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten, ‖ Sah Lotte frech herab. ‖ Wie mancher ließ sichs nicht gelüsten, ‖ Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen, ‖ Und sahe steif heran. ‖ Ha! denkt sie, der ist auch gefangen, ‖ Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde, ‖ Die Jungfer irrt sich hier. ‖ Ich sah nach ihrem bunten Hunde: ‖ Es ist ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich itzo trinke, ‖ Wenn ich dich als Jüngling trinke, ‖ Sollst du mich in allen Sachen ‖ Dreist und klug, beherzt und weise, ‖ Mir zum Nutz, und dir zum Preise, ‖ Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd ich dich künftig trinken, ‖ Werd ich dich als Alter trinken, ‖ Sollst du mich geneigt zum Lachen, ‖ Unbesorgt für Tod und Lügen, ‖ Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen, ‖ Kurz, zu einem Jüngling machen.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet, ‖ Ein wohlgemeinter Segenskuß, ‖ Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet, ‖ Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe ‖ Steht mir als Kuß nur so weit an, ‖ Als ich dabei mit heißerm Triebe ‖ An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet, ‖ Den kein Verräther sehen muß, ‖ Und der dem Kuß der Tauben gleichet: ‖ Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde, ‖ Weiß ich freilich nicht: ‖ Aber, wenn ich morgen lebe, ‖ Daß ich morgen trinken werde, ‖ Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund. Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?
Der Dichter. Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.
Der Freund. Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.
Der Dichter. O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte ‖ Sein Glas auf jeden Zug; ‖ Ihn warnte sein Gefährte: ‖ Hör auf! du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken, ‖ Sprach der: Du bist nicht klug; ‖ Zu viel kann man wol trinken, ‖ Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Elise. Siehst du den Wein im Glase blinken, ‖ Lerne von mir deine Pflicht: ‖ Trinken kannst du, du kannst trinken; ‖ Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias. Wallt dein Blut von Jugendtrieben, ‖ Lerne von mir deine Pflicht: ‖ Lieben kannst du, du kannst lieben; ‖ Doch verliebe dich nur nicht.

Elise. Bruder! ich mich nicht verlieben?
Lysias. Schwester! ich mich nicht betrinken?
Elise. Wie verlangst du das von mir?
Lysias. Wie verlangst du das von mir?
Elise. Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lysias. Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide. Geh nur, ich erlaub es dir.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm: ‖ Lernet dieses an den Fischen. ‖ Doch beim Weine kehrt sichs um: ‖ Dieses lernt an unsern Tischen. ‖ Was für Redner sind wir nicht, ‖ Wenn der Rheinwein aus uns spricht! ‖ Wir ermahnen, streiten, lehren; ‖ Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau ‖ Zu seiner lieben Ehefrau. ‖ „Versoffner, unverschämter Mann“ — — — ‖ Geduld, mein Kind, ich zieh mich an — — ‖ „Wo nun schon wieder hin?“ Zu Weine. ‖ Zank du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus! ‖ Ja! blieb er nur die Nacht nicht aus. ‖ Gott! ich soll so verlassen sein? —‖ Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein! ‖ Mein böser Teufel ist zu Weine: ‖ Wir sind alleine.“

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an! ‖ So klagt der arme Bauersmann; ‖ Doch eher stimm ich nicht mit ein, ‖ Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als Wasser: ‖ Dies gestehn auch seine Hasser. ‖ Wasser reißt wol Eichen um, ‖ Und hat Häuser umgerissen: ‖ Und ihr wundert euch darum, ‖ Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling.

So bald der Mensch sich kennt, ‖ Sieht er, er sei ein Narr; ‖ Und gleichwol zürnt der Narr, ‖ Wenn man ihn also nennt.

So bald der Mensch sich kennt, ‖ Sieht er, er sei nicht klug; ‖ Doch ists ihm lieb genug, ‖ Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt, ‖ Spricht: welcher Sonderling! ‖ Nur diesem ists Ein Ding, ‖ Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken: ‖ Drum mag der junge Wein ‖ Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken: ‖ Drum muß der alte Wein ‖ Für mich, den Jüngling, sein.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter, ‖ Und diese scharfe Keuschheitswächter; ‖ Wer will, kann mehr als eine frein: ‖ Ich möchte schon ein Türke sein.

Wie wollt ich mich der Lieb ergeben! ‖ Wie wollt ich liebend ruhig leben, ‖ Und . . doch sie trinken keinen Wein; ‖ Nein, nein, ich mag kein Türke sein.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern: ‖ „Dort, wo die lichten Welten wandern, ‖ Ist manches Volk, ist manche Stadt.“ ‖ Was thut der Mann von tausend Siegen? ‖ Die Memme weint, daß dort zu kriegen, ‖ Der Himmel keine Brücken hat.

Ists wahr, was ihn der Weise lehret, ‖ Und finden, was zur Welt gehöret, ‖ Daselbst auch Wein und Mädchen statt: ‖ So lasset, Brüder, Thränen fließen, ‖ Daß dort zu trinken und zu küssen, ‖ Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! sieh da! was geht doch immer ‖ Dort für ein reizend Frauenzimmer? ‖ Der neuen Tracht Vollkommenheit, ‖ Der engen Schritte Nettigkeit, ‖ Die bei der kleinsten Hindrung stocken, ‖ Der weiße Hals voll schwarzer Locken, ‖ Der wohlgewachsne schlanke Leib, ‖ Verräth ein junges artges Weib. ‖ Komm Freund! komm, laß uns schneller gehn, ‖ Damit wir sie von vorne sehn. ‖ Es muß, trügt nicht der hintre Schein, ‖ Die Venus oder Phyllis sein. ‖ Komm, eile doch! — O welches Glücke! ‖ Jetzt sieht sie ungefähr zurücke. ‖ Was wars, das mich entzückt gemacht? ‖ Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich. ‖ Kleine Schöne, schämst du dich? ‖ Küsse geben, Küsse nehmen, ‖ Darf dich itzo nicht beschämen. ‖ Küsse mich noch hundertmal! ‖ Küß und merk der Küsse Zahl. ‖ Ich will dir, bei meinem Leben! ‖ Alle zehnfach wiedergeben, ‖ Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist, ‖ Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der 10. Ode Anakreons.

Was frag ich nach dem Großsultan, ‖ Und Mahomeds Gesetzen? ‖ Was geht der Perser Schach mich an, ‖ Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg ich ihrer Kriegesart ‖ Und ihrer Treffen halben? ‖ Kann ich nur meinen lieben Bart ‖ Mit Specereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt ‖ Mit Rosen stolz umschließen, ‖ Und wenn mir sie ein Mädchen raubt, ‖ Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künftge Zeit. ‖ Für heute will ich sorgen. ‖ Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit, ‖ Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang ich bin, ‖ Mich um die Zukunft kränken? ‖ Ich will mit kummerlosem Sinn ‖ Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da und spricht, ‖ Der grimme Tod: „Von dannen! ‖ Du trinkst, du küssest länger nicht! ‖ Trink aus! küß aus! Von dannen!“

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben, ‖ O Adam, welche Lüsternheit! ‖ Statt deiner hätt ich sollen leben, ‖ So wär das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube ‖ Die Probefrucht gewesen wär? ‖ Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube — ‖ Das Paradies wär auch nicht mehr.

Die Gespenster.

Der Alte. O Jüngling! sei so ruchlos nicht, ‖ Und leugne die Gespenster. ‖ Ich selbst sah eins beim Mondenlicht ‖ Aus meinem Kammerfenster, ‖ Das saß auf einem Leichenstein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. Als meiner Schwester Sohn verschied, ‖ (Das sind nunmehr zehn Jahre!) ‖ Sah seine Magd, die trefflich sieht, ‖ Des Abends eine Bahre, ‖ Und oben drauf ein Todtenbein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. Und als mein Freund im Treffen blieb, ‖ Das Frankreich jüngst verloren, ‖ Hört seine Frau, wie sie mir schrieb, ‖ Mit ihren eignen Ohren ‖ Zu Mitternacht drei Eulen schrein: ‖ Drum müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Es müssen wol Gespenster sein.

Der Alte. In meinem Keller selbst gehts um. ‖ Ich hör oft ein Gesause; ‖ Doch werden die Gespenster stumm, ‖ Ist nur mein Sohn zu Hause. ‖ Denk nur, sie saufen meinen Wein: ‖ Das müssen wol Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Doch wünscht ich eins davon zu sein.

Der Alte. Auch weiß ich nicht, was manche Nacht ‖ In meiner Tochter Kammer ‖ Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht; ‖ Oft bringt mirs Angst und Jammer. ‖ Ich weiß, das Mädchen schläft allein; ‖ Drum müssen es Gespenster sein.

Der Jüngling. Ich wende nichts dawider ein; ‖ Doch wünscht ich ihr Gespenst zu sein.

Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert, ‖ Und deinem flüßgen Feur begeistert, ‖ Stimm ich zum Danke, wenn ich kann, ‖ Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen ‖ Werd ich, o Göttertrank, dich preisen? ‖ Dein Ruhm, hör ihn summarisch an, ‖ Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, itzo will ich dir ‖ Auch ein kleines Loblied bringen. — ‖ O .. wie .. sau .. er .. wird es mir, .. ‖ Dich .. nach Würden .. zu besingen! ‖ Doch, ich will mein bestes thun, ‖ Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat, ‖ Dessen ungestörtes Leben — — ‖ Ach! .. ich .. gähn, .. ich .. werde matt, .. ‖ Nun .. so .. magst du .. mirs vergeben, ‖ Daß ich dich nicht singen kann; ‖ Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob ich nicht. ‖ Fleiß und Arbeit lob ein Bauer. ‖ Ja, der Bauer selber spricht, ‖ Fleiß und Arbeit wird ihm sauer. ‖ Faul zu sein, sei meine Pflicht; ‖ Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub! ‖ Willst du länger mit ihm wachen? ‖ Morgen bist du selber Staub! ‖ Laß uns faul in allen Sachen, ‖ Nur nicht faul zu Lieb und Wein, ‖ Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergetzen, ‖ Einwohner in Planeten setzen, ‖ Eh man aus sichern Gründen schließt, ‖ Daß Wein in den Planeten ist! ‖ Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine, ‖ Daß in den neuen Welten Weine, ‖ Wie in der, die wir kennen, sind: ‖ Und glaube mir, dann kann ein Kind ‖ Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten ‖ Den Vorzug des Geschmacks erhalten, ‖ Was lest ihr darum vieles nach, ‖ Was der und jener Franze sprach? ‖ Die Franzen sind die Leute nicht, ‖ Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen. ‖ Geschmack und Witz, es frei zu sagen, ‖ War bei den Alten allgemein. ‖ Warum? sie tranken alle Wein. ‖ Doch ihr Geschmack war noch nicht fein; ‖ Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht: ‖ Kind, lüge nicht! ‖ Sonst werd ich strafen müssen, ‖ Und dich zur Strafe küssen. ‖ Er droht mir, sieht verdrießlich aus, ‖ Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht. ‖ Nur seit er spricht: ‖ Du sollst mir sein mit Küssen ‖ Die losen Lügen büßen, ‖ Red ich kein wahres Wörtchen mehr. ‖ Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

Die 47. Ode Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzest, ‖ Alter, so gefällst du mir! ‖ Jüngling, tanze! Wenn du tanzest, ‖ Jüngling, so gefällst du mir. Alter, tanze, trotz den Jahren! ‖ Welche Freude, wenn es heißt: ‖ Alter, du bist alt an Haaren, ‖ Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden, ‖ Jüngling, o so haß ich dich! ‖ Alter, lebst du nicht in Freuden, ‖ Alter, o so haß ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren, ‖ Wo die Pflicht sich freuen heißt? — ‖ Schäme dich! so frisch an Haaren, ‖ Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden, ‖ Unter schatticht kühlen Linden ‖ Schielend auf und nieder gehe, ‖ Und ein häßlich Mädchen sehe, ‖ Wünsch ich plötzlich blind zu sein.

Wenn ich, Augenlust zu finden, ‖ Unter schatticht kühlen Linden ‖ Schielend auf und nieder gehe, ‖ Und ein schönes Mädchen sehe, ‖ Möcht ich lauter Auge sein.

Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Mit stolzen Mienen wird er sagen: ‖ Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Er wird es uns in Versen schwören: ‖ Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Er bückt sich lächelnd; das will sagen: ‖ Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen, ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen: ‖ Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ Ihr seht, die Thoren alle sagen: ‖ Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen: ‖ Wer ist der größte Mann? ‖ So fraget mich; ich will euch sagen: ‖ Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten, ‖ Sah Lotte frech herab. ‖ Wie mancher ließ sichs nicht gelüsten, ‖ Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen, ‖ Und sahe steif heran. ‖ Ha! denkt sie, der ist auch gefangen, ‖ Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde, ‖ Die Jungfer irrt sich hier. ‖ Ich sah nach ihrem bunten Hunde: ‖ Es ist ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich itzo trinke, ‖ Wenn ich dich als Jüngling trinke, ‖ Sollst du mich in allen Sachen ‖ Dreist und klug, beherzt und weise, ‖ Mir zum Nutz, und dir zum Preise, ‖ Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd ich dich künftig trinken, ‖ Werd ich dich als Alter trinken, ‖ Sollst du mich geneigt zum Lachen, ‖ Unbesorgt für Tod und Lügen, ‖ Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen, ‖ Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, singen, ‖ Singen, wie du trunken singst. ‖ Laß auch mich dir Lieder bringen, ‖ Wie du mir begeistert bringst. ‖ Wie du mich willst ewig singen, ‖ Möcht auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte, ‖ Nur durch sie singst du so schön. ‖ Aber diese Göttersäfte ‖ Darf ich schmachtend nur besehn. ‖ Dir rieth Venus, Wein zu trinken, ‖ Mir rieth sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben, ‖ Kann es dieser Trank nicht sein? — ‖ Wie? Du willst mir Küsse geben, ‖ Küsse, feuriger als Wein? — ‖ Damon, ach! nach deinen Küssen ‖ Werd ich wol verstummen müssen.

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben, ‖ Die voller Stolz zur Schule gehn, ‖ Und den Ovid in Händen haben, ‖ Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter, ‖ Die ihr voll spitzger Gründlichkeit ‖ Ein unerträglich Joch dem Dichter, ‖ Und euch die Muster selber seid.

Ich singe nicht den kühnen Geistern, ‖ Die nur Homer und Milton reizt; ‖ Weil man den unerschöpften Meistern ‖ Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen, ‖ Für dich, mein deutsches Vaterland. ‖ Ich fürchte jene Lästerzungen, ‖ Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche. ‖ Wie käm mir solch ein Ehrgeiz ein? ‖ Das sind verwegne Autorstreiche. ‖ Ich mag nicht übersetzet sein.

Ich singe nicht für fromme Schwestern, ‖ Die nie der Liebe Reiz gewinnt, ‖ Die, wenn wir munter singen, lästern, ‖ Daß wir nicht alle Schmollen sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder, ‖ Die ihr den Wein erhebt, wie ich. ‖ Für euch, für euch sind meine Lieder. ‖ Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne, ‖ O muntre Phyllis, nur für dich. ‖ Für dich, für dich sind meine Töne. ‖ Stehn sie dir an, so küsse mich!

Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt, ‖ Die Brust mit Flor bedeckt, ‖ Der jedem Lüftchen wich, ‖ Das säuselnd ihn durchstrich, ‖ Ließ unter jenen Linden ‖ Mein Glück mich Lauren finden. ‖ Sie schlief, und weit und breit ‖ Schlug jede Blum ihr Haupt zur Erden, ‖ Aus mißvergnügter Traurigkeit, ‖ Von Lauren nicht gesehn zu werden. ‖ Sie schlief, und weit und breit ‖ Erschallten keine Nachtigallen, ‖ Aus weiser Furchtsamkeit, ‖ Ihr minder zu gefallen, ‖ Als ihr der Schlaf gefiel, ‖ Als ihr der Traum gefiel, ‖ Den sie vielleicht itzt träumte, ‖ Von dem, ich hoff es, träumte, ‖ Der staunend bei ihr stand, ‖ Und viel zu viel empfand, ‖ Um deutlich zu empfinden, ‖ Um noch es zu empfinden, ‖ Wie viel er da empfand. ‖ Ich ließ mich sanfte nieder, ‖ Ich segnete, ich küßte sie, ‖ Ich segnete, und küßte wieder: ‖ Und schnell erwachte sie. ‖ Schnell thaten sich die Augen auf. ‖ Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken! ‖ Der Frevler und der Heuchler Heer ‖ Mag knechtisch auf die Kniee sinken. ‖ Es donnert! — Macht die Gläser leer! ‖ Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen! ‖ Zevs ist gerecht, er straft das Meer: ‖ Sollt er in seinen Nektar schlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und seine Bühne ‖ Stand mit erstaunungsvoller Miene ‖ Die leicht betrogne Menge ‖ In lobendem Gedränge. ‖ Ein weiser Trinker gieng vorbei, ‖ Und schriee: welche Polizei! ‖ So müßig hier zu stehen? ‖ Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn, ‖ Mit lauschendem Gedränge, ‖ Stand die erstaunte Menge, ‖ Durchs Ohr die Wollust einzuziehn. ‖ Ein Trinker kam von ungefähr, ‖ Und taumelte den Weg daher. ‖ Schnell faßt er sich, blieb horchend stehn, ‖ Und ward entzückt, und schriee: schön! ‖ So schön, als wenn bei meinem wackern Wirthe ‖ Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse, ‖ Entflammt von unserm Gott, dem Wein, ‖ Dann seh ich, ohne kritsche Schlüsse, ‖ Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl ich sie, die süßen Küsse, ‖ Die ein barbarscher Biß verletzt, ‖ Sie, welche Venus, nebst dem Bisse, ‖ Mit ihres Nektars Fünftheil netzt.

Dann fühl ich, mehr als ich kann sagen, ‖ Die Göttin, durch die Laura küßt, ‖ Wie sie sich Amathunts entschlagen, ‖ Und ganz in mich gestürzet ist.

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet! ‖ Und Laura löscht die Phyllis aus. ‖ Sie herrscht im Herzen? nein, sie wüthet; ‖ Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Esel sicherlich ‖ Muß klüger sein, als ich. ‖ Ja, klüger muß er sein! ‖ Er fand sich selbst in Stall hinein, ‖ Und kam doch von der Tränke. ‖ Man denke!

Die Küsse.

Der Neid, o Kind, ‖ Zählt unsre Küsse: ‖ Drum küß geschwind ‖ Ein Tausend Küsse; ‖ Geschwind du mich, ‖ Geschwind ich dich! ‖ Geschwind, geschwind, ‖ O Laura, küsse ‖ Manch Tausend Küsse: ‖ Damit er sich ‖ Verzählen müsse.

Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör es dir, o Laura, dich zu hassen; ‖ Gerechten Haß schwör ich dir zu. ‖ Ich schwör es allen Schönen, sie zu hassen; ‖ Weil alle treulos sind, wie du. ‖ Ich schwör es dir, vor Amors Ohren, ‖ Daß ich . . . ach! daß ich falsch geschworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll, ‖ Freunde, macht euch voll! ‖ Wein, Wein, Wein, ‖ Freunde, schenkt ihn ein! ‖ Küßt, küßt, küßt, ‖ Die euch wieder küßt! ‖ Voll von Wein, ‖ Voll von Liebe, ‖ Voll von Wein und Liebe, ‖ Freunde, voll zu sein, ‖ Küßt und schenket ein!

Der Verlust.

Alles gieng für mich verloren, ‖ Als ich Sylvien verlor. ‖ Du nur giengst nicht mit verloren, ‖ Liebe, da ich sie verlor!

Der Genuß.

So bringst du mich um meine Liebe, ‖ Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich! ‖ Sie zu verlieren, — meine Liebe, — ‖ Sie zu verlieren, wünscht ich dich? ‖ Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder, ‖ Nimm sie zurück, die kurze Lust! ‖ Nimm sie, und gieb der öden Brust, ‖ Der ewig öden Brust die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt ich sie, ‖ Und liebte sie sechs Tage. ‖ Am siebenten erblaßte sie, ‖ Dem ersten meiner ewgen Klage. ‖ Noch leb ich, zauderndes Geschick! ‖ Ein pflanzengleiches Leben, ‖ O Himmel, ist für den kein Glück, ‖ Dem du Gefühl und Herz gegeben! ‖ O! nimm dem Körper Wärm und Blut, ‖ Dem du die Seele schon genommen! ‖ Hier, wo ich wein, und wo sie ruht, ‖ Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen! ‖ Was hilft es, daß er meine Jahre ‖ Bis zu des Nestors Alter sparț? ‖ Ich habe trotz der grauen Haare, ‖ Womit ich dann zur Grube fahre, ‖ Sechs Tage nur geliebt, ‖ Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten, ‖ Verliebt in Schäferlustbarkeiten, ‖ Auf bunten Blumenfeldern lief, ‖ Da stach den kleinsten von den Göttern ‖ Ein Bienchen, das in Rosenblättern, ‖ Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger. ‖ Der unerschöpfliche Betrüger ‖ Sann einer neuen Kriegslist nach: ‖ Er lauscht in Rosen und Violen; ‖ Und kam ein Mädchen sie zu holen, ‖ Flog er als Bien heraus, und stach.

Die Liebe.

Ohne Liebe ‖ Lebe, wer da kann! ‖ Wenn er auch ein Mensch schon bliebe, ‖ Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe, ‖ Mach mein Leben süß! ‖ Stille nie die regen Triebe ‖ Sonder Hinderniß.

Schmachten lassen ‖ Sei der Schönen Pflicht! ‖ Nur uns ewig schmachten lassen, ‖ Dieses sei sie nicht!

Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben? ‖ Gestern bei dem Saft der Trauben, ‖ (Bildet euch mein Schrecken ein!) ‖ Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe, ‖ Drohend sprach das Furchtgerippe: ‖ Fort, du theurer Bacchusknecht! ‖ Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen, ‖ Solltest du nach mir dich sehnen? ‖ Sieh, da stehet Wein für dich! ‖ Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase; ‖ Lächelnd macht ers auf der Base, ‖ Auf der Pest, Gesundheit leer; ‖ Lächelnd setzt ers wieder her.

Fröhlich glaub ich mich befreiet, ‖ Als er schnell sein Drohn erneuet. ‖ Narre, für dein Gläschen Wein ‖ Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht auf Erden ‖ Gern ein Mediciner werden. ‖ Laß mich: ich verspreche dir ‖ Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben, ‖ Ruft er. Nur sei mir ergeben. ‖ Lebe, bis du satt geküßt ‖ Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren! ‖ Tod, du hast mich neu geboren. ‖ Dieses Glas voll Rebensaft, ‖ Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben, ‖ Ewig! denn beim Gott der Reben! ‖ Ewig soll mich Lieb und Wein, ‖ Ewig Wein und Lieb erfreun!

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach! ‖ Freunde, rennt euch alt und schwach! ‖ Ich nehm Theil an eurer Müh: ‖ Die Natur gebietet sie. ‖ Ich, damit ich auch was thu, — ‖ Seh euch in dem Lehnstuhl zu.

Der Flor.

O Reize voll Verderben! ‖ Wir sehen euch und sterben. ‖ O Augen, unser Grab! ‖ O Chloris, darf ich flehen? ‖ Dich sicher anzusehen, ‖ Laß erst den Flor herab!

Die wider den Cäsar verschworenen Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius. Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben, ‖ Eh Rom noch Königsfesseln trägt. ‖ Wer sollte nicht mit Lust verderben, ‖ Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus. Ja — aber ohne Rache sterben ‖ Und ohne Nutz dem Vaterland — —, ‖ Freund, das heißt pöbelhaft verderben. ‖ Und wozu hätt ich Muth und Hand?

Cassius. O Brutus! voller tiefen Sorgen ‖ Seh ich dein Herz für Rom zertheilt. ‖ O Freund! noch Einen freien Morgen, ‖ So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus. Wenn Cäsar Rom will unterdrücken, ‖ Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn. ‖ Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken: ‖ Mit Zittern zwar, doch drück ich ihn.

Cassius. Du? deinem Freunde? Brutus! Götter! ‖ Rom steht, wenn Brutus Brutus ist. ‖ Schon war ein Brutus Roms Erretter! ‖ Komm! zeige, daß du beide bist.

Cimber. Auch ich will alles mit euch wagen! ‖ Auch ich muß ohne König sein. ‖ Denn könnt ich einen Herrn ertragen, ‖ Ertrüg ich allererst den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir, ‖ Wahres Bild von meinen Brüdern! ‖ Ente, jetzo schenk ich dir ‖ Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid ‖ Zechend auf dem Teiche sehen. ‖ Oft sieht er aus Trunkenheit ‖ Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das ist viel! ‖ Hält den Satz für wahr und süße, ‖ Daß, wer glücklich leben will, ‖ Fein das Trinken lieben müsse.

Ente, ists nicht die Natur, ‖ Die dich stets zum Teiche treibet? ‖ Ja, sie ists; drum folg ihr nur, ‖ Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu. ‖ Neider nennen es zwar schnadern; ‖ Aber, Ente, ich und du ‖ Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt, ‖ Mag es immer Schnadern nennen. ‖ Will uns nur die neidsche Welt ‖ Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur ich dich, ‖ Daß du nur mußt Wasser trinken. ‖ Und wie glücklich schätz ich mich, ‖ Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein! ‖ Laß dich nicht den Neid verführen. ‖ Denn des Weins Gebrauch allein ‖ Unterscheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung sein. ‖ Menschen sind von edlern Gaben. ‖ Du trinkst Wasser, und ich Wein: ‖ So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink, und trinkend fällt mir bei, ‖ Warum Naturreich dreifach sei. ‖ Die Thier und Menschen trinken, lieben, ‖ Ein jegliches nach seinen Trieben: ‖ Delphin und Adler, Floh und Hund ‖ Empfindet Lieb und netzt den Mund. ‖ Was also trinkt und lieben kann, ‖ Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich, ‖ Dem ersten nicht an Güte gleich: ‖ Sie liebet nicht, doch kann sie trinken, ‖ Wenn Wolken träufelnd niedersinken; ‖ So trinkt die Zeder und der Klee, ‖ Der Weinstock und die Aloe. ‖ Drum, was nicht liebt, doch trinken kann, ‖ Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich; ‖ Und hier sind Sand und Demant gleich: ‖ Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe, ‖ Er wächset ohne Trunk und Liebe. ‖ Drum, was nicht liebt, noch trinken kann, ‖ Wird in das letzte Reich gethan. ‖ Denn ohne Lieb und ohne Wein, ‖ Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — Ein Stein.

Das Alter.

Nach der 11. Ode Anakreons.

Euch, lose Mädchen, hör ich sagen: ‖ „Du bist ja alt, Anakreon. ‖ Sieh her! du kannst den Spiegel fragen, ‖ Sieh, deine Haare schwinden schon; ‖ Und von den trocknen Wangen ‖ Ist Blüth und Reiz entflohn“ . . ‖ Wahrhaftig! ob die Wangen ‖ Noch mit dem Lenze prangen, ‖ Wie, oder ob den Wangen ‖ Der kurze Lenz vergangen, ‖ Das weiß ich nicht; doch was ich weiß, ‖ Will ich euch sagen: daß ein Greis, ‖ Sein Bißchen Zeit noch zu genießen, ‖ Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen.

An die Schwalbe.

Die 12. Ode Anakreons.

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich, ‖ Was thu ich dir? wie straf ich dich? ‖ Soll ich dich um die Schwingen ‖ Mit meiner Scheere bringen? ‖ Soll ich zu deiner Pein ‖ Ein andrer Tereus sein? ‖ Und willst du gern der Progne gleichen? ‖ Mußt du, zu frühe Schwätzerin, ‖ Mußt du von meiner Schäferin ‖ Mir meinen schönen Traum verscheuchen?

Die Kunstrichter und der Dichter.

Die Kunstrichter. Ihr Dichter! seid des Stoffes voll, ‖ Den eure Muse singen soll: ‖ Alsdann geräth das Lied euch wol.

Der Dichter. Wol! wol! ihr Herren Richter, wol! ‖ Seht her! ich bin des Stoffes voll, ‖ Den meine Muse singen soll; ‖ Ich bin, ich bin des Weines voll: ‖ Und doch geräth kein Lied mir wol.

Die Kunstrichter. Du bist des Stoffes allzu voll, ‖ Den deine Muse singen soll: ‖ Darum geräth kein Lied dir wol.

An die Kunstrichter.

Schweigt, unberauschte, finstre Richter! ‖ Ich trinke Wein, und bin ein Dichter. ‖ Thut mir es nach, und trinket Wein, ‖ So seht ihr meine Schönheit ein. ‖ Sonst wahrlich, unberauschte Richter, ‖ Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

Die verschlimmerten Zeiten.

Anakreon trank, liebte, scherzte, ‖ Anakreon trank, spielte, herzte, ‖ Anakreon trank, schlief, und träumte, ‖ Was sich zu Wein und Liebe reimte: ‖ Und hieß mit Recht der Weise.

Wir Brüder trinken, lieben, scherzen, ‖ Wir Brüder trinken, spielen, herzen, ‖ Wir Brüder trinken, schlafen, träumen, ‖ Wozu sich Wein und Liebe reimen; ‖ Und heißen nicht die Weisen.

Da seht den Neid von unsern Zeiten! ‖ Uns diesen Namen abzustreiten! ‖ O Brüder, lernet hieraus schließen, ‖ Daß sie sich stets verschlimmern müssen. ‖ Sie nennen uns nicht weise!

Das Bild an Hrn. H.

Das, Maler, ist dein Meisterstücke! ‖ Ja, H**, ja; an Anmuth reich, ‖ Sieht dies Kind meinem Kinde gleich. ‖ Das ist sein Haar; dies seine Blicke; ‖ Das ist sein Mund; das ist sein Kinn. ‖ O Freund, o laß dichs nicht verdrießen, ‖ Und sieh auf jene Seite hin: ‖ Ich muß, ich muß das Bildchen küssen. ‖ Wie zärtlich nimmts den Kuß nicht an: ‖ Nur Schade, daß es ihn nicht wiedergeben kann.

Das Umwechseln.

Der Bruder. Liebe Schwester, wer ist die? ‖ Deine Freundin? darf ich küssen? ‖ O wie frei, wie schön ist sie! ‖ Liebe Schwester darf ich küssen?

Die Schwester. Pfui! Ihr Bruder ist ja hier. ‖ Willst du, daß ers sieht, sie küssen? ‖ Schäm dich! diesesmal wird dir ‖ Wol die Lust vergehen müssen.

Der Bruder. Schwester, geh zum Bruder hin; ‖ Laß dich von dem Bruder küssen; ‖ Dann, weil ich dein Bruder bin, ‖ Darf ich seine Schwester küssen.

Der Vetter und die Muhme.

O fluche, Freund, nicht alles Wetter ‖ Auf deinen eigensinnigen Vetter. ‖ Schmählt er manchmal; so laß es sein. ‖ Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Muhme. ‖ Man muß ihr Brummen, sich zum Ruhme, ‖ Mit stiller Sanftmuth übergehn. ‖ Die Tochter ist ja schön.

Die Mutter.

Strenge Phyllis, dich zu küssen, ‖ Dich ein einzigmal zu küssen, ‖ Hab ich dich nicht bitten müssen! ‖ Und doch darf ich dich nicht küssen. ‖ Sagst du? „Meine Mutter spricht: ‖ „Phyllis, Tochter, küsse nicht!“

Ist es so was böses, küssen? ‖ Liegt kein Trieb dazu im Blut? ‖ Doch . . weg mit den schweren Schlüssen! ‖ Laß sie warnen! kurz und gut: ‖ Was geht der die Mutter an, ‖ Die selbst Mutter werden kann?

Die Antwort.

Der Nachbarin Climene ‖ Schrieb ich von Lieb und Gluth. ‖ Die christlich holde Schöne ‖ War allen Menschen gut. ‖ Sie hat den Brief bekommen, ‖ Voll Sehnsucht angenommen, ‖ Geküßt und aufgemacht, ‖ Gelesen und gelacht. ‖ Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wol wieder schreiben? ‖ Nein: schreiben kann sie nicht. ‖ Nur sich die Zeit vertreiben, ‖ Ist ihre Kunst und Pflicht. ‖ Doch ohne Trost mich lassen, ‖ Hieß meine Liebe hassen; ‖ Drum kömmt sie selbst zu mir, ‖ Durch unsre Hinterthür. ‖ Ach, gar zu gutes Kind!

Der Schlaf.

Ich trinke bis um Mitternacht. ‖ Wenn neben mir der Geizhals wacht, ‖ Und mit bekümmertem Verlangen ‖ Forscht, ob dem Schatze nichts entgangen; ‖ Da trink ich noch, und freue mich, ‖ Und trinkend Bacchus lob ich dich. ‖ Da flieht der Durst! da flieht der Kummer! ‖ Doch wärst du nicht, du süßer Schlummer, ‖ Wenn sollt ich wieder durstig werden? ‖ Und würd ich nicht mehr durstig sein, ‖ So tränk ich ja auch nicht mehr Wein. ‖ O Schlaf, welch Gut bist du der Erden!

Der philosophische Trinker.

Mein Freund, der Narr vom philosophschen Orden, ‖ Hat sich bekehrt, und ist ein Trinker worden. ‖ Er zecht mit mir und meinen Brüdern, ‖ Und fühlet schon in unsern Liedern ‖ Mehr Weisheit, Witz und Kraft, ‖ Als Jakob Böhm und Newton schafft. ‖ Doch bringt er seine spitzgen Fragen, ‖ Die minder als sie fagen, sagen, ‖ Noch dann und wann hervor, ‖ Und plagt mit Schlüssen unser Ohr. ‖ Jüngst fragt er mich am vollen Tische, ‖ Warum wol in der Welt der Fische, ‖ In Flüssen und im Meer, ‖ Nicht Wein statt Wassers wär? ‖ Ohn Ursach, sprach er, kann nichts sein. ‖ Die Antwort fiel mir schwer; ‖ Ich dachte hin und her, ‖ Doch endlich fiel mirs ein. ‖ „Die Ursach ist leicht zu erdenken,“ ‖ Sprach ich mit aufgestemmtem Arm. ‖ Und welche? schrie der ganze Schwarm. ‖ „Damit, wenn Esel davon tränken, ‖ Die Esel, nur verdammt zu Bürden, ‖ Nicht klüger als die Menschen würden.“ ‖ Die Antwort, schrie man, läßt sich hören. ‖ Drum trinket eins der Weltweisheit zu Ehren!

Der Fehler.

Angelica ist jung und reich. ‖ An Schönheit meiner Phyllis gleich. ‖ Ich kann nichts schöners nennen; ‖ Das wissen die, die Phyllis kennen. ‖ Sie redet ungezwungen rein; ‖ Sie scherzt empfindlich und doch fein; ‖ Ihr biegsam redlich Herze fühlt; ‖ Sie tanzt, sie singt, sie spielt. ‖ Wenn meine Phyllis untreu wird . . . ‖ O werde sie es nie! ‖ Wenn sie es aber wird, ‖ So lieb ich keine sonst als sie. ‖ Doch . . . hab ichs auch bedacht? ‖ Nein, einen Fehler treff ich an, ‖ Der alles nichtig macht. ‖ Sie liebet ihren Mann.

Phyllis lobt den Wein.

Seht, mein Damon tanzt und springet! ‖ Seht, wie wiegt er Leib und Fuß! ‖ Seht, mein Damon lacht und singet, ‖ Singt von Ruhe, Wein und Kuß. ‖ Seht, wie Mund und Augen glühn! ‖ Wir beleben uns durch ihn.

Hört die ungezwungnen Scherze! ‖ Hört, die Liebe scherzt durch ihn! ‖ Wie die Dämmrung vor der Kerze ‖ Seht die Schwermuth vor ihm fliehn, ‖ Seht, er taumelt, wankt im gehn, ‖ Seht, sogar er taumelt schön.

Seht, wie locken seine Lippen! ‖ Seht, wie glüht sein Mund so roth! ‖ Machet mich, ihr rothen Lippen, ‖ Macht mich halb gezwungen roth! ‖ Ja, er kömmt, er küsset mich. ‖ O wie feurig küßt er mich!

Wein, du Wein hast ihn begeistert, ‖ Du theilst ihm dein Feuer mit. ‖ Durch dich küßt er so begeistert ‖ Und theilt mir sein Feuer mit. ‖ Drum soll, wie von ihm, der Wein ‖ Auch von mir vergöttert sein!

An den Anakreon.

Anakreon singt, alles fühlet: ‖ Und alles gähnt, wenn Codrus spielet. ‖ Anakreon, sprich, wie man spielt, ‖ Daß niemand gähnt, daß alles fühlt.

Du schweigst? Doch mit beredtern Blicken, ‖ Die mich in Bacchus Laube schicken, ‖ Sprichst du: mein Lehrer war der Wein. ‖ Wol! Wol! Er soll auch meiner sein!

Wem ich zu gefallen suche und nicht suche.

Alten, alt zu unsrer Pein, ‖ Denen von der Lust im Lieben, ‖ Von der Jugend, von dem Wein ‖ Das Erinnern kaum geblieben; ‖ Weibern, die der Taufschein drückt, ‖ Wenn ihr Reiz, der sonst entzückt, ‖ Sonst gestritten, sonst gesiegt, ‖ Unter Schichten Runzeln liegt; ‖ Dichtern, die den Wein nicht loben, ‖ Die die Liebe nicht erhoben; ‖ Mägdchen, die nicht Gleimen kennen, ‖ Rosten nicht vortrefflich nennen; ‖ Weisen, die mit leeren Grillen ‖ Leere Köpfe strotzend füllen; ‖ Männern, die die Sitten lehren, ‖ Und dich, Molier, nicht ehren, ‖ Stolz auf ihr Systema sehn, ‖ Und dich muntern Schauplatz schmähn; ‖ Handelsleuten, die das Geld ‖ Und ihr Stolz zu Fürsten stellt; ‖ Falschen Priestern, die die Tugend ‖ Mir nicht munter, wie die Jugend, ‖ Mir nicht schmackhaft, mir nicht süße, ‖ Wie den Wein und wie die Küsse, ‖ Mir nicht reizend, wie die Strahlen ‖ Aus der Phyllis Augen, malen; ‖ Stutzern, deren weißer Scheitel, ‖ Deren reich und witzge Tracht ‖ Dumm gelobte Schönen eitel ‖ Und zu ihres gleichen macht; ‖ Unversuchten stolzen Kriegern; ‖ Aufgeblasnen Federsiegern; ‖ Aeltlichklugen jungen Leuten; ‖ Seufzenden nach bessern Zeiten, ‖ Schwermuthsvollen Gallenchristen; ‖ Allen Narren, die sich isten, ‖ Zum Exempel Pietisten, ‖ Zum Exempel Atheisten, ‖ Zum Exempel Rabulisten, ‖ Operisten und Chymisten, ‖ Quietisten und Sophisten, ‖ Und nicht wenigen Juristen, ‖ Publicisten und Statisten, ‖ Und nicht wenigen Linguisten, ‖ Und nicht wenigen Stylisten, ‖ Und nicht wenig Componisten . . . ‖ O der Athem will mir fehlen, ‖ Alle Narren zu erzählen . . . ‖ Allen, die mich tadelnd hassen, ‖ Die mein Leben voller Freude ‖ Mich nicht, aus verstelltem Neide, ‖ Ungestört genießen lassen; ‖ Diesen Thoren, diesen allen ‖ Mag ich *** nicht gefallen, ‖ Mag ich, sag ich, nicht gefallen.

Alten, die der Wein verjüngt, ‖ Die mit zitternd schwachen Tönen, ‖ Wenn die Jugend munter singt, ‖ Ihr noch gleich zu sein sich sehnen; ‖ Weibern, die, was an sich zieht, ‖ Reiz und Jugend noch nicht flieht, ‖ Die des Schicksals harte Hand ‖ Weibschen Männern zugewandt; ‖ Jungen Witwen, die sich grämen, ‖ Flor und Trauer um zu nehmen, ‖ Und mit schwergereizten Zähren ‖ Nur den andern Mann begehren; ‖ Dichtern, die wie Dichter küssen, ‖ Nichts als sich zu freuen wissen; ‖ Dichtern, die wie Dichter zechen, ‖ Nie versagten Beifall rächen; ‖ Dichtern, die bei Kuß und Wein ‖ Miltons lassen Miltons sein; ‖ Dichtern, die im Scherze stark, ‖ Mit Geschichten voller Mark, ‖ Muntern Mägdchen munter lehren, ‖ Was die Mütter ihnen wehren; ‖ Dichtern, die mich spottend bessern, ‖ Kleine Fehlerchen vergrößern, ‖ Daß ich sie in ihrem Spiele ‖ Desto lächerlicher fühle; ‖ Rednern, die stark im Verstellen ‖ Uns vergnügend hintergehn, ‖ Wenn wir sie in zwanzig Fällen ‖ Zwanzigmal nicht selber sehn, ‖ Bald als Unglückshelden sprechen, ‖ Bald die Tugend spottend rächen, ‖ Bald als Könige befehlen, ‖ Bald als alte Männer schmählen; ‖ Künstlern, die auf Zaubersaiten ‖ Sorg und Harm durchs Ohr bestreiten, ‖ Und mit heilsam falschem Leide ‖ Dämpfen übermäßge Freude; ‖ Federbüschen, die nicht prahlen; ‖ Reichen, welche reich bezahlen; ‖ Kriegern, die ihr Leben wagen, ‖ Armen, welche nicht verzagen; ‖ Allen liebenswürdgen Mägdchen, ‖ Liebenswürdgen weißen Mägdchen, ‖ Liebenswürdgen braunen Mägdchen, ‖ Liebenswürdgen stillen Mägdchen, ‖ Liebenswürdgen muntern Mägdchen, ‖ Wären es gleich Bürgermägdchen, ‖ Wären es gleich Kaufmannsmägdchen, ‖ Wären es gleich Priestermägdchen, ‖ Wären es gleich Kammermägdchen, ‖ Wären es gleich Bauermägdchen, ‖ Wenn sie nur die Liebe fühlen, ‖ Lachen, scherzen, küssen, spielen; ‖ Diesen, Freunde, diesen allen ‖ Wünsch ich ** zu gefallen, ‖ Wünsch ich, sag ich, zu gefallen.

Das Erdbeben.

Bruder, Bruder, halte mich! ‖ Warum kann ich denn nicht stehen? ‖ Warum kannst du denn nicht gehen? ‖ Bruder, geh, ich führe dich.

Sachte, Bruder, stolperst du? ‖ Was? du fällst mir gar zur Erden? ‖ Halt! ich muß dein Retter werden. ‖ Nu? ich falle selbst dazu?

Sieh doch, Bruder! Siehst du nicht, ‖ Wie die lockern Wände schwanken? ‖ Sieh, wie Tisch und Flasche wanken! ‖ Greif doch zu' das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir ‖ Nicht mehr trinken, nicht mehr leben! ‖ Fühlst du nicht? des Grunds Erbeben ‖ Droht es Bruder mir und dir.

Limas Schicksal bricht herein! ‖ Bruder, Bruder, wenn wir sterben, ‖ Soll der Wein auch mit verderben? ‖ Der auf heut bestimmte Wein?

Nein, die Sünde wag ich nicht! ‖ Bruder, wolltest du sie wagen? ‖ Nein, in letzten Lebenstagen ‖ Thut man gerne seine Pflicht.

Sieh, dort sinket schon ein Haus! ‖ Und hier auch! Nun muß man eilen! ‖ Laß uns noch die Flasche theilen! ‖ Hurtig! Hurtig! trink doch aus!

Die Einwohner des Mondes.

Die Mägdchen, die in sechzehn Jahren ‖ Noch nicht das lockre Glück erfahren, ‖ Wozu sie ihre Mütter sparen; ‖ Das Stutzerchen, das was gelernt; ‖ Das Weib, das nie sich aus den Schranken ‖ Der ehelichen Pflicht entfernt, ‖ Und um den Mann die Welt vergißt; ‖ Der Bettler, der bei dem Bedanken ‖ So höflich wie beim Bitten ist; ‖ Der Dichter, welcher nie gelogen, ‖ Dem stets der Reim, und niemals er ‖ Dem lieben Reime nachgezogen; ‖ Der Pfaffe, der stolz auf sein Amt, ‖ Um Kleinigkeiten nicht verdammt, ‖ Und weiß durch Thaten zu ermahnen; ‖ Der Edle, der von seinen Ahnen ‖ In unzertrennter Ordnung stammt, ‖ Ohn daß ein wackrer Bauerknecht ‖ Nicht oft das Heldenblut geschwächt; ‖ Ein Arzt, der keinen todt gemacht; ‖ Der Krieger, der mehr kämpft als fluchet; ‖ Der Hagestolz, der in der Nacht, ‖ Was er am Tage flieht, nicht suchet; ‖ Das fromme Weib, das nie geschmählt; ‖ Der reiche Greis, dem nichts gefehlt; ‖ Und hundert andre schöne Sachen, ‖ Die unsern Zeiten Ehre machen: ‖ Wo trifft man die? . . . Vielleicht im Mond, ‖ Wo jedes Hirngespinnste wohnt.

Der Tausch an Hr. W.

Ein Mägdchen, das Verstand und Geist ‖ Gemeiner Schönen Zahl entreißt, ‖ Ein Mägdchen, das bei Büchern schwitzet, ‖ Wenn Phyllis vor dem Spiegel sitzet, ‖ Das ihrer Seelen Schönheit bessert, ‖ Wenn die die leibliche vergrößert, ‖ Das gründlich denkt und gründlich scherzt, ‖ Platonisch liebt, platonisch herzt: ‖ Freund, so ein Mägdchen ist für dich, ‖ Und nicht für mich.

Ein Mägdchen, dessen zärtlich Bild ‖ Mit Zärtlichkeit die Herzen füllt, ‖ Ein Mägdchen mit beredten Blicken, ‖ Mit Füßen, die versteckt entzücken, ‖ Mit Händen, die liebkosend schlagen, ‖ Und drückend, dich nur lieb ich, sagen, ‖ Mit schwarzem Haar, mit voller Brust, ‖ Gemacht zu dauerhafter Lust: ‖ Freund, so ein Mägdchen ist für mich, ‖ Und nicht für dich.

Das Glück ist ungerecht und blind; ‖ Wenn nicht die Dichter Lügner sind. ‖ Wie oft hat es mit deinem Hoffen, ‖ Wie oft mit meinem eingetroffen? ‖ Wie wenn es, dich und mich zu kränken, ‖ Dir mein, und mir dein Kind wird schenken? ‖ O Freund, was soll die Rache sein? ‖ Der Tausch, o Freund, der Tausch allein. ‖ Doch giebst du, geb ich meine dir, ‖ Auch deine mir?

Die Sparsamkeit.

Von nun an muß ich sparsam werden. ‖ Warum denn das? Der Wein schlägt auf. ‖ So gehts, das beste dieser Erden ‖ Erhält man nur durch theuren Kauf.

Wer pocht? Ei der verwünschte Schneider ‖ Macht mich fast durch sein Mahnen toll. ‖ Da seht die Menschenliebe! leider, ‖ Daß man doch stets bezahlen soll.

„Beliebet morgen einzusprechen. ‖ Die Wechsel laufen später ein.“ ‖ Er geht? Geh! geh! nun kann ich zechen. ‖ Seht! seht! so muß man sparsam sein.

Die Abwechslung.

Ich trinke nicht stets einen Wein. ‖ Das möchte mir zu ekel sein. ‖ Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande, ‖ Einheimschen Wein, Wein aus dem Frankenlande, ‖ Die wechsl ich täglich mit Bedacht, ‖ Weil Wechseln alles süßer macht.

Und mich soll nur ein artig Kind, ‖ Wenn mehrere zu finden sind, ‖ Durch süßen Zwang gepriesner Liebe binden? ‖ O, dies zählt ich mit unter meine Sünden. ‖ Nein, nein, ich folge meinem Brauch, ‖ Mit artigen Kindern wechsl ich auch.

Der bescheidene Wunsch.

Der Pfennig, den man andachtsvoll ‖ Dem Priester beichtend geben soll, ‖ Gilt mehr als im gemeinen Leben ‖ Ein Pfennig, den wir Iro geben. ‖ Die Klügsten müssen durch Dukaten ‖ Den Sinn des kleinen Worts errathen. ‖ Man nehm es nicht buchstäblich an, ‖ Der Buchstab bringet Tod und Bann.

„Ach! schenkte mir mein lieber Gott ‖ Nur einst mein liebes Bißchen Brod; ‖ Ich wollte mich begnügen lassen ‖ Und keinen Reichen neidisch hassen.“ ‖ O, das ist Staxen leicht zu sagen, ‖ Doch, wollt ihr eine Wette wagen, ‖ Stax schließet Fische, Braten, Wein ‖ Mit in den Wunsch des Brotes ein.

O Liebste! machet dir mein Mund ‖ Den heißen Wunsch nach Küssen kund, ‖ So wisse, daß ich mehr begehret, ‖ Als dir mein scheuer Mund erkläret. ‖ Ein Kuß bei mir ist . . Soll ichs sagen? ‖ Doch still! Du willst mich heimlich fragen. ‖ Komm! jener Lustwald ruft dir zu: ‖ O Mägdchen! was du thun willst, thu!

Das Schäferleben.

Komm Freund! wir wollen Schäfer werden. ‖ Dies stille Volk besitzet noch ‖ Die süße Ruh, das Glück der Erden. ‖ Was zauderst du? Komm Freund! komm doch!

Dort blüht bei aufgeräumten Sinnen ‖ Noch alte Treu und Redlichkeit, ‖ Auch in den schönsten Schäferinnen. ‖ Dort, dort ist noch die güldne Zeit.

Wird dir es schwer, die Stadt zu lassen, ‖ Wo nichts als falsche Mägdchen sind? ‖ Bedenke, Phyllis will mich hassen, ‖ Das flatterhafte böse Kind.

Auch Phyllis kann die Treue brechen, ‖ Und windet sich aus meiner Hand. ‖ Ja, diese Falschheit muß ich rächen. ‖ Komm mit! Ich geh ins Schäferland.

Du schwärmst, mein Freund. Laß mich zufrieden. ‖ Was geht mich deine Phyllis an. ‖ Dem ist ein größer Glück beschieden, ‖ Der sich gleich mir betrinken kann.

Wo hast du den Verstand gelassen? ‖ Du hast gewiß noch keinen Rausch? ‖ Den Wein, den Wein für Milch zu hassen? ‖ Den Wein für Milch? Das wär ein Tausch.

Recht, Freund! verzeih mir diese Possen. ‖ Wie albern denkt und redt man nicht, ‖ Wenn man noch keinen Wein genoßen, ‖ Wenn folglich der Verstand gebricht.

Drum eile, Freund! mir einzuschenken. ‖ Trink mir es zu, und mach mich klug. ‖ Nun lern ich wieder richtig denken. ‖ Nun seh ich meinen Selbstbetrug.

O Schade für die falschen Kinder! ‖ Laßt sie nur unbeständig sein. ‖ Ich lache nun, und bins nicht minder. ‖ Den Rath, den Rath giebt mir der Wein.

Nun soll mich Phyllis nicht betrüben, ‖ Laßt sie nur unbeständig sein, ‖ Von nun an will ich auch so lieben. ‖ Den Rath, den Rath giebt mir der Wein.

Salomon.

Lobt mir Davids weisen Sohn! ‖ Auch bei Lieb und Wein und Scherzen ‖ War er doch nach Gottes Herzen. ‖ Brüder, lobt den Salomon. ‖ Brüder, laßt sein Lob erschallen! ‖ Doch vor allen ‖ Lobt mir seinen weisen Schluß: ‖ Wer viel lernt, hat viel Verdruß!

Dieses laßt mir Wahrheit sein! ‖ Diese Wahrheit stets zu lieben ‖ Hat mich die Natur getrieben, ‖ Die Natur und Lieb und Wein. ‖ Ehrt mit mir den weisen König! ‖ Lernet wenig! ‖ Brüder, und erwägt den Schluß: ‖ Wer viel lernt, hat viel Verdruß!

Der Fehler der Natur an Hr. M.

Freund! du erforschest die Natur. ‖ Sprich! Ists nicht wahr, sie spielt nicht nur, ‖ Sie fehlt auch oft in ihren Werken. ‖ Ja ja, sie fehlt. Oft in der Eil ‖ Versetzt sie dies und jenes Theil. ‖ Ich selbst kann meinen Satz bestärken. ‖ Denn hätt sich ihre Götterhand, ‖ Als sie mich baute, nicht verloren, ‖ So wär ich an der Mosel Strand, ‖ Wo nicht, doch in Burgund geboren. ‖ O Mosler, o Burgunderwein, ‖ Ich, ich sollt euer Landsmann sein!

Die schlimmste Frau.

Die Weiber können nichts als plagen, ‖ Der Satz sagt viel und ist nicht neu. ‖ Doch, Freunde, könnt ihr mir nicht sagen, ‖ Welch Weib das schlimmste sei?

Ein Weib, das mit dem Manne scherzet, ‖ Wie ein gebildter Marmorstein, ‖ Das ohne Glut und Reiz ihn herzet, ‖ Das kann kein gutes sein.

Ein Weib, das wie ein Drache geizet, ‖ Und gegen Kind und Magd genau, ‖ Den Dieb, mich zu bestehlen, reizet, ‖ O eine schlimme Frau!

Ein Weib, das gegen alle lachet, ‖ In Liebesstreichen frech und schlau ‖ Uns täglich neue Freunde machet, ‖ O eine schlimmre Frau!

Ein Weib, das nichts als bet und singet, ‖ Und bei der Kinder Zeitvertreib ‖ Mit Seufzen ihre Hände ringet, ‖ O ein noch schlimmer Weib!

Ein Weib, das stolz aufs Eingebrachte, ‖ (Und welche nimmt der Stolz nicht ein?) ‖ Den Mann sich gern zum Sklaven machte, ‖ Das muß ein Teufel sein!

Ein Weib, das ihrem Manne fluchet, ‖ Wenn er Gesellschaft, Spiel und Wein, ‖ Wie heimlich sie Liebhaber, suchet, ‖ Das muß . . ein Weibsbild sein!

Der Schiffbruch.

„Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer! ‖ Das Trinken macht den Beutel leer, ‖ Drum hol ich mir in fernen Landen, ‖ Die unsre Väter niemals fanden, ‖ Gold, Silber, Perlen, Edelstein; ‖ Und folglich Wein."

Nein Freund! nein Freund, dies wag ich nicht. ‖ Gesetzt daß unser Schiff zerbricht, ‖ So müssen wir ins Wasser sinken, ‖ Und Wasser wol gezwungen trinken. ‖ Und Wasser, Wasser schmecket schlecht. ‖ Hab ich nicht recht?

Ja, wär im Meere lauter Wein, ‖ So gieng ich, Freund, die Schiffahrt ein. ‖ O Freund! o Freund, mit Freuden ‖ Wollt ich auch Schiffbruch leiden. ‖ Doch dies ist nicht. Drum bleibe hier. ‖ Und trink mit mir!

Die Redlichkeit.

So weit sich läßt die Welt durchwandern, ‖ Klagt ein verlarvter Schelm dem andern ‖ Die selbstverschuldte Seltenheit ‖ Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch flucht ihre Lust zum Schwärzen . . ‖ Da seht die Thorheit ihrer Herzen! ‖ Seht, klagen sie nicht blos zum Schein? ‖ Doch fluchen sie auf dich, o Wein!

So klagen, und dem Trinken fluchen, ‖ Heißt Zwecke sonder Mittel suchen. ‖ Nun, Brüder, red ich nicht gelehrt? ‖ Wie man es kaum von Wolfen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben, ‖ Ohn unsre Väter mit zu loben? ‖ Ja, ja, die tranken wacker Wein, ‖ Wie konnten sie nicht redlich sein?

Drum, Brüder, bleibet euern Ahnen, ‖ Die euch, so oft ihr durstt, ermahnen, ‖ An Treu und Trunke kindlich gleich. ‖ Trinkt redlich aus und küsset euch!

Refutatio Papatus.

Nein, nein! durchaus ich glaube nicht, ‖ Was Petri falscher Folger spricht, ‖ Daß jene Bücher göttlich wären, ‖ Die zu der Juden steten Ehren ‖ Uns von des Maccabäus Helden ‖ Und ihren heilgen Schlachten melden.

Hört meinen neu erfundnen Grund! ‖ Es machte mir der Wein ihn kund; ‖ Der Wein, der stets zur Wahrheit leitet. ‖ O daß ihr Theologen streitet, ‖ Und streitet ohne Wein zu trinken! ‖ So müßt ihr stets in Irrthum sinken.

Der Schluß von diesen Büchern sagt: ‖ (Worüber Wein und Wahrheit klagt) ‖ „Den Durst sich stets mit Wein zu stillen, ‖ Das bringet eklen Widerwillen. ‖ Bald Wasser, und bald Wein genießen, ‖ Das muß uns den Gebrauch versüßen."

Was gilts? wer lügt, ist nicht von Gott. ‖ Haha! Herr Papst! ihr werdet roth, ‖ Und seht die Wahrheit meiner Sätze. ‖ O, wenn ich mich im Wein ergetze, ‖ Glaubt ihr, ich wünscht ihn einst zu lassen? ‖ Ich müßte meine Wohlfahrt hassen.

Die Wetterprophezeihung.

Das Wetter ist veränderlich, ‖ Veränderlich, wie meine Schönen. ‖ Umsonst, o Freund, bemüht man sich, ‖ Nach Regeln beide zu gewöhnen. ‖ Drum laß dein Wetterprophezein, ‖ Wie ich mein treues Lieben, sein.

Doch, kannst du deiner Wissenschaft, ‖ Gelehrter Wolkenseher! trauen: ‖ Wol gut! so laß von ihrer Kraft ‖ Mich straks ein kleines Beispiel schauen. ‖ Du sollst . . du sollst mir prophezein: ‖ Wird heuer ein gut Weinjahr sein? ‖ Ja!

Der Sommer.

Brüder! lobt die Sommerszeit! ‖ Ja, dich, Sommer will ich loben! ‖ Wer nur deine Munterkeit, ‖ Deine bunte Pracht erhoben, ‖ Dem ist wahrlich, dem ist nur, ‖ Nur dein halbes Lob gelungen, ‖ Hätt er auch, wie Brocks, gesungen, ‖ Brocks, der Liebling der Natur.

Hör ein größer Lob von mir, ‖ Sommer! ohne stolz zu werden, ‖ Brennst du mich, so dank ichs dir, ‖ Daß ich bei des Strahls Beschwerden, ‖ Bei der durstgen Mattigkeit, ‖ Lechzend nach dem Weine frage, ‖ Und gekühlt den Brüdern sage: ‖ Brüder! lobt die durstge Zeit!

Der Handel.

Des wuchernden Tumultes satt, ‖ Freund, fliehst du aus der vollen Stadt? ‖ Flieh nur allein; ich bleib zurücke. ‖ Die Messe wag ich noch mein Glücke. ‖ Nun handl ich auch: doch soll allein ‖ Mein Handel mit den Schönen sein.

Itzt, Mägdchens, ist mir alles feil, ‖ Mein Vater- und mein Muttertheil, ‖ Haus, Bücher, Garten, Wald und Felder. ‖ Kommt nur, und bringt die rechten Gelder! ‖ Kommt nur und fangt den Handel an; ‖ Glaubt, daß ich euch nicht trügen kann.

Ihr kommt? Wie theuer ist dein Feld? ‖ Mein Feld verkauf ich nicht für Geld. ‖ Dir, Mägdchen, biet ichs hundert Küsse. ‖ Und deinen Wald? Zwei hundert Küsse. ‖ Und dieses Buch? Für einen Kuß. ‖ Und dieses Lied? Für einen Kuß.

Wenn ich mit Schönen handeln muß, ‖ Gilt alles bei mir einen Kuß. ‖ Denn Küsse sind die besten Gelder. ‖ Nicht nur Haus, Garten, Wald und Felder, ‖ Mein Vater- und mein Muttertheil, ‖ Ich selber bin für Küsse feil!

Die lehrende Astronomie.

Dank sei dem Schöpfer, der mein Haupt ‖ Auf hohe feste Schultern baute, ‖ Und mir die Pracht zu sehn erlaubt, ‖ Die nie ein hängend Thieraug schaute! ‖ Hier lern ich mich und ihn erkennen, ‖ Und hier mich nichts, ihn alles nennen.

Was bin ich? Ich bin groß genung, ‖ Bin ich ein Punkt der Welt zu nennen. ‖ Mein Wissen ist Verwunderung; ‖ Mein Leben leichter Blitze Brennen. ‖ Und so ein Nichts, verblendte Thoren, ‖ Soll sein zum Herrn der Welt geboren?

Der Stolz, der Thorheit Eigenthum, ‖ Verkennt, zu eignem Trost, sich gerne; ‖ Die Demuth ist des Weisen Ruhm, ‖ Und die

lernt er bei euch, ihr Sterne! ‖ Und wird nur groß, weil er euch kennet, ‖ Und euern Gott auch seinen nennet.

Auch wenn sein Unglück ihn den Weg, ‖ Den harten Weg der Prüfung führet, ‖ Und wenn, auf dem einsamen Steg, ‖ Sich Lieb und Freund von ihm verlieret, ‖ Lernt er bei euch, durch süße Grillen, ‖ Oft allzuwahre Schmerzen stillen.

O Tugend! reizend Hirngedicht, ‖ Erdachte Zierde unsrer Seelen! ‖ Die Welt, o Tugend, hat dich nicht: ‖ Doch wirst du auch den Sternen fehlen? ‖ Nein, starbst du gleich bei uns im Adel, ‖ Du selbst bist viel zu schön zur Fabel.

Dort seh ich, mit erstauntem Blick, ‖ Ein glänzend Heer von neuen Welten; ‖ Getrost, vielleicht wird dort das Glück ‖ So viel nicht, als die Tugend, gelten. ‖ Vielleicht dort in Orions Grenzen ‖ Wird, frei vom Wahn, die Wahrheit glänzen!

„Das Uebel, schreit der Aberwitz, ‖ Hat unter uns sein Reich gewonnen.“ ‖ Wohl gut, doch ist des Guten Sitz ‖ In ungezählten größern Sonnen. ‖ Der Dinge Reihen zu erfüllen, ‖ Schuf jenes Gott mit Widerwillen.

So, wie den Kenner der Natur ‖ Auch Quarz und Eisenstein vergnügen, ‖ Nicht Gold- und Silberstufen nur ‖ In Fächern, voller Lücken, liegen. ‖ So hat das Uebel Gott erlesen, ‖ Der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen.

O nahe dich, erwünschte Zeit, ‖ Wo ich, frei von der Last der Erde, ‖ In wachsender Glückseligkeit, ‖ Einst beßre Welten sehen werde! ‖ O Zeit, wo mich entbundne Schwingen ‖ Von einem Stern zum andern bringen!

Gedanken! fliehet nur voran! ‖ Verirrt euch in den weiten Sphären, ‖ Bis ich euch selber folgen kann. ‖ Wie lang, Geschick, wird es noch währen, ‖ O Lust, hier seh ich schon die Kreise, ‖ Die Wege meiner ewgen Reise!

Drum kränkt der blinde Damon sich ‖ Nur in der Nacht um sein Gesichte. ‖ Geruhig, Tag, vermißt er dich ‖ Und deine Eitelkeit im Lichte; ‖ Und wünscht sich, von der Weltlust ferne, ‖ Ein fühlend Aug nur für die Sterne.

O selge Zeit der stillen Nacht, ‖ Wo Neid und Bosheit schlafend liegen, ‖ Und nur ein frommes Auge wacht, ‖ Und sucht am Himmel sein Vergnügen! ‖ Gott sieht die Welt in diesen Stunden, ‖ Und spricht, ich hab sie gut gefunden!

Oden.

Der Eintritt des 1752sten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht ‖ Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht, ‖ In diesem Spiel zur kurzen Scen erlesen, ‖ Jahr! Zeit, für Sterbliche gewesen! ‖ Für ihn, der eh du kamst, dich als gekommen sah, ‖ Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht, ‖ Und wenig Meilen rollt, und wieder sich verkriecht, ‖ Bist du, aus der du dich ergossen, ‖ Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Last ‖ Im Zipfel seines Kleides faßt, — ‖ Zur Ewigkeit zurück geflossen.

Vom Dürftigen verseufzt, mit thränenvollen Blicken ‖ Des Reuenden verfolgt, zurück gewünscht vom Thor, ‖ Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken: ‖ Jahr, welche Botschaft von der Erde — ‖ Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! — ‖ Bringst du dem Himmel vor?

Botschaft ach! vom Triumph des Lasters über Tugend, ‖ Hier, vordem ihrem liebsten Sitz; ‖ Von Vätern böser Art; Botschaft von schlimmrer Jugend; ‖ Von Feinden Gottes, stolz auf Witz; ‖ Botschaft von feiler Ehr, womit die Schmach sich schmücket; ‖ Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botschaft, daß die Natur längst unsrer müde worden, ‖ Die dort mit Flüssen Feuers schreckt, ‖ Das paradiesische Gefilde überdeckt, ‖ Und dort, geschäftig im Ermorden, ‖ Der aufgebotnen Pest ‖ Die giftgen Schwingen schütteln läßt.

Botschaft von hingerißnen Göttern ‖ Der einst durch sie regierten Welt; ‖ Botschaft von finstern Kriegeswettern, ‖ Die hier ein Gott zurücke hält, ‖ Und dort ein Gott, der grausamer verfährt, ‖ Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botschaft auch von einem Lande, ‖ Wo Friederich den weichen Zepter führt, ‖ Und Ruh und Glück, im schwesterlichen Bande, ‖ Die Schwellen seines Thrones ziert; ‖ Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorsicht schützt, ‖ Als Liebe stützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will sein, ‖ Ihr Völker jauchzt ihm zu! Der Himmel stimmet ein. ‖ Auf! strebt, daß er mit diesem Jahre, ‖ Wenn er sie jetzt nicht schon erfährt, ‖ Die wichtge Botschaft froh erfahre: ‖ Ihr wäret eures Friedrichs werth.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —‖ Sie, die ein fühlend Herz, und nicht die Ahnen schätzet, ‖ Und nicht der Würden saure Pracht, ‖ Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, — ‖ Er kömmt .. hier ist er schon, der schönste deiner Tage, ‖ Der schönste, weil die Lieb ihn schmückt, ‖ Und ihr erfüllter Wunsch der Hoffnung süße Plage ‖ Im Wechselkuß erstickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ewgen Licht, ‖ Wo unsre Tage stehn, die Wieg und Grab umgränzen, — ‖ Ein sterblich Auge zählt sie nicht — ‖ Dort sah, Beglückte glaubts, der Dichter eure glänzen! ‖ Schnell hob sich dieser Tag, kenntbar am Rosenkranze, ‖ Aus der gemeinen Tage Schaar. ‖ Es wuchs sein Glanz, und wuchs und überstieg am Glanze ‖ Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüste schleicht, ‖ Vergebens sein Krystall auf lauten Kieseln rollet, ‖ Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht, ‖ Dem er den süßen Trunk, und dann das Schlaflied zollet: ‖ So fließt in kalter Still, in ungenoßnen Stunden, ‖ In Tagen, die Verdruß umhüllt, ‖ Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, — ‖ Wenn sie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, selig Paar? Und selig, wer es fühlt! ‖ Der Mensch, sich selbst ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken ‖ Der Wollust zu, auf die er zielt, ‖ Sucht in Zerstreuung Ruh, und Ruhm in Bubenstücken. ‖ Seht sie, vom Traum getäuscht, in Sorg und Lüsten schweben, ‖ Dem fräßgen Strudel unsrer Zeit! ‖ Dann wägt ihr Glück und sagt: gebt ihr für all ihr Leben ‖ So einen Tag als heut?

Dort sinnt in banger Nacht, ein Sklav von flüchtgem Ruhm ‖ Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel, ‖ Des kranken Wahnes Eigenthum, ‖ Schämt sich, vor lauter Ehr, auch nicht entehrter Mittel. ‖ Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage, ‖ Und athmet kaum vor Hunger mehr. ‖ Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage ‖ So einen Tag, als der?

Er selbst, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —‖ Du weißt es, Bräutigam! — sprich, wenn im blutgen Streite, ‖ Er starr mit Einem Blicke sieht ‖ Vor sich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite; ‖ Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören, ‖ Für Friedrichen und durch ihn siegt, — — ‖ Bist du — gesteh es nur der Menschlichkeit zu Ehren — ‖ So schön als jetzt vergnügt?

O Braut, preß ihm dies Nein — vermag dein Reiz es doch — ‖ Aus der bewegten Brust. Und ja, dir wird ers sagen. ‖ Der sanften Lieb unschimpflich Joch ‖ Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen. ‖ Nur tolle Härte wähnt, es trät ein zärtlich Herze ‖ Dem Muth, dem stählern Muth, zu nah. ‖ Er selbst, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze, ‖ Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt, und die verlarvte Stadt ‖ Floh zwar seit langer Zeit die Gottheit holder Liebe. ‖ Wo Buhlerei den Tempel hat, ‖ Sind, die Verliebte sind, Verräther oder Diebe. ‖ Sie floh zur stillen Flur, wo, bei gelaßner Jugend, ‖ Die Einfalt Schöne schöner macht. ‖ Da brannt ihr Rauchaltar! — Doch jüngst hat sie die Tugend ‖ Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich sah den Zug; ein Dichter sieht ihn nur. ‖ Der Frühling vor ihr her, verscheuchte Frost und Wetter, ‖ Und Weste folgten ihrer Spur, ‖ Und in den Westen lacht ein Schwarm der Liebesgötter. ‖ Es führten Tugend sie und Lust in enger Mitten, ‖ Lust, welche nie der Liebe fehlt ‖ Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten ‖ Ward auch der Stein beseelt.

Zu euch, glückselig Paar, zu euch zog dieser Zug. ‖ Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken ‖ (Die sind sie zu verrathen gnug), ‖ Sie, die euch mehr beglückt, als Schätz und Stand beglücken. ‖ Verbergt die Liebe nicht! Das Laster mag sie hassen, ‖ Denn das soll ewig sich nicht freun. ‖ Wie traurig wird die Flur, die sie um euch verlassen, ‖ Den Schäferinnen sein!

Abschied eines Freundes.

Schon hast du, Freund, der letzten letzte Küsse ‖ Auf nasse Wangen uns gedrückt; ‖ Schon schon, beim Zaudern unentschloßner Füße, ‖ Den schnellen Geist vorweg geschickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet, ‖ Wirst du dem Herzen nicht entführt. ‖ Dies Herz, o Freund, einmal von dir gerühret, ‖ Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuschend Wortgepränge, ‖ Für unsre Freundschaft viel zu klein. ‖ Empfindung haßt der Reime kalte Menge, ‖ Und wünscht unausposaunt zu sein.

Ein feuchter Blick sind ihre Zaubertöne; ‖ Ein schlagend Herz ihr rührend Lied. ‖ Sie schweigt beredt, sie stockt, sie stammelt schöne, ‖ Ums stärkre Wort umsonst bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren, ‖ Nur unsers Neides minder werth. ‖ Zieh hin! und find auch da der Vorsicht goldne Spuren, ‖ Um dich besorgt, von dir verehrt.

Dort herrscht die Ruh, dort ist der Lärm vergangen, ‖ Der hier noch Musen stören darf, ‖ Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen, ‖ Die spitze Lanze von sich warf.

An den Herrn U * *.

Freund, noch sind ich und du dem Glücke ‖ Ein leichter Schleiderball. ‖ Und doch belebt auf seine Tücke ‖ Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter steiget, ‖ Dem Bösen fehlt kein Heil. ‖ Verdienst steht nach, und fühlt gebeuget ‖ Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfassen, ‖ Die dort vermodern will. ‖ Seit Juvenal sie fallen lassen, ‖ Liegt sie, Triumph ihr Laster! still.

Geduld! Schon rauscht sie durch die Lüfte, ‖ Blutgierig rauscht sie her! ‖ Verbergt, verbergt die bloße Hüfte! ‖ Ein jeder Schmiß ein giftger Schwär!

Erst räche dich, dich Freund der Musen. ‖ Du rächest sie in dir! ‖ Doch dann auch mich, in dessen Busen ‖ Ein Geist sich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einst in andern Welten ‖ Wir minder elend sind. ‖ Die Tugend wird doch irgends gelten. ‖ Das Gute kömmt nicht gern geschwind.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, sich ‖ Dein geistig Ohr nicht schon des Klagetons entwöhnet, ‖ Und kann ein banges Ach um dich, ‖ Das hier und da ein Freund bei stillen Thränen stöhnet, ‖ Dir unterm jauchzenden Empfangen ‖ Der bessern Freunde hörbar sein, ‖ So sei nicht für die Welt, mit unserm Schmerz zu prangen, ‖ Dies Lied: es sei für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Rosen zierten? ‖ (Doch nein, die Rosen ziertest du!) ‖ Da Freud und Unschuld dich im Thal der Hoffnung führten ‖ Dem Alter und der Tugend zu?‖ Gesichert folgten wir: als schnell, aus schlauen Hecken, ‖ Der Unerbittliche sich wies, ‖ Und dich, den Besten, uns zu schrecken, ‖ Nicht dich zu strafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom steilen Ufer blicket ‖ Dem Schiffe nach, das ihre Kron entreißt: ‖ Sie steht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket; ‖ In Augen ist ihr ganzer Geist: ‖ So standen wir betäubt und angeheftet, ‖ Und sannen dir mit starrem Sinnen nach, ‖ Bis sich der Schmerz durch Schmerz entkräftet, ‖ Und strömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weibersage, ‖ Die im Entstehn schon halb vergessen ist, ‖ Flohst du dahin! — Geduld! noch wenig Tage, ‖ Und wenige dazu, so sind wir was du bist. ‖ Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen, ‖ Die Krone leicht ersiegen läßt, ‖ So werden wir, wie du, das Alter überspringen, ‖ Des Lebens unschmackhaften Rest.

Was wartet unser? — Ach! ein unbelohnter Schweiß, ‖ Im Joch des Amts bei reifen Jahren, ‖ Für andrer Wohl erschöpft, als unbrauchbarer Greis ‖ Hinunter in die Gruft zu fahren. ‖ Doch deiner wartet? . . Nein! was kannst du noch erwarten ‖ Im Schoß der vollen Seligkeit? ‖ Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten, ‖ Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirst gewohnen, — ‖ Noch ehe du es durchempfunden hast — ‖ Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen, ‖ Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gast. ‖ Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reise treffen ‖ Aus unsrer jetzt noch frischen Schaar? ‖ O Freunde, laßt euch nicht von süßer Hoffnung äffen! ‖ Zum Wachsamsein verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch sei, verklärter Geist, entgegen ‖ Bis an das Thor der bessern Welt, ‖ Und führ ihn schnell, auf dir dann schon bekannten Wegen, ‖ Hin, wo die Huld Gerichte hält. ‖ Wo um der Weisheit Thron der Freundschaft Urbild schwebet, ‖ In seraphinschem Glanze schwebt, ‖ Verknüpft uns einst ein Band, ein Band von ihr gewebet; ‖ Zur ewgen Dauer fest gewebt!

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.

Wie zaudernd ungern sich die Jahre trennen mochten, ‖ Die eine Götterhand ‖ Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten, ‖ Uns in einander wand!

So träg, als hübe sich ein Adler in die Lüfte, ‖ Den man vom Raube scheucht: ‖ Noch schwebt er drüber her, und witternd fette Düfte, ‖ Entflieht er minder leicht.

Welch langsam Phänomen durchstreicht des Aethers Wogen, ‖ Dort, wo Saturn gebeut? ‖ Ist es? Es ists, das Jahr, das reuend uns entflogen, ‖ Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir Friedrich zuzusehen, ‖ Kein Sekulum zu sein; ‖ Mit deinem ganzen Ruhm belastet fort zu gehen, ‖ Und sich der Last zu freun.

Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen, ‖ Noch oft, zu unserm Glück. ‖ Vom Himmel bist Du, Herr, zu uns herabgestiegen; ‖ Kehr spät! kehr spät zurück!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen, ‖ Und den: menschlicher Held! ‖ Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen; ‖ Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch seh ich mich für Dich mit raschen Richteraugen ‖ Nach einem Dichter um. ‖ Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen ‖ Doch nichts für deinen Ruhm.

Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren, ‖ Weil er die Kräfte wiegt: ‖ So werd er dieses Jahr, der seltne Geist, geboren, ‖ Der diesen Kranz erfliegt.

Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet, ‖ O Muse, lach ihn an! ‖ Damit er Feur und Witz dem Edelmuth verbindet, ‖ Poet und Biedermann.

Hört! oder täuschen mich beliebte Rasereien? ‖ Nein, nein, ich hör ihn schon. ‖ Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodeien, ‖ Und Friedrich jeder Ton!

Der 24. Jänner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heilgen Höhen, ‖ Der Musen Fest um Friedrichs Bild ‖ Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen, ‖ Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne, ‖ Die Musen tanzten darum her. ‖ Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne, ‖ Doch keinen, daß er neidisch wär.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte, ‖ Bis in des Ohres krummen Gang; ‖ Die Blumen brachen auf, und streuten Balsamdüfte; ‖ Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren. ‖ Ein König, Schwestern, unser Freund! ‖ Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren, ‖ Dem frommen Krieger, niemands Feind!“

„Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken, ‖ Der Tänze Hieroglyphen ziehn! ‖ Einst, Schwestern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken, ‖ Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!“

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken! ‖ Nie werde dieses Wort erfüllt! ‖ Nie mög ein Morgenroth zu diesem Glück euch wecken! ‖ Tanzt, Musen, ewig um sein Bild!

An seinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardst geboren, ‖ Die Muse lächelnd angeblickt; ‖ Auch du hast dich dem Schwarm der Thoren ‖ Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen! ‖ Ihm nach, sein Name sporne dich! ‖ Er lehrte dich das Laster höhnen; ‖ Er mache dich ihm fürchterlich!

O! schnitten wir mit gleichem Fluge ‖ Die Lüfte durch zur Ewigkeit! ‖ O! schilderte mit Einem Zuge ‖ Zwei Brüder einst die Richterzeit!

„Die zwei,“ so soll die Nachwelt sprechen, ‖ „Betaumelte kein Modewahn, ‖ Die Sprache schön zu radebrechen, ‖ Zu stolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten sichre Wege! ‖ Ein Feiger nur geht davon ab. ‖ Er suchet blumenreichre Stege, ‖ Und findet seines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren, ‖ Das hier die Scheelsucht vorenthält. ‖ Gnug, wann versetzt in höhre Sphären, ‖ Ein Nachkomm uns ins Helle stellt!

Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin.

Wem tönt dies kühnre Lied? dies Lied, zu wessen Lobe ‖ Hört es noch manche späte Welt? ‖ Hier steh ich, sinne nach, und glüh und stampf und tobe, ‖ Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es sein? Vielleicht im blutgen Panzerkleide ‖ Des Krieges fürchterlicher Gott? ‖ Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude, ‖ Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder ists vielmehr in fabellosen Zeiten ‖ Ein neuer göttlicher Apoll, ‖ Der, schwer entbehrt, mit schnell zurückberufnen Saiten ‖ Den Himmel wieder füllen soll?

Wo nicht, so werde dem der Vorwurf meiner Lieder, ‖ Der sich als Themis Rächer wies, ‖ Und dessen frommes Schwert der giftgen Zanksucht Hyder ‖ Nur drei von tausend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet, ‖ Vereine, mein Gesang, auch du! ‖ Wann einst ein junger Held bei seinem Grabe weinet, ‖ So zähl ihm seine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer ‖ Reißt mich vom niedern Staub empor? ‖ Auch Könige sind Staub! Seid ihnen treu; dem treuer, ‖ Der sie zu besserm Staub erkor.

Wer wird, voll seines Geists, mir seinen Namen melden? ‖ Sein Nam ist ihm allein bewußt. ‖ Er ist der Fürsten Fürst, er ist der Held der Helden; ‖ Er füllt die Welt und meine Brust.

Er rief sie aus des Nichts nur ihm folgsamem Schlunde; ‖ Er ruft sie noch, daß sie besteht. ‖ Sie bebt, sie wankt, so oft ein Hauch aus seinem Munde ‖ Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten, ‖ Du bist der Schreckliche nicht gern. ‖ Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen; ‖ Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Lippen bindet, ‖ Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt! ‖ Ihm dank es, wenn ein Jahr in süßer Ruh verschwindet; ‖ Ihm dank es, daß dich Friedrich liebt.

Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.

Wunsch, der du in der Brust geheimer Lieblingssünden ‖ Geheimes Werkzeug bist, ‖ Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — — ‖ Ein stiller Mörder ist;

Durch Laster, Thorheit, Wahn zu sehr, zu sehr entweihet, ‖ Braucht keine Muse dich; ‖ Die feile wär es denn, die um den Pöbel freiet, ‖ Und singt sich lächerlich.

Jüngst, als Kalliope den Hayn und Aganippen ‖ Um ihren Helden mied, ‖ Und zog auf Sanssouci, erklang von ihren Lippen ‖ Ein prophezeiend Lied.

„Noch lange wird dies Land, mit den erfochtnen Staaten, ‖ Im Schooß des Friedens ruhn; ‖ Denn sein Beschützer trägt die Lorbeern großer Thaten, ‖ Um größere zu thun."

„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Kunst und Handel rege, ‖ Und zeichnet jedes Lauf." — — ‖ Sie schwieg, und plötzlich stieß, zur Linken an dem Wege, ‖ Ein rascher Adler auf.

Dem segnete sie nach mit heiligem Entzücken ‖ Und aufgehobner Hand, ‖ Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren schärfern Blicken, ‖ Dem Thron des Zeus verschwand.

Fabeln und Erzählungen.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: ‖ Sieh dort den Adler sitzen! ‖ Sieh, weil du ihn noch siehst! Er wiegt den Körper schon; ‖ Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn und Blitzen, ‖ Zielt er nach Jovis Thron. ‖ Doch wette, — seh ich schon nicht adlermäßig aus — ‖ Ich flieg ihm gleich. — Fleug, Prahler! rief die Maus. ‖ Indeß flog jener auf, kühn auf geprüften Schwingen; ‖ Und dieser wagts, ihm nachzudringen. ‖ Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug ‖ Sie beide bis zur Höh gemeiner Bäume trug, ‖ Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen, ‖ Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen. ‖ Nach dem er Richter wählt, nach dem wirds ihm gelingen.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule stritten. ‖ „Abscheulich Nachtgespenst!" — „Bescheidner, darf ich bitten? ‖ Der Himmel heget mich und dich; ‖ Was bist du also mehr, als ich?" ‖ Der Adler sprach: Wahr ists, im Himmel sind wir beide; ‖ Doch mit dem Unterscheide, ‖ Ich kam durch eignen Flug, ‖ Wohin dich deine Göttin trug.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett entrissen, ‖ Kam wieder in den Wald zurück, ‖ Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück ‖ Auf den gewohnten Hinterfüßen. ‖ „Seht", schrie er, „das ist Kunst; das lernt man in der Welt. ‖ Thut mir es nach, wenns euch gefällt, ‖ Und wenn ihr könnt!" — Geh, brummt ein alter Bär, ‖ Dergleichen Kunst, sie sei so schwer, ‖ Sie sei so rar sie sei, ‖ Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann sein, ‖ Ein Mann, dem Schmeichelei und List ‖ Statt Witz und Tugend ist; ‖ Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt, ‖ Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt, ‖ Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein, ‖ Schließt das Lob oder Tadel ein?

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif ich nicht," ‖ Hört ich den Fuchs zum Hirsche sagen, ‖ „Wie dir der Muth so sehr gebricht; ‖ Der kleinste Windhund kann dich jagen. ‖ Besieh dich doch, wie groß du bist! ‖ Und sollt es dir an Stärke fehlen? ‖ Den größten Hund, so stark er ist, ‖ Kann dein Geweih mit Einem Stoß entseelen. ‖ Uns Füchsen muß man wol die Schwachheit übersehn: ‖ Wir sind zu schwach zum widerstehn. ‖ Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß, ‖ Ist sonnenklar. Hör meinen Schluß. ‖ Ist jemand stärker, als sein Feind, ‖ Der braucht sich nicht vor ihm zurück zu ziehen; ‖ Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund: ‖ Und folglich darfst du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab es nie so reiflich überlegt. ‖ Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich unbewegt, ‖ Wenn Hund und Jäger auf mich fallen; ‖ Nun widersteh ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar ‖ So nah mit ihren Hunden war. ‖ Sie bellen, und sobald der Wald ‖ Von ihrem Bellen wiederschallt, ‖ Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt — ‖ „Ach! Dichter, lern, wie unser einer sprechen! ‖ Muß man, wenn du erzählst, ‖ Und uns mit albern Fabeln quälst, ‖ Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?"

Nun gut! die Sonne ward gefragt: ‖ Ob sie es nicht verdrösse, ‖ Daß ihre unermeßne Größe ‖ Die durch den Schein betrogne Welt ‖ Im Durchschnitt größer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, spricht sie, sollte dieses kränken? ‖ Wer ist die Welt? wer sind sie, die so denken? ‖ Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur, ‖ Die auf der Wahrheit dunkeln Spur ‖ Das Wesen von dem Scheine trennen, ‖ Wenn diese mich nur besser kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feur und Geist ‖ Des Pöbels blödem Blick entreißt, ‖ Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken, ‖ Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen, ‖ Wobei die Welt erstaunen wird: ‖ Daß alle Ehen Zwietracht bringen, ‖ Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen, ‖ Still, wie die stillste Sommernacht. ‖ O! daß sie keiner möge sehen, ‖ Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwol war die Frau kein Engel, ‖ Und der Gemahl kein Heiliger; ‖ Es hatte jedes seine Mängel. ‖ Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen: ‖ Wie diese Wunder möglich sind? ‖ Der lasse sich zur Antwort sagen: ‖ Der Mann war taub, die Frau war blind.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten, ‖ Ihm seine Sünden vorzubeten, ‖ Hans war noch jung, doch ohne Ruhm, ‖ So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel. ‖ Was sollte Hans auch beichten? ‖ Von Sünden wußt er nichts, und desto mehr vom Spiel. ‖ Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten. ‖ „Nun, soll das alles sein? ‖ Fällt", sprach der Pater, „dir sonst nichts zu beichten ein?" ‖ „Ehrwürdger Herr, sonst nichts." ‖ „Sonst weißt du gar nichts mehr?" ‖ „Gar nichts, bei meiner Ehr!" ‖ „Sonst weißt du nichts? Das wäre schlecht! ‖ So wenig Sünden? Hans besinn dich recht!" ‖ „Ach Herr, mit seinem scharfen Fragen.. ‖ Ich wüßte wol noch was." ‖ „Nu? Nur heraus!" .. „Ja das, ‖ Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht sagen." ‖ „So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen, ‖ Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?" ‖ „Herr, ich versteh euch nicht." .. „Um desto besser; gut. ‖ Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut? ‖ Dein Vater hurt doch nicht?" .. „O, meine Mutter spricht's; ‖ Doch das ist alles nichts." ‖ „Nichts? Nu, was weißt du denn? Gesteh! du mußt es sagen! ‖ Und ich versprech es dir, ‖ Was du gestehest, bleibt bei mir." ‖ „Auf sein Versprechen, Herr, mag es ein andrer wagen; ‖ Daß ich kein Narre bin! ‖ Er darfs, Ehrwürdger Herr, nur einem Jungen sagen, ‖ So ist mein Glücke hin." ‖ „Verstockter Bösewicht," fuhr ihn der Pater an, ‖ „Weißt du, vor wem du stehst?.. daß ich dich zwingen kann? ‖ Geh, dein Gewissen soll dich brennen! ‖ Kein Heiliger dich kennen! ‖ Dich kenn Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!" — ‖ Hier wär dem armen Bauerjungen ‖ Vor Angst beinah das Herz zersprungen. ‖ Er weint und sprach voll Reu: „Ich weiß"... „Das weiß ich schon, ‖ Daß du was weißt; doch was?".. „Was sich nicht sagen läßt".. ‖ „Noch zauderst du?".. „Ich weiß"... „Was denn?" „Ein Vogelnest. ‖ Doch wo es ist, fragt nicht: ich fürchte drum zu kommen. ‖ Vorm Jahre hat mir Matz wol zehne weggenommen." ‖ „Geh Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe werth, ‖ Daß du es mir gesagt, und ichs von dir begehrt."

* * *

Ich kenn ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt, ‖ Das schon seit manchen Jahren ‖ Die Neugier auf der Folter hält, ‖ Und dennoch kann sie nichts erfahren. ‖ Hör auf, leichtgläubge Schaar, sie forschend zu umschlingen! ‖ Hör auf, mit Ernst in sie zu dringen! ‖ Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen. ‖ Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen. ‖ Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren, ‖ Daß oft Geheimnisse uns nichts geheimes lehren, ‖ Und man zuletzt wol spricht: War das der Mühe werth, ‖ Daß ihr es mir gesagt, und ichs von euch begehrt?

Faustin.

Faustin, der ganze funfzehn Jahr ‖ Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war, ‖ Ward, von dem Wucher reich gemacht, ‖ Auf seinem Schiffe heimgebracht. ‖ „Gott", seufzt der redliche Faustin, ‖ Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern erschien, ‖ „Gott, strafe mich nicht meiner Sünden, ‖ Und gieb mir nicht verdienten Lohn! ‖ Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn ‖ Gesund und fröhlich wieder finden!" ‖ So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder. ‖ Er kam, und fand sein Haus in Ueberfluß und Ruh. ‖ Er fand sein Weib und seine beiden Kinder, ‖ Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf ‖ Gab auch ihr Mann das Leben auf, ‖ Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel ‖ Den pfeilgeraden Weg zum Himmel. ‖ „Herr Petrus, rief er, aufgemacht!" ‖ „Wer da?" — „Ein wackrer Christ." — ‖ „Was für ein wackrer Christ?" ‖ „Der manche Nacht, ‖ Seitdem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette brachte, ‖ In Furcht, Gebet und Zittern wachte. ‖ Macht bald!" — — Das Thor wird aufgethan. ‖ „Ha! ha! Klorindens Mann! ‖ Mein Freund", spricht Petrus, „nur herein! ‖ Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig sein." ‖ „Was? Meine Frau im Himmel? Wie? ‖ Klorinden habt ihr eingenommen? ‖ Lebt wol! habt Dank für eure Müh! ‖ Ich will schon sonst wo unterkommen."

Die Bäre.

Den Bären glückt es nun schon seit geraumer Zeit ‖ Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit, ‖ Das Sittenrichteramt bei allen schwächern Thieren ‖ Aus angemaßter Macht gleich Wüthrichen zu führen. ‖ Ein jedes furchte sich und keines war so kühn, ‖ Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn; ‖ Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte, ‖ Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte. ‖ Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn; ‖ Und beide sah man doch verschiedne Wege gehn. ‖ Die Bäre wollten nur durch Strenge heilig machen; ‖ Die Füchse straften auch, doch straften sie mit Lachen. ‖ Dort brauchte man nur Fluch, hier brauchte man nur Scherz; ‖ Dort bessert man den Schein, hier bessert man das Herz; ‖ Dort sieht man Düsternheit, hier sieht man Licht und Leben; ‖ Dort nach der Heuchelei, hier nach der Tugend streben. — ‖ Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind: ‖ Ob beide Theile wol auch gute Freunde sind? ‖ O, wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten! ‖ Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten, ‖ Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan. ‖ Warum? Der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen; ‖ Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen. ‖ Freund, leg die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn? ‖ „Was spielt man?" Den Tartüff. „Dies Schandstück sollt ich sehn?"

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere, ‖ Das nur der Sonnenschein belebt, ‖ Und das mit saugendem Gewehre ‖ Nach Ruhm gestochner Beulen strebt, ‖ Doch die man noch, zum großen Glücke, ‖ Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann, ‖ Der junge Held war eine Mücke. ‖ Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen ‖ Fand sie, entfernt von ihrer Schaar, ‖ Im Schlummer einen Löwen liegen, ‖ Der von der Jagd entkräftet war. ‖ „Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen", ‖ Schrie sie die Schwestern gaukelnd an. ‖ „Jetzt will ich hin, und will ihn strafen. ‖ Er soll mir bluten, der Tyrann!"

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge ‖ Setzt sie sich auf des Königs Schwanz. ‖ Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge, ‖ Stolz auf den sauern Lorbeerkranz. — ‖ Der Löwe will sich nicht bewegen? ‖ Wie? ist er todt? Das heiß ich Wuth! ‖ Zu mördrisch war der Mücke Degen: ‖ Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet, ‖ Wo seine Mordsucht sonst getobt. ‖ Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet, ‖ Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!" ‖ Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen, ‖ Um ihre laute Siegerin. ‖ Wie? Löwen, Löwen zu besiegen! ‖ Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen! ‖ Ich hätt es selber nicht gedacht. ‖ Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen. ‖ Der Anfang ist zu schön gemacht." ‖ Doch unter diesen Siegesliedern, ‖ Da jede von Triumphen sprach, ‖ Erwacht der matte Löwe wieder, ‖ Und eilt erquickt dem Raube nach.

Das Krucifix.

Hans, spricht der Pater, du mußt laufen, ‖ Uns in der nächsten Stadt ein Krucifix zu kaufen. ‖ Nimm Matzen mit, hier hast du Geld. ‖ Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält!

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt. ‖ Der erste Künstler war der beste. ‖ „Herr, wenn Er Krucifixe hat, ‖ So laß Er uns doch eins zum heilgen Osterfeste."

Der Künstler war ein schalkischer Mann, ‖ Der gern der Einfalt lachte, ‖ Und Dumme gern noch dümmer machte, ‖ Und fieng im Scherz zu fragen an: ‖ „Was wollt ihr denn für eines?"

„Je nun, spricht Matz, ein wacker feines. ‖ Wir werden sehn, was ihr uns gebt." ‖ „Das glaub ich wol, allein das frag ich nicht. ‖ Ein todtes, oder eins, das lebt?"

Hans guckte Matzen und Matz Hansen ins Gesicht. ‖ Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht. ‖ „Nun gebt mir doch Bericht. ‖ Habt ihr den Pater nicht gefragt?" ‖ „Mein Blut! spricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte, ‖ Mein Blut! er hat uns nichts gesagt. ‖ Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte; ‖ Wenn dus nicht weißt, wie soll ichs wissen?" — „ ‖ „So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müssen." ‖ „Das wollen wir wol bleiben lassen. ‖ Ja, wenn es nicht zur Frohne wär."

Sie denken lange hin und her, ‖ Und wissen keinen Rath zu fassen. ‖ Doch endlich fällt es Matzen ein: ‖ „Je! Hans, sollts nicht am besten sein, ‖ Wir kauften eins, das lebt? — Denn sieh, ‖ Ists ihm nicht recht, so machts ja wenig Müh, ‖ Wärs auch ein Ochs, es todt zu schlagen." ‖ „Nu ja, spricht Hans,

das wollt ich eben sagen: ‖ „So haben wir nicht viel zu wagen.“

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen, ‖ Das Hans und Max ex tuto zogen.

Der Eremit.

Im Walde nah bei einer Stadt, ‖ Die man mir nicht genennet hat, ‖ Ließ einst ein seltenes Gefieder, ‖ Ein junger Eremit sich nieder.

„In einer Stadt“, denkt Applikant, ‖ „Die man ihm nicht genannt? ‖ Was muß er wohl für eine meinen? ‖ Beinahe sollte mir es scheinen, ‖ Daß die — nein die — gemeinet wär.“ ‖ Kurz Applikant denkt hin und her, ‖ Und schließt, noch eh er mich gelesen, ‖ Es sei gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald; ‖ Denn bei Berlin ist ja ein Wald.“

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre: ‖ Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre. ‖ Der Wald paßt herrlich auf Berlin, ‖ Ohn ihn beim Haar herbei zu ziehn. ‖ Und ob das Uebrige wird passen, ‖ Will ich dem Leser überlassen. ‖ Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß: ‖ Doch wer versteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis ‖ Wars, wo ein junger Eremite ‖ In einer kleinen leeren Hütte ‖ Im dicksten Wald sich niederließ. Was je ein Eremit gethan, ‖ Fieng er mit größtem Eifer an. ‖ Er betete, er sang, er schrie, ‖ Des Tags, des Nachts, und spät und früh.

Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein, ‖ Ließ Wurzeln seine Nahrung sein ‖ Und seinen Trank das helle Wasser; ‖ Bei allem Appetit kein Prasser. ‖ Er geißelte sich bis aufs Blut ‖ Und wußte, wie das Wachen thut. ‖ Er fastete wol ganze Tage ‖ Und blieb auf Einem Fuße stehn; ‖ Und machte sich rechtschaffne Plage, ‖ In Himmel mühsam einzugehn. ‖ Was Wunder also, daß gar bald ‖ Vom jungen Heiligen im Wald ‖ Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt ‖ Zu ihm die heilge Wallfahrt that, ‖ War ein betagtes Weib. ‖ Auf Krücken, zitternd, kam sie an, ‖ Und fand den wilden Gottesmann, ‖ Der sie von weitem kommen sahe, ‖ Dem hölzern Kreuze knieend nahe. ‖ Je näher sie ihm kömmt, je mehr ‖ Schlägt er die Brust und weint und winselt er ‖ Und, wie es sich für einen Heilgen schicket, ‖ Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket; ‖ Bis er zuletzt, vom Knieen matt, ‖ Und heiliger Verstellung satt, ‖ Vom Fasten, Kreuzgen, Klosterleben, ‖ Marienbildern, Opfergeben, ‖ Von Beichte, Salbung, Seelenmessen, ‖ Ohn das Vermächtniß zu vergessen, ‖ Von Rosenkränzen mit ihr redte, ‖ Und das so oratorisch sagt, ‖ Daß sie erbärmlich weint und klagt, ‖ Als ob er sie geprügelt hätte. ‖ Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte, ‖ Wozu der saure Eremite ‖ Mit Noth ihr die Erlaubniß gab, ‖ Sich einen heilgen Splitter ab, ‖ Den sie beküsset und belecket, ‖ Und in den welken Busen stecket. ‖ Mit diesem Schatz von Heiligkeit ‖ Kehrt sie zurück begnadigt und erfreut, ‖ Und läßt daheim die frömmsten Frauen ‖ Ihn küssen, andre nur beschauen. ‖ Sie gieng zugleich von Haus zu Haus, ‖ Und rief auf allen Gassen aus: ‖ „Der ist verloren und verflucht, ‖ Der unsern Eremiten nicht besucht!“ ‖ Und brachte hundert Gründe bei, ‖ Warum es sonderlich den Weibern nützlich sei.

Ein altes Weib kann Eindruck machen; ‖ Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen. ‖ Zwar ist der Satz nicht allgemein; ‖ Auch Männer können Weiber sein. ‖ Doch diesmal waren sie es nicht. ‖ Die Weiber schienen nur erpicht, ‖ Den theuern Waldseraph zu sehen. ‖ Die Männer aber? — wehrtens nicht, ‖ Und ließen ihre Weiber gehen. ‖ Die Häßlichen und Schönen, ‖ Die ältesten und jüngsten Frauen, ‖ Das arme wie das reiche Weib, — ‖ Kurz jede gieng, sich zu erbauen, ‖ Und jede fand erwünschten Zeitvertreib. ‖ „Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will? ‖ Was soll der Widerspruch bedeuten?“ ‖ Ein Widerspruch? Das wäre viel! ‖ „Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten!“ — ‖ O davon sprach er noch, nur mit dem Unterschiede: ‖ Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit, ‖ Mit Armen von des Himmels Freude, ‖ Mit Häßlichen von Ehrbarkeit, ‖ Nur mit den Schönen allezeit ‖ Vom ersten jeder Christentriebe. ‖ Was ist das? Wer mich fragt, kann der ein Christ wol sein? ‖ Denn jeder Christ kömmt damit überein, ‖ Es sei die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab ich schon gesagt. ‖ Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt, ‖ Der mag ihn hier besehn. ‖ Genug, den Weibern war er schön: ‖ Ein starker, frischer, junger Kerl, ‖ Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl — ‖ Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen. ‖ Doch sollte man auch wissen, ‖ Daß Gott dem, den er liebt, ‖ Zu Steinen wol Gedeihen giebt; ‖ Und das ist doch kein fett Gerichte! ‖ Ein bräunlich männliches Gesichte, ‖ Nicht allzu klein, nicht allzu groß, ‖ Das sich im dichten Barte schloß; ‖ Die Blicke wild, doch sonder Anmuth nicht; ‖ Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dichtt. ‖ Das ungebundne Haar floß straubicht um das Haupt; ‖ Und wesentlichre Schönheitsstücke ‖ Hat der zerrißne Rock dem Blicke ‖ Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt. ‖ Der Waden nur noch zu gedenken: ‖ Sie waren groß, und hart wie Stein. ‖ Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen sein; ‖ Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen. ‖ Ich sag es nicht für mich; es sind geschehne Sachen. ‖ „Geschehne Sachen? was? ‖ So ist man gar zur That gekommen?“ ‖ Mein lieber Simplex, fragt sich das? ‖ Weßwegen hätt er denn die Predigt unternommen? ‖ Die süße Lehre süßer Triebe? ‖ Die Liebe heischet Gegenliebe, ‖ Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken! ‖ Zwar die Moral ist hier zu scharf, ‖ Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf, ‖ Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken. ‖ Drum will ich nur mit meinen Lehren ‖ Ganz still nach Hause wieder kehren. ‖ Kömmt mir einmal der Einfall ein, ‖ Und ein Verleger will für mich so gnädig sein, ‖ Mich in groß Quart in Druck zu nehmen; ‖ So könnt ich mich vielleicht bequemen, ‖ Mit hundert englischen Moralen, ‖ Die ich im Laden sah, zu pralen; ‖ Exempelschätze, Sittenrichter, ‖ Die alten und die neuen Dichter ‖ Mit witzgen Fingern nachzuschlagen, ‖ Und was die sagen, und nicht sagen, ‖ In einer Note abzuschreiben. ‖ Bringt, sag ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag; ‖ Denn in der Handschrift laß ichs bleiben, ‖ Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr in der Erzählung fort — ‖ Doch möcht ich in der That gestehn, ‖ Ich hätte manchmal mögen sehn, ‖ Was die und die, die an den Wallfahrtsort ‖ Mit heiligen Gedanken kam, ‖ Für fremde Mienen an sich nahm, ‖ Wenn der verwegne Eremit ‖ Fein listig, Schritt vor Schritt, ‖ Vom Geist aufs Fleisch zu reden kam. ‖ Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham ‖ Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben, ‖ Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam, ‖ Weil beide die Bewegung lieben; ‖ Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben, ‖ Glaub ich, und wer die Weiber kennt, ‖ Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt. ‖ Denn wird doch wol ein Löwe zahm; ‖ Und eine Frau ist ohnedem ein Lamm. ‖ „Ein Lamm? du magst die Weiber kennen.“ ‖ Je nun, man kann sie doch in so weit Lämmer nennen, ‖ Als sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort? ‖ Und bleibst mit deinem kritisiren ‖ Doch ewig an demselben Ort?“ ‖ So kann das Nützliche den Dichter auch verführen. ‖ Nun gut, ich fahre fort, ‖ Und sag, um wirklich fort zu fahren, ‖ Daß nach fünf Vierteljahren ‖ Die Schelmereien ruchbar waren. ‖ „Erst nach fünf Vierteljahren? Nu; ‖ Der Eremit hat wacker ausgehalten. ‖ So viel trau ich mir doch nicht zu; ‖ Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten. ‖ Allein, wie ward es ewig kund? ‖ Hat es ein schlauer Mann erfahren? ‖ Verrieth es einer Frau waschhafter Mund? ‖ Wie? oder daß den Hochverrath ‖ Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?“ ‖ O nein; hier muß man besser rathen. ‖ Zwei muntre Mädchen hatten Schuld, ‖ Die voller frommen Ungeduld ‖ Das thaten, was die Mütter thaten; ‖ Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen, ‖ Die guten Kinder mit zu nehmen. ‖ „Sie merkten also wol den Braten? ‖ Und haben ihn gar dem Papa verrathen. ‖ Die Töchter sagtens dem Papa? ‖ Wo blieb die Liebe zur Mama?“ ‖ O! die kann nichts darunter leiden; ‖ Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt, ‖ Daß es der Mutter in der Noth ‖ Den letzten Bissen Brot ‖ Aus seinem Munde giebt; ‖ So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden, ‖ Hier, wo so Lieb als Klugheit spricht: ‖ Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht, ‖ Vergeßt euch selber nicht! ‖ Kurz, durch die Mädchen kams ans Licht, ‖ Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt ‖ Zu Schwägern oder Kindern hat. ‖ O, der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht! ‖ Die ganze Stadt ward aufgebracht, ‖ Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht ‖ Er und sein Mitgenoß, der Hain, ‖ Des Feuers Beute müsse sein. ‖ Schon rotteten sich ganze Schaaren, ‖ Die zu der Rache fertig waren. ‖ Doch ein hochweiser Magistrat ‖ Besetzt das Thor und sperrt die Stadt, ‖ Der Eigenrache

vorzukommen, ‖ Und schicket alsobald ‖ Die Schergen in den Wald, ‖ Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen. ‖ Man redte schon von Galgen und von Rad, ‖ So sehr schien sein Verbrechen häßlich; ‖ Und keine Strafe war so gräßlich, ‖ Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat. ‖ Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat, ‖ Sprach: „O! dem kömmt man nicht ans Leben, ‖ Der es, Unzähligen zu geben, ‖ So rühmlich sich beflissen hat.“ ‖ Der Eremite, der die Nacht ‖ Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht, ‖ Ward morgen ins Verhör gebracht. ‖ Der Richter war ein schalkscher Mann, ‖ Der jeden mit Vergnügen schraubte, ‖ Und doch — (wie man sich irren kann!) ‖ Von seiner Frau das beste glaubte. ‖ „Sie ist ein Ausbund aller Frommen, ‖ Und nur einmal in Wald gekommen, ‖ Den Pater Eremit zu sehn. ‖ Einmal! Was kann da viel geschehn?“ ‖ So denkt der gütige Herr Richter. ‖ Denk immer so, zu deiner Ruh, ‖ Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter, ‖ Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn. ‖ „Mein Freund, wollt ihr von selbst die nennen, ‖ Die — die ihr kennt, und die euch kennen: ‖ So könnt ihr der Tortur entfliehn. ‖ Doch — Darum laß ich mich nicht plagen. ‖ Ich will sie alle sagen. ‖ Herr Richter, schreib Er nur!“ Und wie? ‖ Der Eremit entdecket sie? ‖ Ein Eremite kann nicht schweigen? ‖ Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen. ‖ Der Richter schrieb. „Die erste war ‖ Kamilla“ — „Wer? Kamilla?“ „Ja fürwahr!“ ‖ „Die andern sind: Sophia, Laura, Doris, ‖ Angelika, Korinna, Chloris“ — ‖ „Der Henker mag sie alle fassen, ‖ Gemach! und eine nach der andern fein! ‖ Denn eine nur vorbei zu lassen“ — ‖ Wird wohl kein großer Schade sein, ‖ Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort. ‖ „Hört, schrieen sie, erzählt nur fort!“ ‖ Weil jeder Rathsherr in Gefahr, ‖ Sein eigen Weib zu hören war. ‖ „Ihr Herren“, schrie der Richter, „nein! ‖ Die Wahrheit muß am Tage sein; ‖ Was können wir sonst für ein Urtheil fassen?“ ‖ Ihn, schrieen alle, gehn zu lassen. ‖ „Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz der Delinquent ‖ Hat jede noch einmal genennt, ‖ Und jeder hieng der Richter dann ‖ Ein loses Wort für ihren Hahnrei an. ‖ Das Hundert war schon mehr als voll; ‖ Der Eremit, der mehr gestehen soll, ‖ Stockt, weigert sich, scheut sich zu sprechen — ‖ „Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wol, ‖ So unvermuthet abzubrechen?“ ‖ „Das sind sie alle!“ „Seid ihr toll? ‖ Ein Held wie ihr! Gestehet nur, gesteht! ‖ Die letzten waren, wie ihr seht, ‖ Klara, Pulcheria, Susanne, ‖ Charlotte, Marianne, Hanne. ‖ Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!“ ‖ „Das sind sie wirklich alle!“ „Nu — ‖ Macht, eh wir schärfer in euch dringen!“ ‖ „Nein keine mehr; ich weiß genau“ — ‖ „Ha! ha! ich seh, man soll euch zwingen“ — — ‖ „Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau.“ —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht ‖ Als einem Weibermährchen spricht, ‖ So mach ich sie zum Lehrgedicht ‖ Durch beigefügten Unterricht: ‖ Wer seines Nächsten Schande sucht, ‖ Wird selber seine Schande finden! ‖ Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht? ‖ Und ich erzähle sonder Sünden?

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant ‖ Wagts Amor, einen Streich zu spielen. ‖ Für einen Hagestolz bekannt, ‖ Fieng, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft, ‖ Mit Reizen ganz besondrer Kraft, ‖ Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft. ‖ Dies Bürgermädchen hieß Finette. ‖ Finette ward des Freiherrn Siegerin. ‖ Ihr Bild stand mit ihm auf, und gieng mit ihm zu Bette. ‖ Da dacht in seinem Sinn ‖ Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild? ‖ Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt? ‖ Sie selbst steh mit mir auf, und geh mit mir zu Bette. ‖ Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt; ‖ Genädge Tant und Nicht und Schwägerin! ‖ Finett ist meine Frau, und — ihre Dienerin.“

Schon so gewiß? Man wird es hören. ‖ Der Freiherr kömmt, sich zu erklären, ‖ Er greift das Mädchen bei der Hand, ‖ Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt, ‖ Und spricht: „Ich, Freiherr von Chrysant, ‖ Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen. ‖ Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen. ‖ Ich habe Guts die Hüll und Fülle.“ ‖ Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille, ‖ Von einem großen Zettel ab, ‖ Wie viel ihm Gott an Gütern gab; ‖ Wie reich er sie beschenken wolle; ‖ Welch großen Wittwenschatz sie einmal haben solle. ‖ Dies alles las der reiche Mann ‖ Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille ‖ Bei jedem Punkte sie begierig an.

„Nun Kind, was ist ihr Wille?“ ‖ Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille, ‖ Und nahm mit diesen Worten seine Brille — ‖ (Denn, dacht er, wird das Mädchen nun ‖ So wie ein kluges Mädchen thun, ‖ Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken; ‖ Werd ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken: ‖ So könnt ich, im Entzücken, ‖ Die theure Brille leicht zerknicken!) — ‖ Die theure Brille wolbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit sich zu bedenken gab, ‖ Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken: ‖ „Sie sprechen, gnädger Herr, vom Freien und vom Schenken. ‖ Ach! gnädger Herr, das alles wär sehr schön! ‖ Ich würd in Sammt und Seide gehn — ‖ Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn; ‖ Ich würde stolz mit Sechsen fahren. ‖ Mir würden ganze Schaaren ‖ Von Dienern zu Gebote stehn. ‖ Ach! wie gesagt, das alles wär sehr schön, ‖ Wenn ich — wenn ich — —“

„Ein Wenn? Ich will doch sehn, ‖ (Hier sahe man den alten Herrn sich blähn), ‖ Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!“

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte — — “ ‖ „Verschworen? was? Finette, ‖ Verschworen nicht zu frein? — ‖ O Grille“ rief der Freiherr, „Grille!“ ‖ Und griff nach seiner Brille, ‖ Und nahm das Mädchen durch die Brille ‖ Nochmals in Augenschein, ‖ Und rief beständig: „Grille! Grille! ‖ Verschworen, nicht zu frein!“ ‖ „Behüte!“ sprach Finette, ‖ „Verschworen nur, mir keinen Mann zu frein, ‖ Der so, wie Ihre Gnaden pflegt, ‖ Die Augen in der Tasche trägt!“

Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm — ‖ War es in Hamburg oder Amsterdam, ‖ Daran ist wenig oder nichts gelegen — ‖ Ein junges Weib.

„Das ist auch sehr verwegen, ‖ Freund!“ sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause ‖ Der Schiffer bat. „Du bist so lang und oft von Hause; ‖ Dein Weibchen bleibt indeß allein: ‖ Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei sein? ‖ Indeß, daß du zur See dein Leben wagst, ‖ Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenflusse, ‖ Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst: ‖ Indeß wird sie — —“

„Mit Eurem schönen Schlusse!“ ‖ Versetzte Nix. „Indeß, indeß! Ei nun! ‖ Das nämliche kann Euer Weibchen thun — ‖ Denn, Herr, was brauchts dazu für Zeit? — ‖ Indeß ihr auf der Börse seid.“

Der Wunsch zu sterben.

Ein durch die Jagd ergrimmter Bär ‖ Latscht hinter einem Wandrer her. ‖ Aus Rache will er ihn zerreißen. ‖ (Das mag dem Wandrer wol ein unverdientes Unglück heißen.) ‖ Aus Rache, dummes Thier? wird mancher Leser sprechen, ‖ Kannst du dich nicht an deinen Jägern rächen? ‖ O schimpft mir nicht das gute Vieh: ‖ Es folgt den Trieben nur; Vernunft regiert es nie. ‖ Es hat ja unter uns . . . was sagt ich? nein . . bei Hunden ‖ Gewiß nicht wenige von gleicher Art gefunden. ‖ Geschwinde! Wanderer, geschwind und rette dich. ‖ Er läuft, der Bär läuft nach. Er schreit, will sich verstecken, ‖ Der Bär nicht faul, sucht ihn, bricht brummend durch die Hecken, ‖ Und jagt ihn wieder vor. Der ändert oft den Lauf; ‖ Bald rechts, bald vor, bald links. Doch alle diese Ränke ‖ Sind hier umsonst. Warum? der Bär hat auch Gelenke. ‖ Gewiß so eine Jagd wär mir nicht lächerlich! ‖ Jedoch zu was wird sich der Wandrer nun entschließen? ‖ Er springt den nächsten Baum hinauf. ‖ O! das wird niemand wol das beste Mittel nennen. ‖ Er mußte doch in aller Angst nicht wissen, ‖ Daß Bäre gleichfalls klettern können. ‖ Das tolle Thier erblickt es kaum, ‖ So stutzt es, brummt und kratzt den Baum, ‖ Es bäumt den schweren Leib, es setzt die Vordertatzen ‖ An Rind und Aesten ein, so schnell, als scheue Katzen. ‖ So langsam gegentheils hebt es des Körpers Wucht; ‖ Doch kömmt es schon so hoch, daß der den Gipfel sucht. ‖ Was giebt uns oft die Angst nicht ein? ‖ Der Wandrer sucht des Feindes los zu sein. ‖ Er stößt, und stößt den Fuß mit voller Leibesstärke ‖ Dem Bäre vor den Kopf. Doch große Wunderwerke ‖ That dieses Stößchen nicht. Wie kann es anders sein? ‖ Wer Bäre tödten will, braucht der den Fuß allein? ‖ Er taumelt nur, anstatt zu fallen, ‖ Und fasset schnell mit seinen Krallen ‖ Des Wandrers Fuß, der nach ihm stieß. ‖ Er hält ihn, wie ein Bär. Durch Zerren und durch Beißen ‖ Sucht er den Raub herabzureißen. ‖ Jedoch je mehr er riß, ‖ Je mehr hält jener sich ‖ An Aesten fest und ritterlich. ‖ Wenn Witz und Tapferkeit uns nicht

erretten kann, ‖ Beut oft das blinde Glück uns seine Rettung an. ‖ Der wüthend plumpe Bär ‖ Ist für den dünnen Ast zu schwer; ‖ Der bricht, und er fällt schütternd schnell zu Boden. ‖ Der Fall bringt ihn fast um den Oden, ‖ Und keuchend schleicht er zornig fort. ‖ Von Schrecken, Furcht und Schmerzen eingenommen, ‖ Sieht kaum der Wanderer, daß er der Noth entkommen. ‖ Nun lobt er wol, durch jedes Wort, ‖ Mit zärtlich dankbarem Gemüthe ‖ Des Himmels unverhoffte Güte? ‖ O weit gefehlet! nein! mit zitternd schwacher Sprache ‖ Flucht, lästert, schreiet er selbst wider Gott um Rache. ‖ Er kriecht vom Baum herab und läßt sich murrend nieder. ‖ Sein nasses Auge sieht das Blut der wunden Glieder. ‖ Der Schmerz verführet ihn, daß er den Tod begehrt, ‖ Den Tod, vor dem er sich mit Fliehn und Schrein gewehrt. ‖ Bald flucht er auf den Bär, der ihn nicht ganz zerrissen; ‖ Bald flucht er auf sich selbst, daß er sich retten müssen. ‖ „O nähre dich, erwünschter Tod! ‖ Benimm mir Leben, Schmerz und Noth! ‖ Entführ mir diesen Wunsch doch mit dem letzten Hauche!“ ‖ St! St! was raschelt dort, dort hinter jenem Strauche? ‖ Beglückter Wanderer! dein Wunsch ist schon erhört. ‖ Es kömmt ein neuer Bär, der dich im Klagen stört. ‖ Ein Bär? Erschrick nur nicht! Ein Bär. ‖ Ohn Zweifel schickt der Tod ihn her. ‖ Der Tod? Ja, ja, der Tod, den du gewünschet hast, ‖ Gewünschet und erfleht. „Das ist ein schlimmer Gast. ‖ Der Henker! weiß er denn gar nichts von Komplimenten? ‖ Wenn meine Beine mich doch nur erretten könnten!“ ‖ Mit Mühe sucht er aufzustehn; ‖ Doch kann er nicht vom Flecke gehn. ‖ Hier kam ihm schnell ein ander Mittel ein, ‖ Das ihm vorher nicht eingekommen. ‖ Er hatt es einst (zehn Jahre mocht es sein) ‖ Von einem Reisenden vernommen, ‖ Und hatt es nie, nur in der Noth, vergessen, ‖ Daß Bäre selten Todte fressen. ‖ Sein Einfall wirft ihn hurtig nieder; ‖ Die schon vor Schrecken kalten Glieder ‖ Streckt er starr von sich weg, so sehr er immer kann, ‖ Und hält den Odem mühsam an. ‖ Der Bär beschnoppert ihn, findt keines Lebens Spur, ‖ Mag sich an Todten nicht begnügen, ‖ Kehrt sittsam um, und brummet nur, ‖ Und läßt den Schalk in Ruhe liegen. ‖ Was ist bei dir ein Wunsch? Mein Freund, laß michs verstehen. ‖ Du wünschst den Tod: er kömmt; du suchst ihm zu entgehen. ‖ Steh auf! der Bär ist fort. Was fluchst du ihm noch nach? ‖ Zum Danke, daß er dir nicht Hals und Beine brach? ‖ Was soll die Lästerung? Verringert sie die Schmerzen? ‖ Noch wünschest du den Tod? Das geht dir wol von Herzen? ‖ Nur schade, daß er dich vorhin so spotten sah: ‖ Sonst wär er wahrlich längst auf dein Ersuchen da. ‖ Der schwüle Tag vergeht; der Abend bricht herein. ‖ O könnt er, in geborstnen Feldern, ‖ Wie durch die Hitze matten Wäldern, ‖ Mein Wandrer, ebenfalls dir zur Erquickung sein! ‖ Man sieht die Luft, sich abzukühlen, ‖ Mit stummen Blitzen häufig spielen. ‖ „O!“ schreit der Wanderer, „zög sich ein Wetter auf! ‖ O hemmten Blitz und Schlag mir Pein und Lebenslauf!“ ‖ Schnell zeigt der Donnergott dem Wunsche sich gewogen. ‖ Des ganzen Himmels weite Ferne ‖ Verdeckt viel Dunst; die hellsten Sterne ‖ Sind schwarz mit Wolken überzogen, ‖ Schnell fährt der Blitz heraus, kracht hier und dort ein Schlag. ‖ Auf, Wandrer, freue dich! das ist dein Sterbetag! ‖ Nun wird der Tod auf Donnerkeilen ‖ Zu dir verlaßnem Armen eilen. ‖ Was scherzst du noch voll Furcht? .. Ihr Freunde, gebt doch acht; ‖ Doch bitt ich, zwinget euch, daß ihr nicht drüber lacht.... ‖ „Ja! das ist Pein .. o stürb ich doch!... ‖ Komm Tod! komm doch.. du zäuderst noch? ‖ Jedoch hier mag ich wol nicht allzusicher liegen? ‖ Ich habe ja einmal gehört, ‖ Wie die Erfahrung oft gelehrt, ‖ Daß Donner gern in Eichen schlügen. ‖ O machte mir ein Lorbeerbaum ‖ Doch unter seinen Aesten Raum. ‖ O weh! wie schmerzt das Bein! Erbarm dich doch, o Tod! ‖ Jedoch dort schlug es ein.. Nun ists die höchste Noth, ‖ Soll mich das Wetter nicht verletzen, ‖ Mich schnell in Sicherheit zu setzen!“ ‖ Geh! dummer Wandrer, geh! such einen sichern Ort; ‖ Und wünsche bald den Tod; bald wünsch ihn wieder fort. ‖ Mich soll dein Wankelmuth der Menschen Zagheit lehren, ‖ Muß ich sie so, wie dich, verwegen wünschen hören. — ‖ Glaubt, Freunde, glaubet mir! der ist ein weiser Mann, ‖ Der zwar das Leben liebt, doch muthig sterben kann!

Freie Uebersetzung einer Erzählung aus dem Fontaine.

Die kranke Pulcheria.

Pulcheria war krank.... „Vielleicht die Lust zu büßen, ‖ Die“ ....! Pfui, wer wird nun gleich so voller Argwohn sein! ‖ Schweigt, Neider! hört mir zu! ich lenke wieder ein. ‖ Pulcheria ward krank. Unruhig im Gewissen, ‖ Ließ ihr der Schmerz manchmal, die Schwermuth niemals Ruh. ‖ „Wie? Was? Pulcheria wär melancholisch worden? ‖ Sprich, Lügner, lieber gar, sie trat in Nonnenorden.“ ‖ Schon wieder stört ihr mich? Schweigt doch, und hört mir zu! ‖ Als sie einst ihre Noth zu lauten Seufzern trieb, ‖ Sprach Lady, ihre Magd: „Laßt doch den Priester holen; ‖ Legt dem die Beichte ab, so seid ihr Gott empfohlen; ‖ Und beichten müsset ihr, ist euch der Himmel lieb.“ ‖ „Ja dieser Rath ist gut“, spricht unsre kranke Schöne, ‖ „Lauf, oder schicke gleich zum Pater Andres hin; ‖ Andres... merks wohl.. weil ich auch sonst sein Beichtkind bin, ‖ So oft ich mich mit dir, o lieber Gott! versöhne.“ ‖ Gleich läuft ein Diener hin, klopft an das Kloster an, ‖ Und so, als wenn das Thor davon zerspringen solle. ‖ „Nu, nu! Gemach! gemach!“ Man fragt, zu wem er wolle. ‖ „Je, macht nur erstlich auf!“ Das Thor wird aufgethan. ‖ „Der Pater Andres wird zu meiner Frau begehret, ‖ Die gerne beichten will, weil sie bald sterben kann.“ ‖ „Wer?“ fragt ein Bruder ihn; „Andres? der gute Mann!“ ‖ „Zehn Jahr ists schon, daß der im Himmel Beichte höret.“

Die Nuß und die Katze.

„Gewiß, Herr Wirth, dies Obst ist nicht für meinen Magen. ‖ Denn wenn ich mir, es frei zu sagen, ‖ Ja eine Baumfrucht loben muß, ‖ So lob ich mir die welsche Nuß. ‖ Die schmeckt doch noch!.. Bei meiner Treu! ‖ Der zartste Apfel kömmt der Nuß, der Nuß nicht bei.“ ‖ Ein Kätzchen das der Wirthin Liebe ‖ Nie mit Gewalt zum mausen triebe, ‖ Und itzt in ihrem Schoße saß, ‖ War schlau, vernahm und merkte das. ‖ „Was?“ dacht es, „eine Nuß soll so vortrefflich schmecken? ‖ Halt! diese Wahrheit soll mein Maul gleich selbst entdecken.“ ‖ Es sprang vom Schoße weg und lief dem Garten zu. ‖ Nu, Katze, nu, wie dumm bist du! ‖ Der schönen Chloris Schoß um eine Nuß zu lassen? ‖ Wärst du ein junger Herr, wie würde sie dich hassen! ‖ Nein, Schöne, räumet mir nur diesen Ort erst ein: ‖ So wahr er mich ergetzt, ich will kein Kätzchen sein; ‖ Doch dieses sag ich nur so im Vorübergehen. ‖ Horcht! ich erzähle fort. Beim Garten blieb ich stehen? ‖ Nicht? Ja. Wol gut. Hier fand der Katze Lüsternheit ‖ Beim nächsten Nußbaum nun, worauf sie sich gefreut. ‖ Wollt ihr etwan ein Bild zu meiner Fabel malen: ‖ So malt die Nüsse ja noch in den grünen Schalen, ‖ Die unsre Katze fand. Darauf kömmt alles an. ‖ Denn als sie kaum darein den ersten Biß gethan, ‖ So schnaubt und sprudelt sie, als wenn sie Glas gefressen. ‖ „Dich“, spricht sie, „lobt der Mensch: so mag er dich auch essen. ‖ O! pfui, was muß er nicht für eine Zunge haben! ‖ An solcher Säure sich zu laben!“

O schweig nur, dummes Thier! ‖ Du schmähst zur Ungebühr. ‖ Du hättest auf den Kern nur erstlich kommen sollen, ‖ Denn den, die Schale nicht, hat Lydas loben wollen!

Moryban.

Das Schiff, wo Moryban mit Weib und Kindern war, ‖ Kam plötzlich in Gefahr. ‖ „Ach, Götter, lasset euch bewegen! ‖ Befehlt“, schrie Moryban, „daß See und Sturm sich legen. ‖ Nur diesmal lasset mich der nassen Gruft entfliehn; ‖ Nie, nie, gelob ich euch, mehr übers Meer zu ziehn! ‖ Neptun, erhöre mich. ‖ Sechs schwarze Rinder schenk ich dir ‖ Zum Opfer dankbar froh dafür!“ ‖ Sechs schwarze Rinder? Rief Mondar, ‖ Sein Nachbar, der zugegen war. ‖ Sechs schwarze Rinder? Bist du toll? ‖ Mir ist es ja, mir ist es schon bekannt, ‖ Daß solchen Reichthum dir das Glück nicht zugewandt, ‖ Und glaubst doch, daß es Gott, Neptun nicht wissen soll?

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauest du ‖ Der Gottheit weniger, als deinem Nachbar zu!

Fragmente.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt, ‖ Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt, ‖ Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen, ‖ Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen? ‖ Wer lehrt mich, obs an ihm, obs an der Wahrheit liegt? ‖ Verführet er sich selbst? Ist sies, die ihn betrügt? ‖ Vielleicht hat beides Grund, und

wir sind nur erschaffen, ‖ Anstatt sie einzusehn, bewundernd zu begaffen. ‖ Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt, ‖ Und Jeden an sich lockt, und doch vor jedem rennt. ‖ Auch dem, der sie verfolgt, und fleht und schenkt und schwöret, ‖ Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret. ‖ Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehn; ‖ Stürzt Jeden in Gefahr, um keinem beizustehn. ‖ Ein Zweifler male sich ihr Bild in diesen Zügen! ‖ Nein, sie betrügt uns nie! Wir sinds, die uns betrügen.

* * *

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen, ‖ Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen, ‖ Verliert sich in der Meng, die kein Verdienst besitzt, ‖ Als daß sie redlich glaubt, und was sie weiß, beschützt. ‖ Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke. ‖ Zum Folgen allzu stolz, fehlt ihm der Führer Stärke. ‖ Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn Verstand, ‖ Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land. ‖ Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal kleinrer Geister. ‖ Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister. ‖ Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn. ‖ Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn? ‖ Dank sei dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben! ‖ Er sprichts, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben. ‖ „Die Freiheit ist ein Traum: die Seele wird ein Ton, ‖ Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon. ‖ Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken, ‖ Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken. ‖ Cartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß, ‖ Cartusch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß. ‖ Der stahl, weils ihm gefiel, und weil er stehlen mußte; ‖ Der lebte tugendhaft, weil er nichts beßers wußte; ‖ Der ward wie der regiert, und seiner Thaten Herr ‖ War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher. ‖ Wer thut was ihm gefällt, thut das was er thun sollte; ‖ Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte. ‖ Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft, ‖ Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft. — ‖ Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken, ‖ Sich selber schänden kann, und seine Würde kränken?"

* * *

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund, ‖ Und oft liegt ihre Lehr in eines Weisen Mund, ‖ Der, alles selbst zu sehn, in sich zurückgegangen, ‖ Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen. ‖ Doch macht den größern Theil auch das zum Lügner nicht; ‖ Weil der und jener Narr von Gegengründen spricht. ‖ Er, der die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen; ‖ Doch wenn die Menge fehlt, so kann auch einer fehlen. ‖ Ich glaub, es ist ein Gott, und glaub es mit der Welt, ‖ Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt. ‖ Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erkühnen, ‖ Der fremdes Wissen nutzt, dem andrer Augen dienen, ‖ Folgt klüglicher der Meng, als einem Sonderling ...

* * *

Gnug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können. ‖ Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen, ‖ Ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich auch nicht; ‖ Und ich fühl was in mir, das für sein Dasein spricht. ‖ Weh dem, der es nicht fühlt, und doch will glücklich werden, ‖ Gott aus dem Himmel treibt, und diesen sucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürdge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt, ‖ Des Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt! ‖ Spielt nur ein Ungefähr mit mein und deinem Wesen. ‖ Ward ich nur, weil ich ward, und bist du nicht erlesen; ‖ Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinsten Schmerz ‖ Zu seiner Rettung sich den Dolch nicht drückt ins Herz? ‖ Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Absicht zwecket, ‖ Und dich in Freud und Leid ein hämscher Zufall necket, ‖ Der dich durch kurze Lust ruckweise nur erquickt, ‖ Daß dich der nächste Schmerz nicht unempfindlich drückt. ‖ Ein Weiser schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret, ‖ Und Klugheit nichts gewinnt, und Dummheit nichts verlieret. ‖ Verlust ohn meine Schuld ist ein zu bittres Gift, ‖ Und Glück ergetzt mich nicht, das auch die Narren trifft. ‖ Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild solcher Spiele, ‖ Wo ich Pein ohne Schuld, und Lust mit Ekel fühle. ‖ Doch warum eifr ich so? Gott ist, mein Glück steht fest, ‖ Das Wechsel, Schmerz und Zeit mir schmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört; ‖ So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt: ‖ Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage ‖ Der Gärten fleißger Feind, der irdsche Feind vom Tage. ‖ „Natur, dem Maulwurf nur warfst du stiefmütterlich? ‖ Für alle sorgtest du? und sorgtest nicht für mich?" ‖ „Was klagst du?" . . „O Natur! das solltest du nicht wissen? ‖ Warum soll ich allein das Glück zu sehen missen? ‖ Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran; ‖ Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich sehen kann!" ‖ „Sei sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!" ‖ Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde. ‖ Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsterniß verjagt, ‖ Was nutzt ihm hier sein Glück? daß er von neuem klagt. ‖ „Natur," schrie er zurück, „das sind unmöglich Augen." — ‖ „Sie sinds, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen."

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket; ‖ Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umschränket; ‖ Das, was sich selber weiß, und zu sich spricht: ich bin; ‖ Was auch die Zeit beherrscht, und was mit der will fliehn, ‖ Durch unsichtbare Macht auf heut und morgen bringet, ‖ Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet; ‖ Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn, ‖ Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn; ‖ Das, was die Stärk ersetzt, die in dem Löwen wüthet, ‖ Wodurch der Mensch ein Mensch, und ihm als Mensch gebietet: ‖ Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht, ‖ Und seines Körpers Theil, weil man es nicht versteht. ‖ Doch sprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeugen, ‖ Versteht man es dann eh, als wenn es Geistern eigen? ‖ Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar, ‖ Vertreibst die Dämmerung, und bringst die Nacht uns dar. ‖ Wie jetzo meinem Licht, das in den stillen Stunden ‖ Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden, ‖ Da ich es putzen will, die unachtsame Hand ‖ Den Docht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verschwand. rc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein. ‖ Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet, ‖ Und ihn, ein mehr als Mensch zu sein, ‖ Mit jenem Feur beseelet, ‖ Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet; ‖ Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr, ‖ Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr und Thor ‖ Nie marternd Mißvergnügen macht, ‖ Wenn nur auf ihn die holde Muse lacht, ‖ Die seinen edlern Theil von dem Vergessen sparet, ‖ Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret. ‖ Ein solcher bringt hervor, wohin das Glück ihn stieß, ‖ Das gern auch Dichter plagen wollte, ‖ Ist minder das, was es ihn werden ließ, ‖ Als was er werden sollte.

* * *

Und schon hat man gesehen, ‖ Als zweifach Adams Sohn, ihn hinterm Pfluge gehen. ‖ Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied, ‖ Das Musen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht; ‖ Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatschen schwang, ‖ Singt schöner ungelehrt, als G** mühsam sang.

* * *

Noch öftrer treibet ihn, für Muse nur geschaffen, ‖ Ein neidisches Geschick zu ungeliebten Waffen, ‖ Und läßt ihn, statt auf Pindus Höh, ‖ Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers schlafen. ‖ Jedoch umsonst: sein rührend Rohr ‖ Schweigt bei Carthaunen nicht, und tönt Trommeten vor. ‖ Sein Muth erstickt nicht seinen Witz; ‖ Sein zärtliches Gefühl nicht Gier, berühmt zu sterben; ‖ Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finstrer Sitz, ‖ Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben. ‖ Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden, ‖ Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort; ‖ Noch bringst du gleichen Schall an den gewohnten Ort; ‖ Noch denkst du, wie man denkt, eh man den Witz verwöhnet, ‖ Daß er sich ekel nur nach seltnen Bildern sehnet; ‖ Noch redst du, wie man redt, eh man die Zunge bricht, ‖ Daß sie lateinisch Deutsch mit schönem Stammeln spricht; ‖ Noch hast du nicht gewagt ein römisch Lied zu spielen, ‖ Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum fühlen; ‖ Noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht; ‖ Noch giebst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht; ‖ Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden, ‖ Wer dich ge=

lesen hat, der hat dich auch verstanden; ‖ Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt, ‖ Und ihrem Zweifel mehr, als ihrem Witze schenkt … ‖ Und willst ein Dichter sein? .. Geh, laß den schweren Namen, ‖ Zum Dichter trägst du kaum den ungekeimten Samen.

So sprach ein großer Geist, von K** Feuer erhitzt, ‖ Zu meiner Muse jüngst, die noch im Dunkeln sitzt. ‖ Mitleidig wollt er mich die kühnen Wege lehren, ‖ Wo uns die Welt nicht hört, doch künftge Welten hören. ‖ Nein, sprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauscht, ‖ Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauscht; ‖ Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände leget, ‖ Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht träget. ‖ Du siehst, wo Opitz gieng . . . Voll Zorn verließ er mich, ‖ Und donnert hinten nach: kein Schweizer lobe dich!

Erschüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder, ‖ Schlug ich dem Sünder gleich die Augen schamroth nieder, ‖ Für den die Rache schon den Stab gebrochen hat, ‖ Bestimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad. ‖ Vom kalten Schaur erlosch in mir das heilige Feuer, ‖ Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M**. ‖ Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht! ‖ Von Enkeln nicht gekannt, die B** schwärmrisch macht. ‖ Ich sah voll Furcht hinaus auf Scenen künftger Dichter, ‖ Die Wage der Kritik hielt ein gewaltger Richter, ‖ Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt, ‖ Die wie sein Finger will steigt, oder überschlägt 2c.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten. ‖ Freund, der sie beide kennt, sprich, mit wem soll ichs halten? ‖ Die Weisheit, war sie nur verflossner Zeiten Ehr? ‖ Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe mehr? ‖ Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise? ‖ Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise? ‖ Nein, nein; denn die Natur wirkt sich stets selber gleich, ‖ Im Wohlthun stets gerecht, an Gaben allzeit reich. ‖ An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken ‖ Des Wissens sich gewagt, voll schöpfrischer Gedanken; ‖ Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit Eins geliebt, ‖ Ward von der Kunst bald der, bald jener Theil geübt. ‖ Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen, ‖ Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen. ‖ Zwei Geister gleich an Größ, und ungleich nur im Werk, ‖ Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk. ‖ Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre, ‖ Und Newton, wie Homer, der ewgen Dichtkunst Ehre, ‖ Wenn dieser das geliebt, und dieses der gewählt, ‖ Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor diesem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter, ‖ Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter. ‖ Jetzt sucht man mehr, als Witz; die Zeit wird gründlicher, ‖ Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer. ‖ Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergetzet, ‖ Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß mans schätzet? ‖ Ihr weisen Enkel seht der Aeltern Fehl wol ein: ‖ Sonst ward der Dichter groß, nun wirds ein Schreiber sein. ‖ Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müssige Poeten ‖ Hat Platos Republik, Europa, nicht vonnöthen.

Was ist denn ihre Kunst, und worauf trotzen sie? ‖ Der Dummkopf, der sie schmäht, begriff ihr Vorrecht nie. ‖ Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern, ‖ Mit eignen Farben uns, verschönert oft, zu schildern. ‖ Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr? ‖ Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir. ‖ Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen, ‖ Bleibst du den Sinnen treu, und machst aus Geistern Schalen. ‖ Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick; ‖ Dein Wissen ist zu leicht, und nur des Pöbels Glück.

Allein mit kühnem Aug ins Heiligthum zu blicken, ‖ Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken, ‖ Bei dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtschnur treu, ‖ Zu unserm Räthsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bei; ‖ Der Himmel Kenner sein; bekannt mit Mond und Sternen, ‖ Ihr Gleis, Zeit, Größ und Licht durch glücklichs Rathen lernen; ‖ Nicht fremd sein auf der Welt, daß man die Wohnung kennt, ‖ Des Herrn sich mancher Thor, ohn sie zu kennen, nennt; ‖ Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet, ‖ Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet, ‖ Der Steine theure Last, der Erze hart Geschlecht, ‖ Der Gänge Wunderlauf, was schimmernd und was echt, ‖ Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden, ‖ Neugierig auszuspähn, und so ihr Herr zu werden; ‖ Bald in der luftgen Plän, im schauernd dunkeln Wald, ‖ Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felsen Spalt, ‖ Und wo die Neubegier die schweren Schritte leitet, ‖ Und Frost und Wind und Weg die Lehrbegier bestreitet, ‖ Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn, ‖ Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu sehn; ‖ Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken, ‖ Der Vögel Feind zu sein und Störer aller Hecken; ‖ Zu wissen, was dem Bär die starken Knochen füllt, ‖ Was in dem Elenn zuckt, was aus dem Ochsen brüllt, ‖ Was in dem Ocean für scheußlich Unthier schwimmet, ‖ Und welche Schneckenbrut an seinem Ufer glimmet; ‖ Was jedem Thier gemein, was ihm besonders ist, ‖ Was jedes Reich verbindt, wo jedes Mark sich schließt; ‖ Bald mit geübtem Blick den Menschen zu ergründen, ‖ Des Blutes Kreislauf sehn, sein festes Triebwerk finden: ‖ Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glase Wein ‖ Der Dichter ruhig singt, besorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich seltne Geister, ‖ Gott in der Kreatur, im Kunststück seinen Meister ‖ Dem Spötter aufgedeckt, der blind sich und die Welt ‖ Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält. ‖ Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten, ‖ Die Meister schönes Wahns und kleiner Trefflichkeiten, ‖ Durch die Gott und sein Dienst ein albern Mährlein ward, ‖ Vom Pöbel nur geglaubt, der Geister kleinsten Art. ‖ Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen, ‖ Und hat im Newton gern die Menschheit angezogen. ‖ Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr, ‖ Als alle Musen euch im einzigen Homer. ‖ Was großes ist es nun, sich einen Held erdenken, ‖ Und ihn mit eigner Kraft in schweres Unglück senken, ‖ Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth ‖ Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut? ‖ Braucht nicht der Philosoph mehr Witz und stärkre Sinnen, ‖ Der kleine Wunder sucht, bekannt mit Wurm und Spinnen? ‖ Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt, ‖ Und jeden Schmetterling vom ersten Ursprung kennt; ‖ Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe, ‖ Und in der Mücke sieht den Schöpfer aller Dinge; ‖ Dem jeder Essigtropf wird eine neue Welt, ‖ Die eben der Gott schuf, und eben der Gott hält. ‖ Da sieht er Abenteuer, die jener nur erfindet, ‖ Und ist des Staates kund, den Bien und Ameis gründet. ‖ Ja, wenn ein Molier, der Tugend muntrer Freund, ‖ Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind, ‖ Auf Fehler merksam wird und lernt aus hundert Fällen ‖ Der Menschen trotzig Herz und trügrisches Verstellen; ‖ Wenn seiner Spötterei kein alter Hut entgeht ‖ Und ihm das Laster nie zu hoch zur Strafe steht; ‖ Braucht er so viel Verstand, als wenn aus kleinen Reisen ‖ Des Schwanzsterns Dörfel uns will seine Laufbahn weisen, ‖ Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig schließt ‖ Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt? ‖ Braucht er so viele Kunst, die Winkel zu entdecken, ‖ In die das scheue Heer, die Laster sich verstecken, ‖ Als jener der im Glas entfernte Monden sieht ‖ Und ihre Größ und Bahn in helle Tafeln zieht? ‖ Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten ‖ Die Fahrt des Lichts bestimmt und rechnet sie nach Ruthen? ‖ Wer braucht mehr Geist und Müh, der, der in fauler Luft ‖ Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Brust? ‖ Wie? oder der sein Feur, wie es die Sonn erzeuget ‖ Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren steiget, ‖ Aus Gründen uns erklärt und werth ist, daß der Wein ‖ Ihn einzig nur erfreu und stärk ihn nur allein?

Der Dichtern nöthge Geist, der Möglichkeiten dichtet ‖ Und sie durch seinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet, ‖ Der schöpferische Geist, der sie beseelen muß, ‖ Sprich, M***, du weißts, braucht den kein Physicus? ‖ Er, der zuerst die Luft aus ihrer Stelle jagte ‖ Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte; Er, der im Sonnenstrahl den Grund der Farben fand ‖ Und ihre Aenderung in feste Regeln band; ‖ Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte, ‖ Eh ein Maupertuis sie glücklich messen mußte; ‖ Hat die kein Schöpfergeist bei ihrer Müh beseelt? ‖ Und ist es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* *

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen, ‖ Dem nie sich die Natur, als unterm Flor gewiesen? ‖ Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität ‖ Ist, was er andre lehrt und selber nicht versteht. ‖ Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig seichten Grillen ‖ Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen! ‖ Ein selbst erwählter Grund stützt keine Wahrheit fest, ‖ Als die man, statt zu sehn, sich selber träumen läßt; ‖ Und wie wir die Natur bei alten Weisen kennen, ‖ Ist sie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen. ‖ Vergebens sucht man da des Schöpfers Majestät, ‖ Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht. ‖ Wird

gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren, ‖ Genug, wir sehen Gott in neuern, klarern Lehren. ‖ Stagirens Ehr ist jetzt den Physikern ein Kind, ‖ Wies unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind ꝛc.

* * *

Anmerkung. Daß dieses Gedicht nicht ganz ist, und daß ich es an vielen Orten selbst nicht mehr verstehe, dieses habe ich dem verstorbnen Herrn Professor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet ist, ließ es in ein physikalisches Wochenblatt einrücken. Diese Ehre kam mir ein wenig theuer zu stehen. Herr Menz war Censor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieses Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftsteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggestrichen, worinne man über gewisse, wenn Gott will, physikalische Kindereien lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle seine Geschicklichkeit bestehen läßt.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst.

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennst, ‖ Der Kunst und der Natur ihr wahres Amt ernennst, ‖ Maß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehrest, ‖ Denkst, wo man sonst nur fühlt, und mit der Seele hörest, ‖ Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt, warum? ‖ Dem schwere Schönheit nur Lust bringt, und Meistern Ruhm; ‖ Freund, sprich, soll die Musik nicht alle Welt ergetzen? ‖ Soll sies, was darf man sie nach strengen Regeln schätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein, ‖ Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret sein. ‖ Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben, ‖ Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben. ‖ Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul entwischt, ‖ Und spitzgem Tadel hold in unsre Lust sich mischt. ‖ Gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge, ‖ Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge. ‖ Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab, ‖ Der Sphär nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab. ‖ Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrthums Schatten, ‖ Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten, ‖ Wo neues Ungeheur ein jeder Tag erlebt, ‖ Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt. ‖ Hier laß, Vernunft, dein Licht, uns unsern Feind erblicken, ‖ Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch, uns zu beglücken. ‖ Hier findet Tadel, Rath, Gesetz und Strafe statt. ‖ Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt. ‖ Du fliehst auf Abenteur ins Elend zu den Sternen, ‖ Und baust ein stolzes Reich in unermeßnen Fernen, ‖ Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ und Ordnung aus, ‖ Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus. ‖ Und steigst du dann und wann, voll Schwindel, aus den Höhen, ‖ Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen, ‖ So kömmst du, statt ins Herz, in einen Kritikus, ‖ Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß, ‖ Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude, ‖ Aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude, ‖ Und schaffst, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt, ‖ Daß viel nur halb ergetzt, und vieles gar nicht rührt; ‖ Das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen ‖ Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden, ‖ Und hält, was Körner hat, für ausgedroschnes Stroh; ‖ Denn Ekel macht nicht satt, und Eigensinn nicht froh. ‖ Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränket, ‖ Daß unser ekler Witz auf engre Marken denket? ‖ Treibt denn der Baum der Lust Holz so im Ueberfluß, ‖ Daß man gewaltsam ihm die Aeste rauben muß? ‖ Ist unsre Freud ein Feur, das sich zu reichlich nähret, ‖ Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt, verzehret? ‖ Ist das, was uns gefällt, denn lauter starker Wein, ‖ Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam sein? ‖ O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verschwenden, ‖ Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam klugen Händen. ‖ Was einen Bauer reizt, macht keine Regel schlecht; ‖ Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich echt; ‖ Und wenn die kühne Kunst zum höchsten Gipfel flieget, ‖ So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget. ‖ So wie des Weingeists Glut, weil er zu reinlich brennt, ‖ Kein dichtes Holz entflammt, noch seine Theile trennt.

Freund, wundre dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten ‖ Die Tiger zahm gemacht und lehrten Bäume schreiten; ‖ Das ist: ein wildes Volk, den Thieren untermengt, ‖ Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt. ‖ Sein ungekitzelt Ohr fühlt süße Zaubereien; ‖ Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen, ‖ Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt, ‖ Hat bei den Rauhesten den Reiz, mit dem er spielt. ‖ Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer ‖ Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leier. ‖ Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf, ‖ Man herrscht, man dient, man liebt, und bauet Flecken auf. ‖ So wirft ein Leiermann, und Gott weiß was für einer! ‖ Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner. ‖ Doch, wars ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr, ‖ Das noch nichts Schönres kennt, kömmt Alles göttlich vor. ‖ Jetzt aber . . wähle selbst, nimm Hassen oder Grauen, ‖ Und sprich, ihr edler Stolz, wird er sich so viel trauen? ‖ Er bessre, wenn er kann, das ungeschliffne Land. ‖ Dem Junker und dem Baur fehlt noch gleich viel Verstand. ‖ Er geh, sind sie es werth, und lehr mit Opertönen, ‖ Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen, ‖ Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig sein. ‖ Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein. ‖ Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen, ‖ Als ihren dummen Baur und Bauerherrn erweichen. ‖ Nicht, weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist, ‖ Des Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt; ‖ Nein, weil jetzt, (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen ‖ Ein ekler Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen. ‖ Erst drängt er durch die Wach sich toll ins Opernhaus, ‖ Urtheilt erbärmlich dann, und strömt in Tadel aus: ‖ Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder; ‖ Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder; ‖ Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da, ‖ Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah; ‖ Bald wird das Traurige zum Heulen wüster Töne, ‖ Bald ist die Sprach des Leids zu ausgekünstelt schöne; ‖ Dem ist das Fröhliche zu scheckernd possenhaft, ‖ Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft; ‖ Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen; ‖ Und manchem scheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen; ‖ Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht gnug geschleift; ‖ Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift. ‖ Wo kömmt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten? ‖ Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und dichten? ‖ Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des andern Feind? ‖ Und fühlt der Künstler nur sie all auf sich vereint? ‖ Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln wissen, ‖ Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel schließen? ‖ Er ists. Nun tadle mich, daß ich die Regeln schmäh, ‖ Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geschwätze seh.

Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke; ‖ Kritiken ohne Zahl, und wenig Meisterstücke, ‖ Seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift, ‖ Und Regeln abstrahirt, und die mit Schlüssen steift. ‖ Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten. ‖ Was braucht der Schüler mehr, des Schweizers Lied zu richten? ‖ Grob, Lohensteinisch, schwer giebt seinen Worten Wucht. ‖ Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes Frucht. ‖ Ja, seine Tyrannei hat leichte Besserungen, ‖ Nach langem Widerstand, ihm endlich abgedrungen. ‖ Und bersten möcht ich oft, wenn tadelndes Geschmeiß, ‖ Das kaum mit Müh und Noth die drei Einheiten weiß, ‖ Den Plaut und Molier zu übersehen glaubet; ‖ Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet, ‖ Und brächt ihm gern damit schimpfvolle Wunden an; ‖ Nur Schade! daß kein Zwerg sie mächtig führen kann. ‖ Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße decken, ‖ Und ein gelehrt Citat macht Zierden selbst zu Flecken. ‖ Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung, ‖ Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung. ‖ Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen ‖ Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen. ‖ Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid, ‖ Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit. ‖ Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne längst erhellet, ‖ Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.

Tonarten, Intervall, Accorde, Dissonanz, ‖ Manieren, Clauseln, Takt, Strich, Conterpunct und Schwanz, ‖ Mit hundert Wörtern mehr, die Tausend nicht verstehn, ‖ Worauf sich Tausend doch pedantisch albern blähn, ‖ Freund, sei so gut, verbräm mein allzudeutsch Gedicht, ‖ Damit man auch von mir als einem Kenner spricht. ‖ Doch nein . . Es möchte mich ein Pfau zu rupfen fassen. ‖ Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken lassen. ‖ Zwar durch Bescheidenheit fliegt man nicht Himmel an; ‖ Dem Mägdchen steht die Scham, und Prahlerei dem Mann. ‖ Die Regeln sind dazu, daß wir nicht dürfen schweigen, ‖ Wenn Meister emsig sind und sich in Thaten zeigen. ‖ Wer hat so müßge Zeit und sitzet mühsam still, ‖ Daß er erst alles lernt, wovon er reden will? ‖ Ein Weiser braucht den Mund zum Richten und am Tische. ‖ Wer schweigt, ist dumm. Drum sind das dümmste Vieh die Fische. ‖ Bei einem Glase Wein kommt manches auf die Bahn; ‖ Da heißt es: rede hier, daß man dich sehen kann. ‖

Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen, ‖ Lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen.

Der Schwätzer hat den Ruhm: dem Meister bleibt die Müh. ‖ Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl ich sie. ‖ Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen? ‖ Man irrt; das hieß die Welt mit Elephanten stützen. ‖ Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu; ‖ Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh. ‖ Der Sperling steigt ihm nach, so weit die Dächer gehen, ‖ Ihm auf der Feuereß, wanns hoch kommt, nachzusehen. ‖ Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß, ‖ Ist, was er ist, durch sich; wird ohne Regeln groß. ‖ Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher. ‖ Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul und Bücher. ‖ Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt. ‖ Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt. ‖ Wer fasset seinen Werth? Er selbst nur kann ihn fassen. ‖ Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen. ‖ Fehlt einst der Mensch in ihm, sind doch die Fehler schön; ‖ Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn. ‖ So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken ‖ Durch Hilf des Sonnenlichts, und anders nicht entdecken. ‖ Nachahmen wird er nicht, weil eines Riesen Schritt, ‖ Sich selbst gelassen, nie in Kindertappen tritt. ‖ Nun saget mir, was dem die knechtische Regel nützet, ‖ Die, wenn sie fest sich stützt, sich auf sein Beispiel stützet? ‖ Vielleicht, daß Feur und Geist durch sie erstickt wird; ‖ Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, sich verirrt. ‖ Wo er schon Vorsicht braucht, verliert er seinen Adel. ‖ Er singet sonder Neid, und darum ohne Tadel.

Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch seltner noch, ‖ Kömmt so ein Geist empor, und wird der Schwächern Joch. ‖ Muß man, wenn man sich schwingt, stets adlermäßig schwingen? ‖ Soll nur die Nachtigall in unsern Wäldern singen? ‖ Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel stehn; ‖ Bei vieler Sonnen Glut würd unsre Welt vergehn. ‖ Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel nützen? ‖ Die Säul war dort zur Zier, und hier ist sie zum Stützen. ‖ Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt; ‖ Wenn er die Töne gleich als seine Finger kennt, ‖ Besäß sein schwerer Geist Eukliden und Cartesen, ‖ Und Eulern könnt er gar, wie ich Talandern lesen; ‖ Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie, ‖ Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh; ‖ Und täuschte nur das Ohr mit künstlichem Geklimper; ‖ Wie nennt Apollo den? Wenns hoch kommt: einen Stümper. ‖ Auch Dichter kenn ich gnug, die nur die Regel macht. ‖ Wer diesem Gott nicht dient, ist ihnen in der Acht. ‖ Wagt sich ihr netter Geist in Molierens Sphäre; ‖ So kömmt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere; ‖ Gesetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll, ‖ Wo man nach Sitt und Recht sich selbst belachen soll. ‖ Was schadt das? Hat er doch die Regeln nie verletzet, ‖ Und gar, o seltner Ruhm, noch neue zugesetzet. ‖ Die Richter preisen ihn, und rufen: seht, da seht! ‖ Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht. ‖ Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpern spreche? ‖ Wer Andrer Schwäche zeigt, verberg erst seine Schwäche. ‖ Doch ja, du lachst nicht nur; du gähnst auch über mich. ‖ Gut, schlafe nur nicht ein! Ich schließ, und frage dich: ‖ Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret, ‖ Bei seiner Armuth lacht, und Reiche lachen lehret, ‖ Der nichts verdrüßlich findt, auf Alles Zucker streut, ‖ Die Freude sich nie kauft, und sich doch täglich freut: ‖ Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen, ‖ Deß Ohr sich nicht empört bei mittelmäßgen Weisen, ‖ Der bei des Hirten Flöt und muntern Dorfschallmein ‖ So freudig kann, als du in Graunens Opern sein?

Dies Glück, Freund, wünsch ich dir! Und willst du dich bedanken, ‖ So wünsch mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erster Gesang.

Was sich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt; ‖ Womit die Schwermuth sich in Probetagen quält; ‖ Wodurch der Aberglaub, in trübe Nacht verhüllet, ‖ Die leichtgetäuschte Welt mit frommen Teufeln füllet; ‖ Das göttlichste Geschenk, das aus des Schöpfers Hand ‖ Den schwachen Menschen krönt, noch über dich, Verstand; ‖ Was du mit Zittern glaubst, und bald aus Stolz verschmähest, ‖ Und bald, wenn du dich fühlst, vom Himmel trotzig flehest; ‖ Was dein neugierig Wie? in fromme Fesseln schließt; ‖ Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitstern ist; ‖ Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüsten, ‖ Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze, grüßten, ‖ Wodurch, dem Himmel treu, allein ein Geist voll Licht ‖ In jene Dunkelheit mit sichern Schritten bricht, ‖ Die nach der grausen Gruft, in unerschaffnen Zeiten, ‖ Auf unsre Seelen harrt, die Mark der Sterblichkeiten: ‖ Dies sei mein rührend Lied!

Dein Feur, Religion, ‖ Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon. ‖ Dich fühl ich, ehrfurchtsvoll, gleich stark, als meine Jugend, ‖ Das thörichte Geweb aus Laster, Fehl und Tugend.

Nach Wahrheit durstiger, als durstig nach der Ehr; ‖ Auf Kluger Beifall stolz, doch auf den meinen mehr, ‖ Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden, ‖ Hab ich den flüchtgen Geist oft an sich selbst gebunden; ‖ Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hilfe schrie, ‖ Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh.

Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen, ‖ Hat mein erstauntes Herz mit Schwermuth übergossen. ‖ Verloren in mir selbst, sah, hört und fühlt ich nicht; ‖ Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht. ‖ Nun zwanzig Jahr gelebt — — und noch mich nicht gesehn! ‖ Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen stehn. ‖ Was ich von mir gedacht, ist falsch, ist lächerlich; ‖ Kaum glaub ich, ich zu sein, so wenig kenn ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Thoren! ‖ Bald hätt ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren. ‖ Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist, ‖ Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als schließt. ‖ Dem Irrthum in dem Schoß träumt er von Lehrgebäuden ‖ Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden. ‖ Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm; ‖ Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigenthum; ‖ Ihm, der stolz von der Höh der aufgethürmten Lügen, ‖ Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.

Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch. Auf Erden. ‖ Bescheide sonder Licht, die Kindern gnügen werden! ‖ Was ist der Mensch? Sein Glück? Die Erd, auf der er irrt? ‖ Erklärt mir, was ihr nennt; dann sagt auch, was er wird, ‖ Wenn schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und fühlet? ‖ Was bleibt von ihm, wenn ihn der Würmer Heer durchwühlet, ‖ Das sich von ihm ernährt, und bald auf ihm verreckt? ‖ Sind Wurm und Mensch alsdann gleich hoffnungslos gestreckt? ‖ Bleibt er im Staube Staub? Wird sich ein neues Leben ‖ Auf einer Allmacht Wink aus seiner Asche heben? ‖ Hier schweigt die Weisheit selbst, den Finger auf den Mund, ‖ Und nur ihr Schüler macht, mehr, als sie lehrt, uns kund. ‖ Die Einfalt hört ihm zu, mit starrverwandten Blicken, ‖ Mit gierig offnem Mund und beifallsreichem Nicken. ‖ Sie glaubt, sie höre Gott; denn sie versteht ihn nichts, ‖ Und was sie halb gemerkt, stützt sie auf ein: er spricht's. ‖ Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblasen, ‖ Hielt für die Wahrheit selbst ein philosophisch Rasen; ‖ Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt, ‖ Ein Königreich sich träumt, und seinen Traum verschenkt; ‖ Die Schiff im Hafen zählt, und alle seine heißet, ‖ Bis ihn ein böser Arzt der Schwärmerei entreißet. ‖ Er wird gesund und arm; erst war er krank und reich; ‖ Elend zuvor und nun — — Wer ist, als ich, ihm gleich? ‖ Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wissen glaubte, ‖ Eh der einsame Tag, Gott, Welt und mich mir raubte?

Durchforschet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum! ‖ Was kommen soll, ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum. ‖ Der gegenwärtge Punkt ist allzukurz zur Freude ‖ Und doch, so kurz er ist, nur allzulang zum Leide.

Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewährten Blick, ‖ Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück. ‖ Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze ‖ Entbundne theure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze! ‖ Wie war mir, als ich frei, in nie empfundner Luft, ‖ Mit ungeübtem Ton, mein Schicksal ausgeruft? ‖ Wo war mein junger Geist? fühlt er die Sonnenstrahlen ‖ Das erste Bild im Aug mit stillem Kitzel malen? ‖ Mein ungelehrtes Schrein, hat mich es auch erschreckt, ‖ Als es zuerst durchs Ohr den krummen Weg entdeckt? ‖ Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte, ‖ Ihr Auge, das mit Lust, doch thränend, nach mir blickte; ‖ Des Vaters fromme Stimm, die Segen auf mich bat, ‖ Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat, ‖ Der sein Bild in mir sah, mit ernsten Liebeszeichen ‖ Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen: ‖ Ward dies von mir erkannt, und was dacht ich dabei? ‖ Fühlt ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb und Scheu? ‖ Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finstern Banden, ‖ Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden. ‖ Die Bildung nach der Form zum menschlichen Geschlecht, ‖ Gab auf

den edlern Theil mir kein untrüglich Recht. ‖ Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden? ‖ Ob kein unselger Fehl im innern Bau zu finden? ‖ Wer sah mein Hirn, ob es gedankenfähig war? ‖ Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebar?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre! ‖ Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre. ‖ Wie mancher Tag verfloß, eh vom geschäftgen Spiel ‖ Ein lächelnd heitrer Blick schief auf die Mutter fiel? ‖ Eh meine Knorpelhand so stark zu sein begonnte, ‖ Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte? ‖ Eh leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich stieß? ‖ Eh ich mich stammelnde nachäffend loben ließ? ‖ Eh meine Wärterin die dunkeln Worte zählte, ‖ Womit den langen Tag die kleine Kehl sich quälte, ‖ Eh auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt, ‖ Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?

Doch endlich sollt ich auch das späte Glück genießen, ‖ Das schlechtre Thiere kaum die ersten Stunden missen, ‖ Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert, ‖ Der unverirrlich sie zum Guten reizt und führt. ‖ Ich hörte, sah und gieng, ich zürnte, weinte, lachte, ‖ Bis Zeit und Ruthe mich zum schlimmern Knaben machte. ‖ Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann, ‖ Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an. ‖ Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müssiggehen; ‖ Ich floh vom Spiel zum Spiel und nirgends blieb ich stehen. ‖ Nach allem sehnt ich mich, und alles wurd ich satt; ‖ Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt. ‖ Zu glücklich, wär mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen, ‖ Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen, ‖ Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand. ‖ Wer kann dem Feind entfliehn, eh er den Feind gekannt? ‖ Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten ‖ Des Lehrers schärferm Blick oft männlich gnug verrathen. ‖ Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut ‖ Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth, ‖ Eh der biegsame Geist die Tugend kennen lernte, ‖ Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte. ‖ Nein, er sich selber nicht, denn in der Seele schlief, ‖ Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff, ‖ Und als er wache ward, und als ich wollte wählen, ‖ War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen. ‖ Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür, ‖ Doch Waffen gegen ihn, die bracht ich nicht mit mir. ‖ Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche, ‖ Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche. ‖ Ein Wüthrich, der es ward, damit ich sei gequält, ‖ Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — — ‖ Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen, ‖ In reiner Glut für euch als unser Glück zu brennen, ‖ Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt, ‖ Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt? ‖ Ich fühl es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet, ‖ Sich dieser Bande schämt, sich eurer werth nur achtet, ‖ Daß, wenn von später Reu mein Aug in Thränen fließt, ‖ Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist. ‖ Du bist mir Trost und Pein und an der Tugend Stelle, ‖ Beweinenswerther Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle! ‖ Du, nur du bist in mir das einzge reiner Art, ‖ Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward. ‖ Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen, ‖ Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen? ‖ Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen, ganz die Huld! ‖ Und richtet Zwang als Wahl, und Ohnmacht gleich der Schuld? ‖ Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen, ‖ Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen. ‖ O Mensch, elend Geschöpf! Mensch, Vorwurf seiner Wuth! ‖ Und doch sind, was er schuf, du und die Welt sind gut.

So kenn ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer, ‖ Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer. ‖ Umsonst erhebt ihr mir des Willens freie Kraft! ‖ Ich will, ich will.. Und doch bin ich nicht tugendhaft. ‖ Umsonst erhebt ihr mir des Urtheils streng Entscheiden. ‖ Die Laster kenn ich all, doch kann ich alle meiden? ‖ Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt, ‖ Und Schlüsse haben nie das Bös in uns zerstört. ‖ Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet, ‖ Und kühn zur Sonne steigt.. Weg, den kein Adler kennet! ‖ Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt; ‖ Der sie, zur Flucht bereit, in ewge Kreise schmiegt; ‖ Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen, ‖ Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen, ‖ Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht, ‖ Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht; ‖ Er, und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen, ‖ Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen, ‖ Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt, ‖ Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt, ‖ Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden, ‖ Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden, ‖ Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt, ‖ Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt; ‖ Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen, ‖ Sie, die sich besser nicht, als Mensch und Affe gleichen, ‖ Sind sich nur allzugleich, stiehlt, troz dem äußern Schein, ‖ In beider Herzen Grund ein kühner Blick sich ein. ‖ In beiden steht der Thron des Uebels aufgethürmet, ‖ Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet, ‖ Nur daß, frei ohne Scham, das Laster hier regieret, ‖ Und dort sich dann und wann mit schönen Masken zieret.

Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem stillen Zimmer, ‖ Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer; ‖ Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blitzt, ‖ An welchen es nicht mehr, als ungegraben nützt; ‖ Wo mir kein sammtner Stuhl die goldnen Arme breitet, ‖ Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet; ‖ Wo an des Hausraths statt, was finstern Gram besiegt, ‖ Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt; ‖ Hier, Herz, entwickle treu die tiefsten deiner Falten, ‖ Wo Laster schlau versteckt, bei hunderten sich halten; ‖ Hier rede frei mit mir, so wie zum Freund ein Freund, ‖ Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint, ‖ Kein fremder Zeuge horcht, geschickt, dich roth zu machen, ‖ Kein seichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen. ‖ Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein. ‖ Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge sein!

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten, ‖ Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten, ‖ Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last, ‖ Welch Bild hab ich nicht schnell und gierig aufgefaßt? ‖ Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte, ‖ Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr, als nährte. ‖ Der Sprachen schwer Gewirr; das Bild vergangner Welt, ‖ Zum sichern Unterricht der Nachwelt aufgestellt; ‖ Der Alterthümer Schutt, wo in verlassnen Trümmern, ‖ Des Kenners Augen noch Geschmack und Schönheit schimmern; ‖ Der Junge Zauberkunst, die den achtsamen Geist, ‖ Wie leuchte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgsam reißt; ‖ Und sie, noch meine Lust, und noch mein still Bemühn, ‖ Für deren Blicke scheu unwürdge Sorgen fliehn, ‖ Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab, ‖ Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab:.. ‖ Die sinds, worin ich mich fern von mir selbst verirrte, ‖ Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe. ‖ Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort, ‖ Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort. ‖ Gern wär er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen, ‖ Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen, ‖ Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löschen weiß: ‖ Doch Zeit zum Uebelthun versagte mir mein Fleiß. ‖ So schien ich, in der Still um Todte nur bemüht, ‖ Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre sieht.

Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren nährt, ‖ Mit Lob, das reich an Pest, aus giftgen Schmeichlern fährt, ‖ Die Ruh für Titel gibt, und Lust für Ordensbänder, ‖ Der flüchtgen Königsgunst vergebne Unterpfänder, ‖ Die groß wird sich zur Last, und wahres Glücke scheuet, ‖ Weil dies sich ungeputzt in stillen Thälern freuet, ‖ Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab, ‖ Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab; ‖ Die Ruhmsucht.. hab ich sie nicht oft mit spöttscher Miene, ‖ Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene, ‖ Mit Gründen, frisch durch Salz, für Raserei erklärt, ‖ Und unter andrer Tracht sie in mir selbst ernährt? ‖ Mein Lied, das wider sie aus kühnem Mund ertönte, ‖ Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte, ‖ Das, bei der Lampe reif, die Ruh des Weisen sang, ‖ Von reicher Dürftigkeit, von selger Still erklang, ‖ Mein Lied, wanns ohngefähr ein Kreis Bekannter hörte, ‖ Und es der Kenner schalt, und es die Dummheit ehrte, ‖ Wie ward mir? Welches Feur? Was fühlt und fühlt ich nicht? ‖ Was malte den Verdruß im rothen Angesicht? ‖ O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte, ‖ Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte. ‖ Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt ‖ Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt; ‖ Ich zürn.. zum mindesten, weil unversorgte Jugend ‖ Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend? ‖ Nein.. weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt, ‖ Daß ich.. Wer schätzt die Müh?.. die Reime schön erjagt. ‖ Renn sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu erwischen! ‖ Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!

Ihr Laster, stellet euch! Aus eurem wilden Heere, ‖ Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Uebels Ehre, ‖ Such ich die schrecklichsten! Euch such ich, Geiz und Neid, ‖ Die ihr flieht Wärm und Luft, des Alters Seele seid! ‖ Doch Jüngling, Blüth und Feur, das deine Wangen hitzet, ‖ Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzet. ‖ Er wächst und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt, ‖ Und der unselge Grund zu zeitger Reifung ist. ‖ Bav kleidet sich in Gold und trägt an Edelsteinen ‖ Auf seiner dürren Hand den Werth von Meiereien; ‖ Sein trotzig Dienerheer bläht sich am hintern Rad ‖ Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat. ‖ Wer geht vor ihm vorbei, und bückt sich nicht zur Erde? ‖ Er dankt, und lernt die Art von seinem stolzen Pferde; ‖ Es schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick, ‖ Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück. ‖ Sein Reichthum giebt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten, ‖ Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wol gelitten. ‖ Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein. ‖ Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, sein. ‖ Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget, ‖ Hat er drum mindre Wuth, wann er nach Tigern jaget? ‖ Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach! ‖ Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach? ‖ Sinnreich, zur eignen Fall, die Laster zu verkleiden, ‖ Betrogne Sterbliche, Nacheifern ist beneiden, ‖ Nimmt mich, ans Pult geheftt, der ewige Gesang, ‖ Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang.. ‖ In Himmel.. frommer Wahn!.. Gott.. Geister.. ewig Leben.. ‖ Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben!.. ‖ Nimmt mich dies neue Lied .. zu schön, um wahr zu sein, ‖ Erschüttert nicht belehrt, mit heilgem Schauer ein: ‖ Was wünscht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre, ‖ Und lächerlich erhitzt?.. Wann ich der Dichter wäre! ‖ Umsonst lacht die Vernunft, und spricht zum Wunsche: Thor! ‖ Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor. ‖ Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten, ‖ Auch Weisen unbemerkt und unbemerkt gelitten. ‖ Was hilfts, daß er in mir bei Unfall sich nicht freut, ‖ Die Ruh der Welt nicht stört?.. Ist er drum minder Neid? ‖ Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das Laster, ‖ Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter. ‖ Auch dich, o Geiz!.

Doch wie? was stößt den finstern Blick, ‖ Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück? ‖ Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen, ‖ Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen. ‖ Des Uebels schwächsten Theil zog ich ans scheue Licht. ‖ Verwöhnter Weichling! Wie? mit stärkern wag ichs nicht? ‖ Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets tiefer wühlet, ‖ Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntniß, fühlet, ‖ Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur verstecket, ‖ Zieh Unsinn an das Licht!.. Nichts hab ich mehr entdecket, ‖ Wenn ich auch eins vor eins, die Mustrung gehen lasse, ‖ Als daß ich sündige, und doch die Sünde hasse.

Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Moder groß, ‖ Spricht: dein Loos, Sterblicher, ist nicht der Menschheit Loos! ‖ Das kleine Griechenland stolzirt mit sieben Weisen, ‖ Und sahe Scythen selbst nach ihrer Tugend reisen.

Vergebens Alterthum' die Zeit vergöttert nicht! ‖ Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht! ‖ Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden; ‖ Und selbst vom Sokrates ist Thorheit gnug zu melden. ‖ Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand, ‖ In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand, ‖ Bis dahin schick den Blick, die Wahrheit auszuspähen! ‖ Was ich in mir gesehn, wirst du in ihnen sehen. ‖ Großmuth ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut; ‖ Treu sein ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wuth; ‖ Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden; ‖ Und Fertigkeit zum Tod, Lust, seine Pein zu enden; ‖ Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thorheit Zug; ‖ Und seine Redlichkeit der sicherste Betrug!

Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter, ‖ O Herz, schwarz, wie der Mohr, und fleckig, wie der Panther! ‖ Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog, ‖ Und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog! ‖ Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben' ‖ Lästrung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben 2c.

Poetische Anmerkungen zu den poetischen Einwürfen eines Freundes.

(Er [der Humanist] rede vom Thale, vom Plato und Homer, ‖ Vom Pindar und Euklid und noch von andern mehr.)

Was? Pindar und Euklid? Ein allerliebstes Paar! ‖ *Das auch vom Fachmann nie so fein gewählet war.* ‖ (Er zähle Stunden lang die denkenden Lateiner, ‖ Er schätze ihre Kunst, und es entfall ihm keiner, ‖ Ein Numa, Cicero, Virgil, Horaz, Catull, ‖ Ein Plautus, Livius, Ovid, Terenz, Tibull.) ‖ *Nun? die Verfasser, Freund, die die zwölf Tafeln schrieben,* ‖ *Die haben auch gedacht, wo sind denn die geblieben?* ‖ (Genug, die Wissenschaft stell ich mir in Gedanken ‖ In diesem Bilde vor. Gott gab dem ersten Mann ‖ Ein großes Stücke Erz, der sah es gierig an, ‖ Und fand viel Artiges; er gab es seinem Erben, ‖ Und der entdeckt schon mehr.)

Ein großes Stücke Erz soll unser Wissen sein? ‖ *Ein reiches Gleichniß! Ei! So eines nimmt mich ein!* ‖ *Kann ein Gelehrter nun noch über Armuth klagen?* ‖ *Er darf sein Stücke Erz nur in die Münze tragen.* ‖ (Wir Neuern haben denn Kraft, gleich der Alten Kräften, ‖ Und im Gehirne noch Saft, gleich der Alten Säften.)

Was, im Gehirne Saft? Dafür bedank ich mich. ‖ *Die Weisheit, die der zeugt, ist allzu jämmerlich.* ‖ (Ein Zufall lehrete die Alten das Erfinden: ‖ Allein beweisen sie das allemal mit Gründen?)

Allein, wir Neuern, wir erfinden nur durch schließen, ‖ *Das wird dein Landsmann wol, der Dresdner Tycho, wissen.* ‖ (Und da sich jene Welt hiermit [mit Mährchen] betrügen ließ, ‖ War sie so klug, wie wir, die Welt, die gülden hieß?)

Die alte hieß nur das, was unsre neue ist, ‖ *Wo man Verdienst und Kunst aus reichen Kleidern schließt.* ‖ (Und wer, wie du selbst sprichst, kennt wol nicht Maupertuis ‖ Und Newton, und zugleich der beiden Ruhm und Müh?)

Dank sei dem lieben Reim, daß er beim Newton stehet, ‖ *Und in den letzten Fuß nicht unser Euler gehet!* ‖ *Doch Newton hat den Ruhm, und Maupertuis die Müh.* ‖ *Freund, du hast doch wol recht, in so weit passen sie.* ‖ (Wo zeigt uns jene Welt dergleichen Werkzeug an, ‖ Als uns Tschirnhausens Fleiß zum Wunder zeigen kann?)

Du kennst der Alten Werth und schätzest ihren Ruhm, ‖ *Und kennst den Archimed nicht aus dem Alterthum?* ‖ (— — — — — Die Dichtkunst kränkest du; ‖ Gestehst der alten Welt vor uns den Vorzug zu; ‖ Allein, geliebter Freund, ist Glover kein Poete? ‖ Reizt dich nicht Hagedorn, klingt dir nicht Hallers Flöte?)

Wem danken diese denn ihr göttlich Lied? den Alten; ‖ *Drum ihnen gleich zu sein, muß mans mit jenen halten.* ‖ (Was wars, das des Homers und Maros Lied erhob? ‖ Was schuf Anakreons, Ovids und Flaccus Lob? ‖ Ein abergläubisch Lied vermischt mit tollen Lügen, ‖ Die Nachwelt durch den Held geschicklich zu betrügen. ‖ Ein Lied voll Schmeichelei, ein Lied voll geiler Brunst, ‖ Ein Lied voll Thorheit und von sehr gemeiner Kunst.)

O, unsre Dichter sind wol alle keusche Seelen, ‖ *Die nur das hohe Lied zu ihrem Muster wählen.* ‖ (So schrieb das meiste Volk der Dichter jener Zeiten, ‖ Freund, ihre Lieder sind gelehrte Kleinigkeiten.)

Doch unsre Lieder sind voll Wissenschaft und Stärke, ‖ *Durch uns zeigt sich ein Gott der Weisheit Wunderwerke!* ‖ (Mein Freund, laß unsrer Zeit auch ihr Recht widerfahren, ‖ Denn die Erkenntniß wächst, wie Mägdchen, mit den Jahren. ‖ Allein wird man am Erz nichts mehr Verstecktes sehn? ‖ Und hört das Finden auf, was wird alsdann geschehn?)

Dann wird, vermuthe ich, der jüngste Tag wol kommen, ‖ *Dafür behüte Gott in Gnaden alle Frommen!*

Gedichte,

nach Lessings Tode aufgefunden.

Auf Rabeners Tod,

als nach welchem erst seine übrigen Schriften an das Licht kommen sollten.

Der Steuerrath tritt ab, dem Satyr Platz zu machen;
Es weine, wer da will; ich spitze mich auf Lachen.

Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Wittenbergischen Theologen.

Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre, ‖ Wir sollten ihn nicht schelten? ‖ Den Papst, den Papst gelobt? Wenns noch der Teufel wäre, ‖ So ließen wir es gelten.

Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Unter das Bildniß des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht? ‖ Die hohe Miene spricht ‖ Dem Denkenden. Der Denkende allein ‖ Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein.

Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

Nutzen eines fernen Garten.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht seh!

Der Blinde.

Niemanden kann ich sehn, auch mich sieht niemand an:
Wie viele Blinde seh ich, armer blinder Mann!

Auf ein Carussel.

Freund, gestern war ich — wo? — Wo alle Menschen waren. ‖ Da sah ich für mein baares Geld ‖ So manchen Prinz, so manchen Held, ‖ Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaaren. ‖ Da sah ich manche flinke Speere, ‖ Auf mancher zugerittnen Mähre, ‖ Durch eben nicht den kleinsten Ring, ‖ Der unter tausend Sonnen hieng, ‖ (O Schade, daß es Lampen waren!) ‖ Oft, sag ich, durch den Ring, ‖ Und öfter noch darneben fahren. ‖ Da sah ich — ach was sah ich nicht! — ‖ Da sah ich, daß beim Licht ‖ Krystalle, Diamanten waren; ‖ Da sah ich, ach du glaubst es nicht, ‖ Wie viele Wunder ich gesehen! ‖ Was war nicht prächtig, groß und königlich? ‖ Kurz, dir die Wahrheit zu gestehen, ‖ Mein halber Thaler dauert mich.

Der Arme.

Sollt einen Armen wol des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir? ‖ Zuerst Wein oder Bier? ‖ Gevatter, sagte Hinz, Gevatter folge mir, ‖ Erst Wein, und dann — kein Bier.

Auf einen Sechzigjährigen.

Wer sechzig Jahr gelebt, und noch ‖ Des Lebens sich nicht kann begeben, ‖ Dem wünsch ich — wünscht ers selber doch — ‖ Bis zu der Kinder Spott zu leben.

An den Dümm.

Wie, Eselsohren, Dümm, hätt ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

Warum ich wieder Epigramme mache. 1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele, ‖ Ich armer Willebald, ‖ Das macht, wie ich an mehrerm fühle, ‖ Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.

1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateinischen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian ‖ Die Katzen so besonders leiden kann? ‖ Das läßt sich leicht ermessen! ‖ Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Grabschrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte, ‖ Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte. ‖ Der liebe Gott verzeih aus Gnade ‖ Ihm seine Henriade ‖ Und seine Trauerspiele, ‖ Und seiner Verschen viele: ‖ Denn was er sonst ans Licht gebracht, ‖ Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken? ‖ Vom gestrigen Rausche? Das spricht ‖ Ein — — Fasse dich, schimpfe nur nicht! ‖ Ich weiß wol, du hast bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobspruch des schönen Geschlechts. 1747.

Wir Männer stecken voller Mängel; ‖ Es leugne, wer es will! ‖ Die Weiber gegen uns sind Engel. ‖ Nur taugen, wie ein Kenner will, ‖ Drei kleine Stück — und die sind zu errathen — ‖ An diesen Engeln nicht gar viel: ‖ Gedanken, Wort und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen, spielte.

1.

Vorstellen und auch sein ‖ Kann Ferdinand allein.

2.

Stax spricht: Er spielt ihn schlecht! ‖ Auch das wär Recht; ‖ Denn seine eignen Rollen ‖ Muß man nicht spielen wollen.

3.

Mit Gunst! ‖ Als Eckhof so den Agamemnon spielte, ‖ Das, das war Kunst. ‖ Daß aber Ferdinand sich selber spielte, ‖ Hm! was für Kunst!

In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur ‖ Sei, auf der Bühne Eines nur; ‖ Wenn Kunst sich in Natur verwandelt, ‖ Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist, ‖ Mein frommer Christ, ‖ Dies Büchelein, ‖ Wo bald kann sein ‖ Dein Leichenstein ‖ Ein Kreuzelein!

Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt ich, ‖ Heute leid ich: ‖ Morgen sterb ich. ‖ Dennoch denk ich ‖ Heut und morgen ‖ Gern an gestern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Rosenwange, ‖ Du mit den blauen Augen da! ‖ Dich mein ich! — wird dir noch nicht bange? ‖ Gesteh nur, was ich fühlt und sah!

Du schweigst, doch deine Rosenwange ‖ Glüht schuldig, röther als vorhin, ‖ O Diebin mit der Rosenwange! ‖ Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

Phillis. 1746.

Wenn der finstre Damon spricht, ‖ Amor sei ein Ungeheuer, ‖ Seine Glut ein höllisch Feuer! ‖ O so fürcht ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirsis an, ‖ Amor sei ein Kind zum Küssen, ‖ Schalkhaft, schmeichelnd und beflissen. ‖ O, wie fürcht ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret Brüder meine Schöne! ‖ Ehrt die gallische Helene! ‖ Bacchus selber ehret sie. ‖ Jüngst an ihrer stolzen Rechte, ‖ Als er mit uns beiden zechte, ‖ Ward er, denn sie schenkt ihm ein, ‖ Voller noch von Lieb, als Wein.

An Amor.

Amor, soll mich dein Besuch ‖ Einst erfreuen — — ‖ O so lege dein Gefieder ‖ Und die ganze Gottheit nieder. ‖ Diese möchte mich erschrecken, ‖ Jenes möchte Furcht erwecken, ‖ Furcht, nach flatterhaften Küssen, ‖ Meine Phillis einzubüßen. ‖ Komm auch ohne Pfeil und Bogen! ‖ Ohne Fackel angezogen . . . ‖ Stelle dich, mir lieb zu sein, ‖ Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle. Streitbare Männer
Chor der Alten. Waren wir!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Männer. Sind wir!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Jünglinge. Werden wir.
Alle. Streitbare Männer
Chor der Alten. Waren wir!
Chöre der Männer und Jünglinge. Waret ihr!
Chor der Alten. Das leugne, wer darf!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Männer. Sind wir!
Chor der Alten und Jünglinge. Seid ihr!
Chor der Männer. Versuch uns, wer darf!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Jünglinge. Werden wir!
Chöre der Alten und Männer. Werdet ihr!
Chor der Jünglinge. Noch tapfrer, als ihr!

Der Schlaf.

Schlaf! du verdienst, daß man dich lobt! | Wenn Furcht und Sorg und Kummer tobt, | Und unsern Geist die Wehmuth füllet, | so wird ihr Sturm durch dich gestillet. | Du bringst bei stiller Dunkelheit | Den müden Leib zur Munterkeit: | Wenn man, nachdem man gnung geschwitzet, | Die Kräfte mühsam abgenützet, | Die Schwachheit in den Gliedern merket. | Doch lob ich dich deswegen nicht — | Weil auch der Wein die Sorgen bricht: | Weil auch der Wein die Müden stärket.

Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen. | Ich habe nicht stets Lust zu schreiben. | Ich habe nicht stets Lust zu denken; | Kurz um, nicht immer zu studieren.

Doch hab ich allzeit Lust zu scherzen. | Doch hab ich allzeit Lust zu lieben. | Doch hab ich allzeit Lust zu trinken; | Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mirs, ihr sauern Alten? | Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen; | Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren; | Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr thut, ist des Alters Folge. | Was ich thu, will die Jugend haben. | Ich gönn euch eure Lust von Herzen. | Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Der Tabak.

Dich, Tabak, lobt der Medicus, | Weil uns dein fleißiger Genuß | An Zahn und Augen wohl kuriret, | Und Schleim und Kolster von uns führet.

Dich lobet der Philosophus, | Wenn er scharf meditiren muß, | Weil er, so lang er dich genießet, | Des Geistes Flatterkeit vermisset.

Dich lobet der Theologus, | Durch einen homiletschen Schluß, | Wenn er, in deinem Rauch entzücket, | Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob an dir als ein Jurist, | Was rechtens an dir löblich ist, | Daß, wenigstens wie mir es dünket, | Man mehr und öftrer bei dir trinket.

Der neue Welt-Bau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh, | er macht auch zum Astronomo. | Ihr kennt doch wol den großen Geist, | Nach dem der wahre Welt-Bau heißt? | Von diesem hab ich einst gelesen, | daß er beim Weine gleich gewesen, | Als er der Sonne Stillestand, | Die alte neue Wahrheit fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh, | Er macht auch zum Astronomo. | Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört, | Was mich der Wein, der Wein gelehrt! | So kann der Wein den Witz verstärken! | Wir laufen selbst, ohn es zu merken, | Von Osten täglich gegen West! | Die Sonne ruht. Die Welt steht fest!

An den Herrn von Kleist.

Zu früh wär es, viel zu früh, wenn schon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich-saumseligen Klotho vorgriff.

Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste hinaussieht; in künftige Tage, leer an Freundschaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unsterblichkeit:

Nicht du, der du so manchen noch froh und glücklich zu machen wünschest! — Schon solche Wünsche sind nicht die kleinsten edler Thaten! —

Nicht du, den die vertrauliche Muse ins Stille winket! — Wie zürnet sie auf mich, die Eifersüchtige, daß ich die waffenlosen Stunden deiner Erholung mit ihr theile!

Dir zu gefallen hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt sie dich mit neuen Bestechungen. Sieh! In ihrer Rechte blitzt das tragische Zepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? Welche Bezauberung? — Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler! — sein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! — So gern! Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden und den Helden zum Weisen!

Wie still ist die fromme Versammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge. —

Weinet, ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen! — Aber nun rauschet der Vorhang herab. Klatschendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleist!

Und dann erst, o Kleist, wann dich auch diese Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern sichtbar, durchflochten, wann beide deinen Scheitel beschatten — — wenn die liebsten deiner Freunde nicht mehr sind — —

Ich weiß es, keiner von ihnen wird dich gern überleben — — Wenn dein Gleim nicht mehr ist — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Busen des spröden Mädchens, das mit seinem Liede zu Winkel eilt.

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger, die Lust nach Regeln zu wissen, als sie zu schmecken — —

Wenn unser lächelnder Ramler sich todt kritisirt — wenn der harmonische Krause nun nicht mehr, weder die Zwiste der Töne, noch des Eigennutzes schlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich, deiner Freunde spätester, | der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden, als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — —

Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit uns allen geschehe! Dann stirbst du; aber eines edlern Todes; für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenseit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel, und da floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her.

So stürzte der entsäulte Palast über dich, Simson, ein schreckliches Monument von Ruinen und zerschmetterten Feinden, zusammen. So ward dein Tod der herrlichste deiner Siege!

An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße — —

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt, und beide in verschiedenen Jahrhunderten, oder verrneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. —

Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Wittenbergischen Theologen.

Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre, ‖ Wir sollten ihn nicht schelten? ‖ Den Papst, den Papst gelobt? Wenns noch der Teufel wäre, ‖ So ließen wir es gelten.

Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Unter das Bildniß des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht? ‖ Die hohe Miene spricht ‖ Dem Denkenden. Der Denkende allein ‖ Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein.

Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! — Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

Nutzen eines fernen Garten.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht seh!

Der Blinde.

Niemanden kann ich sehn, auch mich sieht niemand an:
Wie viele Blinde seh ich, armer blinder Mann!

Auf ein Carussel.

Freund, gestern war ich — wo? — Wo alle Menschen waren. ‖ Da sah ich für mein baares Geld ‖ So manchen Prinz, so manchen Held, ‖ Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaaren. ‖ Da sah ich manche flinke Speere, ‖ Auf mancher zugerittnen Mähre, ‖ Durch eben nicht den kleinsten Ring, ‖ Der unter tausend Sonnen hieng, ‖ (O Schade, daß es Lampen waren!) ‖ Oft, sag ich, durch den Ring, ‖ Und öfter noch darneben fahren. ‖ Da sah ich — ach was sah ich nicht! — ‖ Da sah ich, daß beim Licht ‖ Krystalle, Diamanten waren; ‖ Da sah ich, ach du glaubst es nicht, ‖ Wie viele Wunder ich gesehen! ‖ Was war nicht prächtig, groß und königlich? ‖ Kurz, dir die Wahrheit zu gestehen, ‖ Mein halber Thaler dauert mich.

Der Arme.

Sollt einen Armen wol des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir? ‖ Zuerst Wein oder Bier? ‖ Gevatter, sagte Hinz, Gevatter folge mir, ‖ Erst Wein, und dann — kein Bier.

Auf einen Sechzigjährigen.

Wer sechzig Jahr gelebt, und noch ‖ Des Lebens sich nicht kann begeben, ‖ Dem wünsch ich — wünscht ers selber doch — ‖ Bis zu der Kinder Spott zu leben.

An den Dümm.

Wie, Eselsohren, Dümm, hätt ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

Warum ich wieder Epigramme mache. 1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele, ‖ Ich armer Willebald, ‖ Das macht, wie ich an mehrerm fühle, ‖ Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,
in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.
1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.
Nach dem Lateinischen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian ‖ Die Katzen so besonders leiden kann? ‖ Das läßt sich leicht ermessen! ‖ Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Grabschrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte, ‖ Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte. ‖ Der liebe Gott verzeih aus Gnade ‖ Ihm seine Henriade ‖ Und seine Trauerspiele, ‖ Und seiner Verschen viele: ‖ Denn was er sonst ans Licht gebracht, ‖ Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken? ‖ Vom gestrigen Rausche? Das spricht ‖ Ein — — Fasse dich, schimpfe nur nicht! ‖ Ich weiß wol, du hast bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobspruch des schönen Geschlechts. 1747.

Wir Männer stecken voller Mängel; ‖ Es leugne, wer es will! ‖ Die Weiber gegen uns sind Engel. ‖ Nur taugen, wie ein Kenner will, ‖ Drei kleine Stück — und die sind zu errathen — ‖ An diesen Engeln nicht gar viel: ‖ Gedanken, Wort und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen, spielte.

1.

Vorstellen und auch sein ‖ Kann Ferdinand allein.

2.

Stax spricht: Er spielt ihn schlecht! ‖ Auch das wär Recht; ‖ Denn seine eignen Rollen ‖ Muß man nicht spielen wollen.

3.

Mit Gunst! ‖ Als Eckhof so den Agamemnon spielte, ‖ Das, das war Kunst. ‖ Daß aber Ferdinand sich selber spielte, ‖ Hm! was für Kunst!

In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur ‖ Sei, auf der Bühne Eines nur; ‖ Wenn Kunst sich in Natur verwandelt, ‖ Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist, ‖ Mein frommer Christ, ‖ Dies Büchelein, ‖ Wo bald kann sein ‖ Dein Leichenstein ‖ Ein Kreuzelein!

Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt ich, ‖ Heute leid ich: ‖ Morgen sterb ich. ‖ Dennoch denk ich ‖ Heut und morgen ‖ Gern an gestern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Rosenwange, ‖ Du mit den blauen Augen da! ‖ Dich mein ich! — wird dir noch nicht bange? ‖ Gesteh nur, was ich fühlt und sah!

Du schweigst, doch deine Rosenwange ‖ Glüht schuldig, röther als vorhin, ‖ O Diebin mit der Rosenwange! ‖ Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

Phillis. 1746.

Wenn der finstre Damon spricht, ‖ Amor sei ein Ungeheuer, ‖ Seine Glut ein höllisch Feuer! ‖ O so fürcht ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirsis an, ‖ Amor sei ein Kind zum Küssen, ‖ Schalkhaft, schmeichelnd und beflissen. ‖ O, wie fürcht ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret Brüder meine Schöne! ‖ Ehrt die gallische Helene! ‖ Bacchus selber ehret sie. ‖ Jüngst an ihrer stolzen Rechte, ‖ Als er mit uns beiden zechte, ‖ Ward er, denn sie schenkt ihm ein, ‖ Voller noch von Lieb, als Wein.

An Amor.

Amor, soll mich dein Besuch ‖ Einst erfreuen — — ‖ O so lege dein Gefieder ‖ Und die ganze Gottheit nieder. ‖ Diese möchte mich erschrecken, ‖ Jenes möchte Furcht erwecken, ‖ Furcht, nach flatterhaften Küssen, ‖ Meine Phillis einzubüßen. ‖ Komm auch ohne Pfeil und Bogen! ‖ Ohne Fackel angezogen . . . ‖ Stelle dich, mir lieb zu sein, ‖ Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle. Streitbare Männer
Chor der Alten. Waren wir!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Männer. Sind wir!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Jünglinge. Werden wir.
Alle. Streitbare Männer
Chor der Alten. Waren wir!
Chöre der Männer und Jünglinge. Waret ihr!
Chor der Alten. Das leugne, wer darf!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Männer. Sind wir!
Chor der Alten und Jünglinge. Seid ihr!
Chor der Männer. Versuch uns, wer darf!
Alle. Streitbare Männer
Chor der Jünglinge. Werden wir!
Chöre der Alten und Männer. Werdet ihr!
Chor der Jünglinge. Noch tapfrer, als ihr!

Der Schlaf.

Schlaf! du verdienst, daß man dich lobt! | Wenn Furcht und Sorg und Kummer tobt, | Und unsern Geist die Wehmuth füllet, | so wird ihr Sturm durch dich gestillet. | Du bringst bei stiller Dunkelheit | Den müden Leib zur Munterkeit: | Wenn man, nachdem man gnung geschwitzet, | Die Kräfte mühsam abgenützet, | Die Schwachheit in den Gliedern merket. | Doch lob ich dich deswegen nicht — | Weil auch der Wein die Sorgen bricht: | Weil auch der Wein die Müden stärket.

Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen. | Ich habe nicht stets Lust zu schreiben. | Ich habe nicht stets Lust zu denken; | Kurz um, nicht immer zu studieren.

Doch hab ich allzeit Lust zu scherzen. | Doch hab ich allzeit Lust zu lieben. | Doch hab ich allzeit Lust zu trinken; | Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mirs, ihr sauern Alten? | Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen; | Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren; | Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr thut, ist des Alters Folge. | Was ich thu, will die Jugend haben. | Ich gönn euch eure Lust von Herzen. | Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Der Tabak.

Dich, Tabak, lobt der Medicus, | Weil uns dein fleißiger Genuß | An Zahn und Augen wohl kuriret, | Und Schleim und Kolster von uns führet.

Dich lobet der Philosophus, | Wenn er scharf meditiren muß, | Weil er, so lang er dich genießet, | Des Geistes Flatterkeit vermisset.

Dich lobet der Theologus, | Durch einen homiletschen Schluß, | Wenn er, in deinem Rauch entzücket, | Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob an dir als ein Jurist, | Was rechtens an dir löblich ist, | Daß, wenigstens wie mir es dünket, | Man mehr und öftrer bei dir trinket.

Der neue Welt-Bau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh, | er macht auch zum Astronomo. | Ihr kennt doch wol den großen Geist, | Nach dem der wahre Welt-Bau heißt? | Von diesem hab ich einst gelesen, | daß er beim Weine gleich gewesen, | Als er der Sonne Stillestand, | Die alte neue Wahrheit fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh, | Er macht auch zum Astronomo. | Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört, | Was mich der Wein, der Wein gelehrt! | So kann der Wein den Witz verstärken! | Wir laufen selbst, ohn es zu merken, | Von Osten täglich gegen West! | Die Sonne ruht. Die Welt steht fest!

An den Herrn von Kleist.

Zu früh wär es, viel zu früh, wenn schon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich-saumseligen Klotho vorgriff.

Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste hinaussieht; in künftige Tage, leer an Freundschaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unsterblichkeit:

Nicht du, der du so manchen noch froh und glücklich zu machen wünschest! — Schon solche Wünsche sind nicht die kleinsten edler Thaten! —

Nicht du, den die vertrauliche Muse ins Stille winket! — Wie zürnet sie auf mich, die Eifersüchtige, daß ich die waffenlosen Stunden deiner Erholung mit ihr theile!

Dir zu gefallen hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt sie dich mit neuen Bestechungen. Sieh! In ihrer Rechte blitzt das tragische Zepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? Welche Bezauberung? — Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler! — sein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! — So gern! Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden und den Helden zum Weisen!

Wie still ist die fromme Versammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge. —

Weinet, ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen! — Aber nun rauschet der Vorhang herab. Klatschendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleist!

Und dann erst, o Kleist, wann dich auch diese Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern sichtbar, durchflochten, wann beide deinen Scheitel beschatten — — wenn die liebsten deiner Freunde nicht mehr sind — —

Ich weiß es, keiner von ihnen wird dich gern überleben — — Wenn dein Gleim nicht mehr ist — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Busen des spröden Mädchens, das mit seinem Liede zu Winkel eilt.

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger, die Lust nach Regeln zu wissen, als sie zu schmecken — —

Wenn unser lächelnder Ramler sich todt kritisirt — wenn der harmonische Krause nun nicht mehr, weder die Zwiste der Töne, noch des Eigennutzes schlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich, deiner Freunde spätester, | der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden, als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — —

Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit uns allen geschehe! Dann stirbst du; aber eines edlern Todes; für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenseit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel, und da floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her.

So stürzte der entsäulte Palast über dich, Simson, ein schreckliches Monument von Ruinen und zerschmetterten Feinden, zusammen. So ward dein Tod der herrlichste deiner Siege!

An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße — —

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt, und beide in verschiedenen Jahrhunderten, oder verneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. —

Ein Mährchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wenn wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln! Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir!

Orpheus.

Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle herab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sei singend herab gestiegen. Ich zweifle im geringsten nicht daran; denn so lange er Wittwer war, konnte er wol vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach; und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, sie wären ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wol noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten, ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab.

An Mäcen.

Du, durch den einst Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten, kein Leben gewesen wäre; du, der du jetzt durch den Horaz lebst; denn ohne Ruhm in dem Gedächtnisse der Nachwelt leben, ist schlimmer, als ihr gar unbekannt zu sein;

Du, o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, den die Reichen und Mächtigen an sich reißen und die hungrigen Scribenten verschenken; aber hast du uns auch von dir etwas mehr, als den Namen gelassen?

Wer ists in unsern eisern Tagen, hier in einem Lande, deren Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Menschenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich hege?

Wie habe ich mich nicht nach einem nur schwachen Abdrucke von dir umgesehn? Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehn! Was für scharfsichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über die Aftercopien ein bittres Lachen ausschütten.

Dort der Regent ernährt eine Menge schöner Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räthen. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu sein!

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen; und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden.

Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünk' er sich nicht! Er kann mir keine so starken Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte, Niederträchtigkeiten darum zu begehen.

Corner der Wollüstling hat sich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für seines gleichen. Er sucht meine Gesellschaft. Ich könnte täglich bei ihm schmausen, mich mit ihm umsonst betrinken, und umsonst auch die theuerste Dirne umfangen; wenn ich nur mein Leben nicht achtete, und ihn als einen zweiten Anakreon preisen wollte. Ein Anakreon, daß es den Himmel erbarme! welcher das Podagra und die Gicht hat, und noch eine andre Krankheit, von der man zweifelt, ob sie Columbus aus Amerika gebracht hat.

Der Schäferstab.

Schön war der Schäferstab des jungen Daphnis; von Cypressen war der schlanke Stab, der krönende Knopf Oleaster.

Und o was für Wunder hatte der aetolische Künstler um den Knopf geschnitzt! Daphnis gab ihm dafür drei Lämmer mit ihren säugenden Müttern, aber es war eine Herde, mehr als eine ganze Herde werth.

So werth hielt ihn auch Daphnis; werther, wie seine zwei Augen; werther, als Polyphem sein einziges Auge.

Lange Zeit schien ihm keine Hirtin so schön, als sein Stab. Aber Amor erzürnte über den eiteln Jüngling — und Daphnis sahe die lächelnde Corysia.

Nun schien ihm eine Hirtin schöner, als sein Stab! Er staunte, wünschte, gestand, flehte, weinte — blieb unerhört.

Unerhört bis an den dritten Abend. Da trieb Corysia spät bei ihm vorbei; die Dämmerung machte den Hirten kühner, die Hirtin gefälliger; er verdankte der Dämmerung zwei Küsse, halb geraubte, halb gegebene Küsse! — O der Entzückung! o der tobenden Freude des Hirten!

O honigsüße Lippen meiner Corysia! o unvergeßliche Küsse! So rief Daphnis und wollte ihre Zahl mit zwei tiefen Kerben in die junge Linde schneiden, die er vor allen am heiligen Quell liebte.

Aber — fragte sich der Hirt — warum in die Linde? Kann ich immer unter der Linde liegen und die Kerben im Auge haben? Da steht sie fest und eingewurzelt, bestimmt, nur einen kleinen Umfang zu beschatten. — Sie kann nicht mit mir gehen.

Aber mein Stab kann mit mir gehen — Mein schöner Stab, so schöner Zeichen nicht unwürdig!

Und er schnitt — grausamer Hirt! — zwei tiefe Kerben in den Stab, in der Form von Lippen, nahe unter dem Knopfe, wo die Hand gewöhnlich lag, und küßte und drückte den Ort, als ob es die weiche Hand der Corysia wäre, und faßte von nun an den Stab nirgends, als über die Kerben.

Nicht wenig günstig war dem Daphnis der folgende Tag, und der Stab bekam drei Lippen mehr; und den Morgen darauf sieben.

Wie freue ich mich, sprach er, dich bald vollendet zu sehen, bald voller kleiner Lippen. Corysia habe ich mit Untergang der Sonne in den Hain bestellt, die Nachtigall mit ihr zu hören. — —

Das hast du gethan, Corysia? Zu gefällige Corysia! o brich dein Wort, wenn dir dein Schäfer lieb ist —

Umsonst, sie fanden sich im Haine! Und o der unzähligen Zahl von Küssen! Jeden Ton der Nachtigall begleitete ein Kuß. Mich jammert der Stab

Gesättigt trennt sich mein Paar — — Morgen sind wir doch wieder hier? sagte das Mädchen — und der Hirte ging und warf sich auf sein Lager von Fellen — — Er schläft, er erwacht. — Und was wird das erste sein, als seinen Stab zu kerben? — — Doch er sahe die Unmöglichkeit, sie alle zu . . . . . (?) — und diese Unmöglichkeit, alle Küsse zu behalten, ereilte (?) sie — Daphnis, sprach Corysia, Schade, daß ich dir den schönen Stab so verdorben, ich will ihn nicht weiter verderben.

Schlußrede zu einem Trauerspiele, gehalten von Mad. Schuch 1754.

Euch, die Geschmack und Ernst und was nur Weise rührt, ‖ Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerspiel geführt, ‖ Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen, ‖ Beklemmtes Herz zur Lust, und Mitleid zum Vergnügen. ‖ Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal ficht, ‖ Und mit Affekten kämpft, in schweren Worten spricht; ‖ Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben, ‖ Zu hassen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben. ‖ Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt sein Weh und Wohl, ‖ Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben soll.

Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge schimmert, ‖ Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert, ‖ Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug ‖ Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug. ‖ Die Gottheit des Geschmacks zählt jedes Kenners Zähre ‖ Und hebt sie theuer auf, zu sein und unsrer Ehre! ‖ Zu unsrer Ehre? — Ja, als Theil an unserm Lohn, ‖ Durch der Geberden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton, ‖ Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben, ‖ Der Tadelsucht zum Trotz! sie euch erpreßt zu haben.

Sittensprüche. 1779.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Bav selbst hat manchen guten Schauer,
Wär Eselstrab auch nur von Dauer.

In ein Stammbuch, dessen Besitzer versicherte, daß sein Freund ohne Mängel, und sein Mädchen ein Engel sei. 1778.

Trau keinem Freunde sonder Mängel,
Und lieb ein Mädchen, keinen Engel!

Küssen und Trinken.

Mägdchen, laß mich dich doch küssen! ‖ Zaudre nicht, sonst wirst du müssen. ‖ Hurtig! hurtig schenkt mir ein! ‖ Auf das Küssen schmeckt der Wein!

Dieser Wein hat Geist und Feuer. ‖ Mägdchen, thu doch etwas freier! ‖ Gönn mir vorigen Genuß: ‖ Auf das Trinken schmeckt ein Kuß.

Ich.

Die Ehre hat mich nie gesucht; ‖ Die hätte mich auch nie gefunden. ‖ Wählt man, in gezählten Stunden, ‖ Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab ich nie begehrt. ‖ Was hilft es, sie auf kurzen Wegen ‖ Für Diebe mehr, als sich zu hegen, ‖ Wo man das wenigste verzehrt?

Wie lange währts, so bin ich hin, ‖ Und einer Nachwelt untern Füßen; ‖ Was braucht sie, wen sie tritt zu wissen? ‖ Weiß ich nur, wer ich bin.

[An den Saal.]

An Dir, mein Saal, als Freund und Richter, ‖ Lob ich Geschmack und Redlichkeit, ‖ Bekennst Du von mir ungescheut ‖ Ich sei ein beßrer Freund, als Dichter!

In Friedr. Ludw. Schröders Stammbuch.

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache! ‖ Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache! ‖ Denn auch den Blinden **brennt** das Licht, ‖ Und wer dich **fühlte**, Freund, **verstand** dich darum nicht.

Grabschrift auf Kleist.

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Die Theilung.

An seiner Braut Fräulein Christinchens Seite ‖ Saß Junker Bogislaw Dietrich Karl Ferdinand ‖ Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt — Und that, wie alle seine Landesleute, ‖ Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien ‖ Der Junker seinem Fräulein vor! ‖ Was raunte nicht für kühne Schelmereien ‖ Er ihr vertraut ins Ohr? ‖ Mund, Aug und Nas und Brust und Hände, ‖ Ein jedes Glied macht ihn entzückt, ‖ Bis er, entzückt auch über Hüft und Lende, ‖ Den plumpen Arm um Hüft und Lende drückt. ‖ Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male). ‖ „Ha!“ schrie der Junker, „wie geschlank! ‖ Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male! ‖ Als käm er von der Drechselbank! ‖ So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen? ‖ Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel? ‖ Ich will ihn von einander brechen' ‖ Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen, ‖ Wie einen Pfeifenstiel!“

„Wie?“ rief das Fräulein, „wie? zerbrechen? ‖ Zerbrechen“ (rief sie nochmal) „mich? ‖ Sie könnten sich an meinem Latze stechen. ‖ Ich bitte, Sie verschonen mich!“

„Beim Element! so will ichs wagen,“ ‖ Schrie Junker Bogislav, „wolan!“ ‖ Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen, ‖ Und packte schon heroisch an; ‖ Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!“ ‖ Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren, ‖ Des Bräutgams jüngster Bruder Fritz. ‖ Fritz saß mit offnem Aug und Ohren, ‖ Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“ ‖ Und zog den Bruder mit sich fort: ‖ „Zerbrichst du sie, die schöne Docke, ‖ So nimm die Oberhälfte Dir! ‖ Die Hälfte mit dem Unterrocke, ‖ Die, lieber Bruder, schenke mir!“

Der über uns.

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum ‖ Konnt er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten) ‖ In seines Edelmannes Garten, ‖ Und plünderte den besten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum ‖ Vor Liebesglut die Dämmerung erwarten, ‖ Und schlichen sich in eben diesem Garten ‖ Von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß, ‖ Und fleißig brach und aß, ‖ Ward mäuschenstill vor Wartung böser Dinge, ‖ Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge. ‖ Doch bald vernahm er unten Dinge, ‖ Worüber er der Furcht vergaß, ‖ Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras. ‖ „O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß! ‖ Nicht doch, Johann! — Ei was? ‖ O, schäme dich! — Ein andermal — o laß — ‖ O, schäme dich! — Hier ist es naß.“ — — ‖ „Naß, oder nicht; was schadet das? ‖ Es ist ja reines Gras.“ —

Wie dies Gespräche weiter lief, ‖ Das weiß ich nicht. Wer brauchts zu wissen? ‖ Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief: ‖ „So, schöner Herr! heißt das blos küssen? ‖ Das Männerherz! Kein einzger hat Gewissen! ‖ Sie könnten es uns so versüßen! ‖ Wie grausam aber müssen ‖ Wir armen Mädchen öfters dafür büßen! ‖ Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt — ‖ Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt ‖ Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?“ ‖ „Ich?“ sprach Johann; „die Zeit mags lehren. ‖ Doch wirds auch nicht von mir ernährt, ‖ Der über uns wirds schon ernähren. ‖ Dem über uns vertrau!“

Dem über uns! Dies hörte Steffen. ‖ Was, dacht er, will das Pack mich äffen? ‖ Der über ihnen? Ei, wie schlau; ‖ „Nein!“ schrie er, „laßt Euch andre Hoffnung laben! ‖ Der über Euch ist nicht so toll! ‖ Wenn ich ein Bankbein nähren soll: ‖ So will ich es auch selbst gedrechselt haben!“

Wer hier erschrak und aus dem Garten rann, ‖ Das waren Hanne und Johann. ‖ Doch gaben bei dem Edelmann ‖ Sie auch den Apfeldieb wol an? ‖ Ich glaube nicht, daß sies gethan.

Der junge Gelehrte.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen. Chrysander, ein alter Kaufmann. Damis, der junge Gelehrte, Chrysanders Sohn. Valer. Juliane. Anton, Bedienter des Damis. Lisette. — Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Damis (am Tische unter Büchern). **Anton.**

Damis. Die Post also ist noch nicht da? Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Hast du auch nach der rechten gefragt? Die Post von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Post von Berlin; sie ist noch nicht da! Wenn sie aber nicht bald kömmt, so habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob sie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, wenns hoch kömmt, so ist es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder sonst ein Wisch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr sein. Ah! wann du es wüßtest — —

Anton. Will ichs denn wissen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das ist mir gewiß etwas Seltenes! — — Haben Sie mich sonst noch wohin zu schicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht ists ein Gang? Nu?

Damis (erzürnt). Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat Alles gelesen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber besinnen Sie sich! Etwa in den Buchladen? Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke so oft hören, daß ich endlich selbst glauben werde, es sei mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder? Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu diesen dreien, Gott sei Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich lese? Will er mich noch länger stören?

Anton (bei Seite). St! er ist im Ernste böse geworden. Lenk ein, Anton! — — Aber, sagen Sie mir nur, was lesen Sie denn da für ein Buch? Potz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Krakelfüße, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wenn das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — — Ach, man weiß es ja wol, wies den Leuten geht, die Alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen. — —

Damis (nimmt sein muntres Wesen wieder an). Du guter Anton! das ist ein Buch in hebräischer Sprache. — Des Ben Maimon Jad chasaka.

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräisch ist, weiß ich endlich auch. Ist es nicht mit der Grundsprache, mit der Textsprache, mit der heiligen Sprache einerlei? Die warf unser Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber so ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle seine Bücher beguckt; ich mußte sie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wol sein. Es ist Wunders genug, wenn ein Geistlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geistlichen überhaupt sind schlechte Helden in der Gelehrsamkeit.

Anton. Nu, nu, bei allen trifft das wol nicht ein. Der Magister in meinem Dorfe wenigstens gehört unter die Ausnahme. Versichert! der Schulmeister selber hat mir es mehr als einmal gesagt, daß er ein sehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeister muß ich das glauben; denn wie mir der Herr Pfarr oft gesagt hat, so ist er keiner von den schlechten Schulmeistern; er versteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das ist lustig! Der Schulmeister also lobt den Pfarr, und der Pfarr, nicht unerkenntlich zu sein, lobt den Schulmeister. Wenn mein Vater zugegen wäre, so würde er gewiß sagen: Manus manum lavat. Hast du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bei aller Gelegenheit ein lateinisches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er so einen gelehrten Sohn hat, müsse er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen sei.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas Albernes sein müsse; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verstehe.

Damis. Doch schließe nur nicht daraus, daß Alles albern sei, was du nicht verstehst. Ich würde sonst viel albernes Zeug wissen. — — Aber, o himmlische Gelehrsamkeit, wie viel ist dir ein Sterblicher schuldig, der dich besitzt! Und wie bejammernswürdig ist es, daß dich die Wenigsten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bei einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzählungen und einigen übel angebrachten Figuren zu besitzen. Der Rechtsgelehrte bei einer unseligen Geschicklichkeit, unbrauchbare Gesetze abgestorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichsten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt sich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbarischer Wörter die Gesunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in diesem sie schimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr selbst erkennet, wie mangelhaft euer Wissen sei; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menschliche Erkenntniß nach der eurigen, und ruft wol gar in einem Tone, welcher alle Sterblichen zu bejammern scheinet, aus: Unser Wissen ist Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton, der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß seiner Faulheit, oder seines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich schon nach meinen wenigen Jahren verstehe, so werde ich von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Englisch — — das sind sechs Sprachen, die ich alle vollkommen besitze: und bin erst zwanzig Jahre alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergessen; die deutsche — —

Damis. Es ist wahr, mein lieber Anton; das sind also sieben Sprachen: und ich bin erst zwanzig Jahre alt!

Anton. Pfui doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich selbst zum besten. Sie werden doch das, daß Sie Deutsch können, nicht zu Ihrer Gelehrsamkeit rechnen? Es war ja mein Ernst nicht. — —

Damis. Und also denkst du wol selber Deutsch zu können.

Anton. Ich? ich? nicht Deutsch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckisch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können ist ein Unterschied. Du kannst Deutsch, das ist: du kannst deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutschen verständlich sind; das ist, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bei dir hast. Du kannst aber nicht Deutsch; das ist: du weißt nicht, was in dieser Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verständlich, alt oder gebräuchlich ist; du weißt ihre Regeln nicht; du hast keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das ist ankäme, ich glaube, Sie stritten mir wol gar noch ab, daß ich essen könnte.

Damis. Essen? Je nun wahrhaftig, wenn ich es genau nehmen will, so kannst du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht essen? Und trinken wol auch nicht?

Damis. Du kannst essen, das ist: du kannst die Speisen zerschneiden, in Mund stecken, kauen, herunter schlucken, und so weiter. Du kannst nicht essen, das ist: du weißt die mechanischen Gesetze nicht, nach welchen es geschiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabei thätigen Muskel ist; ob der Digastricus oder der Masseter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich sehe, ist das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wol, daß ich eine verstehe, die Sie nicht verstehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verstünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kannst du etwa Koptisch?

Anton. Foptisch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chinesisch? Malabarisch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht gesehen? Er besuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als diese Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzem zu mir kam, war doch wol nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendisch; und das können Sie nicht.

Damis (nachsinnend). Er hat Recht. — Mein Bedienter soll eine Sprache verstehen, die ich nicht verstehe? Und noch dazu eine Hauptsprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandschaft mit der Hebräischen sehr groß sein soll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieser verloren sind, ich in jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wissen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, so sollen Sie bald so viel davon verstehen, als ich selbst. Wir wollen fleißig mit einander wendisch parliren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergesse über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu Ihren Diensten.

Damis. Bleib jetzt hier; bleib hier!

Anton. Aber Ihr Herr Vater kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden. (Geht ab).

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungestört lassen wollte. Glaubt er denn, daß ich so ein Müssiggänger bin, wie er?

Zweiter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrys. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn! zu viel ist zu viel. Das Vergnügen ist so nöthig, als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studieren ist mir Vergnügens genug. Wer neben den Wissenschaften noch andere Ergetzungen sucht, muß die wahre Süßigkeit derselben noch nicht geschmeckt haben.

Chrys. Das sage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch studiert; ich bin bis auf das Mark der Gelehrsamkeit gekommen. Aber daß ich beständig über den Büchern gelegen hätte, das ist nicht wahr. Ich gieng spazieren; ich spielte; ich besuchte Gesellschaften; ich machte Bekanntschaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun, soll der Sohn auch thun. A bove majori discat arare minor! wie wir Lateiner reden. Besonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen sein! Das sind Narren, die einen jungen Menschen vor dem Frauenzimmer ärger, als vor Skorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius sanguine viperino zu fliehen befehlen. —

Damis. Cautius sanguine viperino? Ja, das ist noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cautius timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre schon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geschöpft! Denn sonst würden Sie wissen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine sehr nachtheilige Leidenschaft beschreibt, und das Frauenzimmer — —

Chrys. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meinet das italienische Frauenzimmer. Ja, vor dem italienischen warne ich dich auch! das ist gefährlich! Ich habe einen guten

Freund, der in seiner Jugend — — Doch still! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutsche Frauenzimmer hingegen, o, das deutsche! mit dem ist es ganz anders beschaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden sein, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugestutzt hätte. Ich dächte, man sähe mirs an. Du hast todte Bücher genug gelesen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erstaune — —

Chrys. O, du wirst noch mehr erstaunen, wann du erst tiefer hinein sehen wirst. Das Frauenzimmer, mußt du wissen, ist für einen jungen Menschen eine neue Welt, wo man so viel anzugaffen, so viel zu bewundern findet — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erstaune, will ich sagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorschriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chrys. Quae, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner sagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit? — —

Chrys. Schweig! die Zeit ist ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplaudre nicht will verderben lassen. Meine damaligen Vorschriften waren nach dem damaligen Maße deiner Erfahrung und deines Verstandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beiden so viel zu, daß du Ergetzlichkeiten nicht zu Beschäftigungen machen wirst. Aus diesem Grunde rathe ich dir also — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich sehen. Der Status Controversiä ist — —

Chrys. Ei, der Status Controversiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent sein. Ich bin nicht hergekommen, mit dir zu disputiren, sondern — —

Damis. Die Kunstwörter des Disputirens zu lernen? Wol! Sie müssen also wissen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chrys. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Informator, mit den Possen weg, oder — —

Damis. Possen? Diese seltsamen Benennungen sind zwar Ueberbleibsel der scholastischen Philosophie, das ist wahr; aber doch solche Ueberbleibsel — —

Chrys. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörst. Ich komme in der ernsthaftesten Sache von der Welt zu dir, — — denn was ist ernsthafter, als heirathen? — — und du — —

Damis. Heirathen? Des Heirathens wegen zu mir? zu mir?

Chrys. Ha! ha! macht dich das aufmerksam? Also ausculta et perpende!

Damis. Ausculta et perpende? ausculta et perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chrys. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chrys. Du?

Damis. Ja, ich. Wissen Sie, wo sich dieses ausculta et perpende herschreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O, was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chrys. Du und dein Homer, ihr seid ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beide? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O, ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: So oft Homer — er war wirklich kein Narr, so wenig wie ich — so oft er, sag ich, seine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathschlagung anheben läßt; so ist auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyssee:

Κεκλυτε δη νυν μευ Ἰθακησιοι, ὅτι κεν εἴπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ὡς ἔφαθ'· οἱ δ' ἄρα του μαλα μεν κλυον, ἠδ' ἐπιθοντο; das ist: so sprach er, und sie gehorchten dem, was sie gehört hatten.

Chrys. Gehorchten sie ihm? Nu, das ist vernünftig! Homer mag doch wol kein Narr sein. Sieh zu, daß ich von dir auch widerrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinsetzen, und diese Anmerkung aufschreiben.

Chrys. Aufschreiben? was ist hier aufzuschreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer oder aus dem Gesangbuche ist?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre liegt daran! Denn ein halb hundert solche Anmerkungen machen einen Philologen. Und sie ist neu, muß ich Ihnen sagen, sie ist ganz neu.

Chrys. So schreib sie ein andermal auf!

Damis. Wann sie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröstlich sein. Haben Sie wenigstens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chrys. Gut, das will ich thun; höre mir nur jetzt zu! Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebstes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennst es auch. Hättest du wol Lust — —

Damis. Ich soll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrsamkeit denken? — — Ich, ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chrys. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gastwirth so erschrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erschrickst, weil du ein Frauenzimmer kennen sollst. Ist denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigstens ist es keine Ehre, besonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, dessen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer ist eitel, hoffärtig, geschwätzig, zänkisch und zeitlebens kindisch, es mag so alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr besorgt sein sollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel sitzen; seinen eignen Reiz bewundern; auf ausgekünstelte Mienen sinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenster liegen, unsinnige Romane lesen und aufs höchste zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das sind seine Beschäftigungen, das ist sein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter ohne Nachtheil seines guten Namens solche närrische Geschöpfe weiter als ihrer äußerlichen Gestalt nach kennen dürfe?

Chrys. Mensch, Mensch! deine Mutter kehret sich im Grabe um. Bedenke doch, daß sie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders sind! Obschon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula sine exceptione. Und so eine Exception ist sicherlich das Mädchen, das ich jetzt im Kopfe habe, und das du kennst. — —

Damis. Nein, nein! ich schwöre es Ihnen zu: unsere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chrys. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel soll mich strafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen lasse, mehrere kennen zu lernen!

Chrys. Je nun, auch das! wie du willst! Genug, Julianen, die kennst du. Damis. Leider!

Chrys. Und eben Juliane ist es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Telesillen oder Praxillen verlangten — —

Chrys. Schock tausend, was sind das für Illen? Den Augenblick schwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menscher. —

Damis. Menscher? Herr Vater!

Chrys. Ja, Herr Sohn, Menscher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix,

Damis. Himmel, Menscher! griechische berühmte Dichterinnen Menscher zu nennen! — —

Chrys. Ja, ja, Dichterinnen! das sind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix. —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie sagen; oder Poetris —

Chrys. Is oder ix, Herr Buchstabenkrämer!

Dritter Auftritt.

Chrysander. Damis. Lisette.

Lisette. Hurtig herunter in die Wohnstube, Herr Chrysander! Man will Sie sprechen.

Chrys. Nun, was für ein Narr muß mich jetzo stören? Wer ist es denn? Lisette. Soll ich alle Narren kennen?

Chrys. Was sagst du? Du hast ein unglückliches Maul, Lisette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu schimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch sein; was wollte er sonst bei mir?

Lisette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chrys. Den Fehler des meinigen?

Lisette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chrys. Laß ihn warten! Habe ich doch den Narren nicht kommen heißen. — Ich werde gleich wieder da sein, mein Sohn.

Lisette (bei Seite). Ich muß doch sehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Nun? geht Lisette nicht mit?

Lisette. Ich bin Ihre gehorsamste Dienerin. Wenn Sie befehlen, so werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erst wissen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beständig so allein sein? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierstube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nutzen die Fragen? Fort! fort!

Lisette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Gesellschafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das ist auch Mamsell Julianens Geschmack. Zwar dann und wann lesen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Banise, und so etwas Gutes; aber länger, als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel' in den ersten dreien wären wir todt. Und vollends nicht ein Wort dabei zu reden, wie Sie; das wäre unsere Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geschlechtes kann es nicht sein, weil ich Mannspersonen kenne, die so flüchtig und noch flüchtiger sind, als wir. Es müssen nur sehr wenig große Geister diese besonderen Gaben besitzen. — —

Damis. Lisette spricht so albern eben nicht. Es ist Schade, daß ein so guter Mutterwitz nicht durch die Wissenschaften ausgebessert wird.

Lisette. Sie machen mich schamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzählen, die Ihnen von der gestrigen Gartengesellschaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Bescheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf diese Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Lisette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O, besorge Sie nichts, meine liebe Lisette! Ich will sie als die Lobeserhebungen eines Andern betrachten, und so kann meine Bescheidenheit zufrieden sein. Erzähle Sie mir sie nur. Blos wegen Ihrer lebhaften und ungekünstelten Art, sich auszudrücken, wünsche ich sie zu hören.

Lisette. O, meine Art ist wol keine von den besten! Es hat mir ein Lehrmeister wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wissen doch wol, wer die Herren waren, die gestern bei Ihrem Herrn Vater im Garten schmauseten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabei sein wollte, so habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute gewesen sein, die selbst lobenswürdig sind, daß man sich also auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Lisette. Das sind sie so ziemlich. Was würde es Ihnen aber verschlagen, wenn sie es auch nicht wären? Sie wollen ja Ihre Lobeserhebungen aus Bescheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der sie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes Willen, liebe Lisette, daß er nicht merkt, daß Sie sich so lange bei mir aufgehalten hat Geh Sie hurtig unterdessen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chrysander.

Chrys. Der verzweifelte Baler! er hätte mir zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen? Und muß er sich denn eben gleich bei Mir anmelden lassen? Hui daß — — Nein, Herr Baler, damit kommen Sie zu spät. — — Nun, mein Sohn — (Damis steht zerstreut, als in tiefen Gedanken) Hörst du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre Alles.

Chrys. Kurz, du merkst doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen sind drei Worte genug. Sapienti sat, sagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken) Was ist da zu antworten? — —

Chrys. Was da zu antworten ist? — Das will ich dir sagen. — Antworte, daß du mich verstanden; daß dir mein Antrag lieb ist; daß dir Juliane gefällt; daß du mir in Allem gehorchen willst. — Nun, antwortest du das? —

Damis. Ich will gleich sehen — (indem er in der angenommenen Zerstreuung nach einem Buche greift.)

Chrys. Was kann in dem Buche davon stehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet esse potest, sagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läse) Vollkommen recht! Aber nun, wie weiter? —

Chrys. Das Weitere giebt sich, wies Griechische. Du sagst Ja; Sie sagt Ja; damit wird Verlöbniß! und bald drauf wird Hochzeit; und alsdann — — Du wirst schon sehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber diese Voraussetzung — (immer noch als ob er läse.)

Chrys. Ei, ich setze nichts voraus, was im geringsten zweifelhaft wäre. Juliane ist eine Waise; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegener sein, als euch beide glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen honneten Banquerot machen können; seine Gläubiger würden aufs Drittel mit sich haben akkordiren lassen; und er war so einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie ist mir denn? hast du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Person nicht. Aber seine Lebensumstände sind mir ganz wol bewußt. Ich habe sie, ich weiß nicht in welcher Biographie, gelesen.

Chrys. Gelesen? gedruckt gelesen?

Damis. Ja, ja; gelesen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, und ist, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalsuperintendent in Pommern gestorben. In orientalischen Sprachen war seine vornehmste Stärke. Allein seine Bücher sind nicht alle gleich gut. Dieses ist noch eines von den besten. Eine besondere Gewohnheit soll der Mann an sich gehabt haben — —

Chrys. Von wem sprichst denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfasser dieses Buchs bekannt wäre?

Chrys. Ich glaube du träumest; oder es geht gar noch etwas Aergers in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt hast.

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerstreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wol die Rabbinen — — das Schurek M'lo Pum heißen?

Chrys. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir spricht! — — (er nimmt ihm das Buch aus der Hand) Du hast ihn also nicht gekannt? Ich besinne mich; es ist auch nicht wol möglich. Als er starb, war Juliane noch sehr jung. Ich nahm sie gleich nach seinem Tode in mein Haus, und Gott sei Dank! sie hat viel Wohlthaten hier genossen. Sie ist schön, sie ist tugendhaft; wem sollte ich sie also lieber gönnen, als dir? Was meinst du? — — Antworte doch! Stehst du nicht da, als wenn du schliefest? — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater Nur eins ist noch dabei zu erwägen. — —

Chrys. Du hast recht; freilich ist noch eins dabei zu erwägen: ob du dich nämlich geschickt befindest, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geschickt? geschickt? Sie zweifeln also an meiner Geschicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht sogleich die unwidersprechlichsten Beweise geben kann! Doch, es soll noch diesen Abend geschehen! Glauben Sie mir, noch diesen Abend! — — Die verdammte Post! Ich weiß auch nicht, wo sie bleibt.

Chrys. Beruhige dich nur, mein Sohn! Die Frage geschah eben aus keinem Mißtrauen, sondern blos weil ich glaube, es schicke sich nicht, eher zu heirathen, als bis man ein Amt hat; so wie es sich, sollte ich meinen, auch nicht wol schickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heirathen! was Frau! Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein lasse. Ich muß ihn gleich wieder auf die Post schicken. Anton! Anton! Doch, es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur selbst gehen.

Sechster Auftritt.

Anton. Chrysander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo ist er? was soll ich?

Chrys. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe steckt. Er ruft dich; er will dich auf die Post schicken; er besinnt sich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen ist, und geht selber. Sage mir nur, willst du zeitlebens ein Esel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chrysander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute schon auf die Post laufen müssen. Er verlangt Briefe von Berlin. Ist es meine Schuld, daß sie nicht kommen?

Chrys. Der wunderliche Heilige! Du bist aber nun schon so lange um ihn; solltest du nicht sein Gemüth, seine Art zu denken, ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen! Darin bin ich Meister; bei meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur ansehen: husch habe ich den ganzen Menschen weg! Ich weiß sogleich, ob er vernünftig oder eigensinnig, ob er freigebig oder ein Knicker — —

Chrys. Ich glaube gar, du zeigst auf mich?

Anton. O, kehren Sie Sich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chrys. Du sollst deine Kunst gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heirath vorgeschlagen: nun sage einmal, wenn du ihn kennst, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bei dem geht meine Kunst, meine sonst so wol versuchte Kunst, betteln.

Chrys. Nu, Schurke, so geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus schließen wollen, ist unmöglich; und was unmöglich ist, Herr Chrysander — — das ist unmöglich.

Chrys. Und wie so? Anton. Weil er gar keine hat.

Chrys. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; sondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher und die Exempel, die er liest, sind die Winde, nach welchen sich der Wetterhahn seiner Gedanken richtet. Nur bei dem Kapitel vom Heirathen stehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete ist, so besinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müssen Sie wissen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her sein Vertrauter gewesen, und von je her der, mit dem er sich immer am liebsten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Universität mit einander disputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch so etwas an mir finden; etwa eine Eigenschaft, die er an Andern nicht findet —

Chrys. Ich will dir sagen, was das für eine Eigenschaft ist: deine Dummheit! Es ergetzt ihn, wenn er sieht, daß er gelehrter ist, als du. Bist du nun vollends ein Schalk, und widersprichst ihm nicht, und lobst ihn ins Gesicht, und bewunderst ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik. Wie schlau ein alter Kaufmann nicht ist!

Chrys. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heirathen —

Anton. Ja, darüber hat er schon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heirathen wollte.

Chrys. Gar nicht? So muß Ich noch heirathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen lassen? Der Bösewicht! Aber warum denn nicht?

Anton. Darum, weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der ehelose Stand sei für einen Gelehrten der schicklichste. Gott weiß, ob diese Herren allzu geistlich oder allzu fleischlich sind gesinnt gewesen! Als ein künftiger Hagestolz hatte er sich auch schon auf verschiedene sinnreiche Entschuldigungen gefaßt gemacht. —

Chrys. Auf Entschuldigungen? Kann sich so ein ruchloser Mensch, der dieses heilige Sakrament — — Denn im Vorbeigehen zu sagen, ich bin mit unsern Theologen gar nicht zufrieden, daß sie den Ehestand für kein Sakrament wollen gelten lassen — — der, sage ich, dieses heilige Sakrament verachtet, kann sich der noch unterstehen, seine Gottlosigkeit zu entschuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machst mir etwas weiß; denn nur vorhin schien er ja meinen Vorschlag zu billigen.

Anton. Das ist unmöglich richtig zugegangen. Wie stellte er sich dabei an? Lassen Sie sehen: stand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre? sahe er etwa steif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darin lesen wollte? ließ er Sie etwa ungestört fort reden?

Chrys. Getroffen! du malst ihn, als ob du ihn gesehen hättest.

Anton. O, da sieht es windig aus! Wann er es so macht will er haben, daß man ihn für zerstreut halten soll. Ich kenne seine Mucken. Er hört alsdenn Alles, was man ihm sagt; allein die Leute sollen glauben, er habe es vor vielem Nachsinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber seine Antwort wieder vorlegt, so wird er nimmermehr zugestehen, daß sie auf das gegangen sei, was man von ihm hat wissen wollen.

Chrys. Nun, wer noch nicht gestehen will, daß zu viel Gelehrsamkeit den Kopf verwirre, der verdient es selber zu erfahren. Gott sei Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: sagen wir Lateiner sehr spaßhaft. — — Aber Gott sei dem Bösewichte gnädig, wann er auf dem Vorsatze verharret! Wann er behauptet, es sei nicht nöthig, zu heirathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verstehn geben, es sei auch nicht nöthig gewesen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es ist wahr, kein größrer Undank kann unter der Sonne sein, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die sein Vater hat über sich nehmen müssen, um ihn in die Welt zu setzen.

Chrys. Nein; gewiß, an mir soll der heilige Ehestand seinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille ist gut; aber lauter solche Vertheidiger würden die Konsumtionsaccise ziemlich geringe machen.

Chrys. Wie so?

Anton. Bedenken Sie es selbst! drei Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chrys. Kaum? was willst du mit dem „kaum“ sagen, Schlingel?

Anton. Hui, daß Sie etwas Schlimmers darunter verstehn, als ich.

Chrys. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren so gewesen wären, wie die Weiber jetzo sind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren so frech noch nicht, wie die jetzigen; so treulos noch nicht, wie sie heut zu Tage sind; so lüstern noch nicht — —

Anton. Ist das gewiß? Nun wahrhaftig, so hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht sein wollte, geschieden wurde! Doch das ist ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns sind lustiger.

Chrys. Aergerlicher, sprich! Aber sage mir, was waren denn seine Entschuldigungen?

Anton. Seine Entschuldigungen waren Einfälle, die auf seinem Miste nicht gewachsen waren. Er sagte zum Exempel, so lange er unter 40 Jahren sei, und ihn jemand um die Ursache fragen würde, warum er nicht heirathe, wolle er antworten: er sei zum Heirathen noch zu jung; wäre er aber über 40 Jahr, so wolle er sprechen: nunmehr sei er zum Heirathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch so soll gesagt haben. — — Ein anderer Vorwand war der: er heirathe deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heirathen.

Chrys. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da sieht man, wohin so ein böses Gemüth, das keine Ehrfurcht für den heiligen Ehestand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne gesucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bei Ihrem Sohne ist Alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeschreibung eines Gelehrten gelesen; er hatte Geschmack daran gefunden, und sogleich beschlossen, ihn bei Gelegenheit als den seinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, so wie etwann, so wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, sie ward verjagt. Er wollte nunmehr heirathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chrys. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andere ehrliche Männer mit bösen Weibern verschont blieben.

Anton. Ja, meinte er; es würde doch hübsch klingen, wenn es einmal von ihm heißen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit bösen Weibern gestraft hat, gehöret auch

der berühmte Damis; gleichwol kann sich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieses Hauskreuz nur im geringsten abgehalten hätte, ihr mit unzähligen gelehrten Schriften zu dienen.

Chrys. Mit Schriften! ja, die mir am theuersten zu stehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht schon an die Buchdrucker bezahlen müssen! Der Bösewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erst angefangen zu schreiben! Es wird schon besser kommen.

Chrys. Besser? vielleicht, damit man ihn endlich einmal auch unter die zählen kann, die ihren Vater arm geschrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chrys. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter Alles! Wann es auch nach seinem Tode heißen sollte: unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis! Was schadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chrys. Kerl, du erschreckst mich! Aber du, der du weit älter bist, als er, kannst du ihn nicht dann und wann zurechte weisen? — —

Anton. O, Herr Chrysander! Sie wissen wol, daß ich keinen Gehalt als Hofmeister bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chrys. Ja, die du annimmst, um ihn desto dümmer zu machen.

Anton. (bei Seite) St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der bösen Frau ein Ernst war? nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er sich eine gelehrte Frau aussuchen.

Chrys. Nun, das wäre doch noch etwas Kluges!

Anton. Etwas Kluges? Nach meiner unvorgreiflichen Meinung ist es gleich der dümmste Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau, wie Ihr Herr Sohn! Zittern und Entsetzen möchte einem ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chrys. Narre, Narre! sie gehen unter andern Leuten, als du bist, reißend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht selbst eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen? Chrys. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht? Chrys. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufschlägen, und auf seiner Sonntags-Montur rothe und blaue Achselbänder. Sie müssen ihn bei mir gesehen haben. Er hatte eine etwas lange Nase. Sie war ein Erbstück; denn er wollte aus der Geschichte wissen, daß schon sein Ururelterväter, der ehedem einem gewissen Turnier als Stallknecht beigewohnt, eine eben so lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Besinnen Sie Sich nun?

Chrys. Soll ich denn alle das Lumpengesindel kennen, das du kennst? Und was willst du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn also im Ernste nicht? O! da kennen Sie einen sehr großen Geist weniger. Ich will Sie zu seiner Bekanntschaft verhelfen; ich gelte etwas bei ihm.

Chrys. Ich glaube, du schwärmst manchmal so gut, als mein Sohn. Wie kömmst du denn auf die Possen?

Anton. Eben der Karlin, will ich sagen — — O! es ist ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen — — Eben der Karlin, sage ich, hat einmal bei einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel — — er sah gut aus, und wie nun der Appetit sich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte sie näher gekannt haben. Wo hätte er sonst so viel Verstand her? Endlich merkte es auch sein Herr, daß er bei der Frau in die Schule gieng. Er bekam seinen Abschied, ehe er sichs versah. Die arme Frau!

Chrys. Ach schweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt seine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heirathen.

Chrys. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigstens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — — —

Chrys. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es soll ihm schon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erst die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meinest du wol, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird ers thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte, was er für ein Buch zuletzt gelesen hätte, und wenn ich dieses Buch selbst lesen könnte, und wenn — —

Chrys. Ich sehe schon, ich werde deine Hilfe nöthig haben, Du bist zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betrügern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ei, Herr Chrysander, für was halten Sie mich?

Chrys. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verspreche dir eine Belohnung, die deinen Verdiensten gemäß sein soll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernst oder Schraubereien, vel sic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heirathen bereden kannst. Anton. Wen? Julianen?

Chrys. Julianen; illam ipsam.

Anton. Unsere Mamsell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chrys. Kennst du eine andre?

Anton. Das ist unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr sein.

Chrys. Gehört? so? hast du etwas von ihr gehört? doch wol nichts Böses? Anton. Nichts Gutes war es freilich nicht.

Chrys. Ei! ich habe auf das Mädchen so große Stücke gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nicht mehr wäre! so ein klein Fehlerchen entschuldigt die Mode. Aber, es ist noch etwas weit Aergers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer sein möchte.

Chrys. Noch etwas weit Aergers? ich versteh dich nicht.

Anton. Und Sie sind gleichwol ein Kaufmann?

Chrys. Noch etwas weit Aergers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmste — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wol, wie Sie vorher selbst weislich erinnerten.

Chrys. Nun, so erkläre dich deutlicher! Ich habe nicht Lust, deine närrischen Gedanken zu errathen.

Anton. Und Nichts ist doch leichter. Mit einem Worte: sie soll kein Geld haben. Man hat mir gesagt, in Ansehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund gewesen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu Sich genommen und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chrys. Da hat man dir nun wol keine Lügen gesagt; gleichwol aber soll sie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn sieh, Anton. ich muß dir das ganze Räthsel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf diese Art könnten Sie auch mich wol reich machen. Wollen Sie so gut sein?

Chrys. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannst du schweigen? Anton. Versuchen Sie es!

Chrys. Höre also; mit Julianens Vermögen steht es so: ihr Vater kam durch einen Prozeß, den er endlich doch mußte liegen lassen, kurz vor seinem Tode, um all das Seine. Jetzt nun ist mir ein gewisses Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens suchte, und das dem ganzen Handel ein ander Ansehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich so viel Geld hergebe, den Prozeß wieder anzufangen. Das Dokument selbst habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geschickt. — —

Anton. Gott sei Dank, daß Sie wieder zum Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen sollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch schon?

Chrys. O! das gute Kind will mir, wie es spricht, in Allem gehorchen. Unterdessen hat sich doch schon Valer auf sie gespitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch seine Gedanken deshalb eröffnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen so viel nicht gelegen. Sie machten ihm also Hoffnung?

Chrys. Freilich! Er ist heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat sich auch schon bei mir melden lassen. Ich besorge, ich besorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und diesen, Anton, du verstehest mich — — Ein Narr ist auf viel Seiten zu fassen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten fassen. — Du wirst sehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerst herausfordert, und —

Siebenter Auftritt.

Anton. Chrysander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chrysander, kommen Sie doch hurtig herunter! Herr Valer ist schon da, Ihnen seine Aufwartung zu machen.

Chrys. Thut sie doch ganz fröhlich, mein Jüngferchen!

Anton. (sachte zu Chrysandern) Hui! daß Valer schon den Vogel gefangen hat. Chrys. Das wäre mir gelegen!

(Anton und Chrysander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Lisette.

Lisette (guckt aus dem Kabinet) Bst! bst! bst!

Juliane. Nun, wem gilt das? Lisette? bist dus? Was machst du denn hier?

Lisette. Ja, das werden Sie wol nimmermehr glauben, daß ich und Damis schon so weit mit einander gekommen sind, daß er mich verstecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, so habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und also hätte ich wol, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die sein Vater zwischen uns — —

Lisette. Ach, sein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebst du ihm für Titel? Seine Gütigkeit ist nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand seines Sohnes, und mit ihr sein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabei! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit —

Lisette. Noch vor einer Minute war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus seinem Munde: nicht aus Freundschaft für Sie, sondern aus Freundschaft für Ihr Vermögen will er diese Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? Du schwärmst. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Lisette. Kommen Sie, kommen Sie! Hier ist der Ort nicht, viel zu schwatzen. Ich will Ihnen Alles erzählen, was ich gehört habe.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Lisette. Valer. Juliane.

Lisette (noch innerhalb der Scene). Nur hier herein! Damis ist ausgegangen. Sie können hier schon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin ihm zu viel schuldig; er hat durch seine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koste mir, was es wolle; ich muß die Heirath eingehen, weil es Chrysander verlangt. Oder soll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie sind selbst tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluste meines Glückes, erfüllen.

Lisette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Versprechung, Schwur, Treue? Ist es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach, Valer! Sie wissen es besser, was zu solchen Versprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht! Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabei.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für seine Wohlthaten diese Benennung schuldig bin. Oder halten Sie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unseligen Folgen entrissen zu werden? Ach, Valer! Ich würde Ihr Herz nicht besitzen, hätte nicht Chrysanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anständigkeit bilden lassen.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu sein, wenn man sucht, sich für sie bezahlt zu machen. Und was thut Chrysander anders, da er Sie, allzugewissenhafte Juliane, nur deswegen mit seinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel sieht, Ihnen wieder zu dem größten Theile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fußen Sie doch auf eine so wunderbare Nachricht nicht! Wer weiß, was Lisette gehört hat?

Lisette. Nichts, als was sich vollkommen mit seiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der seine Wohlthaten schon ausposaunet, der sie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, sucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erste Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem so eigennützig freigebigen Manne abzuhangen, entfahren ist?

Valer. Lisette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieser Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathschläge der Liebe taub zu sein, koste; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauischen Mannspersonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, dessen ganzes Glück auf dem Spiele steht, nicht falsch aus! Sie lieben mich also noch? und wollen sich einem Andern überlassen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß!

Valer. Sie müssen? — — Noch ist nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb ist, den Zwang zu seiner Entschuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe sind so fein, so fein, daß ich Sie vor Verdruß verlassen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und sagen Sie mir wenigstens, was ich dabei thun soll!

Juliane. Was ich thue; dem Schicksale nachgeben.

Valer. Ach, lassen Sie das unschuldige Schicksal aus dem Spiele!

Juliane. Das unschuldige? und ich werde also wol die Schuldige sein? Halten Sie mich nicht länger — —

Lisette. Wann ich mich nun nicht bald darzwischen lege, so werden sie sich vor lauter Liebe zanken. — Was Sie thun sollen, Herr Valer? eine große Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andere Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar hat es gute Wege; den überlassen Sie nur mir! Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel das erste Mädchen, das ihm schmeichelt, und hoffe dadurch auch das erste zu werden, das von ihm geschmeichelt wird. Wahrhaftig; er ist so eitel, und ich bin so geschickt, daß ich mich wol noch zu seiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall ist von Mamsell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was sagst du, Lisette? von mir? O Valer, glauben Sie solch rasendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen schlechten Begriff von mir beizubringen?

Lisette. Ja, recht; einen schlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen desto bessern von mir.

Juliane. Nein, es ist mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigstens, liebste Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen sollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müssen? Nein, Valer — —

Lisette. Hören Sie denn nicht, daß sie uns gern freie Hand lassen will? Sie macht es, wie die schöne Aspasia — — oder wie hieß die Prinzessin in dem dicken Romane? Zwei Ritter machten auf sie Anspruch. Schlagt euch mit einander, sagte die schöne Aspasia; wer den andern überwindet, soll mich haben. Gleichwol aber war sie dem Ritter in der blauen Rüstung günstiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrin, mit ihrem blauen Ritter — — (reißt sich los und geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Lisette. Valer.

Lisette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir ist nicht lächerlich, Lisette.

Lisette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachst mich aus?

Lisette. O, so lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob sie mich noch liebt —

Lisette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannspersonen so schwer zu überreden? Werden sie denn alle zu solchen ängstlichen Zweiflern, sobald sie die Liebe ein wenig erhitzt? Lassen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verstand an, etwas auszusinnen, um den alten Chrysander — —

Valer. Chrysander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umsonst sein; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung thun wollte; was würde es helfen? Er ist deutsch genug, mir gerade ins Gesicht zu sagen, daß ich seinem Sohne hier nachstehen müsse, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was soll ich also anfangen?

Lisette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie, was mir eingefallen ist! Das Dokument, oder wie der Quarg heißt, ist das Einzige, was Chrysandern zu dieser Heirath Lust macht, so daß er es schon an seinen Advokaten geschickt hat. Wie wenn man von diesem Advokaten einen Brief unterschieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Giltigkeit des Dokumentes verdächtig machte, willst du sagen? der Einfall ist so unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil schreibt, so ist ja unser Betrug am Tage.

Lisette. Was für ein Einwurf! Freilich müssen Sie ihn stimmen! Es ist von jeher gebräuchlich gewesen, daß es sich ein Liebhaber etwas muß kosten lassen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich ist?

Lisette. Thun Sie doch, als ob Sie seit vier Wochen erst in der Welt wären. Wie die Geschenke, so ist der Advokat. Kommen gar keine, so ist der niederträchtigste Betrüger der redlichste Mann. Kommen welche, aber nur kleine, so hält das Gewissen noch so ziemlich das Gleichgewicht. Es steigen alsdenn wol Versuchungen bei ihm auf; allein die kleinste Betrachtung schlägt sie wieder nieder. Kommen aber nur recht ansehnliche, so ist gar bald der ehrlichste Advokat nicht mehr der ehrlichste. Er legt die Ehrlichkeit mit den geschenkten Goldstücken in den Schatz, wo jene eher zu rosten anfängt, als diese. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil ist zu allgemein. Nicht alle Personen von einerlei Stande sind auf einerlei Art gesinnt. Ich kenne verschiedne alte rechtschaffne Sachwalter — —

Lisette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es ist eben, als wenn Sie sagten, die großen runden Aufschläge, die kleinen spitzen Knöpfe, die erschrecklichen Halskrausen, aus welchen man Schiffssegel machen könnte, die viereckigen breiten Schuhe, die tiefen Taschen, kurz die ganze Tracht, wie sich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausstaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte, zitternde Männerchen über die Gassen so schleichen sieht. Lassen Sie nur noch die, und Ihr Paar alte rechtschaffne Advokaten sterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredtesten ist!

Lisette. Sie meinen etwa, wenn es ans Lästern geht? O, wahrhaftig! des bloßen Lästerns wegen habe ich so viel nicht geplaudert. Meine vornehmste Absicht war, Ihnen beizubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen habe, wenn er gegen Alle freigebig ist, gegen die Gebieterin, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerin. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit! Ich verspreche dir eine recht ansehnliche Ausstattung, wenn wir glücklich sind — —

Lisette. Ei, wie fein! eine Ausstattung? Sie hoffen doch wol nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchtest, so verspreche ich dir den Mann dazu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinschaftlich unsere Sachen weiter überlegen!

Lisette. Gehen Sie nur voran! Ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten — —

Valer. Er wird vielleicht schon unten bei dem Vater sein.

Lisette. Wir müssen uns alleine sprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wol noch nicht gesprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben sein könnte! Seinetwegen würde ich dieses Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenstand — —

Lisette. So gehen Sie doch, und lassen Sie den angenehmern Gegenstand nicht länger auf sich warten! (Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. Lisette.

Anton. Nu? was will die in meines Herrn Studierstube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du bist noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zusammenkünfte hier. Warte, Lisette! das will ich meinem Herrn sagen. Ich will mich schon rächen; noch für das Gestrige; besinnst du dich?

Lisette. Ich glaube, du keifst? Was willst du mit deinem Gestrigen?

Anton. Eine Maulschelle vergißt sich wol bei dem leicht, der sie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Lisette. Wer heißt dich, mich küssen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulschellen sein, wenn alle die welche bekommen sollten, die euch küssen wollen. — — Jetzt soll dich mein Herr dafür wacker —

Lisette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nicht? Wie vielmal hat er es nicht gesagt, daß so ein heiliger Ort, als eine Studierstube ist, von euch unreinen Geschöpfen nicht müsse entheiligt werden! Der Gott der Gelehrsamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stößer vor den Tauben. — Und du denkst, mein Herr würde es so mit ansehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibest?

Lisette. Ich glaube gar, du Narre denkst, der liebe Gott sei nur bei euch Mannspersonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, so eine wie gestern vielleicht?

Lisette. Noch eine beßre! der Pinsel hätte gestern mehr als eine verdient. Er kömmt zu mir; es ist finster; er will mich küssen; ich stoße ihn zurück, er kömmt wieder; ich schlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er schimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es also wol abwarten sollen, wie oft du deine Karesse hättest wiederholen wollen?

Lisette. Gesetzt, es wären auch einige gefolgt, so würden sie doch immer schwächer und schwächer geworden sein. Vielleicht hätten sich die letztern gar — — doch so ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? ist das dein Ernst, Lisette? Bald hätte ich Lust, die Maulschelle zu vergessen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Lisette. Halte es, wie du willst. Was ist mir jetzt an deiner Gunst gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Lisette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich so bald nicht vergessen werde! Ein anders? Ich dächte, du hättest an einem genug, das dir selbst ins Netz gelaufen ist.

Lisette. Und drum eben ist nichts dran. — Aber sage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er so lange bleibt; und mache, daß du hier fort kömmst. Wann er dich trifft, so bist du in Gefahr, herausgeprügelt zu werden.

Lisette. Dafür laß mich sorgen! Wo ist er denn? ist er von der Post noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Post gegangen ist?

Lisette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erst schicken. Aber wie kam es denn, daß er selbst gieng? Ha! ha! ha! „Es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen!" Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das gesagt haben?

Lisette. O niemand; sage mir nur, ist er wieder da?

Anton. Schon längst; unten ist er bei seinem Vater.

Lisette. Und was machen Sie mit einander?

Anton. Was sie machen? sie zanken sich.

Lisette. Der Sohn will gewiß den Vater von seiner Geschicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es so etwas sein. Damis ist ganz außer sich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tausend Bücher her, die er gesehen; tausend, die er gelesen hat; andere tausend, die er schreiben will, und hundert

kleine Bücherchen, die er schon geschrieben hat. Bald nennt er ein Dutzend Professores, die ihm sein Lob schriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umsonst, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsschreiber, die eine vortreffliche Posaune für einen jungen Gelehrten sind, wenn man ein silbernes Mundstück darauf steckt; bald ein Dutzend Journalisten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater sieht ganz erstaunt; er ist um die Gesundheit seines Sohnes besorgt; er ruft einmal über das andere: Sohn, erhitze dich doch nicht so! schone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gieb dich zufrieden! es war so nicht gemeint!

Lisette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift sich der Vater an; er überschreit ihn mit Gewalt, und besänftiget ihn mit einer Menge solcher Lobsprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun schreiten sie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Lisette. Wozu denn?

Anton. Gott sei Dank, mein Maul kann schweigen!

Lisette. Du willst mir es nicht sagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar sonst ein schlechter Kerl; aber wenn es auf die Verschwiegenheit ankömmt — —

Lisette. Lerne ich dich so kennen?

Anton. Ich dächte, das sollte dir lieb sein, daß ich schweigen kann; und besonders von Heirathssachen, oder was dem anhängig ist — —

Lisette. Weißt du nichts mehr? O, das habe ich längst gewußt.

Anton. Wie schön sie mich über den Tölpel stoßen will. Also wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es sagte? — —

Lisette. Freilich nicht! aber mich für dein schelmisches Mißtrauen zu rächen, weiß ich schon, was ich thun will. Du sollst es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profession verschwiegen zu sein! Besinnst du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzen gesprochen hast?

Anton. Besinnen? ein Mann, der in Geschäften sitzt, der einen Tag lang so viel zu reden hat, wie ich, soll sich der auf allen Bettel besinnen?

Lisette. Seinen Herrn verleumden ist etwas mehr, sollte ich meinen.

Anton. Was? verleumden?

Lisette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geschäften sitzt, besinnen Sie Sich nun? Was haben Sie vorhin gegen seinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Lisette, weißt du es gewiß, was ich gesagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören!

Lisette. Du sollst Alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O, wahrhaftig, ich glaube du machst Ernst daraus. Du wirst mir doch meinen Kredit bei meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, so sei keine Närrin! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß versteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willst dich, einer kleinen Neckerei wegen, rächen? Ich will dir ja Alles sagen.

Lisette. Nun so sage — —

Anton. Aber du sagst doch nichts? — —

Lisette. Je mehr du sagen wirst, je weniger werde ich sagen.

Anton. Was wird es sonst viel sein, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heirath mit Julianen vorschlug? Damis schien ganz aufmerksam zu sein, und — — und weiter kann ich dir nichts sagen.

Lisette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr soll Alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Lisette; ich will dir es nur gestehn.

Lisette. Nun so gesteh!

Anton. Ich will dir es nur gestehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeschickt. Nun weißt du wol, wenn man nicht zugegen ist, so kann man nicht viel hören — —

Lisette. Das versteht sich. Aber was meinst du, wird Damis sich dazu entschlossen haben?

Anton. Wenn er sich noch nicht dazu entschlossen hat, so will ich mein Aeußerstes anwenden, daß er es noch thut. Ich soll für meine Mühe bezahlt werden, Lisette; und du weißt wol, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du — —

Lisette. Ja, ja, auch ich verspreche dirs: du sollst redlich bezahlt werden! — Unterstehe dich! — Anton. Wie?

Lisette. Habe einmal das Herz! — Anton. Was?

Lisette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Lisette. Folglich ist mein Wille, daß er sie auch nicht bekommen soll.

Anton. Folglich, wenn sie mein Herr wird haben wollen, so wird mein Wille sein müssen, daß er sie bekommen soll.

Lisette. Hört doch! du willst mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürschchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille sein, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt: hörst du? er kömmt! Nun sieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Verstecke dich wenigstens; verstecke dich! Er bringt sonst mich und dich um.

Lisette. (bei Seite) Halt, ich will Beide betrügen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdessen hinein! Vielleicht geht er bald wieder fort — — Und ich, ich will mich geschwind hierher setzen — — (er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. (vor sich) Ja, die Gelehrten — wie glücklich sind die Leute nicht! — — Ist mein Vater nicht ein Esel gewesen, daß er mich nicht auch auf ihre Profession gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Lust sein, wenn man Alles in der Welt weiß, so wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verstehn! — — Wenn man nur darunter sitzt, man mag darin lesen oder nicht, so ist man schon ein ganz andrer Mensch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verstand duftet mir recht daraus entgegen. — — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrsamkeit ist man nichts, als eine Bestie. — — Ich dumme Bestie! — — (bei Seite) Nun, wie lange wird er mich noch schimpfen lassen? — — Wir sind doch närrisch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrtesten, und ich dem Ungelehrtesten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu lesen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, so kann ich schon noch ein ganzer Kerl werden. — — Nur frisch angefangen! Da sind Bücher genug! — — Ich will mir das kleinste aussuchen; denn anfangs muß man sich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebstes Büchelchen. — — In so einem muß es sich mit Lust studieren lassen. — — Nur frisch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel sein, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen so erstaunlich, so erschrecklich, so abscheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen so dummen Bedienten haben sollte — —

Damis. (indem er sich ihm vollends nähert) Ja, freilich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erschrick nur nicht! Ich habe Alles gehört. — —

Anton. Sie haben Alles gehört? — — ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich etwas Unrechtes gesprochen habe. — — Ich war so eingenommen, so eingenommen von der Schönheit der Gelehrsamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich selbst noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht selbst den klügsten Einfall, den du zeitlebens gehabt hast.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug gewesen sein.

Damis. Glaube mir; noch bist du zu den Wissenschaften nicht zu alt. Wir können in unsrer Republik schon Mehrere aufweisen, die sich gleichfalls den Musen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt sind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, sie kennen zu lernen. Sie müssen mir sagen, wie sie es angefangen haben. — —

Damis. Was willst du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republik ist? — — Sachsen, zum Exempel. — — Und eine Republik hat ja mehr, wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republik der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten Sachsen, was Deutschland, was Europa an? Ein Gelehrter wie ich bin, ist für die ganze Welt; er ist ein Kosmopolit; er ist eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber sie muß doch wo liegen, die Republik der Gelehrten!

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republik ist überall.

Anton. Ueberall? und also ist sie mit der Republik der Narren an einem Orte? Die, hat man mir gesagt, ist auch überall.

Damis. Ja freilich sind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar so, daß die letztern immer den größten Theil ausmachen. Du kannst es an unserm Hause sehen. Mit wie viel Thoren und Unwissenden findest du mich nicht hier umgeben? Einige davon wissen nichts, und wissen es, daß sie nichts wissen. Unter diese gehörst du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deswegen sind sie noch die erträglichsten. Andere wissen nichts, und wollen auch nichts wissen; sie halten sich bei ihrer Unwissenheit für glücklich; sie scheuen das Licht der Gelehrsamkeit — —

Anton. Das Eulengeschlecht!

Damis. Noch andere aber wissen nichts, und glauben doch, etwas zu wissen; sie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten sie etwas gelernt. Und diese sind die allerunerträglichsten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne distinguiren! Ich schimpfe meinen Vater nicht, insofern er mein Vater ist, sondern insofern ich ihn als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrsamkeit unverdienter Weise an sich reißen will. Insofern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm schon oft zu verstehen gegeben, wie ärgerlich er mir ist, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und schlechte Waaren, gutes und falsches Geld kennen darf, und höchstens das letzte für das erste wegzugeben wissen soll, wenn der, sage ich, mit seinen Schulbrocken, bei welchen ich doch noch immer etwas erinnern muß, so prahlen will. In dieser Absicht ist er ein Narr, er mag mein Vater sein oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das insofern und in Absicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht so viel Prügel umsonst geben sollen. Er hätte sie alle richtig wiederbekommen; nicht insofern als mein Vater, sondern als einer, der mich zuerst geschlagen hätte. Es lebe die Gelehrsamkeit! — —

Damis. Halt! ich besinne mich auf einen Grundsatz des natürlichen Rechts, der diesem Gedanken vortrefflich zu statten kömmt. Ich muß doch den Hobbes nachsehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine schöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweisen, daß man seinen Vater wieder prügeln dürfe? — —

Damis. Certo respectu allerdings. Nur muß man sich wol in Acht nehmen, daß man, wenn man ihn schlägt, nicht den Vater, sondern den Aggressor zu schlagen sich einbildet; denn sonst — —

Anton. Aggressor? Was ist das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausschlägt — —

Anton. Ha! ha! nun versteh ichs. Zum Exempel; Ihnen, mein Herr, stieße wieder einmal eine kleine gelehrte Raserei zu, die sich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte: so wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggressor; und ich, ich würde berechtigt sein, mich über den Aggressor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du bist toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken schon so zu richten wissen, daß der Herr unterdessen bei Seite geschafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Disciplin diese oder jene Wahrheit zu entscheiden ist. Die Prügel, die ein Bedienter von seinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, sondern in das bürgerliche Recht. Wenn sich ein Bedienter vermiethet, so vermiethet er auch seinen Buckel mit. Diesen Grundsatz merke dir!

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte ist er? O, das muß ein garstiges Recht sein! Aber ich sehe es nun schon! die verzweifelte Gelehrsamkeit, sie kann eben so leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür schützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächsernen Nasen so gut verstünde, als Sie. — — O, Herr Damis, erbarmen Sie Sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wol, wenn es dein Ernst ist, so greife das Werk an! Es erfreut mich, der Gelehrsamkeit durch mein Exempel einen Proselyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterstützen. Bringst du es zu etwas, so verspreche ich dir, dich in die gelehrte Welt selbst einzuführen, und mit einem besondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis sero ad literas admissis, oder de Opsimathia, oder auch de studio senili zu schreiben, und so wirst du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal sehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu versprechen habe? Welch Buch hattest du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war so allerliebst eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hattest du? das? Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es so hübsch klein war —

Damis. Ich hätte dir selbst kein beßres vorschlagen können.

Anton. Das dacht ich wol, daß es ein schön Buch sein müsse. Würde es wol sonst einen so schönen Rock haben?

Damis. Es ist ein Buch, das seines gleichen nicht hat. Ich habe es selbst geschrieben. Siehst du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie selbst? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder besser in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in diesem Buche, so zu reden, selbst übertroffen. So oft ich es wieder lese, so oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erst: mein Gott, das arme Mädchen! sie wird doch nicht noch in dem Kabinete stecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin? — —

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet. Hast du Lisetten gesehen?

Anton. Nun bin ich verloren! — Nein, Herr Damis, nein; so wahr ich lebe, sie ist nicht drinne.

Damis. Du hast sie also sehen heraus gehen? Ist sie schon lange fort?

Anton. Ich habe sie, so wahr ich ehrlich bin, nicht sehen herein gehen. Sie ist nicht drinne; glauben Sie mir nur, sie ist nicht drinne — —

Fünfter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Lisette. Allerdings ist sie noch drinne —

Anton. O, das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie sich hier versteckt gehalten? Arme Lisette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der Stube gewesen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Lisette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte also lieber warten, bis mich der, der mich versteckt hatte, selbst wieder hervorkommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verstecken reden die? (sachte zu Lisetten) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr selbst schon einmal versteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die gestrige Ohrfeige auslegen soll. Du Falsche!

Lisette. Schweig; sage nicht ein Wort, daß ich zuvor bei dir gewesen bin, oder — du weißt schon — —

Damis. Was schwatzt ihr denn beide da zusammen? Darf ich es nicht hören?

Lisette. Es war nichts; ich sagte ihm blos, er solle herunter gehen, daß, wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdessen sagen könnte, ich sei ausgegangen. Juliane ist mißtrauisch; sie suchte mich doch wol hier, wenn sie mich brauchte.

Damis. Das ist vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangst du im Ernste, Lisette?

Lisette. Freilich; fort, laß uns allein!

Damis. Wirst du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch selbst, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplauder werden überdrüssig sein, und das wird gar bald geschehen, wer soll sie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabei bin?

Lisette. Warte, ich will dein Lästermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann sie mir beschwerlich fällt, wird sie selbst schon so vernünftig sein, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierstube! Was wird Ihr Gott sagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Lisette. Endlich werde ich dich wol zur Stube hinaus schmeißen müssen?

Anton. Das wäre mir gelegen — — Die verdammten Mädel! auch bei dem Teufel könnèn sie sich einschmeicheln. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Lisette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Lisette. Wo blieben wir? bei dem, was ich allezeit am liebsten höre, und wovon ich allezeit am liebsten rede, bei Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine so gar kitzliche Sache wäre, einen ins Gesicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Lisette; es ist mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verschiedene Art verschiedene Personen einerlei Gegenstand betrachtet haben.

Lisette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an sich Lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernsthaften Miene, der so selten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erschütterten Bauche den ganzen Tisch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer ist das? Aus Ihrer Beschreibung, Lisette, kann ich es nicht errathen. — — O, es ist mit den Beschreibungen eine kitzliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, sie so einzurichten, daß man gleich bei dem ersten Anblicke das Beschriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bei diesem und jenem großen Philosophen, wahrhaftig bei Männern, die schon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beschreibungen, anstatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bei der Erklärung muß der Verstand in das Innere der Dinge eindringen; bei der Beschreibung aber darf man blos auf die äußerlichen Merkmale, auf das — —

Lisette. Wir kommen von unsrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wol; fahr Sie nur fort, Lisette! Von wem wollte Sie vorhin reden?

Lisette. Je, sollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläset immer die Backen auf —

Damis. Sie meint vielleicht den alten Rathsherrn?

Lisette. Ganz recht, aber seinen Namen — —

Damis. Was liegt an dem? — —

Lisette. Ja, Herr Chrysander, sagte also der Rathsherr, an dessen Namen nichts gelegen ist, Ihr Herr Sohn kann einmal der beste Rathsherr von der Welt werden, wenn er sich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geist dazu: den hat er; eine fixe Zunge: die hat er; eine tiefe Einsicht in die Staatskunst: die hat er; eine Geschicklichkeit, seine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen: die hat er; eine verschlagne Aufmerksamkeit auf die geringsten Bewegungen unruhiger Bürger: die hat er; und wenn er sie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freilich kann man die Geschicklichkeit zu einem so schweren Amte nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! Es ist zwar wahr, daß ich alle diese Geschicklichkeiten besitze; allein mit der Hälfte derselben könnte ich Geheimer Rath werden, und nicht blos — —

Siebenter Auftritt.

Anton. Lisette. Damis.

Damis. Nun, was willst du schon wieder?

Anton. Mamsell Juliane weiß es nun, daß Lisette ausgegangen ist. Fürchten Sie Sich nur nicht; sie wird uns nicht überraschen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wiederkommen?

Anton. Sollte ich wol meinen Herrn allein lassen? und dazu, es überfiel mich auf einmal so eine Angst, so eine Bangigkeit; die Ohren fiengen mir an zu klingen, und besonders das linke. — — Lisette! Lisette!

Lisette. Was willst du denn?

Anton. (sachte zu Lisetten) Was habt ihr denn beide allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkosten!

Lisette. O pack dich — Ich weiß nicht, was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es ist die höchste Zeit; du mußt wieder auf die Post sehen. Ich weiß auch gar nicht, wo sie so lange bleibt. — — Wirds bald?

Anton. Lisette, komm mit!

Damis. Was soll denn Lisette mit?

Anton. Und was soll sie denn bei Ihnen?

Damis. Unwissender!

Anton. Ja freilich ist es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (sachte zu Lisetten) Rede nur wenigstens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen. — (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Lassen Sie uns ein wenig sachte reden. Sie wissen wol, man ist vor dem Horcher nicht sicher.

Damis. Ja wol; fahr Sie also nur sachte fort!

Lisette. Sie kennen doch wol des Herrn Chrysanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? Soll ich denn alle solche Handwerksgelehrte kennen?

Lisette. Wenigstens schien er Sie sehr wol zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrsamkeit ins Wort, sollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine schöne Statur; eine starke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anständige Dreistigkeit; ein reifer Verstand, der über seine Meinungen türkenmäßig zu halten weiß: alle diese Eigenschaften glaube ich in einem ziemlich hohen Grade bei ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt ist mir bange. Ich fürchte, ich fürchte: er ist auch ein wenig von der Freigeisterei angesteckt. — — Ei, was Freigeisterei? schrie der schon halb trunkene Medikus. Die Freigeister sind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir geht, so muß er ein Medikus werden. Griechisch kann er, und Griechisch ist die halbe Medizin. (Indem sie allmählig wieder laut spricht) Freilich das Herz, das dazu gehört, kann sich niemand geben. Doch das kömmt von sich selbst, wenn man erst eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, so muß es mit den Herrn Medizinern wol sein, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erstenmale köpfen, so zittern und beben sie; je öfter sie aber den Versuch wiederholen, desto frischer geht es. — — Und auf diesen Einfall ward eine ganze Viertelstunde gelacht; in einem fort, in einem fort; sogar das Trinken ward darüber vergessen.

Neunter Auftritt.

Lisette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Post wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können Sich darauf verlassen.

Damis. Mußt du uns aber denn schon wieder stören, Idiote?

Anton. Es soll mir recht lieb sein, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeit gestört habe.

Damis. Was willst du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Lisetten schon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr sagen?

Lisette. Was wirst du mir ins Ohr zu sagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (sachte) Du denkst, ich habe nicht gehorcht? Sagtest du nicht: du hättest nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erst das Ding eine Weile würdest prakticiret haben — — O, ich habe Alles gehört. — — Kurz, wir sind geschiedne Leute! Du Unverschämte, Garstige — —

Lisette. Sage nur, was du willst?

Damis. Gleich geh mir wieder aus den Augen! Und komme mir nicht wieder vors Gesicht bis ich dich rufen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringst! — Ich kann sie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar sollte ich Hoffnung sagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und diese auf das Zukünftige geht. Doch hier ist das Zukünftige schon so gewiß als das Gegenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich so gewiß sein konnten. — — Die ganze Akademie müßte blind sein. — — Nun, was stehst du noch da? Wirst du gehen?

Zehnter Auftritt.

Lisette. Damis.

Lisette. Da sehen Sie! so lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht besser loben können, so möchten sie es nur gar bleiben lassen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch so viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl lassen, ob sie lieber einen Doktor der Gottesgelahrtheit oder der Rechte oder der Arzneikunst zu ihrem Manne haben will. In allen drei Fakultäten habe ich disputirt; in allen dreien habe ich — —

Lisette. Sie sprechen von einer Braut? heirathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat Sie auch schon davon gehört, Lisette?

Lisette. Kömmt denn wol ohn unser einer irgend in einem Hause eine Heirath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie Sich für Julianen entschließen würden! für Julianen!

Damis. Größtentheils thue ich es dem Vater zu Gefallen, der auf die außerordentlichste Weise deswegen in mich dringt. Ich weiß wol, daß Juliane meiner nicht werth ist. Allein, soll ich einer solchen Kleinigkeit wegen, als eine Heirath ist, den Vater vor den Kopf stoßen? Und dazu habe ich sonst einen Einfall, der mir ganz wol lassen wird.

Lisette. Freilich ist Juliane Ihrer nicht werth; und wenn nur alle Leute die gute Mamsell so kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Lisette.

Anton. (vor sich.) Ich kann die Leute unmöglich so alleine lassen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube sind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwissender, hast du dir es denn heute recht vorgesetzt, mir beschwerlich zu fallen?

Lisette. So lassen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, jetzt soll ich da bleiben; jetzt, da es schon vielleicht vorbei ist, was ich nicht hören und sehen sollte.

Damis. Wenn soll das vorbei sein?

Anton. Das werden Sie wol wissen.

Lisette. (sachte) Jetzt, Anton, hilf mir Julianen bei deinem Herrn recht schwarz machen. Willst du?

Anton. Ei ja doch! zum Danke vielleicht — —

Lisette. So schweig wenigstens. — — Nothwendig, Herr Damis, müssen Sie mit Julianen übel fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane ist ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt besser fahren. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück.

Lisette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn sehr redlich gesinnt sein, daß du ihm eine so unerträgliche Plage an den Hals schwatzen willst.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamsell sein, daß du ihr einen so guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönnest.

Lisette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das ist auch Alles, was sie sich wünscht. Ein Mann, der Alles gut sein läßt — —

Anton. Ho! ho! Alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Lisette ansieht? Aus der Ursache möchtest du wol selbst gern seine Frau sein? Alles? ei! unter das Alles gehört wol auch? — — du verstehst mich doch? —

Damis. Aber im Ernste, Lisette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine recht böse Frau werden wird? Hat sie in der That viel schlimme Eigenschaften?

Lisette. Viel? Sie hat sie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widersprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Lisette. Wo soll ich anfangen? — Sie ist albern — —

Damis. Kleinigkeit! Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist zänkisch — — Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist eitel — — Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! sag ich.

Lisette. Sie ist keine Wirthin — —

Damis. Kleinigkeit! Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beständige Ergetzlichkeiten und Schmausereien um alle das Ihrige bringen — —

Damis. Kleinigkeit! Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Herde Kinder auf den Hals laden — — Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die besten Weiber am ersten.

Lisette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt sind. Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Lisette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn, Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug sein kann. Ist sie albern? ich bin desto klüger; ist sie zänkisch? ich bin desto gelassener; ist sie eitel? ich bin desto philosophischer gesinnt; verthut sie? sie wird aufhören, wenn sie nichts mehr hat; ist sie fruchtbar? so mag sie sehen, was sie vermag, wann sie es mit mir um die Wette sein will. Ein jedes mache sich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Lisette ihre Ursachen haben muß, Julianen so zu verleumden?

Damis. Ach freilich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beschreibt sie mir also vollkommen nach meinem Geschmacke. Sie hat es ohne Zweifel geschlossen, daß ich ihre Mamsell nur eben deswegen, weil sie das unerträglichste Frauenzimmer ist, heirathen will.

Lisette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geschlossen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur — —

Damis. Das geht zu weit, Lisette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich gesagt habe, ist die Frucht einer nur allzu scharfen Ueberlegung. Ja, es ist beschlossen: ich will die Zahl der unglücklich scheinenden Gelehrten, die sich mit bösen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieser Vorsatz ist nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es sich jetzt sollen träumen lassen, jetzt, da es Ernst werden soll! Ich muß lachen; Lisette wollte ihn von der Heirath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal soll geheirathet sein. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; also wähle ich mir eine recht schlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt noch warm, weder recht gut noch recht schlimm ist, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird sich nach seinem Tode um sie bekümmern? Gleichwol verdient er es doch, daß sein ganzes Haus mit ihm unsterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, so will ich wenigstens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann seine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater als der einzige Sohn schuldig, auf die Erhaltung seines Namens mit der äußersten Sorgfalt bedacht zu sein.

Lisette. Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen so großen Geist gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch glaube ich den stärksten Beweis davon zu geben.

Lisette. Ich möchte platzen! — — Ja, ja, den stärksten Beweis, daß niemand schwerer zu fangen ist, als ein junger Gelehrter; nicht sowol wegen seiner Einsicht und Verschlagenheit, als wegen seiner Narrheit.

Damis. Wie so naseweis, Lisette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Lisette. Ich will Ihnen die Verweise ersparen. Valer soll gleich von Allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerin.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da sehen Sie! nun läuft sie fort, da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen. — —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieses Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Mensch ist? Durch den Verstand. Wodurch zeigt man, daß man Verstand hat? Wann man die Gelehrten und die Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen weiß. Dieses kann kein Weibsbild, und also hat es keinen Verstand, und also ist es kein Mensch. Ja, wahrhaftig ja; in diesem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie ist mir denn? ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie Herr Valer gesucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn sprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten sind vorbei, da ich ihn hochschätzte. Er hat seit einigen Jahren die Bücher bei Seite gelegt; er hat sich das Vorurtheil in den Kopf setzen lassen, daß man sich vollends durch den Umgang und durch die Kenntniß der Welt geschickt machen müsse, dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Was kann ich mehr thun, als ihn

bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch seiner schämen müssen. Ich werde mich schämen müssen, daß ich ihn ehemals meiner Freundschaft werth geschätzt habe. O, wie ekel muß man in der Freundschaft sein! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchsten Grad gewesen bin? Umsonst habe ich mich vor der Bekanntschaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umsonst habe ich mich bestrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geistern umzugehen: dennoch mußte mich Valer unter der Larve eines solchen hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören soll.

Damis. Ich hätte über sein kaltsinniges Kompliment bersten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwol kam er von Berlin, und gleichwol hätte er mir die allerangenehmste Neuigkeit zuerst berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er kömmt. Sehen Sie, daß er sich nicht dreimal rufen läßt?

Dreizehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebster Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe störe — —

Anton. Wenn er doch gleich sagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich sollte glauben, daß Sie mich zu stören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wol; Sie kommen, mir die angenehmsten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der seine Belohnung erwartet, würdig sind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich!

Valer. Sie irren sich, liebster Freund. Ich komme, Ihnen die Unbeständigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich ansehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, sich mit mir vertraulicher zu besprechen und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausspruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; lassen Sie uns einen Augenblick von etwas minder Gleichgiltigem reden.

Damis. Von etwas minder Gleichgiltigem? Also ist Ihnen meine Ehre gleichgiltig? Falscher Freund! — —

Valer. Ihnen wird diese Benennung zukommen, wann Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das Wichtigste ist, abbringen werden. Ist es wahr, daß Sie Julianen heirathen wollen? daß Ihr Vater dieses allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in seiner Wahl minder frei zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher versprochen, meiner Liebe behilflich zu sein?

Damis. Sie ereifern Sich, Valer; und vergessen, daß ein Weibsbild die Ursache ist. Schlagen Sie Sich diese Kleinigkeit aus dem Sinne! — — Sie müssen in Berlin gewesen sein, da die Akademie den Preis auf dieses Jahr ausgetheilt hat. Die Monaden sind die Aufgabe gewesen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Devise — —

Valer. Wie grausam sind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Besinnen Sie Sich: sollte nicht die Devise Unum est necessarium sein gekrönt worden? Ich schmeichle mir wenigstens — —

Valer. Bald schmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie so ausschweifend sehe. Bald werde ich nun auch glauben müssen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterei von Lisetten gehalten habe, gegründet sei. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten sie für die Schande ihres Geschlechts, und eben deswegen wollen Sie sie heirathen? Was für ein ungeheurer Einfall! Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja, lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick solchen Unsinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Lisetten zum besten gehabt, oder Lisette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein solcher Entschluß kommen! Ihn zu verabscheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt sind. Aber lösen Sie mir, ich bitte Sie, dieses marternde Räthsel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geschwätze aufmerksam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachsetzen soll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie scherzen. Sie wollen versuchen, ob ich in meinen Entschließungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich scherzen? Der Scherz sei verflucht, der mir hier in den Sinn kommt! — —

Damis. Desto lieber ist mir es, wann Sie endlich ernsthaft reden wollen. Was ich Ihnen sage: die Schrift mit der Devise Unum est necessarium. — —

Vierzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis. Valer. Anton.

Chrys. (mit einem Zeitungsblatt in der Hand). Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn ist nicht von der Heirath abzubringen! Sehen Sie, daß nicht sowol ich als er auf diese Heirath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heirath dringen?

Chrys. St! st! st!

Damis. Ei was st! st! Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen sei? Chrys. St! st! st!

Valer. O brauchen Sie doch keine Umstände. Ich sehe es ja wol! Sie sind mir beide entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieses Haus führen müssen! Ich muß eine liebenswürdige Person antreffen; ich muß ihr gefallen und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hoffnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf Ihre Freundschaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen muß man auf die Berlinische Akademie recht böse sein. Bedenken Sie doch, sie will künftig die Aufgaben zu dem Preise zwei Jahr vorher bekannt machen. Warum denn zwei Jahr? war es nicht an einem genug? Hält sie denn die Deutschen für so langsame Köpfe? Seit ihrer Erneurung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeschickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keiner zugebracht.

Chrys. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen ist? Ich habe hier eben die neueste Zeitung. Sie haben sich die Köpfe wacker gewaschen. Doch die Alliirten, ich bin in der That recht böse auf sie. Haben sie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht?

Anton. Nun, da reden alle drei etwas Anders! Der spricht von der Liebe; der von seinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas Besonders reden soll, so werde ich vom Abendessen reden. Vom Mittage an bis auf den Abend um sechs Uhr zu fasten sind keine Narrenspossen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbesonnene Akademie!

Chrys. Die dummen Alliirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langsamen Bratenwender!

Fünfzehnter Auftritt.

Lisette. Damis. Valer. Chrysander. Anton.

Lisette. Nun, Herr Chrysander? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tische rufen wollen? Ich sehe aber, Sie wollen selbst gerufen sein. Es ist schon aufgetragen!

Anton. Das war die höchste Zeit! dem Himmel sei Dank!

Chrys. Es ist wahr, es ist wahr; ich hätte es bald vergessen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer! wir wollen die jetzigen Staatsgeschäfte ein wenig mit einander bei einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie Sich Julianen aus dem Kopfe! Und du mein Sohn, du magst mit deiner Braut schwatzen! Du wirst gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht so eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verstehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böse Frau gewesen sei?

Chrys. Willst du sie etwa für eine gute halten? Du wirst doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfui! das heißt einen ABCschnitzer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meinung anführen kann. Das ist das erste, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Lisette. Das ewige Geplaudre!

Chrys. Lisette hat Recht! Mein Sohn, contra principia negantem non est disputandum. Kommt! Kommt!

(Chrysander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun ist Alles für mich verloren, Lisette. Was soll ich anfangen?

Lisette. Ich weiß keinen Rath; wann nicht der Brief — —

Valer. Dieser Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Lisette. Ei was Betrug? Wenn der Betrug nützlich ist, so ist er auch erlaubt. Ich sehe es wol, ich werde es selbst thun müssen. Kommen Sie nur fort und fassen Sie wieder Muth!

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Lisette. Anton.

Lisette. So warte doch, Anton!

Anton. Ei, laß mich zufrieden! Ich mag mit dir nichts zu thun haben.

Lisette. Wollen wir uns also nicht wieder versöhnen? Willst du nicht thun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir sollte ich etwas zu gefallen thun?

Lisette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, thu es immer! Wie leicht kannst du nicht dem Alten den Brief geben und ihm sagen, der Postträger habe ihn gebracht!

Anton. Geh! du Schlange! Wie sie nun schmeicheln kann! — — Halte mich nicht auf! Ich soll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen!

Lisette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er denn mit dem Buche bei Tische?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müssige Weile haben, so muß er sich doch wol etwas zu thun machen.

Lisette. Die Zeit wird ihm lang? bei Tische? Wenn es noch in der Kirche wäre. Reden sie denn nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, wenn es auf einem Todtenmahle so stille zugehen kann.

Lisette. Wenigstens wird der Alte reden.

Anton. Der redt, ohne zu reden. Er ißt und redt zugleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, wenn er noch dazu trinken könnte, und das alles Dreies auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller; das eine Auge sieht auf den und das andre auf jenes. Mit dem einem Backen kaut er und mit dem andern redt er. Da kann es freilich nun nicht anders sein, die Worte müssen auf dem Gekauten sitzen bleiben, so daß man ihn mit genauer Noth noch murmeln hört.

Lisette. Was machen aber die Uebrigen?

Anton. Die Uebrigen? Valer und Juliane sind wie halb todt. Sie essen nicht und reden nicht! sie sehen einander an; sie seufzen; sie schlagen die Augen nieder; sie schielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; sie werden weiß; sie werden roth. Der Zorn und die Verzweiflung sieht Beiden aus den Augen. — Aber juchhe! so recht! Siehst du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr soll Julianen haben, und wenn — —

Lisette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er kritzelt mit der Gabel auf dem Teller; hängt den Kopf; bewegt das Maul, als ob er mit sich selbst redte; wackelt mit dem Stuhle; stößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; thut, als wenn er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt er auf, und spricht wol gar, ich hätte es umgegossen. — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch suchen. Auf dem Tische zur rechten Hand soll es liegen. Ja zur rechten Hand; welche rechte Hand meint er denn? Trete ich so, so ist das die rechte Hand; trete ich so, so ist sie das; trete ich so, so ist sie das; und das wird sie, wenn ich so trete. (tritt an alle vier Seiten des Tisches) Sage mir doch, Lisette, welches ist denn die rechte rechte Hand?

Lisette. Das weiß ich so wenig, als du! Schade auf das Buch; er mag es selbst holen. Aber Anton, wir vergessen das Wichtigste: den Brief — —

Anton. Kömmst du mir schon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch; deinetwegen soll ich meinen Herrn betrügen?

Lisette. Es soll aber dein Schade nicht sein.

Anton. So? Ist es mein Schade nicht, wann ich das, was mir Chrysander versprochen hat, muß sitzen lassen?

Lisette. Dafür aber verspricht dich Valer schadlos zu halten.

Anton. Wo verspricht er mir es denn?

Lisette. Wunderliche Haut! ich verspreche es dir an seiner Statt.

Anton. Und wenn du es auch an seiner Statt halten sollst, so werde ich viel bekommen. Nein, nein; ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache.

Lisette. Wenn du die Taube gewiß fangen kannst, so wird sie doch besser sein, als der Sperling!

Anton. Gewiß fangen! als wenn sich Alles fangen ließe? Nicht wahr, wann ich die Taube haschen will, so muß ich den Sperling aus der Hand fliegen lassen?

Lisette. So laß ihn fliegen!

Anton. Gut! und wann sich nun die Taube auch davon macht? Nein, nein! Jungfer, so dumm ist Anton nicht.

Lisette. Was du für kindische Umstände machst! Bedenke doch, wie glücklich du sein kannst.

Anton. Wie denn? laß doch hören!

Lisette. Valer hat versprochen, mich auszustatten. Was sind so einem Kapitalisten tausend Thaler?

Anton. Auf die machst du dir Rechnung?

Lisette. Wenigstens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen lassen, wann du mir behilflich wärest. Ich hätte alsdenn Geld! du hättest auch Geld: könnten wir nicht ein allerliebstes Paar werden?

Anton. Wir? ein Paar? Wenn dich mein Herr nicht versteckt hätte.

Lisette. Thust du nicht recht albern! Ich habe dir ja Alles erzählt, was unter uns vorgegangen ist. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das sind verdammte Thiere, die Bücherwürmer. Es ist schon wahr, ein Mädel wie du, mit tausend Thaler, die ist wenigstens tausend Thaler werth; aber nur das Kabinet — — das Kabinet — —

Lisette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht so lange bitten!

Anton. Warum willst du aber dem Alten den Brief nicht selbst geben?

Lisette. Ich habe dir ja gesagt, was darin steht. Wie leicht könnte Chrysander nicht argwöhnen — —

Anton. Ja, ja, mein Aeffchen, ich merk es schon; du willst die Kastanien aus der Asche haben, und brauchst Katzenpfoten dazu.

Lisette. Je nun, mein liebes Katerchen, thu es immer!

Anton. Wie sie es einem ans Herze legen kann! Liebes Katerchen! Gieb nur her, den Brief; gieb nur!

Lisette. Da, mein unvergleichlicher Anton — —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausstattung seine Richtigkeit? — Lisette. Verlaß dich drauf — —

Anton. Und mit meiner Belohnung oben drein? — —

Lisette. Desgleichen.

Anton. Nun wol, der Brief ist übergeben!

Lisette. Aber sobald, als möglich —

Anton. Wenn du willst, jetzt gleich. Komm! — — Potz Stern! wer kömmt? — — Zum Henker, es ist Damis.

Zweiter Auftritt.

Damis. Anton. Lisette.

Damis. Wo bleibt denn der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Lisette und — — Kurz, ich kann es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht finden? Ich habe dir ja gesagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wol gesagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dummkopf, kannst du nicht so viel errathen, daß ich von der Seite rede, an welcher ich sitze?

Anton. Es ist auch wahr, Lisette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis ist doch immer klüger, als wir! (indem er ihm hinterwärts einen Mönch sticht) Nun will ich es wol finden. Weiß eingebunden, rothen Schnitt, nicht? Gehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun ist es Zeit, da wir schon vom Tische aufgestanden sind.

Anton. Schon aufgestanden? Zum Henker, ich bin noch nicht satt. Sind sie schon alle, alle aufgestanden?

Damis. Mein Vater wird noch sitzen und die Zeitung auswendig lernen, damit er morgen in seinem Kränzchen den Staatsmann spielen kann. Geh geschwind, wenn du glaubst, vom seinen politischen Brocken satt zu werden. Was will aber Lisette hier?

Lisette. Bin ich jetzt nicht eben sowol zu leiden, als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein! Vorhin glaubte ich, Lisette hätte wenigstens so viel Verstand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelstunde erträglich sein könnte; aber ich habe mich geirrt. Sie ist so dumm, wie alle Uebrigen im Hause.

Lisette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller Uebrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja jetzt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß sie recht zanken! Aber zuhören mag ich nicht. — — Lisette, ich will immer gehen.

Lisette (sachte). Den Brief vergiß nicht; geschwind!

Damis. So! hast du Lisetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir: bleib da! Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hättest.

Anton. Auf die Post, Herr Damis; auf die Post!

Damis. Doch, es ist wahr; nun so geh! geh!

Dritter Auftritt.

Damis. Lisette.

Damis. Lisette kann sich nur auch gleich mit fortmachen. Will denn meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald ist der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich denn nicht einen Augenblick allein sein? (setzt sich an seinen Tisch). Die Musen verlangen Einsamkeit, und nichts verjagt sie eher, als der Tumult. Ich habe so viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerst anfangen soll; und gleichwol stört man mich. Mit der Heirath, mit einer so nichtswürdigen Sache, ist der größte Theil des Nachmittags darauf gegangen; soll mir denn auch der Abend durch das ewige Hin- und Widerlaufen entrissen werden? Ich glaube, daß in keinem Hause der Müssiggang so herrschen kann, als in diesem.

Lisette. Und besonders auf dieser Stube.

Damis. Auf dieser Stube? Ungelehrte! Unwissende!

Lisette. Ist das geschimpft oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele! die Unwissenheit, die Ungelehrsamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf? So möchte ich doch die Begriffe wissen, die eine so unsinnige Schwätzerin von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bei ihr die Gelehrsamkeit ein Schimpf ist?

Lisette. Wahrhaftig, wann sie durchgängig von dem Schlage ist, wie bei Ihnen — —

Damis. Nein, das ist sie nicht! Die Wenigsten haben es so weit gebracht — —

Lisette. Daß man nicht unterscheiden kann, ob sie närrisch oder gelehrt sind? — —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren — —

Lisette. Thun Sie das und fahren Sie in eine klügere!

Damis. Wie lange soll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigsten Kreatur ausgesetzt sein? — — Tausend würden sich glücklich preisen, wenn sie nur den zehnten Theil meiner Verdienste hätten. Ich bin erst zwanzig Jahr alt; und wie viele wollte ich finden, die dieses Alter beinahe dreimal auf sich haben, und gleichwol mit mir — — Doch ich rede umsonst. Was kann es mir für Ehre bringen, eine Unsinnige von meiner Geschicklichkeit zu überführen? Ich verstehe sieben Sprachen vollkommen, und bin erst zwanzig Jahr alt. In dem ganzen Umfange der Geschichte und in allen mit ihr verwandten Wissenschaften bin ich ohne gleichen — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Wie stark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchste Würde, die ich schon vor drei Jahren darin erhalten habe. Noch unwidersprechlicher wird es die Welt jetzt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünschte Post! — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Von meiner mehr als demosthenischen Beredsamkeit kann meine satyrische Lobrede auf den Nix der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Freilich! Auch in der Poesie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichsten Lorbeer ausstrecken. Gegen mich kriecht Milton, und Haller ist gegen mich ein Schwätzer. Meine Freunde, welchen ich sonst zum öftern meine Versuche, wie ich sie zu nennen beliebe, vorgelesen habe, wollen jetzt gar nichts mehr davon hören und versichern mich allezeit auf das aufrichtigste, daß sie schon genugsam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geschichtskundiger, ein Weltweiser, ein Redner, ein Dichter — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt! Ein Weltweiser ohne Bart und ein Redner, der noch nicht mündig ist! schöne Raritäten!

Damis. Fort! den Augenblick aus meiner Stube!

Lisette. Den Augenblick? Ich möchte gar zu gern die schöne Ausrufung: und Sie sind erst zwanzig Jahr alt! noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an Sich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun so will ich es selbst thun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie sind noch nicht klug, und sind schon zwanzig Jahr alt!

Damis. Was? wie? (steht zornig auf).

Lisette. Leben Sie wol! leben Sie wol!

Damis. Himmel! was muß man von den ungelehrten Bestien erdulden! Ist es möglich, von einem unwissenden Weibsbilde — —

Vierter Auftritt.

Chrysander. Anton. Damis.

Chrys. Das ist ein verfluchter Brief, Anton! Ei! ei! mein Sohn, mein Sohn, post coenam stabis vel passus mille meabis. Du wirst doch nicht schon wieder sitzen?

Damis. Ein Andrer, der nichts zu thun hat, mag sich um dergleichen barbarische Gesundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beschäftigungen — —

Chrys. Was willst du von wichtigen Beschäftigungen reden?

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meisten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tische sehen, warten theils auf meine Noten, theils auf meine Uebersetzung, theils auf meine Widerlegung, theils auf meine Vertheidigung, theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chrys. Laß sie warten! Jetzt — —

Damis. Jetzt kann ich freilich nicht Alles auf einmal verrichten. Wann ich nur erst mit dem Wichtigsten werde zu Stande sein. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewisse Untersuchung für Nachschlagen und Kopfbrechen kostet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, so habe ich es bewiesen, daß sich Kleopatra die Schlangen an den Arm und nicht an die Brust gesetzt hat — —

Chrys. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir wäre beinahe jetzt auch eine in Busen gekrochen; aber noch ist es Zeit. Höre einmal, mein Sohn; hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach lieber Anton! einen Brief? Liebster Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Lassen Sie mich nicht länger warten; wo ist er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören, an meiner Geschicklichkeit zu zweifeln? Wie glücklich bin ich! Anton, weißt du es auch schon, was darin steht?

Chrys. Was schwärmst du wieder? Der Brief ist nicht von Berlin; er ist von meinem Advokaten aus Dresden, und nach dem, was er schreibt, kann aus deiner Heirath mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! so bist du noch nicht wieder auf der Post gewesen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Post nichts zu thun ist.

Damis. Ah, verberabilissime, non fur, sed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn sogar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß! Wird dir denn ein vergebner Gang gleich den Hals kosten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verstanden habe, so mag es hingehen.

Chrys. Aber sage mir nur, Damis: nicht wahr, du hast doch einen kleinen Widerwillen gegen Julianen? Wenn das ist, so will ich dich nicht zwingen. Du mußt wissen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Ist die Heirath schon wieder auf dem Tapete? Wann Sie doch wegen meines Widerwillens unbesorgt sein wollten! Genug, ich heirathe sie — —

Chrys. Das heißt so viel, du wolltest dich meinetwegen zwingen? Das will ich durchaus nicht. Wenn du gleich mein Sohn bist, so bist du doch ein Mensch; und jeder Mensch wird frei geboren; er muß machen können, was er will; und — kurz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurück.

Damis. Wieder zurück? und vor einigen Stunden konnte ich mich nicht hurtig genug entschließen? Wie soll ich das verstehen?

Chrys. Das sollst du so verstehen, daß ich es überlegt habe, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, sie mir auch nicht ansteht; daß ich ihre wahren Umstände in diesem Briefe

wieder gefunden habe, und daß — — Du siehst es ja, daß ich den Brief nur jetzt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar wahrhaftig nicht, was ich davon denken soll? Die Hand meines Advokaten ist es nicht — —

(Damis setzt sich wieder an den Tisch)

Anton. Nicht? o, die Leutchen müssen mehr als eine Hand zu schreiben wissen.

Chrys. Zu geschwind ist es beinahe auch. Kaum sind es acht Tage, daß ich ihm geschrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit schon haben untersuchen können? Von wem hast du denn den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Lisetten.

Chrys. Und Lisette?

Anton. Von dem Postträger, ohne Zweifel!

Chrys. Aber warum bringt denn der Kerl die Briefe nicht mir selbst?

Anton. Sie werden sich doch in den Händen, wodurch sie gehen, nicht verändern können?

Chrys. Man weiß nicht — — Gleichwol aber lassen sich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß also wol den sichersten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — — Aber, ich glaube gar, du hast dich wieder an den Tisch gesetzt, und studierst?

Damis. Mein Gott! ich habe zu thun, ich habe sogar viel zu thun.

Chrys. Drum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe: die Heirath mit Julianen war nichts, als ein Gedanke, den du wieder vergessen kannst. Wann ich es recht überlege, so hat doch Valer das größte Recht auf sie.

Damis. Sie betrügen Sich, wann Sie glauben, daß ich nunmehr davon abgehen werde. Ich habe Alles wol überleget, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trocknen Worten sagen, daß eine böse Frau mir helfen soll, meinen Ruhm unsterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böse Frau, an die man nicht denken würde, wann sie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unsterblich machen will. Der Charakter eines solchen Eheteufels wird auf den meinigen ein gewisses Licht werfen — —

Chrys. Nun wol, wol; so nimm dir eine böse Frau; nur aber eine mit Gelde, weil an einer solchen die Bosheit noch erträglich ist. Von der Gattung war meine erste selige Frau. Um die zwanzig tausend Thaler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des bösen Feindes Schwester heirathen wollen — — Du mußt mich nur recht verstehen: ich meine es nicht nach den Worten. — Wann sie aber böse sein soll, deine Frau, was willst du mit Julianen? — — Höre, ich kenne eine alte Witwe, die schon vier Männer ins Grab gezankt hat; sie hat ihr feines Auskommen: ich dächte, das wäre deine Sache; nimm die! Ich habe dir das Maul einmal wässrig gemacht, ich muß dir also doch etwas darein geben. Wann es einmal eine Xantippe sein soll, so kannst du keine beßre finden.

Damis. Mit Ihrer Xantippe! ich habe es Ihnen ja schon mehr als einmal gesagt, daß Xantippe keine böse Frau gewesen ist. Haben Sie meine Beweisgründe schon wieder vergessen?

Chrys. Ei was! mein Beweis ist das ABCbuch. Wer so ein Buch hat schreiben können, das so allgemein geworden ist, der muß es gewiß besser verstanden haben, als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Xantippe eine böse Frau gewesen ist. Ich könnte mich nicht zufrieden geben, wenn ich meine erste Frau so oft sollte gelobt haben. Schweig also mit deinen Narrenspossen; ich mag von dir nicht besser unterrichtet sein.

Damis. So wird uns gedankt, wenn wir die Leute aus ihren Irrthümern helfen wollen.

Chrys. Seit wenn ist denn das Ei klüger als die Henne? he? Herr Doktor, vergeß Er nicht, daß ich Vater bin und daß es auf den Vater ankömmt, wenn der Sohn heirathen soll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wissen — —

Damis. Und warum nicht?

Chrys. Soll ich meinem einzigen Sohne ein armes Mädchen aufhängen? Du bist nicht werth, daß ich für dich so besorgt bin. Du weißt ja, daß sie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte sie vorhin, da ich sie heirathen sollte, mehr als jetzt?

Chrys. Das verstehst du nicht. Ich wußte wol, was ich vorhin that: aber ich weiß auch, was ich jetzt thue.

Damis. Gut, desto besser ist es, wann sie kein Geld hat. Man wird mir also nicht nachreden können, die böse Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugestehen müssen, daß ich keine andere Absicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bei Erduldung eines solchen Weibes nöthig sind.

Chrys. Eines solchen Weibes! Wer hat dir denn gesagt, daß Juliane eine böse Frau werden wird?

Damis. Wann ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, so würde ich es schon daraus schließen können, weil Sie daran zweifeln.

Chrys. Fein naseweiß, mein Sohn! fein naseweiß! Ich habe Julianen auferzogen; sie hat viel Wohlthat bei mir genossen; ich habe ihr alles Gute beigebracht; wer von ihr übles spricht, der spricht es zugleich von mir. Was? ich sollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wissen? Ich sollte ein Mädchen, das unter meiner Aufsicht groß geworden ist, nicht so weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtschaffne, wackre Frau würde? Reich habe ich sie freilich nicht machen können; ich bin der Wohlthat selbst noch benöthigt. Aber daß ich sie nicht tugendhaft, nicht verständig gemacht hätte, das kann mir nur einer nachreden, der so dumm ist, als du, mein Sohn. Nimm mir es nicht übel, daß ich mit der Sprache herausrücke. Du bist so ein eingemachter Narre, so ein Stockfisch — — nimm mir es nicht übel, mein Sohn — — so ein überstudierter Pickelhäring — — aber nimm mirs nicht übel — —

Damis. (bei Seite) Bald sollte ich glauben, daß sein erster Handel mit eingesalzenen Fischen gewesen sei. — — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts sagen; die Tugend ist oft eine Art von Dummheit. Aber was ihren Verstand anbelangt, von dem werden Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun schon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein Paar Worte mit ihr zu sprechen: hat sie aber wol jemals an meine Gelehrsamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt sein; so eitel bin ich nicht: nur muß man den Leuten ihr Recht widerfahren lassen — —

Fünfter Auftritt.

Chrysander. Damis. Valer.

Chrys. Gut, gut, Herr Valer! Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Mensch wieder?

Valer. Ich komme Abschied von Ihnen beiden zu nehmen — —

Chrys. Abschied? so zeitig? warum denn?

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie im Ernste fragen.

Chrys. Gott weiß es, Herr Valer; in dem aller ernstlichsten Ernste. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wissen, wie lieb mir die Person allezeit gewesen ist, die Sie mir heute entreißen. Doch das Unglück wäre klein, wenn es mich nur allein träfe. Sie wollen noch dazu diese geliebte Person mit einem verbinden, der sie eben so sehr haßt, als ich sie verehre? Meine ganze Seele ist voller Verzweiflung, und von nun an werde ich weder hier noch irgendswo in der Welt wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich — —

Chrys. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Uebel ist vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beschimpfen mich, wenn Sie glauben, daß ich jemals diesen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz als das meinige ist tödtlich sein.

Damis. Was für ein Gewäsche! (setzt sich an seinen Tisch)

Valer. Wie glücklich sind Sie, Damis! Lernen Sie wenigstens Ihr Glück erkennen; es ist der geringste Dank, den Sie dem Himmel schuldig sind. Juliane wird die Ihrige — —

Chrys. Ei, wer sagt denn das? Sie soll noch zeitig genug die Ihrige werden, Herr Valer, nur Geduld!

Valer. Halten Sie inne mit ihren kalten Verspottungen — —

Chrys. Verspottungen? Sie müssen mich schlecht kennen. Was ich sage, das sag ich. Ich habe die Sache nun besser überlegt; ich sehe, Juliane schickt sich für meinen Sohn nicht und er sich noch vielweniger für Julianen. Sie lieben sie; Sie haben längst bei mir um sie angehalten; wer am ersten kömmt, der muß am ersten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohne davon geredt — — Sie kennen ihn ja. — —

Valer. Himmel, was hör ich? Ist es möglich? welche glückliche Veränderung! Erlauben Sie, daß ich Sie tausendmal umfange. Soll ich also doch noch glücklich sein? O Chrysander! o Damis!

Chrys. Reden Sie mit ihm, und setzen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen und ihr meinen veränderten Entschluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übel nehmen?

Valer. Uebel? Sie werden ihr das Leben wieder geben, so wie Sie es mir wieder gegeben haben.

Chrys. Ei! kann ich das? (geht ab)

Sechster Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone soll ich nun mit Ihnen reden, liebster Freund? Das erneuerte Versprechen Ihres Vaters berechtigte mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, so bald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm soll es mir sein, wann ich ihren Besitz zum Theil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton. (kömmt) Was soll der? ist Ihnen die Post wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! sie muß nothwendig da sein.

Anton. Aber ich sage Ihnen, daß sie bei so übeln Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kann.

Damis. Giebst du abermals eine Stunde zu? Kurz, gehe! und kömmst du leer wieder, so sieh dich vor!

Anton. Wenn ich diese Nacht nicht sanft schlafe, so glaube ich zeitlebens nicht mehr, daß die Müdigkeit etwas dazu helfen kann. (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Damis. Valer.

Valer. So? anstatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben also mit mir gesprochen? Ich habe den Kopf so voll; es ist mir unmöglich, auf Alles zu hören.

Valer. Und Sie wollen Sich auch bei mir verstellen? Ich weiß die Zeit noch sehr wol, da ich in eben dem wunderbaren Wahne stand, es ließe gelehrt, so zerstreut als möglich und auf nichts als auf sein Buch aufmerksam zu thun. Doch glauben Sie nur, der muß sehr einfältig sein, den Sie mit diesen Gaukeleien hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müssen noch einfältiger sein, daß Sie glauben können, ein jeder Kopf sei so gedankenleer, als der Ihrige. Und verdient denn Ihr Geschwätz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, sobald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört; Sie sind ja berechtiget, mich zu übergehen — —

Valer. Das muß doch eine besondere Art der Zerstreuung sein, in welcher man des Andern Reden gleichwol so genau höret, daß man sie von Wort zu Wort wiederholen kann.

Damis. Ihre Spötterei ist sehr trocken (sieht wieder auf sein Buch).

Valer. Doch aber zu empfinden? — — Was für eine Marter ist es, mit einem Menschen von Ihrer Art zu thun zu haben? Es giebt deren wenige — —

Damis. Das sollte ich selbst glauben.

Valer. Es würden sich aber mehrere finden, wenn selbst — —

Damis. Ganz recht; wenn die wahre Gelehrsamkeit nicht so schwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner und ein unermüdeter Fleiß nicht so etwas Beschwerliches wären — —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrsamkeit und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Thorheit reden. Hierin, meinte ich, würden Sie mehrere Ihres gleichen finden, wenn selbst diese Thorheit ihren Sklaven nicht zur Last werden müßte.

Damis. Verdienen Sie also, daß ich Ihnen antworte? (sieht wieder in sein Buch).

Valer. Und verdienen Sie wol, daß ich noch Freundes genug bin, mit Ihnen ohne Verstellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Thorheiten bei mehrerm Verstande bereuen — —

Damis. Bei mehrerm Verstande? (spöttisch)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das ist wunderbar! Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachsen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwol schon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget sei? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug täglich zu mehrerm Verstande zu kommen streitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden so spöttisch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da ist sie selbst! (lauft ihr entgegen) Ah, Juliane — —

Achter Auftritt.

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glückliche Veränderung! — —

Damis. (indem er sich auf dem Stuhle umwendet) Die Ehre, Sie hier zu sehen, Mademoisell, habe ich ohne Zweifel einem Irrthume zu danken! Sie glauben vielleicht, in Ihr Schlafzimmer zu kommen — —

Juliane. Dieser Irrthum wäre unvergeblich! Nein! mein Herr, es geschieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich diesen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzusagen, und mich bei Ihrer Muse zu entschuldigen, daß ich beinahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen so liebenswürdigen Geist abspenstig zu machen.

Valer. O wie entzückt bin ich, schönste Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu sehen.

Damis. Wenn ich das Gewäsche eines Frauenzimmers recht verstehe, so kommen Sie, ein Paktum aufzuheben, welches doch alle Requisita hat, die zu einem unumstößlichen Patto erfordert werden.

Juliane. Und wann ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verstehen darf, so haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater ist ein Idiote. Kömmt es denn nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoisell, an, einen Vertrag, der an meinem Theil fest bestehet, ungiltig zu machen? — — Es wird sich Alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich jetzt ungestört zu lassen — — (wendet sich wieder an den Tisch).

Valer. Was für ein Bezeigen; hat man jemals einem Frauenzimmer, auf dessen Besitz man Anspruch macht, so begegnet?

Damis. Und ist man jemals einem beschäftigten Gelehrten so überlästig gewesen? Diese verdrießliche Gesellschaft los zu werden, muß ich nur selbst meine vier Wände verlassen.

Neunter Auftritt.

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine bessere Freude mag uns jetzt erfüllen; und beinahe gehört eine Art von Grausamkeit dazu, sich über einen so kläglichen Thoren lustig zu machen. Wie soll ich Ihnen die Regungen meines Herzens beschreiben, jetzt, da man ihm alle seine Glückseligkeit wiedergegeben hat? Ich beschwöre Sie, Juliane, wann Sie mich lieben, so verlassen Sie noch heute mit mir dieses gefährliche Haus. Setzen Sie Sich nicht länger der Ungestümigkeit eines veränderlichen Alten, der Raserei eines jungen Pedanten, und der Schwäche Ihrer eignen allzuzärtlichen Denkungsart aus. Sie sind mir in einem Tage genommen und wieder gegeben worden; lassen Sie ihn den ersten und den letzten sein, der so grausam mit uns spielen darf!

Juliane: Fassen Sie Sich, Valer! Wir wollen lieber nichts thun, was uns einige Vorwürfe von Chrysandern zuziehen könnte. Sie sehen, er ist auf dem besten Wege, und ich liebe ihn eben so sehr, als ich den Damis verachte. Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal seiner Vorsorge entzöge, würde ich ihm für seine Wohlthaten schlecht danken — —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohlthaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von diesen gefährlichen Banden befreiet habe. Erlauben Sie mir, daß ich sie sogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennützigen — —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer; er ist das nicht; und schon seine Veränderung zeigt es, daß Lisette falsch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich diese Veränderung zuschreiben soll — — (nachsinnend)

Valer. Warum auf einmal so in Gedanken? Die Ursache, die ihn bewogen hat, mag sein, welche es will, ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels ist.

Juliane. Des Himmels oder Lisettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe gesagt haben. Sollte wol Lisettens allzugroße Dienstfertigkeit — —

Valer. Welche Einbildung, liebste Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in diesen kleinen Betrug nicht willigen wollte.

Juliane. Gleichwol, je mehr ich nachdenke —

Valer. Wann es nun auch wäre, wollten Sie denn deswegen — —

Juliane. Wann es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt.

Lisette. Valer. Juliane.

Juliane. Du kömmst als gerufen, Lisette.

Lisette. Nun? gehen meine Sachen nicht vortrefflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie sich Damis und

Chrysander zanken? „Du sollst sie nicht bekommen; ich muß sie bekommen: ich bin Vater; Sie haben mir sie versprochen; ich habe mich anders besonnen; ich aber nicht: so muß es noch geschehen; das ist unmöglich; unmöglich oder nicht: kurz ich geh nicht ab; ich will es Ihnen aus Büchern beweisen, daß Sie mir Wort halten müssen; du kannst mit deinen Büchern an den Galgen gehen." — — Was wiederhole ich viel ihre närrischen Reden? Der Vater hat Recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht so klug handeln, wenn ich nicht vorher so klug gewesen wäre.

Juliane. Wie verstehst du das, Lisette?

Lisette. Ich lobe mich nicht gerne selbst. Kurz, meine liebe Mamsell, Ihr Schutzengel, der bin ich!

Juliane. Der bist du? und wie denn?

Lisette. Dadurch, daß ich einen Betrüger mit seiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche —

Juliane. Und also hast du Chrysandern betrogen?

Lisette. Ei, sagen Sie doch das nicht; einen Betrüger betrügt man nicht, sondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab ich ihn.

Valer. Und wie?

Lisette. Schlecht genug, daß Sie es schon wieder vergessen haben. Ich sollte meinen, erkenntlich zu sein, brauche man ein besser Gedächtniß.

Juliane. Du hast ihm also wol gar den falschen Brief untergeschoben?

Lisette. Behüte Gott! ich habe ihn blos durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen gesucht; und das ist mir gelungen.

Juliane. Das hast du gethan? und ich sollte mein Glück einer Betrügerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chrysander soll es den Augenblick erfahren — —

Lisette. Was soll denn das heißen? ist das mein Dank?

Valer. Besinnen Sie sich, Juliane; verziehen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; lassen Sie mich. (Juliane geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Valer. Lisette.

Valer. Himmel, nun ist Alles wieder aus!

Lisette. So mag sie es haben! Gift und Galle möchte ich speien, so toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betrügerin zu heißen? Ich hoffte, sie würde mir vor Freuden um den Hals fallen. — — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hause heraus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer. Ja, was soll ich nun anfangen, Lisette?

Lisette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eignen Frage? Das ist bequem. Mein guter Rath hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in so etwas mengen!

Valer. Zu was für einer ungelegenen Zeit kamst du aber auch, Lisette? Ich hatte dir gesagt, daß Juliane in diesen Streich nicht willigen wollte. Hättest du nicht noch einige Zeit schweigen können?

Lisette. Konnte ich denn vermuthen, daß sie so übertrieben eigensinnig sein würde? Sie können Sich leicht einbilden, wie es mit unser einer ist: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen sie länger verbergen wollen, wem sie ihr Glück zu danken habe. Die Freude ist schwatzhaft, und — Ach, ich möchte gleich — —

Zwölfter Auftritt.

Anton. Valer. Lisette.

Anton (mit Briefen in der Hand) Ha! ha! haltet ihr wieder Konferenz? Wenn es mein Herr wüßte, daß in seiner eignen Stube die schlimmsten Anschläge wider ihn geschmiedet werden, er würde dich, Lisette — — Aber, wie steht ihr denn da beisammen? Herr Valer scheint betrübt; du bist erhitzt, erhitzt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geschlagen, oder habt ihr euch sonst eine Motion gemacht? Ei, ei, Lisette! höre — — (sachte zu Lisetten) du hast dich doch der Ausstattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er sein Wort etwa zurück gezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (laut) Nein, nein, Herr Valer, was man verspricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedienet, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie denn, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewissensbisse verursachen muß, wenn sie ihre Herrschaft für Null und Nichts betrogen hat? Ich lasse mich nicht vexiren; und meine Forderung wenigstens — — Hol mich dieser und jener; ich nehm einen Advokaten an, einen rechten Bullenbeißer von einem Advokaten, der Ihnen gewiß so viel soll zu schaffen machen —

Lisette. Ach Narr, schweig!

Valer. Was will er denn? mit wem sprichst du denn?

Anton. Potz Stern! mit unserm Schuldmanne spreche ich. Das können Sie ja wol am Tone hören.

Valer. Wer ist denn dein Schuldmann?

Anton. Kommt es nun da heraus, daß Sie die Schuld leugnen wollen? Hören Sie; mein Advokat bringt Sie zum Schwur — —

Valer. Lisette, weißt denn du, was er will?

Lisette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zur Ueberbringung des Briefes, und versprach ihm, wenn die Sache gut ausfallen sollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter ist es nichts?

Anton. Ich dächte noch, das wäre genug. Und wie hält es denn mit Lisettens Ausstattung? Ich muß mich um ihr Vermögen so gut, als um das meinige bekümmern, weil es doch meine werden soll.

Valer. Seid unbesorgt; wenn ich mein Glück mache, so will ich das eurige gewiß nicht vergessen.

Anton. Gesetzt aber, Sie machten es nicht? Und was versprochen ist, ist doch versprochen.

Valer. Auch alsdenn will ich euern Eifer nicht unbelohnt lassen.

Anton. Ach, das sind Komplimente, Komplimente!

Lisette. So hör einmal auf!

Anton. Bist du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Lisette. Es ist aber ganz unnöthig.

Anton. Unnöthig? habt ihr euch denn nicht gezankt?

Lisette. Warum nicht gar!

Anton. Hat er sein Versprechen nicht zurückgezogen?

Lisette. Nein doch.

Anton. O, so verzeihen Sie mir, Herr Valer! Die Galle kann einem ehrlichen Manne leicht überlaufen. Ich bin ein wenig hitzig, zumal in Geldsachen. Fürchten Sie sich für den Advokaten nur nicht. — —

Valer. Und ich kann in einer so marternden Ungewißheit hier noch verziehen? Ich muß sie sprechen; vielleicht hat sie es noch nicht gethan — —

Lisette. Hat sie es aber gethan, so kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Lisette. Desto schlimmer alsdenn für mich. Gehen Sie nur!

Dreizehnter Auftritt.

Anton. Lisette.

Anton. Desto schlimmer für dich? Was ist denn desto schlimmer für dich? Warum soll er denn dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr denn wieder?

Lisette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für ein Brief?

Lisette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was ist denn mit dem?

Lisette. Es ist alles umsonst; meine Mühe ist vergebens.

Anton. Wie denn so? so wahr ich lebe, ich habe ihn richtig bestellt. Mache keine Possen und schiebe die Schuld etwa auf mich.

Lisette. Richtig übergeben ist er wol; er that auch schon seine Wirkung. Aber Juliane hat uns selbst einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus entdecken, daß es ein falscher Brief gewesen sei, und hat es vielleicht auch schon gethan.

Anton. Was zum Henker, sie selbst? Da werden wir ankommen! Siehst du; nun ist der Sperling und die Taube weg. Und was das Schlimmste ist: da ich die Taube habe fangen wollen, so bin ich darüber mit der Nase ins Weiche gefallen. Oder deutlicher und ohne Gleichniß mit dir zu reden: die versprochene Belohnung bei dem Alten hab ich verloren, die eingebildete bei Valeren entgeht mir auch und aller Profit, den ich dabei machen werde, ist nebst einem gnädigen Rippenstoße ein: Pack dich zum Teufel! — — Will Sie mich alsdenn noch, Jungfer Lisette? — — O Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglücklich machen — —

Lisette. Es wird mir gewiß besser gehen? Wir wandern miteinander, und wenn wir nur einmal ein Paar sind, so magst du sehen wie du mich ernährest.

Anton. Ich dich ernähren? bei der theuren Zeit? Wenn ich noch könnte mit dir herum ziehen, wie der mit dem großen Thiere, das sein Horn auf der Nase hat.

Lisette. Sorge nicht, in ein Thier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdenn doch wol einerlei sein, ob du mit mir, oder ich mit dir herum ziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man ist. — — Aber, damit wir nicht eins ins andre reden, wo ist denn nun mein Herr? Da sind endlich seine verdammten Briefe!

Lisette. Siehst du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht ist, jetzt hör ich ihn.

Lisette. Laß ihn nur kommen; toll will ich ihn noch machen zu guter letzt.

Vierzehnter Auftritt.

Anton. Lisette. Damis.

(kömmt ganz tiefsinnig; Lisette schleicht hinter ihm her und macht seine Grimassen nach.)

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zappeln lassen und ihm die Briefe nicht gleich geben (steckt sie ein). Wie so tiefsinnig, Herr Damis? was steckt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber soll sich denn ein Bedienter nicht um seinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, wenn ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen und vielleicht könnte ich Ihnen — —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Wann sie stufenweise so abnimmt, so will ich einmal sehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie denn an den Fingern? Was hat Ihnen denn der arme Nagel gethan, daß Sie ihn so zerbeißen? (er wird Lisetten gewahr) — — Und, zum Henker, was ist denn das für ein Affe? Kömmst du von Sinnen?

Lisette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen, geh! Wann mein Herr aus seinem Schlafe erwacht und dich sieht — —

Lisette. Schweig!

Anton. Willst du mich oder meinen Herrn zum besten haben? So sehen Sie doch einmal hinter Sich, Herr Damis!

Damis (geht einigemal tiefsinnig auf und nieder; Lisette in gleichen Stellungen hinter ihm her; und wann er sich umwendet, schleicht sie sich hurtig herum, daß er sie nicht gewahr wird.)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sei von mir jetzt selbst gesungen!

Anton. Ho! ho! Sie machen Verse? Komm, Lisette, nun müssen wir ihn allein lassen. Bei solcher Gelegenheit hat er mich selbst schon mehr als einmal aus der Stube gestoßen. Komm nur; er ruft uns gewiß selbst wieder, sobald er fertig ist, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Lisette (indem sich Damis umwendet, bleibt sie starr vor ihm stehen und nimmt seinen Ton an)

Meiner Hochzeitfackel Brand
Sei von mir jetzt selbst gesungen!

(Damis thut, als ob er sie nicht gewahr würde, und stößt auf sie).

Damis. Was ist das?

Lisette. Was ist das? (beide, als ob sie zu sich selbst kämen).

Damis. Unwissender, niederträchtiger Kerl! habe ich dir nicht oft genug gesagt, keine Seele in meine Stube zu lassen, als aufs höchste meinen Vater? Was will denn die hier?

Lisette. Unwissender, niederträchtiger Kerl! hast du mir es nicht oft genug gesagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen soll? Kannst du dir denn aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinete hat sein dürfen, auch Erlaubniß haben werde, in der Stube zu sein? Unwissender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem soll ich nun antworten?

Damis. Gleich stoße sie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? Mit Gewalt?

Damis. Wenn sie nicht in Gutem gehen will —

Anton. Lisette, geh immer in Gutem — —

Lisette. Sobald es mir gelegen sein wird.

Damis. Stoß sie hinaus, sag ich!

Anton. Komm Lisette, gieb mir die Hand! ich will dich ganz ehrbar hinaus führen.

Lisette. Grobian, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O, ich weiß auch zu leben! — In Ermanglung eines Handschuhs also — (er nimmt den Zipfel von der Weste) — werde ich die Ehre haben — —

Damis. Ich sehe wol, ich soll mich selbst über sie machen — — (geht auf sie los.)

Lisette. Ha! ha! ha! so weit wollte ich Sie nur gern bringen. Adieu!

Fünfzehnter Auftritt.

Anton. Damis.

Damis. Nun sind alle Gedanken wieder fort! Das Feuer ist verraucht; die Einbildungskraft ist zerstreut. Der Gott, der uns begeistern muß, hat mich verlassen — Verdammte Kreatur! was für Verdruß hat sie mir heute nicht schon gemacht! wie spöttisch ist sie mit mir umgegangen! Himmel! in meiner Tiefsinnigkeit mir Alles so lächerlich nachzuäffen.

Anton. Sie sahen es ja aber nicht.

Damis. Ich sah es nicht?

Anton. Ja? ists möglich? und Sie stellten Sich nur so?

Damis. Schweig, Idiote! — — Ich will sehen, ob ich mich wieder in die Entzückung setzen kann — —

Anton. Thun Sie das lieber nicht; die Verse können unmöglich gerathen, wobei man so finster aussieht. — Darf man aber nicht wissen, was es werden wird? ein Abendlied, oder ein Morgenlied? Damis. Dummkopf!

Anton. Ein Bußlied? Damis. Einfaltspinsel!

Anton. Ein Tischlied? auch nicht? — — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch so ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben ist der abgeschmackteste Streich, den man sich selbst spielt. Er verdient nicht einen Vers, geschweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwissenheit haben. Du kennst keine andre Arten von Gedichten, als die du im Gesangbuche gefunden hast.

Anton. Es wird gewiß noch andre geben. So lassen Sie doch hören, was Sie machen!

Damis. Ich mache — — ein Epithalamium. — —

Anton. Ein Epithalamium? Potz Stern, das ist ein schwer Ding! Damit können Sie wirklich zu rechte kommen? Da gehört Kunst dazu — — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was ist denn das, ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kannst du es denn schwer nennen, wenn du noch nicht weißt, was es ist?

Anton. Ei nun, das Wort ist ja schon schwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es ist.

Damis. Ein Epithalamium ist ein Thalassio.

Anton. So, so! nun versteh ichs: ein Epithalamium ist ein — — wie hieß es? — Damis. Thalassio.

Anton. Ein Thalassio; und das können Sie machen? Wenigstens werden Sie viel Zeit dazu brauchen — — Aber, hören Sie doch, wenn mich nun jemand fragt, was ein Thalassio ist, was muß ich ihm wol antworten?

Damis. Auch das weißt du nicht, was ein Thalassio ist?

Anton. Ich für mein Theil weiß es wol. Ein Thalassio ist ein — — wie hieß das vorige Wort?

Damis. Epithalamium.

Anton. Ist ein Epithalamium. Und ein Epithalamium ist ein Thalassio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich sein, welche beide Worte nicht verstehen.

Damis. Je nun, so sage ihnen, Thalassio sei ein Hymenaeus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute vexiren. Ein Epithalamium ist ein Thalassio, und ein Thalassio ist ein Hymenaeus. Und so umgekehrt, ein Hym — — Hym — — Die Namen mag sonst einer merken!

Damis. Recht! recht! ich sehe doch, daß du anfängst, einen Begriff von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begriff hiervon? So wahr ich ehrlich bin, Sie irren sich. Der Kobold müßte mirs eingeblasen haben, wenn ich wüßte, was die kauderwelschen Worte heißen sollen. Sagen Sie mir doch ihren deutschen Namen; oder haben sie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er ist lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdrucke der griechischen oder lateinischen. Sage einmal selbst, ob ein Hochzeitgedichte nicht viel kahler klingt, als ein Epithalamium, ein Hymenaeus, ein Thalassio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! denn jenes versteh ich, und dieses nicht. Ein Hochzeitgedichte haben Sie also machen wollen? Warum sagten Sie das nicht gleich? — — O! in Hochzeitgedichten habe ich eine Belesenheit, die erstaunend

ist. Ich muß Ihnen nur sagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weiland seliger Vater hatte einen Vetter — und gewisser Maßen war es also auch mein Vetter — —

Damis. Was wird das für ein Gewäsche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! der Schade ist Ihre. — — Weiter also: Verse auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was denn für eine?

Damis. Welche Frage! auf meine eigne

Anton. Sie heirathen also Julianen noch? Der Alte will es ja nicht! — — Damis. Ah der!

Anton. Es ist schon wahr; was hat sich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber sagen Sie mir doch: schickt es sich denn, daß man auf seine eigne Hochzeit Verse macht?

Damis. Gewöhnlich ist es freilich nicht! aber desto besser! Geister, wie ich, lieben das Besondre.

Anton (bei Seite) St! jetzt will ich ihm einen Streich spielen! — (laut) Hören Sie nur, Herr Damis, ich werde es selbst gern sehen, wenn Sie Julianen heirathen.

Damis. Wie so?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterstehen darf, es Ihnen zu sagen. Ich habe — — ich habe selbst — —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe selbst versucht, Verse auf Ihre Hochzeit zu machen, und deswegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verloren wäre.

Damis. Das wird etwas Schönes sein!

Anton. Freilich! denn das ist mein Fehler; ich mache entweder etwas Rechtes oder gar Nichts.

Damis. Gieb doch her! vielleicht kann ich deine Reime verbessern, daß sie alsdenn mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will sie Ihnen vorlesen! (Er sucht einen Zettel aus der Tasche) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen sagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kann, klingt so — — Rücken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! — —

Du, o edle Fertigkeit ‖ Zu den vorgesetzten Zwecken ‖ Tüchtge Mittel —

Damis. Halt! du bist ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o steht ganz vergebens. Edle Fertigkeit sagt nichts weniger, und Du, o edle Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo du o! Damit aber nicht zwei Sylben fehlen, so verstärke das Beiwort edel, nach Art der Griechen, und sage überedel. Ich weiß zwar wol, überedel ist ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige sind, was Poesie am meisten von der Prosa unterscheiden muß. Solche Vortheilchen merke dir! Du mußt dich durchaus bestreben, etwas Unerhörtes, etwas Ungesagtes zu sagen. Verstehst du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Also heißt dein erster Vers „Ueberedle Fertigkeit." Nun lies weiter!

Anton. Zu den vorgesetzten Zwecken ‖ Tüchtge Mittel zu entdecken, ‖ Und sich dann zur rechten Zeit ‖ Ihrer Kräfte zu bedienen, ‖ Wirft so lange bis die Welt ‖ In ihr erstes Cha- Cha- Chaos fällt ‖ Wie die Pappelbäume grünen.

Aber Herr Damis, können Sie mir nicht sagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das ist schön; ich verstehe mich selbst nicht mehr. Das erste Cha — Chaos; — ich dächte, ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, so fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! ich will es Ihnen noch einmal vorlesen.

Damis. Nein, nein; weise mir nur den Zettel her!

Anton. Sie können es unmöglich lesen. Ich habe gar zu schlecht geschrieben; kein Buchstabe steht gerade; sie hocken einer auf dem andern, als ob sie Junge hecken wollten.

Damis. O, so gieb her!

Anton. (giebt ihm den Zettel mit Zittern) Zum Henker, es ist seine eigne Hand!

Damis. (betrachtet ihn einige Zeit) Was soll das heißen? (steht zornig auf) Verfluchter Verräther, wo hast du dieses Blatt her?

Anton. Nicht so zornig; nicht so zornig!

Damis. Wo hast du es her?

Anton. Wollen Sie mich denn erwürgen?

Damis. Wo hast du das Blatt her? frag ich.

Anton. Lassen Sie nur erst nach!

Damis. Gesteh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — — Westentasche.

Damis. Ungelehrte Bestie! ist das deine Treue? Das ist ein Diebstahl ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quargs wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quargs wegen? was? den Anfang eines philosophischen Lehrgedichts einen Quarg zu nennen?

Anton. Sie sagten ja selbst, es tauge nichts.

Damis. Ja, insofern es ein Hochzeitkarmen vorstellen sollte, und du der Verfasser davon wärest. Gleich schaffe die andern Manuscripte, die du mir sonst entwandt hast, auch herbei! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen sehen? Soll ich zugeben, daß sich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenfedern ausschmücke? Mach bald! oder ich werde andere Maßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie denn? Ich habe nicht einen Buchstaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taschen um!

Anton. Warum auch nicht? Wenn ich sie umwende, so fällt ja Alles heraus, was ich darin habe.

Damis. Mach, und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm sein, wenn Sie nur ein Stäubchen Papier bei mir finden. Damit Sie aber doch Ihren Willen haben, — hier ist die eine; da ist die andre — — Was sehen Sie? — da ist die dritte; die ist auch leer. — Nun kömmt die vierte — (indem er sie umwendet, fallen die Briefe heraus) — — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergessen — (er will sie geschwind wieder aufheben).

Damis. Gieb her, gieb her! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir sein.

Anton. So wahr ich lebe, es ist nichts von Ihnen. An Sie könnte es eher noch etwas sein.

Damis. Halte mich nicht auf! ich habe mehr zu thun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf! Sie wissen ja, daß ich nun bald wieder auf die Post gehen muß. Ich weiß, es sind Briefe da.

Damis. Nun so geh, so geh! Aber durchaus zeige mir erst, was du so eilfertig aufhobst. Ich muß es sehen.

Anton. Zum Henker! wenn das ist, so brauche ich nicht auf die Post zu geben. Damis. Wie so?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (er giebt ihm den Brief, und will fortlaufen)

Damis. (indem er ihn besieht) Je, Anton, Anton! das ist ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn ihn an der Aufschrift.

Anton. Es kann wol sein, daß er es ist. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bei meiner armen Seele! ganz vergessen.

Damis. Was hast du denn vergessen?

Anton. Daß ich den Brief beinahe schon eine halbe Stunde in der Tasche trage. Mit dem verdammten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da ist, so will ich dir den dummen Streich verzeihen. — Aber, allerliebster Anton, was müssen hierin für unvergleichliche, für unschätzbare Nachrichten stehen! Wie wird sich mein Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobsprüche! — — O Anton! — — ich will dir ihn gleich vorlesen — — (bricht ihn hastig auf)

Anton. Nur sachte, sonst zerreißen Sie ihn gar. Nun da! sagte ichs nicht?

Damis. Es schadet nichts; er wird doch noch zu lesen sein. — — Vor allen Dingen muß ich dir sagen, was er betrifft. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht daß die preußische Akademie auf die beste Untersuchung der Lehre von den Monaden einen Preis gesetzt hat. Es kam mir noch ganz spät ein, unsern Philosophen diesen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich also geschwind darüber und schrieb eine Abhandlung, die noch zu rechter Zeit muß gekommen sein. — Eine Abhandlung, Anton, — — ich weiß selbst nicht, wo ich sie hergenommen habe, so gelehrt ist sie. Nun hat die Akademie vor acht Tagen ihr Urtheil über die eingeschickten Schriften bekannt gemacht, welches nothwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen sein. Ja, ich muß den Preis haben und kein Andrer! Ich habe es einem von meinen Freunden daselbst heilig eingebunden, mir sogleich Nachricht davon zu geben. Hier ist sie; nun höre zu!

„Mein Herr,

Wie nahe können Sie einem Freunde das Antworten legen! Sie drohen mir mit dem Verluste Ihrer Liebe, wenn Sie nicht von mir die erste Nachricht erhielten, ob Sie oder ein Andrer den akademischen Preis davon getragen hätten. Ich muß Ihnen also in aller Eil melden, daß Sie ihn nicht — —

(stotternd) bekommen haben, und auch — — (immer furchtsamer) nicht haben — — bekommen können. — —"

Was? ich nicht? und wer denn? und warum denn nicht? —

„Erlauben Sie mir aber, daß ich als ein Freund mit Ihnen reden darf."

So rede, Verräther!

„Ich habe Ihnen unmöglich den schlimmen Dienst erweisen können, Ihre Abhandlung zu übergeben". — —

Du hast sie also nicht übergeben, Treuloser? Himmel, was für ein Donnerschlag! — So soll mich deine Nachlässigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteste Belohnung bringen? — Wie wird er sich entschuldigen, der Nichtswürdige?

„Wenn ich es frei gestehen soll, so scheinen Sie etwas ganz Anders gethan zu haben, als die Akademie verlangt hat. Sie wollte nicht untersucht wissen, was das Wort Monas grammatikalisch bedeute? wer es zuerst gebraucht habe? was es bei dem Xenokrates anzeige? ob die Monaden des Pythagoras die Atomi des Moschus gewesen? ꝛc. Was ist ihr an diesen kritischen Kleinigkeiten gelegen, und besonders alsdann, wann die Hauptsache dabei aus den Augen gesetzt wird? Wie leicht hätte man Ihren Namen muthmaßen können und Sie würden vielleicht Spöttereien sein ausgesetzt worden, dergleichen ich nur vor wenig Tagen in einer gelehrten Zeitung über Sie gefunden habe. —"

Was lese ich? kann ich meinen Augen trauen? Ah, verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich schrieb! (wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füßen drauf.)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends auslesen! (hebt ihn auf) Das beste kömmt vielleicht noch, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur!

„gelehrten Zeitung gefunden habe. — — Man nennt Sie ein junges Gelehrtchen, welches überall gern glänzen möchte, und dessen Schreibesucht —"

Damis. (reißt ihm den Brief aus der Hand) Verdammter Korrespondent! — Das ist der Lohn, den dein Brief verdient! (er zerreißt ihn) Du zerreißest mein Herz, und ich zereiße deine unverschämten Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein Gleiches mit deinem Eingeweide thun könnte! Aber — (zu Anton) du nichtswürdige, unwissende Bestie! An alle dem bist du Schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja du! wie lange hast du nicht den Brief in der Tasche behalten?

Anton. Herr, meine Tasche kann weder schreiben noch lesen; wenn Sie etwa denken, daß ihn die anders gemacht hat —

Damis. Schweig! — Und solche Beschimpfungen kann ich überleben? — — O, ihr dummen Deutschen! ja freilich, solche Werke, als die meinigen sind, gehörig zu schätzen, dazu werden andre Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbarischen Finsterniß bleiben und ein Spott eurer witzigen Nachbarn sein! — Ich aber will mich an euch rächen und von nun an aufhören, ein Deutscher zu heißen. Ich will mein undankbares Vaterland verlassen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle, alle verdienen es nicht, daß ich sie länger kenne, weil sie Deutsche sind; weil sie aus dem Volke sind, das seine größten Geister mit Gewalt von sich ausstößt. Ich weiß gewiß, Frankreich und England werden meine Verdienste erkennen — —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu rasen. Ich bin nicht sicher bei Ihnen, ich werde jemand rufen müssen.

Damis. Sie werden es schon empfinden, die dummen Deutschen, was sie an mir verloren haben! Morgen will ich Anstalt machen, dieses unselige Land zu verlassen — —

Sechzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis. Anton.

Anton. Gott sei Dank, daß jemand kömmt!

Chrys. Das verzweifelte Mädel, die Lisette! Und (zu Anton) du, du Spitzbube! du sollst deinen Briefträgerlohn auch bekommen. Mich so zu hintergehen? schon gut! — — Mein Sohn, ich habe mich besonnen; du hast Recht; ich kann dir Julianen nun nicht wieder nehmen. Du sollst sie behalten!

Damis. Schon wieder Juliane? Jetzt, da ich ganz andre Dinge zu beschließen habe — — Hören Sie nur auf damit! ich mag sie nicht.

Chrys. Es würde unrecht sein, wenn ich dir länger widerstehen wollte. Ich lasse jedem seine Freiheit; und ich sehe wol, Juliane gefällt dir —

Damis. Mir? eine dumme Deutsche?

Chrys. Sie ist ein hübsches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; sie wird dir tausend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen sie loben oder schelten; mir gilt Alles gleich. Ich weiß mich nach Ihrem Willen zu richten, und dieser ist, nicht an sie zu gedenken.

Chrys. Nein, nein; du sollst dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie Sich noch weniger über meinen Ungehorsam.

Chrys. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen Vater hast, der sich mehr nach deinem als nach seinem eignen Willen richtet.

Damis. Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in Allem die schuldige Unterthänigkeit leistet.

Chrys. Ja, ja; nimm Julianen! Ich gebe dir meinen Segen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht so erzürnen. — —

Chrys. Aber was soll denn das Widersprechen? Dadurch erzürnst du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie Sich im Ernste schon zum drittenmal anders besonnen haben.

Chrys. Und warum das nicht?

Damis. O dem sei nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert und fest entschlossen, ganz und gar nicht zu heirathen. Ich muß auf Reisen gehen und ich werde mich je eher je lieber, davon machen.

Chrys. Was? du willst ohne meine Erlaubniß in die Welt laufen?

Anton. Das geht lustig! Der dritte Mann fehlt noch, und den will ich gleich holen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fischt sie Valer. (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Chrysander. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweimal vier und zwanzig Stunden muß ich schon unter Wegens sein.

Chrys. Aber was ist dir denn in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längst überdrüßig gewesen, länger in Deutschland zu bleiben; in diesem nordischen Sitze der Grobheit und Dummheit, wo es alle Elemente verwehren, klug zu sein; wo kaum alle hundert Jahr ein Geist meines gleichen geboren wird — —

Chrys. Hast du vergessen, daß Deutschland dein Vaterland ist?

Damis. Was Vaterland!

Chrys. Du Bösewicht, sprich doch lieber gar: was Vater! Ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du hast ihr dein Wort gegeben, und sie dir das ihrige.

Damis. Sie hat das ihrige zurückgenommen, wie ich jetzt das meinige; also —

Chrys. Also! — also! — Kurz von der Sache zu reden, glaubst du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, wann du mir nicht folgest?

Damis. Thun Sie, was Sie wollen. Nur, wann ich bitten darf, lassen Sie mich jetzt allein! Ich muß vor meiner Abreise noch zwei Schriften zu Stande bringen, die ich meinen Landsleuten aus Barmherzigkeit noch zurücklassen will. Ich bitte nochmals, lassen Sie mich — —

Chrys. Willst du mich nicht lieber gar zur Thür hinausstoßen?

Achtzehnter Auftritt.

Valer. Anton. Chrysander. Damis.

Valer. Wie, Damis? ist es wahr, daß Sie wieder zu Sich selbst gekommen sind? — daß Sie von Julianen abstehen?

Chrys. Ach Herr Valer, Sie könnten mir nicht ungelegener kommen. Bestärken Sie ihn fein in seinem Trotze. So? Sie verdienten es wol, daß ich mich nach Ihrem Wunsche bequemte? Mich auf eine so gottlose Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widersprich mir nicht länger, oder — —

Damis. Ihre Drohungen sind umsonst. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die sowol ein Recht auf mich haben, als das Vaterland. Und Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen soll?

Valer. Damis hat Recht, daß er auf das Reisen dringt. Nichts kann ihm in seinen Umständen nützlicher sein. Lassen Sie ihm seinen Willen, und mir lassen Sie Julianen, die Sie mir so heilig versprochen haben!

Chrys. Was versprochen? Betrügern braucht man kein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen schon beschworen, daß einzig und allein Lisette diesen Betrug hat spielen wollen, ohne die wir von dem Dokumente gar nichts wissen würden — — Wie glücklich, wann es nie zum Vorschein gekommen wäre! Es ist das grau=

samste Glück, das Julianen hat treffen können. Wie gern würde sie es aufopfern, wenn sie dadurch die Freiheit über ihr Herz erhalten könnte.

Chrys. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das sagen will! Wir Handelsleute fassen einander gern bei dem Worte.

Valer. O, thun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Dokument ab. Fangen Sie den Prozeß an, wenn Sie wollen; der Vortheil davon soll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieses für das kleinste Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr schuldig zu sein. —

Chrys. Nu, nu, sie ist mir immer ganz erkenntlich vorgekommen. — — Aber was würden Sie denn, Valer, als ihr künftiger Mann, zu dieser Dankbarkeit sagen?

Valer. Denken Sie besser von mir! Ich habe Julianen geliebt, da sie zu Nichts Hoffnung hatte. Ich liebe sie auch noch ohne die geringste eigennützige Absicht. Und ich bitte Sie: was schenkt man denn einem ehrlichen Manne, wenn man ihm einen schweren Prozeß schenkt?

Chrys. Valer, ist das Ihr Ernst?

Valer. Fordern Sie noch mehr, als das Dokument; mein halbes Vermögen ist Ihre.

Chrys. Da sei Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müssen mich nicht für so eigennützig ansehen. — Wir sind gute Freunde, und es bleibt bei dem alten: Juliane ist Ihre! Und wenn das Dokument mein bleiben soll, so ist sie um so vielmehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chrysander, bekräftigen Sie ihr dieses selbst! Wie angenehm wird es ihr sein, uns Beide vergnügt machen zu können.

Chrys. Wenn das ist, Damis, so kannst du meinetwegen noch heute die Nacht fortreisen. Ich will Gott danken, wenn ich dich Narren wieder aus dem Hause los bin.

Damis. Gehen Sie doch nur und lassen Sie mich allein!

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glück verdanken? Ich thue es mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit, ob ich schon weiß, daß ich die wahre Ursache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Ursache? — (zu Anton) Verfluchter Kerl, hast du dein Maul nicht halten können? — Gehen Sie nur, Valer — (indem Chrysander und Valer abgehen wollen, hält Anton Valern zurück.)

Anton. (sachte) Nicht so geschwind! Wie steht es mit Lisettens Ausstattung, Herr Valer? und mit — —

Valer. Seid ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Anton. Juchhe! nun wär die Taube gefangen.

Letzter Auftritt.

Damis (an seinem Tische). **Anton.**

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? — —

Anton. Sie wollen auf Reisen gehen? —

Damis. Zur Sache! es ist schon mehr, als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abschied.

Damis. Deinen Abschied? Du denkst vielleicht, daß ich dich ungelehrten Esel mitnehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe also meinen Abschied? Gott sei Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen, welcher in einer kleinen Lehre bestehen soll. Ich habe Ihre Thorheiten nun länger als drei Jahr angesehen und selber albern genug dabei gethan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn sein Herr auch noch so närrisch ist — —

Damis. Unverschämter Idiote, wirst du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu rathen steht, dem steht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie zeitlebens der gelehrte Herr Damis! (Geht ab.)

Damis. Geh, sag ich, oder! — —

(Er wirft ihm sein Buch nach und das Theater fällt zu).

Ende.

Die Juden.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen. Michel Stich. Martin Krumm. Ein Reisender. Christoph, dessen Bedienter. Der Baron. Ein junges Fräulein, dessen Tochter. Lisette.

Erster Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Kr. Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollen nur gestehen, wir sind Beide erzdumm gewesen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geschlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutscher auf unsrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück so einen Querstrich machte? Hab ichs doch viel hundertmal gesagt: das verdammte Glücke! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube sein.

Mart. Kr. Je nu, wenn ichs beim Lichte besehe, so sind wir kaum dadurch auf ein Paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat sich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter stehn. Man sieht ja kaum aller zwei Meilen einen; und wo auch einer steht, steht er meist leer. Ich glaube, die Herren Richter werden aus Höflichkeit die Dinger gar eingehen lassen. Zu was sind sie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchste, daß unser einer, wenn er vorbei geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater sind daran gestorben, was will ichs besser verlangen? Ich schäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden sich deiner schämen. Du hast noch lange nicht so viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkst du denn, daß es deswegen unserm Herrn soll geschenkt sein? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns so einen fetten Bissen aus dem Munde gerissen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr soll er so richtig müssen da lassen — — Ha! sieh, da kömmt er gleich. Hurtig, geh fort! ich will mein Meisterstück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweiter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm stellen. — Ganz dienstwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heißen, und werde auf diesem Gute hier wolbestallter Vogt sein.

Der Reis. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten gesehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wol von Dero preiswürdigen Person sehr viel Gutes zu hören die Ehre gehabt. Und es erfreut mich also, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu genießen. Man sagt, daß Sie unsern Herrn gestern Abends auf der Reise aus einer sehr gefährlichen Gefahr sollen gerissen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, so erfreu ich mich — —

Der Reis. Ich errathe was Ihr wollt; Ihr wollt Euch bei mir bedanken, daß ich Eurem Herrn beigestanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reis. Ihr seid ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kömmt man immer auch am weitesten.

Der Reis. Es ist mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir durch eine so kleine Gefälligkeit so viel rechtschaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit ist eine überflüssige Belohnung dessen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menschenliebe verband mich darzu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden sein, wenn man es auch für nichts anders, als dafür angesehen hätte. Ihr seid allzugütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bei mir bedanket, was Ihr mir, ohne Zweifel, mit eben so vielem Eifer würdet erwiesen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch sonst worin dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beschweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß,

wanns nöthig ist. Aber — — wissen möchte ich wol gern, wie es doch dabei zugegangen wäre. Wo wars denn? Warens viel Spitzbuben? Wollten sie unsern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten sie ihm nur sein Geld abnehmen? Es wäre doch wol eins besser gewesen, als das andre!

Der Reis. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ohngefähr eine Stunde von hier sein, wo die Räuber Euren Herrn in einem hohlen Wege angefallen hatten. Ich reisete eben diesen Weg, und sein ängstliches Schreien um Hilfe bewog mich, daß ich nebst meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Zwei vermummte Kerle — —.

Mart. Kr. Vermummte? ei! ei!

Der Reis. Ja! machten sich schon über ihn her.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Ob sie ihn umbringen, oder ob sie ihn nur binden wollten, ihn alsdann desto sichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ei! ei! Ach freilich werden sie ihn wol haben umbringen wollen; die gottlosen Leute!

Der Reis. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, sie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reis. Woher könnt Ihr das wissen? Doch es sei! So bald mich die Räuber ansichtig wurden, verließen sie ihre Beute und liefen über Macht dem nahen Gebüsche zu. Ich lösete das Pistol auf einen. Doch es war schon zu dunkel und er schon zu weit entfernt; daß ich also zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht. — —

Der Reis. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meine nur so, weils doch schon finster gewesen ist, und im Finstern soll man, hör ich, nicht gut zielen können.

Der Reis. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie erkenntlich sich Euer Herr gegen mich bezeigte. Er nannte mich hundertmal seinen Erretter, und nöthigte mich, mit ihm auf sein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünschen, daß es meine Umstände zuließen, länger um diesen angenehmen Mann zu sein; so aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deswegen suche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! lassen Sie Sich doch die Zeit bei mir nicht so lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig! — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — sagen Sie mir doch — wie sahen sie denn aus? wie giengen sie denn? Sie hatten sich verkleidet; aber wie?

Der Reis. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden gewesen. Bärte hatten sie, das ist wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hiesige Bauernsprache. Wenn sie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, so ist ihnen die Dämmerung sehr wol zu statten gekommen. Denn ich begreife nicht, wie Juden die Straßen sollten können unsicher machen, da doch in diesem Lande so wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub ich ganz gewiß auch, daß es Juden gewesen sind. Sie mögen das gottlose Gesindel noch nicht so kennen. So viel als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind sie Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum ist es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König sein: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtschaffne Christen vor diesen Leuten! Wenn sie der liebe Gott nicht selber haßte, weswegen wären denn nur vor Kurzem bei dem Unglücke in Breslau ihrer bald noch einmal so viel als Christen geblieben? Unser Herr Pfarrer erinnerte das sehr weislich in der letzten Predigt. Es ist, als wenn sie zugehört hätten, daß sie sich gleich deswegen an unserm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, so hüten Sie Sich vor den Juden, ärger, als vor der Pest!

Der Reis. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Messe gewesen — ja! wenn ich an die Messe gedenke, so möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten sie im Gedränge das Schnupftuch, dem andern die Tabaksdose, dem dritten die Uhr, und ich weiß nicht was sonst mehr, wegstipitzt. Geschwind sind sie, ochsenmäßig geschwind, wenn es aufs Stehlen ankömmt. So behende, als unser Schulmeister nimmermehr auf der Orgel ist. Zum Exempel, mein Herr: erstlich drängen sie sich an einen heran, so wie ich mich ungefähr jetzt an Sie — —

Der Reis. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! — —

Mart. Kr. O, lassen Sie Sichs doch nur weisen! Wenn sie nun so stehen, — — sehen Sie! — — wie der Blitz sind sie mit der Hand nach der Uhrtasche. (er fährt mit der Hand, anstatt nach der Uhr, in die Rocktasche und nimmt ihm seine Tabaksdose heraus.) Das können sie nun aber Alles so geschickt machen, daß man schwören sollte, sie führen mit der Hand dahin, wenn sie dorthin fahren. Wenn sie von der Tabaksdose reden, so zielen sie gewiß nach der Uhr, und wenn sie von der Uhr reden, so haben sie gewiß die Tabaksdose zu stehlen im Sinne (er will ganz sauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt.)

Der Reis. Sachte! sachte! was hat Eure Hand hier zu suchen?

Mart. Kr. Da können Sie sehn, mein Herr, was ich für ein ungeschickter Spitzbube sein würde. Wenn ein Jude schon so einen Griff gethan hätte, so wäre es gewiß um die gute Uhr geschehn gewesen. — — Doch weil ich sehe, daß ich Ihnen beschwerlich falle, so nehme ich mir die Freiheit, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verbleibe zeitlebens für Dero erwiesene Wohlthaten, meines hochzuverehrenden Herrn gehorsamster Diener, Martin Krumm, wolbestallter Vogt auf diesem hochadelichen Rittergute.

Der Reis. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie Sich ja, was ich Ihnen von den Juden gesagt habe. Es ist lauter gottloses, diebisches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reisende.

Vielleicht ist dieser Kerl, so dumm er ist oder sich stellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden gewesen ist. Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun malen der Christ vielleicht sieben mal dazu genöthiget. Ich zweifle, ob viel Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt, und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch —

Vierter Auftritt.

Der Reisende. Christoph.

Der Reis. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde suchen muß, wenn man Euch haben will.

Christ. Sie scherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an Einem Orte zugleich sein? Ist es also meine Schuld, daß Sie Sich nicht an diesen Ort begeben? Gewiß, Sie finden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reis. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif ich, warum Ihr so sinnreich seid. Müßt Ihr Euch denn schon frühmorgens besaufen?

Christ. Sie reden von besaufen, und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein Paar Flaschen guten Landwein, ein Paar Gläser Branntwein, und eine Mundsemmel ausgenommen, habe ich, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das Geringste zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reis. O! das sieht man Euch an. Und ich rathe Euch als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Christ. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlassen, ihn, nach meiner Schuldigkeit als einen Befehl anzusehen. Ich gehe, und Sie sollen sehen, wie gehorsam ich zu sein weiß.

Der Reis. Seid klug! Ihr könnt dafür gehn, und die Pferde satteln und aufpacken. Ich will noch diesen Vormittag fort.

Christ. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühstück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie jetzt im Ernste reden? Sie scheinen Sich heute mit mir erlustigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein so aufgeräumt? O! es ist ein allerliebstes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter sollte sie sein. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewissen Reife gelangt ist, — —

Der Reis. Geht und thut, was ich euch befohlen habe.

Christ. Sie werden ernsthaft. Nichts destoweniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt ist zu wichtig! Sie könnten sich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt gewesen, meinem Herrn Bedenkzeit zu gönnen.

Ueberlegen Sie es wol, einen Ort wo wir fast auf den Händen getragen werden so zeitig wieder zu verlassen! Gestern sind wir erst gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht und gleichwol bei ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühstück genossen.

Der Reis. Eure Grobheit ist unerträglich. Wenn man sich zu dienen entschließt, sollte man sich gewöhnen weniger Umstände zu machen.

Christ. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moralisiren, das ist: Sie werden zornig. Mäßigen Sie Sich; ich gehe schon — —

Der Reis. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt sein Das, was wir diesem Herrn erwiesen haben, verliert den Namen einer Wohlthat sobald wir die geringste Erkenntlichkeit dafür zu erwarten scheinen. Ich hätte mich nicht einmal sollen mit hieher nöthigen lassen. Das Vergnügen einem Unbekannten ohne Absicht beigestanden zu haben ist schon vor sich so groß! Und er selbst würde uns mehr Segen nachgewünscht haben, als er uns jetzt übertriebene Danksagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit setzt, sich weitläufig und mit dabei verknüpften Kosten zu bedanken, der erweiset uns einen Gegendienst, der ihm vielleicht saurer wird als uns unsere Wohlthat geworden. Die meisten Menschen sind zu verderbt, als daß ihnen die Anwesenheit eines Wohlthäters nicht höchst beschwerlich sein sollte. Sie scheint ihren Stolz zu erniedrigen; — —

Christ. Ihre Philosophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie sollen sehen, daß ich eben so großmüthig bin, als Sie. Ich gehe; in einer Viertelstunde sollen Sie Sich aufsetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reisende. Das Fräulein.

Der Reis. So wenig ich mich mit diesem Menschen gemein gemacht habe, so gemein macht er sich mit mir.

Das Fräul. Warum verlassen Sie uns, mein Herr? Warum sind Sie hier so allein? Ist Ihnen unser Umgang schon die wenigen Stunden, die Sie bei uns sind, zuwider geworden? Es sollte mir leid thun. Ich suche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich vor allen Andern nicht gern mißfallen.

Der Reis. Verzeihen Sie mir, Fräulein! Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, Alles zur Abreise fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreise? Wenn war denn Ihre Ankunft? Es sei noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholische Stunde auf diesen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das ist zu arg. Ich sage es Ihnen, ich werde böse, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reis. Sie könnten mir nichts Empfindlichers drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernst? ist es wahr, würden Sie empfindlich sein, wenn ich böse auf Sie würde?

Der Reis. Wem sollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgiltig sein können?

Das Fräul. Was Sie sagen, klingt zwar beinahe als wenn Sie spotten wollten; doch ich will es für Ernst aufnehmen; gesetzt, ich irrte mich auch. Also mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir gesagt hat, — und ich sage Ihnen noch einmal, ich werde entsetzlich, entsetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahr wieder an Ihre Abreise gedenken.

Der Reis. Der Termin ist sehr liebreich bestimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weisen, und bei dem unbequemsten Wetter — —

Das Fräul. Ei! wer sagt das? Ich sage nur, daß Sie alsdann des Wolstands halber etwa einmal an die Abreise denken können. Wir werden Sie deswegen nicht fort lassen; wir wollen Sie schon bitten — —

Der Reis. Vielleicht auch des Wolstands halber?

Das Fräul. Ei seht, man sollte nicht glauben, daß ein so ehrliches Gesicht auch spotten könnte. — — Ah! da kömmt der Papa. Ich muß fort. Sagen Sie ja nicht, daß ich bei Ihnen gewesen bin. Er wirft mir so oft genug vor, daß ich gern um Mannspersonen wäre.

Sechster Auftritt.

Der Baron. Der Reisende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bei Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reis. Das Glück ist unschätzbar, eine so angenehme und muntere Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigste Unschuld, der ungekünsteltste Witz herrschet.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie ist wenig unter ihres gleichen gewesen und besitzt die Kunst zu gefallen, die man schwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr als die Schönheit selbst, vermag, in einem sehr geringen Grade. Es ist Alles bei ihr noch die sich selbst gelassne Natur.

Der Reis. Und diese ist desto einnehmender, je weniger man sie in den Städten antrifft. Alles ist da verstellt, gezwungen und erlernt. Ja man ist schon so weit darin gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer sein, als daß ich sehe, wie unsre Gedanken und Urtheile so sehr übereinstimmen? O! daß ich nicht längst einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reis. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, sagen Sie? Ich bin funfzig Jahr alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals ist mir die Freundschaft so reizend vorgekommen, als seit wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen strebe. Wodurch kann ich sie verdienen?

Der Reis. Meine Freundschaft bedeutet so wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugsames Verdienst ist, sie zu erhalten. Ihre Bitte ist weit mehr werth als das, was Sie bitten.

Der Baron. O mein Herr, die Freundschaft eines Wohlthäters — —

Der Reis. Erlauben Sie, — — ist keine Freundschaft. Wenn Sie mich unter dieser falschen Gestalt betrachten, so kann ich Ihr Freund nicht sein. Gesetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundschaft nichts als eine wirksame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte sich Beides nicht verbinden lassen?

Der Reis. Sehr schwer! Diese hält ein edles Gemüth für seine Pflicht! jene erfordert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber, wie sollte ich — — Ihr allzuzärtlicher Geschmack macht mich ganz verwirrt. — —

Der Reis. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchste bin ich ein Mensch, der seine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an sich selbst ist keiner Dankbarkeit werth. Daß ich sie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugsam durch Ihre Freundschaft belohnt.

Der Baron. Diese Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterstehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundschaft einem an, der — — der sie zu verachten — —

Der Reis. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen Sich — — Sie haben allzu große Gedanken von mir.

Der Baron (bei Seite). Soll ich ihn wol fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reis (bei Seite). Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron (bei Seite). Frage ich ihn nicht, so kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reis. (bei Seite). Soll ich ihm die Wahrheit sagen?

Der Baron (bei Seite). Doch, ich will den sicherſten Weg gehen. Ich will erst seinen Bedienten ausfragen lassen.

Der Reis. (bei Seite). Könnte ich doch dieser Verwirrung überhoben sein! — —

Der Baron. Warum so nachdenkend?

Der Reis. Ich war gleich bereit, diese Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt sich dann und wann. Lassen Sie uns von etwas Anderm reden. — — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden gewesen sind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze gesagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drei auf der Landstraße angetroffen. Wie er sie beschreibt, haben sie Spitzbuben ähnlicher als ehrlichen Leuten gesehen. Und warum sollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnst so erpicht ist, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit List oder Gewaltsamkeit erhält. — — Es scheinet auch zur Handelschaft, oder deutsch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu sein. Höflich,

frei, unternehmend, verschwiegen, sind Eigenschaften, die es schätzbar machen würden, wenn es sie nicht allzusehr zu unserm Unglück anwendete. — (er hält etwas inne) — — Die Juden haben mir sonst schon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdiensten war, ließ ich mich bereden, einen Wechsel für einen meiner Bekannten mit zu unterschreiben; und der Jude, an den er ausgestellt war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, sondern daß ich ihn sogar zweimal bezahlen mußte. — — O! es sind die allerboshaftesten, niederträchtigsten Leute. — Was sagen Sie dazu? Sie scheinen ganz niedergeschlagen.

Der Reis. Was soll ich sagen? Ich muß sagen, daß ich diese Klage sehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und ist es nicht wahr, ihre Gesichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider sie einnimmt? Das Tückische, das Ungewissenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid sollte man sehr deutlich aus ihren Augen zu lesen glauben. — Aber warum kehren Sie sich von mir?

Der Reis. Wie ich höre, mein Herr, so sind Sie ein großer Kenner der Physiognomie; und ich besorge, daß die meinige —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Physiognomie zu sein muß ich Ihnen sagen, daß ich nie eine so aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reis. Ihnen die Wahrheit zu gestehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freiheit nicht übel nehmen. — Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könne. Und unter den Juden — —

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein. Der Reisende. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! kein wild, kein wild! Vorhin liefst du vor mir: was sollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa; sondern nur vor Ihrem Verweise.

Der Baron. Der Unterschied ist sehr subtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es schon wissen. Sie sahen es ja! Ich war bei dem Herrn —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr ist eine Mannsperson, und mit den Mannspersonen haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. —

Der Baron. Daß dieser Herr eine Ausnahme sei, hättest du wol merken sollen. Ich wollte wünschen, daß er dich leiden könnte. — — Ich werde es mit Vergnügen sehen, wenn du auch beständig um ihn bist.

Das Fräul. Ach! — es wird wol das erste und letzte mal gewesen sein. Sein Diener packt schon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben sagen.

Der Baron. Was? wer? sein Diener?

Der Reis. Ja mein Herr, ich hab es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Besorgniß, Ihnen beschwerlich zu fallen —

Der Baron. Was soll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie Sich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andre hinzu, die mir eben so schätzbar als die Erhaltung meines Lebens sein wird: bleiben Sie einige Zeit — wenigstens einige Tage bei mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann wie Sie ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen steht, von mir gelassen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen lassen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen und ihnen das Glück zu verschaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reis. Mein Herr, ich muß nothwendig —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu sagen, daß er wieder abpacken soll. Doch, da ist er schon!

Achter Auftritt.

Christoph (in Stiefeln und Sporn, und zwei Mantelsäcke unter den Armen). **Die Vorigen.**

Christ. Nun! mein Herr, es ist Alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abschiedsformeln ein wenig ab! Was soll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert Euch denn, hier zu bleiben?

Christ. Gewisse Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigensinn meines Herrn zum Grunde und seine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reis. Mein Diener ist öfters nicht klug; verzeihen Sie ihm. Ich sehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente sind. Ich ergebe mich; damit ich nicht aus Furcht, grob zu sein, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen schuldig!

Der Reis. Ihr könnt nur gehen und wieder abpacken! Wir wollen erst morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was steht Er denn da? Er soll gehn und wieder abpacken!

Christ. Von Rechts wegen sollte ich böse werden. Es ist mir auch beinahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts Schlimmers daraus erfolgt als daß wir hier bleiben und zu essen und zu trinken bekommen und wol gepflegt werden, so mag es sein! Sonst laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wissen Sie das?

Der Reis. Schweigt! Ihr seid zu unverschämt.

Christ. Denn ich sage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das ist vortrefflich, daß Sie bei uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal so gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unsern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reis. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, so ist es schon so gut, als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdessen wird es Essenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde Euch sogar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe jetzt nichts Wichtigers zu thun, als meinen Gast zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr, mein Herr? (sachte zu ihm) Sprechen Sie doch Nein! Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reis. Es wird mich gereuen, daß ich mich so leicht habe bewegen lassen hier zu bleiben, sobald ich sehe, daß ich Ihnen im Geringsten verhinderlich bin. Ich bitte also — —

Der Baron. O! warum kehren Sie Sich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beschämen Sie mich doch nicht so! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — Lassen Sie es gut sein; ich bin alt genug, mit Ihnen spazieren zu gehen. — Kommen Sie! — — Aber sehen Sie einmal: Ihr Diener steht noch da und hat die Mantelsäcke unter den Armen.

Christ. Ich dächte, das gienge nur den an, dem es sauer wird!

Der Reis. Schweigt! Man erzeigt Euch zu viel Ehre. —

Neunter Auftritt.

Lisette. Die Vorigen.

Der Baron (indem er Lisetten kommen sieht). Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wann es Ihnen gefällig ist, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie so lange, als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns schon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! (das Fräulein und der Reisende gehen ab.)

Der Baron. Lisette, dir habe ich etwas zu sagen! — —

Lisette. Nu?

Der Baron (sachte zu ihr). Ich weiß noch nicht, wer unser Gast ist. Gewisser Ursachen wegen mag ich ihn auch nicht fragen. Könntest du nicht von seinem Diener — —

Lisette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von selbst und deswegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich also, — — und gieb mir Nachricht davon! Du wirst Dank bei mir verdienen.

Lisette. Gehen Sie nur!

Christ. Sie werden es also nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bei Ihnen gefallen lassen. Aber ich bitte, machen Sie Sich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit Allem zufrieden, was da ist.

Der Baron. Lisette, ich übergebe ihn deiner Aufsicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (geht ab.)

Christ. Ich empfehle mich also, Mademoiselle, Dero gütigen Aufsicht, die mich an Nichts wird Mangel leiden lassen. (will abgehen)

Zehnter Auftritt.

Lisette. Christoph.

Lisette (hält ihn auf). Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie so unhöflich sein zu lassen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu sein?

Christ. Der Geier! Sie nehmen die Sache genau, Mamsell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel sind, kann ich nicht sagen. Wenn ich zwar aus Ihrem gesprächigen Munde schließen sollte, so dürfte ich beinahe das letzte behaupten. — Doch dem sei, wie ihm wolle; jetzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie sehen, ich habe Hände und Arme voll. — — Sobald mich hungert oder durstet, werde ich bei Ihnen sein.

Lisette. So machts unser Schirrmeister auch.

Christ. Der Henker! das muß ein gescheidter Mann sein: er machts, wie ich!

Lisette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhause an der Kette.

Christ. Verdammt! ich glaube gar, Sie meinen den Hund. Ich merke also wol, Sie werden den leiblichen Hunger und Durst verstanden haben. Den aber habe ich nicht verstanden, sondern den Hunger und Durst der Liebe. Den, Mamsell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Lisette. Besser, als mit dem Erklärten.

Christ. Ei! im Vertrauen: — — Sagen Sie etwa zugleich auch damit so viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider sein würde?

Lisette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernst?

Christ. Vielleicht!

Lisette. Pfui! was das für eine Antwort ist! vielleicht!

Christ. Und sie war doch nicht ein Haar anders, als die Ihrige.

Lisette. In meinem Munde will sie aber ganz etwas Anders sagen. Vielleicht, ist eines Frauenzimmers größte Versicherung. Denn so schlecht unser Spiel auch ist, so müssen wir uns doch niemals in die Karte sehen lassen.

Christ. Ja, wenn das ist! — Ich dächte, wir kämen also zur Sache. — — (er schmeißt beide Mantelsäcke auf die Erde) Ich weiß nicht, warum ich mirs so sauer mache? Da liegt! — — Ich liebe Sie, Mamsell.

Lisette. Das heiß ich mit Wenigem viel sagen. Wir wollens zergliedern. — —

Christ. Nein, wir wollens lieber ganz lassen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unsre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie Sich nieder zu lassen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umstände! — (er nöthiget sie auf den Mantelsack zu sitzen) — — Ich liebe Sie, Mamsell. — —

Lisette. Aber, — — ich sitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es sind Bücher darin — —.

Christ. Darzu recht zärtliche und witzige; — und gleichwol sitzen Sie hart darauf? Es ist meines Herrn Reisebibliothek. Sie besteht aus Lustspielen, die zum Weinen, und aus Trauerspielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefsinnigen Trinkliedern und was dergleichen neue Siebensachen mehr sind. — — Doch wir wollen umwechseln. Setzen Sie Sich auf meinen; — ohne Umstände! — — meiner ist der weichste.

Lisette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht sein. — —

Christ. Ohne Umstände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Lisette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie steht auf und will sich auf den andern setzen.)

Christ. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen will viel sagen. — — Wenn Sie es so nehmen wollen, so bleiben Sie lieber sitzen. — (Er setzt sich wieder auf seinen Mantelsack.)

Lisette. (bei Seite) Der Grobian! Doch ich muß es gut sein lassen. — —

Christ. Wo blieben wir denn? — Ja, — bei der Liebe. — — Ich liebe Sie also, Mamsell. Je vous aime, würde ich sagen, wenn Sie eine französische Marquisin wären.

Lisette. Der Geier! Sie sind wol gar ein Franzose?

Christ. Nein, ich muß meine Schande gestehn: ich bin nur ein Deutscher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verschiedenen Franzosen umgehen zu können und da habe ich denn so ziemlich gelernt, was zu einem rechtschaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man sieht mir es auch gleich an.

Lisette. Sie kommen also vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Christ. Ach nein! — —

Lisette. Wo sonst her? freilich wol! —

Christ. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Lisette. Aus Italien doch wol nicht?

Christ. Nicht weit davon.

Lisette. Aus Engeland also?

Christ. Beinahe; Engeland ist eine Provinz davon. Wir sind über funfzig Meilen von hier zu Hause. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere stehen noch gesattelt. Verzeihen Sie, Mamsell! — — Hurtig! stehn Sie auf! — — (er nimmt die Mantelsäcke wieder untern Arm) — — Trotz meiner inbrünstigen Liebe muß ich doch gehn und erst das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und was das Meiste ist, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen schon noch eins werden. — — Ich werde Sie wol wieder zu finden wissen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Lisette.

Lisette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder er ist zu dumm oder zu fein. Und Beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Lisette! Das ist auch der Kerl darnach, der mich ausstechen sollte!

Lisette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß wie fest ich in Ihrem Herzen sitze.

Lisette. Das macht, Herr Vogt, Er denkts. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeschmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Ers gedacht hat; sondern, daß Er mirs gesagt hat. Ich möchte wissen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geschenken hat Er sich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen jetzt nicht mehr so in den Tag hinein weg. Und glaubt Er etwa, daß ich so verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde schon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ichs vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verschnupft! Ich muß eine Priese Tabak darauf nehmen — — Vielleicht geht es wieder mit dem Niesen fort. — (er zieht die entwandte Dose hervor, spielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich auf eine lächerlich hochmüthige Art eine Priese).

Lisette. (schielt ihn von der Seite an) Verzweifelt! wo bekömmt der Kerl die Dose her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Prieschen?

Lisette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (sie nimmt.)

Mart. Kr. Was eine silberne Dose nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geschmeidiger sein?

Lisette. Ist es eine silberne Dose?

Mart. Kr. Wanns keine silberne wäre, so würde sie Martin Krumm nicht haben.

Lisette. Ist es nicht erlaubt, sie zu besehn?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Lisette. Die Façon ist vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, sie wiegt ganzer fünf Loth. —

Lisette. Nur der Façon wegen möchte ich so ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich sie zusammen schmelzen lasse, steht Ihnen die Façon davon zu Diensten.

Lisette. Sie sind allzugütig! — Es ist ohne Zweifel ein Geschenk?

Mart. Kr. Ja, — — sie kostet mir nicht einen Heller.

Lisette. Wahrhaftig, so ein Geschenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigstens würde mich, wenn man mich mit silbernen Dosen anfiele, sehr schlecht vertheidigen können. Mit so einer Dose hätte ein Liebhaber gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich verstehs, ich verstehs! —

Lisette. Da sie Ihnen so nichts kostet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, sich eine gute Freundin damit zu machen — —

Mart. Kr. Ich verstehs, ich verstehs! —

Lisette. (schmeichelnd) Wollten Sie mir sie wol schenken? — —

Mart. Kr. O, um Verzeihung! — — man giebt die silbernen Dosen jetzt nicht mehr so in den Tag hinein weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Lisette, daß ich so verlegen mit der meinigen bin? Ich werde schon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich sie vor die Säue werfe.

Lisette. Hat man jemals eine dümmre Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabaksdose gleich zu schätzen?

Mart. Kr. Ja, ein steinern Herz einer silbern Schnupftabaksdose — —

Lisette. Vielleicht würde es aufhören, steinern zu sein, wenn — — Doch alle meine Reden sind vergebens. — — Er ist meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (will weinen) beinahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meinen, wie sie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narre bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meine es, wie sie es redt! — Ja, mein Lisettchen, weine Sie nicht! — (er giebt ihr die Dose) — Aber nun bin ich doch wol Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre schöne Hand! — — (er küßt sie) Ah, wie schmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Lisette. Martin Krumm.

Das Fräul. (sie kömmt darzu geschlichen und stößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand) Ei! Herr Vogt, — küß Er mir doch meine Hand auch!

Lisette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küssen.)

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige) Ihr Flegel, versteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel mag das Spaß sein!

Lisette. Ha! ha! ha! (lacht ihn aus) O, ich bedaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Ist das mein Dank? Schon gut, schon gut! (geht ab.)

Lisette. Ha! ha! ha!

Dreizehnter Auftritt.

Lisette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ichs doch nicht geglaubt, wenn ichs nicht selbst gesehen hätte. Du läßt dich küssen? und noch dazu vom Vogt?

Lisette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauschen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden spazieren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bei ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber so kann ich ja kein kluges Wort mit ihm sprechen. Der Papa ist gar zu ernsthaft — —

Lisette. Ei, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wol mit ihm zu sprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tausenderlei! — Aber du machst mich böse, wo du mich noch mehr fragst. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wol gestehn?

Lisette. Sie würden wol gräulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal so einen Bräutigam verschaffte? Und im Ernst, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahr älter sind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, so kann mich ja der Papa einige Jahr älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widersprechen.

Lisette. Nein, ich weiß noch einen bessern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, so ist uns allen Beiden geholfen. Ich bin alsdann nicht zu alt, und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das ist auch wahr; das geht ja an!

Lisette. Da kömmt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm sprechen. Es ist Alles zu Ihrem Besten. — Lassen Sie mich mit ihm allein! — Gehen Sie!

Das Fräul. Vergiß es aber nicht wegen der Jahre! — — Hörst du, Lisette?

Vierzehnter Auftritt.

Lisette. Christoph.

Lisette. Mein Herr, Sie hungert oder durstet gewiß, daß Sie schon wiederkommen? nicht?

Christ. Ja freilich! — — Aber wol gemerkt, wie ich den Hunger und Durst erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu gestehn, meine liebe Jungfer, so hatte ich schon, sobald ich gestern vom Pferde stieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeinte, so glaubte ich, es verlohne sich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in so kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unsern Roman von hinten müssen anfangen. Allein es ist auch nicht allzu sicher, die Katze bei dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Lisette. Das ist wahr! nun aber können wir schon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir sie auflösen. Wir können uns bei jedem Schritte, den wir thun bedenken und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkaufen. Hätten Sie mir gestern gleich Ihren Liebesantrag gethan; es ist wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen, und dergleichen mehr, zu erkundigen Zeit gehabt hätte?

Christ. Der Geier! wäre das aber auch so nöthig gewesen? So viel Umstände? Sie könnten ja bei dem Heirathen nicht mehrere machen! —

Lisette. O! wenn es nur auf eine kahle Heirath abgesehen wäre, so wär es lächerlich, wenn ich so gewissenhaft sein wollte. Allein mit einem Liebesverständnisse ist es ganz etwas anders! Hier wird die schlechteste Kleinigkeit zu einem wichtigen Punkte. Also glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringste Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Gnüge thun.

Christ. Nu? wie weit erstreckt sich denn die?

Lisette. Weil man doch einen Diener am besten nach seinem Herrn beurtheilen kann, so verlange ich vor allen Dingen zu wissen — —

Christ. Wer mein Herr ist? Ha! ha! das ist lustig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern selbst fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten als ich.

Lisette. Und mit dieser abgedroschnen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wissen, wer Ihr Herr ist oder unsre ganze Freundschaft hat ein Ende.

Christ. Ich kenne meinen Herrn nicht länger als seit vier Wochen. So lange ist es, daß er mich in Hamburg in seine Dienste genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach seinem Stande oder Namen zu fragen. So viel ist gewiß, reich muß er sein; denn er hat weder mich noch sich auf der Reise Noth leiden lassen. Und was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Lisette. Was soll ich mir von Ihrer Liebe versprechen, da Sie meiner Verschwiegenheit nicht einmal eine solche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie so sein. Zum Exempel, hier habe ich eine schöne silberne Schnupftabaksdose — —

Christ. Ja? nu? — —

Lisette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, so sagte ich Ihnen, von wem ich sie bekommen habe — —

Christ. O! daran ist mir nun eben so viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wissen, wer sie von Ihnen bekommen sollte?

Lisette. Ueber den Punkt habe ich eigentlich noch nichts beschlossen. Doch wenn Sie sie nicht sollten bekommen, so haben Sie es niemandem anders als Sich selbst zuzuschreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt lassen.

Christ. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wann ich dasmal verschwiegen bin, so bin ichs aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimnisse ausschütten, wann ich nur welche hätte.

Lisette. Adieu! Ich will Ihre Tugend nicht länger bestürmen. Nur wünsch ich, daß sie Ihnen bald zu einer silbernen Dose und einer Liebsten verhelfen möge, so wie sie Sie jetzt um Beides gebracht hat. (will gehn.)

Christ. Wohin? wohin? Geduld! (bei Seite) Ich sehe mich genöthigt zu lügen. Denn so ein Geschenk werde ich mir doch nicht sollen entgehn lassen? Was wirds auch viel schaden!

Lisette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber — — ich sehe schon, es wird Ihnen sauer. Nein, nein; ich mag nichts wissen —

Christ. Ja, ja, Sie soll Alles wissen! — — (bei Seite) Wer doch recht viel lügen könnte! — Hören Sie nur! — Mein Herr ist — — ist einer von Adel. Er kömmt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müssen — — gewisser Verdrießlichkeiten wegen — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Lisette. Was? eines Mords wegen?

Christ. Ja, — — aber eines honetten Mords — — eines Duells wegen entfliehen. — Und jetzt eben ist er auf der Flucht — —

Lisette. Und Sie, mein Freund? — —

Christ. Ich bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich sagen, die Freunde des Entleibten

haben uns sehr verfolgen lassen; und dieser Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geier, soll man auch thun? Ueberlegen Sie es selbst! Ein junger, naseweiser Laffe schimpft uns; mein Herr stößt ihn übern Haufen. Das kann nicht anders sein! — Schimpft mich jemand, so thu ichs auch, — oder — oder schlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen.

Lisette. Das ist brav! solchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber sehen Sie einmal, da kömmt Ihr Herr! sollte man es ihm wol ansehen, daß er so zornig, so grausam wäre?

Christ. O, kommen Sie! wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es ansehn, daß ich ihn verrathen habe.

Lisette. Ich bins zufrieden — —

Christ. Aber die silberne Dose —

Lisette. Kommen Sie nur! (bei Seite) Ich will erst sehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird: lohnt sich das der Mühe, so soll er sie haben.

Fünfzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Ich vermisse meine Dose. Es ist eine Kleinigkeit; gleichwol ist mir der Verlust empfindlich. Sollte mir sie wol der Vogt? — — Doch ich kann sie verloren haben, — ich kann sie aus Unvorsichtigkeit herausgerissen haben. — — Auch mit seinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwol, — er drängte sich an mich heran; — er griff nach der Uhr: — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Dose gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. (als er den Reisenden gewahr wird, will er wieder umkehren) Hui!

Der Reis. Nu, nu! immer näher, mein Freund! — — (bei Seite) Ist er doch so schüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? nur näher!

Mart. Kr. (trotzig) Ach! ich habe nicht Zeit! Ich weiß schon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie sie jemandem, der sie noch nicht weiß.

Der Reis. Was höre ich? vorhin war der Vogt einfältig und höflich, jetzt ist er unverschämt und grob. Welches ist denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ei! das hat Sie der Geier gelernt, mein Gesicht eine Larve zu schimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — sonst — — (er will fort gehn.)

Der Reis. Sein unverschämtes Verfahren bestärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas Nothwendiges zu sagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts drauf zu antworten haben, es mag so nothwendig sein als es will. Drum sparen Sie nur die Frage!

Der Reis. Ich will es wagen! — Allein, wie leid würde mir es sein, wann ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Dose gesehn? — Ich vermisse sie. — —

Mart. Kr. Was ist das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man sie Ihnen gestohlen hat? — — Für was sehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reis. Wer redt denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch fast selbst — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich selbst? Also meinen Sie, daß ich sie habe? Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beschuldigt? Wissen Sies?

Der Reis. Warum müßt Ihr so schreien? Ich habe Euch noch nichts beschuldigt. Ihr seid Euer eigner Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich großes Unrecht haben würde! Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greifen wollte?

Mart. Kr. O! Sie sind ein Mann, der gar keinen Spaß versteht. Hören Sies! — — (bei Seite) Wo er sie nur nicht bei Lisetten gesehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närrisch sein, und sich damit breit machen? — —

Der Reis. O! ich verstehe den Spaß so wol, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Dose auch spaßen. Allein, wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er sich endlich in Ernst. Es ist mir um Euren guten Namen leid. Gesetzt, Ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böse gemeint hättet, würden auch Andre — —

Mart. Kr. Ach, — Andre! — Andre! — Andre wären es längst überdrüßig, sich so etwas vorwerfen zu lassen. Doch, wenn Sie denken, daß ich sie habe: befühlen Sie mich, — — visitiren Sie mich — —

Der Reis. Das ist meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht Alles bei sich in der Tasche.

Mart. Kr. Nun gut! damit Sie sehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, so will ich meine Schubsäcke selber umwenden. — Geben Sie Acht! — (bei Seite) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie herausfiele.

Der Reis. O, macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie sollens sehn, Sie sollens sehn! (er wendet die eine Tasche um) Ist da eine Dose? Brodgrümel sind drinne; das liebe Gut! (er wendet die andre um) Da ist auch nichts! Ja, — doch! ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verse wegen auf, die über den Monaten stehen. Sie sind recht schnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht: da will ich den dritten umwenden (bei dem Umwenden fallen zwei große Bärte heraus). Der Henker! was laß ich da fallen? (er will sie hurtig aufheben, der Reisende aber ist hurtiger und erwischt einen davon.)

Der Reis. Was soll das vorstellen?

Mart. Kr. (bei Seite) O verdammt! ich denke, ich habe den Quarg lange von mir gelegt.

Der Reis. Das ist ja gar ein Bart. (er macht ihn vors Kinn) Sehe ich bald einem Juden so ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach, geben Sie her! geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich schrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu ist er.

Der Reis. Ihr werdet so gut sein und mir ihn lassen. Ich will auch damit schrecken.

Mart. Kr. Ach! vexiren Sie Sich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (er will ihn aus der Hand reißen.)

Der Reis. Geht, oder — —

Mart. Kr. (bei Seite) Der Geier! nun mag ich sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. — — Es ist schon gut; es ist schon gut! Ich sehs, Sie sind zu meinem Unglücke hieher gekommen. Aber, hol mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich sehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie Sich das! Es mag kommen, zu was es will, so kann ich es beschwören, daß ich den Bart zu nichts Bösem gebraucht habe. — (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Der Mensch bringt mich selbst auf einen Argwohn, der ihm höchst nachtheilig ist. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern gewesen sein? Doch ich will in meiner Vermuthung behutsam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reisende.

Der Reis. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre gestern mit den jüdischen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgerissen hätte? (er zeigt ihm den Bart).

Der Baron. Wie verstehen Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich so geschwind im Garten verlassen?

Der Reis. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bei Ihnen sein. Ich gieng nur, meine Dose zu suchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das ist mir höchst empfindlich. Sie sollten noch bei mir zu Schaden kommen?

Der Reis. Der Schade würde so groß nicht sein. — — Allein betrachten Sie doch einmal diesen ansehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn schon einmal gezeigt. Warum?

Der Reis. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie Sich!

Der Reis. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reis. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Gespräch auf nichts Anders lenken. — — Ich beschwöre Sie bei der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worinne Sie Sich könnten geirrt haben!

Der Reis. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogte halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtschaffnen Mann.

Der Reis. Vergessen Sie also, daß ich etwas habe sagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie soll ich diese Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bei Ihnen? — Sie könnten Sich geirrt haben! Gesetzt, Sie haben Sich geirrt; was können Sie bei einem Freunde für Gefahr laufen?

Der Reis. Sie dringen zu stark in mich. Ich sage Ihnen also, daß der Vogt diesen Bart aus Unvorsichtigkeit hat fallen lassen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geschwindigkeit wieder zu sich steckte; daß seine Reden einen Menschen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben so viel Uebels, als er thut; daß ich ihn auch sonst über einem nicht allzu gewissenhaften — — wenigstens nicht allzu klugen Griffe, ertappt habe.

Der Baron. Es ist, als ob mir die Augen auf einmal aufgiengen. Ich besorge, — Sie werden Sich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir so etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehn und Alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eignen Hause haben?

Der Reis. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie zum Glücke meine Vermuthungen falsch befinden sollten. Sie haben mir sie ausgepreßt, sonst würde ich sie gewiß verschwiegen haben.

Der Baron. Ich mag sie wahr oder falsch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reisende (und hernach) **Christoph.**

Der Reis. Wo er nur nicht zu hastig mit ihm verfährt! Denn so groß auch der Verdacht ist, so könnte der Mann doch wol noch unschuldig sein. — Ich bin ganz verlegen. — — In der That ist es nichts Geringes, einem Herrn seine Untergebenen so verdächtig zu machen. Wenn er sie auch unschuldig befindet, so verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte schweigen sollen — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Ursachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verlust zugeschrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum schuldig sein, wenn ich die Untersuchung noch hintertreiben könnte —

Christ. (kömmt gelacht) Ha! ha! ha! wissen Sie, wer Sie sind, mein Herr?

Der Reis. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr seid? Was fragt Ihr?

Christ. Gut! wenn Sie es denn nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen. Sie sind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrießlichkeiten und ein Duell gehabt. Sie sind so glücklich gewesen, einen jungen Naseweis zu erstechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben Sich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre, Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reis. Träumt Ihr oder raset Ihr?

Christ. Keines von Beidem. Denn für einen Rasenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reis. Wer hat Euch solch unsinniges Zeug weiß gemacht?

Christ. O, dafür ist gebeten, daß man mirs weiß macht. Allein finden Sie es nicht recht wol ausgesonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Bessers fallen können. So sind Sie doch wenigstens vor weitrer Neugierigkeit sicher!

Der Reis. Was soll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Christ. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige lassen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zugieng. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stande, Vaterlande, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich sagte Alles, was ich davon wußte; das ist: ich sagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß diese Nachricht sehr unzulänglich war, und daß man wenig Ursache hatte, damit zufrieden zu sein. Man drang also weiter in mich; allein umsonst! Ich blieb verschwiegen, weil ich nichts zu verschweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geschenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr sagte, als ich wußte; das ist: ich log.

Der Reis. Schurke! ich befinde mich, wie ich sehe, bei Euch in feinen Händen.

Christ. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ohngefähr die Wahrheit sollte gelogen haben?

Der Reis. Unverschämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung gesetzt, aus der — —

Christ. Aus der Sie Sich gleich helfen können, sobald Sie das schöne Beiwort, das Sie mir jetzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reis. Werde ich aber alsdann nicht genöthiget sein, mich zu entdecken?

Christ. Desto besser! so lerne ich Sie bei Gelegenheit auch kennen. — Allein urtheilen Sie einmal selbst, ob ich mir wol mit gutem Gewissen dieser Lügen wegen ein Gewissen machen konnte? (er zieht die Dose heraus) Betrachten Sie diese Dose! Hätte ich sie leichter verdienen können?

Der Reis. Zeigt mir sie doch! — (er nimmt sie in die Hand) Was seh ich?

Christ. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erstaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen selber ein Gesetzchen, wenn Sie so eine Dose verdienen könnten?

Der Reis. Und also habt Ihr mir sie entwendet?

Christ. Wie? was?

Der Reis. Eure Treulosigkeit ärgert mich nicht so sehr, als der übereilte Verdacht, den ich deswegen einem ehrlichen Manne zugezogen habe. Und ihr könnt noch so rasend frech sein, mich überreden zu wollen, sie wäre ein — — obgleich beinahe eben so schimpflich erlangtes — Geschenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Christ. Träumen Sie, oder — — aus Respekt will ich das andre noch verschweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf solche Ausschweifungen? Die Dose soll Ihre sein? Ich soll sie Ihnen salva venia gestohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel sein, daß ich gegen Sie selbst damit prahlen sollte. — Gut, da kömmt Lisette! — Hurtig, komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen!

Zwanzigster Auftritt.

Lisette. Der Reisende. Christoph.

Lisette. O mein Herr, was stiften Sie bei uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unser Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz rasend auf ihn gemacht. Man redt von Bärten, von Dosen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unschuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redten. Der Herr ist nicht zu besänftigen, und jetzt hat er sogar nach dem Schulzen und den Gerichten geschickt, ihn schließen zu lassen. Was soll denn das Alles heißen?

Christ. O! das ist Alles noch nichts, hör Sie nur, hör Sie, was er jetzt gar mit mir vor hat — —

Der Reis. Ja freilich, meine liebe Lisette, ich habe mich übereilt. Der Vogt ist unschuldig. Nur mein gottloser Bedienter hat mich in diese Verdrießlichkeiten gestürzt. Er ists, der mir meine Dose entwandt hat, derenwegen ich den Vogt im Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderspiel gewesen sein, wie er sagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum gestehn, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Christ. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müssen mir erst Genugthuung geben. Zum Henker, so rede Sie doch, Lisette, und sage Sie, wie die Sache ist. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Dose am Galgen wäre! Soll ich mich deswegen zum Diebe machen lassen? Hat Sie mir sie nicht geschenkt?

Lisette. Ja freilich! und sie soll Ihm auch geschenkt bleiben.

Der Reis. So ist es doch wahr? Die Dose gehört aber mir.

Lisette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reis. Und also hat sie wol Lisette gefunden? und meine Unachtsamkeit ist an allen den Verwirrungen schuld? (zu Christophen) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich schämen, daß ich mich so übereilen können.

Lisette. (bei Seite) Der Geier! nun werde ich bald klug. O! er wird sich nicht übereilt haben.

Der Reis. Kommt, wir wollen — —

Ein und zwanzigster Auftritt.

Der Baron. Der Reisende. Lisette. Christoph.

Der Baron. (kommt hastig herzu) Den Augenblick, Lisette, stelle dem Herrn seine Dose wieder zu! Es ist Alles offenbar; er hat Alles gestanden. Und du hast dich nicht geschämt, von so einem Menschen Geschenke anzunehmen? Nun? wo ist die Dose?

Der Reis. Es ist also doch wahr? — —

Lisette. Der Herr hat sie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienste annehmen können, von dem könne ich auch Geschenke annehmen. Ich habe ihn so wenig gekannt, wie Sie.

Christ. Also ist mein Geschenk zum Teufel? Wie gewonnen, so zerronnen!

Der Baron. Wie aber soll ich, theuerster Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reißen mich zum zweitenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben schuldig. Nimmermehr würde ich ohne Sie mein so nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichsten auf allen meinen Gütern hielt, ist sein gottloser Gehilfe gewesen. Bedenken Sie also, ob ich jemals dies hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereiset — —

Der Reis. Es ist wahr — — so wäre die Hilfe, die ich Ihnen gestern zu erweisen glaubte, sehr unvollkommen geblieben. Ich schätze mich also höchst glücklich, daß mich der Himmel zu dieser unvermutheten Entdeckung ausersehen hat; und ich freue mich jetzt so sehr als ich vorher aus Furcht zu irren zitterte.

Der Baron. Ich bewundre Ihre Menschenliebe, wie Ihre Großmuth. O möchte es wahr sein, was mir Lisette berichtet hat!

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Das Fräulein und **die Vorigen.**

Lisette. Nun, warum sollte es nicht wahr sein?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen: ersuche meinen Erretter, deine Hand und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit Kostbarers schenken, als dich, die ich eben so sehr liebe, als ihn? Wundern Sie Sich nur nicht, wie ich Ihnen so einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie sind. Gönnen Sie mir das unschätzbare Vergnügen, erkenntlich zu sein! Mein Vermögen ist meinem Stande, und dieser dem Ihrigen gleich. Hier sind Sie vor Ihren Feinden sicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeschlagen? Was soll ich denken?

Das Fräul. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich versichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reis. Ihre Großmuth setzt mich in Erstaunen. Aus der Größe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erst, wie klein meine Wohlthat ist. Allein was soll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredt und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer, als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas kostbarer und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt sein, meine Bitte Statt finden zu lassen.

Der Reis. (bei Seite) Warum entdecke ich mich auch nicht? — Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringet meine ganze Seele. Allein schreiben Sie es dem Schicksale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens ist. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht schon verheirathet?

Der Reis. Nein — —

Der Baron. Nun? was? Der Reis. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? — grausamer Zufall!

Christ. Ein Jude?

Lisette. Ein Jude?

Das Fräul. Ei, was thut das?

Lisette. St! Fräulein, st! ich will es Ihnen hernach sagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel selbst verhindert, dankbar zu sein?

Der Reis. Sie sind es überflüßig dadurch, daß Sie es sein wollen.

Der Baron. So will ich wenigstens so viel thun, als mir das Schicksal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar sein.

Der Reis. Auch dieses Anerbieten ist bei mir umsonst, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! Ich sahe aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sei wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen.

Der Baron. Ich schäme mich meines Verfahrens.

Christ. Nun komm ich erst von meinem Erstaunen wieder zu mir selber. Was? Sie sind ein Jude und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Christen in Ihre Dienste zu nehmen? Sie hätten mir dienen sollen. So wär es nach der Bibel recht gewesen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Christenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reise kein Schweinefleisch essen wollte und sonst hundert Alfanzereien machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reis. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr besser als der andre christliche Pöbel denken sollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umständen ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bei mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Diensten so ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin außerdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, so behaltet zur Vergeltung, was diesen Verdacht verursachte. (Giebt ihm die Dose.) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht Ihr, wohin Ihr wollt!

Christ. Nein, der Henker! es giebt doch wol auch Juden, die keine Juden sind. Sie sind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bei Ihnen! Ein Christ hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben, und keine Dose!

Der Baron. Alles, was ich von Ihnen sehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anstalt machen, daß die Schuldigen in sichere Verwahrung gebracht werden. O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!

Der Reis. Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen! (Der Baron, das Fräulein und der Reisende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Lisette. Christoph.

Lisette. Also, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Christ. Ja, und das aus zweierlei Ursachen. Erstlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte; und anderns, weil man für eine Dose, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit sagen kann.

Lisette. Und wanns dazu kömmt, ist Er wol gar auch ein Jude, so sehr Er Sich verstellt?

Christ. Das ist zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur! (er nimmt sie untern Arm, und sie gehen ab.)

Ende.

Der Misogyn.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen. Wumshäter. Laura, dessen Tochter. Valer, dessen Sohn. Hilaria, in Mannskleidern unter dem Namen Lelio. Solbist, ein Advokat. Leander, der Laura Liebhaber. Lisette.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Wumshäter. Lisette.

Wumsh. Wo finde ich nun den Schurken? Johann! — Johann! — Die verdammten Weiber! — Die Weiber haben mich zum Prozeß gebracht, und der wird mich noch vor der Zeit ins Grab bringen. Wer weiß, weswegen Herr Solbist zu mir kommen will! Ich kann es kaum erwarten. Wo wir nur nicht wieder eine schlechte Sentenz bekommen haben! — Johann! — — Hätte ich mich doch lieber dreimal gehangen, als dreimal verheirathet! — Johann! hörst du nicht?

Lisette (kommend) Was befehlen Sie?

Wumsh. Was willst du? ruft ich dich?

Lisette. Johann ist ausgegangen; was soll er? kann ich es nicht verrichten?

Wumsh. Ich mag von dir nicht bedient sein. Wie vielmal habe ich dir es nicht schon gesagt, daß du mir den Verdruß dich zu sehen ersparen sollst! Bleib, wohin du gehörst, in der Küche und bei der Tochter! — — Johann!

Lisette. Sie hören es ja; er ist nicht da.

Wumsh. Wer heißt ihn denn ausgehen, gleich da ich ihn brauche? — — Johann!

Lisette. Johann! Johann! Johann!

Wumsh. Nun? was schreist du?

Lisette. Ihr Rufen allein wird er nicht drei Gassen weit hören.

Wumsh. Pfui über das Weibsstück!

Lisette. Das steht mir an? Vor Kröten speit man aus und nicht vor Menschen.

Wumsh. Nun ja! — — Sobald du und deines gleichen sich unter die Menschen rechnen, so bald bekomme ich Lust, mich mit dem Himmel zu zanken, daß er mich zu einem gemacht hat.

Lisette. So zanken Sie! Vielleicht bereuet er es schon, daß er nicht ein Klotz aus Ihnen gemacht hat.

Wumsh. Geh mir aus den Augen!

Lisette. Wie Sie befehlen.

Wumsh. Wirds bald? oder soll ich gehn?

Lisette. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zu folgen.

Wumsh. Ich möcht rasend werden.

Lisette (bei Seite) Unsinnig ist er schon.

Wumsh. Ist Herr Solbist, mein Advokat, noch nicht da gewesen? Lisette. Johann wird es Ihnen wol sagen.

Wumsh. Ist mein Sohn ausgegangen?

Lisette. Fragen Sie nur Ihren Johann.

Wumsh. Ist das eine Antwort auf meine Frage? Ob Herr Solbist noch nicht hier gewesen ist, will ich wissen.

Lisette. Sie mögen ja von mir nicht bedient sein.

Wumsh. Antworte, sag ich.

Lisette. Ich gehöre in die Küche.

Wumsh. Bleib, und antworte erst!

Lisette. Ich habe nur mit Ihrer Tochter zu thun.

Wumsh. Du sollst antworten! Ist Herr Solbist — —

Lisette. Ich will Ihnen den Verdruß ersparen, mich zu sehen (geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Wumshäter. Valer.

Wumsh. Welch Geschöpf! — — Ich will auch heute noch alles Weibsvolk aus meinem Hause schaffen; selbst meine Tochter. Sie mag sehen, wo sie bleibt. — — Gut, gut, mein Sohn, daß du kömmst; ich habe eben nach dir gefragt.

Valer. Wie glücklich wär ich, wenn ich glauben dürfte, daß Sie meinen Bitten hätten wollen zuvor kommen. Darf ich mir schmeicheln, die so oft gesuchte Einwilligung endlich von Ihnen zu erhalten?

Wumsh. O! du fängst wieder von der verdrießlichen Sache an. Kränke doch deinen alten Vater nicht so, der dich bis jetzt für den einzigen Trost seines Alters gehalten hat. Es ist ja noch Zeit.

Valer. Nein, es ist nicht länger Zeit, liebster Vater. Ich habe heute Briefe bekommen, welche mich nöthigen, auf das eheste wieder zurück zu reisen.

Wumsh. Je nun, so reise in Gottes Namen; nur folge mir darin: heirathe nicht! Ich habe dich zu lieb, als daß ich zu deinem Unglück Ja sagen sollte.

Valer. Zu meinem Unglücke? Wie verschieden müssen wir über Glück und Unglück denken! Ich werde es für mein größtes Unglück halten, wenn ich eine Person länger entbehren muß die mir das Schätzbarste in der Welt ist. Und Sie — —

Wumsh. Und ich werde es für dein äußerstes Unglück halten, wenn ich dich deiner blinden Neigung folgen sehe. Ein Weibsbild für das Schätzbarste auf der Welt zu halten? Ein Weibsbild! Doch der Mangel der Erfahrung entschuldigt dich. Höre; hältst du mich für einen treuen Vater?

Valer. Es sollte mir leid sein, wenn Ihnen hiervon nicht mein Gehorsam — —

Wumsh. Du hast Recht, dich auf deinen Gehorsam zu berufen. Allein hat es dich auch jemals gereuet, wenn du mir gehorsam gewesen bist?

Valer. Bis jetzt noch nie; aber — —

Wumsh. Aber du fürchtest, es werde dich gereuen, wenn du mir auch hierin folgen wolltest; nicht wahr? Doch wenn es an dem ist, daß ich dein treuer Vater bin; wenn es an dem ist, daß ich mit meiner väterlichen Zuneigung Einsicht und Erfahrung verbinde: so ist deine Furcht sehr unbillig. Man glaubt einem Unglücklichen, den Sturm und Wellen an das Ufer geworfen, wenn er uns die Schrecken des Schiffbruchs erzählt; und wer klug ist, lernt aus seiner Erzählung, wie wenig dem ungetreuen Wasser zu trauen. Alles, was so ein Unglücklicher auf der See erfahren hat, habe ich in meinem dreimaligen Ehestande erfahren; und gleichwol willst du nicht durch meinen Schaden klug werden? Ich war in deinen Jahren eben so feurig, eben so unbedachtsam. Ich sah ein Mädchen mit rothen Backen, ich sah es, und beschloß, meine Frau daraus zu machen. Sie war arm — —

Valer. O, Herr Vater, verschonen Sie mich mit der nochmaligen Erzählung Ihrer Geschichte! Ich habe sie schon so oft gehört —

Wumsh. Und du hast dich noch nicht daraus gebessert? — Sie war arm, und ich besaß auch nicht viel. Nun stelle dir einmal vor, was ein angehender Handelsmann, wie ich dazumal war, für Kummer, Sorge und Plage hat, wenn er mit leeren Händen anfängt.

Valer. Meine Braut aber ist ja nichts weniger, als arm.

Wumsh. Höre nur zu! Zu meinen Anverwandten durfte ich bei meinen mühseligen Umständen keine Zuflucht nehmen. Warum? sie hatten mir vorgeschlagen, eine alte reiche Witwe zu heirathen, wodurch mir in meiner Handlung auf einmal wäre geholfen gewesen. Ich stieß sie also vor den Kopf, da ich mich in ein schönes Gesicht vergaffte und lieber glücklich lieben als glücklich leben wollte.

Valer. Aber bei meiner Heirath kann dieses — —

Wumsh. Geduld! Was dabei das Schlimmste war, so liebte ich sie so blind, daß ich allen möglichen Aufwand ihretwegen machte. Ihr übermäßiger Staat brachte mich in unzählige Schulden. —

Valer. Versparen Sie nur jetzt, Herr Vater, diese überflüßige Erzählung, und sagen Sie mir kurz, ob ich hoffen darf — —

Wumsh. Ich erzähle es ja blos zu deinem Besten. — — Glaubst du, daß ich mich aus den vielen Schulden hätte herausreißen können, wenn der Himmel nicht so gütig gewesen wäre, mir nach Jahresfrist die Ursache meines Verderbens zu nehmen? Sie starb, und sie hatte kaum die Augen zugethan, als mir die meinigen aufgiengen. Wo ich hinsah, war ich schuldig. Und bedenke, in was für eine Raserei ich gerieth, da ich nach ihrem Tode ihre verfluchte Untreue erfuhr. Meine Schulden fiengen an, mich zweimal heftiger zu drücken als ich sah, daß ich sie einer Nichtswürdigen zu Liebe, einer verdammten Heuchlerin zu gefallen, gemacht hatte. Und bist du sicher, mein Sohn, daß es dir nicht auch so gehen werde?

Valer. Dieserwegen kann ich so sicher sein als überzeugt ich von der Liebe meiner Hilaria bin. Ihre Seele ist viel zu edel; ihr Herz viel zu aufrichtig. — —

Wumsh. Nun, nun, ich mag keine Lobrede auf eine Sirene hören, die ihre häßlichen Schuppen so klug unter dem Wasser zu halten weiß. Wenn du nicht mein Sohn wärst, so würde ich über deine Einfalt herzlich lachen. In der That, du hast einen sehr glücklichen Ansatz zu einem guten Manne! Eine edle Seele, ein aufrichtiges Herz in einem weiblichen Körper! Und wie du gar sagest: in einem schönen weiblichen Körper! Doch das kömmt endlich auf eins heraus: schön oder häßlich. Die Schöne findet ihre Liebhaber und die Räuber deine Ehre überall, und die Häßliche sucht sie überall. Was kannst du mir hierauf antworten?

Valer. Zweierlei. Entweder es ist so gewiß nicht, daß alle Frauenzimmer von gleicher Untreue sind; und in diesem Falle bin ich versichert, daß meine Hilaria mit unter der Ausnahme ist: oder es ist gewiß, daß eine getreue Frau nur ein Wesen der Einbildung ist, das niemals war, und niemals sein wird; und in diesem Falle muß ich so gut, als jedermann —

Wumsh. O pfui, pfui! schäme dich, schäme dich! — Doch du scherzest.

Valer. In der That nicht! Ist eine Frau ein unstreitiges Uebel, so ist sie auch ein nothwendiges Uebel.

Wumsh. Ja, das unsere Thorheit nothwendig macht. Aber, wie gern wollte ich thöricht gewesen sein, wenn du es nur dadurch weniger sein könntest! Vielleicht wäre es auch möglich, wenn du meine Zufälle recht überlegen wolltest. Höre nur! Als meine erste Frau also todt war, versucht ich es mit einer reichen und schon etwas betagten — —

Dritter Auftritt.

Lelio. Die Vorigen.

Valer. Kommen Sie, Lelio, kommen Sie; helfen Sie mir meinen Vater erbitten, daß er meinem Glücke nicht länger hinderlich ist!

Wumsh. Kommen Sie, Herr Lelio, kommen Sie! Mein Sohn hat wieder seinen Anfall von Heirathen bekommen. Helfen Sie mir ihn doch zu rechte bringen!

Lelio. O! so schämen Sie Sich einmal, Valer, und machen der Vernunft Platz. Sie haben es ja oft genug von Ihrem Herrn Vater gehört, daß das Heirathen eine lächerliche und unsinnige Handlung ist. Ich dächte, Sie sollten einmal überzeugt sein. Einem Manne, der es mit drei Weibern versucht hat, kann man es doch wol endlich glauben, daß die Weiber insgesammt — insgesammt Weiber sind.

Valer. Sind Sie so auf meiner Seite? Ihre Schwester wird Ihnen sehr verbunden sein.

Lelio. Ich bin mehr auf Ihrer Seite, als Sie glauben; und meine Schwester würde selbst nicht anders reden, wenn sie zugegen wäre.

Wumsh. Ja, das sollte ich auch meinen. Denn wenn es wahr ist, daß die Frauenzimmer noch so etwas, der Vernunft Aehnliches, besitzen, so müssen sie nothwendig von ihrer eigenen Abscheulichkeit überzeugt sein. Sie ist so sonnenklar; und nur du kannst sie nicht sehen, weil dir die Liebe die Augen zuhält.

Lelio. O mein Herr, Sie reden wie die Vernunft selbst. Sie haben mich in der kurzen Zeit, die ich bei Ihnen bin, ganz bekehrt. Das Frauenzimmer war mir auch sonst nicht allzu gleichgiltig. Aber jetzt — — ja, ich sollte Ihr Sohn sein, mein Herr Wumshäter; ich wollte das Geschlecht der Weiberfeinde vortrefflich fortpflanzen! Meine Söhne sollten alle so werden, wie ich!

Valer. Das laß ich gelten. Solche Weiberfeinde würden doch wenigstens die Welt nicht aussterben lassen.

Lelio. Das wäre auch albern genug. So müßten ja auch die Weiberfeinde mit aussterben? Nein nein, Valer, auf die Erhaltung so vorzüglicher Menschen muß man so viel als möglich bedacht sein. Nicht wahr?

Wumsh. Das ist schon einigermaßen wahr. Doch aber sähe ich lieber, wenn mein Sohn andere darauf bedacht sein ließe. Ich weiß gewiß, man wird seinen Beitrag nicht vermissen. Warum soll er sich einer ungewissen Nachkommenschaft wegen ein unglückliches Leben machen? Und dazu ist es eine sehr schlechte Freude Kinder zu haben, wenn man so viel Angst mit ihnen haben muß als ich. Du siehst, mein Sohn wie ich mir deine Umstände zu Herzen nehme. Vergilt mir doch durch deinen Gehorsam den Verdruß, den mir deine Mutter gemacht hat.

Lelio. Das muß wol eine sehr böse Frau gewesen sein?

Wumsh. Wie sie alle sind, mein lieber Lelio. Habe ich Ihnen meinen Lebenslauf noch nicht erzählt? Er ist erbärmlich anzuhören.

Valer. O, verschonen Sie ihn damit. Er hat ihn schon mehr als zehnmal müssen hören.

Lelio. Ich, Valer? Sie irren Sich. Erzählen Sie ihn nur, Herr Wumshäter; ich bitte. Ich weiß gewiß, ich werde vieles zu meiner Lehre daraus nehmen können.

Wumsh. Das gefällt mir. O, mein Sohn, wann du auch so gesinnt wärst! Nun, so hören Sie! — — Ich habe drei Weiber gehabt.

Lelio. Drei Weiber? Valer. Wissen Sie das noch nicht?

Lelio. (zu Valern) O, so schweigen Sie! — Drei Weiber! Sie müssen also einen rechten Schatz der mannigfaltigsten Erfahrung besitzen. Nur wundre ich mich, wie Sie Ihre Weiberfeindschaft gleichwol dreimal so glücklich haben besiegen können.

Wumsh. Von selbst wird man auf einmal nicht klug. Hätte ich aber einen Vater gehabt, wie mein Sohn an mir hat; einen Vater, der mich mit seinem Beispiele von dem Rande des Verderbens hätte abhalten können — Gewiß, mein Sohn, du verdienest einen solchen Vater nicht! —

Lelio. O, sagen Sie mir doch vor allen Dingen, welche von Ihren drei bösen Weibern war Valerens Mutter? war es wol noch die beste? Wumsh. Die beste?

Lelio. Von den schlimmen, meine ich.

Wumsh. Die beste von den schlimmen? — die schlimmste, lieber Lelio, die allerschlimmste!

Lelio. Ei! so hatte sie wol gar nichts von Ihrem Sohne? O, die ausgeartete Mutter!

Valer. Warum wollen Sie mich quälen, Lelio? Ich liebe meinen Vater, allein ich habe auch meine Mutter geliebt. Mein Herz wird zerrissen, wenn er sie noch im Grabe nicht ruhen läßt.

Wumsh. Mein Sohn, wenn du es so nimmst, gut, gut! — Ich will es Ihnen hernach erzählen, Herr Lelio, wenn wir allein sind. Man kann sichs unmöglich einbilden, wie eigensinnig, wie zänkisch —

Valer. Sie wollen es ihm erzählen, wenn Sie allein sind? Ich muß also gehen.

Wumsh. Nun, nun, bleib nur da! Ich will gern nichts mehr sagen. Hätte ich es doch nicht geglaubt, daß man so gar eingenommen für eine Mutter sein könne. Mutter hin, Mutter her; sie bleibt darum doch eine Frauensperson, deren Fehler man verabscheuen muß, wenn man sich ihrer nicht mit schuldig machen will. Doch gut! — — Wieder auf deine Heirath zu kommen; du versprichst mir es also, nicht zu heirathen?

Valer. Wie kann ich dieses versprechen? Gesetzt, ich könnte die Neigung unterdrücken, die mich jetzt beherrscht, so würden mich doch meine häuslichen Umstände nöthigen, mir eine Gehilfin zu suchen.

Wumsh. O! wenn es nur eine Gehilfin in deinen häuslichen Geschäften sein soll, so weiß ich guten Rath. Höre, nimm deine Schwester mit dir. Sie ist geschickt genug, deinem Hause vorzustehen, und ich werde auf diese Art eine Last los, die mir längst unerträglich geworden ist.

Valer. Soll ich meiner Schwester an ihrem Glücke hinderlich sein?

Wumsh. Du bist wunderlich! An was für einem Glücke kannst du ihr hinderlich sein? Man wird sich um sie nicht reißen; und du magst sie mitnehmen oder nicht, sie wird doch keine Heirath finden, die mir oder ihr anständig wäre. Denn daß ich einen ehrlichen, rechtschaffnen Mann mit ihr betrügen sollte, das geschieht nimmermehr. Ich mag keinen Menschen unglücklich machen, geschweige einen den ich hochschätze. Einen nichtswürdigen und schlechten Mann aber, dem ich sie noch am liebsten gönnen würde, zu nehmen, dazu ist sie selbst zu stolz.

Lelio. Aber, mein Herr Wumshäter, bedenken Sie denn nicht, daß es für mich höchst gefährlich sein würde, wenn Valer seine Schwester mit sich nehmen sollte? Die Weiberfeindschaft hat in meinem Herzen noch nicht allzu tiefe Wurzeln geschlagen. Laura ist munter und schön, und was das vornehmste ist, sie ist die Tochter eines Weiberfeinds, den ich mir in Allem zur Nachahmung vorgestellt habe. Wie leicht könnte es nicht kommen, daß ich sie, — ich will nicht sagen, heirathete; denn das möchte noch der geringste Schaden sein; sondern daß ich sie gar — — der Himmel wende das Unglück ab! — — daß ich sie gar liebte. Alsdenn gute Nacht, Weiberfeindschaft! Und vielleicht käme ich, nach vielem Unglücke in Ihrem Alter kaum wieder zu mir selbst.

Wumsh. Behüte der Himmel, daß das daraus entstehen sollte! — — Doch trauen Sie Sich mehr zu, Herr Lelio; Sie sind zu vernünftig. Wie gesagt, mein Sohn, du kannst dich darauf verlassen: deine Schwester soll mit dir; sie muß mit dir. Ich will gleich gehen und es ihr sagen. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lelio. Valer.

Valer. Liebste Hilaria, was soll ich noch anfangen? Sie sehen —

Lelio. Ich sehe, daß Sie zu ungeduldig sind, Valer —

Valer. Zu ungeduldig? Sind wir nicht schon acht Tage hier? Warum war ich nicht leichtsinnig genug, mich um die Einwilligung meines Vaters nicht zu bekümmern? Warum mußte Hilaria für die Schwachheit seines mürrischen Alters so viel Gefälligkeit haben? Der Einfall, den Sie hatten, Sich in der Verkleidung einer Mannsperson unter dem Namen Ihres Bruders seine Gewogenheit vorher zu erwerben, war der sinnreichste von der Welt, der uns am geschwindesten zu unserm Zwecke zu führen versprach. Und doch will er zu Nichts helfen.

Lelio. Sagen Sie das nicht; denn ich glaube, unsre Sache ist auf einem sehr guten Wege. Habe ich als Lelio seine Freundschaft und sein ganzes Vertrauen nicht weg?

Valer. Und dieses ohne Wunderwerke. Sie stellen Sich ihm ja in Allem gleich.

Lelio. Muß ich es denn nicht thun?

Valer. Aber nicht so ernstlich. Anstatt daß Sie ihn von seinem eigensinnigen Wahne abbringen sollten, bestätigen Sie ihn darin. Das kann unmöglich gut gehen! — Noch eins, liebste Hilaria: gegen meine Schwester treiben Sie gleichfalls die Maskerade viel zu weit.

Lelio. Es wird aber doch immer ein Schattenspiel bleiben! Und sobald sie erfährt wer ich bin, so ist Alles wieder in seinem Gleise.

Valer. Wenn sie es nicht zu spät erfährt. Ich weiß wol, da Sie als Mannsperson hier erschienen, durften Sie Sich nicht entbrechen, ihr einige Schmeicheleien zu sagen. Aber Sie hätten diese Schmeicheleien so frostig als möglich machen sollen; ohne einen ernsthaft scheinenden Anschlag auf ihr Herz zu machen. Jetzt ist mein Vater ihr anzudeuten gegangen, daß sie mit uns reisen soll. Denken Sie an mich, das wird, mit dem Sprichworte zu reden, Wasser auf ihre Mühle sein. Für uns zwar kann freilich damit nichts verdorben werden; aber für einen Andern desto mehr.

Lelio. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Leander —

Valer. Leander hat schon lange Zeit in dem besten Vernehmen mit ihr gestanden; und nur der Prozeß, in welchen er mit unserm Vater verwickelt ist, hat ihn durch die Furcht einer schimpflich abschlägigen Antwort abgehalten, um ihre Hand zu bitten. Endlich aber hat es der dienstfertige Herr Solbist auf sich genommen, ihn wegen dieser Furcht in Sicherheit zu setzen. Er will selbst der Brautwerber sein und die Wendung, die er seinem Ansuchen geben will wäre die thörichtste von der Welt, wenn er nicht mit einem Manne zu thun hätte, dessen Thorheit sich nicht anders als mit Thorheit bestreiten läßt.

Lelio. Eine artige Umschreibung Ihres Vaters!

Valer. Es geht mir nahe genug, daß ich hierin nicht anders von ihm denken kann! — Haben Sie nur die Gütigkeit, schönste Hilaria, und lenken ein wenig ein. Führen Sie Sich gleichgiltiger gegen meine Schwester auf, damit Leander Sie nicht als einen Nebenbuhler ansehen darf, der ihm Schaden thut, ohne selbst am Ende den über ihn erlangten Vortheil brauchen zu können. Auch meinen Vater müssen Sie mehr für diejenige Person, die Sie sind, als für die, welche Sie zu sein scheinen, einzunehmen suchen; Sie müssen anfangen, seinen Grillen zu widersprechen und ihn durch die Macht die sie über ihn erlangt haben wenigstens dahin bringen, daß er Hilarien für die einzige ihres Geschlechts hält, die von seinem Hasse ausgenommen zu werden verdient; Sie müssen —

Lelio. Sie müssen nicht immer sagen: Sie müssen. — — Mein guter Valer, Sie versprechen, ein ziemlich gebietrischer Ehemann zu werden. Gönnen Sie mir doch immer die Lust, die angefangene Rolle nach meinem Gutdünken auszuspielen.

Valer. Wenn ich nur sähe, daß Sie an das Ausspielen dächten. So aber denken Sie nur an das Fortspielen, verwickeln den Knoten immer mehr und mehr, und endlich werden Sie ihn so verwickelt haben, daß er gar nicht wieder aufzuwickeln ist.

Lelio. Nun wol; wenn er nicht wieder aufzuwickeln ist, so machen wir es wie die schlechten Komödienschreiber und zerreißen ihn.

Valer. Und werden ausgezischt, wie die schlechten Komödienschreiber.

Lelio. Immerhin!

Valer. Wie martern Sie mich mit dieser Gleichgiltigkeit, Hilaria!

Lelio. Das war zu ernsthaft, Valer! Ich bin im Grunde so gleichgiltig nicht; und Sie davon zu überzeugen: — gut! — so will ich noch heute einen Schritt in unserm Plane thun, den ich nicht genug vorbereiten zu können geglaubt habe. Wir wollen die Hilaria erscheinen lassen und versuchen, was sie für Glück in ihrer wahren Gestalt haben wird.

Valer. Sie entzücken mich! — Ja liebste Hilaria, wir können nicht genug eilen unser Schicksal zu erfahren. Hilft es nichts, so haben wir doch Alles gethan, was in unsern Kräften steht und ich werde es endlich über mein Gewissen bringen können, einem wunderlichen Vater die Stirne zu bieten. Ich muß Sie besitzen, es koste was es wolle. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich mich öffentlich dieser Hand werde rühmen können — — (indem er die Hand küßt.)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumsh. (welcher Valern die Hand der Hilaria küssen sieht) Ei! ei! mein Sohn, thust du doch mit dem Bruder deiner Braut als ob es die Braut selber wäre. Sieh, wie du zusammenfährst!

Lelio. Er vergißt sich oft, der gute Valer. — Aber wissen Sie, woher es kommt?

Wumsh. Das kann ich nicht wissen. — In Parenthesi, mein Sohn, es ist richtig; deine Schwester will mit dir reisen. Sie war mit meinem Vorschlage zufriedener als ich glaubte. — Aber nun, Herr Lelio, woher kömmt es denn, was Sie sagen wollten?

Lelio. (sachte zum Valer) Geben Sie Acht, Valer; jetzt wird sich unser Anschlag einleiten lassen.

Wumsh. Sagen Sie doch, Lelio, was meinten Sie denn?

Lelio. Sie ertappten den hitzigen Valer in einer Entzückung, die für eine männliche Freundschaft ein wenig zu zärtlich ist. Sie wunderten Sich, und glaubten, er müßte mich für meine Schwester ansehen. — Wie durchdringend ist Ihr Verstand, mein Herr Wumshäter. Getroffen! dafür sieht er mich auch wirklich in der Trunkenheit seiner Leidenschaft nicht selten an. Allein dieses Quid pro quo ist ihm zu vergeben; weil es unmöglich ist, daß zwei Tropfen Wasser einander ähnlicher sein sollten als ich und meine Schwester einander sind. So oft er mich daher scharf ins Gesicht fasset, glaubt er auch sie zu sehen und kann sich nicht enthalten, mir einige der ehrfurchtsvollen Liebkosungen zu erzeigen, die er ihr zu erzeigen gewohnt ist.

Wumsh. Wie abgeschmackt!

Lelio. Nicht wenige seines Gelichters sind noch weit abgeschmackter. Ich kenne einen gewissen Lidio, welcher mit einem verwelkten Blumenstrauße, den seine Gebieterin vor Jahr und Tag an dem Busen getragen, nicht anders umgeht als ob es seine Gebieterin selbst wäre. Er spricht ganze Tage mit ihm, er küßt ihn, er fällt vor ihm nieder — —

Wumsh. Und ist noch nicht ins Tollhaus gebracht? — Mein Sohn, mein Sohn, werde doch ja durch fremden Schaden klug und steure der Liebe, so lange ihr noch zu steuren ist. Bedenke doch nur: mit einem Blumenstrauße zu sprechen; vor ihm nieder zu fallen! Können die Wirkungen von dem Bisse eines rasenden Hundes wol erschrecklicher sein?

Lelio. Gewiß nicht. Aber wieder auf meine Schwester zu kommen — —

Wumsh. Die Ihnen so ähnlich sein soll? Wie ähnlich wird sie Ihnen nun wol sein? Man wird ohngefähr erkennen können, daß Sie beide aus einer Familie sind.

Lelio. Kleinigkeit! Unsere Eltern selbst konnten uns in der Kindheit nicht unterscheiden, wenn wir aus Muthwillen die Kleider vertauscht hatten.

Valer. Und nun bedenken Sie einmal, liebster Herr Vater; wenn es wahr ist, was Sie oft selbst gesagt haben, daß schon aus dem Aeußerlichen des Herrn Lelio, aus seiner Gesichtsbildung, aus seinen Mienen, aus dem bescheidenen Feuer seiner Augen, aus seinem Gange der innere Werth seiner Seele, sein Verstand, seine Tugend und alle die Eigenschaften, die Sie an ihm schätzen, zu schließen wären; bedenken Sie einmal, sage ich, ob man bei seiner liebenswürdigen Schwester aus eben dem Aeußerlichen, aus eben der Gesichtsbildung, aus eben den Mienen, aus eben den Augen, aus eben dem Gange, einen andern Schluß zu machen habe? Gewiß nicht!

Wumsh. Gewiß ja! Damit du mich aber nicht zwingen kannst, dir dieses weitläufig zu beweisen, so darf ich es nur platterdings für unmöglich erklären, daß seine Schwester ihm so ähnlich sehen kann als ihr sagt.

Lelio. Beweisen Sie ihm ja lieber jenes, Herr Wumshäter, als daß Sie dieses leugnen sollten, denn Sie möchten sonst, vielleicht noch heute, durch den Augenschein eingetrieben werden.

Wumsh. Wie so durch den Augenschein?

Lelio. Hat es Ihnen Valer noch nicht gesagt, daß er meine Schwester heut erwartet?

Wumsh. Wie? sie will selbst kommen? Aller Hochachtung unbeschadet, Herr Lelio, die ich gegen Sie hege, muß ich Ihnen doch frei bekennen, daß ich nicht ein Bißchen begierig bin, Ihr weibliches Ebenbild kennen zu lernen.

Valer. Und eben weil ich dieses wußte, Herr Vater, habe ich Ihnen noch bis jetzt von ihrer Ankunft nichts sagen wollen. Ich will aber doch hoffen, daß ich das Vergnügen haben darf, sie Ihnen vorzustellen?

Wumsh. Wenn du nur nicht verlangst, daß ich ihr als meiner künftigen Schwiegertochter begegnen soll.

Valer. Aber als der Schwester des Lelio werden Sie ihr doch begegnen?

Wumsh. Nachdem ich sie finde. — — Nun, was willst du, Laura?

Sechster Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Ihnen nochmals danken, liebster Herr Vater, daß Sie so gütig sein wollen, mich meinem Bruder mit zu geben.

Wumsh. Laß nur gut sein! —

Laura. Ihre väterliche Liebe ist meiner Bitte zuvor gekommen. Wumsh. Schweig doch! —

Laura. Wahrhaftig, ich habe Sie selbst darum ersuchen wollen.

Wumsh. Was gehts mich an?

Laura. Nur wußte ich nicht, wie ich meine Bitte am behutsamsten vorbringen sollte. Ich fürchtete, —

Wumsh. Ich fürchte, daß ich mir noch die Schwindsucht über dein Plaudern an den Hals ärgern werde.

Laura. Ich fürchtete, sag ich, Sie möchten meine Begierde, bei meinem Bruder zu leben, einer falschen Ursache beimessen. —

Wumsh. Bist du noch nicht fertig?

Laura. Einem sträflichen Ueberdruße vielleicht, länger bei Ihnen zu bleiben. —

Wumsh. Ich werde dir das Maul zuhalten müssen.

Laura. Aber ich versichere, — —

Wumsh. Nun, wahrhaftig, ein Pferd, das den Koller bekömmt, ist leichter aufzuhalten, als das Plappermaul eines solchen Nickels. — Du sollst wissen, daß ich nicht im Geringsten dabei auf dich gesehen habe. Ich gebe dich dem Bruder mit, weil du dem Bruder die Haushaltung führen sollst und weil ich dich los sein will. Ob es dir aber angenehm oder unangenehm ist, das kann mir gleich viel gelten.

Laura. Ich höre wol, Herr Vater, daß Sie nur deswegen Ihre Wohlthat so klein und zweideutig machen, um mich einer formellen Danksagung zu überheben. Ich schweige also. — Aber du, mein lieber Bruder, —

Wumsh. Ja, ja; sie schweigt, das ist: sie fängt mit einem Andern an zu plaudern.

Laura. Du wirst mich doch hoffentlich nicht ungern mit dir nehmen? Valer. Liebe Schwester, — —

Laura. Gut, gut; erspare nur deine Versicherungen! Ich weiß schon, daß du mich liebst. Wie vergnügt will ich in deinem Umgange sein, den ich so viele Jahre habe entbehren müssen.

Valer. Ich kann dir es unmöglich zumuthen, eine geliebte Vaterstadt, wo du so viele Freunde und Verehrer hast, meinetwegen mit einem ganz unbekannten Orte zu vertauschen.

Wumsh. Aber ich muthe es ihr zu! Ich will doch nicht hoffen, daß ihr mit einander komplimentirt!

Laura. Hörst du? — — Und was willst du denn mit deiner ganz unbekannten Stadt? Werde ich dich nicht da haben? Wird nicht Lelio da sein? Werde ich nicht seine vortreffliche Schwester da finden? (zum Lelio) Erlauben Sie mir, mein Herr, —

Wumsh. Das dachte ich wol, ihr Schnabern geht die Reihe herum.

Laura. Erlauben Sie mir, sag ich, Ihre Schwester immer im voraus als meine Freundin zu betrachten. Sie darf nur die Hälfte von den Vollkommenheiten ihres Bruders besitzen, wenn ich sie eben so sehr lieben soll, als ich diesen hochschätze.

Wumsh. Nu? ich glaube gar, du unterstehst dich, ehrlichen Leuten Schmeicheleien zu sagen? — Es thut mir leid, Herr Lelio, daß Sie das unbesonnene Ding schamroth machen soll.

Valer. (sachte zum Lelio) Antworten Sie ihr ja nicht zu verbindlich. — —

Lelio. Liebenswürdige Laura, — —

Valer. (sachte zum Lelio) Nicht zu verbindlich, sag ich. —

Lelio. Schönste Laura, — —

Valer. (sachte zum Lelio) Nehmen Sie Sich in Acht! — —

Lelio. Madmoisell, — —

Wumsh. (zu Laura) Da, sieh einmal, wie verwirrt du ihn gemacht hast. Aber es ist ein Zeichen seines Verstandes; denn je verständiger ein Mann ist, desto weniger kann er sich aus euerm Gickelgackel und Wischiwaschi nehmen. — Kommen Sie nur, Lelio, wir wollen lieber im Garten ein wenig auf und niedergehen, als bei dem Weibsbilde länger bleiben. Folge uns ja nicht nach! Aber du, Valer, kannst mitkommen. (Lelio macht der Laura eine Verbeugung) Ei, was soll das? Sie werden sich doch wol kein Gewissen machen, ihr ohne Referenz den Rücken zuzukehren? (Laura erwiedert die Verbeugung) Und dir Mädel sag ich, laß die Knicse bleiben, oder — — Das verwünschte Pack! Wenn die Zunge müde ist, so verfolgt es einen noch mit Grimassen.

Valer. Ich werde gleich nachkommen.

(Wumsh. und Lelio gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Valer. Laura.

Valer. Nun, Schwester, sage mir einmal, was ich von dir denken soll?

Laura. Sage mir doch erst, was ich von deinem Lelio denken soll?

Valer. Du bist wirklich entschlossen, mit mir zu reisen?

Laura. Wer es doch glaubte, daß Lelio kein Kompliment zu beantworten wisse! Ich kenne ihn besser. Wie viel schöne Sachen hat er mir nicht vorgesagt, wenn er mich dann und wann allein gefunden. Aber, Bruder, er soll mir sie gewiß nicht mehr allein sagen. Ich will ihn bald dazu bringen, daß er mir sie in deiner und des Vaters Gegenwart sagen soll. Daß er sich gegen diesen bisher verstellt, daran hat er sehr wol gethan. Er mußte sich seiner Gewogenheit versichern. Aber nun, sollte ich meinen, könnte er die Maske schon nach und nach ein wenig aufheben.

Valer. Ich erstaune! — —

Laura. Ich möchte doch wissen, worüber? Bin ich erstaunt, daß du seiner Schwester gefallen hast?

Valer. Das heißt, ich soll so billig sein, und auch nicht darüber erstaunen, daß du ihrem Bruder gefallen hast. Aber Leander — —

Laura. Sage mir nur nichts von Leandern; ich bitte dich! Der sollte längst wissen, woran er wäre. Habe ich ihm nicht, seit einigen Tagen, alle seine Briefe unerbrochen wieder zurück geschickt? Valer. Aber nur seit einigen Tagen.

Laura. Spöttischer Bruder! — Könnte es dir denn aber unangenehm sein, wenn du mit der Familie des Lelio auf eine doppelte Art verbunden würdest?

Valer. Ich wette wie viel, daß du dich nicht deutlicher erklären kannst!

Laura. Wette nicht; denn sieh, ob du nicht die Wette verloren hättest. — Ich weiß, woran ich mit dem Lelio bin. Er hat mir seine Liebe gestanden; mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Zärtlichkeit, als es Leander jemals gethan hat. Und weißt du denn nicht, wie wir Mädchen es machen? Wenn ich zu meinem Kaufmanne in das Gewölbe komme, ich versichre dich, ich kaufe niemals den Stoff, den ich zuerst behandelt habe. Und wollte der Kaufmann darüber verdrießlich werden, so würde ich sagen: warum weisen Sie mir den nicht gleich zuerst, der mir am besten gefällt?

Valer. Der Kaufmann wird darüber nicht verdrießlich werden denn er weiß aus der Erfahrung, daß wenn ihr euch lange und viel besonnen habt, ihr endlich doch auf das Schlechteste fallt; auf eine Farbe, auf ein Muster, das längst nicht mehr Mode gewesen. Und eher merkt ihr auch euren Selbstbetrug nicht, als bis ihr den Einkauf zu Hause mit Muße besehen habt. Wie sehr wünscht ihr euch alsdenn das, was ihr zuerst behandelt hattet!

Laura. Du kannst ein Gleichniß vortrefflich ausführen. Willst du nicht so gut sein und es nunmehr auch appliciren? Es liegt keine schlechte Anpreisung des Lelio darin. O, er soll es erfahren, wie sehr du ihm das Wort sprichst; er soll es heute noch erfahren. Lebe wol, Bruder!

Valer. Ein Wort im Ernst, Schwester!

Laura. Im Ernste? bisher also hast du gescherzt? Ja, das laß ich gelten.

Valer. Höre, ich sage dir mit trocknen Worten: Lelio kann unmöglich der deinige werden; glaube mir, er kann es unmöglich werden; unmöglich!

Laura. Ha! ha! ha! Wenn ich nun nicht bald gehe, so wirst du mir vielleicht vertrauen, daß er schon verheirathet sei. Ha! ha! ha! (geht ab.)

Valer. Närrisches Mädchen! — Ich habe es wahrhaftig nicht wagen dürfen, ihr von dem Anschlage des Herrn Solbist etwas zu sagen. Sie würde ihm bei dem Vater zuvorkommen und alsdenn wäre Alles aus. Wir müssen ihr wider ihren Willen dienen, wenn sie uns am Ende danken soll. — Da ist sie ja schon wieder.

Laura. (kommt ganz ernsthaft zurück) Bruder —

Valer. Nun, so ernsthaft?

Laura. Unmöglich, hast du gesagt? Erkläre mir doch diese Unmöglichkeit!

Valer. Der Vater erwartet mich in dem Garten. Ich muß dir es also ganz kurz erklären. Unmöglich ist das, — was nicht möglich ist. Auf Wiedersehen, liebe Schwester. (geht ab.)

Laura. So? Ich bedanke mich! — Geduld! ich muß sehen, wie ich den Lelio zu sprechen bekomme. (geht ab.)

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Lelio oder Hilaria.

Bald werde ich es selbst glauben, daß ich der guten Laura zu viel Liebkosungen gemacht habe. Wir armes Geschlecht! Wie leicht sind wir zu hintergehen! Sie winkte mir eben jetzt sehr vertraulich! sie wird mich sprechen wollen. Ja, ja, dacht ich es doch! Gut, daß ich mich gefaßt gemacht habe.

Zweiter Auftritt.

Laura. Lelio.

Laura. Armer Lelio, haben Sie Sich von der verdrießlichen Gesellschaft meines Vaters endlich los gemacht? Wie sehr wünschte

ich, daß doch nur eine Person in unserm Hause sein möchte, deren angenehmere Gesellschaft Sie schadlos halten könnte.

Lelio. (bei Seite) Sie weiß ein verliebtes Gespräch vortrefflich einzufädeln! Schwerlich werde ich die Vorbereitungen zu meinem Rückzuge ebenso fein zu machen wissen.

Laura. Sie antworten mir nicht?

Lelio. Was soll ich Ihnen antworten?

Laura. Es ist wahr, was soll man antworten, wenn einem die Antwort in den Mund gelegt wird? Sie hätten mir es ebenso galant gerade heraussagen können: daß wenigstens ich die gedachte Person nicht sei. Lelio. Grausame Laura!

Laura. Barmherziger Lelio! Lelio. Barbarische Schöne!

Laura. Noch mehr? — Haben Sie Mitleiden und machen mich menschlicher!

Lelio. Sie spotten meiner? — Ich Unglücklicher! O, daß ich Sie niemals, oder wenigstens eher gekannt hätte!

Laura. Noch kein Ende mit Ihren Ausrufungen? Aber was wollen Sie damit?

Lelio. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie eine Flamme in mir ernähren, die mich ohne Hilfe verzehren wird?

Laura. Nun kommen Sie doch allmählig ins Fragen, und ich habe Hoffnung, bald aus Ihnen klug zu werden.

Lelio. Womit habe ich es verschuldet, daß Sie mich in eine hoffnungslose Liebe verwickeln?

Laura. Fragen Sie weiter, vielleicht findet sich doch etwas, worauf ich antworten kann.

Lelio. War Ihnen denn so viel daran gelegen, mich zu einem unschuldigen Schlachtopfer Ihrer Reize zu machen? Was für ein Vergnügen versprachen Sie Sich aus meiner Verzweiflung? Genießen Sie es nur, genießen Sie es! Aber daß es ein Andrer mit genießen soll, der Sie unmöglich so zärtlich lieben kann, als ich Sie liebe, das geht mir durch die Seele!

Laura. Im Vorbeigehen: Sie sind doch wol nicht gar eifersüchtig?

Lelio. Eifersüchtig? Nein, man hört auf, eifersüchtig zu sein, wenn man alle Hoffnung verloren hat, und man kann weiter nichts sein, als neidisch.

Laura. (bei Seite) Was soll ich von ihm denken? — Darf man den Glücklichen nicht wissen, den Sie beneiden?

Lelio. Fahren Sie nur fort, Sich zu verstellen! Ihre Verstellung eben hat mein Unglück gemacht. Je schöner ein Frauenzimmer ist, desto aufrichtiger sollte es sein; denn nur durch ihre Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den seine Schönheit verüben würde. Gleich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, wenigstens gleich nach den ersten zärtlichen Blicken, die ich auf Sie richtete, gleich nach den ersten Seufzern, die mir meine neue Liebe auspreßte, hätten Sie zu mir sagen sollen: „Mein Herr, ich warne Sie, seien Sie auf Ihrer Hut! Lassen Sie Sich meine Schönheit nicht zu weit führen; Sie kommen zu spät, mein Herz ist bereits versagt!“ — Das hätten Sie zu mir sagen sollen, und ich würde mich nicht mehr unterstanden haben, eines Andern Gut zu begehren.

Laura. (bei Seite) Hui, daß ihm mein Bruder von Leandern etwas in den Kopf gesetzt hat!

Lelio. Allzu glücklicher Leander!

Laura. (bei Seite) Ja, ja, es ist richtig. Das will ich ihm gedenken! — Mein Herr, —

Lelio. Nur keine Entschuldigungen, Madmoisell! Sie könnten leicht das Uebel ärger machen, und ich könnte anfangen, zu glauben, daß Sie mich wenigstens bedauerten. Ich kenne die geheiligten Rechte einer ersten Liebe, wofür ich Ihre Liebe gegen Leandern halte. Ich will mich des thörichten Unternehmens, sie zu schwächen, nicht schuldig machen. Alles würde vergebens sein —

Laura. Ich erstaune über Ihre Leichtgläubigkeit.

Lelio. Sie haben Recht, darüber zu erstaunen. Könnte ich mir etwas Thörichters einbilden, als daß Ihre bezaubernden Reize auf mich sollten gewartet haben, ihre Macht über ein empfindliches Herz zu äußern?

Laura. Diese Leichtgläubigkeit würde Ihnen zu vergeben gewesen sein. Merken Sie denn aber nicht, oder wollen Sie es nicht merken? —

Lelio. Und was, schönste Laura? —

Laura. Daß es eine ganz andere Leichtgläubigkeit ist, die mich an Ihnen ärgert. —

Lelio. Eine andere? — Sie haben Recht! — Ah, ich Dummkopf! — Laura. Nun?

Lelio. Ich kann meine Augen vor Scham nicht aufschlagen. —

Laura. Vor Scham?

Lelio. Wie lächerlich muß ich Ihnen vorkommen! —

Laura. Ich wüßte nicht —

Lelio. Wie abgeschmackt erscheine ich mir selbst! —

Laura. Mit Ihren Erscheinungen! — Und warum denn?

Lelio. Ja wol, wie lächerlich, wie abgeschmackt, daß ich Höflichkeit für Zärtlichkeit, gesellschaftliche Verbindlichkeiten für Merkmale einer werdenden Liebe gehalten habe! Das, das ist die Leichtgläubigkeit, die Ihnen an mir so ärgerlich ist; eine Leichtgläubigkeit, die desto sträflicher wird, je mehr Stolz sie voraussetzt. Laura. Lelio! —

Lelio. Aber vergeben Sie mir; seien Sie großmüthig, schönste Laura; richten Sie mich nicht nach aller Strenge! Meine Jugend verdient Ihre Nachsicht. Welche Mannsperson von meinen Jahren, von meiner Bildung, von meiner Lebhaftigkeit, ist nicht ein wenig Geck? Es ist unsere Natur. Jeder lächelnde Blick dünkt uns der Zoll unsrer Verdienste oder die Huldigung unsres Werths; ohne zu untersuchen, ob er nicht blos aus Zerstreuung, ob er nicht aus Mitleid, ob er nicht wol gar aus Hohn auf uns gefallen. —

Laura. O, Sie machen mich ungeduldig! — Ich weiß gar nicht, wie es mit Ihrem kleinen Gehirne dann und wann steht.

Lelio. Nicht immer zum besten. — Aber besorgen Sie von mir weiter nichts! Sie haben mich in die Schranken meiner Geringfügigkeit zurückgewiesen. —

Laura. Noch mehr? — Ich sehe meinen Vater kommen, ich muß es kurz machen — Daß Sie ein albernes Mährchen von einem gewissen Leander Sich so leicht für Wahrheit aufbinden lassen, das, das ist die Leichtgläubigkeit, die mich an Ihnen verdrießt — Ich verlasse Sie; folgen Sie mir unvermerkt in das Gartenhaus! — Sie sollen Beweise haben, daß man Sie hintergehen will. — (Geht ab)

Dritter Auftritt.

Wumshäter. Valer. Lelio.

Lelio. Ich werde dir nicht folgen, gutes Kind! Wüßte ich doch nicht, was mir so sauer geworden wäre, als diese Unterredung.

Wumsh. Sie sind mir ja unter den Händen weggekommen, Herr Lelio! — Was mir mein Sohn den Kopf warm macht, das können Sie kaum glauben! Sieh, über dein verwünschtes Anhalten habe ichs ganz vergessen, daß Herr Solbist zu mir kommen wollen. Wo er nur nicht schon da gewesen ist! Meine Leute sagen mir auch gar nichts. Aber woher kömmts? Da hat mich der Himmel mit lauter weiblicher Aufwartung bestraft, und wenn ich ja einmal einen guten Menschen zur Aufwartung habe, so vergeht kein Monat, daß ihn nicht das verdammte Mädel, die Lisette, in ihren Stricken hat. Nu, nu, ist nur meine Tochter erst fort, so will ich auch keine weibliche Fliege mehr unter meinem Dache leiden.

Valer. Sehen Sie, Herr Vater! jetzt eben kömmt Herr Solbist.

Vierter Auftritt.

Solbist (in einer großen Zipfelperruque und einen Pack Akten unter dem Arme). **Die Vorigen.**

Wumsh. Ei, sind Sie es denn, mein lieber Herr Solbist?

Solbist. Ja freilich bin ichs.

Valer. (sachte zu Lelio) Lassen Sie ihm ja nicht merken, daß Sie von seinem Anschlage etwas wissen; denn Alles sollen bei ihm Geheimnisse sein.

Wumsh. Nun, was bringen Sie mir Gutes?

Solbist. Habe ichs nicht gleich lieber sollen vor der Hausthüre sagen? — Geduld! Ich muß ganz insgeheim mit Ihnen sprechen.

Wumsh. Ganz insgeheim? Sie machen mich unruhig.

Solbist (zu dem Lelio, welcher ihn von unten und oben betrachtet) Nun, was begucken Sie mich da?

Lelio. Ich bewundere Sie.

Solbist. Wie ein Bauer, der einmal in die Stadt kömmt, ein groß Haus.

Lelio. Ich sehe, Sie haben Sich heute außerordentlich geputzt.

Solbist. Ich will ein Schelm sein, wenn es um Ihretwillen geschehen ist.

Lelio. In dieser Perruque könnten Sie Sich vor die europäische Fama stechen lassen.

Solbist. Vexiren Sie mich heute nur nicht; heute bin ich in meinen Berufsverrichtungen. Ein andermal können Sie Ihren Spaß mit mir haben. Heute respektiren Sie mein Amt!

Lelio. Ich habe allen Respekt vor Ihren Akten.

Solbist. Die Spötterei hätten Sie können weglassen. Ist es meine Schuld, daß ich mir sie selber tragen muß? Nein, gewiß nein! Ich habe nun lange genug der undankbaren Stadt und der lieben Dorfschaft als ein betriebsamer Rechtskonsulent gedient; und meine Dienste hätten mir, von Rechtswegen, schon so viel abwerfen sollen, daß ich mir einen Jungen, einen Schreiber, einen Sekretär, oder so etwas halten könnte. Aber wer kann denn das Glück zwingen? Bis jetzt bin ich mir Alles noch selbst. Sobald ich mir aber einen Jungen oder so etwas werde halten können, wird meine Großmuth, Sie dazu in Vorschlag zu bringen, nicht anstehen.

Lelio. Sie scherzen, Herr Solbist; und das sehr fein.

Solbist. Ich scherze nie anders. Doch, Herr Wumshäter, machen Sie, machen Sie, daß die Leutchen wegkommen! Ich muß allein mit Ihnen reden.

Lelio. Sie dürfen ja nur im Kanzleistyle mit ihm reden; und es wird so gut sein, als ob wir nicht da wären.

Wumsh. Aber es sind ja meine Freunde; was Sie mir zu sagen haben, könnten Sie ja wol in ihrer Gegenwart sagen.

Solbist. Sie wollen mich also nicht hören? Gut! — — (er will gehen).

Lelio. Wir wollen Sie seinem Eigensinne nicht aussetzen, Herr Wumshäter! Bleiben Sie nur, Herr Solbist! wir gehen schon. (sachte zum Valer) Kommen Sie, Valer! es wird ohne dem bald Zeit sein, daß ich mich umkleide.

Wumsh. Nehmen Sie es doch nicht übel!

(Valer und Lelio gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Wumshäter. Solbist.

Wumsh. Lassen Sie doch nunmehr hören, Herr Solbist, was Sie mir für Geheimnisse zu vertrauen haben.

Solbist. Sind sie weg? — Treten Sie hierher! Sie möchten an der Thüre horchen.

Wumsh. Nun? Solbist. Herr Leander —

Wumsh. Hat ihn der Henker geholt?

Solbist. St! Hören Sie doch nur! Herr Leander will — (sachte ins Ohr) will sich mit Ihnen vergleichen.

Wumsh. (sehr laut) Was? will sich mit mir vergleichen?

Solbist. St! st! Ja, er will. Er hat sich von mir lassen übern Tölpel stoßen.

Wumsh. (sehr laut) Sie mögen selber ein Tölpel sein. Ich mag mich mit ihm nicht vergleichen. Wie viele hundertmal habe ich Ihnen das nicht auf das Theuerste versichert!

Solbist. St! st! st! Mit Ihrem verzweifelten Schreien werden Sie mich um Ehre, Reputation, Kredit und Alles bringen. Wenn es nun jemand gehört hat?

Wumsh. O, das Zeugniß will ich Ihnen vor aller Welt geben, daß Sie nichts, als meinen Ruin suchen. Vergleichen? habe ich nicht die gerechteste Sache?

Solbist. Auch die gerechteste Sache kann verloren werden, wenn sie, wie die Ihrige, steht. Ihre selige Frau hat es schon zu weit kommen lassen.

Wumsh. Das verwünschte Weib! kömmt nicht all mein Unglück von Weibern her?

Solbist. Nicht allein Ihr Unglück, sondern überhaupt alles Unglück, das in der Welt geschieht, — wie ich hernach erweisen werde. Machen Sie nur, daß Sie den Beweis bald hören können, und sagen Sie mir kurz, ob es Ihnen nicht lieb sein würde, wenn Leander — ich will nicht sagen, sich mit Ihnen vergliche: denn von Vergleichen wollen Sie nichts hören — sondern unter einer kleinen, ganz kleinen Bedingung, den Prozeß hängen ließ.

Wumsh. Hängen ließ? So, daß ich ihn gleichsam gewonnen hätte? Ja, das wäre noch etwas! Aber was ist es denn für eine Bedingung?

Solbist. Eine Bedingung, die vollkommen nach Ihrem Sinne sein wird. Wumsh. Nun?

Solbist. Kurz, Leander will den Prozeß unter der Bedingung hängen lassen, — unter der Bedingung, Herr Wumshäter — (sachte ins Ohr), daß Sie sein Unglück machen wollen.

Wumsh. (sehr laut) Was? daß ich sein Unglück machen will?

Solbist. Sie werden mit Ihrer verrätherischen Auktionatorstimme noch meines machen. Ich thue meine Dinge alle gern heimlich und in der Stille. Aber Sie, Sie — ich wette, Leander hat es in seinem Hause gehört!

Wumsh. Nun, so entdecken Sie mir denn ganz heimlich; auf welche Weise ich sein Unglück machen kann?

Solbist. Nichts ist leichter! Hören Sie nur, im Vertrauen; der Mensch ist ganz närrisch geworden. Ich glaube, der Himmel hat ihn Ihretwegen gestraft. Er ist auf einen recht desperaten Einfall gerathen. Ich will ihn Ihnen gleich erklären. —

Wumsh. Noch seh ich nicht, wo Sie hinaus wollen?

Solbist. (er legt die Akten weg; bringt eine große Halskrause aus der Tasche, die er sich umbindet; zieht ein paar weiße Handschuh an, tritt einige Schritte zurück, und fängt auf eine pedantische Art zu peroriren an) „Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott den Adam erschaffen und in das schöne Paradies gesetzt hatte — Beiläufig will ich erinnern, daß man bis jetzo noch nicht weiß, wo eigentlich das Paradies gewesen ist. Die Gelehrten streiten sehr heftig darüber. Doch es sei gewesen, wo es wolle! — Als nun Gott den Adam in dieses uns unbewußte Paradies gesetzt hatte —

Wumsh. Je, Herr Solbist! Herr Solbist!

Solbist. Treten Sie ein wenig vor die Thüre, damit niemand hereinkömmt!

Wumsh. Ich will Gott danken, wenn jemand darzukömmt, denn ich fürchte in der That, Sie sind unsinnig geworden.

Solbist. Treten Sie doch nur, und gedulden Sie Sich einen Augenblick! — — „Als nun, sag ich, Adam in dieses Paradies gesetzt, als er, sag ich, darein gesetzt war. Und, will ich sagen, also in dem Paradiese war, worein er von Gott war gesetzt worden. So war er in diesem Paradiese." — — Ei, vertrakt, wenn ich nur erstlich wieder heraus wäre! — Da haben Sies nun! Das kömmt davon, wenn man dem Orator in die Rede fällt.

Wumsh. Ich besorge nur, ich werde Ihnen bald in die Daumen fallen müssen. Sagen Sie mir nur in Ewigkeit, was Sie wollen?

Solbist. Ich wollte lieber, daß Sie mir eine Ohrfeige gegeben hätten, als daß Sie mich aus meinem Konzepte gebracht haben. Ich muß nur sehen, ob ich wieder hineinkommen kann. (ganz geschwind) „Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott den Adam erschaffen, und in das schöne Paradies gesetzt hatte — — Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Gönner! Als Gott den Adam erschaffen und in das schöne Paradies gesetzt hatte" — — Nein, es geht wirklich nicht weiter; es ist, als wenn mirs vom Maule weggeschnitten wäre. Nun mags; der größte Schade dabei ist Ihre.

Wumsh. Ist meine?

Solbist. Ja, wahrhaftig; Sie hätten ein recht ciceronianisches Meisterstück hören sollen. Eine vertraute Rednergesellschaft würde es nicht besser haben abfassen können! Nun werden Sie Sich mit den Contentis begnügen müssen. Hören Sie nur also: Meine Rede — denn so viel werden Sie doch wol gemerkt haben, daß ich Ihnen eine Rede habe halten wollen! — Meine Rede, sag ich, hatte drei Partes, obgleich sonst acht Partes orationis zu sein pflegen. Der erste Pars, oder vielmehr die erste Pars, enthielt ein richtiges Verzeichniß aller bösen Weiber, von der Eva an bis auf die Ihrigen drei.

Wumsh. Was? Ein Verzeichniß aller bösen Weiber? Ei, das wär ich curiös gewesen, zu hören! — Ein Verzeichniß aller bösen Weiber wirds nun wol nicht gewesen sein, sondern nur ein Verzeichniß der Böseften. Denn ein Verzeichniß aller bösen Weiber, das wär ein Verzeichniß aller Weiber, die jemals auf der Welt gelebt haben, und das kanns doch nicht gewesen sein.

Solbist. Ganz recht! Meine andre Pars — —

Wumsh. Hatten Sie denn auch in Ihrem Verzeichnisse die Frau des Hiob?

Solbist. Freilich! — meine andre Pars —

Wumsh. Hatten Sie denn auch die Frau des Tobias?

Solbist. Freilich! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die Königin Jesabel?

Solbist. Auch! — Meine andre Pars —

Wumsh. Auch die große Hure von Babylon?

Solbist. Auch! — meine andre Pars —

Wumsh. Sie hören, daß ich doch auch ein wenig bewandert bin!

Solbist. Ich höre wol, daß Sie nur die kennen, die noch die besten darunter sind. Ich wußte noch ganz andere! Eine Hispulla, eine Hippia, eine Medullina, eine Saufeja, eine Ogulina, eine Messalina, eine Cäsonia — Von welchen allen, in dem sechsten der Geschichtsbücher des Juvenal, ein Mehreres nachgelesen werden kann. — — Doch, damit meine Contenta nicht länger werden, als meine Rede geworden wäre, so hören Sie nur weiter! Meine zweite Pars erwies so kurz als gründlich, daß eine Frau das größte Unglück auf der Welt sei, und leitete daraus un-

widersprechlich her, daß das Heirathen eine sehr unsinnige Sache sein müsse, welches denn weitläufig mit Testimoniis, besonders mit dem Ihrigen, bestärkt wurde.

Wumsh. Ei! lieber Herr Solbist, wie waren Sie auf eine so vortreffliche Materie gekommen? Gewiß, ich beklag es nunmehr recht herzlich, daß Ihre Rede so vor die Hunde gegangen ist. Je! je! Aber wie komm ich denn dazu, daß Sie mir so ein Vergnügen haben machen wollen? Es ist doch heute weder mein Geburtstag, noch mein Namenstag, daß ich etwa dächte, Sie hätten mir eine so schöne Gratulationsrede halten wollen. —

Solbist. Aus meiner dritten Pars wird Ihnen Alles klar werden. — — Die dritte Pars endlich enthielt, daß demohngeachtet diese Unsinnigkeit, nämlich die Unsinnigkeit zu heirathen, — rathen Sie einmal, wer? begehen wollte —

Wumsh. Wer? Doch wol nicht mein Sohn? Denn dem denk ich es wol ausgeredt zu haben.

Solbist. Nicht Ihr Sohn, nein!

Wumsh. Nun, so wollte ich, daß es mein ärgster Feind sein müßte. Solbist. Bravo!

Wumsh. Ich wollte, daß es Leander wäre!

Solbist. Getroffen!

Wumsh. Wirklich? O, daß ich keine von meinen drei Weibern vom Tode erwecken und sie ihm geben kann!

Solbist. Das können Sie, Herr Wumshäter, das können Sie, wenn Sie nur wollen! Leibt und lebt nicht Ihre zweite Frau in Ihrer Jungfer Tochter? Kurz, sehen Sie in mir den Brautwerber des Herrn Leander, und zwar um die ehr- und tugendsame Jungfer, Jungfer Laura, eheleiblichen einzigen Tochter des Herrn, Herrn Zacharias Maria Wumshäter. Wenn er in seinem Suchen glücklich ist, so sollen Sie den Prozeß gewonnen haben. Dixi.

Wumsh. Was? allerliebster Herr Solbist, ist es möglich? Leander will meine Tochter haben, und wenn ich sie ihm gebe, soll ich den Prozeß gewonnen haben?

Solbist. Sollen Sie ihn gewonnen haben! Besinnen Sie Sich ja nicht lange! Wumsh. Ich mich besinnen?

Solbist. Sie müssen überzeugt sein, daß man kein feindseliger Verfahren erdenken kann, als einem eine Frau zu geben.

Wumsh. Das bin ich! Er soll sie haben, ja; mit Freuden will ich sie ihm geben. Wie soll sie ihm das Leben so sauer machen! Leander, Leander, er soll den Verdruß zehnfach wieder empfinden, den er mir verursacht hat. Wie will ich mich freuen, wenn ich bald erfahren werde, daß sich meine Tochter täglich mit ihm zankt; daß sie ihn keinen Bissen in Ruhe genießen läßt, daß sie sich sogar an ihm vergreift, daß sie ihm untreu ist, daß sie ihm sein Vermögen durchbringt, daß er endlich Haus und Hof ihretwegen verlassen muß! Ich denke, ich denke, sie solls dahin bringen. Ja, ja, Herr Solbist, Leander soll meine Tochter haben, er soll sie haben! — Allein, wenn ich den Prozeß dadurch gewinne, so muß ich die deponirten sechs tausend Thaler ausgezahlt bekommen.

Solbist. Die können Sie morgen bekommen.

Wumsh. Morgen? das wäre vortrefflich! Ich hätte eben Gelegenheit, sie zu sechs Prozent unterzubringen. — — Aber Leander denkt doch wol nicht, daß er sie zur Aussteuer etwa wieder bekommen werde? Das mag er sich nur vergehen lassen. Mitgeben kann ich meiner Tochter nichts, gar nichts!

Solbist. Es wird auch nicht nöthig sein; Leander ist selbst reich genug.

Wumsh. Wenn das ist, so ist sie, wenn er will, noch heute seine Frau. Ich wollte sie zwar meinem Sohne mitgeben; doch daraus wird nun nichts. Es ist besser, daß sie mich an einem Menschen rächt, der mir so vieles Unrecht gethan hat. Wir wollen gleich zu ihr gehen; kann doch Herr Leander hernach selbst herkommen. Kommen Sie, Herr Solbist —

Solbist. Gehen Sie nur! Ich muß meine Spitzenkrause vorher wieder abbinden, und die glaßirten Handschuh einstecken. Sagen Sie es aber ja niemandem, daß ich der Brautwerber gewesen bin! (Wumshäter geht ab) Es möchte sich zu meinem Amte nicht allzuwol schicken; weswegen ich denn auch ganz weislich in dem völligen Ornate nicht herkommen wollte. Wie leicht hätte man mir es ansehen können, daß ich mir einen Kuppelpelz verdienen wollen. Geschwind, es kömmt jemand! — —

Sechster Auftritt.

Lisette. Solbist.

Solbist. (indem er sich noch die Krause abbindet) Ist Sies, Lisettchen? Nun, nun, Sie darf es endlich wissen, was ich hier gemacht habe.

Lisette. Ist es gut abgelaufen, Herr Solbist?

Solbist. Als wenn nicht Alles gut ablaufen müßte, womit ich mich einmal abgebe. Hätte man mich fein eher zu Rathe gezogen, so könnte Laura wol schon von Leandern Kinder haben.

Lisette. Man sollte es kaum denken, was in dem grauen Köpfchen für Schelmereien stecken müssen!

Solbist. Mache Sie mich nicht schamroth! Freilich würde Herr Wumshäter Leandern abgewiesen haben, wenn man den Antrag für ihn auf irgend eine andere Art gethan hätte. Aber es war doch auch so schwer nicht, diese einzige Art zu finden; besonders für einen Mann von Erfahrung, wie ich. — — Denn im Vertrauen, Lisettchen, (ins Ohr) glaubt Sie, daß dieses das erste Paar ist, das ich zusammen bringe?

Lisette. Ei nicht doch; ich glaube vielmehr, daß Sie auf das Kuppeln ausgelernt haben.

Solbist. St! st! schrei Sie nicht so! Das hat mir müssen manchen schönen Thaler einbringen. Die Leute irren sich erschrecklich, wenn sie denken, ich könnte nichts, als Uneinigkeit stiften. Das muß ich zwar können, als ein ehrlicher Advokat; doch, wenn es damit nicht allezeit fort will, so kann ich auch Ehen stiften.

Lisette. Als wenn Ehen stiften und Uneinigkeit stiften, nicht einerlei wäre! Und so viel ich gehört habe, so können Sie Eheleute eben sowol wieder von einander, als zusammen bringen. Sie sind ein schlauer Fuchs. Hätten Sie mit Ehescheidungsprozessen wol so viel verdienen können, wenn Sie nicht durch Ihr Kuppeln den Grund dazu gelegt hätten?

Solbist. Der Geier! wer hat Ihr das gesagt? Ich thue doch Alles in der Stille und im Verschwiegenen, und rede von solchen Sachen nicht gern einmal laut: und Sie hat es doch erfahren? Das kann mit rechten Dingen nicht zugehen. — — Aber das ist wahr; eine Lust ist es, wenn ich des Vormittags meinen Klienten Gehör gebe. Alles hat seine Zuflucht zu mir. Will der Bauer mit seinem Herrn prozessiren, so kömmt er zu mir. Will ein altes Mütterchen einen gesunden frischen Mann haben, so kömmt sie zu mir. Will ein Schelm den andern Injuriarum belangen, so kömmt er zu mir. Will eine junge Frau ihren alten Ehekrüppel los sein, so kömmt sie zu mir. Aber alles das, alles das, besonders was die Ehesachen anbelangt, geschieht so in der Stille, daß sie mir es nur ins Ohr sagen müssen. Und gleichwol weiß Sies? Sei Sie verschwiegen, Lisettchen; und plaudere Sie es nicht weiter! Vielleicht, daß ich Ihr auch einen Dienst thun kann. Ich weiß zwar nicht, ob Sie schon Lust hat, sich zu verheirathen; aber die Lust kömmt manchmal ganz geschwind. Sagen Sie mirs, wenn sie kömmt. Ich halte ein richtiges Register von allen mannbaren Jungfern, und allen weibbaren Junggesellen in der Stadt. Das lese ich alle Tage ein- bis zweimal durch, und sehe nach, welche meiner Hilfe etwa nöthig haben könnten. Die Wahrheit zu sagen: ich habe schon einige Mannspersonen mit einem Sternchen angemerkt, die sich ganz wol für Sie schicken würden.

Lisette. Wenn sie reich, jung und schön sind, so können Sie gewiß glauben, daß sie sich für mich schicken. Mehr gute Eigenschaften braucht mein künftiger Mann eben nicht zu haben. Die andern habe ich.

Solbist. Ich will Ihr mein Register weisen. Kann Sie doch nachsehn, wer Ihr am meisten darunter gefällt. Ich habe sie umständlich nach ihren äußerlichen und innerlichen Gaben beschrieben, und aus der Proportion der Glieder gewisse nicht unebene Schlüsse gezogen: zumal der Nase, der Schultern, der Waden — Ein andermal hiervon ein Mehreres, Lisettchen. Ich muß jetzt gehen und den Herrn Leander herschicken. Trotz des Prozesses hat er doch immer eine große Liebe zur Jungfer Laura gehabt.

Lisette. O, und sie auch zu ihm. Vergessen Sie das Register nicht!

Solbist. Aber nur verschwiegen! verschwiegen!

Lisette. (allein) Das laßt mir einen rechtschaffenen Advokaten sein! Wenn es mit seiner List nur nicht zu spät ist! Laura ist mir seit einigen Tagen sehr verändert gegen Leandern vorgekommen. Ich fürchte, ich fürchte, Valer hat seinen künftigen Schwager zur Unzeit mitgebracht!

Siebenter Auftritt.

Wumshäter. Lisette.

Wumsh. Wo ist die Tochter, Lisette?

Lisette. Was für eine Tochter?

Wumsh. Die Tochter! Ich habe sie schon im ganzen Hause gesucht. Wo ist sie?

Lisette. Welche Tochter denn?

Wumsh. Der Nickel will nur, daß ich sagen soll: meine Tochter, und sie weiß doch, wie ungern ich es sage.

Lisette. Nach Ihrer Jungfer Tochter fragen Sie also? Nach Ihrer? Ich weiß wirklich nicht, wo sie ist. Aber was wetten wir, ich weiß, was Sie ihr melden wollen?

Wumsh. Ist sie etwa im Garten?

Lisette. Es kann wol sein. — Sie haben gewiß recht sehr klug gethan, daß Sie Herrn Leander —

Wumsh. Sage du ja nicht, daß ich klug gethan habe, oder ich werde glauben, daß ich die größte Thorheit begangen habe.

Lisette. So will ich das Letzte sagen.

Wumsh. So sag es in aller Hexen Namen, und laß mich ungehudelt.

Lisette. (allein) Nun gewiß, wenn ich einmal so einen Narren zum Manne bekommen sollte, ich glaube, ich würde in meinem Alter eine eben so große Männerfeindin, als er ein Weiberfeind ist. Aber, wol gemerkt, nicht eher, als in meinem Alter!

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Lisette von der einen, und **Laura** von der andern Seite.

Lisette. So hitzig, Mamsell?

Laura. Wo ist der nichtswürdige Advokat? Der alte ungebetne Kuppler! In was mengt er sich? Wer hat es ihm aufgetragen, mich von meinem Vater, als eine Strafe für einen Mann, zu erbitten, mit dem ich am meisten gestraft sein würde?

Lisette. Mit dem Sie am meisten gestraft sein würden? Lieben Sie denn nicht Leandern? Und haben Sie nicht schon längst ihm Ihre Genehmhaltung ertheilt, auf die eine oder die andere Weise die Einwilligung Ihres Vaters zu suchen?

Laura. Es ist dein Glück, daß du sagst, schon längst. Eben deswegen, weil ich Leandern schon längst einmal geliebt habe, und schon längst einmal die seine habe sein wollen, hätte man sich doch wol vorher erkundigen können, ob ich es auch noch jetzt wollte, und ob ich ihn auch noch jetzt liebte? Muß man so zuversichtlich zu Werke gehen, ohne mir ein Wort davon zu sagen? Ich dächte doch, ich wäre die geringste Person bei diesem Handel nicht.

Lisette. Und also lieben Sie wol Leandern nicht mehr?

Laura. Nein; und ich schäme mich, ihn jemals geliebt zu haben. Wenn deine Verführungen nicht gewesen wären, so würde ich nimmermehr einen Menschen meiner Achtung gewürdiget haben, der mit meinem Vater so offenbar im Zank und Streite lebt.

Lisette. (macht eine tiefe Verbeugung) Sie erzeigen mir zu viel Ehre, mich mit Ihrem Herzen zu vermengen.

Laura. Mein Herz muß keinen großen Antheil daran gehabt haben. Ein fliegender Geschmack; das war es aufs höchste Alles. Sonst würde es mir, ohne Zweifel, saurer geworden sein, ihn zu vergessen. Eine einzige kleine Betrachtung hat mich von dieser ungeziemenden Liebe abgezogen.

Lisette. So? eine Betrachtung? Darf man diese Betrachtung nicht wissen? Doch wol nicht die Betrachtung des Herrn Lelio?

Laura. Du bist eine Närrin.

Lisette. Dieser Antwort versah ich mich. Aber wissen Sie das Sprüchelchen von Kindern und Narren?

Laura. Leander ist ein Feind meines Vaters. Er hat mich zwar oft versichert, daß er es nicht sei, und daß er die Nothwendigkeit gar nicht einsehen könnte, warum diejenigen, welche mit einander prozessirten, einander hassen müßten; man könne ja wol sein Recht auch gegen einen Mann verfolgen, den man hochschätze und liebe. Allein, ich sehe nun wol, diese Sprache ist die Sprache eines Arglistigen, welcher sich gern auf den Fuß setzen will, seinen Prozeß auch alsdann nicht zu verlieren, wenn er ihn verliert; eines Eigennützigen, der das, was er durch eine Sentenz verloren hat, durch einen Ehekontrakt wieder zu gewinnen sucht. Da hast du meine Betrachtung! Ob mir aber Lelio zu dieser Betrachtung Gelegenheit gegeben hat, oder ob er sie nur bestärkt hat, das geht dich nichts an, und ist einzig und allein meine Sache.

Lisette. Ich habe die Erfahrung gemacht, so oft wir Frauenzimmer unsere Aufführung mit Vernunft und Gründen vertheidigen, so oft haben wir Unrecht. Gestehen Sie mir es also nur, daß Lelio die einzige Ursache Ihrer Veränderung ist! Nur seine Gesellschaft hat Sie diese Tage über so bestrickt, daß Sie weder Leanders Briefe lesen, noch ihm eine geheime Zusammenkunft verstatten wollen. Wie gern thaten Sie sonst Beides!

Laura. Ich will von dir an keine Fehler erinnert sein, die ich, wie schon gesagt, ohne dich nicht würde begangen haben. Es reuet mich genug, so schwach gewesen zu sein.

Lisette. Um noch schwächer zu sein, und sich einem jungen Flattergeist zu überlassen, den Sie erst seit acht Tagen kennen, und dessen Liebe Sie nur aus nichts bedeutenden Schmeicheleien schließen. Ich rathe Ihnen, Mamsell, sehen Sie Sich vor!

Zweiter Auftritt.

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumsh. Nun? Hast du dem armen Herrn Solbist die Augen ausgekratzt?

Lisette. Wenn er nicht schon fort gewesen wäre, wer weiß, was sie gethan hätte.

Wumsh. O, ich will es wol glauben, daß sie als eine wolgerathene Tochter demjenigen alles Unglück anwünscht, der ihren rechtschaffenen Vater von zwei beschwerlichen Dingen auf einmal befreiet: von einem Weibsbilde und einem Prozesse. Aber du magst mir dieses Glück nun gönnen oder nicht, so will ich es doch nicht länger entbehren. Du mußt Leanders Frau werden, oder meine Tochter zu sein aufhören.

Laura. Dieses Oder ist hart! Gleichwol nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren ersten Befehl vorziehe, und mit dem Bruder reisen will. Ich kann meinen Willen so geschwind nicht ändern, als Sie den Ihrigen. Oder hat man Sie etwa zu bereden gesucht, daß ich Leandern liebe?

Wumsh. Daran ist nicht gedacht worden; desto besser, wenn du ihn nicht liebst! Mit der Liebe einer Weibsperson sind es zwar so bloße Narrenspossen, und lieben heißt bei euch nur, weniger hassen. Ihr seid nicht im Stande, jemanden zu lieben, als euch selbst. —

Lisette. (fährt auf ihn los) Nein, mein Herr, das ist zu toll! Ihre Jungfer Tochter hat zwar Unrecht, daß sie den Mann von Ihrer Hand nicht annehmen will, aber müssen Sie deswegen das ganze Geschlecht lästern?

Wumsh. Hu! — Nun ist es Zeit, daß ich geh. Ich will lieber zwischen zwei Mühlräder, als zwischen zwei Weibsbilder kommen. Schweig, ich bitte dich, schweig! Sie kann sich allein genug verantworten.

Dritter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Eben jetzt, Herr Vater, ist die Schwester des Lelio angekommen. Sie ist bei einem Anverwandten, den sie hier hat, abgetreten, und hat sich bereits bei mir melden lassen. Ich erwarte sie alle Augenblicke. Sie sind es doch noch zufrieden, daß ich sie Ihnen vorstellen darf?

Wumsh. Einmal möchte ich sie wol sehen, wenn es auch nur der vorgegebenen Aehnlichkeit wegen wäre. Aber mehr, als einmal, auch nicht. Bringe sie nur! Ich will es ihr selbst, so bescheiden als möglich, sagen, daß sie auf dich keine Rechnung machen soll.

Laura. Wie, Bruder? So ist deine Hilaria hier, und du hast mir es auch nicht mit einem einzigen Worte vorhergesagt, daß sie kommen werde?

Valer. Du wirst es nicht übel nehmen, Schwester. Ich habe dir nichts Ungewisses sagen wollen. — Du wirst dich aber über noch weit mehr, als über ihre bloße Ankunft, zu verwundern haben. Ihre erstaunliche Aehnlichkeit mit ihrem Bruder — Wen seh ich? Himmel! Sie ist es selbst!

Vierter Auftritt.

Lelio. (in ihrer wahren Gestalt als Hilaria) **Die Vorigen.**

Valer. Ah! schönste Hilaria, wie erfreut, wie glücklich machen Sie mich! Wie soll ich Ihnen genug dafür danken, daß Sie eine Familie zu besuchen würdigen, die auf eine nähere Verbindung mit Ihnen schon zum voraus stolz ist.

Lelio. Erlauben Sie, Valer, daß ich vor jetzt Ihre Schmeichelei unbeantwortet lasse, und vor allen Dingen demjenigen (gegen Wumshätern) meine Ehrerbietigkeit bezeuge, der es mir so gütig erlauben will, ihn als einen Vater zu lieben.

Wumsh. Es ist mir ange — sehr unange — nicht ganz unangenehm, Madmoiselle, Sie kennen zu lernen; nur muß ich Ihnen gleich Anfangs sagen, daß Sie ein wenig zu geschwind gehen. Ich werde von zweien bereits Vater genennt —

Valer. Und es ist sein einziger Wunsch, auch von Ihnen dafür erkannt zu werden. —

Wumsh. Nein doch, mein Sohn!

Valer. (indem er die Hilaria der Laura zuführt) Lassen Sie Sich, Hilaria, von einer Schwester umarmen, die ihre Freude nicht mehr mäßigen kann.

Lelio. (indem sie sich umarmen) Ich bin so frei, schönste Laura, um Ihre Freundschaft zu bitten. —

Laura. Ich bin beschämt, daß ich mir in dieser Bitte habe zuvor kommen lassen.

Valer. Nun, Herr Vater? erstaunen Sie nicht über die Gleichheit, die Hilaria mit ihrem Bruder hat?

Laura. Gewiß, man muß darüber erstaunen. Ich kann mich nicht satt sehen. Wo ist Herr Lelio? Warum können wir nicht das Vergnügen haben, ihn mit diesem Ebenbilde zu vergleichen?

Wumsh. Wenn Lelio nur da wäre; wenn er nur da wäre! Ich weiß nicht, wo ihr die Augen haben müßt, ihr Leute. Ich will zwar nicht sagen, Madmoisell, daß Sie gar nichts Aehnliches mit Ihrem Bruder haben sollten; allein, man muß wirklich genau darauf sehen, wenn man es bemerken will. Vors erste ist Lelio wenigstens eine Hand breit größer; der hohen Absätze an Ihren Schuhen ungeachtet.

Lelio. Und doch haben wir uns hundertmal mit einander gemessen, und nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen können.

Wumsh. Mein Augenmaß trügt nicht, ich kann mich darauf verlassen. Vors andere ist Herr Lelio auch nicht völlig so stark; er ist besser gewachsen und schlanker, ob er gleich keine Schnürbrust trägt. Ich will Sie dadurch nicht beleidigen, Madmoisell; sondern Ihrem Bruder blos Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Laura. Ich kann Ihrer Meinung nicht sein, Herr Vater. Es ist zwar wahr, man wird schwerlich an einer Mannsperson einen schönern Wuchs finden, als an dem Herrn Lelio; aber sehen Sie doch nur recht! Hilaria hat vollkommen eben denselben Wuchs, nur daß sie durch den Zwang der Kleidung eher schmächtiger, als stärker scheinet.

Wumsh. Und das Gesicht! **Valer.** Nun? das Gesicht?

Wumsh. Ich will davon gar nicht reden. Lelio hat seine frische natürliche Farbe, aber auf Ihrem Gesichte, Madmoisell, liegt die Schminke ja Fingers dicke.

Lelio. Ich glaube zwar nicht, daß es etwas Unerlaubtes für ein Frauenzimmer sei, sich zu schminken; aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf diese Art zu Hilfe zu kommen. Ich will dieses nicht zu meinem Lobe gesagt haben; denn vielleicht habe ich das, was Andere aus Stolz thun, aus größerm Stolze unterlassen.

Wumsh. Ich versteh, ich versteh — die Augen, mein Sohn! Hast du noch nicht bemerkt, daß dieses graue Augen sind, und Lelio schwarze Augen hat?

Valer. Was sagen Sie? Sind dieses graue Augen?

Wumsh. Ja wol, graue Augen, und dabei sind sie eben so matt, als des Lelio Augen feurig sind.

Laura. Je, Herr Vater —

Wumsh. Je, Jungfer Tochter! Schweig Sie doch! Ich weiß so wol, daß keine Krähe der andern die Augen aushacken wird. Du willst gewiß, daß sie deine gelben Augen auch einmal schwarz nennen soll. Macht ihr mich nur blind! — Und diese Nase — So eine kleine stumpfe Habichtsnase hat Lelio nicht! Wollt ihr das auch leugnen? **Valer.** Ich erstaune! —

Wumsh. Ueber deine Verblendung mußt du erstaunen. — Auch der Mund ist noch einmal so groß, als ihn Lelio hat. Was für eine aufgeworfene Lippe! Was für ein spitziges Kinn! Die rechte Schulter ist eine Hand breit höher, als die linke! — Mit einem Worte, mein Sohn, die vorgegebene Gleichheit war eine List, dem Vater seine Einwillung abzulocken. Und freilich wäre sie ein großer Punkt wider mich gewesen, wenn sie sich gefunden hätte. Desto besser, daß sie sich nicht gefunden hat, und daß es nunmehr desto wahrscheinlicher bleibt, daß in einem Körper, der von dem Körper des Bruders so gar sehr unterschieden ist, auch eine ganz verschiedene Seele wohnen werde. Ihr Herr Bruder, Mademoisell, ist ein verständiger junger Mensch, der meine Ursachen, warum ich unmöglich zu der Verheirathung meines Sohnes Ja sagen kann, weiß und billiget. Er wird mich also bestens entschuldigen, daß ich mit Ihnen so wenig Umstände mache. Ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten, sondern muß sorgen, daß ich mit Leandern je eher je lieber richtig werde. Du, Laura, halte dich gefaßt! Ich kann dir sie nunmehr nicht mitgeben, Valer; ich kann hier meinen Proceß mit ihr gewinnen, und das geht vor.

Laura. Laß dich nicht irre machen, Bruder, ich reise gewiß mit. Ihr Proceß ist verloren, wenn Sie ihn durch mich gewinnen sollen.

Wumsh. Spare dein Widersprechen für deinen Mann.

Fünfter Auftritt.

Lelio. Valer. Laura. Lisette.

Laura. Wir müssen uns schämen, Bruder, daß ein so liebenswürdiger Gast von unserm Vater so übel aufgenommen worden. Du mußt übrigens der Liebe deiner Hilaria sehr gewiß sein, daß du ihre Geduld auf diese empfindliche Probe zu stellen, hast wagen dürfen.

Lelio. Sie haben eine sehr gütige Schwester, Valer. Ihre Höflichkeit würde mich verwirren, wenn ich nicht wüßte, in welcher Achtung mein Bruder bei ihr zu stehen das Glück habe. Er gefällt Ihnen, zärtliche Laura, und diese Eroberung war das erste, was er mir bei meiner Ankunft mit einer triumphirenden Miene erzählte! Er ist es auch in der That schon werth, daß ein Frauenzimmer um ihn seufzet. Aber nehmen Sie Sich gleichwol in Acht; er ist ein kleiner Verräther, und macht sich nicht das geringste Bedenken, eine Untreue zu begehen. Wenn Sie ihn nicht recht fest zu halten wissen, so wird er aus dem Garne sein, ehe Sie Sichs versehen. Er ist ruhmredig dabei, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht hernach mit mehrern Gunstbezeigungen prahlen sollte, als er wirklich erhalten. — Ich empfehle mich Ihnen, bis auf Wiedersehen! Kommen Sie, Valer!

Sechster Auftritt.

Laura. Lisette.

Laura. Was war das? Ich glaube Lelio und Hilaria müssen nicht klug sein. Woher weiß er es denn, daß ich ihn liebe? Und wenn er es auch wissen könnte, ist es nicht etwas sehr Nichtswürdiges, eine so nasenweise Schwester zur Vertrauten zu machen? Gut, mein Herrchen, gut, daß wir miteinander noch nicht so weit sind! — Aber wie stehst du denn da, Lisette? Bist du versteinert? Rede doch!

Lisette. Noch kann ich mich nicht recht besinnen, was ich gesehen und gehört habe. Lassen Sie mir ein klein wenig Zeit, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole! Wer war das Frauenzimmer?

Laura. Hilaria. Du hast sie die ganze Zeit über ja steif genug angesehen. Sahe sie dem Lelio nicht ähnlich genug, daß du noch daran zweifeln wolltest?

Lisette. Sie sah ihm nur allzu ähnlich; und so ähnlich, so vollkommen ähnlich, daß ich mich wundern muß, warum Sie nicht selbst auf einen Verdacht fallen —

Laura. Auf was für einen Verdacht?

Lisette. Auf einen Verdacht, den ich mir nicht mehr ausreden lasse. Hilaria muß entweder Lelio, oder Lelio muß Hilaria sein.

Laura. Wie meinst du das?

Lisette. Sie werden wol thun, wenn Sie auf Ihrer Hut sind, Mamsell. Ich will bald hinter das Geheimniß kommen. Bis dahin aber denken Sie ja fleißig an den Hund, der mit einem Stücke Fleisch durchs Wasser schwamm. Sie haben einen Liebhaber, der Ihnen gewiß ist; kehren Sie Sich an den Schatten von einem andern nicht.

Laura. Schweig mit deinen Kinderlehren! Lelio mag sein, wer er will, er hat es bei mir weg. Er soll es sehen; er soll es sehen, daß man ein Gesichtchen, wie das seine, leichter vergessen kann, als ein anders.

Lisette. Recht so! Besonders wenn sich bei einem andern Realitäten finden, die bei dem seinen ganz gewiß mangeln. Denn je mehr ich nachdenke, je wahrscheinlicher wird es mir. — Stille! da kömmt ja das andere Gesicht selbst! Zeigen Sie nunmehr, daß ein Stutzerchen, wie Lelio, uns nicht immer bei allen Zipfeln hat.

Siebenter Auftritt.

Wumshäter. Leander. Die Vorigen.

Wumsh. Hier, Tochter, bringe ich dir den Mann, dem ich alle meine Rechte über dich abtrete. Es ist der Herr Leander.

Leander. Ich schmeichle mir, Mademoisell, daß Sie mich nicht völlig als einen Unbekannten betrachten werden.

Laura. Ich hätte nicht geglaubt, daß die wenigmale, die wir an öffentlichen Orten einander zu sehen Gelegenheit gehabt, einen Mann, von der seinen Denkungsart des Herrn Leander, so zuversichtlich machen könnten. Sie haben Sich in einer Sache an meinen Vater gewandt, wegen der Sie, ohne Zweifel, mit mir selbst vorher hätten einig werden sollen.

Wumsh. Ei denkt doch! So hätte er wol gar sein Wort eher bei dir, als bei mir anbringen sollen?

Lisette. (bei Seite) Als wenn er es auch nicht gethan hätte! Schon recht! Verstellen müssen wir uns.

Wumsh. Ich finde, daß du sehr unverschämt bist, und wenn ich dich nicht in Gegenwart deines Bräutigams schonen wollte, so würde ich dir jetzt eine recht derbe Lection geben.

Leander. Es ist wahr, schönste Laura, daß meine Liebe viel zu ungeduldig gewesen ist, und daß Sie recht haben, Sich über mich zu beschweren — —

Wumsh. Sie wollen Sich doch wol nicht entschuldigen? —

Laura. Und die Art, Herr Leander, mit der Solbist um mich angehalten hat. —

Wumsh. An der Art war nichts auszusetzen. Und kurz, ich will, daß du mir folgen sollst! — Kann ich das nicht verlangen, mein Sohn?

Achter Auftritt.

Valer. Die Vorigen.

Valer. Wenn ich es getroffen habe, wovon die Rede ist, so will ich für den Gehorsam meiner Schwester fast stehen.

Laura. Du wagst sehr viel, Bruder. Weit eher könnte ich für deinen Ungehorsam stehen, und eine sichere Wette darauf eingehen, daß du mir gewisser eine Schwägerin geben wirst, als ich dir einen Schwager.

Leander. Ist es möglich, Madmoisell?

Valer. Lassen Sie Sich nichts anfechten!

Leander. Aber ich höre —

Valer. Sie hören das Gespärre einer Braut —

Wumsh. Und ich höre weiblichen Unsinn. Schweig, Mädel! Dein Bruder hat viel zu viel Verstand, als daß er noch an das Heirathen denken sollte.

Valer. Verzeihen Sie, Herr Vater! Da ich nunmehr auch des versprochenen Beistandes meiner Schwester entbehren muß, so ist es um so viel nöthiger, bei meinem einmal gefaßten Entschlusse zu bleiben. Ich hoffe auch gewiß, daß Sie nicht länger dawider sein werden. Die ganze Stadt kennet Sie als einen Mann von Billigkeit. Was würde man aber sagen, wenn es auskäme, daß Sie eben dieselben Eigenschaften und Vollkommenheiten an der einen Person hochgeschätzt, und an der andern verkleinert hätten? Was würde man sagen, wenn man erführe, daß eingewurzelter Groll gegen ein Geschlecht, von welchem Sie beleidiget zu sein glauben, Sie etwas zu erkennen verhindert habe, was die ganze Welt erkennet? Eine so offenbare Gleichheit —

Wumsh. Schweig doch nur von deiner schimärischen Gleichheit! Oder willst du mich nöthigen, daß ich dich auch bei Herrn Leandern lächerlich machen soll? Wahrhaftig, ich werde es thun müssen. Gut, Herr Leander, Sie sollen Schiedsrichter zwischen uns sein. Geh, hole deine Hilaria her, aber bringe auch den Bruder mit! Wir wollen die Vergleichung anstellen, wie sichs gehört.

Valer. Ich bin es zufrieden, Herr Vater. Lisette, springe geschwind auf die Stube des Herrn Lelio. Du wirst sie Beide beisammen antreffen. Bitte sie, sich hierher zu bemühen. (Lisette geht ab.)

Wumsh. Sie werden sehen, Herr Leander, daß ich Recht habe.

Leander. (sachte zu Valern) Möchte Ihre List doch eben so glücklich ausfallen, als die meinige ausgefallen ist!

Valer. (sachte zu Leandern) Ich hoffe es, liebster Freund, und danke Ihnen.

Wumsh. (der Leandern und Valern zusammen reden sieht) Ja, das gilt nicht; bereden müßt ihr euch nicht vorher zusammen. Ich hoffe, Herr Leander, daß die erste Probe Ihrer Aufrichtigkeit, die ich von Ihnen verlange, —

Leander. Befürchten Sie nichts! Ich werde mich von der Wahrheit nicht entfernen, wenn es auf meinen Ausspruch ankommen sollte. Ich hoffe aber, daß es nicht darauf ankommen wird.

Wumsh. Wie so? Wissen Sie denn schon, was unser Streit ist? Die Schwester soll vollkommen so aussehen, wie der Bruder, und weil ich den Bruder leiden kann, so verlangt er, daß ich auch die Schwester müsse leiden können.

Valer. Kann ich es nicht mit Recht verlangen?

Wumsh. Die Gleichheit voraus gesetzt, könntest du es freilich mit einigem Rechte verlangen. Aber eben über diese Gleichheit streiten wir noch.

Valer. Wir werden nicht lange mehr darüber streiten; und ich bin versichert, Sie werden sie endlich selbst einräumen müssen.

Wumsh. Ich werde sie gewiß nicht einräumen. Wenn ich sie aber einräume, so wird es ein sicherer Beweis sein, daß ich Sinne und Verstand verloren habe, und du daher nicht verbunden bist, mir im Geringsten zu gehorchen.

Valer. Merken Sie dieses, Herr Leander: daß ich nicht verbunden bin, ihm im Geringsten zu gehorchen, im Falle er die Gleichheit selbst zugestehen muß.

Wumsh. Merken Sie es nur! — Nun, was ist das für ein Aufzug? —

Neunter Auftritt.

Lelio oder Hilaria. Lisette. Wumshäter. Valer. Laura. Leander.

Lelio (in einer halb männlichen und halb weiblichen Kleidung, welche von dem Geschmacke der Schauspielerin abhängen wird). Mein Herr, Sie haben den Lelio und die Hilaria, Beide zugleich, zu sehen verlangt.

Wumsh. Nun? — Ich weiß nicht, was mir ahndet.

Lelio. Hier sind sie Beide.

Wumsh. Was?

Lisette. Ja, mein Herr, hier sind sie Beide; und Sie waren gefangen.

Wumsh. Was, ich gefangen?

Lisette. (sachte zu Laura) Hatte ich nicht Recht, Mamsell? Sie stutzen?

Wumsh. Ich gefangen? Wie soll ich das verstehn?

Lelio. Sie werden die Gütigkeit haben und es so verstehen, daß eben dieselbe Person nicht eine Hand breit größer sein kann, als sie wirklich ist.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieselben Augen nicht zugleich grau und schwarz sein können.

Wumsh. Nun? —

Lelio. Daß eben dieselbe Nase —

Valer. Kurz, liebster Vater, (indem er ihm zu Fuße fällt) verzeihen Sie meiner unschuldigen List. Lelio ist Hilaria, und Hilaria hatte die Liebe, mir nur deswegen in Mannskleidern hierher zu folgen, damit sie Gelegenheit haben könnte, die Gewogenheit eines Mannes zu erlangen, von welchem sie es wußte, wie unerbittlich er gegen ihr Geschlecht sei.

Wumsh. Steh auf, mein Sohn, steh auf, und mache der Possen einmal ein Ende! Ich sehe nun wol, wie es ist. Deine Hilaria ist gar nicht da, und der leichtfertige Lelio hat mit seinem Jungfergesichtchen ihre Rolle gespielt. Pfui, Lelio — (indem er auf ihn los geht) Nein, nein, so leicht hintergeht man mich nicht! Legen Sie immer diesen zweiten Habit wieder ab, mein guter — (indem er sie auf die Achsel klopfen will) Himmel, was seh ich? O weh, meine armen Augen! Wo gerathen die hin. Es ist ein Weibsbild! Es ist wirklich ein Weibsbild! Und das listigste, das verschlagenste, das gefährlichste vielleicht von allen, die in der Welt sind. Ich bin betrogen! Ich bin verrathen! Mein Sohn, mein Sohn, wie hast du das thun können!

Valer. Lassen Sie mich nochmals zu Ihren Füßen um Vergebung bitten!

Wumsh. Was hilft dir meine Vergebung, wenn du meinem Rathe nicht mehr folgen kannst? freilich vergeb ich dir, aber —

Lelio. Auch ich bitte auf das demüthigste um Verzeihung —

Wumsh. Gehn Sie nur, gehn Sie nur! Ich vergeb auch Ihnen — weil ich muß!

Valer. Nicht, weil Sie müssen, Herr Vater! Lassen Sie uns diese schmerzlichen Worte nicht hören. Vergeben Sie uns, weil Sie uns lieben!

Wumsh. Nun ja doch, weil ich dich liebe.

Lelio. Und mich bald lieben werden, wie ich gewiß hoffe.

Wumsh. Sie hoffen zu viel! Daß ich Sie nicht hasse, das wird Alles sein, was ich thun kann. Ich sehe wol, der Mensch soll verliebt, er soll närrisch sein. Was kann ich wider das Schicksal? Sei es, mein Sohn, nur auch! Sei närrisch! durch unsere Narrheit werden wir am sicherten klug. Zieh in Frieden; es ist mir lieb, daß ich wenigstens kein Augenzeuge von deiner Thorheit sein darf. Mache nur, daß mir meine Tochter nicht länger widerspenstig ist —

Laura. Sorgen Sie nicht, Herr Vater, ich will Ihnen nicht einen zweiten Verdruß machen. Ich gebe Herr Leandern meine Hand, und würde Sie ihm gegeben haben, wenn Lelio auch nicht Hilaria wäre. (gegen die Hilaria) Dieses Ihnen zur Nachricht, wegen der triumphirenden Miene!

Lelio. Sind Sie ungehalten gegen mich, liebste Laura? (zu Leandern) Wie haben Sie es ewig angefangen, mein Herr, daß Sie ein solches Felsenherz zur Liebe haben bewegen können? Wenn Sie wüßten, was für Angriffe ich auf dasselbe in meiner Verkleidung gewagt, und wie standhaft es gleichwol —

Laura. Stille, Hilaria! oder ich werde noch ungehalten. (zu Leandern, welcher der Hilaria antworten will) Antworten Sie ihr nicht, Leander, ich verspreche Ihnen, daß Sie nie einen gefährlichern Nebenbuhler haben sollen, als Lelio war.

Leander. Wie glücklich bin ich!

Valer. Und wie glücklich bin auch ich

Wusmh. Ueber Jahr und Tag, hoff ich, sollt ihr anders exklamiren!

Lisette. Freilich anders; besonders wenn mehr Stimmen dazu kommen — (gegen die Zuschauer) Lachen Sie doch, meine Herrn, diese Komödie schließt sich, wie ein Hochzeitkarmen!

Ende.

Der Freigeist.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Adrast, der Freigeist. Theophan, ein junger Geistlicher. Lisidor. Juliane, Henriette, Töchter des Lisidor. Fr. Philane. Araspe, Theophans Vetter. Johann. Martin. Lisette. Ein Wechsler.
Die Scene ist ein Saal.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Adrast. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adrast, wenn ich mich endlich über den stolzen Kaltsinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon seit zwei Monaten sind wir in Einem Hause, und warten auf einerlei Glück. Zwei liebenswürdige Schwestern sollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adrast! können wir noch dringender eingeladen werden, uns zu lieben, und eine Freundschaft unter uns zu stiften, wie sie unter Brüdern sein sollte? Wie oft bin ich nicht darauf bestanden? — —

Adrast. Eben so oft haben Sie gesehen, daß ich mich nicht einlassen will. Freundschaft? Freundschaft unter uns? — — Wissen Sie, muß ich fragen, was Freundschaft ist?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adrast. Alle Fragen bestürzen, deren wir nicht gewärtig sind. Gut, Sie wissen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, diese kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verstehe Sie. Also sollen wir wol Feinde sein?

Adrast. Sie haben mich schön verstanden! Feinde? Ist denn kein Mittel? Muß denn der Mensch eines von beiden, hassen oder lieben? Gleichgiltig wollen wir einander bleiben! Und ich weiß, eigentlich wünschen Sie dieses selbst. Lernen Sie wenigstens nur die Aufrichtigkeit von mir!

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber diese Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adrast. Erst fragen Sie Sich selbst, ob sie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob Ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wol einen Versuch machen lassen? Adrast. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Versuch nicht ein Meisterstück wird. Hören Sie also, Adrast — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeichelei gegen mich selbst anfange. Ich habe von jeher einigen Werth auf meine Freundschaft gelegt; ich bin vorsichtig, ich bin karg damit gewesen. Sie sind der erste, dem ich sie angeboten habe; und Sie sind der einzige, dem ich sie aufdringen will. — — Umsonst sagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen solle. Gewiß, es soll mir gelingen! Ihr eigen Herz ist mir Bürge! Ihr eigen Herz, Adrast, welches unendlich besser ist, als es Ihr Witz, der sich in gewisse groß scheinende Meinungen verliebt hat, vielleicht wünschet.

Adrast. Ich hasse die Lobsprüche, Theophan, und besonders die, welche meinem Herzen auf Unkosten meines Verstandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für Schwachheiten sein müssen, (Schwachheiten aber müssen es sein), derenwegen Ihnen mein Herz so wolgefällt; das aber weiß ich, daß ich nicht ruhen werde, als bis ich sie, durch Hilfe meines Verstandes, daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit ist schon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adrast. So weit, als Sie wollen. Fahren Sie nur fort!

Theophan. Wirklich? — — Ihr Herz also ist das beste, das man finden kann. Es ist zu gut, Ihrem Geiste zu dienen, den das Neue, das Besondere geblendet hat, den ein Anschein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt, und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Bösewichter sein sollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freidenker, starker Geist, Geist; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philosoph: es ist ein Ungeheuer, es ist die Schande der Menschheit. Und Sie, Adrast, den die Natur zu einer Zierde derselben bestimmte, der nur seinen eignen Empfindungen folgen dürfte, um es zu sein; Sie, mit einer solchen Anlage zu Allem, was edel und groß ist, Sie entehren Sich vorsätzlich. Sie stürzen Sich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bei dem Pöbel der Geister einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adrast. Sie vergessen Sich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, so glauben Sie endlich gar, daß Sie Sich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres Gleichen ganze Stunden ungestört schwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adrast, Sie unterbrechen keinen überlästigen Prediger; besinnen Sie Sich nur: Sie unterbrechen blos einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich so, — — der eine Probe seiner Freimüthigkeit ablegen sollte.

Adrast. Und eine Probe seiner Schmeichelei abgeleget hat; — aber einer verdeckten Schmeichelei, einer Schmeichelei, die eine gewisse Bitterkeit annimmt, um destoweniger Schmeichelei zu scheinen. — — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freimüthigkeit kennten, so würden Sie mir Alles unter die Augen gesagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugestehet. Sie würden mich gerade weg einen Ruchlosen gescholten haben, der sich der Religion nur deswegen zu entziehen suche, damit er seinen Lüsten desto sicherer nachhängen könne. Um sich pathetischer auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleischten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünschungen gespart, kurz, Sie würden sich so erwiesen haben, wie sich ein Theolog gegen die Verächter seines Aberglaubens, und also auch seines Ansehens, erweisen muß.

Theophan. Ich erstaune. Was für Begriffe!

Adrast. Begriffe, die ich von tausend Beispielen abgesondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längst gelernt, die Larve von dem Gesichte zu unterscheiden. Es ist eine Karnevalserfahrung: Je schöner die erste, desto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit sagen — —

Adrast. Ich will nichts damit sagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes, um Ihretwillen einzuschränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgesehen, als daß ich hoffen könnte, die erste an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verschiedenen Umständen gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Gesichte die Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten, es für keine Larve zu halten. Wol! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, stellen Sie mich auf die Probe — —

Adrast. Sachte! die Probe käme zu spät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freunde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, sie müsse vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundschaft, Adrast; und ich verlange den vertrautesten noch nicht.

Adrast. Kurz, auch zu dem niedrigsten können Sie nicht fähig sein.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig sein? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adrast. Kennen Sie, Theophan, wol ein Buch, welches das Buch aller Bücher sein soll; welches alle unsere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die sichersten Vorschriften ertheilen soll, und welches der Freundschaft gleichwol mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieses Buch?

Theophan. Ich sehe Sie kommen, Adrast. Welchem Collin haben Sie diesen armseligen Einwurf abgeborgt?

Adrast. Abgeborgt, oder selbst erfunden: es ist gleich viel. Es muß ein kleiner Geist sein, der sich Wahrheiten zu borgen schämt.

Theophan. Wahrheiten! — — Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adrast. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht darzu? Oder wollen Sie, daß man Ihre seichten Spöttereien unbeantwortet lassen soll, damit es scheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adrast. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieses. Sagen Sie mir, ist die Liebe unter der Freundschaft, oder die Freundschaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das Letztere. Derjenige also, der die Liebe in ihrem allerweitesten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundschaft? Ich sollte es glauben; und es ist so wenig wahr, daß unser Gesetzgeber die Freundschaft seines Gebotes nicht würdig geschätzt habe, daß er vielmehr seine Lehre zu einer Freundschaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Adrast. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundschaft gegen die ganze Welt? Was ist das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt sein.

Theophan. Und also ist Ihnen wol nichts Freundschaft, als jene Uebereinstimmung der Temperamente, jene angeborne Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unsichtbare Kette, die zwei einerlei denkende, einerlei wollende Seelen verknüpfet?

Adrast. Ja, nur dieses ist mir Freundschaft.

Theophan. Nur dieses? Sie widersprechen Sich also selbst.

Adrast. O! daß Ihr Leute doch überall Widersprüche findet, außer nur da nicht, wo sie wirklich sind!

Theophan. Ueberlegen Sie es! Wenn diese, ohne Zweifel nicht willkührliche, Uebereinstimmung der Seelen, diese in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Wesen allein die wahre Freundschaft ausmacht: wie können Sie verlangen, daß sie der Gegenstand eines Gesetzes sein soll? Wo sie ist, darf sie nicht geboten werden; und wo sie nicht ist, da wird sie umsonst geboten. Und wie können Sie es unserm Lehrer zur Last legen, daß er die Freundschaft in diesem Verstande übergangen ist? Er hat uns eine edlere Freundschaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die unvernünftigen Thiere nicht missen, entbehren kann: eine Freundschaft, die sich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilet; welche sich nicht von der Natur lenken läßt, sondern welche die Natur selbst lenket.

Adrast. O Geschwätze!

Theoph. Ich muß Ihnen dieses sagen, Adrast, ob Sie es gleich ebensowol wissen könnten, als ich! und auch wissen sollten. Was würden Sie selbst von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken suchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundschaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? — — Sehen Sie mich nicht so geringschätzig an; wenden Sie Sich nicht auf eine so beleidigende Art von mir — —

Adrast. (bei Seite) Das Pfaffengeschmeiß! — —

Theoph. Ich sehe, Sie gebrauchen Zeit, den ersten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte Lieblingsmeinung natürlicher Weise erregt. — Ich will Sie verlassen. Ich erfuhr itzt ohnedem, daß einer von meinen Verwandten mit der Post angelangt sei. Ich gehe ihm entgegen, und werde die Ehre haben Ihnen denselben vorzustellen.

Zweiter Auftritt.

Adrast.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiedersehen dürfte! Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? — — Priestern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, so nahe sie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Hassen will ich dich, Theophan, und alle deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandtschaft der Geistlichkeit gerathen? — — Er, dieser Schleicher, dieser blöde Verleugner seines Verstandes, soll mein Schwager werden? — — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grausames Geschick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verstorbenen Vaters trägt mir eine von seinen Töchtern an. Ich eile herbei, und muß zu spät kommen, und muß die, welche auf den ersten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, schon versprochen finden. Ach, Juliane! So warest du mir nicht bestimmt? du, die ich liebe? Und so soll ich mich mit einer Schwester begnügen, die ich nicht liebe? — —

Dritter Auftritt.

Lisidor. Adrast.

Lisidor. Da haben wirs! Schon wieder allein, Adrast? Sagen Sie mir, müssen die Philosophen so zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber sonst was sein — — Und, wenn ich recht gehört habe, so sprachen Sie ja wol gar mit Sich selber? Nu, nu! es ist schon wahr: ihr Herren Grillenfänger könnt freilich mit niemand Klügerm reden, als mit euch selber. Aber gleichwol ist unser einer auch kein Katzenkopf. Ich schwatze eins mit, es mag sein, von was es will.

Adrast. Verzeihen Sie — —

Lisidor. Je, mit Seinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute lustig sind. Und ich will kein ehrlicher Mann sein, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe, den Wildfang, wie sie Ihn sonst zu Hause nannten, zu meinem Schwiegersohne zu haben. Freilich ist Er seit dem groß gewachsen; Er ist auf Reisen gewesen; Er hat Land und Leute gesehen. Aber, daß Er so gar sehr verändert würde wiedergekommen sein, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Da geht er nun, und spintisirt von dem, was ist — — und was nicht ist, — — von dem, was sein könnte, und wenn es sein könnte, warum es wieder nicht sein könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit, und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die so in den Sonnenstrahlen herumfliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adrast — —

Adrast. Von den Atomis, wollen Sie sagen.

Lisidor. Ja, ja, von den Atomis, von den Atomis. So heißen sie, weil man ihrer ein ganz Tausend mit Einem Athem hinunterschlucken kann.

Adrast. Ha! ha! ha!

Lisidor. Er lacht, Adrast? Ja, mein gutes Bürschchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verstehe. Ich habe Euch, ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beste. Wenn Ihr euch in den Haaren liegt, so fische ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von Euch brauchen kann, und die ist für mich. Ihr dürft deswegen nicht neidisch auf mich sein; denn ich bereichre mich nicht von Einem allein. Das nehme ich von dir, mein lieber Adrast; und das vom Theophan; und aus alle Dem mache ich mir hernach ein Ganzes — —

Adrast. Das vortrefflich ungeheuer sein muß.

Lisidor. Wie so?

Adrast. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Lisidor. Je nu! so wird eine angenehme Dämmerung daraus. — — Und überhaupt ist es nicht einmal wahr, daß Ihr so sehr von einander unterschieden wäret. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen Beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwol überzeugt, daß alle ehrlichen Leute einerlei glauben.

Adrast. Sollten! sollten! das ist wahr.

Lisidor. Nun da sehe man! was ist nun das wieder für ein Unterscheid? Glauben, oder glauben sollen: es kömmt auf eines heraus. Wer kann alle Worte so abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn Ihr nur erst werdet Schwäger sein, kein Ei wird dem andern ähnlicher kein können. — —

Adrast. Als ich dem Theophan, und er mir?

Lisidor. Gewiß! Noch wißt Ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt sein. Der Verwandtschaft wegen wird der einen Daumen breit, und der einen Daumen breit nachgeben. Und einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwei Daumen breit; und zwei Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander seid. — Nichts aber könnte mich in der Welt wol so vergnügen, als daß meine Töchter so vortrefflich für Euch passen. Die Juliane ist eine geborne Priesterfrau; und Henriette — — in ganz Deutschland muß kein Mädchen zu finden sein, das sich für ihn, Adrast, besser schickte. Hübsch, munter, fix; sie singt, sie tanzt, sie spielt; kurz, sie ist meine leibhafte Tochter. Juliane dagegen ist die liebe, heilige Einfalt.

Adrast. Juliane? Sagen Sie das nicht! Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber sie geht ans Herz. Man läßt sich gern von ihren stillen Reizen fesseln, und man biegt sich mit Bedacht in ihr Joch, das uns Andere in einer fröhlichen Unbesonnenheit überwerfen müssen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringstes Wort hat Vernunft.

Lisidor. Und Henriette?

Adrast. Es ist wahr: Henriette weiß sich frei und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn sie nur wollte, und wenn sie nicht Wahrheit und Empfindung

jenem prahlenden Schimmer vorzöge? Alle Tugenden scheinen sich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Lisidor. Und Henriette?

Adrast. Es sei ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend absprechen sollte. Aber es giebt ein gewisses Aeußeres, welches sie schwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andere Gründe für sie hätte. Julianens gesetzte Anmuth, ihre ungezwungene Bescheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Lisidor. Und Henriettens?

Adrast. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wol lassende Dreistigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen stechen mit den gründlichen Eigenschaften ihrer Schwester vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabei — — Lisidor. Und Henriette?

Adrast. Verlieret dabei nichts. Nur daß Juliane — —

Lisidor. Ho! ho! Herr Adrast, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und schön erkennen läßt, was sie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedungen, Julianen zu loben?

Adrast. Fallen Sie auf nichts Widriges! Ich habe blos zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schwester nicht blind mache.

Lisidor. Nu, nu! wenn das ist, so mag es hingehen Sie ist auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie ist der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tausendmal gesagt, die Freude über ihr Julchen erhielte sie noch am Leben. Adrast. Ach!

Lisidor. Das war ja gar geseufzt. Was Geier ficht Ihn an? Pfui! Ein junger, gesunder Mann, der alle Viertelstunden eine Frau nehmen will, wird seufzen? Spare Er Sein Seufzen, bis Er die Frau hat!

Vierter Auftritt.

Johann. Adrast. Lisidor.

Johann. Pst! Pst! Lisidor. Nu? Nu?

Johann. Pst! Pst! Adrast. Was giebts?

Johann. Pst! Pst!

Lisidor. Pst! Pst! Mossieu Johann! Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pst, Herr Adrast! Ein Wort im Vertrauen!

Adrast. So komm her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adrast!

Lisidor. (welcher auf ihn zu geht) Nun? was willst du?

Johann. (geht auf die andere Seite) Pst! Herr Adrast! Nur ein Wörtchen ganz im Vertrauen!

Adrast. So pack dich her und rede!

Lisidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegersohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adrast! (zieht ihn an dem Aermel bei Seite)

Lisidor. Du Spitzbube willst mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe schon.

Johann. O! Sie sind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollten: so können Sie immer da bleiben. Adrast. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Lisidor. Nu! wenn ihr meint — — (indem er auf sie zu kömmt) Adrast. Nun sage, was willst du?

Johann. (welcher sieht, daß ihm Lisidor wieder nahe steht) Nichts! Adrast. Nichts? Johann. Nichts, gar nichts!

Lisidor. Das Wörtchen im Vertrauen, hast du es schon wieder vergessen?

Johann. Potz Stern! sind Sie da? Ich denke, Sie stehen dort im Winkel.

Lisidor. Narre, der Winkel ist näher gerückt!

Johann. Daran hat er sehr unrecht gethan.

Adrast. Halte mich nicht länger auf, und rede!

Johann. Herr Lisidor, mein Herr wird böse.

Adrast. Ich habe vor ihm nichts Geheimes; rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Lisidor. Galgendieb! ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adrast: wenn Sie zu mir kommen wollen — Adrast. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adrast.

Johann. Ist er fort?

Adrast. Was hast du mir denn zu sagen? Ich wette, es ist eine Kleinigkeit; und der Alte wird sich einbilden, daß es Halssachen sind.

Johann. Eine Kleinigkeit? — — Mit einem Worte, Herr Adrast, wir sind verloren! Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Lisidor sagen sollte?

Adrast. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich!

Johann. Was ist da zu erklären? Kurz, wir sind verloren! — — Aber so unvorsichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es sogar Ihren künftigen Schwiegervater wollten hören lassen — —

Adrast. So laß mich es nur hören — —

Johann. Wahrhaftig! er hätte die Lust auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. — — So ein Streich!

Adrast. Nun? was denn für ein Streich? Wie lange wirst du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich! — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutsamer wäre, als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adrast. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! ist das mein Dank? Wenn ich es doch nur gesagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen sehen! wir hätten wollen sehen —

Adrast. Daß dich dieser und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Diesen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wol, daß Sie den Teufel meinen, und daß keiner ist. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen schlagen wollte.

Adrast. Ich glaube, du spielst den Freigeist? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er sieht, daß es ein jeder Lumpenhund sein will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu sagen! Ich weiß doch, daß es nichts ist.

Johann. Ich sollte es Ihnen nicht sagen? Ich sollte Sie so in Ihr Unglück rennen lassen? Das wollen wir sehen!

Adrast. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern Sich doch wol so ohngefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hause gelassen haben?

Adrast. Ich mag nichts wissen.

Johann. Ich sage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern Sich doch wol auch der Wechsel, die Sie an den Herrn Araspe vor Jahr und Tag ausstellten?

Adrast. Schweig! ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie sie vergessen wollen. Wenn sie nur dadurch bezahlt würden. — — Aber wissen Sie denn auch, daß sie verfallen sind?

Adrast. Ich weiß, daß du dich nicht darum zu bekümmern hast.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freilich: weit davon ist gut für den Schuß; und Herr Araspe hat eben nicht nöthig, so sehr dahinter her zu sein. Aber, was meinen Sie, wenn ich den Herrn Araspe — — Adrast. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Postwagen hätte steigen sehen. Adrast. Was sagst du? Ich erstaune — —

Johann Das that ich auch, als ich ihn sah.

Adrast. Du, Araspen gesehen? Araspen hier?

Johann. Mein Herr! ich habe mich auf den Fuß gesetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den ersten Blick erkenne; ja, ich rieche sie schon, wenn sie auch noch hundert Schritt von mir sind.

Adrast. (nachdem er nachgedacht) Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erstes Wort.

Adrast. Was ist anzufangen?

Johann. Das Beste wird sein: wir packen auf und ziehen weiter. Adrast. Das ist unmöglich.

Johann. Nun, so machen Sie Sich gefaßt, zu bezahlen.

Adrast. Das kann ich nicht; die Summe ist zu groß.

Johann. O! ich sagte auch nur so. — — Sie sinnen?

Adrast. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen ist. Er kann andre Geschäfte haben.

Johann. Je nu! so wird er das Geschäfte mit Ihnen so beiher treiben. Wir sind doch immer geklatscht.

Adrast. Du hast Recht! — — Ich möchte rasend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schicksal zu spielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ohngefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Absicht und ohne Vorsatz schwer fällt? Ha! nichtswürdiges Leben! —

Johann. O! lassen Sie mir das Leben ungeschimpft! So einer Kleinigkeit wegen sich mit ihm zu überwerfen, das wäre was Gescheidtes!

Adrast. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit ansiehst.

Johann. Fällt Ihnen im Ernste kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den großen Geist halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht: was ist denn noch übrig?

Adrast. Mich ausklagen zu lassen.

Johann. O pfui! Worauf ich gleich zuerst fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adrast. Und was ist denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab!

Adrast. (mit einer bittern Verachtung) Schurke!

Johann. Wie? was bin ich? So einen brüderlichen Rath— —

Adrast. Ja wol, ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines gleichen geben solltest.

Johann. Sind Sie Adrast? Ich habe Sie wol niemals über das Schwören spotten hören?

Adrast. Ueber das Schwören, als Schwören, nicht aber als eine bloße Betheurung seines Wortes. Diese muß einem ehrlichen Manne heilig sein, und wenn auch weder Gott, noch Strafe ist. Ich würde mich ewig schämen, meine Unterschrift geläugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner selbst nie mehr meinen Namen schreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern lassen Sie ihn wieder herein.

Adrast. Schweig! ich mag dein lästerliches Geschwätze nicht anhören. Ich will Araspen aufsuchen. Ich will ihm Vorstellungen thun; ich will ihm von meiner Heirath sagen; ich will ihm Zinsen über Zinsen versprechen. — — Ich treffe ihn doch wol noch in dem Posthause?

Johann. Vielleicht! — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul ist groß genug an ihm; aber wenn es dazu kömmt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweisen soll, da zittert das alte Weib! Wol dem, der nach seiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich sollte an seiner Stelle sein! — — Doch, ich muß nur sehen, wo er bleibt.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Juliane. Henriette. Lisette.

Lisette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamsells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit schlichte, lassen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wissen wol, Ihre Herrschaft über mich ist umzechig. Denn weil es unmöglich sein soll, zweien Herren zu dienen, so hat Ihr wolweiser Papa — — neigen Sie Sich, Mamsells, neigen Sie Sich! — — so hat, sage ich, Ihr wolweiser Papa wolbedächtig mich damit verschonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptsächlichen Gebieterin gemacht; so daß ich den einen Tag der sanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Lisette sein muß. Aber jetzt, seitdem die fremden Herren im Hause sind — —

Henr. Unsre Anbeter meinst du — —

Lisette. Ja, ja! Ihre Anbeter, welche bald Ihre hochbefehlenden Ehemänner sein werden — — Seitdem, sage ich, diese im Hause sind, geht Alles drüber und drunter; ich werde aus einer Hand in die andere geschmissen; und ach! unsre schöne Ordnung liegt mit dem Nähzeuge, das Sie seit eben der Zeit nicht angesehen haben, unterm Nachttische. Hervor wieder damit! Ich muß wissen, woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unpartheiisches Urtheil fällen soll.

Henr. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du besinnst dich doch wol auf den letzten Feiertag, da dich meine Schwester mit in die Nachmittagspredigt schleppte, so gerne du auch mit mir auf unser Vorwerk gefahren wärest? Du warst damals sehr strenge, Juliane! — — —

Jul. Ich habe doch wol nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henr. Lisette — —

Lisette. Stille, Mamsell Henriette! nicht aus der Schule geschwatzt, oder — —

Henr. Mädchen, drohe nicht! Du weißt wol, ich habe ein gut Gewissen.

Lisette. Ich auch. — — Doch lassen Sie uns nicht das Hundertste ins tausendste schwatzen!" — — Recht! an den Feiertag will ich gedenken! Er war der letzte in unsrer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henr. Und also, mit Erlaubniß meiner Schwester, bist du heute meine. Jul. Ohne Widerrede.

Lisette. Juchhei, Mamsellchen! Ich bin also heute Ihre. Juchhei!

Jul. Ist das dein Losungswort unter ihrer Fahne?

Lisette. Ohne weitere Umstände; erzählen Sie mir nunmehr Ihre Streitigkeit! — — Unterdessen lege ich mein Gesicht in richterliche Falten.

Jul. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr seid Beide Schäferinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henr. So? Du willst keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht hast. — Höre nur, Lisette! wir haben über unsre Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch so nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Lisette. Das dachte ich. Ueber was könnten sich zwei gute Schwestern auch sonst zanken? Es ist freilich verdrießlich, wenn man sein künftiges Haupt verachten hört.

Henr. Schnude! Mädchen, du willst ganz auf die falsche Seite. Keine hat des Andern Anbeter verachtet; sondern unser Zank kam daher, weil eine des Andern Anbeter — — schon wieder Anbeter! — — allzu sehr erhob.

Lisette. Eine neue Art Zanks! wahrhaftig, eine neue Art!

Henr. Kannst du es anders sagen, Juliane?

Jul. O, verschone mich doch damit!

Henr. Hoffe auf kein Verschonen, wenn du nicht widerrufst. — — Sage, Lisette, hast du unsre Männerchen schon einmal gegen einander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Jul. Unartige Schwester! Wann habe ich dieses gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hättest aufmutzen sollen, solche Folgen ziehen?

Henr. Ich seh, man muß dich böse machen, wenn du mit der Sprache heraus sollst. — — Eine flüchtige Anmerkung nennst du es? Warum strittest du denn über ihre Gründlichkeit?

Jul. Du hast doch närrische Ausdrücke! Fiengst du nicht den ganzen Handel selbst an? Ich glaubte, wie sehr ich dir schmeicheln würde, wenn ich deinen Adrast den wolgeachtetsten Mann nennte, den ich jemals gesehen hätte. Du hättest mir für meine Gesinnungen danken, nicht aber widersprechen sollen.

Henr. Sieh, wie wunderlich du bist! Was war mein Widerspruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobspruch auf deinen Theophan zurück schob? —

Lisette. Sie hat Recht.

Jul. Nein, sie hat nicht Recht! Denn eben dieses verdroß mich. Muß sie auf einem so kindischen Fuß mit mir umgehen? Sahe sie mich nicht dadurch für ein kleines, spielendes Mädchen an, das zu ihr gesagt hätte: Deine Puppe ist die schönste; und dem sie also, um es nicht böse zu machen, antworten müßte: Nein, deine ist die schönste! Lisette. Nun hat sie Recht!

Henr. O geh! du bist eine artige Richterin. Hast du schon vergessen, daß du mir heute angehörst?

Lisette. Desto schärfer eben werde ich gegen Sie sein, damit ich nicht partheiisch lasse.

Jul. Glaube mir nur, daß ich bessere Eigenschaften an einer Mannsperson zu schätzen weiß, als seine Gestalt. Und es ist genug, daß ich diese bessern Eigenschaften an dem Theophan finde. Sein Geist —

Henr. Von dem ist ja nicht die Rede. Jetzt kömmt es auf den Körper an, und dieser ist an dem Theophan schöner, du magst sagen, was du willst. Adrast ist besser gewachsen: gut; er hat einen schönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Gesicht kommen. — —

Jul. So stückweise habe ich mich nicht eingelassen.

Henr. Das ist eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller Andern blickt nicht dem Adrast aus jeder Miene! Du wirst es Adel nennen; aber macht du es dadurch schön? Umsonst sind seine Gesichtszüge noch so regelmäßig: sein Eigensinn, seine Lust zum Spotten hat eine gewisse Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will sie ihm gewiß heraus bringen; laß nur die Flitterwochen erst vorbei sein. — — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigste Gesicht von der Welt. Es herrscht eine Freundlichkeit darin, die sich niemals verleugnet. — —

Jul. Sage mir doch nur nichts, was ich ebenso gut bemerkt habe, als du. Allein eben diese seine Freundlichkeit ist nicht sowol

das Eigenthum seines Gesichts, als die Folge seiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungestalteten Körper Reize; so wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichsten Baue und den schönsten Gliedern desselben, ich weiß nicht was, eindrückt das einen unzuerklärenden Verdruß erwecket. Wenn Adrast eben der fromme Mann wäre, der Theophan ist; wenn seine Seele von ebenso göttlichen Strahlen der Wahrheit, die er sich mit Gewalt zu verkennen bestrebet, erleuchtet wäre: so würde er ein Engel unter den Menschen sein, da er jetzt kaum ein Mensch unter den Menschen ist. Zürne nicht, Henriette, daß ich so verächtlich von ihm rede! Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht ist, weil er es nie hat sein wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit sind vortrefflich. — —

Henr. (spöttisch) O! du machst ihn auch gar zu sehr herunter. — — Aber im Ernste, kann ich nicht sagen, daß du mich nunmehr für das kleine, spielende Mädchen ansiehst? Ich mag ja nicht von dir seinetwegen zufrieden gestellt sein. Er ist, wie er ist, und lange gut für mich. Du sprachst von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden sollte. Da er in meine nunmehr gefallen ist, wird er wol nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunstgriff sein, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Gesichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Gesichter deines Theophan zum Muster vorschlagen.

Jul. Schon wieder Theophan und seine freundlichen Gesichter?

Lisette. Stille! Mamsell — —

Zweiter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Lisette.

Henr. (springt dem Theophan entgegen) Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — Können Sie wol glauben, daß ich Ihre Parthei gegen meine Schwester habe halten müssen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit! Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, sondern daß Sie für meine Schwester bestimmt sind, die Ihren Werth nicht kennet. Denken Sie nur, sie behauptet, daß Sie keine so schöne Person vorstellten, als Adrast. Ich weiß nicht, wie sie das behaupten kann. Ich sehe doch den Adrast mit den Augen einer Verliebten an, das ist, ich mache mir ihn noch zehnmal schöner, als er ist, und gleichwol geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie spricht zwar, auf der Seite des Geistes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wissen wir Frauenzimmer denn vom Geiste?

Jul. Die Schwätzerin! Sie kennen sie, Theophan: glauben Sie ihr nicht!

Theoph. Ich ihr nicht glauben, schönste Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung lassen, daß Sie so vortheilhaft von mir gesprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmste Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um so vielmehr, je stärker ich selbst überführt bin, daß Sie eine schlechte Sache haben vertheidigen müssen. Allein — —

Henr. O! Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben sollen. Es ist eine andere gewisse Person — —

Jul. Lassen Sie dieser andern Person Gerechtigkeit widerfahren, Theophan! Sie werden, hoffe ich, meine Gesinnungen kennen — —

Theoph. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebste Juliane! Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bei jeder nähern Bestimmung verlieren. — — Bei den Büchern, in einer engen staubigen Studierstube, vergißt man des Körpers sehr leicht; und Sie wissen, der Körper muß ebenso wol bearbeitet werden, als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten sollen, deren sie fähig sind. Adrast ist in der großen Welt erzogen worden; er hat Alles, was bei derselben beliebt macht —

Henr. Und wenn es auch Fehler sein sollten. — —

Theoph. Wenigstens habe ich diese Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! ein großer Verstand kann diesen Fehlern nicht immer ergeben sein. Adrast wird das Kleine derselben endlich einsehen, welches sich nur allzusehr durch das Leere verräth, das sie in unsern Herzen zurück lassen. Ich bin seiner Umkehr so gewiß, daß ich ihn schon im voraus darum liebe. — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel spricht Adrast niemals von Ihnen, Theophan. — —

Jul. Abermals eine recht garstige Anmerkung, meine liebe Schwester! — — Was suchst du damit, daß du dem Theophan dieses sagst? Es ist allezeit besser, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel spricht. Die Kenntniß unserer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigsten Herzen eine Art von Entfernung gegen sie, die ihre Aussöhnung mit der beleidigten Person nur noch schwerer macht.

Theoph. Sie entzücken mich, Juliane! Aber fürchten Sie nichts! Eben darin soll über kurz oder lang mein Triumph bestehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adrast besser von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht diesen ganzen Triumph zernichten, wenn ich selbst einigen Groll gegen ihn fassen wollte? Noch hat er sich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht, daß ich ein Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Lassen Sie uns nur jetzt davon abbrechen; und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächsten Blutsfreunde bei Ihnen anmelden darf, der sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraschen. —

Jul. Einen Anverwandten?

Henr. Und wer ist es? Theoph. Araspe.

Jul. Araspe?

Henr. Ei! das ist ja vortrefflich! Wo ist er denn?

Theoph. Er war eben abgestiegen, und hat mir versprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henr. Weiß es der Papa schon? Theoph. Ich glaube nicht.

Jul. Und die Großmama?

Henr. Komm, Schwesterchen! diese fröhliche Nachricht müssen wir ihnen zuerst bringen. — — Du bist doch nicht böse auf mich?

Jul. Wer kann auf dich böse sein, Schmeichlerin? Komm nur!

Theoph. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henr. Bringen Sie ihn aber nur bald! Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Lisette.

Lisette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Kompliment zu machen. Wahrhaftig! Sie sind der glücklichste Mann von der Welt! und wenn Herr Lisidor, glaube ich, noch zwei Töchter hätte, so würden sie doch alle viere in Sie verliebt sein.

Theoph. Wie versteht Lisette das?

Lisette. Ich verstehe es so: daß wenn es alle viere sein würden, es jetzt alle zwei sein müssen.

Theoph. (lächelnd) Noch dunkler!

Lisette. Das sagt ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienste selbst nicht kennen, so sind Sie nur desto liebenswerther. Juliane liebt Sie: und das geht mit rechten Dingen zu, denn sie soll Sie lieben. Nur schade, daß ihre Liebe so ein gar vernünftiges Ansehen hat. Aber was soll ich zu Henrietten sagen? Gewiß, sie liebt Sie auch, und was das Verzweifeltste dabei ist, sie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie sie doch nur alle beide auch heirathen könnten!

Theoph. Sie meint es sehr gut, Lisette.

Lisette. Ja, wahrhaftig! alsdann sollten Sie mich noch oben drein behalten!

Theoph. Noch besser! Aber ich sehe, Lisette hat Verstand — —

Lisette. Verstand? Auf das Kompliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anders: Lisette ist schön, habe ich wol ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie scherzen. Ich weiß nicht, ob sich diese Antwort hieher auch schickt.

Theoph. Ohne Umstände! — Lisette kann mir einen Dienst erzeigen, wenn sie mir ihre wahre Meinung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß sie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewisse Dinge, wo ein Frauenzimmerauge immer schärfer sieht, als hundert Augen der Mannspersonen.

Lisette. Verzweifelt! diese Erfahrung können Sie wol nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meinung von Julianen gesagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Ansehen zu haben scheine? Darin liegt Alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele. — — Ihnen die Wahrheit zu sagen, gegen so vortreffliche Worte in einem weiblichen Munde mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauisch sein. Und noch eine kleine Beobachtung gehöret hieher: diese nämlich, daß sie mit den schönen Worten weit sparsamer gewesen, als Herr Theophan allein im Hause war. Theoph. Gewiß?

Lisette. (nachdem sie ihn einen Augenblick angesehen) Herr Theophan! Herr Theophan! Sie sagen dieses Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theoph. Mit was für einer Art?

Lisette. Ja! nun ist sie wieder weg. Die Mannspersonen! die Mannspersonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmsten sind — — Doch ich will mich nicht irre machen lassen. Seit Adrast im Hause ist, wollte ich sagen, fallen zwischen dem Adrast und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theoph. Blicke? — Sie beunruhiget mich, Lisette.

Lisette. Und das Beunruhigen können Sie so ruhig aussprechen, so ruhig — — Ja, Blicke fallen zwischen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders sind, als die Blicke, die dann und wann zwischen Mamsell Henrietten und dem vierten vorfallen — Theoph. Was für einem vierten?

Lisette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den Vierten nenne, so sind Sie eigentlich doch in aller Absicht der erste.

Theoph. (die ersten Worte bei Seite) Die Schlaue! — — — Sie beschämt mich für meine Neubegierde, und ich habe es verdient. Nichts destoweniger aber irret Sie Sich, Lisette; gewaltig irret Sie Sich — —

Lisette. O pfui! Sie machten mir vorhin ein so artiges Kompliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verstande besitzen, den Sie mir beilegten, wenn ich mich so gar gewaltig irren sollte. — —

Theoph. (unruhig und zerstreut) Aber wo bleibt er denn?

Lisette. Mein Verstand? — Wo er will. — So viel ist gewiß, daß Adrast bei Henrietten ziemlich schlecht steht, so sehr sie sich auch nach seiner Weise zu richten scheint. Sie kann Alles leiden, nur gering geschätzt zu werden, kann sie nicht leiden. Sie weiß es allzuwol, für was uns Adrast ansieht: für nichts, als Geschöpfchen, die aus keiner andern Absicht da sind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das ist doch sehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man sehen, in was für gottlose Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mir nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie so zerstreut! wie so unruhig!

Theoph. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Lisette. Er wird ja wol kommen. — —

Theoph. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Lisette!

Vierter Auftritt.

Lisette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden sein, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne sehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gute, und wenn es nach mir gehen sollte, so wüßte ich schon, was ich thäte. — (indem sie sich umsieht) Wer kömmt denn da den Gang hervor? — Sind die es? — Ein Paar allerliebste Schlingel! Adrasts Johann und Theophans Martin: die wahren Bilder ihrer Herren, von der häßlichen Seite! Aus Freigeisterei ist jener ein Spitzbube; und aus Frömmigkeit dieser ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Lust machen, sie zu behorchen. (sie tritt zurück)

Fünfter Auftritt.

Lisette. (halbversteckt hinter eine Scene) **Johann. Martin.**

Johann. Was ich dir sage!

Martin. Du mußt mich für sehr dumm ansehen. Dein Herr ein Atheist? das glaube sonst einer! Er sieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Nase in der Länge, wie ein Mensch; er redet, wie ein Mensch; er ißt, wie ein Mensch: — — und soll ein Atheist sein.?

Johann. Nun? sind denn die Atheisten keine Menschen?

Martin. Menschen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du selber nicht weißt, was ein Atheist ist.

Johann. Zum Henker! du wirst es wol besser wissen. Ei! belehre doch deinen unwissenden Nächsten.

Martin. Höre zu! — Ein Atheist ist — eine Brut der Hölle, die sich, wie der Teufel, tausendmal verstellen kann. Bald ists ein listiger Fuchs, bald ein wilder Bär; — — bald ists ein Esel, bald ein Philosoph; — — bald ists ein Hund, bald ein unverschämter Poete. Kurz, es ist ein Unthier, das schon lebendig bei dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Pest der Erde, — — eine abscheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer ist, als ein Vieh; — — ein Seelenkannibal, — — ein Antichrist, — — ein schreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße: nicht? Zwei Hörner? Einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wol sein. — — Es ist ein Wechselbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beischlaf mit der Weisheit dieser Welt erzeugt hat; — — es ist — — ja, sieh, das ist ein Atheist. So hat ihn unser Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an! Martin. Nu?

Johann. Was fehlt du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal besser an mir sehen kann.

Johann. Findest du denn etwas Erschreckliches, etwas Abscheuliches an mir? Bin ich nicht ein Mensch, wie du? Hast du jemals gesehen, daß ich ein Fuchs, ein Esel, oder ein Kannibal gewesen wäre?

Martin. Den Esel laß immer weg, wenn ich dir antworten soll, wie du gerne willst. — Aber, warum fragst du das?

Johann. Weil ich selbst ein Atheist bin; das ist ein starker Geist, wie es jeder ehrliche Kerl nach der Mode sein muß. Du sprichst, ein Atheist brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal: riechst du einen Brand an mir?

Martin. Darum eben bist du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böse zu werden. Du bist zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal sehen, wer die vergangene Woche das meiste Trinkgeld gekriegt hat. (er greift in die Tasche) Du bist ein liederlicher Teufel, du versäufst Alles — —

Johann. Laß stecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geistes, der sich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren, und mit lauter armseligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber so geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter, als höchstens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereiset wärest, wie ich — —

Martin. Gereist bist du? Laß hören, wo bist du gewesen?

Johann. Ich bin gewesen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das ist das Land, wo die Franzosen wohnen? — So wie ich einmal einen gesehen habe, — das war eine schnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er sich siebenmal auf dem Absatze herum drehen; und dazu pfeifen.

Johann. Ja, es giebt große Geister unter ihnen! Ich bin da erst recht klug geworden.

Martin. Hast du denn auch Frankreichsch gelernt?

Johann. Französisch, willst du sagen: — vollkommen!

Martin. O! rede einmal!

Johann Das will ich wol thun. — — Quelle heure est-il, maraud? Le père et la mère une fille des coups de baton. Comment, coquin? Diantre, diable, carogne, à vous servir.

Martin. Das ist schnackisch! Und das Zeug können die Leute da verstehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutsch?

Johann. Ja! auf Deutsch! Du guter Narre, das läßt sich auf Deutsch nicht so sagen. Solche feine Gedanken können nur französisch ausgedrückt werden.

Martin. Der Blitz! — — Nu? wo bist du weiter gewesen?

Johann. Weiter? in England — —

Martin. In England? — — Kannst du auch Engländsch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wissen, es ist eben, wie das Französische. Es ist Französisch, versteh mich, auf Englisch ausgesprochen. Was hörst du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andre Dinge sagen, wenn du mir zuhören willst; Dinge, die ihres gleichen nicht haben müssen. Zum Exempel, auf unseren vorigen Punkt zu kommen: sei kein Narr, und glaube, daß ein Atheist so ein schrecklich Ding ist. Ein Atheist ist nichts weiter, als ein Mensch, der keinen Gott glaubt. — —

Martin. Keinen Gott? Je! das ist ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn? Johann. Nichts!

Martin. Das ist wol eine mächtige Mühe!

Johann. Ei! Mühe! Wenn auch nichts glauben eine Mühe wäre, so glaubten ich und mein Herr gewiß Alles. Wir sind geschworne Feinde alles dessen, was Mühe macht. Der Mensch ist in der Welt, vergnügt und lustig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtisiren, das Saufen sind seine Pflichten. Die Mühe ist diesen Pflichten hinderlich; also ist es auch nothwendig

seine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält, als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollts. Aber sage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles, was man erbt und was man erheirathet. Mein Herr erbte von seinem Vater und von zwei reichen Vettern keine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat sie als ein braver Kerl durchgebracht. Jetzt bekömmt er ein reich Mädel, und wenn er klug ist, so fängt er es wieder an, wo er es gelassen hat. Seit einiger Zeit ist er mir zwar ganz aus der Art geschlagen; und ich sehe wol, auch die Freigeisterei bleibt nicht klug, wenn sie auf die Freihte geht. Doch ich will ihn schon wieder in den Gang bringen. — — Und höre, Martin! ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wol von mir geben kann, als — — bei einem Glase Wein. Du klimpertst vorhin mit deinen Trinkgeldern; und gewiß, du bist in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht sieht, daß du sie dazu anwendest, wozu sie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. — —

Martin. Still! Herr Johann, still! — Du bist mir so noch Revanche schuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frei gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was ist denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heirathet, so muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, so sollst du bei mir den Vorzug haben! Du versauerst doch nur bei deinem dummen Schwarzrocke. Du sollst bei Adrasten mehr Lohn und mehr Freiheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem starken Geiste machen, der es mit dem Teufel und seiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erst einer wäre.

Martin. Was? wenn erst einer wäre? Ho! ho! Ist es nicht genug, daß du keinen Gott glaubst? willst du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt sich nicht so lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der liebe Gott ist gar zu gut, und lacht über einen solchen Narren, wie du bist. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber; und darnach siehts nicht gut aus. — Nein, bei dir ist kein Aushalten: ich will nur gehen! — —

Johann. (hält ihn zurück) Spitzbube! Spitzbube! denkst du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchtest dich mehr für die Kanne Wein, die du geben sollst, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bei dem Allen unmöglich in dergleichen Aberglauben stecken lassen. Ueberlege dirs nur: — — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kömmt es nicht lächerlich vor? Je! so lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehst du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannst du so ungläubig gegen meine Worte sein? Es sind die Aussprüche der Weisheit, die Orakel der Vernunft! Es ist bewiesen, sage ich dir, in Büchern ist es bewiesen, daß es weder Teufel, noch Hölle giebt. — — Kennst du Balthasarn? Es war ein berühmter Bäcker in Holland.

Martin. Was gehn mich die Bäcker in Holland an? Wer weiß, ob sie so gute Prezeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ei! das war ein gelehrter Bäcker! Seine bezauberte Welt — — ha! — — das ist ein Buch! Mein Herr hat es einmal gelesen. Kurz, ich verweise dich auf das Buch, so wie man mich darauf verwiesen hat, und will dir nur im Vertrauen sagen: Der muß ein Ochse, ein Rindvieh, ein altes Weib sein, der einen Teufel glauben kann. Soll ich dirs zuschwören, daß keiner ist? — Ich will ein Hundsvott sein!

Martin. Pah! der Schwur geht wol mit.

Johann. Nun, sieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel ist.

(Lisette springt geschwinde hinter der Scene hervor und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem sie dem Martin zugleich winkt.)

Martin. Das wäre noch was; aber du weißt schon, daß das nicht geschieht.

Johann. (ängstlich) Ach! Martin, ach!

Martin. Was ists?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie ist mir, Martin?

Martin. Nu? was hast du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal so Nacht?

Martin. Nacht? Was willst du mit der Nacht?

Johann. Ach! so ist es nicht Nacht? Hilfe! Martin, Hilfe!

Martin. Was denn für Hilfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind, ich bin blind! Es liegt mir auf den Augen, auf den Augen. — — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind bist du? Du wirst ja nicht? — — Warte, ich will dich in die Augen schlagen, daß das Feuer herausspringt, und du sollst bald sehen — —

Johann. Ach! ich bin gestraft, ich bin gestraft. Und du kannst meiner noch spotten? Hilfe! Martin, Hilfe! — — (er fällt auf die Knie) Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Bösewicht gewesen! — —

Lisette. (welche ihn plötzlich gehen läßt, und indem sie hervorspringt, ihm eine Ohrfeige giebt) Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. (indem er aufsteht) Sie Rabenaas, Lisette!

Lisette. Kann man euch Hundsvötter so ins Bockshorn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr seid wol albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe. — (bei Seite) Das Blitzmädel, was sie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. (geht langsam ab.)

Martin. Gehst du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Lisettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; so schöne, so schöne, ich möchte Sie gleich küssen. — —

Lisette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Lisette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen, und meinen Mamsells den Spaß erzählen.

Martin. Ja, und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Theophan. Araspe.

Araspe. Was ich Ihnen sage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen, Sie zu überfallen, und die Begierde, bei Ihrer Verbindung gegenwärtig zu sein, sind freilich die vornehmsten Ursachen meiner Anherkunft; nur die einzigen sind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adrast endlich ausgekundschaftet, und es war mir sehr lieb, auf diese Art, wie man sagt, zwei Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechsel des Adrast sind verfallen; und ich habe nicht die geringste Lust, ihm auch nur die allerkleinste Nachsicht zu gönnen. Ich erstaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hause Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demselben Fuße, als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwol, — — und wenn ihn das Schicksal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theoph. Ich bitte Sie, liebster Vetter, betheuern Sie nichts!

Araspe. Warum nicht? Sie wissen wol, Theophan, ich bin der Mann sonst nicht, welcher seine Schuldner auf eine grausame Art zu drücken fähig wäre. — —

Theoph. Das weiß ich, und desto eher — —

Araspe. Hier wird kein Desto eher gelten. Adrast, dieser Mann, der sich auf eine eben so abgeschmackte als ruchlose Art von andern Menschen zu unterscheiden sucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menschen unterscheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann seinen elenden Nächsten sonst gern genießen läßt. Einem spöttischen Freigeiste, welcher uns lieber das Edelste, was wir besitzen, rauben, und uns alle Hoffnung eines künftigen glückseligen Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig sauer macht. — — Ich weiß, es ist der letzte Stoß, den ich dem Adrast versetze; er wird seinen Kredit nicht wieder herstellen können. Ja, ich wollte mich freuen, wenn ich sogar seine Heirath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre: so sehen Sie wol, daß ich diese Heirath lieber würde befördern helfen, weil er doch wol dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein; und sollte ich bei dem Konkurse, welcher entstehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: so will ich ihn dennoch auf das Aeußerste bringen!

Ja, wenn ich Alles wol erwäge, so glaube ich, ihm durch diese Grausamkeit noch eine Wohlthat zu erweisen. Schlechtere Umstände werden ihn vielleicht zu ernsthaften Ueberlegungen bringen, die er in seinem Wohlstande zu machen, nicht werth gehalten hat; und vielleicht ändert sich, wie es fast immer zu geschehen pflegt, sein Charakter mit seinem Glücke.

Theoph. Ich habe Sie ausreden lassen. Ich glaube, Sie werden so billig sein, und mich nunmehr auch hören.

Araspe. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adrast finden sollte.

Theoph. Ich bin es weniger, als es scheinet; und es kommen hier so viel Umstände zusammen, daß ich weiter fast nichts, als meine eigne Sache führen werde. Adrast, wie ich fest überzeugt bin, ist von derjenigen Art Freigeister, die wol etwas Bessers zu sein verdienten. Es ist auch sehr begreiflich, daß man in der Jugend so etwas gleichsam wider Willen werden kann. Man ist es aber alsdann nur so lange, bis der Verstand zu einer gewissen Reife gelangt ist, und sich das aufwallende Geblüt abgekühlt hat. Auf diesem kritischen Punkte steht jetzt Adrast; aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn wieder herabstürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde sich einer wüthenden Verzweiflung überlassen, und Ursache zu haben glauben, sich um die Religion nicht zu bekümmern, deren strenge Anhänger sich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araspe. Das ist etwas; aber — —

Theoph. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, liebster Vetter, muß dieses nicht nur etwas, sondern sehr viel sein. Sie haben die Sache von dieser Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Adrast nur als einen verlornen Mann angesehen, an dem man zum Ueberflusse noch eine desperate Kur wagen müsse. Aus diesem Grunde ist die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn sprachen, zu entschuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unpartheiischer beurtheilen! Er ist in seinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn sonst beschrieben hat. Wenn er streitet, so spottet er nicht mehr, sondern giebt sich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweise, die man ihm entgegensetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er sich schämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freilich sucht er diese Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verstecken; aber nur Geduld! es ist schon viel, daß er diese Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidiget, sondern blos auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löset sich allmählig in die Verachtung derer auf, die sie lehren.

Araspe. Ist das wahr, Theophan?

Theoph. Sie werden Gelegenheit haben, Sich selbst davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß diese seine Verachtung der Geistlichen mich jetzt am meisten trifft; allein ich bitte Sie im voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich selbst bin. Ich habe es mir fest vorgenommen, ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, sondern ihm vielmehr seine Freundschaft abzuzwingen, es mag auch kosten, was es will.

Araspe. Wenn Sie bei persönlichen Beleidigungen so großmüthig sind — —

Theoph. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz sein, sein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es sei aber, was es wolle, so weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig sind, mir darin im Wege zu stehen. Adrast würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er sähe, daß mein Vetter so scharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausschreien, der ihm, unter tausend Versicherungen der Freundschaft, den Dolch ins Herz gestoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel von hämtückischen Pfaffen, wie er sie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tausendmal weniger, als Sie. — —

Theoph. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen einen Vorschlag thue: — — oder nein; es wird vielmehr eine Bitte sein.

Araspe. Nur ohne Umstände, Vetter! Sie wissen ja doch wol, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theoph. Sie sollen so gütig sein und mir die Wechsel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bei einem Haare hätten Sie mich böse gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht gesagt hätte, daß es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: so sollten Sie doch wenigstens wissen, daß das, was meine ist, auch Ihre ist.

Theoph. Ich erkenne meinen Vetter.

Araspe. Und ich erkannte ihn fast nicht. — Mein nächster Blutsfreund, mein einziger Erbe, sieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (indem er sein Taschenbuch herauszieht) Hier sind die Wechsel! Sie sind Ihre; machen Sie damit, was Ihnen gefällt.

Theoph. Aber erlauben Sie, liebster Vetter: ich werde nicht so frei damit schalten dürfen, wenn ich sie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araspe. Welches ist denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die ist, daß ich gebe und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wol! Sie sollen einen Revers von Sich stellen, daß Sie die Summe dieser Wechsel nach meinem Tode bei der Erbschaft nicht noch einmal fordern wollen. (lächelnd) Wunderlicher Vetter! sehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abschlag bezahle? —

Theoph. Sie verwirren mich — —

Araspe. (der noch die Wechsel in Händen hat) Lassen Sie mich nur die Wische nicht länger halten!

Theoph. Nehmen Sie unterdessen meinen Dank dafür an.

Araspe. Was für verlorne Worte! (indem er sich umsieht) Stecken Sie hurtig ein! da kömmt Adrast selbst.

Zweiter Auftritt.

Adrast. Theophan. Araspe.

Adrast. (erstaunend) Himmel! Araspe hier?

Theoph. Adrast, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araspe meinen Vetter vorzustellen.

Adrast. Wie? Araspe Ihr Vetter?

Araspe. O! wir kennen einander schon. Es ist mir angenehm, Herr Adrast, Sie hier zu sehen.

Adrast. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wissen, wie wir mit einander stehen, und ich wollte Ihnen die Mühe ersparen, mich aufzusuchen.

Araspe. Es wäre nicht nöthig gewesen. Wir wollen von unserer Sache ein andermal sprechen! Theophan hat es auf sich genommen. — —

Adrast. Theophan? Ha! nun ist es klar. — —

Theoph. Was ist klar, Adrast? (ruhig)

Adrast. Ihre Falschheit, Ihre List — —

Theoph. (zu Araspe) Wir halten uns zu lange hier auf. Lisidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — (zum Adrast) Darf ich bitten, Adrast, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araspe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier sein.

Araspe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adrast, so seien Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht! — —

Theoph. Er wird es nicht sein. Kommen Sie nur!

(Theophan und Araspe gehen ab)

Dritter Auftritt.

Adrast.

(bitter) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht sein! Er ist unter allen seines Gleichen, die ich noch gekannt habe, der hassenswürdigste! Diese Gerechtigkeit will ich ihm widerfahren lassen. Er hat den Araspe ausdrücklich meinetwegen kommen lassen: das ist unleugbar. Es ist mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetrauet, und seine süßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was sie sind — —

Vierter Auftritt.

Adrast. Johann.

Johann. Nun? haben Sie den Araspe gefunden?

Adrast. Ja. (noch bitter)

Johann. Gehts gut? Adrast. Vortrefflich!

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringste Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch schon wieder seinen Abschied genommen?

Adrast. Verzieh nur: er wird uns gleich den unsrigen bringen.

Johann. Er den unsrigen? — Wo ist Araspe? — —

Adrast. Beim Lisidor.

Johann. Araspe bei Lisidor? Araspe?

Adrast. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meine Araspen. — — Adrast. Den meine ich auch.

Johann. Aber — —

Adrast. Aber siehst du denn nicht, daß ich rasend werden möchte? Was plagst du mich noch? du hörst ja, daß Theophan und Araspe Vettern sind.

Johann. Zum erstenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ei! desto besser; unsere Wechsel bleiben also in der Freundschaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter schon zureden — —

Adrast. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachsicht unglücklich zu machen. — Bist du denn so albern, es für einen Zufall anzusehen, daß Araspe hier ist? Siehst du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit seinem Vetter stehe? daß er ihm Nachricht von meinen Umständen gegeben hat? daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine so weite Reise zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu versäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunst des Lisidor, zu vernichten?

Johann. Verdammt! wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Esel denn, wenn von einem Geistlichen die Rede ist, nicht gleich auf das Allerboshafteste fallen? — Ha! wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver stampfen und in die Luft schießen könnte! Was für Streiche haben sie uns nicht schon gespielt! Der eine hat uns um manches Tausend Thaler gebracht: das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer Schwester. Der andere — —

Adrast. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will sie bald geendigt sehen! Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wann ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wann Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich sagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adrast. Ich verstehe dich, Hallunke! —

Johann. Verschwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir! Hier kömmt der, an welchem Sie ihn besser anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adrast. Johann.

Theoph. Ich bin wieder hier, Adrast! Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falschheit und List. — —

Adrast. Beschuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich sie vorbringe, bringe ich sie mit Vorsatz und Ueberlegung vor.

Theoph. Aber eine nähere Erklärung — —

Adrast. Die fordern Sie nur von Sich selbst!

Johann. (die ersten Worte bei Seite) Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! es ist schon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen ist.

Theoph. Adrast, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch sehen, wer mir verbieten soll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theoph. Lassen Sie es ihn doch sehen, Adrast!

Adrast. Schweig! Johann. Ich sollte — —

Adrast. Noch ein Wort! (drohend)

Theoph. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wol wiederholen? Ich weiß sie mir selbst nicht zu geben.

Adrast. Erklären Sie Sich denn gerne näher, Theophan?

Theoph. Mit Vergnügen, sobald es verlangt wird.

Adrast. Ei! so sagen Sie mir doch, was wollte denn Araspe bei Gelegenheit dessen, was Sie schon wissen, mit den Worten sagen: Theophan hat es auf sich genommen?

Theoph. Darüber sollte sich Araspe eigentlich erklären. Doch ich kann es an seiner Statt thun. Er wollte sagen, daß er mir Ihre Wechsel zur Besorgung übergeben habe.

Adrast. Auf Ihr Anliegen?

Theoph. Das kann wol sein.

Adrast. Und was haben Sie beschlossen, damit zu thun?

Theoph. Sie sind Ihnen ja noch nicht vorgewiesen worden. Können wir etwas beschließen, ehe wir wissen, was Sie darauf thun wollen?

Adrast. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längst, was ich darauf thun kann.

Theoph. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und sind Sie alsdann nicht auseinander? Adrast. Sie spotten.

Theoph. Ich bin nicht Adrast.

Adrast. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn sicher setzen, — — daß ich nicht im Stande wäre zu bezahlen: was haben Sie alsdann beschlossen?

Theoph. In diesem Falle ist noch nichts beschlossen.

Adrast. Aber was dürfte beschlossen werden?

Theoph. Das kömmt auf Araspen an. Doch sollte ich meinen, daß eine einzige Vorstellung, eine einzige höfliche Bitte bei einem Manne, wie Araspe ist, viel ausrichten könne.

Johann. Nachdem die Ohrenbläser sind. — —

Adrast. Muß ich es noch einmal sagen, daß du schweigen sollst?

Theoph. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienst dabei erzeigen könnte.

Adrast. Und Sie meinen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkosung, mit einer niederträchtigen Schmeichelei darum ersuchen solle? Nein, so will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren! Wenn Sie mich mit dem ehrlichsten Gesichte versichert hätten, Ihr Möglichstes zu thun, so würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es bedauern, daß Ihre angewandte Mühe umsonst sei. Wie würden sich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theoph. Sie wollen mir also keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweisen? — — Es soll Ihnen nur ein Wort kosten!

Adrast. Nein! auch dieses Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anstiften, nicht hieher gekommen sein. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu sprengen, so wol angelegt hätten, sollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, sie nicht springen zu lassen? Führen Sie Ihr schönes Werk nur aus!

Theoph. Ich erstaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher sehen lassen. Aber gleichwol ist es gewiß, daß ich ebenso wenig gewußt habe, daß Araspe Ihr Gläubiger sei, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter ist.

Adrast. Es wird sich zeigen.

Theoph. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Gesicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Gesellschaft! — —

Adrast. Ich will sie nicht wieder sehen.

Theoph. Was für ein Entschluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adrast. Wird mir wenig kosten, zu verlassen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geschehen soll, als bis Sie befriediget sind. Ich will Ihren Verlust nicht, und sogleich noch das letzte Mittel versuchen. —

Theoph. Bleiben Sie, Adrast! — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe gerissen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter besser kennen, (indem er die Wechsel hervor zieht) und glauben Sie gewiß, wenn Sie schon von mir das Allernichtswürdigste denken wollen, daß wenigstens er ein Mann ist, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem sorglosesten Gesichte sehen, und giebt Ihnen deswegen Ihre Wechsel hier zurück. (er reicht sie ihm dar) Sie sollen sie selbst so lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deswegen befriedigen können. Er glaubt, daß sie ihm in Ihren Händen eben so sicher sind, als unter seinem eigenen Schlosse. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie schon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adrast. (stutzig, indem er Theophans Hand zurück stößt) Mit was für einem neuen Fallstricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theoph. Unter diesem Feinde verstehen Sie mich; was aber hat Araspe mit Ihrem Hasse zu thun? Er ist es, nicht ich der Ihnen diese geringschätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armselige Gefälligkeit diesen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adrast! nehmen Sie Ihre Handschriften zurück!

Adrast. Ich will mich wol dafür hüten.

Theoph. Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meinet. Er würde die Schuld seines verachteten Anerbietens

auf mich schieben. (indem er ihm die Wechsel aufs neue darreicht, reißt sie ihm Johann aus der Hand.)

Johann. Ha! ha! mein Herr, in wessen Händen sind die Wechsel nun?

Theoph. (gelassen) In den deinigen, ohne Zweifel! Immer bewahre sie, anstatt deines Herrn!

Adrast. (geht wüthend auf den Bedienten los) Infamer! es kostet dein Leben — —

Theoph. Nicht so hitzig, Adrast!

Adrast. Den Augenblick gieb sie ihm zurück! (er nimmt sie ihm weg) Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun, wahrhaftig! — —

Adrast. Wo du noch eine Minute verziehst — — (er stößt ihn fort)

Sechster Auftritt.

Theophan. Adrast.

Adrast. Ich muß mich schämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie so gar weit gehen und mich mit meinem Bedienten vermengen werden. — — Nehmen Sie es zurück, was man Ihnen rauben wollte. — —

Theoph. Es ist in der Hand, in der es sein soll.

Adrast. Nein! Ich verachte Sie viel zu sehr, als daß ich Sie abhalten sollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theoph. Das ist empfindlich! (er nimmt die Wechsel zurück)

Adrast. Es ist mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, sie Ihnen vor die Füße zu werfen! Wenn sie wieder in meine Hände zurück kommen sollen, so werde ich anständigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, so ist es eben das. Sie werden sich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen hassen zu können.

Theoph. Es sind doch wirklich Ihre Wechsel, Adrast? (indem er sie aufschlägt und ihm zeigt)

Adrast. Sie glauben etwa, daß ich sie leugnen werde? — —

Theoph. Das glaube ich nicht; ich will blos gewiß sein. (er zerreißt sie gleichgiltig)

Adrast. Was machen Sie, Theophan?

Theoph. Nichts! (indem er die Stücke in die Scene wirft) Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adrast ist, zu so kleinen Reden verleiten kann.

Adrast. Aber sie gehören nicht Ihnen. —

Theoph. Sorgen Sie nicht! ich thue, was ich verantworten kann. — — Bestehet Ihr Verdacht noch? (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Adrast.

(Sieht ihm einige Augenblicke nach) Was für ein Mann! Ich habe tausend aus seinem Stande gefunden, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieser, unter der Larve der Großmuth gethan hätte. — — Entweder, er sucht mich zu beschämen, oder zu gewinnen. Keines von beidem soll ihm gelingen! Ich habe mich, zu gutem Glücke, auf einen hiesigen Wechsler besonnen, mit dem ich, bei bessern Umständen, ehemals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in eben denselben befinde, und wenn das ist, mir ohne Anstand die nöthige Summe vorschießen. Ich will ihn aber deswegen nicht zum Bocke machen, über dessen Hörner ich aus dem Brunnen springe. Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelassen wird. Ich muß ihn aufsuchen! — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adrast.

Henr. Wo stecken Sie denn, Adrast? Man hat schon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! schämen Sie Sich, daß ich Sie zu einer Zeit suchen muß, da Sie mich suchen sollten. Sie spielen den Ehemann zu zeitig. Doch getrost! vielleicht spielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wann ihn Andre nicht mehr spielen.

Adrast. Erlauben Sie, Mademoisell! ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hause zu besorgen.

Henr. Was können Sie jetzt Nöthigers zu thun haben, als um mich zu sein? Adrast. Sie scherzen.

Henr. Ich scherze? — Das war ein allerliebstes Kompliment!

Adrast. Ich mache nie welche.

Henr. Was für ein mürrisches Gesicht! — — Wissen Sie, daß wir uns über diese mürrischen Gesichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adrast. Wissen Sie, daß ein solcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigste ist?

Henr. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtsinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wol lassen? Unterdessen haben Sie doch wol kein Privilegium darüber?

Adrast. Sie machen Ihre Dinge vortrefflich! Ein Frauenzimmer, das so fertig antworten kann, ist sehr viel werth.

Henr. Das ist wahr; denn wir schwachen Werkzeuge wissen sonst den Mund am allerwenigsten zu gebrauchen.

Adrast. Wollte Gott!

Henr. Ihr treuherziges „Wollte Gott!“ bringt mich zum Lachen, so sehr ich auch böse sein wollte. Ich bin schon wieder gut, Adrast!

Adrast. Sie sehen noch einmal so reizend aus, wenn Sie böse sein wollen; denn es kömmt doch selten weiter damit, als bis zur Ernsthaftigkeit, und diese läßt Ihrem Gesichte um so viel schöner, je fremder sie in demselben ist. Eine beständige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln wird unschmackhaft.

Henr. (ernsthaft) O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall ist, ich will es Ihnen schmackhaft genug machen.

Adrast. Ich wollte wünschen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuschreiben, — —

Henr. Dieses Noch ist mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünschen?

Adrast. Daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel Ihrer ältesten Mademoisell Schwester richten möchten! Ich verlange nicht, daß Sie ihre ganze sittsame Art an Sich nehmen sollen; wer weiß, ob sie Ihnen so anstehen würde? — —

Henr. St! die Pfeife verräth das Holz, woraus sie geschnitten ist. Lassen Sie doch hören, ob meine dazu stimmt!

Adrast. Ich höre.

Henr. Es ist recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen sind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adrast. Was für eine Art, sich auszudrücken!

Henr. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberin davon bin. Aber hören Sie nur: — — (in seinem vorigen Tone) Ich wollte wünschen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuschreiben — —

Adrast. Und werden es auch niemals haben.

Henr. Ja so! — Streichen Sie also das weg! — — Ich wollte wünschen, daß Sie Sich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophan bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie seine ganze gefällige Art an sich nehmen sollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber so etwas davon würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieser Theophan, der nach weit strengern Grundsätzen lebt, als die Grundsätze eines gewissen Freigeistes sind, ist allezeit aufgeräumt und gesprächig. Seine Tugend, und noch sonst etwas, worüber Sie aber lachen werden, seine Frömmigkeit — — Lachen Sie nicht!

Adrast. Lassen Sie Sich nicht stören! Reden Sie nur weiter! Ich will unterdessen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier sein. (geht ab)

Henr. Sie dürfen nicht eilen! Sie kommen, wann Sie kommen: Sie werden mich nie wieder so treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wol darüber erzürnen? — Ich will mich besinnen. (geht auf der andern Seite ab)

Vierter Aufzug. Erster Auftritt.

Juliane. Henriette. Lisette.

Henr. Sage, was du willst; sein Betragen ist nicht zu entschuldigen.

Jul. Davon würde sich alsdann erst urtheilen lassen, wann ich auch seine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willst du mir wol eine kleine schwesterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henr. Das kann ich dir nicht voraus sagen. Wenn sie dahin abziehen sollte, wohin ich mir einbilde — —

Jul. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kömmst — —

Henr. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wol zu frieden. Ich kann ihnen nicht nachsagen, daß sie mich jemals sehr irre geführt hätten.

Jul. Was meinst du damit?

Henr. Muß man denn immer etwas meinen? Du weißt ja wol, Henriette schwatzt gerne in den Tag hinein, und sie

erstaunt allezeit selber, wenn sie von ungefähr ein Pünktchen trifft, welches das Pünktchen ist, das man nicht gerne treffen lassen möchte.

Jul. Nun höre einmal, Lisette!

Henr. Ja, Lisette, laß uns doch hören, was das für eine schwesterliche Ermahnung ist, die sie mir ertheilen will.

Jul. Ich dir eine Ermahnung?

Henr. Mich deucht, du sprachst davon.

Jul. Ich würde sehr übel thun, wenn ich dir das Geringste sagen wollte.

Henr. O! ich bitte — —

Jul. Laß mich!

Henr. Die Ermahnung, Schwesterchen! — —

Jul. Du verdienst sie nicht.

Henr. So ertheile sie mir ohne mein Verdienst!

Jul. Du wirst mich böse machen.

Henr. Und ich, — — ich bin es schon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über niemanden, als über den Adrast. Und was mich unversöhnlich gegen ihn macht, ist dieses, daß meine Schwester seinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Jul. Von welcher Schwester sprichst du?

Henr. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Jul. Habe ich dich jemals so empfindlich gesehen! — Du weißt es, Lisette, was ich gesagt habe.

Lisette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unschuldige Lobrede auf den Adrast, an der ich nur das auszusetzen hatte, daß sie Mamsell Henrietten eifersüchtig machen mußte.

Jul. Eine Lobrede auf Adrasten?

Henr. Mich eifersüchtig?

Lisette. Nicht so stürmisch! — — So gehts den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: sie machen es niemandem recht.

Henr. Mich eifersüchtig? Auf Adrasten eifersüchtig? Ich werde von heute an den Himmel um nichts inbrünstiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieses Mannes.

Jul. Ich? eine Lobrede auf Adrasten? Ist das eine Lobrede, wenn ich sage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt sein kann? Wenn ich sage, daß Adrasten die Bitterkeit, worüber meine Schwester klagt, nicht natürlich ist, und daß sie ein zugestoßener Verdruß bei ihm müsse erregt haben? Wenn ich sage, daß ein Mann, wie er, der sich mit finsterm Nachdenken vielleicht nur zu sehr beschäftiget — —

Zweiter Auftritt.

Adrast. Juliane. Henriette. Lisette.

Henr. Als wenn Sie gerufen wären, Adrast! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophan; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen sollte. — Sie sehen Sich um? Nach Ihrer Lobrednerin gewiß! Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schwester ist es. Eine Betschwester die Lobrednerin eines Freigeistes? Was für ein Widerspruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre sein, Adrast; oder meiner Schwester Verführung.

Jul. Wie ausgelassen sie wieder auf einmal ist!

Henr. Stehen Sie doch nicht so hölzern da!

Adrast. Ich nehme Sie zum Zeugen, schönste Juliane, wie verächtlich sie mir begegnet.

Henr. Komm nur, Lisette! wir wollen sie allein lassen. Adrast braucht ohne Zweifel unsere Gegenwart weder zu seiner Danksagung, noch zu meiner Verklagung.

Jul. Lisette soll hier bleiben! Henr. Nein, sie soll nicht!

Lisette. Sie wissen wol, ich gehöre heute Mamsell Henrietten.

Henr. Aber bei dem Allen sieh dich vor, Schwester! Wenn mir dein Theophan aufstößt, so sollst du sehen, was geschieht. Sie dürfen nicht denken, Adrast, daß ich dieses sage, um Sie eifersüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange, Sie zu hassen.

Adrast. Es möchte Ihnen auch schwerlich gelingen, mich eifersüchtig zu machen.

Henr. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierinne gleich wären. Alsdann, erst alsdann würde unsre Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie Sich, Adrast! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willst antworten, Schwester? Nun ist es Zeit. Fort, Lisette!

Dritter Auftritt.

Adrast. Juliane.

Jul. Adrast, Sie werden Geduld mit ihr haben müssen. — Sie verdient es aber auch; denn sie hat das beste Herz von der Welt, so verdächtig es ihre Zunge zu machen sucht.

Adrast. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schwester zu sein; aber wie schlecht macht sie sich dieses Glück zu Nutze? Ich entschuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachsen können, weil es ohne Erziehung und Beispiele hat aufwachsen müssen; aber ein Frauenzimmer zu entschuldigen, das eine Juliane zum Muster gehabt hat, und eine Henriette geworden ist: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. — —

Jul. Sie sind aufgebracht, Adrast: wie könnten Sie billig sein?

Adrast. Ich weiß nicht, was ich jetzo bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Jul. Die zu heftig ist, als daß sie lange anhalten sollte.

Adrast. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Jul. Wie? — Sie vergessen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schwester stehen?

Adrast. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen sagen, daß ich kein Herz für Ihre Schwester habe?

Jul. Sie erschrecken mich! — —

Adrast. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinste Hälfte von dem gesagt, was ich Ihnen sagen muß.

Jul. So erlauben Sie, daß ich mir die größre erspare. (Sie will fortgehen)

Adrast. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlassen, daß ich ein unbeständiger, leichtsinniger Flattergeist sei?

Jul. Sie irren Sich. Nicht ich; mein Vater, meine Schwester, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adrast. Allein? Ach! — —

Jul. Halten Sie mich nicht länger —

Adrast. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der größte Verbrecher wird gehört — —

Jul. Von seinem Richter, Adrast; und ich bin Ihr Richter nicht.

Adrast. Aber ich beschwöre Sie, es jetzt sein zu wollen. Ihr Vater, schönste Juliane, und Ihre Schwester werden mich verdammen, und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Jul. (bei Seite) Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wol! so sagen Sie denn, Adrast, was Sie wider meine Schwester so eingenommen hat?

Adrast. Sie selbst hat mich wider sich eingenommen. Sie ist zu wenig Frauenzimmer, als daß ich sie als ein Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geschlecht bestärkten, so würde man sie für einen verkleideten wilden Jüngling halten, der zu ungeschickt wäre, seine angenommene Rolle zu spielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geist sein, der diesen Mund in Beschäftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geist bei ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Desto schlimmer! Diese Unordnung, da ein jedes von diesen zwei Stücken seinen eignen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer solchen Person weniger strafbar; allein sie vernichtet auch alles Gute, was diese Person noch etwa an sich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereien, ihre nachtheiligen Anmerkungen deswegen zu übersehen sind, weil sie es, wie man zu reden pflegt, nicht so böse meinet; ist man nicht berechtiget, aus eben diesem Grunde dasjenige, was sie Rühmliches und Verbindliches sagt, ebenfalls für leere Töne anzusehen, bei welchen sie es vielleicht nicht so gut meinet? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man sie nicht aus seiner Art zu reden beurtheilen soll? Und wenn der Schluß von der Rede auf die Gesinnung in dem einen Falle nicht gelten soll, warum soll er in dem andern gelten? Sie spricht mit dürren Worten, daß sie mich zu hassen anfange; und ich soll glauben, daß sie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müssen, daß sie mich hasse, wenn sie sagen wird, daß sie mich zu lieben anfange.

Jul. Adrast! Sie betrachten ihre kleinen Neckereien zu strenge, und verwechseln Falschheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal schuldig werden; und von der erstern doch immer entfernt bleiben. Sie müssen es aus ihren Thaten, und nicht aus ihren Reden erfahren lernen, daß sie im Grunde die freundschaftlichste und zärtlichste Seele hat.

Adrast. Ach! Juliane, die Reden sind die ersten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichsam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorsichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich ist, vorsichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verschont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligste von der Welt sein sollte. Pflicht, Tugend, Anständigkeit, Religion: Alles ist ihrem Spotte ausgesetzt. — —

Jul. Stille, Adrast! Sie sollten der Letzte sein, der diese Anmerkung machte. Adrast. Wie so?

Jul. Wie so? — Soll ich aufrichtig reden?

Adrast. Als ob Sie anders reden könnten! — —

Jul. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schwester, ihr Bestreben, leichtsinniger zu scheinen, als sie ist, ihre Begierde, Spöttereien zu sagen, sich nur von einer gewissen Zeit herschreiben? Wie, wenn diese gewisse Zeit die Zeit Ihres Hierseins wäre, Adrast? Adrast. Was sagen Sie?

Jul. Ich will nicht sagen, daß Sie ihr mit einem bösen Exempel vorgegangen wären; allein wozu verleitet uns nicht die Begierde, zu gefallen? Wenn Sie Ihre Gesinnungen auch noch weniger geäußert hätten: — — und Sie haben sie oft deutlich genug geäußert — — so würde sie Henriette doch errathen haben. Und sobald sie dieselben errieth, sobald war der Schluß, sich durch die Annehmung gleicher Gesinnungen bei Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen sehr natürlich. Wollen Sie wol nun so grausam sein, und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeichelei, danken sollten?

Adrast. Ich danke niemandem, der klein genug ist, meinetwegen seinen Charakter zu verlassen; und derjenige macht mir eine schlechte Schmeichelei, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts, als seine Art gefalle, und der überall gern kleine Kopieen und verjüngte Abschilderungen von sich selbst sehen möchte.

Jul. Aber auf diese Art werden Sie wenig Proselyten machen.

Adrast. Was denken Sie von mir, schönste Juliane? Ich Proselyten machen? Rasendes Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anschwatzen oder aufdringen wollen? Es sollte mir Leid thun, sie unter den Pöbel gebracht zu wissen. Wenn ich sie oft laut und mit einer gewissen Heftigkeit vertheidiget habe, so ist es in der Absicht, mich zu rechtfertigen, nicht, Andere zu überreden, geschehen. Wenn meine Meinungen zu gemein würden, so würde ich der erste sein, der sie verließe, und die gegenseitigen annähme.

Jul. Sie suchen also nur das Sonderbare?

Adrast. Nein, nicht das Sonderbare, sondern blos das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von diesem ist. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein sein könne; ebenso unmöglich, als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag sein könne. Das, was unter der Gestalt der Wahrheit unter allen Völkern herumschleicht, und auch von den Blödsinnigsten angenommen wird, ist gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getrost die Hand, sie zu entkleiden, anlegen, so wird man den scheußlichsten Irrthum nackend vor sich stehen sehen.

Jul. Wie elend sind die Menschen, und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie Recht haben, Adrast! Es muß entweder gar keine Wahrheit sein, oder sie muß von der Beschaffenheit sein, daß sie von den Meisten, ja von Allen wenigstens im Wesentlichsten empfunden werden kann.

Adrast. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß sie es nicht werden kann; sondern an den Menschen. — — Wir sollen glücklich in der Welt leben; dazu sind wir erschaffen; dazu sind wir einzig und allein erschaffen. So oft die Wahrheit diesem großen Endzwecke hinderlich ist, so oft ist man verbunden, sie bei Seite zu setzen; denn nur wenig Geister können in der Wahrheit selbst ihr Glück finden. Man lasse daher dem Pöbel seine Irrthümer; man lasse sie ihm, weil sie ein Grund seines Glückes und die Stütze des Staates sind, in welchem er für sich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide losbinden, das, sobald es sich frei fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumschweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienst Alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menschlichen Geschlechts muß man die Religion beibehalten. Für den schönsten Theil, meine ich, dem sie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaum ist. Das Religiöse stehet der weiblichen Bescheidenheit sehr wol; es giebt der Schönheit ein gewisses edles, gesetztes und schmachtendes Ansehen — —

Jul. Halten Sie, Adrast! Sie erweisen meinem Geschlechte ebenso wenig Ehre als der Religion. Jenes setzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klasse, so fein auch Ihre Wendung war; und diese machen Sie aufs höchste zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unsern Nachttischchen vermehren kann. Nein, Adrast! die Religion ist eine Zierde für alle Menschen; und muß ihre wesentlichste Zierde sein. Ach! Sie verkennen sie aus Stolz; aber aus einem falschen Stolze. Was kann unsre Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders bestehen, als in solchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unsern Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als sie? Was kann uns zu wahrern Menschen, zu bessern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als sie? — — Fast schäme ich mich, Adrast, mit Ihnen so ernstlich zu reden. Es ist der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegengesetzte eben so wenig zu gefallen scheinet. Sie könnten alles dieses aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophan hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adrast.

Henr. (bleibt an der Scene horchend stehen) St!

Adrast. Sagen Sie mir nichts von Theophan! Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck, als ein stundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern Sich? Kann es bei der Macht, die eine Person über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders sein? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort ist hin! es ist gesagt! Ich bin mein Geheimniß los, bei dessen Verschweigung ich mich ewig gequälet hätte, von dessen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — — Sie entfärben sich? — —

Jul. Was habe ich gehört? Adrast! —

Adrast. (indem er niederfällt) Lassen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuschwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, schönste Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umsonst wollte ich mich und Andere bereden, daß meine Gleichgiltigkeit gegen Henrietten die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenschaften sei; da sie doch nichts, als die Wirkung einer schon gebundenen Neigung war. Ach! die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler, als diesen, daß sie eine noch liebenswürdigere Schwester hat. — —

Henr. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen lassen. — — — (geht ab)

Fünfter Auftritt.

Juliane. Adrast.

Adrast. (indem er gähling aufsteht) Wer sprach hier?

Jul. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adrast. Ja, sie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts zu widerrufen; sie hat alle die Fehler, die ich ihr beigelegt, und noch weit mehrere. Ich könnte sie nicht lieben, und wenn ich auch schon vollkommen frei, vollkommen gleichgiltig gegen jede andere wäre.

Jul. Was für Verdruß, Adrast, werden Sie mir zuziehen!

Adrast. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen diesen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu ersparen wissen.

Jul. Durch Ihre Entfernung?

Adrast. Ja, sie ist fest beschlossen! Meine Umstände sind von der Beschaffenheit, daß ich die Güte Lisidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieses will ich lieber meinen Abschied nehmen, als ihn bekommen.

Jul. Sie überlegen nicht, was Sie sagen, Adrast! Von wem sollten Sie ihn bekommen?

Adrast. Ich kenne die Väter, schönste Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir schmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich sage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit schmeicheln. Nein, Juliane kann den Adrast nicht lieben; sie muß ihn hassen. — —

Jul. Ich hasse niemanden, Adrast. —

Adrast. Sie hassen mich; denn hier ist Hassen eben das, was nicht Lieben ist. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kömmt er selbst.

Sechster Auftritt.

Theophan. Adrast. Juliane.

Jul. (bei Seite) Was wird er sagen? was werde ich antworten?

Adrast. Ich kann mir es einbilden, auf wessen Anstiften Sie herkommen. Aber was glaubt sie damit zu gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an sich zu ziehen? — — Wie wol läßt es Ihnen, Theophan, und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eifersucht zu sein! Oder kommen Sie gar, mich zur Rede zu setzen? Ich werde Ihnen Alles gestehen; ich werde noch stolz darauf sein. — —

Theoph. Wovon reden Sie, Adrast? Ich verstehe kein Wort.

Jul. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich schmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechten Auslegungen machen, und wenigstens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß sie mir zu heilig ist, sie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theoph. Verziehen Sie doch! — Was sollen diese Reden? Ich verstehe Sie so wenig, als ich den Adrast verstanden habe.

Jul. Es ist mir lieb, daß Sie aus einer unschuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber lassen Sie mich — — (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Adrast. Theophan.

Theoph. Ihre Geliebte, Adrast, schickte mich hierher. Ich würde hier nöthig sein, sagte sie. Ich eile, und bekomme lauter Räthsel zu hören.

Adrast. Meine Geliebte? — — Ei! wie fein haben Sie dieses angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer fassen.

Theoph. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adrast. Wollen Sie etwa die Bestätigung aus meinem Munde hören?

Theoph. Sagen Sie mir nur, was Sie bestätigen wollen? Ich stehe ganz erstaunt hier. — —

Adrast. Das geht zu weit. Welche kriechende Verstellung! Doch damit sie Ihnen endlich nicht zu sauer wird, so will ich Sie mit Gewalt zwingen, sie abzulegen. — — Ja, es ist Alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen, und habe ihr meine Liebe gestanden. —

Theoph. Sie lieben Julianen? —

Adrast. (spöttisch) Und was das Schlimmste dabei ist, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theoph. Stellen Sie Sich deswegen zufrieden! Sie haben nur eine sehr kleine Formalität übergangen.

Adrast. Ihre Gelassenheit, Theophan, ist hier nichts Besonders. Sie glauben, Ihrer Sachen gewiß zu sein. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringsten Wahrscheinlichkeit hinzusetzen könnte, daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wollust sollte mir das Erschrecken sein, das sich in Ihrem Gesichte verrathen würde! Was für ein Labsal für mich, wenn ich Sie seufzen hörte, wenn ich Sie zittern sähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wuth an mir auslassen, und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünschen müßten!

Theoph. So könnte Sie wol kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines Andern gewürzt würde? — — Ich bedaure den Adrast! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verschwendet haben, weil er so unanständig reden kann.

Adrast. Wol! an dieser Miene, an dieser Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es ist wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan; und gegen seine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu sein. Es hat sich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieser Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Versprechen gemäß hätte er bereits mit dem Gelde hier sein sollen. Ich werde wol thun, wenn ich ihn hole.

Theoph. Aber noch ein Wort, Adrast! Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adrast. Diese Entdeckung würde mich nicht sehr belustigen. Ich gehe, und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Gesichte unter die Augen treten können. (geht ab)

Theoph. (allein) Unbiegsamer Geist! Fast verzweifle ich an meinem Unternehmen. Alles ist bei ihm umsonst. Aber was würde er gesagt haben, wenn er mir Zeit gelassen hätte, ihn für sein Geständniß mit einem andern ähnlichen Geständnisse zu bezahlen? — — Sie kömmt.

Achter Auftritt.

Henriette. Lisette. Theophan.

Henr. Nun? Theophan, habe ich Sie nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theoph. Sie sind leichtfertig, schöne Henriette! Aber was meinen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptsache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henr. O, Schade! — Sie kamen also zu langsam? und Adrast lag nicht mehr vor meiner Schwester auf den Knieen?

Theoph. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Lisette. Leider für Sie alle beide!

Henr. Und meine Schwester stand da, — — ich kann es Ihnen nicht beschreiben, — — stand da, fast, als wenn sie ihn in dieser unbequemen Stellung gerne gesehen hätte. Sie dauern mich, Theophan! — —

Theoph. Soll ich Sie auch bedauern, mitleidiges Kind?

Henr. Mich bedauern? Sie sollen mir Glück wünschen!

Lisette. Aber nein; so etwas schreit um Rache!

Theoph. Und wie meint Lisette denn, daß man sich rächen könne?

Lisette. Sie wollen Sich also doch rächen?

Theoph. Vielleicht.

Lisette. Und Sie Sich auch, Mamsell? Henr. Vielleicht.

Lisette. Gut! das sind zwei Vielleicht, womit sich etwas anfangen läßt.

Theoph. Aber es ist noch sehr ungewiß, ob Juliane den Adrast wieder liebt; und wenn dieses nicht ist, so würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Lisette. O! die christliche Seele! Nun überlegt sie erst, daß man sich nicht rächen soll.

Theoph. Nicht so spöttisch, Lisette! Es würde hier von einer sehr unschuldigen Rache die Rede sein.

Henr. Das meine ich auch; von einer sehr unschuldigen.

Lisette. Wer leugnet das? von einer so unschuldigen, daß man sich mit gutem Gewissen darüber berathschlagen kann. Hören Sie nur! Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamsell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun und eine weibliche Rache — — Ja! wie bringe ich wol das Ding recht gescheut herum?

Henr. Du bist eine Närrin mit sammt deinen Geschlechtern.

Lisette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan! — — Was meinen Sie dazu? Wenn zwei Personen einerlei Weg gehen müssen, nicht wahr? so ist es gut, daß diese zwei Personen einander Gesellschaft leisten?

Theoph. Ja wol; aber vorausgesetzt, daß diese zwei Personen einander leiden können. Henr. Das war der Punkt!

Lisette. (bei Seite) Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel fassen. — — Es ist schon wahr, was Herr Theophan vorhin sagte, daß es nämlich noch sehr ungewiß sei, ob Mamsell Juliane den Adrast liebe. Ich setze sogar hinzu: Es ist noch sehr ungewiß, ob Herr Adrast Mamsell Julianen wirklich liebt.

Henr. O! schweig, du unglückliche Zweiflerin. Es soll nun aber gewiß sein!

Lisette. Die Mannspersonen bekommen dann und wann gewisse Anfälle von einer gewissen wetterwendischen Krankheit, die aus einer gewissen Ueberladung des Herzens entspringt.

Henr. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben!

Lisette. Ich will Ihnen gleich sagen, was das heißt. So wie Leute, die sich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wissen, was ihnen schmeckt und was ihnen nicht schmeckt: so geht es auch den Leuten, die sich das Herz überladen haben. Sie wissen selbst nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und da trifft es sich denn wol, daß kleine Irrungen in der Person daraus entstehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theoph. Ich will es überlegen.

Lisette. Sie sind freilich eine weit bessere Art von Mannspersonen, und ich halte Sie für allzuvorsichtig, als daß Sie Ihr Herz so überladen sollten. — — Aber wissen Sie wol, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwol hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adrast und der Mamsell Juliane kommen wollen?

Theoph. Nun?

Henr. Du würdest mich neugierig machen, wenn ich nicht schon hinter der Wahrheit wäre. — —

Lisette. Wie? wenn wir einen gewissen blinden Lärm machten? Henr. Was ist das wieder?

Lisette. Ein blinder Lärm ist ein Lärm, wohinter nichts ist; der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewissen Aufmerksamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren, ob Mamsell Juliane den Adrast liebe, müßte sich Herr Theophan in Jemand anders verliebt stellen; und um zu erfahren, ob Adrast Mamsell Julianen liebe, müßten Sie Sich in Jemand anders verliebt stellen. Und da es nun nicht lassen würde, wenn sich Herr Theophan in mich verliebt stellte, noch vielweniger, wenn Sie Sich in seinen Martin verliebt stellen wollten: so wäre, kurz und gut, mein Rath, Sie stellten sich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur vom Stellen; merken Sie wol, was ich sage! nur vom Stellen; denn sonst könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun sagen Sie mir Beide, ist der Anschlag nicht gut?

Theoph. (bei Seite) Wo ich nicht gehe, so wird sie noch machen, daß ich mich werde erklären müssen. — — Der Anschlag ist so schlimm nicht; aber — —

Lisette. Sie sollen Sich ja nur stellen! —

Theoph. Das Stellen eben ist es, was mir dabei nicht gefällt.

Lisette. Und Sie, Mamsell?

Henr. Ich bin auch keine Liebhaberin vom Stellen.

Lisette. Besorgen Sie Beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — Was stehen Sie so auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was stehen Sie so in Gedanken, Mamsell?

Henr. O, geh! es wäre in meinem Leben das erste Mal.

Theoph. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, schönste Henriette! —

Lisette. Es ist nicht nöthig. Sie sollen mir wahrhaftig nicht nachsagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamsell! — —

Henr. Es ist auch wahr, dein Plaudern ist manchmal recht ärgerlich. Komm! — Theophan, soll ich sagen, daß Sie nicht lange weg sein werden? Theoph. Wenn ich bitten darf. — — (Henriette und Lisette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.)

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr! Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adrast sprechen.

Theoph. Eben jetzt ist er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich so frei sein darf. — — Er hat eine Summe Geldes bei mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch anfangs versprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden, und ich komme, es ihm wieder abzusagen: das ist es Alles.

Theoph. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wol keine von Seiten des Adrast?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theoph. Ist er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr! Sie werden wissen, was das ist. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu sein, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe seine jetzigen Umstände erfahren. —

Theoph. (bei Seite) Ich muß mein Möglichstes thun, daß diese nicht auskommen. — — Sie müssen die falschen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Person nicht; vielleicht, wann ich Ihren Namen hören sollte. — — Theoph. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das Beste gehört habe.

Theoph. Wenn Sie dem Herrn Adrast die verlangte Summe nicht auf seine Unterschrift geben wollen, wollen Sie es wol auf die meinige thun? Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theoph. Haben Sie also die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Versicherungen ausstellen; wobei es blos darauf ankommen wird, diese Bürgschaft vor dem Adrast selbst geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm selbst?

Theoph. Allerdings; um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu ersparen. — —

Der Wechsler. Sie müssen ein großmüthiger Freund sein. — —

Theoph. Lassen Sie uns nicht länger verziehen! (gehen ab)

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

Der Wechsler von der einen Seite, und von der andern **Adrast.**

Adrast. (vor sich) Ich habe meinen Mann nicht finden können. — — .

Der Wechsler. (vor sich) So lasse ich es mir gefallen. —

Adrast. Aber sieh da! — — Ei! mein Herr, finde ich Sie hier? So sind wir ohne Zweifel einander fehl gegangen?

Der Wechsler. Es ist mir lieb, mein Herr Adrast, daß ich Sie noch treffe.

Adrast. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung gesucht. Die Sache leidet keinen Aufschub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlassen? Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adrast. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts! Ja, Sie können Sich auf mich verlassen.

Adrast. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben? Der Wechsler. Im geringsten nicht.

Adrast. Oder, daß man Ihnen einiges beizubringen gesucht hat?

Der Wechsler. Noch viel weniger.

Adrast. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie sollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adrast. Es liegt meine Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug sind, meinen Kredit zu schmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adrast. O! sagen Sie das nicht. Ich weiß wol, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde. — —

Adrast. Aufs Höchste dem Namen nach. Ich würde auszulachen sein, wenn ich auf sie rechnen wollte. — — Und glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb ist, daß Sie in meiner Abwesenheit hier in diesem Hause gewesen sind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb sein.

Adrast. Es ist zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes versehen sollte; aber eine gewisse Person darin, mein Herr, eine gewisse Person — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derselben gesprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemandem gesprochen; diejenige Person aber, bei welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die größte Ergebenheit gegen Sie bezeigt.

Adrast. Ich kann es Ihnen wol sagen, wer die Person ist, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaßen fürchte. Es wird sogar gut sein, wenn Sie es wissen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen sollten, den Urheber kennen.

Der Wechsler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adrast. Aber doch — — Mit einem Worte, es ist Theophan.

Der Wechsler. (erstaunt) Theophan?

Adrast. Ja, Theophan! Er ist mein Feind — —

Der Wechsler. Theophan! Ihr Feind?

Adrast. Sie erstaunen?

Der Wechsler. Nicht ohne die größte Ursache. —

Adrast. Ohne Zweifel, weil Sie glauben, daß ein Mann von seinem Stande nicht anders als großmüthig und edel sein könne. — — Der Wechsler. Mein Herr — —

Adrast. Er ist der gefährlichste Heuchler, den ich unter seines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adrast. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt sich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechsler. Ich bitte Sie — —

Adrast. Wenn Sie etwa eine gute Meinung von ihm haben, so irren Sie Sich sehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite seines Vermögens kennen; und wider dieses habe ich nichts: er ist reich; aber eben sein Reichthum schafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinste Art schaden zu können.

Der Wechsler. Was sagen Sie?

Adrast. Er wendet unbeschreibliche Ränke an, mich aus diesem Hause zu bringen; Ränke, denen er ein so unschuldiges Ansehen geben kann, daß ich selbst darüber erstaune.

Der Wechsler. Das ist zu arg! Länger kann ich durchaus nicht schweigen. Mein Herr! Sie hintergehen Sich auf die erstaunlichste Art. — — Adrast. Ich mich?

Der Wechsler. Theophan kann das unmöglich sein, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie Alles! Ich kam hierher, mein

Ihnen gegebenes Wort wieder zurück zu nehmen. Ich hatte von sicherer Hand, nicht vom Theophan, Umstände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit sagen zu dürfen. —

Adrast. Dem Theophan? Wie wird sich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechsler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichste für Sie gesprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erstes Versprechen halte, so geschieht es blos in Betrachtung seiner.

Adrast. In Betrachtung seiner? — Wo bin ich?

Der Wechsler. Er hat mir schriftliche Versicherungen gegeben, die ich als eine Bürgschaft für Sie ansehen kann. Zwar hat er mir es zugleich verboten, jemandem das Geringste davon zu sagen: allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtschaffner Mann so unschuldig verlästert würde. Sie können die verlangte Summe bei mir abholen lassen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und Sich nichts gegen ihn merken lassen. Er bezeugte bei dem ganzen Handel so viel Aufrichtigkeit und Freundschaft für Sie, daß er ein Unmensch sein müßte, wenn er die Verstellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wol! (geht ab)

Zweiter Auftritt.

Adrast.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir selbst kommen! — — Es ist nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenstande, der ihm der liebste sein muß: — — Alles ist umsonst; nichts will er fühlen. Was kann ihn so verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, seine Rache reif werden zu lassen. — — Wen sollte dieser Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken soll. Er dringt seine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünscht sind seine Wohlthaten und seine Art! Und wenn auch keine Schlange unter diesen Blumen läge, so würde ich ihn doch nicht anders, als hassen können. Hassen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was kostbarer ist, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht ersetzen kann, und wenn er sich mir zu eigen schenkte. Doch er will ihn nicht ersetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meinung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adrast.

Theoph. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermal, Adrast? Adrast. Sie ist Ihr Werk.

Theoph. So muß sie eines von denen Werken sein, die wir alsdann wider unsern Willen hervorbringen, wenn wir uns am meisten nach ihrem Gegentheile bestreben. Ich wünsche nichts, als Sie ruhig zu sehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns Beide nicht näher angehen kann.

Adrast. Nicht wahr, Theophan? es ist der höchste Grad der List, wenn man alle seine Streiche so zu spielen weiß, daß die, denen man sie spielt, selbst nicht wissen, ob und was für Vorwürfe sie uns machen sollen? Theoph. Ohne Zweifel!

Adrast. Wünschen Sie Sich Glück: Sie haben diesen Grad erreicht. Theoph. Was soll das wieder?

Adrast. Ich versprach Ihnen vorhin, die bewußten Wechsel zu bezahlen — (spöttisch) Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht sein. Ich will Ihnen, anstatt der zerrissenen, andere Wechsel schreiben.

Theoph. (in eben dem Tone) Es ist wahr, ich habe sie in keiner andern Absicht zerrissen, als neue von Ihnen zu bekommen. —

Adrast. Es mag Ihre Absicht gewesen sein oder nicht: Sie sollen sie haben! — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich sie nunmehr nicht bezahlen kann?

Theoph. Nun?

Adrast. Weil ich die Bürgschaften nicht liebe.

Theoph. Die Bürgschaften?

Adrast. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Theoph. (bei Seite) Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adrast. Sie verstehen mich doch?

Theoph. Ich kann es nicht mit Gewißheit sagen.

Adrast. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weise verbunden zu sein: muß es mich also nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwol zu sein Ursache hätte?

Theoph. Ich erstaune über Ihre Geschicklichkeit, Alles auf der schlimmsten Seite zu betrachten.

Adrast. Und wie Sie gehört haben, so bin ich über die Ihrige erstaunt, die so schlimme Seite so vortrefflich zu verbergen. Noch weiß ich selbst nicht eigentlich, was ich davon denken soll.

Theoph. Weil Sie das Natürlichste davon nicht denken wollen.

Adrast. Dieses Natürlichste, meinen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie diesen Schritt aus Großmuth, aus Vorsorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichste.

Theoph. Sie haben doch wol Recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb so menschliche Gesinnungen haben könnte?

Adrast. Lassen Sie uns Ihren Stand einmal bei Seite setzen.

Theoph. Sollten Sie das wol können? —

Adrast. Gesetzt also, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenschaften so geheim als möglich halten müssen; die anfangs aus Wohlstand heucheln lernen, und endlich die Heuchelei als eine zweite Natur beibehalten; die nach ihren Grundsätzen verbunden sind, sich ehrlicher Leute, welche sie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigstens aus keiner andern Absicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Absicht, sie auf ihre Seite zu lenken; gesetzt, Sie wären keiner von diesen: sind Sie nicht wenigstens ein Mensch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal Alles in Allem zu sagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eifersucht fühlen muß?

Theoph. Es ist mir angenehm, daß Sie endlich auf diesen Punkt herauskommen.

Adrast. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringsten Mäßigung davon sprechen werde.

Theoph. So will ich es versuchen, desto mehrere dabei zu brauchen.

Adrast. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was suche ich lange noch Worte? — Ich hasse Sie wegen dieser Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenstand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, sollten mich, der ich Sie um dieses Recht beneide, nicht auch hassen?

Theoph. Gewiß, ich sollte nicht! — Aber lassen Sie uns doch das Recht untersuchen, das Sie und ich auf Julianen haben.

Adrast. Wenn dieses Recht auf die Stärke unsrer Liebe ankäme, so würde ich es Ihnen vielleicht noch streitig machen. Es ist Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters und auf den Gehorsam einer Tochter ankömmt. — —

Theoph. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen lassen. Die Liebe allein soll Richter sein! Aber merken Sie wol, nicht blos unsere, sondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Besitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebet werden — —

Adrast. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Ansprüche abtreten? — — Theoph. So muß ich!

Adrast. Wie höhnisch Sie mit mir umgehen! — — Sie sind Ihrer Sachen gewiß, und überzeugt, daß Sie bei dieser Rodomontade nichts aufs Spiel setzen.

Theoph. Also können Sie mir es nicht sagen, ob Sie Juliane liebet?

Adrast. Wenn ich es könnte, würde ich wol unterlassen, Sie mit diesem Vorzuge zu peinigen?

Theoph. Stille! Sie machen Sich unmenschlicher, als Sie sind. — — Nun wol! so will ich, — ich will es Ihnen sagen, daß Sie Juliane liebt.

Adrast. Was sagen Sie? — — Doch fast hätte ich über das Entzückende dieser Versicherung vergessen, aus wessen Munde ich sie höre. Recht so! Theophan, recht so! Man muß über seine Feinde spotten. Aber wollen Sie, diese Spötterei vollkommen zu machen, mich nicht auch versichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theoph. (verdrießlich) Es ist unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu sprechen (er will weggehen).

Adrast. (bei Seite) Er wird zornig? — Warten Sie doch, Theophan! Wissen Sie, daß die erste aufgebrachte Miene, die ich endlich von Ihnen sehe, mich begierig macht, dieses vernünftige Wort zu hören?

Theoph. (zornig) Und wissen Sie, daß ich endlich Ihres schimpflichen Betragens überdrüßig bin?

Adrast. (bei Seite) Er macht Ernst. —

Theoph. (noch zornig) Ich will mich bestreben, daß Sie den Theophan so finden sollen, als Sie ihn Sich vorstellen.

Adrast. Verzeihen Sie! Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu sehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit gesehen habe.

Theoph. Wunderbarer Mensch! Muß man sich Ihnen gleich stellen, muß man ebenso stolz, ebenso argwöhnisch, ebenso grob sein, als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adrast. Ich werde Ihnen diese Sprache, ihrer Neuheit wegen, vergeben müssen.

Theoph. Sie soll Ihnen alt genug werden!

Adrast. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müssen Sie mir Dinge, worauf alle mein Wol ankömmt, mit einem fröhlichen Gesichte sagen? Ich bitte Sie, sagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterei aufnehmen mußte.

Theoph. Wenn ich es sage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihretwillen geschieht.

Adrast. Desto mehr werde ich mich darauf verlassen.

Theoph. Aber ohne mich zu unterbrechen: das bitte ich. — —

Adrast. Reden Sie nur!

Theoph. Ich will Ihnen den Schlüssel zu dem, was Sie hören sollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geschlechts machen; aber — ich liebe sie nicht!

Adrast. Sie — —

Theoph. Es ist gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bei dieser Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft sehr deutlich zu merken, daß sich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben, und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in diesem, wie in andern Stücken, seine Unabhängigkeit von dem Verstande behaupten. Man kann es tyrannisiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, sich selbst zum Märtyrer seiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabei finden kann? Ich erbarmte mich also Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner selbst: ich unterdrückte meine wachsende Neigung gegen eine andre Person nicht länger, und sahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachsehend war, der ihrigen zu widerstehen. Diese gieng auf einen Mann, der ihrer ebenso unwürdig ist, als unwürdig er ist, einen Freund zu haben. Adrast würde sein Glück in ihren Augen längst gewahr geworden sein, wenn Adrast gelassen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet Alles durch das gefärbte Glas seiner vorgefaßten Meinungen, und Alles oben hin; und würde wol oft lieber seine Sinne verleugnen, als seinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er sogar verderbt sei. Ich sann auf Mittel, es Beiden mit der besten Art beizubringen, daß sie mich nicht als eine gefährliche Hinderung ansehen sollten. Ich kam nur jetzt in dieser Absicht hieher; allein ließ mich Adrast ohne die schimpflichsten Abschreckungen darauf kommen? Ich würde ihn ohne ein weiteres Wort verlassen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Person wegen gezwungen hätte, der ich von Grund meiner Seelen Alles gönne, was sie sich selbst wünscht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu sagen (er will fortgehen)

Adrast. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stillschweigen, wie groß mein Erstaunen sein müsse! — Es ist eine menschliche Schwachheit, sich dasjenige leicht überreden zu lassen, was man heftig wünscht. Soll ich ihr nachhängen? soll ich sie unterdrücken? —

Theoph. Ich will bei Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig sein. — —

Adrast. Wehe dem, der mich auf eine so grausame Art aufzuziehen denkt!

Theoph. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adrast. (bei Seite) Jetzt will ich ihn fangen. — — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — — Wie können Sie über einen Menschen zürnen, der mehr aus Erstaunen über sein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie zweifelt? — —

Theoph. Adrast, ich werde mich schämen, nur einen Augenblick gezürnt zu haben, sobald Sie vernünftig reden wollen.

Adrast. Wenn es wahr ist, daß Sie Julianen nicht lieben, wird es nicht nöthig sein, daß Sie Sich dem Lisidor entdecken? Theoph. Allerdings!

Adrast. Und Sie sind es wirklich gesonnen?

Theoph. Und zwar je eher, je lieber.

Adrast. Sie wollen dem Lisidor sagen, daß Sie Julianen nicht lieben? Theoph. Was sonst?

Adrast. Daß Sie eine andere Person lieben?

Theoph. Vor allen Dingen! um ihm durchaus keine Ursache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Last zu legen.

Adrast. Wollten Sie wol alles dieses gleich jetzo thun?

Theoph. Gleich jetzo? —

Adrast. (bei Seite) Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzo!

Theoph. Wollten Sie aber auch wol eben diesen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Lisidor wol sagen, daß Sie Henrietten nicht liebten? Adrast. Ich brenne vor Verlangen.

Theoph. Und daß Sie Julianen liebten?

Adrast. Zweifeln Sie?

Theoph. Nun wol! so kommen Sie!

Adrast. (bei Seite) Er will? —

Theoph. Nur geschwind!

Adrast. Ueberlegen Sie es recht.

Theoph. Und was soll ich denn noch überlegen?

Adrast. Noch ist es Zeit. — —

Theoph. Sie halten Sich selbst auf. Nur fort! — (indem er voran gehen will) Sie bleiben zurück? Sie stehen in Gedanken? Sie sehen mich mit einem Auge an, das Erstaunen verräth? Was soll das?

Adrast. (nach einer kleinen Pause) Theophan! — —

Theoph. Nun? — — bin ich nicht bereit?

Adrast. (gerührt) Theophan! — — Sie sind doch wol ein ehrlicher Mann.

Theoph. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adrast. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen stärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgiltig ist?

Theoph. Sie erkennen dieses sehr spät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebster Adrast, ich muß Sie umarmen — —

Adrast. Ich schäme mich — — lassen Sie mich allein! ich will Ihnen bald folgen. — —

Theoph. Ich werde Sie nicht allein lassen. — Ist es möglich, daß ich Ihren Abscheu gegen mich überwunden habe? daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir so wenig kostet? Ach! Adrast, Sie wissen noch nicht, wie eigennützig ich dabei bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — ich liebe Henrietten!

Adrast. Sie lieben Henrietten? Himmel! so können wir ja hier noch Beide glücklich sein. Warum haben wir uns nicht eher erklären müssen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angesehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachtes, meiner Vorwürfe nicht ausgesetzt gewesen sein.

Theoph. Keine Entschuldigungen, Adrast! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe sind zwei Stücke, deren eines schon hinreichet, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er ist. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adrast. Ja, Theophan, nun lassen Sie uns eilen! — — Aber wenn uns Lisidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theoph. Fassen Sie Muth! Hier kömmt Lisidor.

Vierter Auftritt.

Lisidor. Theophan. Adrast.

Lisidor. Ihr seid mir feine Leute! Soll ich denn beständig mit dem fremden Vetter allein sein?

Theoph. Wir waren gleich im Begriff, zu Ihnen zu kommen.

Lisidor. Was habt ihr nun wieder zusammen gemacht? gestritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kömmt nichts heraus. Ihr habt alle Beide, alle Beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel: (zum Theophan) Der spricht, die Vernunft ist schwach; und der (zum Adrast) spricht, die Vernunft ist stark. Jener beweiset mit starken Gründen, daß die Vernunft schwach ist; und dieser mit schwachen Gründen, daß sie stark ist. Kommt das nun nicht auf eins heraus? schwach und stark, oder stark und schwach: was ist denn da für ein Unterscheid?

Theoph. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft gesprochen — —

Lisidor. Nun! so war es von etwas anderem, das eben so wenig zu bedeuten hat. — Von der Freiheit etwa: Ob ein hungriger Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu steht, die einander vollkommen gleich sind, das Vermögen hat, von dem ersten von dem besten zu fressen, oder, ob der Esel so ein Esel sein muß, daß er lieber verhungert? — —

Adrast. Auch daran ist nicht gedacht worden. Wir beschäftigten uns mit einer Sache, bei der das Vornehmste nunmehr auf Sie ankömmt. Lisidor. Auf mich?

Theoph. Auf Sie, der Sie unser ganzes Glück in Händen haben.

Lisidor: O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es so geschwind, als möglich, in eure eignen Hände nehmt — ihr meint doch wol das Glück in Fischbeinröcken? Schon lange habe ich es selber nicht mehr behalten wollen, denn der Mensch ist ein Mensch, und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas, wie bald bricht das!

Theoph. Wir werden Zeit Lebens nicht dankbar genug sein können, daß Sie uns einer so nahen Verbindung gewürdiget haben. Allein es stößt sich noch an eine sehr große Schwierigkeit.

Lisidor. Was?

Adrast. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu sehen war. Lisidor. Nu?

Theoph. und Adrast. Wir müssen Ihnen gestehen —

Lisidor. Alle beide zugleich? Was wird das sein? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was gestehen Sie, Theophan? — —

Theoph. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Julianen nicht liebe.

Lisidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was ist denn Ihr Geständniß, Adrast? — —

Adrast. Ich muß Ihnen gestehen, — — daß ich Henrietten nicht liebe.

Lisidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben, und Sie nicht lieben? das kann unmöglich sein! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig gewesen seid, solltet jetzo zum erstenmale einig sein, da es darauf ankömmt, mir den Stuhl vor die Thüre zu setzen? — — Ach! ihr scherzt; nun merke ichs erst.

Adrast. Wir? scherzen?

Lisidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe sein. Ihr meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen sich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie sie nicht lieben können?

Theoph. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich glaube, daß ihr Herz selbst für einen Andern eingenommen ist.

Adrast. Und eben dieses vermuthe ich mit Grunde auch von Henrietten.

Lisidor. Ho! ho! dahinter muß ich kommen. — — Lisette! he! Lisette! — — Ihr seid also wol gar nur eifersüchtig, und wollt nur drohen?

Theoph. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigsten haben?

Lisidor. He da! Lisette!

Fünfter Auftritt.

Lisette. Lisidor. Theophan. Adrast.

Lisette. Hier bin ich ja schon! Was giebts?

Lisidor. Sage, sie sollen gleich herkommen.

Lisette. Wer denn? Lisidor. Beide! hörst du nicht?

Lisette. Meine Jungfern? Lisidor. Fragst du noch?

Lisette. Gleich will ich sie holen. (indem sie wieder umkehrt) Kann ich ihnen nicht voraus sagen, was sie hier sollen?

Lisidor. Nein!

Lisette. (geht und kömmt wieder) Wenn sie mich nun aber fragen? Lisidor. Wirst du gehen?

Lisette. Ich geh. — —(kömmt wieder) Es ist wol etwas Wichtiges?

Lisidor. Ich glaube, du Maulaffe willst es eher wissen, als sie? Lisette. Nur sachte! ich bin so neugierig nicht.

Sechster Auftritt.

Lisidor. Theophan. Adrast.

Lisidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding schon wieder in seine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andre Schwiegersöhne suchen müßte! Ihr waret mir gleich so recht, und so ein Paar bekomme ich nicht wieder zusammen, wenn ich mir sie auch bestellen ließe.

Adrast. Sie Sich andre Schwiegersöhne suchen? — — Was für ein Unglück drohen Sie uns!

Lisidor. Ihr wollt doch wol nicht die Mädel heirathen, ohne sie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theoph. Ohne sie zu lieben?

Adrast. Wer sagt das?

Lisidor. Was habt ihr denn sonst gesagt?

Adrast. Ich bete Julianen an. Lisidor. Julianen?

Theoph. Ich liebe Henrietten mehr, als mich selbst.

Lisidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leichte. — Ist das der Knoten? Also ist es weiter nichts, als daß sich einer in des andern seine Liebste verliebt hat? Also wäre der ganze Plunder mit einem Tausche gut zu machen? Theoph. Wie gütig sind Sie, Lisidor!

Adrast. Sie erlauben uns also — —

Lisidor. Was will ich thun? Es ist doch immer besser, ihr tauscht vor der Hochzeit, als, daß ihr nach der Hochzeit tauscht. Wenn es meine Töchter zufrieden sind, ich bin es zufrieden.

Adrast. Wir schmeicheln uns, daß sie es sein werden. — — Aber bei der Liebe, Lisidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geständniß thun.

Lisidor. Noch eins?

Adrast. Ich würde nicht rechtschaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umstände verhehlte. Lisidor. Was für Umstände?

Adrast. Mein Vermögen ist so geschmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Lisidor. O! schweig doch davon. Habe ich schon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß so wol, daß du ein lockrer Zeisig gewesen bist, und Alles durchgebracht hast; aber eben deswegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas hast. — — Nur stille! da sind sie; laßt mich machen.

Siebenter Auftritt.

Juliane. Henriette. Lisette. Lisidor. Theophan. Adrast.

Lisette. Hier bringe ich sie, Herr Lisidor! Wir sind höchstbegierig, zu wissen, was Sie zu befehlen haben.

Lisidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch etwas Fröhliches melden: Morgen solls richtig werden. Macht euch gefaßt! Lisette. Was soll richtig werden?

Lisidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Lustig! Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr seht ja so barmherzig aus! Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie sollen mich allezeit gehorsam finden; aber nur diesesmal muß ich Ihnen vorstellen, daß Sie mich übereilen würden. — — Himmel! morgen?

Lisidor. Und du, Henriette?

Henr. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank sein, todtsterbenskrank!

Lisidor. Verschieb es immer bis übermorgen!

Henr. Es kann nicht sein, Adrast weiß meine Ursachen.

Adrast. Ich weiß, schönste Henriette, daß Sie mich hassen.

Theoph. Und Sie, liebste Juliane, Sie wollen gehorsam sein? — — Wie nahe scheine ich meinem Glücke zu sein, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Gesichte soll ich es Ihnen sagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bei aller der Hochachtung, die ich für eine so vollkommene Person hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Person in der Welt empfinden will.

Lisette. Das ist ja wol gar ein Korb? Es ist nicht erlaubt, daß auch Mannspersonen welche austheilen wollen. Hurtig also, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theoph. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über solche Schwachheiten so weit erhaben ist — —

Jul. Ach, Theophan! ich höre es schon: Sie haben zu scharfe Blicke in mein Herz gethan. — —

Adrast. Sie sind nun frei, schönste Juliane! Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — — Was soll ich hoffen?

Jul. Liebster Vater! — Adrast! — Theophan! — Schwester! —

Lisette. Nun merke ich Alles. Geschwind muß das die Großmama erfahren. (Lisette läuft ab)

Lisidor. (zu Julianen) Siehst du, Mädchen, was du für Zeug angefangen hast?

Theoph. Aber Sie, liebste Henriette, was meinen Sie hierzu? Ist Adrast nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir sprachen vorhin von Rache, von einer unschuldigen Rache — —

Henr. Topp! Theophan: ich räche mich.

Lisidor. Fein bedächtig, Henriette! Hast du schon die Krankheit auf morgen vergessen?

Henr. Gut! Ich lasse mich verleugnen, wenn sie kömmt.

Lisidor. Seid ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu seinem Rocke egales Futter geben; aber ich sehe wol, euer Geschmack ist bunt. Der Fromme sollte die Fromme, und der Lustige die Lustige haben: Nichts! der Fromme will die Lustige, und der Lustige die Fromme.

Achter Auftritt.

Fr. Philane mit **Lisetten**, und **die Vorigen.**

Fr. Phil. Kinder! was höre ich? Ist es möglich?

Lisidor. Ja, Mama; ich glaube, Sie werden nicht dawider sein. Sie wollen nun einmal so — —

Fr. Phil. Ich sollte dawider sein? Diese Veränderung ist mein Wunsch, mein Gebet gewesen. Ach! Adrast, ach! Henriette, für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden sein! Ihr braucht Beide einen Gefährten, der den Weg besser kennet, als ihr. Theophan, Sie haben längst meinen Segen; aber wollen Sie mehr als diesen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, so ziehen Sie eine Person aus Henrietten, die Ihrer werth ist. Und Sie, Adrast, ich habe Sie wol sonst für einen bösen Mann gehalten; doch getrost! wer eine fromme Person lieben kann, muß selbst schon halb fromm sein. Ich verlasse mich seinetwegen auf dich, Julchen! — — Vor allen Dingen bringe ihm bei, wackern Leuten, rechtschaffnen Geistlichen, nicht so verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adrast. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall so irre, als ich mich bei Ihnen, Theophan, geirrt habe: was für ein Mensch, was für ein abscheulicher Mensch bin ich! — —

Lisidor. Habe ichs nicht gesagt, daß ihr die besten Freunde werden müßt, sobald als ihr Schwäger seid? Das ist nur der Anfang!

Theoph. Ich wiederhole es, Adrast: Sie sind besser, als Sie glauben; besser, als Sie zeither haben scheinen wollen.

Fr. Phil. Nun! auch das ist mir ein Trost zu hören. — — (zum Lisidor) Komm, mein Sohn, führe mich! Das Stehen wird mir zu sauer, und vor Freuden habe ich es ganz vergessen, daß ich Araspen allein gelassen.

Lisidor. Ja, wahrhaftig! da giebts was zu erzählen! Kommen Sie, Mama! — — Aber keinen Tausch weiter! keinen Tausch weiter!

Lisette. Wie übel ist unser eines dran, das nichts zu tauschen hat!

Ende.

Minna von Barnhelm,

oder

das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Major von Tellheim, verabschiedet. Minna von Barnhelm. Graf von Bruchsall, ihr Oheim. Franziska, ihr Mädchen. Just, Bedienter des Majors. Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors. Der Wirth. Eine Dame in Trauer. Ein Feldjäger. Riccaut de la Marliniere.

Die Scene ist abwechselnd in dem Saale eines Wirthshauses und einem daran stoßenden Zimmer.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Just. (sitzet in einem Winkel, schlummert und redet im Traume.) Schurke von einem Wirthe! Du, uns? — Frisch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! (er holt aus und erwacht durch die Bewegung) He da! schon wieder? Ich mache kein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erst die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch sieh, es ist Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufsuchen. Mit meinem Willen soll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus setzen! Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Just.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Just, guten Morgen! Ei, schon so früh auf? Oder soll ich sagen: noch so spät auf?

Just. Sage Er, was Er will!

Der Wirth. Ich sage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wol, daß Herr Just großen Dank darauf sagt?

Just. Großen Dank!

Der Wirth. Man ist verdrießlich, wenn man seine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilts, der Herr Major ist nicht nach Hause gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Just. Was der Mann nicht Alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Just. (kehrt sich um, und will gehen) Sein Diener!

Der Wirth. (hält ihn) Nicht doch, Herr Just!

Just. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ei, Herr Just! ich will doch nicht hoffen, Herr Just, daß Er noch von gestern her böse ist? Wer wird seinen Zorn über Nacht behalten?

Just. Ich; und über alle folgenden Nächte.

Der Wirth. Ist das christlich?

Just. Eben so christlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hause stoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirth. Pfui, wer könnte so gottlos sein?

Just. Ein christlicher Gastwirth. — Meinen Herrn! so einen Mann, so einen Offizier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hause gestoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Offizier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müssen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Just! (er ruft in die Scene) Holla! — Ich wills auf andere Weise wieder gut machen. (Ein Junge kömmt) Bring ein Gläschen; Herr Just will ein Gläschen haben; und was Gutes!

Just. Mache Er sich keine Mühe, Herr Wirth! Der Tropfen soll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht schwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirth. (zu dem Jungen, der eine Flasche Liqueur und ein Glas bringt) Gieb her; geh! — Nun, Herr Just! was ganz Vortreffliches: stark, lieblich, gesund! (Er füllt und reicht ihm zu) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Just. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen? — (Er nimmt und trinkt)

Der Wirth. Wol bekomms, Herr Just!

Just. (indem er das Gläschen wieder zurück giebt) Nicht übel! — Aber Herr Wirth, Er ist doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geschwind noch eins; auf einem Beine ist nicht gut stehen!

Just. (nachdem er getrunken) Das muß ich sagen: gut, sehr gut! — Selbst gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! echter, doppelter Lachs!

Just. Sieht Er, Herr Wirth! wenn ich heucheln könnte, so würde ich für so was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er ist doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch niemand gesagt. — Noch eins, Herr Just; aller guten Dinge sind drei!

Just. Meinetwegen! (er trinkt) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit ist gut Ding. — Herr Wirth, Er ist doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wol so mit anhören?

Just. O ja, denn selten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Just? Eine vierfache Schnur hält desto besser.

Just. Nein, zu viel ist zu viel! Und was hilfts Ihn, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flasche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirth; so guten Danziger zu haben, und so schlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er schon so manchen schönen Thaler gezogen, der in seinem Leben keinen Heller schuldig geblieben ist; weil er ein Paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr so viel aufgehen läßt, — in der Abwesenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth. Da ich aber das Zimmer so nothwendig brauchte? da ich voraus sahe, daß der Herr Major es selbst gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf seine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn so eine fremde Herrschaft wieder von meiner Thür wegfahren lassen? Sollte ich einem andern Wirthe so einen Verdienst muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß sie sonst wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuser sind jetzt alle stark besetzt. Sollte eine so junge, schöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu ist sein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Just. Hinten an dem Taubenschlage; die Aussicht zwischen des Nachbars Feuermauern — —

Der Wirth. Die Aussicht war wol sehr schön, ehe sie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer ist doch sonst galant, und tapeziert — Just. Gewesen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand ist es noch! Und sein Stübchen darneben, Herr Just! was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin; der zwar im Winter ein wenig raucht —

Just. Aber doch im Sommer recht hübsch läßt. — Herr, ich glaube gar, er vexirt uns noch oben drein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Just, Herr Just! —

Just. Mache Er Herr Justen den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht ihn warm? der Danziger thuts! —

Just. Einen Offizier, wie meinen Herrn! Oder meint er, daß ein abgedankter Offizier nicht auch ein Offizier ist, der ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Offizier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das Bißchen Friede schon so übermüthig?

Der Wirth. Was ereifert er sich nun, Herr Just? —

Just. Ich will mich ereifern! — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Just.

v. Tellh. (im Hereintreten) Just!

Just. (in der Meinung, daß ihn der Wirth nenne) Just? — So bekannt sind wir? — v. Tellh. Just!

Just. Ich dächte, ich wäre wol Herr Just für ihn!

Der Wirth. (der den Major gewahr wird) St! st! Herr, Herr, Herr Just! — seh er sich doch um! sein Herr — —

v. Tellh. Just, ich glaube, du zankst? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihro Gnaden! zanken? Da sei Gott vor! Ihr unterthänigster Knecht sollte sich unterstehen, mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Just. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es ist wahr, Herr Just spricht für seinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich schätze ihn um so viel höher; ich liebe ihn darum! —

Just. Daß ich ihm die Zähne nicht austreten soll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er sich umsonst erhitzet. Denn ich bin gewiß versichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deswegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig —

v. Tellh. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen schuldig; Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus; Sie müssen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen suchen. Sehr natürlich!

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geschlagner Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr sein Zimmer nicht lassen; das Zimmer ist sein; sie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellh. Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Besitze des Zimmers bleiben —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden sollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, sobald Sie nur wollen! — — Das versiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisdor stehet drauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibpulte stehen gehabt, — — ist in guter Verwahrung. —

v. Tellh. Das will ich hoffen; so wie meine übrigen Sachen. — Just soll sie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig! ich erschrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorsichtigen Mann gehalten, der sich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch, wenn ich baar Geld in dem Schreibpulte vermuthet hätte — —

v. Tellh. Würden Sie höflicher mit mir verfahren sein. Ich verstehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr! lassen Sie mich! ich habe mit meinem Bedienten zu sprechen. — —

Der Wirth. Aber gnädiger Herr — —

v. Tellh. Komm Just! der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in seinem Hause sage, was du thun sollst. — —

Der Wirth. Ich gehe ja schon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus ist zu Ihren Diensten.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim. Just.

Just. (der mit dem Fuße stampft und dem Wirthe nachspuckt) Pfui!

v. Tellh. Was giebts? Just. Ich ersticke vor Bosheit.

v. Tellh. Das wäre so viel, als an Vollblütigkeit.

Just. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr! Ich sterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieses hämischen, unbarmherzigen Rackers sind! Trotz Galgen und Schwert und Rad, hätte ich ihn — hätte ich ihn mit diesen Händen erdrosseln, mit diesen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellh. Bestie! Just. Lieber Bestie, als so ein Mensch!

v. Tellh. Was willst du aber?

Just. Ich will, daß Sie es empfinden sollen, wie sehr man Sie beleidiget. v. Tellh. Und dann?

Just. Daß Sie sich rächten. — Nein, der Kerl ist Ihnen zu gering! —

v. Tellh. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen sehen, und seine Bezahlung aus deinen Händen empfangen sollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannst. —

Just. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellh. Aber die wir noch verschieben müssen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Just. Kein baares Geld? Und was ist denn das für ein Beutel mit fünfhundert Thaler Louisdor, den der Wirth in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellh. Das ist Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Just. Doch nicht die hundert Pistolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeister vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellh. Die nämlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Just Diese haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr! mit diesen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung — v. Tellh. Wahrhaftig?

Just. Werner hörte von mir, wie sehr man Sie mit Ihren Forderungen an die Generalkriegskasse aufzieht. Er hörte —

v. Tellh. Daß ich sicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht schon wäre. — Ich bin dir sehr verbunden, Just! — Und diese Nachricht vermochte Wernern, sein Bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es ist mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Just, mache mir zugleich auch deine Rechnung! wir sind geschiedene Leute. — —

Just. Wie? was?

v. Tellh. Kein Wort mehr! es kömmt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Just.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellh. Wen suchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu sprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Witwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeisters —

v. Tellh. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich stehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verlust meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beschwerlich fallen, Herr Major! Ich reise auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht vors erste angeboten. —

v. Tellh. (zu Just) Geh, laß uns allein! —

Sechster Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellh. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie Sich Ihres Unglücks nicht schämen. Kann ich Ihnen worin dienen? Die Dame. Mein Herr Major! —

v. Tellh. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, sage ich; ich war immer karg mit diesem Titel.

Die Dame. Wer weiß es besser, als ich, wie werth Sie seiner Freundschaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden sein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton seiner sterbenden Lippen gewesen sein, hätte nicht die stärkere Natur dieses traurige Vorrecht für seinen unglücklichen Sohn, für seine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellh. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern; aber ich habe heute keine Thränen. Verschonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorsicht zu murren. — O, mein rechtschaffner Marloff! Geschwind, gnädige Frau! was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreisen, ohne seinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte sich kurz vor seinem Ende, daß er als Ihr Schuldner sterbe, und beschwor mich, diese Schuld mit der ersten Baarschaft zu tilgen. Ich habe seine Equipage verkauft, und komme, seine Handschrift einzulösen. —

v. Tellh. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum! Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellh. Nicht doch, Madame! Marloff mir schuldig? das kann schwerlich sein. Lassen Sie doch sehen! (er ziehet sein Taschenbuch heraus und sucht) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden seine Handschrift verlegt haben, und die Handschrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellh. Nein, Madame! so etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich sie nicht habe, so ist es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß sie getilgt und von mir schon zurück gegeben worden. Die Dame. Herr Major! —

v. Tellh. Ganz gewiß, gnädige Frau! Marloff ist mir nichts schuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas schuldig gewesen wäre. Nicht anders, Madame! er hat mich vielmehr als seinen Schuldner hinterlassen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der sechs Jahr Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilet. Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn sein, sobald ich sein Vater sein kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt selbst befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major! so bin ich wenigstens beruhiget. —

v. Tellh. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Versicherung, daß mir dieses Geld nicht gehöret? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame! das würde es in dem eigentlichsten Verstande sein. Ihm gehört es; für ihn legen Sie es an! —

Die Dame. Ich verstehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellh. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reisen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich sie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau! bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Marloff hat noch an der Kasse unsers ehemaligen Regiments zu fodern. Seine Foderungen sind so richtig, wie die meinigen. Werden meine bezahlt, so müssen auch die seinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür! —

Die Dame. O, mein Herr! — Aber ich schweige lieber. — Künftige Wohlthaten so vorbereiten, heißt sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben. Empfangen Sie seine Belohnung und meine Thränen! (geht ab)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten. (Er nimmt aus seinem Taschenbuche Briefschaften, die er zerreißt) Wer steht mir dafür, daß eigner Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Just. v. Tellheim.

v. Tellh. Bist du da?

Just. (indem er sich die Augen wischt) Ja!

v. Tellh. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellh. Gieb her!

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wol, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellh. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellh. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (schlägt die Rechnung auf und lieset) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum: 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle. Just. Die andere Seite, Herr Major! —

v. Tellh. Noch mehr? (lieset) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt: 50 Thaler. Summa Summarum: 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig: 91 Thlr, 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorne Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellh. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellh. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen! — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major! ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben! —

v. Tellh. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen gegen Alle, von denen du meinest, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter gieng ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst! Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der Einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellh. (bei Seite) So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völligen Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen!

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major! — und bin ein Bedienter, der —

wenn das Schlimmste zum Schlimmen kömmt, für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellh. Just, wir bleiben nicht beisammen!

Just. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Just.

Der Bediente. Bst! Kamerad! Just. Was giebts?

Der Bediente. Kann er mir nicht den Offizier nachweisen, der gestern noch in diesem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkömmt) gewohnt hat?

Just. Das dürfte ich leicht können. Was bringt er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen: ein Kompliment! Meine Herrschaft hört, daß er durch sie verdrängt worden. Meine Herrschaft weiß zu leben, und ich soll ihn desfalls um Verzeihung bitten.

Just. Nun, so bitte er ihn um Verzeihung! da steht er.

Der Bediente. Was ist er? Wie nennt man ihn?

v. Tellh. Mein Freund! ich habe euern Auftrag schon gehört. Es ist eine überflüssige Höflichkeit von eurer Herrschaft, die ich erkenne, wie ich soll. Macht ihr meinen Empfehl! — Wie heißt eure Herrschaft? —

Der Bediente. Wie sie heißt? Sie läßt sich gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellh. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, ist meine Sache nicht. Ich richte mich so ein, daß ich meistentheils aller sechs Wochen eine neue Herrschaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen!

Just. Bravo, Kamerad!

Der Bediente. Zu dieser bin ich erst vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie sucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellh. Genug, mein Freund! Den Namen eurer Herrschaft wollte ich wissen, aber nicht ihre Geheimnisse. Geht nur!

Der Bediente. Kamerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Just.

v. Tellh. Mache, Just! mache, daß wir aus diesem Hause kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame ist mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm diesen Ring; die einzige Kostbarkeit, die mir übrig ist; von der ich nie geglaubt hätte, einen solchen Gebrauch zu machen! — Versetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsdor darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willst. Der wohlfeilste Gasthof, der beste. Du sollst mich hier neben an auf dem Kaffeehause treffen! Ich gehe; mache deine Sache gut! —

Just. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellh. (kömmt wieder zurück) Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden.

Just. Ich will nichts vergessen.

v. Tellh. (kömmt nochmals zurück) Noch eins: nimm mir auch deinen Pudel mit! hörst du, Just?

Eilfter Auftritt.

Just.

Der Pudel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Pudel sorgen. — Hm! auch den kostbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Tasche, anstatt am Finger? — Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen. Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Just.

Just. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünschte Dorf! Ich kanns unmöglich wieder gewohne werden. Lustig, Kinder, lustig; ich bringe frisches Geld! Wo ist der Major?

Just. Er muß dir begegnet sein; er gieng eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie gehts ihm? Ich wäre schon vorige Woche bei euch gewesen; aber —

Just. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Just, — hast du von dem Prinzen Heraklius gehört? Just. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennst du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Just. Die Weisen aus dem Morgenlande kenn ich wol, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. — —

Werner. Mensch, ich glaube, du liesest eben so wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennst den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Persien weggenommen, und nächster Tage die ottomannische Pforte einsprengen wird? Gott sei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg ist! Ich habe lange genug gehofft, es sollte hier wieder losgehen. Aber da sitzen sie, und heilen sich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein! Kurz, — (indem er sich schüchtern umsieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Just! ich wandere nach Persien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein Paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Just. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier siehst! Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken; und das sollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Christen wären. Freilich begreife ich wol, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb so lustig sein kann, als einer wider den Franzosen; aber dafür muß er auch desto verdienstlicher sein, in diesem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten besetzt —

Just. Um mir von so einem Säbel den Kopf spalten zu lassen, reise ich nicht eine Meile. Du wirst doch nicht toll sein, und dein schönes Schulzengerichte verlassen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkst du was? — Das Gütchen ist verkauft — — Just. Verkauft?

Werner. St! — hier sind hundert Dukaten, die ich gestern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Just. Und was soll der damit?

Werner. Was er damit soll? Verzehren soll er sie; verspielen, vertrinken, ver — wie er will! Der Mann muß Geld haben, und es ist schlecht genug, daß man ihm das Seinige so sauer macht! Aber ich wüßte schon, was ich thäte, wenn ich an seiner Stelle wäre! Ich dächte: hol euch hier alle der Henker! und gienge mit Paul Wernern nach Persien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wol von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch schon seinen gewesenen Wachtmeister, Paul Wernern, nicht kennt. Unsere Affaire bei den Katzenhäusern —

Just. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wol, daß eine Disposition über deinen Verstand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Dukaten; gieb sie dem Major! Sage ihm: er soll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt; ich habe zwei Wispel Roggen herein geschickt; was ich daraus löse, kann er gleichfalls haben.

Just. Werner, du meinst es herzlich gut; aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Dukaten, und deine hundert Pistolen kannst du auch unversehrt wieder bekommen, sobald als du willst. —

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Just. Nein!

Werner. Hat er sich wo welches geborgt? Just. Nein!

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Just. Wir lassen anschreiben, und wenn man nicht mehr anschreiben will und uns zum Hause hinauswirft, so versetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul! dem Wirthe hier müssen wir einen Possen spielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

Just. Wie wärs, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kömmt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer Zwei, einem? — Das ist nichts! —

Just. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf ansteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hörts, daß du Packknecht gewesen bist, und nicht Soldat; — pfui!

Just. Oder, wenn wir ihm seine Tochter zur Hure machten? Sie ist zwar verdammt häßlich. — —

Werner. O, da wird sies schon lange sein! Und ebenfalls brauchst du hierzu keinen Gehilfen. Aber was hast du denn? Was giebts denn?

Just. Komm nur, du sollst dein Wunder hören!

Werner. So ist der Teufel wol hier gar los?

Just. Ja wol; komm nur!

Werner. Desto besser! Nach Persien also, nach Persien!

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Minna von Barnhelm. Franciska.

(Die Scene ist in dem Zimmer des Fräuleins.)

Das Fräulein. (im Negligee, nach ihrer Uhr sehend) Franciska! wir sind auch sehr früh aufgestanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franciska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten schlafen? Die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Tasse Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee schmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unserer Chokolade machen lassen.

Das Fräulein. Laß machen für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte ebenso gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freilich wird uns die Zeit so lang werden. — Wir werden vor langer Weile uns putzen müssen, und das Kleid versuchen, in welchem wir den ersten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redest du von Stürmen, da ich blos herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franciska. Und der Herr Offizier, den wir vertrieben, und dem wir das Kompliment darüber machen lassen; er muß auch nicht die feinste Lebensart haben; sonst hätte er wol um die Ehre können bitten lassen, uns seine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es sind nicht alle Offiziere Tellheims. Die Wahrheit zu sagen, ich ließ ihm das Kompliment auch blos machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach diesem bei ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz sagt es mir, daß meine Reise glücklich sein wird, daß ich ihn finden werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel! Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul ebenso geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode längst aufgekommen die Mäuler unterm Schlosse zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schlosse! Die Mode wäre mir eben recht!

Franciska. Lieber die schönsten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber springen lassen!

Das Fräulein. Was? bist du so zurückhaltend? —

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein! sondern ich wollte es gern mehr sein. Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehst du, Franciska? da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciska. Gemacht? Macht man das, was einem so einfällt?

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich diese Anmerkung gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franciska. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz, aber Rechtschaffenheit und Edelmuth sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciska. Von was für Tugenden spricht er denn?

Das Fräulein. Er spricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciska. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franciska! ich besinne mich. Er spricht sehr oft von Oekonomie. Im Vertrauen, Franciska; ich glaube, der Mann ist ein Verschwender.

Franciska. Noch eins, gnädiges Fräulein! Ich habe ihn auch sehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meinest du das im Ernste, Franciska?

Franciska. Wie lange hat er Ihnen nun schon nicht geschrieben?

Das Fräulein. Ach! seit dem Frieden hat er mir nur ein einziges Mal geschrieben.

Franciska. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede sollte nur das Böse wieder gut machen, das der Krieg gestiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieser sein Gegenpart etwa noch veranlaßt hat. Der Friede sollte so eigensinnig nicht sein! — Und wie lange haben wir schon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es so wenig Neuigkeiten giebt. — Umsonst gehen die Posten wieder richtig; niemand schreibt; denn niemand hat was zu schreiben.

Das Fräulein. Es ist Friede, schrieb er mir, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünsche. Aber, daß er mir dieses nur einmal, nur ein einziges Mal geschrieben —

Franciska. — Daß er uns zwingt, dieser Erfüllung der Wünsche selbst entgegen zu eilen: finden wir ihn nur, das soll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünsche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein. (das Fräulein ängstlich und hitzig) Daß er todt wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer Andern —

Das Fräulein. Du Quälgeist! Warte, Franciska, er soll dir es gedenken! — Doch schwatze nur; sonst schlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerrissen. Wer weiß, in welche Verwirrung von Rechnungen und Nachweisungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegene Provinz er versetzt worden? Wer weiß, welche Umstände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (den Kopf voransteckend) Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franciska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein!

Der Wirth. (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, — (zur Franciska) und auch Ihr, mein schönes Kind, —

Franciska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünschen ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterstehen, zu fragen, wie Ihre Gnaden die erste Nacht unter meinem schlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach ist so schlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können besser sein.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wol geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reise —

Das Fräulein. Es kann sein.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn sonst — — Indeß, sollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit gewesen sein, so geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franciska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind auch nicht blöde; und am wenigsten muß man im Gasthofe blöde sein. Wir wollen schon sagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächst komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht) Franciska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unsrer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im Geringsten, Herr Wirth! —

Der Wirth. Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, wes Standes und Geschlechts er auch sei, vier und zwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimath, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wol!

Der Wirth. Ihro Gnaden werden also sich gefallen lassen — (indem er an einen Tisch tritt, und sich fertig macht, zu schreiben)

Das Fräulein. Sehr gern! — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! (er schreibt) „Dato, den 22. August a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt“ — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm!

Der Wirth. (schreibt) „von Barnhelm“ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth. (schreibt) „Gütern aus Sachsen“ — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franciska. Nun? warum nicht? Es ist doch wol hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu sein?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ei, ei! aus Sachsen! das liebe Sachsen! — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräu=

lein, Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Distrikte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exakt, gnädiges Fräulein! —

Das Fräulein. Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein! das ist genauer. — (schreibt und liest) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten“ —

Franciska. Einer Kammerfrau? das soll ich wol sein?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind! —

Franciska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau: Kammerjungfer! — Ich höre, die Polizei ist sehr exakt; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bei meinem Aufgebote einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und heiße Franciska; mit dem Geschlechtsnamen: Willig; Franciska Willig! Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter; künftige Lichtmeß ein und zwanzig Jahr. Ich habe Alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb sein, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind! das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät? Das Fräulein. O, nein!

Der Wirth. Oder bei unsern hohen Justizkollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht. Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein! Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wol, gnädiges Fräulein! aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franciska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind: die Polizei will Alles, Alles wissen; und besonders Geheimnisse!

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein! was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth! — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin sagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Offizier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! Mein Kind!

Franciska. Oder uns von dem Offiziere kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franciska, bist du toll? — Herr Wirth, die Nasenweise hat Sie zum besten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen so viel, wie sie will; nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wissen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieser Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte, zwei Meilen von hier, mit seinem Wagen; und wollte durchaus nicht, daß mich dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Ich mußte also voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, so ist es das Längste.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, so wollen wir ihn erwarten!

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem und wie weit er sich zu entdecken hat; was er von seinen Geschäften anzeigen muß, und was er davon verschweigen darf.

Der Wirth. Desto besser! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (die Franciska mit einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache mit ernsthaften Leuten ernsthaft traktire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn sind doch in Bereitschaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig! bis auf das eine —

Franciska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erst einen ehrlichen Mann vertreiben müssen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachsen, gnädiges Fräulein, sind wol sehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth! das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen sollen.

Der Wirth. Wie so, gnädiges Fräulein, wie so?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Offizier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Offizier ist, gnädiges Fräulein! — Das Fräulein. Wenn schon!

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Desto schlimmer! Es soll ein sehr verdienter Mann sein.

Der Wirth. Ich sage Ihnen ja, daß er abgedankt ist.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdienten Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß! er kennt sie, er kennt sie alle. —

Das Fräulein. So kann er sie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn sie darnach gelebt hätten. Aber so lebten die Herren, während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben sein würde; jetzt liegen alle Wirthshäuser und Gasthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat sich wol mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit diesem noch so ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, so hatte er doch noch Geldeswerth; und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können sitzen lassen. Doch besser ist besser! — A propos, gnädiges Fräulein! Sie verstehen sich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht sonderlich.

Der Wirth. Was sollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen kostbaren Ring! Zwar, gnädiges Fräulein haben da auch einen sehr schönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen so ähnlich ist. — O! sehen Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt, und dem Fräulein zureicht) Welch ein Feuer! der mittelste Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein. (ihn betrachtend) Wo bin ich? was seh ich? Dieser Ring —

Der Wirth. Ist seine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franciska! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Pistolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennst du ihn nicht, Franciska?

Franciska. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie diesen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wol kein Recht daran?

Franciska. Wir kein Recht an diesem Ringe? — Innwerts auf dem Kasten muß der Fräulein verzogner Name stehn! — Weisen Sie doch, Fräulein!

Das Fräulein. Er ists, er ists! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichste Weise von der Welt! — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein! Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo sich der Ring eigentlich herschreibt? Während des Krieges hat manches seinen Herrn sehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn verändert. Und Krieg war Krieg! Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Grenze gegangen sein. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franciska. Erst geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann; von einem sonst guten Manne —

Das Fräulein. Von dem besten Manne unter der Sonne! wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben. — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen!

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unsern Major!

Der Wirth. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim!

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er ist hier? Tellheim ist hier? Er? er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er!

er hat Ihnen diesen Ring versetzt? Wie kömmt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (indem sie Franciska auf den Tisch setzet und öffnet) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner! Hier ist Geld! Hier sind Wechsel! Alles ist sein!

Der Wirth. Was hör ich?

Das Fräulein. Wo ist er? wo ist er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sein?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geschwind schaffen Sie mir ihn zur Stelle!

Der Wirth. Sein Bedienter ist vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufsuchen soll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie! für diesen Dienst allein will ich es vergessen, wie schlecht Sie mit ihm umgegangen sind. —

Franciska. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (stößt ihn heraus)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehst du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska! Aber freilich, warum du? Doch du sollst dich, du mußt dich mit mir freuen! Komm, Liebe! ich will dich beschenken, damit du dich mit mir freuen kannst. Sprich, Franciska, was soll ich dir geben? Was steht dir von meinen Sachen an? Was hättest du gern? Nimm, was du willst; aber freue dich nur! Ich sehe wol, du wirst dir nichts nehmen. Warte! (sie faßt in die Schatulle) da, liebe Franciska; (und giebt ihr Geld) kaufe dir, was du gern hättest. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir! Es ist so traurig, sich allein zu freuen. Nun, so nimm doch —

Franciska. Ich stehle es Ihnen, Fräulein! Sie sind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkischen Rausch, nimm, oder — (sie zwingt ihr das Geld in die Hand) Und wenn du dich bedankest! — Warte! gut, daß ich daran denke. (sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld) Das, liebe Franciska, stecke bei Seite; für den ersten blessirten, armen Soldaten, der uns anspricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeschliffne Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter! Er weigert sich, nach ihm zu gehen.

Franciska. Bringen Sie doch den Schurken her! — Des Majors Bediente kenne ich ja wol alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geschwind her! Wenn er uns sieht, wird er schon gehen. (Der Wirth geht ab)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franziska, du bist noch immer so kalt? Du willst dich noch nicht mit mir freuen?

Franciska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach Allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehn. Er muß unglücklich sein. Das jammert mich!

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebste Gespielin! Das will ich dir nie vergessen! — Ich bin nur verliebt, und du bist gut. —

Sechster Auftritt.

Der Wirth. Just. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Gesicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, ist er bei dem Major von Tellheim? Just. Ja!

Das Fräulein. Wo ist sein Herr? Just. Nicht hier!

Das Fräulein. Aber er weiß ihn zu finden?

Just. Ja!

Das Fräulein. Will er ihn nicht geschwind herholen?

Just. Nein!

Das Fräulein. Er erweiset mir damit einen Gefallen. —

Just. Ei!

Das Fräulein. Und seinem Herrn einen Dienst. —

Just. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet er das?

Just. Sie sind doch die fremde Herrschaft, die ihn diesen Morgen komplimentiren lassen? Das Fräulein. Ja!

Just. So bin ich schon recht.

Das Fräulein. Weiß sein Herr meinen Namen?

Just. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen ebenso wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das soll wol mit auf mich gehn?

Just. Ja!

Der Wirth. So laß er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten, und hole er ihn geschwind her!

Das Fräulein. (zur Franziska) Franciska, gieb ihm etwas —

Franciska. (die dem Just Geld in die Hand drücken will) Wir verlangen seine Dienste nicht umsonst. —

Just. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienste.

Franciska Eines für das Andere! —

Just. Ich kann nicht! Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich jetzt, und daran bitte ich mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, so will ich es ihm ja wol sagen, daß er herkommen kann. Er ist nebenan auf dem Kaffeehause; und wenn er da nichts Bessers zu thun findet, wird er auch wol kommen. (will fortgehen)

Franciska. So warte er doch! — Das gnädige Fräulein ist des Herrn Majors — Schwester. —

Das Fräulein. Ja, ja, seine Schwester!

Just. Das weiß ich besser, daß der Major keine Schwester hat. Er hat mich in sechs Monaten zweimal an seine Familie nach Curland geschickt. — Zwar, es giebt mancherlei Schwestern —

Franciska. Unverschämter!

Just. Muß man es nicht sein, wenn einen die Leute sollen gehn lassen? (geht ab) Franciska. Das ist ein Schlingel!

Der Wirth. Ich sagt es ja. Aber lassen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo sein Herr ist. Ich will ihn gleich selbst holen! — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigst, sodann ja mich bei dem Herrn Major zu entschuldigen, daß ich so unglücklich gewesen, wider meinen Willen, einen Mann von seinen Verdiensten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geschwind, Herr Wirth! Das will ich Alles wieder gut machen. (der Wirth geht ab, und hierauf) Franziska, lauf ihm nach: er soll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciska, dem Wirthe nach)

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein, und hierauf **Franciska.**

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umsonst allein sein. (sie faltet die Hände) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! — Ich hab ihn, ich hab ihn! (mit ausgebreiteten Armen) Ich bin glücklich und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf! — (Franciska kömmt) Bist du wieder da, Franciska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht! Unglück ist auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel Alles nahm, um ihm in mir Alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier sein. — Sie sind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein! Wie, wenn Sie sich geschwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öftrer so, als geputzt sehen.

Franciska. O, Sie kennen sich, mein Fräulein!

Das Fräulein. (nach einem kurzen Nachdenken) Wahrhaftig, Mädchen, du hast es wiederum getroffen!

Franciska. Wenn wir schön sind, sind wir ungeputzt am schönsten.

Das Fräulein. Müssen wir denn schön sein? — Aber, daß wir uns schön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur schön bin! — Franciska, wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jetzt fühle, so sind wir — son=

derbare Dinger. — Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm — Du wirst mich nicht verstehen! Ich verstehe mich wol selbst nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franciska. Fassen Sie sich, mein Fräulein! ich höre kommen —

Das Fräulein. Mich fassen? Ich sollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim. (tritt herein, und indem er sie erblickt, flieht er auf sie zu) Ah! meine Minna! —

Das Fräulein. (ihm entgegen fliehend) Ah! mein Tellheim! —

v. Tellh. (stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück) Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht sein? — (indem sie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! —

v. Tellh. Gnädiges Fräulein — (sieht starr auf den Wirth, und zuckt die Schultern)

Das Fräulein. (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franciska) Mein Herr, —

v. Tellh. Wenn wir uns beiderseits nicht irren —

Franciska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen!

Der Wirth. Ist es nicht der rechte? Ei ja doch!

Franciska. Ei nicht doch! Geschwind kommen Sie! ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehn)

Franciska. (faßt ihn an) Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen! — Lassen Sie sehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie sollen haben: vors erste —

Franciska. Still, ja stille! Wenn das Fräulein jetzt schon weiß, was sie zu Mittag speisen soll, so ist es um ihren Appetit geschehen. Kommen Sie, das müssen Sie mir allein sagen! (führet ihn mit Gewalt ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellh. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es. —

Das Fräulein. Welche Umstände! Was wir uns zu sagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellh. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts suche ich mehr. (mit offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich suchte, habe ich gefunden.

v. Tellh. (zurückweichend) Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann; und finden — einen Elenden!

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellh. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur Einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgiltigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellh. Recht, gnädiges Fräulein! der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens sein würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Versteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr! lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellh. Jede, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug, antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein? v. Tellh. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es! — Gut: ohngeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellh. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellh. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja oder Nein! v. Tellh. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja oder Nein! v. Tellh. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja? v. Tellh. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich! — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus! Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellh. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt, zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wol! Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachläßige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglücke zu sprechen —

v. Tellh. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, so hätten Sie Sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen! — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus! — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist!

v. Tellh. Wol denn; so hören Sie, mein Fräulein! — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich sei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben: der blühende Mann voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wann er schon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich ebenso wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen! — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie Sich, wollen Sie diesem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt sehr tragisch! — Doch, mein Herr! bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarret, — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem sie ihn bei der Hand ergreift)

v. Tellh. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt, und sich von ihr abwendet) Das ist zu viel! — Wo bin ich? — Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich; — Lassen Sie mich!

Das Fräulein. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellh. Von Ihnen! —

Das Fräulein. Von mir? (indem sie seine Hand an ihre Brust zieht) Träumer!

v. Tellh. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen. Das Fräulein. Von mir?

v. Tellh. Von Ihnen! — Sie nie, nie wieder zu sehen. — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (reißt sich los, und ab)

Das Fräulein. (ihm nach) Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: der Saal)

Just. (einen Brief in der Hand)

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein,

das seine Schwester sein will. — Wenn sich nur da nichts anspinnt! — Sonst wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt so viel; und ich antworte so ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünscht! das Kammerkätzchen!

Zweiter Auftritt.

Franciska. Just.

Franciska. (zur Thüre herein, aus der sie kömmt) Sorgen Sie nicht; ich will schon aufpassen. — Sieh! (indem sie Justen gewahr wird) da stieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh ist nichts anzufangen. Just. Ihr Diener —

Franciska. Ich wollte so einen Diener nicht —

Just. Nu, nu; verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrschaft, das gnädige Fräulein — Schwester. — Wars nicht so? Schwester.

Franciska. Geb er her! (reißt ihm den Brief aus der Hand)

Just. Sie soll so gut sein, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach soll sie so gut sein, läßt mein Herr bitten — daß sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciska. Nun denn?

Just. Mein Herr versteht den Rummel. Er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer soll also so gut sein, — läßt mein Herr bitten, — und ihm sagen lassen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelstündchen zu sprechen.

Franciska. Mich?

Just. Verzeih sie mir, wenn ich ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, sie! — Nur auf ein Viertelstündchen; aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen! Er hätte ihr was sehr Nothwendiges zu sagen.

Franciska. Gut! ich habe ihm auch viel zu sagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu seinem Befehle sein.

Just. Aber, wenn kann er kommen? Wenn ist es ihr am gelegensten, Jungfer? So in der Dämmerung? —

Franciska. Wie meint er das? — Sein Herr kann kommen, wenn er will; und damit packe er sich nur!

Just. Herzlich gern! (will fortgehen)

Franciska. Hör er doch; noch auf ein Wort! — Wo sind denn die andern Bedienten des Majors?

Just. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciska. Wo ist Wilhelm?

Just. Der Kammerdiener? den läßt der Major reisen.

Franciska. So? Und Philipp, wo ist der?

Just. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel! — Aber Martin? Just. Der Kutscher? der ist weggeritten.

Franciska. Und Fritz?

Just. Der Läufer? der ist avancirt.

Franciska. Wo war er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere stand? Er war wol noch nicht bei ihm?

Just. O ja, ich war Reitknecht bei ihm; aber ich lag im Lazareth. Franciska. Reitknecht? Und jetzt ist er?

Just. Alles in Allem: Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich gestehen! So viele gute, tüchtige Leute von sich zu lassen, und gerade den allerschlechtesten zu behalten! Ich möchte doch wissen, was sein Herr an ihm fände!

Just. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ehrlich. — Wilhelm war ein andrer Mensch! — Reisen läßt ihn der Herr?

Just. Ja, er läßt ihn; — da ers nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Just. O, Wilhelm wird sich alle Ehre auf seinen Reisen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er ist doch nicht damit durchgegangen?

Just. Das kann man nun eben nicht sagen; sondern, als wir von Nürnberg weggiengen, ist er uns nur nicht damit nachgekommen. Franciska. O, der Spitzbube!

Just. Es war ein ganzer Mensch! er konnte frisiren, und rasiren, und parliren, — und scharmiren — Nicht wahr?

Franciska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major gewesen wäre. Konnte er ihn schon nicht als Jäger nützen, so war es doch sonst ein tüchtiger Bursche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Just. Dem Kommandanten von Spandau.

Franciska. Der Festung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß sein.

Just. O, Philipp jagt auch da nicht!

Franciska. Was thut er denn? Just. Er karrt.

Franciska. Er karrt?

Just. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Komplot unter des Herrn Kompagnie, und wollte sechs Mann durch die Vorposten bringen. —

Franciska. Ich erstaune; der Bösewicht!

Just. O, es ist ein tüchtiger Kerl! Ein Jäger, der funfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräste, alle Fußsteige, alle Schleifwege kennt. Und schießen kann er!

Franciska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutscher hat! Just. Hat er ihn noch?

Franciska. Ich denke, er sagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wol wieder kommen? Just. Meint sie?

Franziska. Wo ist er denn hingeritten?

Just. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciska. Und ist noch nicht wieder da? O, der Galgenstrick!

Just. Die Schwemme kann den braven Kutscher auch wol verschwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutscher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, so durfte er nur machen: Burr! und auf einmal standen sie, wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franciska. Nun ist mir für das Avancement des Läufers bange.

Just. Nein, nein; damit hats seine Richtigkeit. Er ist Trommelschläger bei einem Garnisonregimente geworden.

Franciska. Dacht ichs doch.

Just. Fritz hieng sich an ein liederliches Mensch, kam des Nachts niemals nach Hause, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tausend infame Streiche. Kurz, der Major sahe, daß er mit aller Gewalt höher wollte: (das Hängen pantomimisch anzeigend) er brachte ihn also auf guten Weg.

Franciska. O, der Bube!

Just. Aber ein perfecter Läufer ist er, das ist gewiß! Wenn ihm der Herr funfzig Schritte vorgab, so konnte er ihn mit seinem besten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tausend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wol alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Just empfiehlt sich! (geht ab)

Dritter Auftritt.

Franciska und hernach **der Wirth.**

Franciska. (die ihm ernsthaft nachsieht) Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Just! Ich setzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergessen. — Ah! der unglückliche Mann! (kehrt sich um, und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kömmt)

Der Wirth. Warte sie doch, mein schönes Kind!

Franciska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirth! —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich sein Abschied sein! — Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich sie, mein schönes Kind, unten in der Küche verließ, so kam ich von ungefähr wieder hier in den Saal —

Franciska. Von ungefähr, in der Absicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ei, mein Kind, wie kann sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, so prellte auf einmal die Thüre bei dem gnädigen Fräulein auf. Der Major stürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — so was läßt sich nur sehen. Sie ergriff ihn; er riß sich los; sie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! lassen Sie mich! — Wohin? — So zog er sie bis an die Treppe. Mir war schon bange, er würde sie mit herabreißen. Aber er wand sich noch los. Das Fräulein blieb an der obersten Schwelle stehn; sah ihm nach; rief ihm nach; rang die Hände. Auf einmal wandte sie sich um, lief nach dem Fenster, von dem Fenster wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier stand ich; hier gieng sie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu sehen. Endlich war es, als ob sie mich sähe; aber, Gott sei

bei uns! ich glaube, das Fräulein sahe mich für Sie an, mein Kind! „Franciska," rief sie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?" Drauf sahe sie steif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?" Drauf wischte sie sich Thränen aus dem Auge, und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franciska, bin ich nun glücklich?" — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis sie nach ihrer Thüre lief; da kehrte sie sich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franciska; wer jammert dich nun?" — Und damit hinein.

Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt!

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein schönes Kind; so umständlich träumt man nicht! — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüssel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüssel zu unserer Thüre? Herr Wirth, der steckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir sind furchtsam.

Der Wirth. Nicht so einen Schlüssel; ich will sagen, mein schönes Kind: den Schlüssel, die Auslegung gleichsam; so den eigentlichen Zusammenhang von dem, was ich gesehen. —

Franciska. Ja so! — Nun, Adieu, Herr Wirth! Werden wir bald essen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein schönes Kind, nicht zu vergessen, was ich eigentlich sagen wollte.

Franciska. Nun? aber nur kurz —

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franciska. Er soll Ihnen unverloren sein!

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich wills nur erinnern. Sieht sie? ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wol an den Fingern abzählen, woher sie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen so ähnlich sah. Er ist in ihren Händen am besten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Pistolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung setzen. Nicht so recht, mein schönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da ist er ja!

Franciska. Hundert Pistolen? Ich meinte, nur achtzig.

Der Wirth. Es ist wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein schönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird sich finden, Herr Wirth!

Werner. (der ihnen hinterwärts näher kommt, und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft) Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen! Franciska. (erschrickt) He!

Werner. Erschreck sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich seh, sie ist hübsch, und ist wol gar fremd — Und hübsche fremde Leute müssen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm sie sich vor dem Manne in Acht! (auf den Wirth zeigend)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bei uns, willkommen! — Ah, es ist doch immer noch der lustige, spaßhafte, ehrliche Werner! — Sie soll sich vor mir in Acht nehmen, mein schönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn so gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör sie doch, mein schönes Kind! Wie gefällt ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer seinesgleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein schönes Kind, immer besser! Der Mann kann spaßen! Ich gefährlich — ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein schönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu sagen; aber jetzt —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da steckts eben! Wenn wir alt werden, ist es mit unsrer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht besser gehn, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen, so viel Verstand wird sie mir wol zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlassen, aber es sind dafür sieben andere in ihn gefahren —

Der Wirth. O, hör sie doch, hör sie doch! Wie er das nun wieder so herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es ist ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (zur Franciska, als ins Ohr) Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drei Meilen von hier ein schönes Freischulzengerichte. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und ist Wachtmeister bei unserm Herrn Major gewesen. O, das ist ein Freund von unserm Herrn Major! das ist ein Freund! der sich für ihn todtschlagen ließe! —

Werner. Ja! und das ist ein Freund von meinem Major! das ist ein Freund! — den der Major sollte todtschlagen lassen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das ist nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß versteh ich nicht.

Werner. Just hat mir schöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Just? Ich dachts wol, daß Just durch Sie spräche. Just ist ein böser, garstiger Mensch. Aber hier ist ein schönes Kind zur Stelle; das kann werden; das mag sagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienste erwiesen habe? Und warum sollte ich nicht sein Freund sein? Ist er nicht ein verdienter Mann? Es ist wahr; er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden: aber was thut das? Der König kann nicht alle verdienten Männer kennen; und wenn er sie auch alle kennte, so kann er sie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt ihn Gott sprechen! — Aber Just — freilich ist an Justen auch nicht viel Besonders; doch ein Lügner ist Just nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir gesagt hat —

Der Wirth. Ich will von Justen nichts hören! Wie gesagt: das schöne Kind hier mag sprechen! (zu ihr ins Ohr) Sie weiß, mein Kind! den Ring; — Erzähl sie es doch Herr Wernern! Da wird er mich besser kennen lernen. Und damit es nicht heraus kömmt, als ob sie mir nur zu gefallen rede, so will ich nicht einmal dabei sein. Ich will nicht dabei sein; ich will gehn; aber Sie sollen es mir wiedersagen, Herr Werner! Sie sollen mir es wiedersagen, ob Just nicht ein garstiger Verleumder ist.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wol kenn ich den braven Mann.

Werner. Ist es nicht ein braver Mann? Ist sie dem Manne wol gut? —

Franciska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht sie, Frauenzimmerchen; nun kömmt sie mir noch einmal so schön vor. — Aber was sind denn das für Dienste, die der Wirth unserm Major will erwiesen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er sich das Gute zuschreiben wollte, welches glücklicher Weise aus seinem schurkischen Betragen entstanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Just gesagt hat? — (gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen) Dein Glück, daß du gegangen bist! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne so einen Streich zu spielen, weil sich das Eselsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm schuldig ist. Ich bin ihm selber schuldig, und bringe ihm ein altes Restchen. Sieht sie, Frauenzimmerchen, hier in diesem Beutelchen (das er aus der einen Tasche zieht) sind hundert Louisdor; und in diesem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Dukaten. Alles sein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum versetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring versetzt —

Werner. Versetzt? Glaub sie doch so was nicht! Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los sein.

Franciska. Es ist kein Bettel! es ist ein sehr kostbarer Ring, den er wol noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wirds auch sein. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert Einen manchmal, woran man nicht gern erinnert sein will. Drum schafft mans aus den Augen.

Franciska. Wie?

Werner. Dem Soldaten gehts in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt sich, und macht vor langer Weile Bekanntschaften, die er nur auf den Winter meinet, und die das gute Herz, mit dem er sie macht, für zeitlebens annimmt. Husch ist ihm denn ein Ringelchen an den Finger prakticirt; er weiß selbst nicht, wie es dran kömmt.

Und nicht selten gäb er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franciska. Ei! und sollte es dem Major auch so gegangen sein?

Werner. Ganz gewiß, besonders in Sachsen! Wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte sie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franciska. (bei Seite) Das klingt ja ganz besonders, und verdient untersucht zu werden. — — Herr Freischulze, oder Herr Wachtmeister —

Werner. Frauenzimmerchen, wenns ihr nichts verschlägt: — Herr Wachtmeister! höre ich am liebsten.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeister! hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrschaft. Ich will es nur geschwind herein tragen, und bin gleich wieder da. Will er wol so gut sein, und so lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mit ihm plaudern!

Werner. Plaudert sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh sie nur; ich plaudre auch gern; ich will warten!

Franciska. O, warte er doch ja! (geht ab)

Sechster Auftritt.

Paul Werner.

Das ist kein unebnes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht versprechen sollen, zu warten — Denn das Wichtigste wäre wol, ich suchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und versetzt lieber? — Daran kenn ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein! — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, besuchte ich die Rittmeisterin Marloff. Das arme Weib lag krank, und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler schuldig geblieben wäre, die sie nicht wüßte, wie sie sie bezahlen sollte. Heute wollte ich sie wieder besuchen; — ich wollte ihr sagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wol was davon in Sicherheit bringen, wenns in Persien nicht geht. — Aber sie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird sie dem Major nicht haben bezahlen können. — Ja, so will ichs machen; und das je eher, je lieber! — Das Frauenzimmerchen mag mirs nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (geht in Gedanken ab, und stößt fast auf den Major, der ihm entgegen kömmt)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellh. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da sind Sie ja; ich wollte eben gehn, und Sie in Ihrem neuen Quartiere besuchen, Herr Major!

v. Tellh. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran!

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja! Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie so gut gewesen, und mir die hundert Louisdor aufgehoben. Just hat mir sie wiedergegeben. Es wäre mir wol freilich lieb, wenn Sie mir sie noch länger aufheben könnten. Aber Sie sind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie, noch ich kennen. Wer weiß, wies da ist. Sie könnten Ihnen da gestohlen werden; und Sie müßten mir sie ersetzen; da hilfe nichts davor. Also kann ichs Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. Tellh. (lächelnd) Seit wenn bist du so vorsichtig, Werner?

Werner. Es lernt sich wol. Man kann, heut zu Tage, mit seinem Gelde nicht vorsichtig genug sein. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu bestellen, Herr Major! von der Rittmeisterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann ist Ihnen ja vierhundert Thaler schuldig geblieben; hier schickt sie Ihnen auf Abschlag hundert Dukaten. Das Uebrige will sie künftige Woche schicken. Ich möchte wol selber Ursache sein, daß sie die Summe nicht ganz schickt. Denn sie war mir auch ein Thaler achtzig schuldig; und weil sie dachte, ich wäre gekommen, sie zu mahnen, — wies denn auch wol wahr war; so gab sie mir sie, und gab sie mir aus dem Röllchen, das sie für Sie schon zu rechte gelegt hatte. — Sie können auch schon eher Ihre hundert Thaler ein acht Tage noch missen, als ich meine Paar Groschen. — Da nehmen Sie doch! (reicht ihm die Rolle Dukaten)

v. Tellh. Werner!

Werner. Nun? warum sehen Sie mich so starr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! — v. Tellh. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellh. (bitter, indem er sich vor die Stirne schlägt, und mit dem Fuße auftritt) Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz sind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verstanden?

v. Tellh. Eben weil ich dich verstanden habe! — Daß mich doch die besten Menschen heut am meisten quälen müssen!

Werner. Was sagen Sie?

v. Tellh. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reicht, zurückstößt)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellh. Werner, wenn du nun von mir hörst, daß die Marloffin, heute ganz früh, selbst bei mir gewesen ist?

Werner. So?

v. Tellh. Daß sie mir nichts mehr schuldig ist?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellh. Daß sie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirst du dann sagen?

Werner. (der sich einen Augenblick besinnt) Ich werde sagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsföttsche Sache ums Lügen ist, weil man drüber ertappt werden kann.

v. Tellh. Und wirst dich schämen?

Werner. Aber der, der mich so zu lügen zwingt, was sollte der? Sollte der sich nicht auch schämen? Sehen Sie, Herr Major! wenn ich sagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, so hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen. —

v. Tellh. Sei nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und versetzen lieber, und bringen sich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellh. Die Leute mögen es immer wissen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, so lange unser Freund hat.

v. Tellh. Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt sich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte; und Sie zu mir kamen, und sagten: Werner, hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als alle der Quark! (indem er auch den Beutel mit den Louisdoren herauszieht, und ihm beides hinreicht) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser! Auch das hat Gott für Alle geschaffen.

v. Tellh. Du marterst mich; du hörst es ja, ich will dein Schuldner nicht sein.

Werner. Erst ziemte es sich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das ist was anders. (etwas ärgerlich) Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffieng, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte? — Was können Sie diesem Manne mehr schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht ist, bei meiner armen Seele! so ist es auch sehr abgeschmackt gedacht.

v. Tellh. Mit wem sprichst du so, Werner? Wir sind allein; jetzt darf ich es sagen; wenn uns ein Dritter hörte, so wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlt mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben so viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?

v. Tellh. Also? Werner. Aber —

v. Tellh. Warum verstehst du mich nicht recht? Ich sage: es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht sein! Nämlich in den Umständen nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, so! Sie wollen es versparen bis auf bessre Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie selbst welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellh. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellh. Du kennst die Welt! — Am wenigsten muß man sodann von einem borgen, der sein Geld selbst braucht.

Werner. O ja, so einer bin ich! Wozu braucht ichs denn? — Wo man einen Wachtmeister nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellh. Du brauchst es, mehr, als Wachtmeister zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der, ohne Geld, auch der Würdigste zurück bleiben kann.

Werner. Mehr, als Wachtmeister zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeister; und dürfte leicht ein schlechter Rittmeister, und sicherlich noch ein schlechtrer General werden. Die Erfahrung hat man!

v. Tellh. Mache nicht, daß ich! etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Just gesagt hat. Du hast dein Gut verkauft, und willst wieder herumschwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht sowol das Metier, als die wilde, liederliche Lebensart liebest, die unglücklicher Weise damit verbunden ist. Man muß Soldat sein für sein Land; oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen: heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!

Werner. Nun ja doch, Herr Major! ich will Ihnen folgen. Sie wissen besser, was sich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld! Heut oder morgen muß ihre Sache aus sein; Sie müssen Geld die Menge bekommen; Sie sollen mir es sodann mit Interessen wieder geben! Ich thu es ja nur der Interessen wegen.

v. Tellh. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu es nur der Interessen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehn; du wirst zum Major Tellheim gehn; der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können.

v. Tellh. (indem er Werners Hand ergreift) Und, Kamerad, das denkst du nicht noch?

Werner. Nein, das denk ich nicht mehr! — Wer von mir nichts annehmen will, wenn ers bedarf, und ichs habe; der will mir auch nichts geben, wenn ers hat, und ichs bedarf. — Schon gut! (will gehen)

v. Tellh. Mensch, mache mich nicht rasend! Wo willst du hin? (hält ihn zurück) Wenn ich dich nun auf meine Ehre versichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verspreche, daß ich dir es sagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der erste und einzige sein sollst, bei dem ich mir etwas borgen will: — bist du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major!

v. Tellh. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hierher, um ein gewisses Mädchen zu sprechen —

Achter Auftritt.

Franciska. (aus dem Zimmer des Fräuleins) **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franciska. (im Heraustreten) Sind Sie noch da, Herr Wachtmeister? — (indem sie den Tellheim gewahr wird) Und Sie sind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Diensten. (geht geschwind wieder in das Zimmer)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellh. Das war sie! — Aber ich höre ja, du kennst sie, Werner!

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellh. Gleichwol, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warst du nicht bei mir?

Werner. Nein, da besorgte ich in Leipzig Mundirungsstücke.

v. Tellh. Woher kennst du sie denn also?

Werner. Unsere Bekanntschaft ist noch blutjung. Sie ist von heute. Aber junge Bekanntschaft ist warm!

v. Tellh. Also hast du ihr Fräulein wol auch schon gesehen?

Werner. Ist ihre Herrschaft ein Fräulein? Sie hat mir gesagt, Sie kennten ihre Herrschaft.

v. Tellh. Hörst du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Ist das Fräulein jung? v. Tellh. Ja!

Werner. Schön? v. Tellh. Sehr schön!

Werner. Reich? v. Tellh. Sehr reich!

Werner. Ist Ihnen das Fräulein auch so gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellh. Wie meinst du?

Zehnter Auftritt.

Franciska. (wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand) **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franciska. Herr Major —

v. Tellh. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch schon gethan haben. Ich weiß, Sie sind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das ist gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut sind, so ängstigen.

Werner. (vor sich) Ha, nun merk ich! Es ist richtig.

v. Tellh. Mein Schicksal, Franciska! — Hast du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja, und hier übergebe ich Ihnen — (reicht ihm den Brief) v. Tellh. Eine Antwort? —

Franciska. Nein! Ihren eignen Brief wieder.

v. Tellh. Was? Sie will ihn nicht lesen?

Franciska. Sie wollte wol; aber — wir können Geschriebnes nicht gut lesen. v. Tellh. Schäckerin!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefschreiben für die nicht erfunden ist, die sich mündlich mit einander unterhalten können, sobald sie wollen.

v. Tellh. Welcher Vorwand! Sie muß ihn lesen! Er enthält meine Rechtfertigung, — all die Gründe und Ursachen —

Franciska. Die will das Fräulein von Ihnen selbst hören, nicht lesen.

v. Tellh. Von mir selbst hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verlusts empfinde? —

Franciska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! (sie giebt ihm den Brief) Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren und die Stadt besehen. Sie sollen mit ihr fahren!

v. Tellh. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, so laß ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hause bleiben.

v. Tellh. Ganz allein?

Franciska. In einem schönen verschlossnen Wagen.

v. Tellh. Unmöglich!

Franziska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! da kann er uns nicht entwischen. Darum geschieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major! und Punkt drei. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein sprechen. Was haben Sie mir denn zu sagen? — Ja so, wir sind nicht allein! (indem sie Wernern ansieht)

v. Tellh. Doch Franciska; wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht gelesen hat, so habe ich dir noch nichts zu sagen.

Franciska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeister keine Geheimnisse? —

v. Tellh. Nein, keine!

Franciska. Gleichwol, dünkt mich, sollten Sie welche vor ihm haben. v. Tellh. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Besonders Geheimnisse von einer gewissen Art — Alle zwanzig, Herr Wachtmeister? (indem sie beide Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe hält)

Werner. St! st! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellh. Was heißt das?

Franciska. Husch ists am Finger, Herr Wachtmeister? (als ob sie einen Ring geschwind ansteckte)

v. Tellh. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen! sie wird ja wol Spaß verstehen?

v. Tellh. Werner, du hast doch nicht vergessen, was ich dir mehrmal gesagt habe: daß man über einen gewissen Punkt mit dem Frauenzimmer nie scherzen muß?

Werner. Bei meiner armen Seele, ich kanns vergessen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franciska. Nun, wenn es Spaß gewesen ist; dasmal will ich es ihm verzeihen.

v. Tellh. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franciska: so mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieset. Das wird mir die Peinigung ersparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu sagen, die ich so gern vergessen möchte. Da, gieb ihr ihn! (indem er den Brief umkehrt, und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen ist) Aber sehe ich recht? Der Brief, Franciska, ist ja erbrochen!

Franciska. Das kann wol sein. (besieht ihn) Wahrhaftig, er ist erbrochen! Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch gelesen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht! Wir wollen ihn auch nicht lesen, denn der Schreiber kömmt selbst. Kommen Sie ja! und wissen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht so, wie Sie da sind: in Stiefeln, kaum frisirt. Sie sind zu entschuldigen; Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuhen, und lassen Sie sich frisch frisiren! — So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus! v. Tellh. Ich danke dir, Franciska!

Franciska. Sie sehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten. v. Tellh. Du kannst es errathen haben.

Franciska. Wir wollen uns gleich auch putzen, und sodann essen. Wir behielten Sie gern zum Essen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Essen hindern; und sehen Sie, so gar verliebt sind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellh. Ich geh! Franciska, bereite sie indeß ein wenig vor; damit ich weder in ihren, noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du sollst mit mir essen!

Werner. An der Wirthstafel, hier im Hause? Da wird mir kein Bissen schmecken.

v. Tellh. Bei mir auf der Stube!

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellh. Das gefällt mir nicht übel! (geht ab)

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeister? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wiederkomme, soll ich auch geputzter kommen?

Franciska. Komm er, wie er will, Herr Wachtmeister; meine Augen werden nichts wider ihn haben. Aber meine Ohren werden desto mehr auf ihrer Hut gegen ihn sein müssen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! — Ei, ei, Herr Wachtmeister!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen! eben das wollt ich ihr noch sagen: die Schnurre fuhr mir nur so heraus! Es ist nichts dran. Man hat ja wol an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major sagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten sein, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen! Verlaß Sie sich drauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (geht ab)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachtmeister! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (indem sie herein gehen will, kömmt ihr das Fräulein entgegen)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ist der Major schon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre jetzt schon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Desto besser; Sein Brief, o sein Brief! Jede Zeile sprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu besitzen, betheuerte mir seine Liebe. — Er wird es wol gemerkt haben, daß wir den Brief gelesen haben. — Mag er doch; wenn er nur kömmt. Er kömmt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciska, scheint mir in seiner Aufführung zu sein. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir diesen zu stark merken läßt, Franciska —

Franciska. So wollen Sie seiner entsagen?

Das Fräulein. Ei, sieh doch! Jammert er dich nicht schon wieder? Nein, liebe Närrin, Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne. Nein; aber ein Streich ist mir beigefallen, ihn wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciska. Nun, da müssen Sie ja recht sehr ruhig sein, mein Fräulein, wenn Ihnen schon wieder Streiche beifallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur! Du wirst deine Rolle dabei zu spielen haben. (sie gehen herein)

Vierter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: das Zimmer des Fräuleins) **Das Fräulein.** (völlig und reich, aber mit Geschmack gekleidet) **Franciska.** (sie stehen vom Tische auf, den ein Bedienter abräumt)

Franciska. Sie können unmöglich satt sein, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Meinst du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niedersetzte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, seiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen sollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts, als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkt ich wol. Ich fieng von hundert Dingen an zu sprechen, und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (ein andrer Bedienter trägt Kaffee auf) Hier kömmt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholische Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke blos der Lection nach, die ich ihm geben will. Hast du mich recht begriffen, Franciska?

Franciska. O ja; am besten aber wäre es, er sparte sie uns.

Das Fräulein. Du wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin.

Franciska. (sehr ernsthaft) Und so was muß die feinste Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte sie mich auf Eitelkeit; jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska! Du sollst mit deinem Wachtmeister auch machen können, was du willst.

Franciska. Mit meinem Wachtmeister?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends leugnest, so ist es richtig. — Ich habe ihn noch nicht gesehen; aber aus jedem Worte, das du mir von ihm gesagt hast, prophezeihe ich dir deinen Mann.

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Riccaut. (noch innerhalb der Scene) Est-il permis, Monsieur le Major?

Franciska. Was ist das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)

Riccaut. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'est sa chambre —

Franciska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieser Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iß so! — Le Major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Franciska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nok vor vier un zwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein. (die auf ihn zukömmt) Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihro Gnad verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung ist sehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung sehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, sein Zimmer zu überlassen.

Riccaut. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich schämen, es nicht zu wissen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage; j'en suis fâché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen sollen. Freilich werden ihn seine Freunde noch hier suchen.

Riccaut. Ik bin sehr von seine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein!

Riccaut. Ik hätt ihn zu sprek, sehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er sehr fröhlik sein wird.

Das Fräulein. Ich bedauere um so viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu sprechen. Ist es gleichviel, aus wessen Munde er diese gute Nachricht erfährt, so erbiete ich mich, mein Herr — —

Riccaut. Ik versteh. — Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande était bien impolie; Vous me pardonneréz, Mademoiselle! —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr! werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutsch explicier. — Sachéz donc, Mademoiselle! — Ihro Gnad soll also wiß, daß ik komm von die Tafel bei der Minister — Minister von — Minister von — wie heiß der Minister da drauß? — in der lange Straß? auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Minister von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag gespeisen; — ik speisen à l'ordinaire bei ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Excellenz, will ik sag, haben mir vertrau, daß die Sak von unserm Major sei auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf resolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenéz bien, que tout depend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connaisséz. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimez? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnêt-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was sag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reste versiker, wenn der Major nit schon bekommen habe une Lettre de la main — eine Königliken Handbrief, daß er heut infailliblement müsse bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr! diese Nachricht wird dem Major von Tellheim höchst angenehm sein. Ich wünschte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der so viel Antheil an seinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünscht Ihro Gnad? Vous voyéz en moi — Ihro Gnad seh in mik le Chevalier Riccaut de la Marlinière, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or — Ihro Gnad steh verwundert, mik aus so ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päbstliken Eilikkeit, der Republik St. Marino, der Kron Polen, und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vu ce paix-là! Hätte man mik gelaß im Dienst von den Staaten-General, so müßt ik nun sein aufs wenikst Oberst. Aber so hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar sein ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das ist viel Unglück!

Riccaut. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et par-là mis sur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage sehr.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn sik hier nit auf den Verdienst. Einen Mann, wie mik, su reformir! Einen Mann, der sik no dasu in diesem Dienst hat rouinir! Ik haben dabei sugesetzt, mehr als swanzik tausend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg su sagen: ein jeder Unglück schlepp nak sik seine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: so mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Resource, als das Spiel? Nun hab ik immer gespielen mit Glück, so lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit funfsehn Tag iß vergangen keine, wo sie mik nit hab gesprenkt. Nok gestern hab sie mik gesprenkt dreimal. Je sais bien, qu'il y avoit quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pontes se trouvoient certaines dames — Ik will niks weiter sag. Man muß sein galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir su geben revanche; mais — Vous m'entendéz, Mademoiselle — Man muß erst wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon su spielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein. (nimmt die Franciska bei Seite) Franciska, der Mann dauert mich im Ernste. Ob er mir es wol übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Franciska. Der sieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie spielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel sehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich sehr gern gewinne; sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu spielen weiß. — Wären Sie wol geneigt, mein Herr, mich in Gesellschaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous vouléz être de moitié avec moi? De tout mon coeur!

Das Fräulein. Vors erste nur mit einer Kleinigkeit — (geht und langt Geld aus ihr Schatulle)

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous êtes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich ohnlängst gewonnen; nur zehn Pistolen — ich muß mich zwar schämen, so wenig —

Riccaut. Donner toujours, Mademoiselle, donner! (nimmt es)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, sehr ansehnlich ist —

Riccaut. Ja wol sehr ansehnlik. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll sein dafür interessir bei meiner Bank auf ein Dreitheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreitheil sollen sein — etwas mehr. Dok mit einer schöne Dame muß man es nehmen nit so genau. Ik gratulir mik, su kommen dadurk in liaison mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabei sein, wenn Sie spielen, mein Herr!

Riccaut. Was brauk Ihro Gnad dabei su sein? Wir andern Spieler sind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik holen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unser Geld daher ja wol, mein Herr!

Riccaut. Wofür seh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfalspinse? für eine dumme Teuff?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je suis des Bons, Mademoiselle! Savéz-vous ce qui cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wol, mein Herr —

Riccaut. Je Sais monter un coup —

Das Fräulein. (verwundernd) Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnade, was nit? Donnéz-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falsch spielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appellez cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer sous ses doits, être sûr de son fait, das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr! wenn Sie so denken —

Riccaut. Laissez-moi faire, Mademoiselle, und sein Sie ruhik! Was gehn Sie an, wie ik spiel? — Gnug, morgen entweder sehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Pistol, oder

seh mit wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — (eilends ab)

Das Fräulein (die ihm mit Erstaunen und Verdruß nachsieht) Ich wünsche das letzte, mein Herr, das letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (erbittert) Kann ich noch reden? O schön! o schön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es (nach einem kleinen Nachdenken, und gelassener) Spotte nicht, Franciska! ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortrefflich! da haben Sie etwas Allerliebstes gethan; einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franciska. Und was das Beste dabei ist: der Kerl hält Sie für seines gleichen. — O, ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. (will fort)

Das Fräulein. Franciska, laß den Kaffee nicht vollends kalt werden; schenk ein!

Franciska. Er muß es Ihnen wiedergeben; Sie haben sich anders besonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Gesellschaft spielen. Zehn Pistolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (das Fräulein schenkt indeß selbst ein) Wer wird einem Bettler so viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu ersparen suchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe, ich weiß nicht wofür, ansieht. — (und reicht der Franciska eine Tasse) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (das Fräulein setzt sie wieder weg) — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn sik hier nit auf den Verdienst" (in dem Tone des Franzosen) Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben so ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein. (kalt und nachdenkend, indem sie dabei trinkt) Mädchen, du verstehst dich so trefflich auf die guten Menschen: aber, wenn willst du die schlechten ertragen lernen? — Und sie sind doch auch Menschen! — Und öfters bei weitem so schlechte Menschen nicht, als sie scheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufsuchen. — Ich bilde mir ein, dieser Franzose ist nichts, als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er sich zum falschen Spieler; er will mir nicht verbunden scheinen; er will sich den Dank ersparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, seine kleinen Schulden bezahlt, von dem Reste, so weit er reicht, still und sparsam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das ist, liebe Franciska, so laß ihn Rekruten holen, wenn er will. — (giebt ihr die Tasse) Da, setz weg! — Aber, sage mir, sollte Tellheim nicht schon da sein?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein! ich kann beides nicht: weder an einem schlechten Menschen die gute, noch an einem guten Menschen die böse Seite aufsuchen.

Das Fräulein. Er kömmt doch ganz gewiß? —

Franciska. Er sollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem besten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn so grausam necken?

Das Fräulein. Kömmst du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal so! Wo du mir diese Lust verdirbst; wo du nicht Alles sagst und thust, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich schon allein mit ihm lassen; und dann — — Jetzt kömmt er wol!

Vierter Auftritt.

Paul Werner (der in einer steifen Stellung, gleichsam im Dienste, hereintritt). **Das Fräulein. Franciska.**

Franciska. Nein! es ist nur sein lieber Wachtmeister.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeister? Auf wen bezieht sich dieses Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt! — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeister! was bringen Sie uns?

Werner (geht, ohne auf die Franciska zu achten, an das Fräulein). Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeister Werner, seinen unterthänigen Respekt vermelden, und sagen, daß er sogleich hier sein werde. Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir sind, noch vor dem Schlage drei, aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeister unterwegens angeredt; und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer kein Ende ist: so gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wol, Herr Wachtmeister! Ich wünsche nur, daß der Kriegszahlmeister dem Major etwas Angenehmes möge zu sagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Offizieren selten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (im Begriffe wieder zu gehen)

Franciska. Nun, wo denn schon wieder hin, Herr Wachtmeister? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner (sachte zur Franciska, und ernsthaft). Hier nicht, Frauenzimmerchen! Es ist wider den Respekt, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für seine Bemühung, Herr Wachtmeister! — Es ist mir lieb gewesen, ihn kennen zu lernen. Franciska hat mir viel Gutes von ihm gesagt. (Werner macht eine steife Verbeugung, und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Das ist dein Wachtmeister, Franciska?

Franciska. Wegen des spöttischen Tones habe ich nicht Zeit, dieses Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das ist mein Wachtmeister. Sie finden ihn, ohne Zweifel, ein wenig steif und hölzern. Jetzt kam er mir fast auch so vor. Aber ich merke wol: er glaubte, vor Ihro Gnaden, auf die Parade ziehen zu müssen. Und wenn die Soldaten paradiren, ja freilich scheinen sie da mehr Drechslerpuppen, als Männer. Sie sollten ihn hingegen nur sehn und hören, wenn er sich selbst gelassen ist!

Das Fräulein. Das müßte ich denn wol.

Franciska. Er wird noch auf dem Saale sein. Darf ich nicht gehn, und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich versage dir ungern dieses Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciska! Du mußt bei unserer Unterredung gegenwärtig sein. — Es fällt mir noch etwas bei. (sie zieht ihren Ring vom Finger) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn, und gieb mir des Majors seinen dafür!

Franciska. Warum das?

Das Fräulein. (indem Franciska den andern Ring holt) Recht weiß ich es selbst nicht; aber mich dünkt, ich sehe so etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht! — Geschwind, gieb her! (sie steckt ihn an) Er ists!

Sechster Auftritt.

v. Tellheim (in dem nämlichen Kleide, aber sonst so, wie es Franciska verlangt). **Das Fräulein. Franciska.**

v. Tellh. Gnädiges Fräulein! Sie werden mein Verweilen entschuldigen. —

Das Fräulein. O, Herr Major! so gar militärisch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie sind ja da! Und ein Vergnügen erwarten, ist auch ein Vergnügen. — Nun? (indem sie ihm lächelnd ins Gesicht sieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellh. Ja wol, Kinder, gnädiges Fräulein! Kinder, die sich sperren, wo sie gelassen folgen sollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major! — die Stadt ein wenig zu besehen, — und hernach meinem Oheim entgegen. v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie! auch das Wichtigste haben wir einander noch nicht sagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall ist Schuld, daß ich einen Tag früher, ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchsall? Ist er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verscheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie Sich keine Gedanken, Tellheim! Besorgten wir schon ehemals das stärkste Hinderniß unserer Verbindung von seiner Seite — v. Tellheim. Unserer Verbindung?

Das Fräulein. Er ist Ihr Freund. Er hat von zu Vielen zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu sein. Er brennet, den Mann von Antlitz zu kennen, den seine einzige Erbin gewählt hat. Er kömmt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellh. Ah, Fräulein! warum haben Sie meinen Brief nicht gelesen? Warum haben Sie ihn nicht lesen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie schickten mir einen. Wie war es denn mit diesem Briefe, Franciska? Haben wir ihn gelesen, oder haben wir ihn nicht gelesen? Was schrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellh. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das ist, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht sitzen zu lassen. Freilich befiehlt das die Ehre! Gewiß, ich hätte den Brief lesen sollen. Aber was ich nicht gelesen habe, das höre ich ja.

v. Tellh. Ja, Sie sollen es hören —

Das Fräulein. Nein! ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es versteht sich von selbst. Sie könnten eines so häßlichen Streiches fähig sein, daß Sie mich nun nicht wollten? Wissen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beschimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weisen. — „Das ist sie", würde es heißen, „das ist das Fräulein von Barnhelm, die sich einbildete, weil sie reich sei, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!" So würde es heißen; denn meine Landsmänninnen sind alle neidisch auf mich. Daß ich reich bin, können sie nicht leugnen; aber davon wollen sie nichts wissen, daß ich auch sonst noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das seines Mannes werth ist. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellh. Ja, ja, gnädiges Fräulein! daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an seiner Ehre gekränkten Offizier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das Alles wären Sie? Ich hörte so was, wenn ich mich nicht irre, schon heute Vormittage. Da ist Böses und Gutes unter einander. Lassen Sie uns doch jedes näher beleuchten! — Verabschiedet sind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment sei blos untergesteckt worden. Wie ist es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdiensten nicht beibehalten?

v. Tellh. Es ist gekommen, wie es kommen müssen. Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber Alles seiner eignen Ehre wegen thut. Was können sie ihm also schuldig zu sein glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht; und am Ende ist ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen hinwiederum sehr entbehrlich sind. Und niemals waren sie es mehr, als jetzt. Ich sage den Großen meinen großen Dank, daß sie ihre Ansprüche auf einen Mann haben fahren lassen, den ich doch nur sehr ungern mit ihnen getheilet hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim! Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabschiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen lassen! — Doch, Sie sind nicht blos verabschiedet, Sie sind noch mehr? Was sind Sie noch mehr? Ein Krüppel, sagten Sie? Nun, (indem sie ihn von oben bis unten betrachtet) der Krüppel ist doch noch ziemlich ganz und gerade; scheinet doch noch ziemlich gesund und stark. — Lieber Tellheim! wenn Sie auf den Verlust Ihrer gesunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken: so prophezeihe ich Ihnen, daß Sie vor den wenigsten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellh. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna!

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweise nur das: Liebe Minna! — Ich will nicht mehr muthwillig sein. Denn ich besinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel sind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch Alles wol überlegt: so ist auch das so schlimm nicht. Um so viel sicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellh. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen sagen: Aber Sie um so viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim! ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen lassen.

v. Tellh. Sie wollen lachen, mein Fräulein! Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein? Lieber Major! das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umstände weit richtiger, als Sie selbst. Weil Sie verabschiedet sind, nennen Sie Sich an Ihrer Ehre gekränkt, weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie Sich zu einem Krüppel. Ist das so recht? Ist das keine Uebertreibung? Und ist es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen so fähig sind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieser ebenso wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal Ihre Equipage verloren haben; bei dem oder jenem Banquier werden einige Kapitale jetzt mit schwinden; Sie werden diesen und jenen Vorschuß, den Sie im Dienste gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber sind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben ist, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellh. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweitausend Pistolen, die Sie unsern Ständen so großmüthig vorschossen.

v. Tellh. Hätten Sie doch nur meinen Brief gelesen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn gelesen! Aber was ich über diesen Punkt darin gelesen, ist mir ein wahres Räthsel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellh. Sie erinnern sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußersten Strenge baar beizutreiben. Ich wollte mir diese Strenge ersparen, und schoß die fehlende Summe selbst vor. —

Das Fräulein. Ja wol erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieser That willen, ohne Sie noch gesehen zu haben.

v. Tellh. Die Stände gaben mir ihren Wechsel, und diesen wollte ich, bei Zeichnung des Friedens, unter die zu ratihabirenden Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für giltig erkannt, aber mir war das Eigenthum desselben streitig gemacht. Man zog spöttisch das Maul, als ich versicherte, die Valuta baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für das Gratial der Stände, weil ich sobald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen, Vollmacht hatte. So kam der Wechsel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er sicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt; nicht durch den Abschied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie sind ernsthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, ersticken Sie dieses Lachen! Tellheim! Ich beschwöre Sie! Es ist das schreckliche Lachen des Menschenhasses! Nein, Sie sind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil sie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können diese üblen Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen! Das Zeugniß meines Oheims, aller unsrer Stände —

v. Tellh. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorsicht glauben, Tellheim! so lachen Sie so nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und lassen Sie uns das Schlimmste setzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: so kann man Sie bei uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim! Und wenn unsere Stände die geringste Empfindung von Ehre haben, so weiß ich, was sie thun müssen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie Sich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitausend Pistolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf sich weisend) wird Ihnen desto günstiger sein. — Die Vorsicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer schadlos; und öfters schon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitausend Pistolen bringen sollte, erwarb mich Ihnen. Ohne diese That würde ich nie begierig gewesen sein, Sie kennen zu lernen. Sie wissen, ich kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam blos Ihretwegen. Ich kam in dem festen Vorsatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie schon! — in dem festen Vorsatze, Sie zu besitzen, wenn ich Sie auch so schwarz und häßlich finden sollte, als den Mohr von Venedig. Sie sind so schwarz und häßlich nicht; auch so eifersüchtig werden Sie nicht sein. Aber Tellheim, Tellheim! Sie haben doch noch viel Aehnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegsamen Männer,

die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre heften! für alles andere Gefühl sich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (der indeß vertieft und unbeweglich, mit starren Augen immer auf eine Stelle gesehen) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellh. (zerstreut) O ja! Aber sagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein. (erschrocken) Wo sind Sie, Tellheim? — Nun ist es Zeit, daß wir abbrechen! — Kommen Sie! (indem sie ihn bei der Hand ergreift) — Franciska, laß den Wagen vorfahren!

v. Tellh. (der sich von dem Fräulein losreißt und der Franciska nachgeht) Nein, Franciska! ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein! lassen Sie mir noch heute meinen gesunden Verstand, und beurlauben Sie mich! Sie sind auf dem besten Wege, mich darum zu bringen. Ich stemme mich, so viel ich kann. — Aber weil ich noch bei Verstande bin: so hören Sie, mein Fräulein, was ich fest beschlossen habe; wovon mich nichts in der Welt abbringen soll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele ist, wenn sich das Blatt völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major! — Das hätten wir ihm gleich sagen sollen, Franciska! Du erinnerst mich auch an gar nichts. — Unser Gespräch würde ganz anders gefallen sein, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellh. Der Chevalier de la Marliniere? Wer ist das?

Franciska. Es mag ein ganz guter Mann sein, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciska! — Gleichfalls ein verabschiedeter Offizier, der aus holländischen Diensten —

v. Tellh. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er versicherte, daß er Ihr Freund sei.

v. Tellh. Ich versichere, daß ich seiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Minister, vertraut habe, Ihre Sache sei dem glücklichsten Ausgange nahe. Es müsse ein königliches Handschreiben an Sie unterwegs sein. —

v. Tellh. Wie kämen Riccaut und ein Minister zusammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geschehen sein! Denn nur jetzt erklärte mir der Kriegszahlmeister, daß der König Alles niedergeschlagen habe, was wider mich urgiret worden; und daß ich mein schriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch Alles sein. Man wird mich wollen laufen lassen. Allein man irrt sich; ich werde nicht laufen. Eher soll mich hier das äußerste Elend, vor den Augen meiner Verleumder, verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellh. Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit! Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes, wie Sie —

v. Tellh. (hitzig) Nein, mein Fräulein! Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unsers Gewissens, nicht das Zeugniß weniger Rechtschaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein! ich weiß wol. Die Ehre ist — die Ehre.

v. Tellh. Kurz, mein Fräulein! — Sie haben mich nicht ausreden lassen. — Ich wollte sagen: wenn man mir das Meinige so schimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht; so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht sein. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu sein. Das Fräulein von Barnhelm verdienet einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämet, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das ist Ihr Ernst, Herr Major? — (indem sie ihm den Rücken wendet) Franciska!

v. Tellh. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein—

Das Fräulein. (bei Seite zu Franciska) Jetzt wäre es Zeit! Was räthst du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellh. (der sie zu unterbrechen kömmt) Sie sind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein. (höhnisch) Ich? im Geringsten nicht!

v. Tellh. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein. (noch in diesem Tone) O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und sehen Sie, Herr Major! ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben! — Ebenso gut, daß ich nicht offenherziger gewesen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewähret haben, was mir Ihre Liebe versagt. — (indem sie den Ring langsam vom Finger zieht)

v. Tellh. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein! keines muß das andere, weder glücklicher, noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major! und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen sollten.

v. Tellh. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (überreicht ihm den Ring) Es sei drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben. v. Tellh. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr! — Sie haben Sich doch wol nicht blos gezieret?

v. Tellh. (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt) Gott! So kann Minna sprechen? —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht sein: ich kann die Ihrige in keinem sein! Ihr Unglück ist wahrscheinlich; meines ist gewiß! — Leben Sie wol! (will fort) v. Tellh. Wohin, liebste Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr! Sie beschimpfen mich jetzt mit dieser vertraulichen Benennung.

v. Tellh. Was ist Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Lassen Sie mich! — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (geht ab)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Franciska.

v. Tellh. Ihre Thränen? Und ich sollte sie lassen? (will ihr nach)

Franciska. (die ihn zurückhält) Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellh. Ihr Unglück? Sprach sie nicht von Unglück?

Franciska. Nun freilich: das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellh. Nachdem? was nachdem? Hier hinter steckt mehr! Was ist es, Franciska? Rede, sprich —

Franciska. Nachdem sie, wollte ich sagen, — Ihnen so Vieles aufgeopfert. v. Tellh. Mir aufgeopfert?

Franciska. Hören Sie nur kurz! — Es ist — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf diese Art von ihr losgekommen sind. — Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir sind entflohen! — Der Graf von Bruchsall hat das Fräulein enterbt, weil sie keinen Mann von seiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, Alles verachtete sie hierauf. Was sollten wir thun? Wir entschlossen uns, denjenigen aufzusuchen, dem wir —

v. Tellh. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen!

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr, und danken Ihrem guten Geschicke —

v. Tellh. Elende! für wen hältst du mich? — Nein, liebe Franciska! der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf! Ich muß sehen, was sie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugestoßen sein. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (geht dem Fräulein nach)

Achter Auftritt.

v. Tellheim.

Aber Franciska! — O, ich erwarte euch hier! — Nein, das ist dringender! — Wenn sie Ernst sieht, kann mir ihre Vergebung nicht entstehen. — Nun brauch ich dich, edler Werner! — Nein! Minna, ich bin kein Verräther! (eilends ab)

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: der Saal) **v. Tellheim** von der einen und **Werner** von der andern Seite.

v. Tellh. Ha, Werner! ich suche dich überall. Wo steckst du?

Werner. Und ich habe Sie gesucht, Herr Major; so gehts mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellh. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten: ich brauche dein Geld! Geschwind, Werner! gieb mir, so viel du hast; und dann suche so viel aufzubringen, als du kannst.

Werner. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, habe ichs doch gesagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er selber welches zu verleihen hat.

v. Tellh. Du suchst doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, so nimmt er mirs mit der Rechten, und giebt mirs mit der Linken wieder.

v. Tellh. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wenn und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wissen es also nicht, daß die Hofstaatskasse Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. Tellh. Was plauderst du? Was lässest du dir weiß machen? Begreifst du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wol am ersten wissen müßte? — Kurz: Werner! Geld, Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier ist was! — Das sind die hundert Louisdor, und das die hundert Ducaten. — (giebt ihm beides)

v. Tellh. Die hundert Louisdor, Werner, geh und bringe Justen! Er soll sogleich den Ring wieder einlösen, den er heute früh versetzt hat. — Aber wo wirst du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür lassen Sie mich sorgen! — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erst in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellh. Nun ja, lieber Werner! — Siehst du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch Alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du hast sie gesehn, — ist unglücklich — Werner. O Jammer!

v. Tellh. Aber morgen ist sie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellh. Und übermorgen geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier Alles im Stiche gelassen! Wer weiß, wo mir sonst ein Glück aufgehoben ist. Wenn du willst, Werner, so komm mit! Wir wollen wieder Dienste nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch, wos Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellh. Wo sonst? — Geh, lieber Werner! wir sprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen! — Ich will schon Alles zusammenbringen. — In Persien, Herr Major, giebts einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellh. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (geht ab)

Zweiter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie ist mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück schlug mich nieder; machte mich ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig: ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und stark, Alles für sie zu unternehmen — Was verweile ich? (will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franciska entgegen kömmt)

Dritter Auftritt.

Franciska. v. Tellheim.

Franciska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellh. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! — Franciska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellh. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciska. Haben Sie vergessen, Herr Major? —

v. Tellh. Bist du nicht klug, Franciska? — Ich habe sie gereizt, und sie ward empfindlich: ich werde Sie um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben.

Franciska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellh. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erst wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingesteckt? — (er sucht ihn) Hier ist er!

Franciska. Ist er das? (indem er ihn wieder einsteckt, bei Seite) Wenn er ihn doch genauer besehen wollte!

v. Tellh. Sie drang mir ihn auf, mit einer Bitterkeit — Ich habe diese Bitterkeit schon vergessen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber sie wird sich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franciska. Den erwartet sie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch!

v. Tellh. (etwas verlegen) Ich habe — ihn anzustecken vergessen. — Just — Just wird mir ihn gleich nachbringen.

Franciska. Es ist wol einer ziemlich wie der andere; lassen Sie mir doch diesen sehen! ich sehe so was gar zu gern.

v. Tellh. Ein andermal, Franciska! Jetzt komm —

Franciska. (bei Seite) Er will sich durchaus nicht aus seinem Irrthume bringen lassen.

v. Tellh. Was sagst du? Irrthume?

Franciska. Es ist ein Irrthum, sag ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie sei. Ihr eignes Vermögen ist gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Wasser machen. Sie erwartete Alles von dem Oheim; aber dieser grausame Oheim —

v. Tellh. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Mann genug, ihr einmal Alles zu ersetzen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellh. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten, mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie wenigstens mir erst nach! — (geht herein)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim.

(ihr nachrufend) Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franciska! — Ich folge dir sogleich! — Was werde ich ihr sagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine studierte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, sich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Beflissenheit, mir ein Glück vorzuspiegeln, das sie durch mich verloren hat. Dieses Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eignen Werth, vor ihr selbst zu entschuldigen, vor ihr selbst — Vor mir ist es schon entschuldiget! — Ha! hier kömmt sie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska. v. Tellheim.

Das Fräulein. (im Heraustreten, als ob sie den Major nicht gewahr würde) Der Wagen ist doch vor der Thüre, Franciska? — Meinen Fächer! —

v. Tellh. (auf sie zu) Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein. (mit einer affektirten Kälte) Aus, Herr Major! — Ich errathe, warum Sie Sich nochmals her bemühet haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wol, Herr Major! haben Sie nur die Güte, ihn der Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (will fort)

v. Tellh. (der ihr vortritt) Mein Fräulein! — Ah, was habe ich [illegible]ren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du hast dem Herrn Major — — Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellh. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein! Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich, in den Augen der Welt, viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch diesen Verlust gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu nachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn vors erste verbergen. Ich beschwere mich nicht über dieses Mißtrauen. Es entsprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieses Verlangen ist mein Stolz! Sie fanden mich selbst unglücklich; und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaus setzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellh. In nichts gewilliget! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige! (zieht den Ring heraus) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich diesen Ring wiedernehmen? diesen Ring? v. Tellh. Ja, liebste Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? diesen Ring?

v. Tellh. Diesen Ring nahmen Sie das erstemal aus meiner Hand, als unser beider Umstände einander gleich, und glücklich waren. Sie sind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebste Minna! — (ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzustecken)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da ist keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen soll, diesen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie sehen ja wol, (auf ihren Ring zeigend) daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringste nachgiebt! —

Franciska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellh. (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt) Was ist das? — Ich sehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren sich, mein Fräulein! — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieses Wort nachbrauche.

Das Fräulein. (in ihrem wahren Tone) Hat Sie dieses Wort beleidiget, Herr Major?

v. Tellh. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein. (gerührt) Das sollte es nicht, Tellheim! — Verzeihen Sie mir, Tellheim!

v. Tellh. Ha, dieser vertrauliche Ton sagt mir, daß Sie wieder zu sich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna! —

Franciska. (herausplatzend) Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein. (gebieterisch) Ohne dich in unser Spiel zu mengen, Franciska, wenn ich bitten darf! —

Franciska. (bei Seite und betroffen) Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr; es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhnisch zu stellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich ebenso wahrhaft zu finden, als Sie selbst sind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim! ich liebe Sie noch; aber demohngeachtet —

v. Tellh. Nicht weiter, liebste Minna, nicht weiter! (ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzustecken)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurückzieht) Demohngeachtet, — um so viel mehr werde ich dieses nimmermehr geschehen lassen; nimmermehr — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müssen hier bleiben; Sie müssen Sich die allervollständigste Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geschwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen! — und sollte Sie auch das äußerste Elend, vor den Augen ihrer Verleumder, darüber verzehren!

v. Tellh. So dacht ich, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst, in dem vollsten Glanze des Glückes, konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreuet und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbarers zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Lassen Sie Sich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen! Von der unschuldigen Ursache unsers Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin diese Ursache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müssen Sie alles dieses wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigsten Ihres Geschlechts auf meiner Seele. Lassen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich selbst hassen müßte. — Nein, nichts soll mich hier länger halten! Von diesem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegensetzen. Ist dieses Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste wird man mir verweigern? Und müßte ich sie unter dem entferntesten Himmel suchen: folgen Sie mir nur getrost, liebste Minna! es soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterstützet. —

Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. (indem sie den Feldjäger gewahr wird) St! Herr Major —

v. Tellh. (gegen den Feldjäger) Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich suche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie sind es ja selbst! Mein Herr Major, dieses königliche Handschreiben (das er aus seiner Brieftasche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben. v. Tellh. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufschrift —

Das Fräulein. Franciska, hörst du? — der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger. (indem Tellheim den Brief nimmt) Ich bitte um Verzeihung, Herr Major! Sie hätten es bereits gestern erhalten sollen; aber es ist mir nicht möglich gewesen, Sie auszufragen. Erst heute, auf der Parade, habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das ist des Chevaliers Minister. — „Wie heißen der Minister, da drauß auf die breite Platz?" —

v. Tellh. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr verbunden.

Der Feldjäger. Es ist meine Schuldigkeit, Herr Major! (geht ab)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

v. Tellh. Ah, mein Fräulein! was habe ich hier? Was enthält dieses Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde so weit zu erstrecken.

v. Tellh. Wie? Sie trennen mein Schicksal noch von dem Ihrigen? — Aber warum steh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebste Minna! es kann uns nicht unglücklicher machen; — wol aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (erbricht und lieset den Brief, indeß der Wirth an die Scene geschlichen kömmt)

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth. (gegen die Franciska) Bst! mein schönes Kind! auf ein Wort!

Franciska. (die sich ihm nähert) Herr Wirth? — Gewiß! wir wissen selbst noch nicht, was in dem Briefe steht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wissen? Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wiedergeben. Just ist da, er soll ihn wieder einlösen!

Das Fräulein. (die sich indeß gleichfalls dem Wirthe genähert) Sagen Sie Justen nur, daß er schon eingelöset sei; und sagen Sie ihm nur, von wem: von mir!

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme Alles auf mich; gehen Sie doch! (der Wirth geht ab)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie es mit dem armen Major gut sein!

Das Fräulein. O, über die Vorbitterin! Als ob der Knoten sich nicht von selbst bald lösen müßte.

v. Tellh. (nachdem er gelesen, mit der lebhaftesten Rührung) Ha! er hat sich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, Alles ist wiederhergestellt! — Ich träume doch nicht? (indem er wieder in den Brief sieht, als um sich nochmals zu überzeugen) Nein, kein Blendwerk meiner Wünsche! — Lesen Sie selbst, mein Fräulein! lesen Sie selbst!

Das Fräulein. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major!

v. Tellh. Unbescheiden? Der Brief ist an mich; an Ihren Tellheim, Minna! Er enthält, was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, Herr Major! — (sie nimmt den Brief und lieset)

„Mein lieber Major von Tellheim!

Ich thue Euch zu wissen, daß der Handel, der mich um Eure Ehre besorgt machte, sich zu Eurem Vortheil aufgekläret hat. Mein Bruder war des Nähern davon unterrichtet, und sein Zeugniß hat Euch für mehr, als unschuldig erkläret. Die

Hofstaatskasse hat Ordre, Euch den bewußten Wechsel wieder auszuliefern und die gethanen Vorschüsse zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß Alles, was die Feldkriegskassen wider Eure Rechnungen urgiren, niedergeschlagen werde. Meldet mir, ob Euch Eure Gesundheit erlaubet, wieder Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren. Ich bin Euer wolaffektionirter König &c."

v. Tellh. Nun, was sagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein. (indem sie den Brief wieder zusammenschlägt und zurückgiebt) Ich? nichts! v. Tellh. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wol ein guter Mann sein mag. — Aber was geht mich das an? Er ist nicht mein König.

v. Tellh. Und sonst sagen Sie nichts? Nichts von Rücksicht auf uns selbst?

Das Fräulein. Sie treten wieder in seine Dienste; der Herr Major wird Oberstlieutenant, Oberster vielleicht. Ich gratuliere von Herzen!

v. Tellh. Und Sie kennen mich nicht besser? — Nein, da mir das Glück soviel zurückgiebt, als genug ist, die Wünsche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, soll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich sonst noch jemandem wieder zugehören soll, als ihr. Ihrem Dienste allein sei mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienste der Großen sind gefährlich, und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten. Minna ist keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts, als den Titel und die Ehrenstelle lieben. Sie wird mich um mich selbst lieben; und ich werde um sie die ganze Welt vergessen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedner Mensch zu sein. Der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen, und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da soll jeder unsrer Tage — Was ist Ihnen, mein Fräulein? (die sich unruhig hin und her wendet, und ihre Rührung zu verbergen sucht)

Das Fräulein. (sich fassend) Sie sind sehr grausam, Tellheim! mir ein Glück so reizend darzustellen, dem ich entsagen muß. Mein Verlust —

v. Tellh. Ihr Verlust? — Was nennen Sie Ihren Verlust? Alles, was Minna verlieren konnte, ist nicht Minna. Sie sind noch das süßeste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigensinn — Desto besser! desto besser! Minna wäre sonst ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (ergreift ihre Hand, sie zu küssen)

Das Fräulein. (die ihre Hand zurück zieht) Nicht so, mein Herr! — — Wie auf einmal so verändert? — Ist dieser schmeichelnde, stürmische Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur sein wiederkehrendes Glück ihn in dieses Feuer setzen? — Er erlaube mir, daß ich, bei seiner fliegenden Hitze, für uns Beide Ueberlegung behalte. — Als er selbst überlegen konnte, hörte ich ihn sagen: es sei eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. — Recht! aber ich bestrebe mich einer eben so reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da sich ein großer Monarch um ihn bewirbt, sollte ich zugeben, daß er sich verliebten Träumereien mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major! folgen Sie dem Wink Ihres bessern Schicksals —

v. Tellh. Nun wol! Wenn Ihnen die große Welt reizender ist, Minna, — wol! so behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armselig ist diese große Welt! — Sie kennen sie nur erst von ihrer Flitterseite. Aber gewiß, Minna! Sie werden — Es sei! Bis dahin, wol! Es soll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewundrern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim! so ist es nicht gemeint. Ich weise Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbescholtene Gattin! Ein sächsisches, verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellh. (auffahrend und wild um sich sehend) Wer darf so sprechen? — Ah, Minna! ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dieses gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen sein.

Das Fräulein. Nun da! Das eben besorge ich. Sie würden nicht die geringste Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bittersten einzunehmen haben. — Kurz; hören Sie also, Tellheim! was ich fest beschlossen, wovon mich nichts in der Welt abbringen soll —

v. Tellh. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beschwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod sprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nämlichen Ring zurückgenommen: so gewiß soll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellh. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünschte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte sich endlich überreden lassen, das Unglück ihres Freundes durch sich, es sei zu vermehren, oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wol, ehe dieser Brief ankam, der alle Gleichheit zwischen uns wieder aufhebt, wie sehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellh. Ist das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna! daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er ist zu haben. (kalt) Ich empfinde eben, daß es mir unanständig ist, diese späte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es besser sein wird, wenn ich das, was man durch einen so schimpflichen Verdacht entehret hat, gar nicht wiederverlange. — Ja; ich will den Brief nicht bekommen haben! Das sei Alles, was ich darauf antworte und thue! (im Begriffe, ihn zu zerreißen)

Das Fräulein. (das ihm in die Hände greift) Was wollen Sie, Tellheim? v. Tellh. Sie besitzen!

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellh. Fräulein! er ist unfehlbar zerrissen, wenn Sie nicht bald sich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch sehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in diesem Tone? — So soll ich, so muß ich in meinen eignen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es ist eine nichtswürdige Kreatur, die sich nicht schämet, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken! v. Tellh. Falsch, grundfalsch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigne Rede in meinem Munde zu schelten?

v. Tellh. Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch Alles, was dem stärkern nicht ansteht? So soll sich der Mann Alles erlauben, was dem Weibe geziemet? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie Sich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz sein, wenn ich schon die Ehre des Ihrigen ausschlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfodert. Ich habe mich bei unserm Gesandten melden lassen. Er will mich noch heute sprechen. Hoffentlich wird er sich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major —

v. Tellh. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein! —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major! lassen Sie mich —

v. Tellh. Eher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie nur, mein Fräulein! wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grausamen Eigensinne Sie diese Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Just. Die Vorigen.

Just. (mit Ungestüm) Herr Major! Herr Major!

v. Tellh. Nun?

Just. Kommen Sie doch geschwind, geschwind!

v. Tellh. Was soll ich? Zu mir her! Sprich, was ists?

Just. Hören Sie nur — (redet ihm heimlich ins Ohr)

Das Fräulein. (indeß bei Seite zur Franciska) Merkst Du was, Franciska?

Franciska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier gestanden, wie auf Kohlen!

v. Tellh. (zu Justen) Was sagst du? — Das ist nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt) — Sag es laut; sag es ihr ins Gesicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Just. Der Wirth sagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm versetzt, zu sich genommen; sie habe ihn für den ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellh. Ist das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr sein!

Das Fräulein. (lächelnd) Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr sein?

v. Tellh. (heftig) Nun, so sei es wahr! — Welch schreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falsche, die Ungetreue!

Das Fräulein. (erschrocken) Wer? wer ist diese Ungetreue?

v. Tellh. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellh. Vergessen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es ist klar! — Daß der Zufall so gern dem Treulosen zu Statten kömmt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Arglist wußte mir den meinigen zuzuschanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Gespenster sehen Sie! Fassen Sie Sich doch, und hören Sie mich!

Franciska. (vor sich) Nun mag sie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner. (mit einem Beutel Gold) **v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska. Just.**

Werner. Hier bin ich schon, Herr Major! —

v. Tellh. (ohne ihn anzusehen) Wer verlangt dich? —

Werner. Hier ist Geld; tausend Pistolen!

v. Tellh. Ich will sie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal so viel befehlen. v. Tellh. Behalte dein Geld!

Werner. Es ist ja Ihr Geld, Herr Major — Ich glaube, Sie sehen nicht, mit wem Sie sprechen?

v. Tellh. Weg damit! sag ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellh. Alle Güte ist Verstellung; alle Dienstfertigkeit Betrug. Werner. Gilt das mir? v. Tellh. Wie du willst!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellh. So vollziehe auch den, und packe dich!

Werner. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Mensch —

v. Tellh. Da bist du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellh. Gut! Galle ist noch das beste, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellh. Wie vielmal soll ich dir es sagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner. (zornig) Nun so brauch es, wer da will! (indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft und bei Seite geht)

Das Fräulein. (zur Franciska) Ah, liebe Franciska! ich hätte dir folgen sollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (auf ihn zugehend)

Franciska. (die, ohne dem Fräulein zu antworten, sich Wernern nähert) Herr Wachtmeister! —

Werner (mürrisch) Geh sie! —

Franciska. Hu! was sind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (der vor Wuth an den Fingern naget, das Gesicht wegwendet, und nichts höret) — Nein, das ist zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen Sich! — Ein bloßes Mißverständniß, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen solchen Verdacht fassen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente, nach einander, von verschiedenen Seiten über den Saal laufend. **Die Vorigen.**

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kömmt, gnädiges Fräulein! —

Franciska. (die ans Fenster gelaufen) Er ist es! er ist es!

Das Fräulein. Ist ers? — O nun geschwind, Tellheim —

v. Tellh. (auf einmal zu sich selbst kommend) Wer? wer kömmt? Ihr Oheim, Fräulein? dieser grausame Oheim? — Lassen Sie ihn nur kommen; lassen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er soll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geschwind umarmen Sie mich, Tellheim! und vergessen Sie Alles —

v. Tellh. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! — Ah, was sind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! (sie fällt ihm in die Arme) Und nun, ihm entgegen! —

v. Tellh. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem besten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellh. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, sein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß Alles erdichtet ist? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellh. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellh. Sie nehmen ihn wieder? — O, so bin ich glücklich! — Hier Minna! — (ihn herausziehend)

Das Fräulein. So besehen Sie ihn doch erst! — O, über die Blinden, die nicht sehen wollen! — Welcher Ring ist es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Ist es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht lassen wollen?

v. Tellh. Gott! was seh ich? was hör ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? soll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! (reißt ihn ihm aus der Hand, und steckt ihn ihm selbst an den Finger) Nun? ist Alles richtig?

v. Tellh. Wo bin ich? — (ihre Hand küssend) O, boshafter Engel! — mich so zu quälen!

Das Fräulein. Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl! daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellh. O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig! ich bin zur Komödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müssen.

Das Fräulein. Leicht ist mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber so kommen Sie doch!

v. Tellh. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wol, wie ängstlich ist mir! So erwacht man plötzlich aus einem schreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern! — Ich höre ihn schon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchsall, von verschiedenen Bedienten und dem **Wirthe** begleitet. **Die Vorigen.**

Der Graf. (im Hereintreten) Sie ist doch glücklich angelangt?

Das Fräulein. (die ihm entgegen springt) Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (sie umarmend). Aber was, Mädchen? (indem er den Tellheim gewahr wird) Vier und zwanzig Stunden erst hier, und schon Bekanntschaft, und schon Gesellschaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es ist? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer sonst, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (ihn dem Grafen zuführend)

Der Graf. Mein Herr! wir haben uns nie gesehen; aber bei dem ersten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünschte, daß Sie es sein möchten. — Umarmen Sie mich! — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundschaft! — Meine Nichte, meine Tochter liebet Sie. —

Das Fräulein. Das wissen Sie, mein Vater! — Und ist sie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna! deine Liebe ist nicht blind; aber dein Liebhaber — ist stumm.

v. Tellh. (sich ihm in die Arme werfend) Lassen Sie mich zu mir selbst kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn dein Mund nicht plaudern kann, so kann dein Herz doch reden. — Ich bin sonst den Offizieren von dieser Farbe (auf Tellheims Uniform weisend) eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim! und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie Alles wüßten! —

Der Graf. Was hinderts, daß ich nicht Alles erfahre? — Wo sind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! (geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein! Nur noch ein Wort mit diesem Manne! (gegen Wernern sich wendend)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franciska, nicht wahr? (dem Grafen nach)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Just. Franciska.

v. Tellh. (auf den Beutel weisend, den Werner weggeworfen) Hier, Just! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hause. Geh! — (Just damit ab)

Werner. (der noch immer mürrisch im Winkel gestanden, und an nichts Theil zu nehmen geschienen; indem er das hört) Ja, nun!

v. Tellh. (vertraulich auf ihn zugehend) Werner, wann kann ich die andern tausend Pistolen haben?

Werner. (auf einmal wieder in seiner guten Laune) Morgen, Herr Major, morgen! —

v. Tellh. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeister sein. Euch gutherzigen Leuten sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seid eine Art Verschwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch so ein Tölpel nicht sein sollen. Nun seh ichs wol. Ich verdiente hundert Fuchtel. Lassen Sie mir sie auch schon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellh. Groll? — (ihm die Hand drückend) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht Alles sagen kann. — Ha! wer ein besseres Mädchen und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich sehen — Franciska, nicht wahr? — (geht ab)

Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Franciska.

Franciska. (vor sich) Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (schüchtern und verschämt, sich Wernern nähernd) Herr Wachtmeister! —

Werner. (der sich die Augen wischt) Nu? —

Franciska. Herr Wachtmeister!

Werner. Was will sie denn, Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh er mich einmal an, Herr Wachtmeister! —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciska. So seh er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe sie schon zu viel angesehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da seh ich sie ja! Was giebts denn?

Franciska. Herr Wachtmeister! — — braucht er keine Frau Wachtmeisterin?

Werner. Ist das ihr Ernst, Frauenzimmerchen?

Franciska. Mein völliger!

Werner. Zöge sie wol auch mit nach Persien?

Franciska. Wohin er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens ein eben so gutes Mädchen, und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb sie mir ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr ist sie Frau Generalin, oder Wittwe!

Ende.

Der Schatz.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen. Leander. Staleno, Leanders Vormund. Philto, ein Alter. Anselmus. Lelio, des Anselmus Sohn. Maskarill, des Lelio Bedienter. Raps. Ein Träger.

Die Scene ist auf der Straße.

Erster Auftritt.

Leander. Staleno.

Staleno. Ei! Leander, so jung, und er hat sich schon ein Mädchen ausgesehen?

Leander. Das wird dem Mädchen eben lieb sein, daß ich jung bin. Und wie jung denn? Wenn ich noch einmal so alt wäre, so könnte ich schon Kinder haben, die so alt wären, als ich.

Staleno. Und das Mädchen soll ich ihm zufreien?

Leander. Ja, mein lieber Herr Vormund! wenn Sie wollten so gut sein.

Staleno. Lieber Herr Vormund! das habe ich lange nicht gehört. Wenn Sie wollten so gut sein! Wie höflich man doch gleich wird, wenn man verliebt ist! — — Aber was ist es denn für ein Mädchen? das hat er mir ja noch nicht gesagt.

Leander. Ein allerliebstes Mädchen.

Staleno. Hat sie Geld? Was kriegt sie mit?

Leander. Sie ist die Schönheit selbst; und unschuldig dabei, — — so unschuldig, als ich.

Staleno. Spricht sie auch schon von Kindern, die sie haben könnte? — — Aber sage er mir, was kriegt sie mit?

Leander. Wenn Sie sie sehen würden, Sie würden Sich selbst in sie verlieben. Ein rundes, volles Gesicht, das aber gar nichts Kindisches mehr hat; ein Gewächse, wie ein Rohr —

Staleno. Und was kriegt sie mit?

Leander. Wie ein Rohr, so gerade. Und dabei nicht hager; aber auch nicht dicke. Sie wissen wol, Herr Vormund, beides muß nicht sein, wenn ein Frauenzimmer schön sein soll.

Staleno. Und was kriegt sie mit?

Leander. Sie weiß sich zu tragen, ah! auf eine Art, liebster Herr Staleno, auf eine Art — — Und ich versichre Sie, sie hat nicht tanzen gelernt; es ist ihr natürlich.

Staleno. Und was kriegt sie mit?

Leander. Wenn ihr Gesichte auch das schönste ganz und gar nicht wäre, so würden sie doch schon ihre Manieren zu der angenehmsten Person unter der Sonne machen. Ich kann nicht begreifen, wer sie ihr muß gewiesen haben.

Staleno. O! so höre er doch! Nach ihrer Aussteuer frage ich, was kriegt sie mit?

Leander. Und sprechen — — sprechen kann sie, wie ein Engel — — Staleno. Was kriegt sie mit?

Leander. Sie werden schwerlich mehr Verstand und Tugend bei irgend einer Person ihres Geschlechts antreffen, als bei ihr — —

Staleno. Gut! alles gut! aber was kriegt sie mit?

Leander. Sie ist über dieses aus einem guten Geschlechte, Herr Vormund! aus einem sehr guten Geschlechte.

Staleno. Die guten Geschlechter sind nicht allezeit die reichsten. Was kriegt sie mit?

Leander. Ich habe vergessen, Ihnen noch zu sagen, daß sie auch sehr schön singt.

Staleno. Zum Henker! lasse er mich nicht eine Sache hundertmal fragen. Ich will vor allen Dingen wissen, was sie mit kriegt? — —

Leander. Wahrhaftig! ich habe sie selbst nur gestern Abends singen hören. Wie wurde ich bezaubert!

Staleno. Ah! Er muß seinen Vormund nicht zum Narren haben. Wenn er mir keine Antwort geben will: so packe er sich, und lasse er mich meinen Gang gehen!

Leander. Sie sind ja gar böse, allerliebster Herr Vormund! Ich wollte Ihnen eben Ihre Frage beantworten.

Staleno. Nun! so thu ers.

Leander. Was war Ihre Frage? Ja, ich besinne mich: Sie fragten, ob sie eine gute Haushälterin sei? O! eine unvergleichliche! Ich weiß gewiß, sie wird ihrem Manne Jahr aus Jahr ein zu Tausenden erspareu.

Staleno. Das wäre noch etwas; aber es war doch auch nicht das, was ich ihn fragte. Ich fragte, — — versteht er denn kein Deutsch? — — ob sie reich ist? ob sie eine gute Aussteuer mit bekömmt? Leander. (traurig) Eine Aussteuer?

Staleno. Ja, eine Aussteuer! Was gilts, darum hat sich das junge Herrchen noch nicht bekümmert? O Jugend, o Jugend! daß doch die leichtsinnige Jugend so wenig nach dem Allernothwendigsten fragt! — Nun! wenn er es noch nicht weiß, was sein Mädchen mitkriegen soll, so gehe er, und erkundige er sich vorher! Alsdann können wir mehr von der Sache sprechen.

Leander. Das können wir gleich jetzo, wenn es Ihnen nicht zuwider ist. Ich bin so leichtsinnig nicht gewesen, sondern habe mich allerdings schon darnach erkundiget.

Staleno. So weiß ers, was sie mitkriegt?

Leander. Auf ein Haar!

Staleno. Und wie viel?

Leander. Allzuviel ist es nicht — —

Staleno. Ei! wer verlangt denn allzuviel? Was recht ist! Er hat ja selber schon genug Geld.

Leander. O! Sie sind ein vortrefflicher Mann, mein lieber Herr Vormund! Es ist wahr, ich bin reich genug, daß ich ihr schon diesen Punkt übersehen kann.

Staleno. Ist es wol so die Hälfte von seinem Vermögen, was das Mädchen mitkriegt?

Leander. Die Hälfte? Nein, das ist es nicht!

Staleno. Das Drittel? Leander. Auch wol nicht.

Staleno. Das Viertel doch? Leander. Schwerlich.

Staleno. Nu? das Achtel muß es doch wol sein? Alsdann wären es ein Paar tausend Thälerchen, die beim Anfange einer Wirthschaft nur allzubald weg sind.

Leander. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es nicht viel ist, gar nicht viel.

Staleno. Aber nicht viel ist doch etwas! Wie viel denn?

Leander. Wenig, Herr Vormund!

Staleno. Wie wenig denn?

Leander. Wenig! — — Sie wissen ja selbst, was man wenig nennt.

Staleno. Nur heraus mit der Sprache! Das Kind muß doch einen Namen haben. Drücke er doch das Wenige mit Zahlen aus!

Leander. Das Wenige, Herr Staleno, ist — — ist gar nichts!

Staleno. Gar nichts? Ja nun! da hat er freilich recht; gar nichts ist wenig genug. — — Aber im Ernste, Leander: schämt er sich nicht, auf so eine Thorheit zu fallen, ein Mädchen sich zur Frau auszusehen, die nichts hat?

Leander. Was sagen Sie? Nichts hat? Sie hat Alles, was zu einer vollkommenen Frau gehört; nur kein Geld hat sie nicht.

Staleno. Das ist, sie hat Alles, was eine vollkommene Frau machen könnte, wenn sie nur noch das hätte, was eine vollkommene Frau macht. — — Stille davon! Ich muß besser einsehen, was ihm gut ist. — — Aber darf man denn wissen, wer diese schöne, liebenswürdige, galante Bettlerin ist? wie heißt sie? —

Leander. Sie versündigen Sich, Herr Staleno! Wenn es nach Verdiensten ginge, so würden wir Alle arm, und diese Bettlerin würde allein reich sein.

Staleno. So sage er mir ihren Namen, damit ich sie anders nennen kann. Leander. Kamilla!

Stanelo. Kamilla? Doch wol nicht die Schwester des liederlichen Lelio?

Leander. Eben die! Ihr Vater soll der rechtschaffenste Mann von der Welt sein.

Staleno. Sein, oder gewesen sein! Es sind nun bereits neun Jahre, daß er von hier wegreisete; und schon seit vier Jahren hat man nicht die geringste Nachricht von ihm. Wer weiß, wo er modert, der gute Anselmus! Es ist für ihn auch eben so gut. Denn wenn er wieder kommen sollte, und sollte sehen, wie es mit seiner Familie stünde, so müßte er sich doch zu Tode grämen.

Leander. So haben Sie ihn wol gekannt?

Staleno. Was sollte ich nicht? Er war mein Herzensfreund.

Leander. Und Sie wollen gegen seine Tochter so grausam sein? Sie wollen mich verhindern, sie wieder in Umstände zu setzen, die ihrer würdig sind?

Staleno. Leander, wenn er mein Sohn wäre, so wollte ich nicht ein Wort dawider reden; aber so ist er nur mein Mündel. Seine Neigung könnte sich in reifern Jahren ändern; und wenn er alsdann das schöne Gesicht satt wäre, dem der beste Nachdruck fehlt, so würde alle Schuld auf mich fallen.

Leander. Wie? meine Neigung sollte sich ändern? ich sollte aufhören, Kamillen zu lieben? ich sollte — —

Staleno. Er soll warten, bis er sein eigner Herr wird; alsdann kann er machen, was er will. Ja, wenn das Mädchen noch in den Umständen wäre, in welchen sie ihr Vater verließ; wenn ihr Bruder nicht Alles durchgebracht hätte; wenn der alte Philto, dem Anselmus die Aufsicht über seine Kinder anvertraute, nicht ein alter Betrüger gewesen wäre: gewiß, ich wollte selbst mein Möglichstes thun, daß kein andrer, als er, die Kamilla bekommen sollte. Aber, da das nicht ist, so habe ich nichts damit zu schaffen. Gehe er nach Hause!

Leander. Aber, liebster Herr Staleno! —

Staleno. Er bringt seine Schmeichelei zu unnützen Kosten. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Ich wollte eben zum alten Philto gehen, der sonst mein guter Freund ist, und ihm den Text wegen seines Betragens gegen den Lelio lesen. Nun hat er dem liederlichen Burschen auch sogar das Haus abgekauft, das Letzte, was die Leutchen noch hatten. Das ist zu toll! das ist unverantwortlich! — Geh er, Leander; halte er mich nicht länger auf! Allenfalls können wir zu Hause mehr davon sprechen.

Leander. In der Hoffnung, daß Sie gütiger werden gesinnt sein, will ich gehen. Sie kommen doch bald zurück?

Staleno. Bald!

Zweiter Auftritt.

Staleno.

Es bringt freilich nichts ein, den Leuten die Wahrheit zu sagen, und ihnen ihre schlechten Streiche vorzurücken; man macht sie sich meisten Theils dadurch zu Feinden. Aber mags! Ich will den Mann nicht zum Freunde behalten, der so wenig Gewissen hat. — — Hätte ich mirs in Ewigkeit vorgestellt! Der Philto, der Mann, auf den ich Schlösser gebaut hätte — — Ha! da kömmt er mir eben in den Wurf. — —

Dritter Auftritt.

Philto. Staleno.

Staleno. Guten Tag, Herr Philto!

Philto. Ei sieh da! Herr Staleno! Wie gehts, mein alter, lieber, guter Freund? Wo wollten Sie hin?

Staleno. Ich war eben im Begriff, zu Ihnen zu gehen.

Philto. Zu mir? das ist ja vortrefflich. Kommen Sie! ich kehre gleich wieder mit um.

Staleno. Es ist nicht nöthig, wenn ich Sie nur spreche; es ist mir gleich viel, ob es in Ihrem Hause oder auf der Gasse geschieht. Ich will so lieber unter freiem Himmel mit Ihnen reden, um vor dem Anstecken sichrer zu sein.

Philto. Was wollen Sie mit Ihrem Anstecken? Bin ich seitdem von der Pest befallen worden als ich Sie nicht gesehen habe?

Staleno. Von noch etwas Schlimmern, als von der Pest. — — O Philto, Philto! Sind Sie der ehrliche Philto, den die Stadt bisher noch immer unter die wenigen Männer von altem Schrot und Korne gezählt hat?

Philto. Das ist ja ein vortrefflicher Anfang zu einer Strafpredigt. Wie käme ich zu der?

Staleno. Was für Zeug wird von Ihnen in der Stadt gesprochen! Ein alter Betrüger, ein Leuteschinder, ein Blutigel, — das sind noch Ihre besten Ehrentitel.

Philto. Meine? Staleno. Ja, Ihre!

Philto. Das ist mir leid. Aber was ist zu thun? man muß die Leute reden lassen. Ich kann es niemandem verwehren, das Nachtheiligste von mir zu denken oder zu sprechen; genug, wenn ich bei mir überzeugt bin, daß man mir Unrecht thut.

Staleno. So kaltsinnig sind Sie dabei? So kaltsinnig war ich nicht einmal, als ich es hörte. Aber mit dieser Gelassenheit sind Sie noch nicht gerechtfertiget. Man ist oft gelassen, weil man bei sich kein Recht zu haben fühlt, hastig und aufgebracht zu sein. — — Von mir sollte jemand so reden! Ich drehte dem ersten dem besten den Hals um. Allein, ich glaube auch nicht, daß ich jemals durch meine Handlungen Gelegenheit dazu geben würde.

Philto. Kann ich denn endlich erfahren, worin das Verbrechen besteht, das man mir Schuld giebt?

Staleno. So? Sie müssen mit Ihrem Gewissen schon vortrefflich zu Rande sein, daß es Ihnen nicht selbst gleich beifällt. — Sagen Sie mir, war Anselmus Ihr Freund?

Philto. Er war es, und ist es noch, so weit wir auch jetzt von einander sind. Wissen Sie denn nicht, daß er mir bei seiner Abreise seinen Sohn und seine Tochter zur Aufsicht anvertraute? Würde er das gethan haben, wenn er mich nicht für seinen rechtschaffnen Freund gehalten hätte?

Staleno. Du ehrlicher Anselmus, wie hast du dich betrogen!

Philto. Ich denke, er soll sich nicht betrogen haben.

Staleno. Nicht? Nu, nu! wenn ich einen Sohn hätte, den ich gern in das äußerste Verderben wollte gebracht wissen, so würde ich ihn ganz gewiß auch Ihrer Aufsicht anvertrauen. Er ist ein schönes Früchtchen geworden, der Lelio!

Philto. Sie legen mir jetzt etwas zur Last, wovon Sie mich selbst sonst allezeit frei gesprochen haben. Lelio hat alle seine liederlichen Ausschweifungen ohne mein Vorwissen begangen; und wenn ich sie erfuhr, so war es schon zu spät, ihnen vorzubeugen.

Staleno. Alles das glaube ich nun nicht mehr; denn Ihr letzter Streich verräth Ihre Karte.

Philto. Was für ein Streich?

Staleno. An wen hat denn Lelio sein Haus verkauft?

Philto. An mich!

Staleno. Willkommen, Anselmus! Können Sie doch nun auf der Gasse schlafen. — — Pfui, Philto!

Philto. Ich habe die drei tausend Thaler dafür richtig bezahlt.

Staleno. Um den Namen eines ehrlichen Mannes richtig los zu werden.

Philto. Hätte ich sie denn nicht bezahlen sollen?

Staleno. O, stellen Sie Sich nicht so albern! Sie hätten gar nichts von dem Lelio kaufen sollen. Einem solchen Menschen zu Gelde verhelfen, heißt das nicht dem Wahnwitzigen ein Messer in die Hände geben, womit er sich die Gurgel abschneiden kann? Heißt das nicht Gemeinschaft mit ihm machen, um den armen Vater ohne Barmherzigkeit zu ruiniren?

Philto. Aber Lelio brauchte das Geld zur höchsten Noth: er mußte sich mit einem Theile desselben von einem schimpflichen Gefängnisse losmachen. Und wenn ich das Haus nicht gekauft hätte, so hätte es ein Anderer gekauft.

Staleno. Andere hätten mögen thun, was sie gewollt hätten. — Aber entschuldigen Sie Sich nur nicht! man sieht Ihre wahre Ursache doch. Das Häuschen ist etwa noch vier tausend Thaler werth; um drei tausend war es zu verkaufen, und zu dem Profitchen, dachten Sie, bin ich der nächste. Ich liebe das Geld doch auch; aber sehen Sie, Philto, eher wollte ich mir diese meine rechte Hand abhauen lassen, als so eine Niederträchtigkeit begehen, und wenn ich schon eine Million damit zu gewinnen wüßte. Kurz, von der Sache zu kommen: meiner Freundschaft sind Sie quitt!

Philto. Nun wahrhaftig! Staleno, Sie legen mirs außerordentlich nahe. Ich glaube wirklich, Sie bringen es durch Ihre Schmähungen noch so weit, daß ich Ihnen ein Geheimniß vertraue, welches kein Mensch auf der Welt sonst von mir erfahren hätte.

Staleno. Was Sie mir vertrauen, darum lassen Sie Sich nicht bange sein. Es ist bei mir so sicher aufgehoben, als bei Ihnen.

Philto. Sehen Sie Sich einmal ein wenig um, daß uns niemand behorcht. Sehen Sie recht zu! Guckt auch niemand hier aus den Fenstern?

Staleno. Das muß ja wol ein recht geheimes Geheimniß sein. Ich sehe niemanden.

Philto. Nun, so hören Sie! Noch an eben dem Tage, als Anselmus wegreisete, zog er mich bei Seite, und führte mich an einen gewissen Ort in seinem Hause. Ich habe dir, sprach er, mein lieber Philto, noch eins zu entdecken. Hier in diesem — Warten sie ein kleines Bischen, Staleno! da sehe ich jemanden gehn, den wollen wir erst vorbei lassen. —

Staleno. Er ist vorbei.

Philto. Hier sprach er, in diesem Gewölbe, unter einem von den — — Stille! dort kömmt eines — — —

Staleno. Es ist ja ein Kind.

Philto. Kinder sind neugierig! Staleno. Es ist weg.

Philto. Unter einem von den Pflastersteinen, sprach er, habe ich — — Da läuft schon wieder was. — —

Staleno. Es ist ja nichts, als ein Hund!

Philto. Es hat aber doch Ohren! — — Habe ich, sprach er, (indem er sich von Zeit zu Zeit furchtsam umsieht) eine kleine Baarschaft vergraben. Staleno. Was?

Philto. St! Wer wird so etwas zweimal sagen?

Staleno. Eine Baarschaft? einen Schatz?

Philto. Ja doch! — — Wenn es nur nicht jemand gehört hat.

Staleno. Vielleicht ein Sperling, der uns über dem Kopfe weggeflogen.

Philto. Ich habe, fuhr er fort, lange genug daran gespart, und mir es herzlich sauer werden lassen. Ich reise jetzo weg; ich lasse meinem Sohne so viel, daß er leben kann; mehr darf ich ihm aber auch keinen Heller lassen. Er hat allen Ansatz zu einem liederlichen Menschen, und je mehr er haben würde, desto mehr würde er verthun. Was bliebe alsdann für meine Tochter übrig? Ich muß mich auf alle Fälle gefaßt machen; meine Reise ist weit und gefährlich; wer weiß, ob ich wieder komme? Von dieser Baarschaft also soll so und so viel für meine Kamille zur Aussteuer, wenn ihr etwa unterdessen eine gute Gelegenheit zu heirathen vorkäme. Das Uebrige soll mein Sohn haben! aber nicht eher, als bis man es gewiß weiß, daß ich todt bin. Bis dahin, bitte ich dich, Philto, mit Thränen bitte ich dich, mein lieber Freund! laß den Lelio nichts davon merken; sei auch sonst gegen Alle verschwiegen, damit er es etwa nicht von einem Dritten erfährt. Ich versprach meinem Freunde Alles, und that einen Schwur darauf. — — Nun sagen Sie mir, Staleno, als ich hörte, daß Lelio das Haus, eben das Haus, worin die Baarschaft verborgen ist, mit aller Gewalt verkaufen wollte: sagen Sie mir, was sollte ich thun?

Staleno. Was hör ich? Bei meiner Treu! das Ding bekömmt doch wol ein ander Ansehen.

Philto. Lelio hatte das Haus anschlagen lassen, als ich eben auf dem Lande war.

Staleno. Ha! ha! der Wolf hatte gemerkt, daß die Hunde nicht bei der Heerde wären.

Philto. Sie können Sich einbilden, daß ich nicht wenig erschrak, als ich wieder in die Stadt kam. Es war geschehen. Sollte ich nun meinen Freund verrathen, und dem liederlichen Lelio den Schatz anzeigen? Oder sollte ich das Haus in fremde Hände kommen lassen, aus welchen es vielleicht Anselmus nimmermehr wieder bekommen hätte? Den Schatz wegzunehmen, das gieng gar nicht an. Mit einem Worte, ich sah keinen andern Rath, als das Haus selber zu kaufen, um sowol das eine, als das andere zu retten. Anselmus mag nunmehr heute oder morgen kommen: ich kann ihm beides richtig überliefern. Sie sehen ja wol, daß ich das gekaufte Haus nicht einmal brauche. Ich habe Sohn und Tochter herausziehen lassen, und es feste verschlossen. Es soll niemand wieder hinein kommen, als sein rechter Herr! Ich sahe es voraus, daß mich die Leute verleumden würden; aber ich will doch lieber eine kurze Zeit weniger ehrlich scheinen, als es in der That sein. Bin ich nun noch in Ihren Augen ein alter Betrüger? ein Blutigel? —

Staleno. Sie sind ein ehrlicher Mann, und ich bin ein Narr. — Daß die Leute, die allen Plunder wissen wollen, und sich mit Nachrichten schleppen, wovon doch weder Kopf noch Schwanz wahr ist, bei dem Henker wären! Was für Zeug haben sie mir nicht von Ihnen in die Ohren gesetzt! — Aber warum war ich auch so ein alter Esel, und glaubte es? — Nehmen Sie mirs nicht übel, Philto! ich bin zu hastig gewesen.

Philto. Ich nehme nichts übel, wobei ich eine gute Absicht sehe. Mein ehrlicher Name ist Ihnen lieb gewesen; und das erfreut mich. Sie würden sich viel darum bekümmert haben, wenn Sie nicht mein Freund wären.

Staleno. Gewiß, ich bin ganz böse auf mich.

Philto. Ei nicht doch!

Staleno. Ich bin mir recht gram, daß ich mir nur einen Augenblick etwas Unrechtes von Ihnen habe einbilden können!

Philto. Und ich bin Ihnen recht gut, daß Sie so fein offenherzig gegen mich gewesen sind. Ein Freund, der uns Alles unter die Augen sagt, was er Anstößiges an uns bemerkt, ist jetzt sehr rar; man muß ihn nicht vor den Kopf stoßen, und wenn er auch unter zehnmalen nur einmal Recht haben sollte. Meinen Sie es nur ferner gut mit mir!

Staleno. Das heiße ich doch noch geredt, wie man reden soll! Topp! wir sind Freunde, und wollen es immer bleiben!

Philto. Topp! — — Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen? — —

Staleno. Ich wüßte nicht. — — Doch ja! (bei Seite) Vielleicht kann ich meinem Mündel eine unverhoffte Freude machen.

Philto. Was ists?

Staleno. Sagten Sie mir nicht, daß ein Theil der verborgenen Baarschaft zur Aussteuer für Jungfer Kamillen sollte?

Philto. Ja!

Staleno. Wie hoch beläuft sich wol der Theil?

Philto. Auf sechs tausend Thaler.

Staleno. Das ist nicht schlimm. Und wenn sich nun etwa eine ansehnliche Parthie für die sechs tausend Thaler — — für Jungfer Kamillen, wollte ich sagen, fände: hätten Sie wol Lust, Ja dazu zu sagen?

Philto. Wenn sie ansehnlich wäre, die Parthie; warum nicht?

Staleno, Zum Exempel, mein Mündel? was meinen Sie?

Philto. Was? der junge Herr Leander? hat der ein Auge auf sie?

Staleno. Wol beide! Er ist so vergafft in sie, daß er sie lieber heute, als morgen nähme, und wenn sie auch nackend zu ihm käme.

Philto. Das laßt mir Liebe sein! Wahrhaftig, Herr Staleno! Ihr Vorschlag ist nicht zu verachten. Wenn es Ihr Ernst ist —

Staleno. Mein völliger Ernst! Ich werde ja nicht bei sechstausend Thaler scherzen?

Philto. Ja! aber will denn auch Kamille Leandern haben?

Staleno. Wenigstens will er sie haben. Wenn zwanzig tausend Thaler sechs tausend Thaler heirathen wollen, so werden ja die sechse nicht närrisch sein, und den zwanzigen einen Korb geben. Das Mädchen wird ja wol zählen können.

Philto. Ich glaube, wenn auch Anselmus heute wieder käme, daß er selbst seine Tochter nicht besser zu versorgen wünschen könnte. Gut! ich nehme Alles über mich. Die Sache soll richtig sein, Herr Staleno!

Staleno. Wenn die sechs tausend Thaler richtig sind. —

Philto. Ja, verzweifelt! nun fällt mir erst die größte Schwierigkeit ein. — — Müßte denn Leander die sechs tausend Thaler gleich mit bekommen?

Staleno. Er müßte eben nicht; aber alsdann müßte er eben auch nicht Kamillen gleich haben.

Philto. Nun, so geben Sie mir doch einen guten Rath! Das Geld ist verborgen; wenn ich es hervor kriege, wo soll ich sagen, daß ich es her bekommen habe? Soll ich die Wahrheit sagen, so wird Lelio Lunte riechen, und sich nicht ausreden lassen, daß da, wo sechs tausend Thaler gelegen, nicht noch mehr liegen könnte. Soll ich sagen, daß ich das Geld von dem Meinigen gebe? Das will ich auch nicht gern. Die Leute würden doch nur einen neuen Anlaß, mich zu verleumden, daraus nehmen. Philto, sprächen sie vielleicht, würde so freigebig nicht sein, wenn ihm nicht sein Gewissen sagte, daß er die armen Kinder um gar zu vieles betrogen habe. Staleno. Das ist alles wahr!

Philto. Und daher meinte ich eben, daß es gut wäre, wenn es mit der Aussteuer so lange bleiben könnte, bis Anselmus wieder käme. Sie ist Leandern doch gewiß genug.

Staleno. Leander, wie gesagt, würde sich nichts daraus machen. Aber mein lieber Philto, ich, der ich sein Vormund bin, habe mich für die übeln Nachreden ebenso wol in Acht zu nehmen, als Sie. Ja, ja! würde man murmeln: der reiche Mündel ist in guten Händen! Jetzt wird ihm ein armes Mädchen angehangen, und das arme Mädchen, um dankbar zu sein, wird auch schon wissen, wie es sich gegen den Vormund verhalten muß. Staleno ist schlau; Rechnungen, wie er für Leandern zu führen hat, sind so leicht nicht abzulegen. Eine Vorsprecherin, die ihrem Manne die Augen zuhält, wenn er nachsehen will, ist dabei nicht übel. — — Für solche Glossen bedanke ich mich!

Philto. Sie haben Recht. — Aber, wie ist die Sache nun anzufangen? Sinnen Sie doch ein Bischen nach! —

Staleno. Sinnen Sie nur auch nach! —

Philto. Wie wenn wir — — Staleno. Nun?

Philto. Nein, das geht nicht an!

Staleno. Hören Sie nur: ich dächte — — Das ist auch nichts.

Philto. Könnte man nicht — } zugleich, nachdem sie einige
Staleno. Man müßte — — } Augenblicke nachgedacht.

Philto. Was meinten Sie?

Staleno. Was wollen Sie sagen?

Philto. Reden Sie nur! — —

Staleno. Sagen Sie nur! — —

Philto. Ich will Ihre Gedanken erst hören.

Staleno. Und ich Ihre. Meine sind so recht reif noch nicht. — —

Philto. Und meine — meine sind wieder gar weg.

Staleno. Schade! Aber Geduld! meine fangen eben an zu reifen. — — Nun sind sie reif! Philto. Das ist gut!

Staleno. Wie wenn wir, für ein gutes Trinkgeld, einen Kerl auf die Seite kriegten, der frech genug wäre, und Mundwerk genug hätte, zehn Lügen in Einem Athem zu sagen?

Philto. Was könnte uns der helfen?

Staleno. Er müßte sich verkleiden, und vorgeben, daß er, ich weiß nicht aus welchem, weit entlegenen Lande käme — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß er den Anselmus gesprochen habe — —

Philto. Und — —

Staleno. Und daß ihm Anselmus Briefe mitgegeben habe, einen an seinen Sohn und einen an Sie. — —

Philto. Und was denn nun?

Staleno. Sehen Sie denn noch nicht, wo ich hinaus will? In dem Briefe an seinen Sohn müßte stehen, daß Anselmus so bald noch nicht zurückkommen könne, daß Lelio unterdessen gute Wirthschaft treiben und das Seine fein zusammenhalten solle, und mehr so dergleichen. In Ihrem Briefe aber müßte stehen, daß Anselmus das Alter seiner Tochter überlegt habe, daß er sie gerne verheirathet wissen möchte, und daß er ihr hier so viel und so viel zur Ausstattung schicke, im Fall sie eine gute Gelegenheit finden sollte.

Philto. Und der Kerl müßte thun, als ob er das Geld zur Ausstattung mitbrächte; nicht? Staleno. Ja freilich!

Philto. Das geht wirklich an! — — Aber wie denn, wenn der Sohn die Hand des Vaters zu gut kennt? Wie, wenn er sich auf sein Siegel besinnt?

Staleno. O! da giebts tausend Ausflüchte. Machen Sie Sich doch nicht unzeitige Sorge! — — Ich besinne mich alleweile auf jemanden, der die Rolle recht meisterlich wird spielen können.

Philto. Je nun! so gehen Sie, und reden das Nöthige mit ihm ab. Ich will sogleich das Geld zurechte legen, und es lieber unterdessen von dem meinigen nehmen, bis ich es dort sicher ausgraben kann.

Staleno. Thun Sie das! thun Sie das! In einer halben Stunde soll der Mann bei Ihnen sein. (geht ab)

Philto. (allein) Es ist mir ärgerlich genug, daß ich in meinen alten Tagen noch solche Kniffe brauchen muß, und zwar des liederlichen Lelio wegen! — — Da kömmt er ja wol gar selber, mit seinem Anführer in allen Schelmstücken? Sie reden ziemlich ernstlich; ohne Zweifel muß sie ein Gläubiger wieder auf dem Korne haben. (tritt ein wenig zurück)

Vierter Auftritt.

Lelio. Maskarill. Philto.

Lelio. Und das wäre der ganze Rest von den drei tausend Thalern? (er zählt) Zehne, zwanzig, dreißig, vierzig, funfzig, fünf und funfzig. Nicht mehr, als fünf und funfzig Thaler noch?

Mask. Es kömmt mir selbst fast unglaublich vor. Lassen Sie mich doch zählen! (Lelio giebt ihm das Geld) Zehne, zwanzig, dreißig, vierzig, fünf und vierzig. Ja wahrhaftig: noch fünf und vierzig Thaler, und nicht einen Heller mehr. (er giebt ihm das Geld wieder)

Lelio. Fünf und vierzig? fünf und funfzig, willst du sagen.

Mask. O! ich hoffe richtiger gezählt zu haben, als Sie.

Lelio. (nachdem er vor sich gezählt) Ha! ha! Herr Taschenspieler! Sie haben Ihre Hände doch nicht zum Schubsacke gebraucht? Mit Erlaubniß — —

Mask. Was befehlen Sie?

Lelio. Ihre Hand, Herr Maskarill! — —

Mask. O pfui! Lelio. Ich bitte — —

Mask. Nicht doch! Ich — — muß mich schämen — —

Lelio. Schämen? das wäre ja ganz etwas Neues für dich. — — Ohne Umstände, Schurke! weise mir deine Hand — —

Mask. Ich sage Ihnen ja, Herr Lelio, ich muß mich schämen; denn wahrhaftig — — ich habe mich heute noch nicht gewaschen.

Lelio. Da haben wirs! Drum ist es ja wol kein Wunder, daß Alles an dem Schmutze kleben bleibt. (er macht ihm die Hand auf, und findet die Goldstücke zwischen den Fingern) Siehst du, was die Reinlichkeit für eine nöthige Tugend ist? Man sollte dich bei einem Haare für einen Spitzbuben halten, und du bist doch nur ein Schwein. — — Aber im Ernst! Wenn du von jeden funfzig Thalern deine zehn Thaler Rabatt genommen hast, so sind von den drei tausend Thalern — — laß sehen! — — nicht mehr, als sechs hundert in deinen Beutel gefallen.

Mask. Blitz! man sollte es kaum glauben, daß ein Verschwender so gut rechnen könnte!

Lelio. Und doch sehe ich noch nicht, wie die Summe heraus kommen soll. — — Bedenke doch, drei tausend Thaler?

Mask. Theilen sich bald ein. — — Erstlich auf den ausgeklagten Wechsel — — Lelio. Das macht es noch nicht.

Mask. Ihrer Jungfer Schwester zur Wirthschaft — —

Lelio. Ist eine Kleinigkeit.

Mask. Dem Herrn Stiletti für Austern und italienische Weine — —

Lelio. Waren hundert und zwanzig Thaler — —

Mask. Abgetragene Ehrenschulden —

Lelio. Die werden sich auch nicht viel höher belaufen haben.

Mask. Noch eine Art von Ehrenschulden, die aber nicht bei dem Spiele gemacht waren: — — Zwar freilich auch bei dem Spiele! — — der guten, ehrlichen Frau Lelane und ihren gefälligen Nichten.

Lelio. Fort über den Punkt! Für hundert Thaler kann man viel Bänder, viel Schuhblätter, viel Spitzen kaufen.

Mask. Aber Ihr Schneider — —

Lelio. Ist er davon bezahlt worden?

Mask. Ja so! der ist gar noch nicht bezahlt. Und ich —

Lelio. Und du? Nun freilich wol muß ich auf dich mehr, als auf den Wechsel, mehr, als auf den Herrn Stiletti, und mehr, als auf die Frau Lelane rechnen.

Mask. Nein, nein, mein Herr! — und ich, wollte ich sagen, ich bin auch noch nicht bezahlt. Ich habe meinen Lohn ganzer sieben Jahr bei Ihnen stehen lassen.

Lelio. Du hast dafür sieben Jahr die Erlaubniß gehabt, mich auf alle mögliche Art zu betrügen, und dich dieser Erlaubniß auch so wol zu bedienen gewußt —

Philto. (der ihnen näher tritt) Daß der Herr noch endlich die Livree des Bedienten wird tragen müssen.

Mask. Welche Prophezeihung! Ich glaube, sie kam vom Himmel? (indem er sich umsieht) Ha! ha! Herr Philto, kam sie von Ihnen? Ich bin zu großmüthig, als daß ich Ihnen das Schicksal der neuen Propheten wünschen sollte. — — Aber wenn Sie uns zugehört haben, sagen Sie selbst, ist es erlaubt, daß ein armer Bedienter seinen Lohn für sieben saure Jahre —

Philto. An dem Galgen solltest du deinen Lohn finden! — — Herr Lelio, ich habe Ihnen ein Wort zu sagen.

Lelio. Nur keine Vorwürfe, Herr Philto! Ich kann sie wol verdienen, aber sie kommen zu spät.

Philto. Herr Leander hat durch seinen Vormund, den Herrn Staleno, um Ihre Schwester anhalten lassen.

Lelio. Um meine Schwester? Das ist ja ein großes Glück.

Philto. Freilich wäre es ein Glück; aber es stößt sich an die Aussteuer! Staleno hat es nicht glauben können daß Sie Alles verthan haben. Sobald ich es ihm sagte, nahm er seine Anwerbung wieder zurück.

Lelio. Was sagen Sie?

Philto. Ich sage, daß Sie Ihre Schwester zugleich unglücklich gemacht haben. Das arme Mädchen muß durch Ihre Schuld nun sitzen bleiben.

Mask. Nicht durch seine Schuld, sondern durch die Schuld eines alten Geizhalses. Wenn doch der Geier alle eigennützigen Vormünder, und Alles, was ihnen ähnlich sieht, (indem er den Philto ansieht) holen wollte! Muß denn ein Mädchen Geld haben, wenn sie die ehrliche Frau eines ehrlichen Mannes sein soll? Und allen Falls wüßte ich wol, wer ihr eine Aussteuer geben könnte. Es giebt Leute, die sehr wohlfeil Häuser zu kaufen pflegen. —

Lelio. (in Gedanken) Kamilla ist doch wirklich unglücklich. Ihr Bruder ist — — ist ein Nichtswürdiger!

Mask. Sie haben es mit sich selbst auszumachen, wenn Sie sich schimpfen. — Aber Herr Philto, ein kleiner Nachschuß von tausend Thalern, in Ansehung des wohlfeilen Kaufs — —

Philto. Adieu, Lelio! Sie scheinen über meine Nachricht ernsthaft geworden zu sein. Ich will gute Betrachtungen nicht stören.

Mask. Und auch selbst keine gern machen. Nicht wahr? Denn sonst könnte der kleine Nachschuß einen vortrefflichen Stoff an die Hand geben.

Philto. Maskarill, hüte dich vor meinem Nachschuß! Die Münze möchte dir nicht anstehen. — — (geht ab)

Mask. Es müßte nichtswürdige Münze sein, wenn sie nicht wenigstens beim Spiele gelten könnte.

Fünfter Auftritt.

Maskarill. Lelio.

Mask. Aber was wird denn nun das? So eine saure Miene pflegen Sie ja kaum zu machen, wenn Sie bei einem mißlichen Solo die Trümpfe nachzählen. — — Doch was wetten wir, ich weiß, was Sie denken! — — Es ist doch ein verdammter Streich, denken Sie, daß meine Schwester den reichen Leander nicht bekommen soll. Wie hätte ich den neuen Schwager rupfen wollen! — —

Lelio. (noch in Gedanken) Höre, Maskarill! — —

Mask. Nun? — Aber denken kann ich Sie nicht hören; Sie müssen reden!

Lelio. — — Willst du wol alle deine an mir verübten Betrügereien durch eine einzige rechtschaffne That wieder gut machen?

Mask. Eine seltsame Frage! Für was sehen Sie mich denn an? Für einen Betrüger, der ein rechtschaffner Mann ist? oder für einen rechtschaffnen Mann, der ein Betrüger ist?

Lelio. Mein lieber, ehrlicher Maskarill! ich sehe dich für einen Mann an, der mir wenigstens einige tausend Thaler leihen könnte, wenn er mir so viel leihen wollte, als er mir gestohlen hat.

Mask. Du lieber, ehrlicher Maskarill! — — Und was wollten Sie mit diesen einigen tausend Thalern machen?

Lelio. Sie meiner Schwester zur Aussteuer geben, und mich hernach — — vor den Kopf schießen.

Mask. Sich vor den Kopf schießen? — — Es ist schon wahr, entlaufen würden Sie mir mit dem Gelde alsdann nicht. Aber doch — — (als ob er nachdächte)

Lelio. Du weißt es, Maskarill, ich liebe meine Schwester. Jetzt also muß ich das Aeußerste für sie thun, wenn sie nicht Zeit Lebens mit Unwillen an ihren Bruder denken soll. — — Sei großmüthig, und versage mir deinen Beistand nicht! —

Mask. Sie fassen mich bei meiner Schwäche. Ich habe einen verteufelten Hang zur Großmuth, und Ihre brüderliche Liebe, Herr Lelio, — — wirklich! bezaubert mich ganz. Sie ist etwas recht Edles, etwas recht Superbes! — — Aber Ihre Jungfer Schwester verdient sie auch; gewiß! Und ich sehe mich gedrungen —

Lelio. O! so laß dich umarmen, liebster Maskarill! Gebe doch Gott, daß du mich um recht vieles betrogen hast, damit du mir recht viel leihen kannst! Hätte ich doch nie geglaubt, daß du ein so zärtliches Herz hättest. — — Aber laß hören, wie viel kannst du mir leihen? — —

Mask. Ich leihe Ihnen, mein Herr! —

Lelio. Sage nicht: mein Herr! Nenne mich deinen Freund! Ich wenigstens will dich Zeit Lebens für meinen einzigen, besten Freund halten.

Mask. Behüte der Himmel! Sollte ich, einer so kleinen nichtswürdigen Gefälligkeit wegen, den Respekt bei Seite setzen, den ich Ihnen schuldig bin?

Lelio. Wie? Maskarill, du bist nicht allein großmüthig, du bist auch bescheiden?

Mask. Machen Sie meine Tugend nicht schamroth! — Ich leihe Ihnen also auf zehn Jahr — —

Lelio. Auf zehn Jahr? Welche übermäßige Güte! Auf fünf Jahr ist genug, Maskarill; auf zwei Jahr, wenn du willst. Leihe mir nur, und setze den Termin zur Bezahlung so kurz, als es dir gefällt.

Mask. Nun wol, so leihe ich Ihnen auf funfzehn Jahr — —

Lelio. Ich muß dir nur deinen Willen lassen, edelmüthiger Maskarill! — —

Mask. Auf funfzehn Jahr leihe ich Ihnen, ohne Interessen — —

Lelio. Ohne Interessen? das gehe ich nimmermehr ein. Ich will, was du mir leihest, nicht anders, als zu funfzig Procent — — Mask. Ohne alle Interessen — —

Lelio. Ich bin dankbar, Maskarill, und vierzig Procent mußt du wenigstens nehmen!

Mask. Ohne alle Interessen — —

Lelio. Denkst du, daß ich niederträchtig genug bin, deine Güte zu mißbrauchen? Willst du mit dreißig Procent zufrieden sein, so will ich es als einen Beweis der größten Uneigennützigkeit ansehen. Mask. Ohne Interessen, sage ich. —

Lelio. Aber ich bitte dich, Maskarill! bedenke doch nur, zwanzig Procent nimmt der allerchristlichste Jude.

Mask. Mit Einem Worte, ohne alle Interessen, oder — —

Lelio. Sei doch nur — —

Mask. Oder es wird aus dem ganzen Darlehn nichts!

Lelio. Je nun! weil du denn deiner Freundschaft gegen mich durchaus keine Schranken willst gesetzt wissen — — —

Mask. Ohne Interessen! — —

Lelio. Ohne Interessen! — — ich muß mich schämen! — — Ohne Interessen leihest du mir also auf funfzehn Jahr — — was? wie viel?

Mask. Ohne Interessen leihe ich Ihnen noch auf funfzehn Jahr — — die 175 Thaler, die ich für sieben Jahre Lohn bei Ihnen stehn habe.

Lelio. Wie meinst du? die 175 Thaler, die ich dir schon schuldig bin? — —

Mask. Machen mein ganzes Vermögen aus, und ich will sie Ihnen von Grund meines Herzens gern noch funfzehn Jahr, ohne Interessen, ohne Interessen lassen.

Lelio. Und das ist dein Ernst, Schlingel?

Mask. Schlingel? Das klingt ja nicht ein Bischen erkenntlich.

Lelio. Ich sehe schon, woran ich bin, du ehrvergessener, nichtswürdiger, infamer Verführer, Betrüger! — —

Mask. Ein weiser Mann ist gegen Alles gleichgiltig, gegen Lob und Tadel, gegen Schmeicheleien und Scheltworte. Sie haben es vorhin gesehen, und sehen es jetzt.

Lelio. Mit was für einem Gesichte werde ich mich meiner Schwester zeigen können? — —

Mask. Mit einem unverschämten, wäre mein Rath. Man hat nie etwas Unrechtes begangen, so lange man noch selbst das Herz hat, es zu rechtfertigen. — Es ist ein Unglück für dich, Schwester! ich gestehe es. Aber wer kann sich helfen? Ich will des Todes sein, wenn ich bei meinen Verschwendungen jemals daran gedacht habe, daß ich das Deinige auch zugleich mit verschwendete. — — So etwas ohngefähr müssen Sie ihr sagen, mein Herr! — —

Lelio. (nachdem er ein wenig nachgedacht) Ja, das wäre noch das Einzige. Ich will es dem Staleno selbst vorschlagen. Komm, Schurke! — —

Mark. Der Weg nach dem Kränzchen, in welches ich Sie begleiten sollte, mein Herr, geht dahin.

Lelio. Zum Teufel, mit deinem Kränzchen! — — Aber ist das nicht Herr Staleno selbst, den ich hier kommen sehe?

Sechster Auftritt.

Staleno. Lelio. Maskarill.

Lelio. Mein Herr! ich wollte mir eben jetzt die Freiheit nehmen, Sie aufzusuchen. Ich habe vom Herrn Philto die gütigen Gesinnungen Ihres Mündels gegen meine Schwester erfahren. Halten Sie mich nicht für so verwildert, daß es mich nicht außerordentlich schmerzen würde, wenn sie durch mein Verschulden fruchtlos bleiben sollten. Es ist wahr, meine Ausschweifungen haben mich entsetzlich herunter gebracht; allein, die mir drohende Armuth schreckt mich weit weniger, als der Vorwurf, den ich mir wegen einer geliebten Schwester machen müßte, wenn ich nicht Alles hervor suchte, das Unglück, das ich ihr durch meine Thorheit zugezogen, so viel als noch möglich, von ihr abzuwenden. Ueberlegen Sie also, Herr Staleno! ob das Anerbieten, welches ich jetzt thun will, einige Aufmerksamkeit verdienen kann. Vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt, daß mir eine alte Pathe ein so ziemlich beträchtliches Vorwerk in ihrem Testamente hinterließ. Dieses habe ich noch; nur daß — — wie Sie leicht vermuthen können, — — einige Schulden darauf haften, deren ohngeachtet es jährlich noch so viel einbringt, daß ich nothdürftig davon leben könnte. Ich will es meiner Schwester mit Vergnügen abtreten. Ihr Mündel hat Geld genug, daß er es frei machen, und ansehnliche Verbesserungen, deren es fähig ist, damit vornehmen kann. Es würde alsdann als keine unebene Aussteuer anzusehen sein, an deren Mangel, wie mir Herr Philto gesagt hat, Sie Sich einzig und allein stoßen.

Mask. (sachte zum Lelio) Sind Sie nicht klug, Herr Lelio? —

Lelio. Schweig!

Mask. Das Einzige, was Ihnen noch übrig ist, — —

Lelio. Habe ich dir Rechenschaft zu geben? — —

Mask. Wollen Sie denn hernach betteln gehen?

Lelio. Ich will thun, was ich will! —

Staleno. (bei Seite) Ich merke schon. — Ja wol, Herr Lelio, mußte ich mich an den gänzlichen Mangel der Aussteuer stoßen, so gern ich auch sonst diese Heirath gesehen hätte. Wenn es Ihnen also mit dem gethanen Vorschlage ein Ernst wäre, so wollte ich mich wol noch besinnen.

Lelio. Es ist mein völliger Ernst, Herr Staleno!

Mask. So nehmen Sie doch Ihr Wort wieder zurück!

Lelio. Wirst du — —

Mask. Bedenken Sie doch nur — —

Lelio. Noch ein Wort!

Staleno. Vor allen Dingen aber, Herr Lelio, müßten Sie mir einen Anschlag von dem Vorwerke, und ein aufrichtiges Verzeichniß von allen Schulden, die Sie darauf haben, geben. Eher läßt sich nichts sagen. — —

Lelio. Gut, ich will sogleich gehen und beides aufsetzen. — Wann kann ich Sie wieder sprechen?

Staleno. Sie werden mich immer zu Hause treffen.

Lelio. Leben Sie wol unterdessen! (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Staleno. Maskarill.

Mask. (bei Seite) Jetzt muß ich ihm wider seinen Willen einen guten Dienst thun. Wie fange ichs an? Pst! — — Verziehen Sie doch noch einen Augenblick, Herr Staleno! —

Staleno. Was giebts?

Mask. Ich sehe Sie für einen Mann an, der eine wolgemeinte Warnung, wie es sich gehört, zu schätzen weiß.

Staleno. Du siehst mich für das an, was ich bin.

Mask. Und für einen Mann, welcher nicht glaubt, daß ein Bedienter seinen Herrn eben verrathe, wenn er nicht überall mit ihm in Ein Horn blasen will.

Staleno. Ei freilich muß sich ein Diener des Bösen, das sein Herr thut, so wenig als möglich theilhaftig machen. — Aber wozu sagst du das? Hat Lelio wider mich etwas im Sinne?

Mask. Seien Sie auf Ihrer Hut! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie! Bei Allem beschwöre ich Sie, was Ihnen auf der Welt lieb ist: bei der Wohlfahrt Ihres Mündels; bei der Ehre Ihrer grauen Haare — —

Staleno. Du sprichst auch wirklich, wie ein Beschwörer. — — Aber weswegen soll ich auf meiner Hut sein?

Mask. Des Anerbietens wegen, das Ihnen Lelio gethan hat.

Staleno. Und wie so?

Mask. Kurz, Sie und Ihr Mündel sind verlorne Leute, wenn Sie das Vorwerk annehmen. Denn erstlich muß ich Ihnen nur sagen, daß er fast ebenso viel darauf schuldig ist, als der ganze Bettel etwa werth sein mag.

Staleno. Je nun, Maskarill, wenn es nur fast so viel ist — —

Mask. Schon recht, so kömmt doch noch etwas dabei heraus. — — Aber hören Sie nur, was ich nun sagen will. Der Boden, worauf das Vorwerk liegt, muß gleich die Gegend sein, in welcher aller Fluch, der jemals über die Erde ausgesprochen worden, zusammengeflossen ist.

Staleno. Du erschreckst mich! — —

Mask. Wenn rund herum alle Nachbarn die reichste Ernte haben, so bringen die Aecker, die zum Vorwerke gehören, doch kaum die Aussaat wieder. Alle Jahre macht das Viehsterben die Ställe leer. —

Staleno. Man muß also kein Vieh darauf halten!

Mask. Das hat Herr Lelio auch gedacht, und daher schon längst Schafe und Rinder, Schweine und Pferde, Hühner und Tauben verkauft. Allein, wenn das Viehsterben keine Ochsen findet: — — was meinen Sie wol? — — so fällt es die Menschen an. Staleno. Das wäre!

Mask. Ja gewiß! Es hat kein Knecht ein halb Jahr da ausgehalten, und wenn er auch eine eiserne Gesundheit gehabt hätte. Die stärksten Kerls hat Herr Lelio im Wendischen miethen lassen; aber was halfs? das Frühjahr kam: weg waren sie.

Staleno. Je nun! so muß mans mit den Pommern versuchen. Das sind Leute, die noch mehr aushalten können, als die Wenden: Leute, wie Klotz und Stein.

Mask. Und der kleine Busch, Herr Staleno, der zu dem Vorwerke gehört — Staleno. Nun? der Busch?

Mask. Im ganzen Busche ist kein Baum anzutreffen, in den es nicht entweder einmal eingeschlagen hätte — —

Staleno. Eingeschlagen?

Mask. Oder an den sich nicht einmal jemand gehenkt hätte. Lelio ist dem abscheulichen Busche auch so gram, daß er ihn noch alle Tage lichter machen läßt. Und glauben Sie wol, daß er das Holz, das darinne geschlagen wird, fürs halbe Geld verkauft?

Staleno. Das ist schlecht!

Mask. Ei! er muß wol; denn die Leute, die es kaufen, und brennen wollen, wagen erstaunend viel. Bei einigen hat es die Oefen eingeschmissen, bei andern einen so stinkenden Dampf

von sich gegeben, daß die Magd vor dem Heerde dem Koche ohnmächtig in die Arme gefallen ist.

Staleno. Aber, Maskarill, lügst du wol nicht?

Mask. Ich lüge nicht, mein Herr! wenn ich Ihnen sage, daß ich gar nicht lügen kann. — — Und die Teiche —

Staleno. Auch Teiche hat das Vorwerk?

Mask. Ja! aber Teiche, in welchen sich mehr Menschen ersäuft haben, als Tropfen Wasser darinne sind. Und da sich also die Fische von lauter menschlichem Luder nähren, so können Sie leicht denken, was das für Fische sein mögen?

Staleno. Große und fette Fische! — —

Mask. Fische, die durch ihre Nahrung Menschenverstand bekommen haben, und sich daher gar nicht mehr fangen lassen; ja, wenn man die Teiche abläßt, so sind sie verschwunden. — — Mit Einem Worte, es muß kein Winkel auf der ganzen Erde sein, wo man allen Schaden, alles Unglück so häufig und so gewiß antreffen könnte, als auf diesem elenden Vorwerke. Die Geschichte meldet uns auch, und die Historie bestätiget es, daß seit dreihundert und etlichen funfzig Jahren, — — oder seit vierhundert Jahren, — — kein einziger Besitzer desselben eines natürlichen Todes gestorben sei.

Staleno. Außer die alte Pathe doch, die es dem Lelio vermachte.

Mask. Man redet nicht gerne davon; aber auch die alte Pathe — — Staleno. Nun?

Mask. Die alte Pathe ward des Nachts von einer schwarzen Katze, die sie immer um sich hatte, erstickt. Und es ist sehr wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, daß diese schwarze Katze — — der Teufel gewesen ist. — — Wie es meinem Herrn gehen wird, das weiß Gott. Man hat ihm prophezeiht, daß ihn Diebe ermorden würden, und ich muß es ihm nachsagen, daß er sich alle Mühe giebt, diese Prophezeihung zu Schanden zu machen, und die Diebe durch eine großmüthige Aufopferung seines Vermögens von sich abzuwehren; aber gleichwol — —

Staleno. Aber gleichwol, Maskarill, werde ich seinen Vorschlag annehmen. — —

Mask. Sie? — — Gehen Sie doch! das werden Sie nimmermehr thun. Staleno. Gewiß, ich werde es thun.

Mask. (bei Seite) Der alte Fuchs!

Staleno. (bei Seite) Wie ich ihn martre, den Schelm! — — Aber doch, Maskarill, danke ich dir für deine gute Nachricht. Sie kann mir wenigstens so viel nützen, daß ich meinen Mündel das Vorwerk zwar nehmen, aber auch gleich wieder verkaufen lasse.

Mask. Am besten wäre es, Sie gäben Sich gar nicht damit ab. Ich habe Ihnen noch lange nicht Alles erzählt. — —

Staleno. Verspare es nur! ich habe ohnedem jetzo nicht Zeit. Ein andermal, Maskarill, bin ich deinen Possen wieder zu Diensten. (geht ab)

Achter Auftritt.

Maskarill.

Das war nichts! War ich zu dumm, oder war ich zu klug? Je nun! ich werde am wenigsten dabei verlieren. Will sich Lelio von Allem entblößen; meinetwegen! Endlich kann ich eines Herrn, wie er ist, entbehren. Meine Schäfchen sind im Treugen. Was ich noch für ihn thu, thu ich aus Mitleiden. Er ist immer eine gute Haut gewesen; und ich wollte doch nicht gerne, daß er es am Ende gar zu schlecht hätte. Marsch! — — Ha! das ist ja gar ein Reisender. Ich dächte, ich hätte wenig genug zu thun, um mich um fremde Leute bekümmern zu können. Es ist eine schöne Sache um die Neubegierde!

Neunter Auftritt.

Anselmo. Ein Träger. Maskarill.

Ans. Dem Himmel sei Dank, daß ich endlich mein Haus, mein liebes Haus wieder sehe! Mask. Sein Haus?

Ans. (zum Träger) Setzt den Koffer hier nur nieder, guter Freund! Ich will ihn schon vollends hereinschaffen lassen. — Ich habe euch doch bezahlt? — —

Der Träger. O ja, Herr! o ja! — — Aber — — ohne Zweifel sind Sie wol sehr vergnügt, sehr freudig, daß Sie wieder zu Hause sind? Ans. Ja freilich!

Der Träger. Ich habe Leute gekannt, die, wenn sie sehr freudig waren, gegen einen armen Teufel ein Uebriges thaten. — — Bezahlt haben Sie mich, Herr! bezahlt haben Sie mich.

Ans. Nun da! ich will auch ein Uebriges thun.

Der Träger. Ei! ei! das ist mir doch lieb, daß ich mich nicht betrogen habe; ich sahe Sie gleich für einen spendabeln Mann an. O! ich verstehe mich drauf. Gott bezahls! (geht ab)

Ans. Es will sich niemand aus meinem Hause sehen lassen. Ich muß nur anklopfen!

Mask. Der Mann ist offenbar unrecht!

Ans. Es sieht nicht anders aus, als ob das ganze Haus ausgestorben wäre. Gott verhüte! — —

Mask. (der ihm näher tritt) Mein Herr! — — Sie werden verzeihen — — ich bitte um Vergebung — (indem er zurückprellt) Der Blitz! das Gesichte sollte ich kennen.

Ans. Verzeih Euchs der liebe Gott, daß Ihr nicht klug seid! — — Was wollt Ihr?

Mask. Ich wollte — — ich wollte — —

Ans. Nun? was geht Ihr denn um mich herum?

Mask. Ich wollte — —

Ans. Absehen vielleicht, wo meinem Beutel am besten beizukommen wäre?

Mask. Ich irre mich; wenn er es wäre, müßte er mich ja wol auch kennen. — — Ich bin neugierig, mein Herr! aber meine Neubegierde ist keine von den unhöflichen, und ich frage mit aller Bescheidenheit, — — was Sie vor diesem Hause zu suchen haben?

Ans. Kerl! — — Aber jetzt seh ich ihn erst recht an! Mas— —

Mask. Herr An — — Ans. Maska — —

Mask. Ansel — — Ans. Maskarill! —

Mask. Herr Anselmo! — Ans. Bist du es denn?

Mask. Ich bin ich; das ist gewiß. Aber Sie — —

Ans. Es ist kein Wunder, daß du zweifelst, ob ich es bin.

Mask. Ist es in aller Welt möglich? — — Ach! nicht doch! Herr Anselmo ist neun Jahr weg, und es wäre ja wol wunderbar, wenn er eben heute wiederkommen sollte? Warum denn eben heute?

Ans. Die Frage kannst du alle Tage thun; und ich dürfte also gar nicht wiederkommen.

Mask. Das ist wahr! — — Je nun! so seien Sie tausendmal willkommen, und aber tausendmal, allerliebster Herr Anselmo! — Zwar am Ende sind Sie es doch wol nicht? —

Ans. Ich bin es gewiß! Antworte mir nur geschwind, ob Alles noch wol steht? Leben meine Kinder noch? Lelio? Kamilla?

Mask. Ja, nun darf ich wol nicht mehr länger daran zweifeln, daß Sie es sind. — Sie leben, beide leben sie noch. — — (bei Seite) Wenn er das Uebrige doch von einem Andern zuerst erfahren könnte! —

Ans. Gott sei Dank! daß sie Beide noch leben! Sie sind doch zu Hause? — Geschwind, daß ich sie in meine alten Arme schließen kann! — Bringe den Koffer nach, Maskarill! —

Mask. Wohin, Herr Anselmo! wohin? Ans. Ins Haus!

Mask. In dieses Haus hier? Ans. In mein Haus.

Mask. Das wird sogleich nicht angehen. — — (bei Seite) Was soll ich nun sagen? Ans. Und warum nicht? — —

Mask. Dieses Haus, Herr Anselmo! — — ist verschlossen. — —

Ans. Verschlossen?

Mask. Verschlossen, ja; und zwar — weil niemand darinne wohnt.

Ans. Niemand darinne wohnt? Wo wohnen denn meine Kinder?

Mask. Herr Lelio? und Jungfer Kamille? — — die wohnen — — wohnen in einem andern Hause.

Ans. Nun? Du sprichst ja so seltsam, so räthselhaft. —

Mask. Sie wissen also wol nicht, was seit Kurzem vorgefallen ist? Ans. Wie kann ich es wissen?

Mask. Es ist wahr, Sie sind nicht zugegen gewesen; und in neun Jahren kann sich schon etwas verändert haben. Neun Jahr! eine lange Zeit! — — Aber es ist doch gewiß ganz etwas Eignes, — — neun Jahr, neun ganzer Jahr weg sein, und eben jetzt wiederkommen! Wenn das in einer Komödie geschähe, jedermann würde sagen: Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Alte eben jetzt wieder kömmt. Und doch ist es wahr! Er hat eben jetzt wieder kommen können, und kömmt auch eben jetzt wieder. — Sonderbar, sehr sonderbar!

Ans. O du verdammter Schwätzer, so halte mich doch nicht auf, und sage mir — —

Mask. Ich will es Ihnen sagen, wo Ihre Kinder sind. Ihre Jungfer Tochter ist — — bei Ihrem Herrn Sohn. — — Und Ihr Herr Sohn — — Ans. Und mein Sohn — —

Mask. Ist hier ausgezogen, und wohnt — — Sehen Sie hier in der Straße, das neue Eckhaus? — — Da wohnt Ihr Herr Sohn.

Ans. Und warum wohnt er denn nicht mehr hier? Hier in seinem väterlichen Hause? —

Mask. Sein väterliches Haus war ihm zu groß — — zu klein; zu leer — — zu enge.

Ans. Zu groß, zu klein; zu leer, zu enge. Was heißt denn das?

Mask. Je nun! Sie werden es von ihm selbst besser hören können, wie das Alles ist. — — So viel werden Sie doch wol erfahren haben, daß er ein großer Handelsmann geworden ist?

Ans. Mein Sohn ein großer Handelsmann?

Mask. Ein sehr großer! Er lebt schon mehr, als seit einem Jahre, von nichts, als vom Verkaufen.

Ans. Was sagst du? So wird er vielleicht zur Niederlage für seine Waaren ein großes Haus gebraucht haben?

Mask. Ganz recht, ganz recht!

Ans. Das ist vortrefflich! Ich bringe auch Waaren mit; kostbare indische Waaren.

Mask. Das wird an ein Verkaufen gehen!

Ans. Mache nur, Maskarill! und nimm den Koffer auf den Buckel, und führe mich zu ihm.

Mask. Der Koffer, Herr Anselmo, ist wol sehr schwer? Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gleich einen Träger schaffen.

Ans. Du kannst ihn selbst fortbringen; es sind nichts, als Skripturen und Wäsche darinne.

Mask. Ich habe mir den Arm letzthin ausgefallen. —

Ans. Den Arm? Du armer Teufel! So geh nur und bringe jemanden!

Mask. (bei Seite) Gut, daß ich so wegkomme. Herr Lelio! Herr Lelio! was werden Sie zu der Nachricht sagen? (er geht und kömmt wieder zurück)

Ans. Nun? bist du noch nicht fort?

Mask. Ich muß Sie wahrhaftig noch einmal ansehen, ob Sie es auch sind.

Ans. Je! so zweifle, du verzweifelter Zweifler!

Mask. (im Fortgehen) Ja, ja, er ists! — Neun Jahr weg sein, und eben jetzt wieder kommen!

Zehnter Auftritt.

Anselmo.

Da muß ich nun unter freiem Himmel warten? Es ist gut, daß die Straße ein wenig abgelegen ist, und daß mich die Wenigsten mehr kennen werden. Aber gleichwol darf ich die Augen nicht sehr von meinem Koffer verwenden. Ich dächte, ich setzte mich darauf. — — Bald, bald werde ich nun wol ruhiger sitzen können. Ich habe mir es sauer genug werden lassen, und Gefahr genug ausgestanden, daß ich mir schon mit gutem Gewissen meine letzten Tage zu Rast- und Freudentagen machen kann. — — Ja gewiß, das sollen sie werden! Und wer wird mir verdenken? Wenn ich es nur ganz obenhin überschlage, so besitze ich doch — (er spricht die letzten Worte immer sachter und sachter, bis er zuletzt in bloßen Gedanken an Fingern zählt).

Eilfter Auftritt.

Raps, in einer fremden und seltsamen Kleidung. **Anselmo.**

Raps. Man muß allerlei Personen spielen können. Den möchte ich doch sehen, der in diesem Aufzuge den Trommelschläger Raps erkennen sollte? Ich sehe aus, ich weiß selber nicht wie; und soll — — ich weiß selber nicht was? Eine närrische Kommission! Närrisch immerhin; genug, daß man mich bezahlt. — — Hier in dieser Gasse, hat mir Staleno gesagt, soll ich meinen Mann nur aufsuchen. Er wohnt nicht weit von seinem vorigen Hause; und das ist ja sein voriges Haus.

Ans. Was ist das für ein Gespenste?

Raps. Wie mich die Leute ansehen!

Ans. Diese Figur muß in das Geschlecht der Pilze gehören. Der Hut reicht auf allen Seiten eine halbe Elle über den Körper.

Raps. Guter Vater, der ihr mich so anguckt, seid ihr weniger fremd hier, wie ich? — — Er will nicht hören. — — Mein Herr, der Sie auf dem Koffer hier sitzen, könnten Sie mich wol allenfalls zu rechte weisen? Ich suche einen jungen Menschen, Namens Lelio; und einen Kahlkopf von Ihrer Gattung, Namens Philto.

Ans. Lelio? Philto? — (bei Seite) So heißt ja mein Sohn, und mein alter guter Freund. — —

Raps. Wenn Sie mir die Wohnung dieser Leute zeigen können, so werden Sie bei einem Manne Dank verdienen, der nicht ermangeln wird, Ihre Höflichkeit an allen vier Enden der Welt auszuposaunen; bei einem Reisenden, der siebenmal rund um die Welt gereiset ist: einmal zu Schiffe, zweimal auf der geschwinden Post, und viermal zu Fuße.

Ans. Darf ich nicht wissen, mein Herr, wer Sie sind? wie Sie heißen? von wannen Sie kommen? was Sie bei genannten Personen zu suchen haben!

Raps. Das heißt sehr viel auf einmal fragen. Worauf soll ich nun zuerst antworten? Wenn Sie mich jedes insbesondere, mit der gehörigen Art, fragen wollten, so möchte ich vielleicht darauf Bescheid ertheilen. Denn ich bin gesprächig, mein Herr, sehr gesprächig! — — (bei Seite) Ich kann wenigstens meine Rolle mit ihm probiren.

Ans. Nun wol, mein Herr; lassen Sie uns bei dem Kürzesten anfangen! Wie ist Ihr Name?

Raps. Bei dem Kürzesten? Mein Name! Gefehlt! weit gefehlt! Ans. Wie so?

Raps. Ja, mein guter, lieber, alter Herr! ich muß Ihnen nur sagen, — — geben Sie wol Achtung: — — — Wenn Sie ganz früh, ganz früh, sobald der Tag anfängt zu grauen, von meinem ersten Namen ausgehen, und gehen und gehen, so stark, wie Sie nur können: so wette ich, daß die Sonne doch schon untergegangen sein wird, ehe Sie nur den Anfangsbuchstaben von meinem letzten Namen zu sehen bekommen.

Ans. Ei! so brauchte man ja wol gar eine Laterne und einen Schnapsack zu Ihrem Namen? Raps. Nicht anders!

Ans. (bei Seite) Der Kerl redt! — Aber was wollen Sie denn bei dem jungen Lelio, und bei dem alten Philto! Ohne Zweifel stehen Sie mit dem erstern in Verkehr? Lelio soll ein großer Kaufmann sein.

Raps. Ein großer Kaufmann? daß ich nicht wüßte! Nein, mein Herr! ich habe blos ein Paar Briefe bei ihm abzugeben.

Ans. Ha! ha! Avisobriefe vielleicht von Waaren, die an ihn abgegangen sind, oder so etwas.

Raps. Nicht so etwas! — Es sind Briefe, die mir sein Vater an ihn mitgegeben hat.

Ans. Wer? Raps. Sein Vater. Ans. Des Lelio Vater?

Raps. Ja, des Lelio Vater, der jetzt in der Fremde ist. — — Er ist mein guter Freund.

Ans. (bei Seite) Je! das ist ja gar, mit Ehren zu melden, ein Betrüger. Warte, dich will ich kriegen! Ich soll ihm Briefe an meinen Sohn gegeben haben?

Raps. Was meinen Sie, mein Herr?

Ans. Nichts! — — Und so kennen Sie wol den Vater des Lelio?

Raps. Wenn ich ihn nicht kennte, würde ich wol Briefe an seinen Sohn Lelio, und Briefe an seinen Freund Philto von ihm haben? — — Da, mein Herr! hier sehen Sie beide. — — Er ist mein Herzensfreund.

Ans. Ihr Herzensfreund? — — Und wo war er denn, dieser Ihr Herzensfreund, als er Ihnen die Briefe gab?

Raps. Er war — — er war — — bei guter Gesundheit.

Ans. Das ist mir von Herzen lieb. Aber wo war er denn? wo?

Raps. Mein Herr, er war — — auf der Küste von Paphlagonien.

Ans. Das gesteh ich! — — Daß Sie ihn kennen, haben Sie mir schon gesagt; aber es versteht sich doch wol, von Person?

Raps. Freilich von Person! — — Habe ich denn nicht so manche Flasche Kapwein mit ihm ausgestochen? und zwar auf dem Orte, wo er wächst. — Sie wissen wol, mein Herr, auf dem Vorgebirge Kapua, wo sich in dem dreißigjährigen Kriege Hannibal so voll soff, daß er nicht vor Rom gehen konnte. Ans. Sie besitzen Gelehrsamkeit, wie ich höre.

Raps. So etwas fürs Haus.

Ans. Können Sie mir nicht sagen, wie er aussieht, des Lelio Vater?

Raps. Wie er aussieht? — — Sie sind sehr neugierig! Doch ich liebe die neugierigen Leute. — — Er ist ungefähr einen Kopf größer, als Sie.

Ans. (bei Seite) Das geht gut! ich bin abwesend größer, als gegenwärtig. — Seinen Namen haben Sie mir noch nicht gesagt. Wie heißt er?

Raps. Er heißt — — vollkommen, wie ein ehrlicher Mann heißen soll. Ans. Ich möchte doch hören — —

Raps. Er heißt — — er heißt nicht, wie sein Sohn — — er würde aber besser gethan haben, wenn er so hieße; — — sondern er heißt — — daß dich!

Ans. Nu? Raps. Ich glaube, ich habe den Namen vergessen.

Ans. Den Namen eines Freundes? — —

Raps. Nur Geduld! jetzt läuft er mir auf der Zunge herum. Nennen Sie mir doch geschwind einen, der etwa so klingt! Er fängt sich auf ein A an.

Ans. Arnolph vielleicht? Raps. Nicht Arnolph!

Ans. Anton?

Raps. Nicht Anton! Ans — Ansa — Ansi — — Asi — — Asinus. Nein! nicht Asinus, nicht Asinus — — Ein verzweifelter Name! An — Ansel — —

Ans. Anselmo doch wol nicht?

Raps. Recht! Anselmo. Daß der Henker den schurkischen Namen holen wolle!

Ans. Das ist nicht freundschaftlich gesprochen.

Raps. Ei! warum bleibt er auch einem zwischen den Zähnen stecken. Ist das freundschaftlich, wenn man sich so lange suchen läßt? Dasmal will ich es ihm noch vergeben. — — Anselmo hieß er? nicht? — — Ganz recht! Anselmo. Wie gesagt, das letztemal habe ich ihn auf der Küste von Paphlagonien gesprochen, und zwar in dem Hafen Gibraltar. Er wollte noch den Königen von Gallipoli einen kleinen Besuch abstatten. —

Ans. Den Königen von Gallipoli? Wer sind die?

Raps. Wie, mein Herr! kennen Sie die berühmten Brüder nicht, welche über Gallipoli herrschen? die weltbekannten Dardanellen? Sie reiseten vor einigen zwanzig Jahren in Europa herum; und da hat er sie kennen lernen.

Ans. (bei Seite) Die Narrenspossen dauern zu lange! Ich muß der Pauke nur ein Loch machen, damit ich doch erfahre, woran ich bin.

Raps. Der Hof der Dardanellen, mein Herr! ist einer von den prächtigsten in ganz Amerika; und ich weiß gewiß, mein Freund Anselmo wird daselbst sehr wol empfangen worden sein. Er wird sobald auch nicht wieder wegkommen. Und eben deswegen, weil er dieses voraussahe, und weil er wußte, daß ich gerades Weges hierher reisen würde, gab er mir Briefe mit, um die Seinigen wegen seiner langen Abwesenheit zu beruhigen.

Ans. Das war sehr wol gethan. — Aber eines muß ich doch noch fragen — — Raps. So viel, als Ihnen beliebt.

Ans. Wenn man Ihnen, mein sonderbarer Herr mit dem langen Namen —

Raps. Lang ist mein Name, das ist wahr; aber ich führe auch einen ganz kleinen, welcher gleichsam die Quintessenz von dem langen ist.

Ans. Darf ich ihn wissen? Raps. Raps!

Ans. Raps? Raps. Ja, Raps! Ihnen zu dienen.

Ans. Ich danke für Ihre Dienste, Herr Raps!

Raps. Raps will eigentlich so viel sagen, als der Sohn des Rap. Rap aber hieß mein Vater; und mein Großvater Rip, von welchem sich denn mein Vater auch manchmal Rips zu nennen pflegte: so daß ich mich gar wol, wenn ich mit meinen Ahnen prahlen wollte, Rips Raps nennen könnte.

Ans. Nun wol, Herr Rips Raps! — damit ich wieder auf meine Frage komme: — — Wenn man Ihnen Ihren Freund Anselmo jetzt zeigte, würden Sie ihn wol wieder erkennen?

Raps. Wenn ich meine Augen behielte, ohne Zweifel! Aber es scheint, als ob Sie es noch nicht glauben wollten, daß ich den Anselmo kenne. Hören Sie also einen Beweis über alle Beweise! Nicht allein Briefe hat er mir mitgegeben, sondern auch sechs tausend Thaler, die ich dem Herrn Philto einhändigen soll. Würde er das wol gethan haben, wenn ich nicht sein ander Ich wäre? Ans. Sechs tausend Thaler?

Raps. In lauter guten, vollwichtigen Dukaten!

Ans. (bei Seite) Nun weiß ich fast nicht, was ich von dem Kerl denken soll. Ein Betrüger, der Geld bringt, das ist ja wol ein sehr wunderbarer Betrüger!

Raps. Aber, mein Herr! wir plaudern zu lange. Ich sehe wol, daß Sie mir meine Leute entweder nicht weisen können, oder nicht wollen. — —

Ans. Nur noch ein Wort! — Haben Sie denn, Herr Raps, das Geld bei sich, das Ihnen Anselmo gegeben hat?

Raps. Ja! Warum?

Ans. Und es ist ganz gewiß, daß Ihnen Anselmo, des Lelio Vater, die sechs tausend Thaler gegeben hat?

Raps. Ganz gewiß!

Ans. Je nun! so geben Sie mir sie nur wieder, Herr Raps! Raps. Was soll ich Ihnen wieder geben?

Ans. Die sechs tausend Thaler, die Sie von mir bekommen haben.

Raps. Ich von Ihnen sechs tausend Thaler bekommen?

Ans. Sie sagen es ja selbst.

Raps. Was sag ich? — Sie sind — — Wer sind Sie denn?

Ans. Ich bin eben der, der Herr Rapsen sechs tausend Thaler anvertrauet hat; ich bin Anselmo!

Raps. Sie: Anselmo?

Ans. Kennen Sie mich nicht? Die Könige von Gallipoli, die weltberühmten Dardanellen, haben die Gnade gehabt, mich eher wieder von sich zu lassen, als ich vermuthete. Und weil ich denn nun selbst da bin, so will ich dem Herrn Raps fernere Mühe ersparen.

Raps. (bei Seite) Sollte man nicht schwören, der Mann wäre ein größrer Gauner, als ich selbst! — —

Ans. Besinnen Sie Sich nur nicht lange, und geben Sie mir das Geld wieder!

Raps. Wer sollte es denken, daß ein alter Mann noch so fein sein könnte! Sobald er hört, daß ich Geld bei mir habe: husch! ist er Anselmo. Aber, mein guter Vater! so geschwind Sie Sich anselmisirt haben, so geschwind werden Sie Sich auch wieder entanselmisiren müssen.

Ans. Je nun! wer bin ich denn, wenn ich nicht der bin, der ich bin?

Raps. Was geht das mich an? Seien Sie, wer Sie wollen, wenn Sie nur nicht der sind, der ich nicht will, daß Sie sein sollen. Warum waren Sie denn nicht gleich Anfangs der, der Sie sind? Und warum wollen Sie denn nun der sein, der Sie nicht waren?

Ans. O! so machen Sie doch nur fort — —

Raps. Was soll ich machen?

Ans. Mir mein Geld wieder geben!

Raps. Machen Sie Sich nur weiter keine Ungelegenheit! Ich habe gelogen. Das Geld ist nicht in vollwichtigen Dukaten; sondern es steht blos auf dem Papiere.

Ans. Bald werde ich mit dem Herrn aus einem andern Tone sprechen. — — Ihr sollt in allem Ernste wissen, Herr Rips Raps, daß ich Anselmo bin; und wenn Ihr mir nicht gleich die Briefe und das Geld einhändiget, das Ihr von mir bekommen zu haben vorgebt: so will ich gar bald so viel Leute zusammen rufen, als nöthig sein wird, einen solchen Betrüger fest zu halten.

Raps. Sie wissen also ganz ohnfehlbar, daß ich ein Betrüger bin? und Sie sind ganz ohnfehlbar Herr Anselmo? So habe ich denn die Ehre, mich dem Herrn Anselmo zu empfehlen. — —

Ans. Du sollst so nicht wegkommen, guter Freund!

Raps. O! ich bitte, mein Herr — — (indem ihn Anselmo halten will, stößt ihn Raps mit Gewalt von sich, daß er rücklings wieder auf den Koffer zu sitzen kömmt) Der alte Dieb könnte wenigstens einen Auflauf erregen. Ich will dir schon einen schicken, der dich besser kennen soll. (geht ab)

Ans. Da sitze ich ja nun wieder! Wo ist er hin, der Spitzbube? Wo ist er hin? — — Ich sehe niemanden. — — Bin ich auf dem Koffer eingeschlafen, und hat mir das närrische Zeug geträumt, oder — — Den Henker mag es mir geträumt haben! — — Ich armer Mann! Dahinter steckt ganz gewiß etwas; ganz gewiß steckt etwas dahinter! Und Maskarill? — — Maskarill kömmt auch nicht wieder? Auch das geht nicht richtig zu! auch das nicht! Was soll ich anfangen? Ich will nur gleich den ersten, den besten rufen — — He da, guter Freund, he da!

Zwölfter Auftritt.

Anselmo. Ein anderer Träger.

Der Träger. Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?

Ans. Wollt Ihr Euch ein gut Trinkgeld verdienen, mein Freund? Der Träger. Das wäre wol meine Sache.

Ans. So nehmt geschwind den Koffer, und bringt mich zu dem Kaufmann Lelio. Der Träger. Zu dem Kaufmann Lelio?

Ans. Ja! Er soll da in der Straße, in dem neuen Eckhause wohnen.

Der Träger. Ich kenne in der ganzen Stadt keinen Kaufmann Lelio. In dem neuen Eckhause da unten wohnt jemand ganz anders.

Ans. Ei nicht doch! Lelio muß da wohnen. Sonst hat er hier in diesem Hause gewohnt, welches ihm auch gehört.

Der Träger. Nun merke ich, wen Sie meinen. Sie meinen den liederlichen Lelio. O! den kenn ich wol!

Ans. Was? den liederlichen Lelio?

Der Träger. Je nu! die ganze Stadt nennt ihn so; warum soll ich ihn anders nennen? Sein Vater war der alte

Anselmo. Das war ein garstiger, geiziger Mann, der nie genug kriegen konnte. Er reisete vor vielen Jahren hier weg; Gott weiß, wohin? Unterdessen, daß er sichs in der Fremde sauer werden läßt, oder wol gar darüber schon ins Gras gebissen hat, ist sein Sohn hier guter Dinge. Der wird zwar nun wol auch allmählig auf die Hefen gekommen sein; aber es ist schon recht. Ein Sammler will einen Zerstreuer haben. Das Häuschen, höre ich, hat er nun auch verkauft — —

Ans. Was? verkauft? — — Nun ists klar! Ach, du verwünschter Maskarill! — Ach, ich unglücklicher Vater! Du gottloser, ungerathener Sohn!

Der Träger. Ei! — Sie sind doch wol nicht gar der alte Anselmo selber? Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn Sie es sind; ich habe Sie wirklich nicht gekannt; sonst hätte ich es wol bleiben lassen, Sie einen garstigen, geizigen Mann zu nennen. Es ist niemandem an die Stirne geschrieben, wer er ist. Mögen Sie mich doch immerhin das Trinkgeld nicht verdienen lassen!

Ans. Ihr sollt es verdienen, guter Freund! Ihr sollt es verdienen. Sagt mir nur geschwind: Ist es wirklich wahr, daß er das Haus verkauft hat? Und an wen hat er es verkauft?

Der Träger. Der alte Philto hats gekauft.

Ans. Philto? — O du ehrvergeßner Mann! Ist das deine Freundschaft? — Ich bin verrathen! Ich bin verloren! — Er wird mir nun Alles leugnen. — —

Der Träger. Die Leute haben es ihm übel genug ausgelegt, daß er sich mit dem Kaufe abgegeben hat. Hat er nicht sollen in Ihrer Abwesenheit bei Ihrem Sohne gleichsam Vormunds Stelle vertreten? Ein schöner Vormund! das hieß ja wol den Bock zum Gärtner setzen. Er ist alle sein Lebtage für einen eigennützigen Mann gehalten worden; und was ein Rabe ist, das bleibt wol ein Rabe. — — Da eben seh ich ihn kommen! Ich will gern mein Trinkgeld im Stiche lassen; die Leute sind gar zu wunderlich, wenn sie hören, daß man sie kennt. (geht ab)

Dreizehnter Auftritt.

Anselmo. Philto.

Ans. Unglück über alle Unglücke! Komm nur! Komm nur, du Verräther!

Philto. Ich muß doch sehen, wer hier das Herze hat, sich für den Anselmo auszugeben. — — Aber was sehe ich? Er ist es wirklich! — — Laß dich umarmen, mein liebster Freund! So bist du doch endlich wieder da? Gott sei tausendmal gedankt! — Aber warum so verdrießlich? Kennst du deinen Philto nicht mehr?

Ans. Ich weiß Alles, Philto, ich weiß Alles! Ist das ein Streich, wie man ihn von einem Freunde erwarten kann?

Philto. Nicht ein Wort mehr, Anselmo! Ich höre schon, daß mir ein dienstfertiger Verleumder zuvorgekommen ist. — — Hier ist nicht der Ort, uns weitläufiger zu erklären. Komm in dein Haus! Ans. In mein Haus?

Philto. Ja; noch ist es das deine, und soll wider deinen Willen nie eines Andern werden. Komm! ich habe zu Allem Glücke den Schlüssel bei mir. — Ohne Zweifel ist dieses dein Koffer! Fasse nur an; wir wollen ihn selbst hinein ziehen; es sieht uns doch niemand? — —

Ans. Aber meine Baarschaft? — —

Philto. Auch diese wirst du finden, wie du sie verlassen hast. (Sie gehen in das Haus, nachdem sie den Koffer nach sich gezogen)

Vierzehnter Auftritt.

Lelio. Maskarill.

Mask. Nun? haben Sie ihn gesehen? War er es nicht?

Lelio. Er ist es, Maskarill!

Mask. Wenn nur der erste Empfang vorüber wäre!

Lelio. Nie habe ich meine Nichtswürdigkeit so lebhaft empfunden, als eben jetzt, da sie mich verhindert, einem Vater freudig unter die Augen zu treten, der mich so zärtlich geliebt hat. Was soll ich thun? Soll ich mich aus seinen Augen verbannen? oder soll ich gehen, und ihm zu Fuße fallen?

Mask. Das letzte taugt nicht viel; aber das erste taugt gar nichts.

Lelio. Nun, so rathe mir doch! Nenne mir wenigstens einen Vorsprecher. — —

Mask. Einen Vorsprecher? eine Person, die bei Ihrem Vater für Sie sprechen soll? — — Den Herrn Stiletti.

Lelio. Bist du toll? Mask. Oder — die Frau Lelane.

Lelio. Verräther! Mask. Die eine von ihren Nichten. —

Lelio. Ich bringe dich um!

Mask. Ja! das würde vollends eine Freude für Ihren Vater sein, wenn er seinen Sohn als einen Mörder fände.

Lelio. An den alten Philto darf ich mich nicht wenden. Ich habe seine Lehren, seine Warnungen, seinen Rath allzu oft verachtet, als daß ich auf sein gutes Wort einigen Anspruch machen könnte.

Mask. Aber fallen Sie denn gar nicht auf mich?

Lelio. Sieh du dich nur selbst nach einem Vorsprecher um!

Mask. Das habe ich schon gethan; und der sind Sie!

Lelio. Ich?

Mask. Sie! und zwar zur Danksagung, daß ich Ihnen einen Vorsprecher werde geschafft haben, den Sie in alle Ewigkeit nicht besser finden können.

Lelio. Wenn du das thust, Maskarill —

Mask. Kommen Sie nur hier weg! die Alten möchten wieder herauskommen.

Lelio. Aber nenne mir doch den Vorsprecher, den ich in alle Ewigkeit nicht besser finden könnte.

Mask. Kurz, Ihr Vater soll Ihr Vorsprecher bei dem Herrn Anselmo sein.

Lelio. Was heißt das?

Mask. Das heißt, daß ich einen Einfall habe, den ich Ihnen hier nicht sagen kann. Nur fort! (gehen ab)

Fünfzehnter Auftritt.

Anselmo. Philto. (welche aus dem Hause kommen)

Ans. Nun! das ist wahr, Philto; ein getreurer und klügrer Freund, als du bist, muß in der Welt nicht zu finden sein. Ich danke dir tausendmal, und wollte wünschen, daß ich dir deine Dienste vergelten könnte.

Philto. Sie sind vergolten genug, wenn sie dir angenehm sind.

Ans. Ich weiß, daß du meinetwegen viel Verleumdungen hast über dich ergehen lassen.

Philto. Was wollen Verleumdungen sagen, wenn man bei sich überzeugt ist, daß man sie nicht verdient habe? Auch die List, hoffe ich, wirst du gut finden, die ich wegen der Aussteuer brauchen wollte.

Ans. Die List ist vortrefflich ersonnen: aber nur ist es mir leid, daß aus der ganzen Sache nichts werden kann.

Philto. Nichts werden? Warum denn nicht? Gut, daß Sie kommen, Herr Staleno!

Sechzehnter Auftritt.

Staleno. Anselmo. Philto.

Staleno. So ist es doch wahr, daß Anselmo endlich wieder da ist? Willkommen! willkommen!

Ans. Es ist mir lieb, einen alten guten Freund gesund wieder zu sehen. Aber es ist mir nicht lieb, daß das Erste, was ich ihm sagen muß, eine abschlägliche Antwort sein soll. Philto hat mir hinterbracht, was für eine gute Absicht Ihr Mündel auf meine Tochter hat. Ohne ihn zu kennen, würde ich, blos in Ansehung Ihrer, Ja dazu sagen, wenn ich meine Tochter nicht bereits versprochen hätte; und zwar an den Sohn eines guten Freundes, der vor kurzem in England verstorben ist. Ich habe ihm noch auf seinem Todbette mein Wort geben müssen, daß ich seinen Sohn, welcher sich hier aufhalten soll, auch zu dem meinigen machen wolle. Er hat mir sein Verlangen sogar schriftlich hinterlassen, und es muß eine von meinen ersten Verrichtungen sein, daß ich den jungen Leander aufsuche, und ihm davon Nachricht gebe.

Staleno. Wen? den jungen Leander? Je! das ist ja eben mein Mündel.

Ans. Leander ist Ihr Mündel? des alten Pandolfo Sohn?

Staleno. Leander, des alten Pandolfo Sohn, ist mein Mündel.

Ans. Und eben diesen Leander sollte meine Tochter haben?

Philto. Eben diesen.

Ans. Was für ein glücklicher Zufall! Hätte ich mir es besser wünschen können? Nun wol, ich bekräftige also das Wort, das Ihnen Philto in meinem Namen gegeben hat. Kommen Sie; damit ich den lieben Mündel bald sehen, und meine Tochter umarmen kann. Ach! wenn ich den ungerathnen Sohn nicht hätte, was für ein beneidenswürdiger Mann könnte ich sein!

Siebzehnter Auftritt.

Maskarill. Anselmo. Philto. Staleno.

Mask. Ach! Unglück, unaussprechliches Unglück! Wo werde ich nun den armen Herrn Anselmo finden?

Ans. Ist das nicht Maskarill? Was sagt der Spitzbube?

Mask. Ach! unglücklicher Vater, was wirst du zu dieser Nachricht sagen?

Ans. Zu was für einer Nachricht!

Mask. Ach! der bedauernswürdige Lelio!

Ans. Nun? was ist ihm denn widerfahren?

Mask. Ach! was für ein trauriger Zufall!

Anselmo. Maskarill!

Mask. Ach! welche tragische Begebenheit!

Ans. Tragisch? Aengstige mich nicht länger, Kerl, und sage was es ist! — —

Mask. Ach! Herr Anselmo, Ihr Sohn — —

Ans. Nun? mein Sohn?

Mask. Als ich ihm Ihre glückliche Ankunft zu melden kam, fand ich ihn, mit untergestütztem Arme, im Lehnstuhle —

Ans. Und in den letzten Zügen vielleicht? — —

Mask. Ja, in den letzten Zügen, die er aus einer Ungerschen Bouteille thun wollte. — Freuen Sie Sich, Herr Lelio! waren meine Worte: eben jetzt ist ihr lieber, sehnlich gewünschter Vater wieder gekommen! — Was? mein Vater? — Hier fiel ihm die Bouteille vor Schrecken aus der Hand; sie sprang in Stücken, und die kostbare Neige floß auf den staubigen Boden. Was? schrie er nochmals, mein Vater wiedergekommen? Wie wird es mir nun ergehen! — Wie Sie es verdient haben, sagte ich. Er sprang auf, lief zu dem Fenster, das auf den Kanal geht, riß es auf — —

Ans. Und stürzte sich herab?

Mask. Und sahe, was für Wetter wäre. — „Geschwind meinen Degen!“ — — Ich wollte ihm den Degen nicht geben, weil man Exempel hat, daß mit einem Degen groß Unglück angerichtet worden. — Was wollen Sie mit dem Degen, Herr Lelio? — — „Halte mich nicht auf! oder“ — das Oder sprach er in einem so fürchterlichen Tone aus, daß ich ihm den Degen vor Schrecken gab. Er nahm ihn, und —

Ans. Und that sich ein Leides? Mask. Und — —

Ans. Ach! ich unglücklicher Vater! —

Achtzehnter Auftritt.

Lelio an der Scene. **Die Vorigen.**

Mask. Und steckte ihn an. Komm, rief er, Maskarill! mein Vater wird auf mich zürnen, und sein Zorn ist mir unerträglich. Ich will nicht länger leben, ohne ihn zu versöhnen. Er stürzte die Treppe herab, lief spornstreichs zum Hause hinaus, und warf sich nicht weit von hier — (indem Maskarill dieses sagt, und Anselmo gegen ihn gekehrt ist, fällt ihm Lelio auf der andern Seite zu Füßen) — — zu den Füßen seines Vaters. — —

Lelio. Verzeihen Sie, liebster Vater! daß ich durch dieses Mittel versuchen wollen, ob Ihr Herz gegen mich noch einiges Mitleids fähig ist. Das Traurigste, was Sie meinetwegen besorgten, geschieht gewiß, wenn ich, ohne Vergebung von Ihnen zu erhalten, von Ihren Füßen aufstehen muß. Ich bekenne, daß ich Ihrer Liebe nicht werth bin, aber ich will auch ohne dieselbe nicht leben. Jugend und Unerfahrenheit können vieles entschuldigen. — —

Philto. Laß dich bewegen, Anselmo!

Staleno. Auch ich bitte für ihn. Er wird sich bessern.

Anselmo. Wenn ich das nur glauben dürfte! Steh auf! Noch will ichs einmal versuchen. Aber wo du noch einen liederlichen Streich machst, so habe ich dir nichts vergeben, und die kleinste Ausschweifung, die du wieder begehst, soll die gewisse Strafe für alle andern nach sich ziehen.

Mask. Das ist billig!

Ans. Den nichtswürdigen Maskarill jage nur gleich zum Henker!

Mask. Das ist unbillig! — — Doch jagen Sie mich, oder behalten Sie mich, es soll mir gleichviel sein; nur zahlen Sie mir vorher die Summe aus, die ich Ihnen schon sieben Jahr geliehen habe, und aus Großmuth noch zehn Jahr leihen wollte.

Ende.

Miß Sara Sampson.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Sir William Sampson. Miß Sara, dessen Tochter. Mellefont. Marwood, Mellefonts alte Geliebte. Arabella, ein junges Kind, der Marwood Tochter. Waitwell, ein alter Diener des Sampson. Norton, Bedienter des Mellefont. Betty, Mädchen der Sara. Hannah, Mädchen der Marwood. Der Gastwirth und einige Nebenpersonen.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

(Der Schauplatz ist ein Saal im Gasthofe.)

Sir William Sampson und **Waitwell** treten in Reisekleidern herein.

Sir Will. Hier meine Tochter? Hier in diesem elenden Wirthshause?

Waitw. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeste im ganzen Städtchen zu seinem Aufenthalte gewählt. Böse Leute suchen immer das Dunkle, weil sie böse Leute sind. Aber was hilft es ihnen, wenn sie sich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewissen ist doch mehr, als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen schon wieder, schon wieder, Sir! — Sir!

Sir Will. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener! Oder verdient sie etwa meine Thränen nicht?

Waitw. Ach! sie verdient sie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir Will. Nun, so laß mich!

Waitw. Das beste, schönste, unschuldigste Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß so verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachsen sehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf diesen meinen Armen gehabt; auf diesen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindischen Miene strahlte die Morgenröthe eines Verstandes, einer Leutseligkeit, einer — —

Sir Will. O schweig! Zerfleischt nicht das Gegenwärtige mein Herz schon genug? Willst du meine Martern durch die Erinnerung an vergangne Glückseligkeiten noch höllischer machen? Aendre deine Sprache, wenn du mir einen Dienst thun willst. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannst, mit Abscheu gegen sie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; sage, daß Sara nie tugendhaft gewesen, weil sie so leicht aufgehört hat, es zu sein; sage, daß sie mich nie geliebt, weil sie mich heimlich verlassen hat!

Waitw. Sagte ich das, so würde ich eine Lüge sagen; eine unverschämte, böse Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Bösewicht müßte in Verzweiflung sterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! sie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt sein wollen, Sir, so sehe ich sie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir Will. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu sein. Ich kann sie länger nicht entbehren; sie ist die Stütze meines Alters, und wenn sie nicht den traurigen Rest meines Lebens versüßen hilft, wer soll es denn thun? Wenn sie mich noch liebt, so ist ihr Fehler vergessen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen sind besser, als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn diese Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorsätzliche Laster wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer lasterhaften Tochter, als von keiner geliebt sein wollen.

Waitw. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth sein, uns zu empfangen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampson. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, so früh? Willkommen! willkommen, Waitwell! Ihr seid ohne Zweifel die Nacht gefahren! Ist das der Herr, von dem du gestern mit mir gesprochen hast?

Waitw. Ja, er ist es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Diensten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß oder nicht, was Sie für eine Ursache hieher führt, und warum Sie bei mir im Verborgnen sein wollen! Ein Wirth nimmt sein Geld und läßt seine Gäste machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar gesagt, daß Sie den fremden Herrn, der sich seit einigen

Wochen mit seinem jungen Weibchen bei mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verursachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruf bringen, und gewisse Leute würden sich scheuen, bei mir abzutreten. Unser einer muß von allen Sorten Menschen leben. — —

Sir Will. Besorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich bestellt hat. Ich komme aus rechtschaffenen Absichten hierher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimnisse nicht wissen, gnädiger Herr! Die Neugierde ist mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längst erfahren können, wer der fremde Herr ist, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wol herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen sein. Das gute Weibchen, oder was sie ist! sie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeschlossen und weint.

Sir Will. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen sehr nahe gehen. Sie sind doch wol nicht — —

Waitw. Halt ihn nicht länger auf!

Der Wirth. Kommen Sie! Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen so nahe geht, und die vielleicht — —

Waitw. Du willst es also mit aller Gewalt wissen, wer —

Der Wirth. Nein, Waitwell! ich mag nichts wissen.

Waitw. Nun, so mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird!

Der Wirth. Wollen Sie mir also folgen, gnädiger Herr? (geht ab)

Dritter Auftritt.

(Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Mellefonts Zimmer.)

Mellefont und hernach **sein Bedienter.**

Mellef. (unangekleidet in einem Lehnstuhle) Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grausamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Gesichter zu sehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: sie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er schläft noch. Aber ich bin nicht grausam, daß ich den armen Teufel nicht schlafen lasse? Wie glücklich ist er! — Doch ich will nicht, daß ein Mensch um mich glücklich sei! — Norton!

Norton. (kommend) Mein Herr?

Mellef. Kleide mich an! — O, mache mir keine sauern Gesichter! Wenn ich werde länger schlafen können, so erlaube ich dir, daß du auch länger schlafen darfst. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wissen willst, so habe wenigstens Mitleiden mit mir!

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß besser, wo das Mitleiden hingehört.

Mellef. Und wohin denn?

Norton. Ah, lassen Sie Sich ankleiden, und fragen Sie mich nichts!

Mellef. Henker! So sollen auch deine Verweise mit meinem Gewissen aufwachen? Ich verstehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erschöpft. — Doch, ich lasse ihr und mir Gerechtigkeit widerfahren. Ganz recht; habe kein Mitleid mit mir! Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich!

Norton. Auch mich?

Mellef. Ja; weil du einem Elenden dienest, den die Erde nicht tragen sollte, und weil du dich seiner Verbrechen mit theilhaft gemacht hast.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was? Mellef. Dadurch, daß du dazu geschwiegen.

Norton. Vortrefflich! In der Hitze Ihrer Leidenschaften würde mir ein Wort den Hals gekostet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht schon so arg, daß alle Hoffnung zur Besserung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht, von dem ersten Augenblicke an, führen sehen! In der nichtswürdigsten Gesellschaft von Spielern und Landstreichern — ich nenne sie, was sie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in solcher Gesellschaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenstellen hätte bahnen können. Und Ihr strafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, besonders der bösen Marwood — —

Mellef. Setze mich, setze mich wieder in diese Lebensart: sie war Tugend im Vergleich meiner itzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut! Die Strafe kömmt nach, und ich werde Alles, was der Mangel Hartes und Erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich besuchte lasterhafte Weibsbilder; laß es sein! Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich verführte, wollten verführt sein. — Aber — ich hatte noch keine verwahrlosete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unschuld in ein unabsehliches Unglück gestürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hause eines geliebten Vaters entwendet, und sie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weise mehr sein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt schon so früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es ist Betty.

Mellef. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht sie? (schluchzend) Es war schon lange nach Mitternacht, da ich sie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie schlief einige Augenblicke; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf gewesen sein! Plötzlich fuhr sie in die Höhe, sprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Gesicht. Ich wandte Alles an, sie zu beruhigen, aber sie hat mir bis an den Morgen nur mit stummen Thränen geantwortet. Endlich hat sie mich einmal über das andere an Ihre Thüre geschickt, zu hören, ob Sie schon auf wären. Sie will Sie sprechen. Sie allein können sie trösten. Thun Sie es doch, liebster gnädiger Herr, thun Sie es doch! Das Herz muß mir springen, wenn sie sich so zu ängstigen fortfährt.

Mellef. Geh, Betty! sage ihr, daß ich den Augenblick bei ihr sein wolle — —

Betty. Nein! sie will selbst zu Ihnen kommen.

Mellef. Nun, so sage ihr, daß ich sie erwarte — Ach! — — (Betty geht ab)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellef. Wessen Gefühl willst du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erste Thräne, die ich seit meiner Kindheit geweinet, die Wange herunter! — Eine schlechte Vorbereitung, eine trostsuchende Betrübte zu empfangen. Warum sucht sie ihn auch bei mir? — Doch, wo soll sie ihn sonst suchen? — Ich muß mich fassen. (indem er sich die Augen abtrocknet) Wo ist die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein schönes Auge konnte weinen sehen? Wo ist die Gabe der Verstellung hin, durch die ich sein und sagen konnte, was ich wollte? — Nun wird sie kommen, und wird unwiderstehliche Thränen weinen. Verwirrt, beschämt werde ich vor ihr stehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr stehen. Rathe mir doch, was soll ich thun? was soll ich sagen?

Norton. Sie sollen thun, was sie verlangen wird!

Mellef. So werde ich eine neue Grausamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt sie die Verzögerung einer Ceremonie, die itzt ohne unser äußerstes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlassen! Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf! Sie sollen morgen sicher eingeschifft sein! Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß sie einen Theil desselben zurückläßt, und in einem anderen Lande — —

Mellef. Alles das hoffe ich selbst. — Still! sie kömmt. Wie schlägt mir das Herz! — —

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellef. (indem er ihr entgegen geht) Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebste Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts, als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellef. (zum Bedienten) Verlaß uns!

Norton. (im Abgehen) Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Gold bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellef. Sie sind schwach, liebste Miß! Sie müssen Sich setzen!

Sara. (sie setzt sich) Ich beunruhige Sie sehr früh! und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellef. Theuerste Miß! Sie wollen sagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil schon wieder ein Morgen erschienen ist, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was sollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wissen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont! die neunte Woche fängt heute an, und dieses elende Haus sieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den ersten Tag.

Mellef. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an Ihrer Liebe zweifeln? Nein! ich fühle mein Unglück zu sehr, zu sehr, als daß ich mir selbst diese letzte, einzige Versüßung desselben rauben sollte.

Mellef. Wie kann also meine Miß über die Verschiebung einer Ceremonie unruhig sein?

Sara. Ach, Mellefont! warum muß ich einen andern Begriff von dieser Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach! Ich stelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darin liegt. Umsonst habe ich es, nur wieder erst den gestrigen langen Abend, versucht, Ihre Begriffe anzunehmen und die Zweifel aus meiner Brust zu verbannen, die Sie, jetzt nicht das erstemal, für Früchte meines Mißtrauens angesehen haben. Ich stritt mit mir selbst; ich war sinnreich genug, meinen Verstand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühsame Gebäude von Schlüssen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich strafende Stimmen, mit welchen sich meine Phantasie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für schreckliche Bilder schwärmten um mich herum! Ich wollte sie gern für Träume halten — —

Mellef. Wie? meine vernünftige Sara sollte sie für etwas mehr halten? Träume, liebste Miß, Träume! — Wie unglücklich ist der Mensch! Fand sein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, sie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm schaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unserer Gewalt gelassen. Sie richten sich nach unsern Thaten; und wenn diese unsern Pflichten und der Tugend gemäß sind, so dienen die sie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unserer Ruhe und unseres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont! ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantasie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie Sich meiner, und überlegen Sie, daß, wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, diese eingebildeten Qualen doch Qualen, und für die, die sie empfindet, wirkliche Qualen sind. — Ach! könnte ich Ihnen nur halb so lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich sie gefühlt habe. — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beschäftigungen, ermüdet, sank ich mit halb geschlossenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte sich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu sammeln. Aber noch schlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem schroffsten Theile des schrecklichsten Felsen sah. Sie giengen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit schwankenden, ängstlichen Schritten, die dann und wann ein Blick stärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir still zu stehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergessen? Ach! wo ihm sein Gedächtniß eben so grausame Dienste leistet; wo er auch mich nicht vergessen kann! — Doch, er hat mich vergessen. Trost! grausamer Trost für seine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont! Indem ich mich nach dieser bekannten Stimme umsehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und sollte eben in den Abgrund herab stürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Person zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigsten Dank abstatten, als sie einen Dolch aus dem Busen zog. Ich rettete dich, schrie sie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch Alles, was ein tödtlicher Stich Schmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er Angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellef. Ach! liebste Sara, ich verspreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen sein würde. Vergessen Sie das schreckliche Gewebe eines sinnlosen Traumes!

Sara. Die Kraft, es vergessen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es sei Liebe oder Verführung, es sei Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig sein. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringsten Uebertretungen seiner Ordnung zu strafen gedrohet hat — —

Mellef. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen sollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falsch aus! Ein andres Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt sich ihrer Ehre verlustig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein gesetzmäßiges Band nichts, als einen Theil derselben wieder zu erlangen suchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wissen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner selbst willen verbunden sein. Und wenn ich es bin, so will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie sollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie sollen mich erklären können, für was Sie wollen! Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie sollen unsere Verbindung so geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derselben ewig unwerth sein, wenn ich mir in den Sinn kommen lasse, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewissens, daraus zu ziehen.

Mellef. Halten Sie ein, Miß! oder ich muß vor Ihren Augen des Todes sein. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie Sich meiner Führung überlassen haben; bedenken Sie, daß ich schuldig bin, für uns weiter hinaus zu sehen, und daß ich jetzt gegen Ihre Klagen taub sein muß, wenn ich Sie nicht, in der ganzen Folge Ihres Lebens, noch schmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergessen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung schon oft vorgestellt?

Sara. Ich habe es nicht vergessen, Mellefont! Sie wollen vorher ein gewisses Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verscherzen lassen.

Mellef. Ach, Sara! wenn Ihnen alle zeitlichen Güter so gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen sind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieses Wort nicht! — Sonst klang es mir süße, aber jetzt schallt mir ein schrecklicher Donner darin!

Mellef. Wie? muß der, welcher tugendhaft sein soll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger so unselige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unsträflicher Jahre vernichten kann? So ist kein Mensch tugendhaft; so ist die Tugend ein Gespenst, das in der Luft zerfließet, wenn man es am festesten umarmt zu haben glaubt; so hat kein weises Wesen unsere Pflichten nach unsern Kräften abgemessen; so ist die Lust, uns strafen zu können, der erste Zweck unsers Daseins; so ist — Ich erschrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß! Sie sind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntschaft waren. Wenn Sie Sich selbst mit so grausamen Augen ansehen, mit was für Augen müssen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont!

Mellef. So bitte ich Sie denn um dieser Liebe, um dieser großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit übersehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie Sich! Haben Sie nur noch einige Tage Geduld!

Sara. Einige Tage! Wie ist Ein Tag schon so lang!

Mellef. Verwünschtes Vermächtniß! Verdammter Unsinn eines sterbenden Vetters, der mir sein Vermögen nur mit der Bedingung lassen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben so sehr haßt, als ich sie! Euch, unmenschliche Tyrannen unserer freien Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — Und wenn ich ihrer nur entübriget sein könnte, dieser schimpflichen Erbschaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich sie allezeit verschmähet, und sie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber jetzt, jetzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum besitzen möchte,

um sie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jetzt, da ich wenigstens darauf denken muß, sie ihrem Stande gemäß in der Welt erscheinen zu lassen, jetzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wol noch fehl schlägt.

Mellef. Sie vermuthen immer das Schlimmste. — Nein! das Frauenzimmer, die es mit betrifft, ist nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen soll getheilt werden; und da sie es nicht ganz mit mir genießen kann, so ist sie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieser Sache, deren Verzögerung allein unsern hiesigen Aufenthalt so langwierig gemacht hat. Sobald ich sie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen sogleich, liebste Miß! nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden sollen, die sich itzt schon auf das Vergnügen, Sie zu sehen und zu lieben, freuen. Und diese neuen Freunde sollen die Zeugen unserer Verbindung sein — —

Sara. Diese sollen die Zeugen unserer Verbindung sein? — Grausamer! so soll diese Verbindung nicht in meinem Vaterlande geschehen? So soll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlassen? Und als eine solche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser sein, als meines, welcher nur einen Augenblick zwischen sich und dem Verderben mit Gleichgiltigkeit nichts, als ein schwankendes Brett, sehen kann. In jeder Welle, die an unser Schiff schlüge, würde mir der Tod entgegenrauschen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küsten Verwünschungen nachbrausen, und der kleinste Sturm würde mich, ein Blutgericht über mein Haupt zu sein, dünken. — Nein, Mellefont, so ein Barbar können Sie gegen mich nicht sein! Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, so muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieses der Tag sein, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergessen lehren. Es muß dieses der heilige Tag sein — Ach! welcher wird es denn endlich sein?

Mellef. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unserer Verbindung hier diejenige Feier fehlen würde, die wir ihr zu geben schuldig sind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger. Mellef. Allein — —

Sara. Ich erstaune. Sie wollen doch wol nicht auf einem so nichtigen Vorwande bestehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichsten Gesetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, so würde mir dieser Umstand — — Doch schon zu viel; es möchte scheinen, als hätte ich eben itzt daran gezweifelt.

Mellef. Der erste Augenblick Ihres Zweifels müsse der letzte meines Lebens sein! Ach, Sara! womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit desselben voraus sehen lassen? Es ist wahr, die Geständnisse, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausschweifungen abzulegen, kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen: aber Vertrauen sollten sie mir doch erwecken. Eine buhlerische Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für sie empfand, was so oft für Liebe gehalten wird, und es doch so selten ist. Ich würde noch ihre schimpflichen Fesseln tragen, hätte sich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von bessern Flammen zu brennen. Sie, liebste Sara, sehen, und alle Marwoods vergessen, war eins! Aber wie theuer kam es Ihnen zu stehen, mich aus solchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laster zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Lassen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellef. Was willst du?

Norton. Ich stand eben vor dem Hause, als mir ein Bedienter diesen Brief in die Hand gab. Die Aufschrift ist an Sie, mein Herr!

Mellef. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (indem er den Brief betrachtet) Himmel! Sara. Sie erschrecken?

Mellef. Aber ohne Ursache, Miß! wie ich nun wol sehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen so angenehm sein, als Sie es wünschen können.

Mellef. Ich vermuthe, daß er sehr gleichgiltig sein wird.

Sara. Man braucht sich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein ist. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellef. Sie machen sich also wol Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont!

Mellef. (indem er sie bis an die Scene begleitet) Ich werde den Augenblick bei Ihnen sein, liebste Miß!

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellef. (der den Brief noch ansieht) Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts, als gerecht ist!

Mellef. Kann es möglich sein? Ich sehe diese verruchte Hand wieder, und erstarre nicht vor Schrecken? Ist sies? Ist sie es nicht? Was zweifle ich noch! Sie ists! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will sie noch von mir? — Geh, mache sogleich Anstalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch, verzieh! Vielleicht ist es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abschiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn! Ich zittere, es selbst zu thun.

Norton. (er liest) „Es wird so gut sein, als ob ich Ihnen den längsten Brief geschrieben hätte, Mellefont, wenn Sie den Namen, den Sie am Ende der Seite finden werden, nur einer kleinen Betrachtung würdigen wollen — —“

Mellef. Verflucht sei ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton. (liest weiter) „Die Mühe, Sie auszuforschen, hat mir die Liebe, welche mir forschen half, versüßt.“

Mellef. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligest Namen, die nur der Tugend geweiht sind.

Norton. (fährt fort) „Sie hat noch mehr gethan; — —“

Mellef. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht.“ — —

Mellef. Verräther, was liest du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand und liest selbst) „Sie hat mich Ihnen — nachgebracht. — Ich bin hier; und es stehet bei Ihnen, — ob Sie meinen Besuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — zuvorkommen wollen. Marwood.“ — Was für ein Donnerschlag! Sie ist hier? — Wo ist sie? Diese Frechheit soll sie mit dem Leben büßen!

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick kosten, und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie, was Sie thun! Sie müssen sie nicht sprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß ist vollkommen.

Mellef. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß sie sprechen! Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara suchen und alle ihre Wuth gegen diese Unschuldige auslassen.

Norton. Aber, mein Herr —

Mellef. Sage nichts! — Laß sehen, (indem er den Brief sieht) ob sie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier ist sie! Komm, führe mich! (Sie gehen ab)

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

(Der Schauplatz stellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gasthofe.)

Marwood im Negligee. **Hannah.**

Marw. Belford hat den Brief doch richtig eingehändiget, Hannah? Hannah. Richtig!

Marw. Ihm selbst? Hannah. Seinem Bedienten.

Marw. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachsicht, Liebe, Bitten sind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders seine schwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er sich aber dagegen verhärten sollte? —

Marw. Wenn er sich dagegen verhärten sollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde rasen! Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber schon itzt.

Hannah. Fassen Sie Sich ja! Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marw. Wo er nur gar kömmt! Wo er sich nur nicht entschlossen hat, mich festes Fußes bei sich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiste Hoffnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenstande seiner Liebe abzuziehen? Auf unsere Bella!

Hannah. Es ist wahr; sie ist kein kleiner Abgott; und der Einfall, sie mit zu nehmen, hätte nicht glücklicher sein können.

Marw. Wenn sein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub ist, so wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich sein. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Erziehung geben zu lassen, die es bei mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufsicht hatte, itzt nicht anders, als durch List wieder bekommen können; er hatte auf mehr, als ein Jahr, vorausbezahlt, und noch den Tag vor seiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewisse Marwood, die vielleicht kommen und sich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulassen. Aus diesem Befehle erkenne ich den Unterschied, den er zwischen uns Beiden macht. Arabellen sieht er als einen kostbaren Theil seiner selbst an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen bis zum Ueberdrusse gesättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marw. Ach Hannah! nichts zieht den Undank so unausbleiblich nach sich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich sie ihm erzeigt, diese unseligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus sehen sollen, daß sie ihren Werth nicht immer bei ihm behalten könnten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genusses beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verschwinden müsse, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unsern Gesichtern verlöscht?

Hannah. O, Madam! von dieser gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten! Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt Ihrer prächtigsten Blüthe so wenig überschritten hat, daß sie vielmehr erst darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen fesseln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marw. Schweig, Hannah! Du schmeichelst mir bei einer Gelegenheit, die mir alle Schmeichelei verdächtig macht. Es ist Unsinn, von neuen Eroberungen zu sprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, sich im Besitze der schon gemachten zu erhalten.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madam! man will die Ehre haben, mit Ihnen zu sprechen. Marw. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr ist, an welchen der vorige Brief überschrieben war. Wenigstens ist der Bediente bei ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marw. Mellefont! — Geschwind, führe ihn herauf! (der Bediente geht ab) Ach, Hannah! nun ist er da! Wie soll ich ihn empfangen? Was soll ich sagen? Welche Miene soll ich annehmen? Ist diese ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger, als ruhig.

Marw. Aber diese?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth!

Marw. Etwa so? Hannah. Zu traurig!

Marw. Sollte mir dieses Lächeln lassen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freier — Er kömmt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellef. (der mit einer wilden Stellung herein tritt) Ha! Marwood —

Marw. (die ihm mit offnen Armen lächelnd entgegen rennt) Ach, Mellefont! —

Mellef. (bei Seite) Die Mörderin, was für ein Blick!

Marw. Ich muß Sie umarmen, treuloser, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie Sich meinen Liebkosungen?

Mellef. Marwood! ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marw. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach! ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, sehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen sie, diese Kinder der süßesten Wollust! — Aber ach, verlorne Thränen! seine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellef. Marwood! die Zeit ist vorbei, da mich solche Reden bezaubert hätten. Sie müssen itzt in einem andern Tone mit mir sprechen! Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marw. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine!

Mellef. So hätten Sie, sollt ich meinen, Ihren Weg ersparen können.

Marw. Liebste, wunderliche Seele! warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich sie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz spielet, verdient diese Vorwürfe? Kommen Sie, lassen Sie uns darüber scherzen!

Mellef. Sie irren Sich, mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unsern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich itzt nicht ohne Abscheu zurück sehen kann.

Marw. Ihr Herz, Mellefont! ist ein gutes Närrchen. Es läßt sich Alles bereden, was Ihrer Einbildung, ihm zu bereden, einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es besser, als Sie! Wenn es nicht das beste, das getreuste Herz wäre, würde ich mir wol so viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellef. Zu behalten? Sie haben es niemals besessen, sage ich Ihnen.

Marw. Und ich sage Ihnen: ich besitze es im Grunde noch!

Mellef. Marwood! wenn ich wüßte, daß Sie auch nur noch eine Faser davon besäßen, so wollte ich es mir selbst, hier vor Ihren Augen, aus meinem Leibe reißen.

Marw. Sie würden sehen, daß Sie meines zugleich herausrissen. Und dann, dann würden diese herausgerissenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die sie so oft auf unsern Lippen gesucht haben.

Mellef. (bei Seite) Was für eine Schlange! Hier wird das Beste sein, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen sind, was Sie noch von mir verlangen! Aber sagen Sie mir es ohne dieses Lächeln, ohne diesen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung schreckt.

Marw. (vertraulich) Höre nur, mein lieber Mellefont! ich merke wol, wie es itzt mit dir steht. Deine Begierden und dein Geschmack sind itzt deine Tyrannen. Laßt es gut sein, man muß sie austoben lassen. Sich ihnen widersetzen, ist Thorheit. Sie werden am sichersten eingeschläfert, und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freies Feld läßt. Sie reiben sich selbst auf. Kannst du mir nachsagen, kleiner Flattergeist, daß ich jemals eifersüchtig gewesen wäre, wenn stärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abspenstig machten? Ich gönnte dir ja allezeit diese Veränderung, bei der ich immer mehr gewann, als verlor. Du kehrtest mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunst in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande, und nie als in schwere Fesseln schloß. Bin ich nicht oft selbst deine Vertraute gewesen, wenn du mir auch schon nichts zu vertrauen hattest, als die Gunstbezeigungen, die du mir entwandtest, um sie gegen Andere zu verschwenden? Warum glaubst du denn, daß ich itzt einen Eigensinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu sein aufhöre, — oder — vielleicht schon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das schöne Landmädchen noch nicht verraucht ist; wenn du noch in dem ersten Fieber deiner Liebe gegen sie bist; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannst: wer hindert dich denn, ihr so lange ergeben zu sein, als du es für gut befindest? Mußt du deswegen so unbesonnene Anschläge machen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellef. Marwood! Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, dessen Häßlichkeit ich nie so gekannt habe, als seitdem ich, in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin, die Liebe von der Wollust unterscheiden gelernt.

Marw. Ei sieh doch! Deine neue Gebieterin ist also wol gar ein Mädchen von schönen sittlichen Empfindungen? Ihr Mannspersonen müßt doch selbst nicht wissen, was ihr wollt. Bald sind es die schlüpfrigsten Reden, die buhlerhaftesten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts, als Tugend reden, und alle sieben Weisen auf unserer Zunge zu haben scheinen. Das Schlimmste aber ist, daß ihr das eine sowol, als das andre überdrüssig werdet. Wir mögen närrisch oder vernünftig, weltlich oder geistlich gesinnet sein: wir verlieren unsere Mühe, euch beständig zu machen, einmal, wie das andre. Du wirst an deine schöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen lassen. Soll ich wol einen kleinen Ueberschlag machen? Nun eben bist du im heftigsten Paroxysmo mit ihr: und diesem geb ich noch zwei, aufs längste drei Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen, der geb ich acht Tage. Die andern acht Tage wirst du nur gelegentlich an diese Liebe denken. Die dritten wirst du dich daran erinnern lassen: und wann du dieses Erinnern satt hast, so wirst du dich

zu der äußersten Gleichgiltigkeit so schnell gebracht sehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf diese letzte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monat. Und diesen Monat, Mellefont! will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachsehen; nur wirst du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Gesichte verlieren darf.

Mellef. Vergebens, Marwood! suchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie Sich erinnern, gegen mich sonst glücklich gewesen zu sein. Ein tugendhafter Entschluß sichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwol will ich mich beiden nicht länger aussetzen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu sagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art sollen gebunden wissen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre lasterhafte Sklaverei vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugsam aus dem Briefe ersehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreise zustellen lassen.

Marw. Gut! daß Sie dieses Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn schreiben lassen?

Mellef. Hatte ich ihn nicht selbst geschrieben?

Marw. Unmöglich! Den Anfang desselben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verschwendet haben, mußte ein Gastwirth, so wie den übrigen theologischen Rest ein Quäker geschrieben haben. Demungeachtet will ich Ihnen itzt ernstlich darauf antworten. Was den vornehmsten Punkt anbelangt, so wissen Sie wol, daß alle die Geschenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da sind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen, nie als mein Eigenthum angesehen, und itzt Alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellef. Behalten Sie Alles, Marwood!

Marw. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Person für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, so müssen Sie mir doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel ist, von wessen Beute sie sich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont! Sie sollen den Augenblick wieder so reich sein, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntschaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellef. Welcher Geist, der mein Verderben geschworen hat, redet itzt aus Ihnen! Eine wollüstige Marwood denkt so edel nicht.

Marw. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein! ich verlange nicht, daß Sie mir diese Wiedererstattung als etwas Besonderes anrechnen sollen. Sie kostet mich nichts; und auch den geringsten Dank, den Sie mir dafür sagen wollten, würde ich für eine Beschimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn, als diesen haben könnte: „Marwood, ich hielt Euch für eine niederträchtige Betrügerin; ich bedanke mich, daß Ihr es wenigstens gegen mich nicht sein wollt."

Mellef. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unstern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln drohet, in welchem ich am ungernsten unterliegen möchte.

Marw. Fliehen Sie nur! aber nehmen Sie auch Alles mit, was Ihr Andenken bei mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts, als eine Elende zeigen, die Geschlecht, Ansehen, Tugend und Gewissen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den ersten Tag erinnern, da Sie mich sahen und liebten; an den ersten Tag, da auch ich Sie sahe und liebte; an das erste stammelnde, schamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erste Versicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillschweigen, wenn wir mit beschäftigten Sinnen einer des andern geheimste Regungen erriethen und in den schmachtenden Augen die verborgensten Gedanken der Seele lasen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wollust; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das süße Erstarren nach der Fülle des Genusses, in welchem sich die ermatteten Geister zu neuen Entzückungen erholten. An alles Dieses will ich Sie erinnern, und dann Ihre Kniee umfassen, und nicht aufhören, um das einzige Geschenk zu bitten, das Sie mir nicht versagen können, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Mellef. Grausame! noch wollte ich selbst mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anspruch. Ich muß Sie verlassen, Marwood! oder mich zu einem Abscheu der ganzen Natur machen. Ich bin schon strafbar, daß ich nur hier stehe und Sie anhöre. Leben Sie wol! leben Sie wol!

Marw. (die ihn zurück hält) Sie müssen mich verlassen? Und was wollen Sie denn, daß aus mir werde? So wie ich itzt bin, bin ich Ihr Geschöpf; thun Sie also, was einem Schöpfer zukömmt: er darf die Hand von seinem Werke nicht eher abziehen, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich sehe wol, meine Bitten allein sind zu schwach. Geh, bringe meinen Vorsprecher her, der mir vielleicht itzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

(Hannah geht ab)

Mellef. Was für einen Vorsprecher, Marwood?

Marw. Ach! einen Vorsprecher, dessen Sie mich nur allzugern beraubet hätten. Die Natur wird seine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen — —

Mellef. Ich erschrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellef. Was seh ich? Sie ist es! — Marwood! wie haben Sie Sich unterstehen können — —

Marw. Soll ich umsonst Mutter sein? — Komm, meine Bella! komm; sieh hier deinen Beschützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm sagen, was er noch mehr, als dein Beschützer, als dein Freund sein kann.

Mellef. (mit abgewandtem Gesichte) Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arab. (indem sie ihm furchtsam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unser Mellefont? — Nein doch, Madam, er ist es nicht! — Würde er mich nicht ansehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in seine Arme schließen? Er hat es ja sonst gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, diesen Mann, diesen liebsten Mann, der mir erlaubte, mich seine Tochter zu nennen?

Marw. Sie schweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unschuldigen keinen Blick? Mellef. Ach! — —

Arab. Er seufzet ja, Madam! Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So lassen Sie uns doch mit ihm seufzen! — Ach, nun siehet er mich an! — Nein, er sieht wieder weg! Er sieht gen Himmel! Was wünscht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch Alles gewähren, wenn er mir auch Alles dafür versagte!

Marw. Geh, mein Kind! geh; fall ihm zu Füßen! Er will uns verlassen; er will uns auf ewig verlassen.

Arab. (die vor ihm niederfällt) Hier liege ich schon. Sie uns verlassen? Sie uns auf ewig verlassen? War es nicht schon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jetzt vermißt haben? Wir sollen Sie wieder vermissen? Sie haben ja so oft gesagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wol nicht lieben: denn ich wünschte, Sie nie zu verlassen. Nie; und will Sie auch nie verlassen.

Marw. Ich will dir bitten helfen, mein Kind! hilf nur auch mir! — Nun, Mellefont! sehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellef. (hält sie zurück, indem sie sich niederwerfen will) Marwood, gefährliche Marwood! — Und auch du, meine liebste Bella, (hebt sie auf) auch du bist wider deinen Mellefont?

Arab. Ich wider Sie?

Marw. Was beschließen Sie, Mellefont?

Mellef. Was ich nicht sollte, Marwood; was ich nicht sollte.

Marw. (die ihn umarmt) Ach! ich weiß es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigensinn Ihrer Begierden gesiegt hat.

Mellef. Bestürmen Sie mich nicht weiter! Ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder!

Marw. Jetzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung sein, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück!

Arab. (schmeichelnd) O ja! thun Sie dieses.

Mellef. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marw. Nichts ist leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellef. Und meine Miß — —

Marw. Und Ihre Miß mag sehen, wo sie bleibt! —

Mellef. Ha! barbarische Marwood, diese Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens sehen — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marw. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens gesehen hätten, so würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie selbst. Ich sage, wahres Erbarmen: denn das Ihre ist ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt diesen Liebeshandel viel zu weit getrieben! Daß Sie, als ein Mann, der bei einem langen Umgange mit unserm Geschlechte, in der Kunst zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein so junges Frauenzimmer sich Ihre Ueberlegenheit an Verstellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten: das möchte noch hingehen; Sie können Sich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenschaft entschuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater sein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtschaffnen Greise die wenigen Schritte zu seinem Grabe noch so schwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Lust wegen, die stärksten Bande der Natur trennten: das, Mellefont! das können Sie nicht verantworten. Machen Sie also Ihren Fehler wieder gut, so weit es möglich ist, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter seine Stütze wieder, und schicken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deswegen, weil Sie es beschimpft haben, nicht auch öde machen müssen.

Mellef. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewissen wider mich zu Hilfe riefen! Aber gesetzt, es wäre billig, was Sie sagen: müßte ich nicht eine eiserne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß selbst vorschlagen sollte?

Marw. Nunmehr will ich es Ihnen gestehen, daß ich schon im voraus bedacht gewesen bin, Ihnen diese Verwirrung zu ersparen. Sobald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampson unter der Hand Nachricht davon geben lassen. Er ist vor Freuden darüber ganz außer sich gewesen, und hat sich sogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier ist.

Mellef. Was sagen Sie?

Marw. Erwarten Sie nur ruhig seine Ankunft; und lassen Sich gegen die Miß nichts merken! Ich will Sie selbst jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; sie möchte Verdacht bekommen. Doch versprech ich mir, Sie heute noch einmal zu sehen.

Mellef. O Marwood! mit was für Gesinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlassen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arab. Der war für Sie; aber nun einen für mich! Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte! (Mellefont geht ab)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marw. (nachdem sie tief Athem geholt) Sieg, Hannah! aber ein saurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet. — (sie setzt sich) Eben war es die höchste Zeit, als er sich ergab; noch einen Augenblick hätte er anstehen dürfen, so würde ich ihm eine ganz andre Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madam, was sind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch sehn, der Ihnen widerstehen könnte.

Marw. Er hat mir schon zu lange widerstanden. Und gewiß, gewiß! ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm fast zu Füße gefallen wäre.

Arab. O nein! Sie müssen ihm Alles vergeben. Er ist ja so gut, so gut — —

Marw. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu fassen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie Sich erboten, alle von ihm erhaltenen Geschenke zurück zu geben.

Marw. Ich glaube es auch. Ha! ha! ha! (verächtlich)

Hannah. Warum lachen Sie, Madam? Wenn es nicht Ihr Ernst war, so wagten Sie in der That sehr viel. Gesetzt, er hätte Sie bei Ihrem Worte gefaßt?

Marw. O geh! man muß wissen, wen man vor sich hat.

Hannah. Nun, das gesteh ich! Aber auch Sie, meine schöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arab. Warum das? Konnte ich sie denn anders machen? Ich hatte ihn ja so lange nicht gesehen. Sie sind doch nicht böse, Madam, daß ich ihn so lieb habe? Ich habe Sie so lieb, wie ihn; eben so lieb!

Marw. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber hast, als ihn. Arab. Dasmal? (schluchzend)

Marw. Du weinst ja wol gar? Warum denn?

Arab. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten! Ich will Sie ja gern alle Beide so lieb, so lieb haben, daß ich unmöglich weder Sie, noch ihn lieber haben kann.

Marw. Je nun ja! Arab. Ich bin recht unglücklich — —

Marw. Sei doch nur stille — Aber was ist das?

Sechster Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marw. Warum kommen Sie schon wieder, Mellefont? (sie steht auf)

Mellef. (hitzig) Weil ich mehr nicht, als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir selbst zu kommen. Marw. Nun?

Mellef. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt! Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andere Luft, als diese ansteckende Luft Ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieser gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigen die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marw. (hastig) Was ist das wieder für eine Sprache?

Mellef. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marw. Nur gemach, Mellefont! oder auch ich werde diese Sprache sprechen.

Mellef. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir stecken zu lassen, der mich, selbst in Ihren Augen, verächtlich machen muß.

Arab. (furchtsam) Ach, Hannah —

Mellef. Sehen Sie mich nur so wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je besser! War es möglich, daß ich zwischen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentschlüssig bleiben konnte? Und daß ich mich fast für die erstere entschlossen hätte? Arab. Ach, Mellefont! — —

Mellef. Zittern Sie nicht, Bella! Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getrost!

Marw. (die Beide zurückhält) Wem soll sie folgen, Verräther?

Mellef. Ihrem Vater!

Marw. Geh, Elender! und lern erst ihre Mutter kennen.

Mellef. Ich kenne sie. Sie ist die Schande ihres Geschlechts — —

Marw. Führe sie weg, Hannah!

Mellef. Bleiben Sie, Bella! (indem er sie zurückhalten will)

Marw. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab)

Siebenter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marw. Nun sind wir allein! Nun sagen Sie es noch einmal, ob Sie fest entschlossen sind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Mellef. (bitter) Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch sehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marw. (spöttisch) Drücken Sie Sich ohne so gelehrte Anspielungen aus!

Mellef. So sage ich Ihnen, daß ich fest entschlossen bin, nie wieder ohne die schrecklichsten Verwünschungen an Sie zu denken. Wer sind Sie? und wer ist Sara? Sie sind eine wollüstige, eigennützige, schändliche Buhlerin, die sich itzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unschuldig gewesen zu sein. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genossen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen lassen. Sie haben mich gesucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood ist, so kömmt mir diese Kenntniß theuer genug zu stehen. Sie kostet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marw. Und so wollte ich, daß sie dir auch deine Seligkeit kosten müßte! Ungeheuer! Ist der Teufel ärger, als du, der schwache Menschen zu Verbrechen reizet, und sie, dieser Verbrechen wegen, die sein Werk sind, hernach selbst anklagt? Was geht dich meine Unschuld an, wann und wie ich sie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, so habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geschlagen. Jene ist nichts kostbarer, als dieser. Was sage ich? kostbarer? Sie ist ohne ihn ein albernes Hirngespinnst, das weder ruhig, noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne sie bestehen. Mochte ich doch sein, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheusal! kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat sie es erfahren, daß ich es nicht

sei; durch meine Bereitwilligkeit blos, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellef. Eben diese Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige!

Marw. Erinnerst du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunstgriffen du sie zu verdanken hattest? Ward ich nicht von dir beredt, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlassen könntest, ohne einer Erbschaft verlustig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wolltest? Ist es nun Zeit, ihrer zu entsagen? Und ihrer für eine andre, als für mich zu entsagen?

Mellef. Es ist mir eine wahre Wollust, Ihnen melden zu können, daß diese Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben sein. Begnügen Sie Sich also nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und lassen mich ein weit geringeres mit meiner würdigern Gattin genießen!

Marw. Ha! nun seh ichs, was dich eigentlich so trotzig macht. Wol! ich will kein Wort mehr verlieren. Es sei darum! Rechne darauf, daß ich Alles anwenden will, dich zu vergessen. Und das erste, was ich in dieser Absicht thun werde, soll dies sein — Du wirst mich verstehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grausamkeit soll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellef. (erschrocken) Marwood — —

Marw. Oder wenn du noch eine grausamere Mutter weißt, so sieh sie gedoppelt in mir! Gift und Dolch sollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch sind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht gestorben sehen; sterben will ich es sehen! Durch langsame Martern will ich in seinem Gesichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, sich verstellen, verzerren und verschwinden sehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve lösen, und das kleinste derselben auch da noch nicht aufhören zu schneiden und zu brennen, wenn es schon nichts mehr sein wird, als ein empfindungsloses Aas. Ich — ich werde wenigstens dabei empfinden, wie süß die Rache sei!

Mellef. Sie rasen, Marwood — —

Marw. Du erinnerst mich, daß ich nicht gegen den rechten rase. Der Vater muß voran! Er muß schon in jener Welt sein, wenn der Geist seiner Tochter unter tausend Seufzern ihm nachzieht, — (sie geht mit einem Dolche, den sie aus dem Busen reißt, auf ihn los) Drum stirb, Verräther!

Mellef. (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt) Unsinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stahl wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müsse einer ehrlosen Hand aufgehoben sein!

Marwood. (mit gerungenen Händen) Himmel, was hab ich gethan? Mellefont — —

Mellef. Deine Reue soll mich nicht hintergehen! Ich weiß es doch wol, was dich reuet; nicht, daß du den Stoß thun wollen, sondern daß du ihn nicht thun können.

Marw. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! geben Sie mir ihn wieder! und Sie sollen es gleich sehen, für wen er geschliffen ward. Für diese Brust allein, die schon längst einem Herzen zu eng ist, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entsagen will. Mellef. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah. (erschrocken) **Marwood. Mellefont.**

Mellef. Hast du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterin ist? Wisse, daß ich Arabellen von deinen Händen fordern werde!

Hannah. Ach Madam, wie sind Sie außer sich!

Mellef. Ich will das unschuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer so grausamen Mutter die mördrischen Hände schon zu binden wissen. (er will gehen)

Marw. Wohin, Mellefont? Ist es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verstandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu so unnatürlichen Ausschweifungen? Sind Sie es nicht selbst? Wo kann Bella sicherer sein, als bei mir? Mein Mund tobet wider sie, und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergessen Sie meine Raserei, und denken, zu ihrer Entschuldigung, nur an die Ursache derselben.

Mellef. Es ist nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, sie zu vergessen. Marw. Welches?

Mellef. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren! Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen lassen. Sie müssen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben!

Marw. Gut! ich lasse mir Alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Lassen Sie mich Ihre Sara wenigstens einmal sehen. Mellef. Und wozu?

Marw. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schicksal zu lesen. Ich will selbst urtheilen, ob sie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig ist; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigstens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen. Mellef. Nichtige Hoffnung!

Marw. Wer ist so grausam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, sondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bei ihr als eine solche; Sie sollen bei meinem Besuche zugegen sein, und ich verspreche Ihnen, bei Allem, was heilig ist, ihr nicht das geringste Anstößige zu sagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn sonst möchte ich vielleicht Alles anwenden, in meiner wahren Gestalt vor ihr zu erscheinen.

Mellef. Diese Bitte, Marwood! (nachdem er einen Augenblick nachgedacht) — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß diesen Ort verlassen?

Marw. Gewiß; ja, ich verspreche Ihnen noch mehr: ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit ist, von dem Ueberfall ihres Vaters befreien.

Mellef. Dieses haben Sie nicht nöthig! Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einschließen wird, die er seiner Tochter widerfahren läßt. Will er aber dieser nicht verzeihen, so werde ich auch wissen, wie ich ihm begegnen soll. — Ich gehe, Sie bei meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood! (geht ab)

Marw. Ach, Hannah! daß unsere Kräfte nicht so groß sind, als unsere Wuth! Komm, hilf mich ankleiden! Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erst sicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

(Ein Saal im erstern Gasthofe.)

Sir William Sampson. Waitwell.

Sir Will. Hier, Waitwell, bring ihr diesen Brief! Es ist der Brief eines zärtlichen Vaters, der sich über nichts, als über ihre Abwesenheit beklaget. Sag ihr, daß ich dich damit vorweg geschickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich selbst käme, sie wieder in meine Arme zu schließen.

Waitw. Ich glaube, Sie thun recht wol, daß Sie Ihre Zusammenkunft auf diese Art vorbereiten.

Sir Will. Ich werde ihrer Gesinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, Alles, was ihr die Reue Klägliches und Erröthendes eingeben könnte, schon ausgeschüttet zu haben, ehe sie mündlich mit mir spricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung, und mir vielleicht weniger Thränen kosten.

Waitw. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Ansehung Mellefonts beschlossen haben?

Sir Will. Ach, Waitwell! wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, so würde ich etwas sehr Hartes wider ihn beschließen. Aber da dieses nicht angeht, so siehst du wol, daß er gegen meinen Unwillen gesichert ist. Ich habe selbst den größten Fehler bei diesem Unglücke begangen. Ohne mich würde Sara diesen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verstattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreien Zutritt in meinem Hause. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerksamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben so natürlich, daß sich ein Mensch von seiner Denkungsart durch diese Achtung verleiten ließ, sie zu etwas Höherm zu treiben. Er hatte Geschicklichkeit genug gehabt, sie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das Geringste merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach seiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geschehen, und ich hätte wol gethan, wenn ich ihnen nur gleich Alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn sein, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein sein könnte. Wenn ich meine zu späte Strenge erspart hätte, so würde ich wenigstens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß sie selbst zurückholen, und mich noch glücklich schätzen, wenn ich aus dem Ver-

führer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er seine Marwoods und seine übrigen Kreaturen eines Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das seinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelassen hat, und die fesselnden Künste einer Buhlerin so wenig versteht?

Waitw. Nun, Sir, das ist wol nicht möglich, daß ein Mensch so gar böse sein könnte —

Sir Will. Der Zweifel, guter Waitwell! macht deiner Tugend Ehre. Aber warum ist es gleichwol wahr, daß sich die Grenzen der menschlichen Bosheit noch viel weiter erstrecken? — Geh nur jetzt und thue, was ich dir gesagt habe! Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn sie meinen Brief lesen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend kann sie die Verstellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laster seine Zuflucht nimmt. Du wirst ihre ganze Seele in ihrem Gesichte lesen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgiltigkeit gegen mich, eine Verschmähung ihres Vaters, anzeigen könnte. Denn wenn du diese unglückliche Entdeckung machen solltest, und wenn sie mich nicht mehr liebt: so hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach! wenn nur hier kein Herz schlüge, das dieser Hoffnung widerspricht. (Sie gehen beide auf verschiedenen Seiten ab)

Zweiter Auftritt.

(Das Zimmer der Sara.)

Miß Sara. Mellefont.

Mellef. Ich habe Unrecht gethan, liebste Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefes in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont! ich bin deswegen ganz und gar nicht unruhig gewesen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimnisse vor mir hätten?

Mellef. Sie glauben also doch, daß es ein Geheimniß gewesen sei?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug sein!

Mellef. Sie sind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Geheimniß gleichwol entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hiesigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf ihrer Reise nach London hier durch, und will mich sprechen. Sie hat zugleich um die Ehre ersucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm sein, Mellefont, die würdigen Personen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es selbst, ob ich schon, ohne zu erröthen, einer derselben unter die Augen sehen darf.

Mellef. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es ist wahr, Miß! Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern schenken können. Sie müssen Sich schämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bei diesem Tausche Ihr Glück so weit aus den Augen gesetzt.

Sara. Sie werden es selbst wissen, wie falsch Sie meine Worte erklären.

Mellef. Erlauben Sie, Miß! wenn ich sie falsch erkläre, so können sie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellef. Es ist — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir schon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellef. Darf ich bitten, daß Sie ihren Besuch annehmen wollen? Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellef. Was für ein Wort! — Nein, Miß! sie soll das Glück nicht haben, Sie zu sehen. Sie wird es bedauern; aber sie muß es sich gefallen lassen. Miß Sara hat ihre Ursachen, die ich auch, ohne sie zu wissen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie schnell sind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten, und mich der Ehre ihres Besuchs, so viel möglich, würdig zu erzeigen suchen. Sind Sie zufrieden?

Mellef. Ach, Miß! lassen Sie mich meinen Ehrgeiz gestehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen prahlen. Und wenn ich auf den Besitz einer solchen Person nicht eitel wäre, so würde ich mir selbst vorwerfen, daß ich den Werth derselben nicht zu schätzen wüßte. Ich gehe, und bringe die Lady sogleich zu Ihnen. (geht ab)

Sara. (allein) Wenn es nur keine von den stolzen Weibern ist, die voll von ihrer Tugend, über alle Schwachheiten erhaben zu sein glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Prozeß, und ein zweideutiges Achselzucken ist das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen scheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty. (zwischen der Scene) Nur hier herein! wenn er selbst mit ihr sprechen muß.

Sara. (die sich umsieht) Wer muß selbst mit mir sprechen? — Wen seh ich? Ist es möglich? Waitwell, dich?

Waitw. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unsere Miß Sara wieder sehe!

Sara. Gott! was bringst du? Ich hör es schon, ich hör es schon, du bringst mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er ist hin, der vortrefflichste Mann, der beste Vater! Er ist hin, und ich, ich bin die Elende, die seinen Tod beschleuniget hat. Waitw. Ach! Miß — —

Sara. Sage mir, geschwind sage mir, daß die letzten Augenblicke seines Lebens ihm durch mein Andenken nicht schwerer wurden; daß er mich vergessen hatte; daß er eben so ruhig starb, als er sich sonst in meinen Armen zu sterben versprach; daß er sich meiner auch nicht einmal in seinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitw. Hören Sie doch auf, Sich mit so falschen Vorstellungen zu plagen! Er lebt ja noch, Ihr Vater; er lebt ja noch, der rechtschaffne Sir William.

Sara. Lebt er noch? Ist es wahr, lebt er noch? O daß er noch lange leben, und glücklich leben möge! O! daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihn nicht mit allen, so viel mir deren bestimmt sind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun sage mir wenigstens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden ist, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend so leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnet, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünschet, aber nicht bedauert.

Waitw. Ach! Sir William ist noch immer der zärtliche Vater, so wie sein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter ist, die sie Beide gewesen sind.

Sara. Was sagst du? Du bist ein Bote des Unglücks, des schrecklichsten Unglücks unter allen, die mir meine feindselige Einbildung jemals vorgestellet hat! Er ist noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen! Nein, nein! das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehst du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede seiner Thränen, die ich ihm auspreßte, so anrechnen, als ob ich bei jeder derselben mein Laster und meinen Undank wiederholte? Ich erstarre über diesen Gedanken. Thränen koste ich ihn? Thränen? Und es sind andre Thränen, als Thränen der Freude? — Widersprich mir doch, Waitwell! Aufs höchste hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlet; einige von den geschwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinste Anstrengung der Vernunft besänftiget. Zu Thränen hat er es nicht kommen lassen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen lassen?

Waitw. (indem er sich die Augen wischt) Nein, Miß! dazu hat er es nicht kommen lassen.

Sara. Ach! dein Mund sagt nein; und deine eignen Thränen sagen ja.

Waitw. Nehmen Sie diesen Brief, Miß! er ist von ihm selbst. — Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitw. Ja, nehmen Sie ihn nur! Sie werden mehr daraus sehen können, als ich zu sagen vermag. Er hätte einem Andern, als mir, dieses Geschäft auftragen sollen. Ich versprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir diese Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein! ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir sagst, was ungefähr darin enthalten ist.

Waitw. Was kann darin enthalten sein? Liebe und Vergebung. — Sara. Liebe? Vergebung?

Waitw. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld sind.

Sara. So behalte nur deinen grausamen Brief!

Waitw. Grausamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freiheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das ist es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben: dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben diese Betrübniß, ihn durch seine Liebe, der ich entsagt, dahin gebracht zu sehen, daß er sich Alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenschaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausstehen. Wenn sein Brief Alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in solchem Falle Heftiges und Hartes vorbringen kann, so würde ich ihn zwar mit Schaudern lesen, aber ich würde ihn doch lesen können. Ich würde gegen seinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wissen, um ihn durch diese Vertheidigung, wo möglich, noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann diese, daß bei einem gewaltsamen Zorne kein wehmüthiger Gram Raum haben könne, und daß sich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man sich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitw. Ach, Miß! Sie werden Sich diesen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt seine Liebe wieder ergrei en, die ja Alles vergessen will.

Sara. Du irrst dich, Waitwell! Sein sehnliches Verlangen nach mir verführt ihn vielleicht, zu Allem ja zu sagen. Kaum aber würde dieses Verlangen ein wenig beruhiget sein, so würde er sich, seiner Schwäche wegen, vor sich selbst schämen. Ein finsterer Unwille würde sich seiner bemeistern, und er würde mich nie ansehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterstanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen stünde, ihm bei der äußersten Gewalt, die er sich meinetwegen anthut, das Bitterste zu ersparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir Alles erlauben wollte, ich ihm Alles aufopfern könnte: so wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darin bewundern, und ohne sie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorsame Tochter zu seinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich werde es thun müssen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm diese Erlaubniß zu stehen komme. Und wenn ich dann am vergnügtesten darüber sein wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äußerlich nur zu theilen scheine, und in sich selbst vielleicht seufze; kurz, daß er mich mit Entsagung seiner eignen Glückseligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf diese Art zu sein wünschen, traueſt du mir das wol zu, Waitwell?

Waitw. Gewiß! ich weiß nicht, was ich hierauf antworten soll.

Sara. Es ist nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief also nur wieder zurück! Wenn mein Vater durch mich unglücklich sein muß, so will ich selbst auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu sein, das ist es, was ich jetzt stündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu sein, davon will ich durchaus nichts wissen!

Waitw. (etwas bei Seite) Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müssen, damit es den Brief doch nur lieset. — Sara. Was sprichst du da für dich?

Waitw. Ich sage mir selbst, daß ich einen sehr ungeschickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Lesung des Briefes desto geschwinder zu vermögen. — Sara. Wie so?

Waitw. Ich konnte so weit nicht denken. Sie überlegen freilich Alles genauer, als es unser einer kann. Ich wollte Sie nicht erschrecken; der Brief ist vielleicht nur allzu hart; und wenn ich gesagt habe, daß Nichts, als Liebe und Vergebung darin enthalten sei, so hätte ich sagen sollen, daß ich nichts, als dieses, darin enthalten zu sein wünschte.

Sara. Ist das wahr? — Nun, so gieb mir ihn her! Ich will ihn lesen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weise verdient hat, so muß man wenigstens gegen diesen väterlichen Zorn so viel Achtung haben, daß er ihn nach allem Gefallen gegen uns auslassen kann. Ihn zu vereiteln suchen, heißt Beleidigungen mit Geringschätzung häufen. Ich werde ihn nach aller seiner Stärke empfinden. Du siehst, ich zittre schon — Aber ich soll auch zittern; und ich will lieber zittern, als weinen. — (sie erbricht den Brief) Nun ist er erbrochen! Ich bebe — Aber was seh ich? (sie lieset) „Einzige, geliebteste Tochter!" — Ha! du alter Betrüger, ist das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh! weiter werde ich nicht lesen — —

Waitw. Ach, Miß! verzeihen Sie doch einem alten Knechte. Ja gewiß, ich glaube, es ist in meinem Leben das erstemal, daß ich mit Vorsatz betrogen habe. Wer einmal betrügt, Miß! und aus einer so guten Absicht betrügt, der ist ja deswegen noch kein alter Betrüger. Das geht mir nahe, Miß! Ich weiß wol, die gute Absicht entschuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem so guten Vater seinen Brief ungelesen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr! Eher will ich gehen, so weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willst ihn verlassen?

Waitw. Werde ich denn nicht müssen, wenn Sie den Brief nicht lesen? Lesen Sie ihn doch immer! Lassen Sie doch immer den ersten vorsätzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn desto eher vergessen, und ich werde mir ihn desto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner, einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Ursachen, warum Sie den Brief nicht lesen können oder wollen, freilich so muß gelten lassen. Ob sie wahr sind, weiß ich nicht; aber so recht natürlich scheinen sie mir wenigstens nicht. Ich dächte nun so, Miß: ein Vater, dächte ich, ist doch immer ein Vater; und ein Kind kann wol einmal fehlen, es bleibt deswegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, so kann ja das Kind sich wol wieder so aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert sich denn gern an etwas, wovon er lieber wünscht, es wäre gar nicht geschehen? Es ist, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergrößerten, und Sich selbst mit solchen vergrößerten Vorstellungen marterten. Aber ich sollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geschehen ist, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie Sich selbst alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn sauer werden, den andern Schritt zu thun, wenn so ein lieber Vater schon den ersten gethan hat?

Sara. Was für Schwerter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den ersten Schritt thun muß. Und was willst du denn? Thut er denn nur den ersten Schritt? Er muß sie alle thun! ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, so weit muß er sich zu mir herablassen. Wenn er mir vergiebt, so muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und sich noch dazu gefallen lassen, die Folgen desselben vor seinen Augen fortdauern zu sehen. Ist das von einem Vater zu verlangen?

Waitw. Ich weiß nicht, Miß! ob ich dieses so recht verstehe. Aber mich däucht, Sie wollen sagen: er müsse Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders, als sehr sauer werden könne, so machten Sie Sich ein Gewissen, seine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meinen, so sagen Sie mir doch, ist denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben so glücklich nicht gewesen, daß ich dieses Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigen Male, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte so etwas Sanftes, so etwas Beruhigendes, so etwas Himmlisches dabei, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große, unüberschwingliche Seligkeit Gottes zu denken, dessen ganze Erhaltung der elenden Menschen ein immerwährendes Vergeben ist. Ich wünschte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und schämte mich, daß ich nur solche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht schmerzhafte Beleidigungen, recht tödtliche Kränkungen zu vergeben, sagte ich zu mir selbst, muß eine Wollust sein, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß! wollen Sie denn so eine große Wollust Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitw. Ich weiß wol, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil sie keine zu erzeigen gelernt haben. Es sind stolze, unbiegsame Leute, die durchaus nicht gestehen wollen, daß sie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, sind Sie nicht! Sie haben das liebreichste und zärtlichste Herz, das die beste Ihres Geschlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es denn nun also noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß! ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken sollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Besorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit sei. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, sind der Wohlthat selten würdig. Die sie am meisten verdienen, haben auch immer das meiste Mißtrauen gegen sich selbst. Doch muß das Mißtrauen nicht über sein Ziel getrieben werden!

Sara. Lieber, alter Vater! ich glaube, du hast mich überredet.

Waitw. Ach Gott! wenn ich so glücklich gewesen bin, so muß mir ein guter Geist haben reden helfen. Aber nein, Miß! meine Reden haben dabei nichts gethan, als daß sie Ihnen Zeit gelassen, selbst nachzudenken, und sich von einer so fröhlichen Bestürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief lesen? O! lesen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell! — Welche Bisse, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitw. Schmerzen, Miß! aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sei still! (sie fängt an für sich zu lesen)

Waitw. (bei Seite) O! wenn er sie selbst sehen sollte!

Sara. (nachdem sie einige Augenblicke gelesen) Ach, Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abwesenheit. Wie viel sträflicher wird sie durch dieses gelinde Wort! (sie lieset weiter und unterbricht sich wieder) Höre doch! er schmeichelt sich, ich würde ihn noch lieben. Er schmeichelt sich! (lieset und unterbricht sich) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater seine Tochter? seine strafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (lieset vor sich) Er bittet mich, seine übereilte Strenge zu vergessen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu strafen. Uebereilte Strenge! — Zu strafen! — (lieset wieder und unterbricht sich) Noch mehr? Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unselige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch sagte, daß sie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorsams habe kennen lernen! (sie lieset wieder) Nein, er sagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchstaben. (Sie fährt weiter fort vor sich zu lesen) Er will kommen, und seine Kinder selbst zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! das geht über Alles! — Hab ich auch recht gelesen? (Sie lieset wieder vor sich) — Ich möchte vergehen! Er sagt, derjenige verdiene nur allzu wol, sein Sohn zu sein, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er sie nie gehabt, diese unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will sie sogleich machen. Frag in einer Stunde wieder nach! Ich danke dir unterdessen für deine Mühe. Du bist ein rechtschaffner Mann. Es sind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitw. Beschämen Sie mich nicht, Miß! Wenn alle Herren Sir Williams wären, so müßten die Diener Unmenschen sein, wenn sie nicht ihr Leben für sie lassen wollten. (geht ab)

Vierter Auftritt.

Sara.

(Sie setzet sich zum Schreiben nieder) Wenn man mir es vor Jahr und Tag gesagt hätte, daß ich auf einen solchen Brief würde antworten müssen! Und unter solchen Umständen! — Ja, die Feder hab ich in der Hand. — Weiß ich aber auch schon, was ich schreiben soll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn sich in einem Augenblicke tausend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz, vor lauter Empfinden, in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch schreiben! — Ich führe ja die Feder nicht das erste Mal. Nachdem sie mir schon so manche kleine Dienste der Höflichkeit und Freundschaft abstatten helfen: sollte mir ihre Hilfe wol bei dem wichtigsten Dienste entstehen? — (sie denkt ein wenig nach, und schreibt darauf einige Zeilen) Das soll der Anfang sein? Ein sehr frostiger Anfang! Und werde ich denn bei seiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bei meinem Verbrechen anfangen. (sie streicht aus und schreibt anders) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an seiner rechten Stelle sein, nur bei dem Bekenntnisse unserer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch schon die gräßlichsten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun gestört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellef. Liebste Miß! ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzustellen, welche eine von denen Personen in meiner Familie ist, welchen ich mich am meisten verpflichtet erkenne.

Marw. Ich muß um Vergebung bitten, Miß! daß ich so frei bin, mich mit meinen eignen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenste Frauenzimmer wünschen würde, wenn mich nicht gleich der erste Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady! Eine Schmeichelei, wie diese, würde mich zu allen Zeiten beschämt haben; jetzt aber sollte ich sie fast für einen versteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu lassen.

Marw. (kalt) Ich würde untröstlich sein, Miß! wenn Sie mir andre, als die freundschaftlichsten Gesinnungen, zutrauten. — (bei Seite) Sie ist schön!

Mellef. Und wäre es denn auch möglich, Lady! gegen so viel Schönheit, gegen so viel Bescheidenheit gleichgiltig zu bleiben? Man sagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer selten von einem andern Gerechtigkeit erwiesen werde; allein dieses ist auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel sind, und auf der andern nur von solchen zu verstehen, welche sich selbst keiner Vorzüge bewußt sind. Wie weit sind Sie Beide von diesem Falle entfernt! — (zur Marwood, welche in Gedanken steht) Ist es nicht wahr, Lady! daß meine Liebe nichts weniger, als parteiisch, gewesen ist? Ist es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht so viel gesagt habe, als Sie selbst finden? — Aber warum so in Gedanken? — (sachte zu ihr) Sie vergessen, wer Sie sein wollen.

Marw. Darf ich es sagen? — Die Bewunderung Ihrer liebsten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schicksals. Es gieng mir nahe, daß sie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen soll. Ich erinnerte mich, daß sie einen Vater, und wie man mir gesagt hat, einen sehr zärtlichen Vater verlassen mußte, um die Ihrige sein zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Aussöhnung mit ihm zu wünschen.

Sara. Ach, Lady! wie sehr bin ich Ihnen für diesen Wunsch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wissen, Mellefont! daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellef. Wie verstehen Sie dieses, Miß?

Marw. (bei Seite) Was will das sagen?

Sara. Eben itzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellef. Geschwind, reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit! Was hab ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Ist er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch ist, wird Sara die Tochter sein, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebste Miß! so wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigensinnigen Absichten zu trennen wol unterlassen müßte. In diesem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unser entdeckter Aufenthalt für mich nach sich ziehen kann. — Er wird kommen, und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie hasse ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (mit einem zornigen Blicke gegen die Marwood)

Sara. Liebster Mellefont! wie schmeichelhaft ist diese Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich sind wir Beide, daß sie vergebens ist! Lesen Sie hier seinen Brief! — (gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief für sich lieset) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erstaunen. Meines Vaters? Ach! er ist nun auch der seinige.

Marw. (betroffen) Ist es möglich?

Sara. Ja wol, Lady! haben Sie Ursache, diese Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns Alles; wir werden uns nun vor seinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat diese Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (der ihr den Brief wieder giebt) Sie schweigen? O nein! diese Thräne, die sich aus Ihrem Auge schleicht, sagt weitmehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marw. (bei Seite) Wie sehr habe ich mir selbst geschadet! Ich Unvorsichtige!

Sara. O! lassen Sie mich diese Thräne von Ihrer Wange küssen!

Mellef. Ach, Miß! warum haben wir so einen göttlichen Mann betrüben müssen? Ja wol, einen göttlichen Mann: denn was ist göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns diesen glücklichen Ausgang nur als möglich vorstellen können: gewiß, so wollten wir ihn jetzt so gewaltsamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unsern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückseligkeit wartet auf mich! Wie schmerzlich wird mir aber auch die eigne Ueberzeugung sein, daß ich dieser Glückseligkeit so unwerth bin!

Marw. (bei Seite) Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie durch solche Gesinnungen meine Liebe gegen Sie!

Marw. (bei Seite) Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady! müssen den Brief meines Vaters lesen. Sie scheinen allzu viel Antheil an unserm Schicksale zu nehmen, als daß Ihnen sein Inhalt gleichgiltig sein könnte.

Marw. Mir gleichgiltig, Miß? (sie nimmt den Brief)

Sara. Aber, Lady! Sie scheinen noch immer sehr nachdenkend, sehr traurig. — —

Marw. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig!

Mellef. (bei Seite) Himmel! wo sie sich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marw. Ich zittere für Sie Beide. Könnte diese unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verstellung sein? eine List?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht! Lesen Sie nur, und Sie werden es selbst gestehen. Die Verstellung bleibt immer kalt, und eine so zärtliche Sprache ist in ihrem Vermögen nicht. (Marwood liest vor sich) Werden Sie nicht argwöhnisch, Mellefont! ich bitte Sie. Ich stehe Ihnen dafür, daß mein Vater sich zu keiner List herablassen kann. Er sagt nichts, was er nicht denkt, und Falschheit ist ihm ein unbekanntes Laster.

Mellef. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebste Miß! — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil sie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara. (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt) Was seh ich, Lady? Sie haben Sich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellef. (bei Seite) In welcher Angst bin ich! Warum habe ich sie auch hergebracht?

Marw. Es ist nichts, Miß! als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehen wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reise nicht bekommen sein.

Mellef. Sie erschrecken mich, Lady! — Ist es Ihnen nicht gefällig, frische Luft zu schöpfen? Man erholt sich in einem verschloßnen Zimmer nicht so leicht.

Marw. Wann Sie meinen, so reichen Sie mir Ihren Arm!

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady!

Marw. Ich verbitte diese Höflichkeit, Miß! Meine Schwachheit wird ohne Folgen sein.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu sehen.

Marw. Wenn Sie erlauben, Miß — (Mellefont führt sie ab)

Sara. (allein) Die arme Lady! — Sie scheinet die freundschaftlichste Person zwar nicht zu sein; aber mürrisch und stolz scheinet sie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht sein werde, zu etwas Besserm, als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (sie will sich niedersetzen zu schreiben)

Sechster Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wol ein sehr kurzer Besuch.

Sara. Ja, Betty! Es ist Lady Solmes, eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr jähling eine kleine Schwachheit an. Wo ist sie jetzt?

Betty. Mellefont hat sie bis an die Thüre begleitet.

Sara. (allein) So ist sie ja wol wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie ansehe, Miß — Sie müssen mir meine Freiheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es ist etwas Ruhiges, etwas Zufriednes in Ihren Blicken. Lady muß ein sehr angenehmer Besuch, oder der alte Mann ein sehr angenehmer Bote gewesen sein.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte! Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich lesen lassen! Dein gutes Herz hat so oft mit mir geweint, nun soll es sich auch mit mir freuen! Ich werde wieder glücklich sein und dich für deine guten Dienste belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienste leisten können?

Sara. Du hättest mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leisten können, als in diesen neun Wochen. — Sie sind vorüber! — Komm nur itzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein ist, so muß ich ihn noch sprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es sehr gut sein würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater schriebe, dem seine Danksagung schwerlich unerwartet sein dürfte. Komm! (sie gehen ab)

Siebenter Auftritt.

(Der Saal.)

Sir William Sampson. Waitwell.

Sir Will. Was für Balsam, Waitwell, hast du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegossen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr scheint mich ebenso weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell! Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich sie aufs neue in diese Arme schließen soll, die ich so sehnlich gegen den Tod ausgestreckt hatte. Wie erwünscht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers gewesen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke sein! Ein Alter ist ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, so fest wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird desto schmerzlicher. — Doch der Gott, der sich jetzt so gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch diese überstehen helfen. Sollte er mir wol eine Wohlthat erweisen, um sie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu lassen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über seine Abforderung aus diesem Leben murren müsse? Nein, nein! er schenkt mir sie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich selbst besorgt sein zu dürfen. Dank sei dir, ewige Güte! Wie schwach ist der Dank eines sterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitw. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wissen! Glauben Sie mir es nur, ich habe fast so viel bei Ihrem Jammer ausgestanden, als Sie selbst. Fast so viel; gar so viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wol bei solchen Gelegenheiten unaussprechlich sein.

Sir Will. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell! nicht mehr als meinen Diener. Du hast es schon längst um mich verdient, ein anständiges Alter zu genießen. Ich will dir es auch schaffen, und du sollst es nicht schlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterschied zwischen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wol, ist er ohnedies aufgehoben — Nur dasmal sei noch der alte Diener, auf den ich mich nie umsonst verlassen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort sogleich bringen kannst, als sie fertig ist.

Waitw. Ich gehe, Sir! Aber so ein Gang ist kein Dienst, den ich Ihnen thue. Er ist eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienste gönnen. Ja gewiß! das ist er.

(Sie gehen auf verschiedenen Seiten ab)

Vierter Aufzug. Erster Auftritt.

(Mellefonts Zimmer.)

Mellefont. Sara.

Mellef. Ja, liebste Miß, ja! das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellef. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf sich nehmen muß. Ich allein bin schuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil, den ich an unserm Vergehen habe, nicht! Er ist mir theuer, so strafbar er auch ist: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über Alles in der Welt liebe. — Aber ist es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr diese Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein! ich bin nicht blos in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieses kurze Leben zuläßt. Vielleicht erscheint mir dieser Strahl von Glückseligkeit nur darum von ferne, und scheinet mir nur darum so schmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickste Finsterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht lasse, deren Schrecklichkeit mir durch diese kurze Erleuchtung erst recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont! oder sind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glückes und von der Furcht, es zu verlieren, unzertrennlich sind? — — Wie schlägt mir das Herz, und wie unordentlich schlägt es!

Wie stark jetzt, wie geschwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Jetzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht schnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellef. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraschungen nicht anders als verursachen können, werden sich legen, Miß! und das Herz wird seine Verrichtungen ruhiger fortsetzen. Keiner seiner Schläge zielet auf das Zukünftige; und wir sind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebste Sara! — wenn wir des Bluts mechanische Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deswegen aber will ich nichts unterlassen, was Sie selbst zur Besänftigung dieses kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will sogleich schreiben, und Sir William, hoffe ich, soll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichsten Gehorsams zufrieden sein.

Sara. Sir William? Ach, Mellefont! fangen Sie doch nun an, sich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellef. Nun ja, Miß, unser gütiger, unser bester Vater! — Ich mußte sehr jung aufhören, diesen süßen Namen zu nennen; sehr jung mußte ich den ebenso süßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es so gut nicht, ihn nur einmal sprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod! — Gott! ich ward eine Muttermörderin wider mein Verschulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — so wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohne mein Verschulden; eine vorsätzliche Vatermörderin! — Und wer weiß, ob ich es nicht schon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geschwinder zu seinem Ziele kömmt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verursacht, gekommen wäre — diese hab ich ihm, — ich habe sie ihm geraubt. Wenn ihn sein Schicksal auch noch so alt und lebenssatt sterben läßt, so wird mein Gewissen doch nichts gegen den Vorwurf sichern können, daß er ohne mich vielleicht noch später gestorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend gewesen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyrannisirt haben, und ich würde Mellefonts nicht sein. Warum wünsche ich mir denn also das, was mir das weisere Schicksal nur aus Güte versagte? Seine Fügungen sind immer die besten. Lassen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns schenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter seufzen lassen; einen Vater, der auch Sie ungenossene Eltern will vergessen lehren. Welche schmeichelhafte Vorstellung! Ich verliebe mich selbst darein, und vergesse es fast, daß in dem Innersten sich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beimessen will. — Was ist es, dieses rebellische Etwas?

Mellef. Dieses Etwas, liebste Sara! wie Sie schon selbst gesagt haben, ist die natürliche, furchtsame Schwierigkeit, sich in ein großes Glück zu finden. — Ach! Ihr Herz machte weniger Bedenken, sich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu seiner eignen Pein, macht, sich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer schnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er schon wieder still sitzt, die äußern Gegenstände mit ihm herum zu gehen scheinen: so wird auch das Herz, das zu heftig erschüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eignen Abschwächung überlassen müssen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont! ich glaube es, weil Sie es sagen, weil ich es wünsche. — Aber lassen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten! Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen lesen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellef. Jedes Wort soll Ihrer Beurtheilung unterworfen sein; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung sagen muß: denn ich weiß es, Sie halten Sich nicht für so unschuldig, als Sie sind. (indem er die Sara bis an die Scene begleitet)

Zweiter Auftritt.

Mellefont.

(Nachdem er einigemal tiefsinnig auf- und niedergegangen) Was für ein Räthsel bin ich mir selbst! Wofür soll ich mich halten? Für einen Thoren? oder für einen Bösewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk bist du! — Ich liebe den Engel, so ein Teufel ich auch sein mag. — Ich lieb ihn? Ja, gewiß! gewiß lieb ich ihn. Ich weiß, ich wollte tausend Leben für sie aufopfern, für sie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt es; jetzt gleich ohne Anstand wollt ich es — Und doch, doch — Ich erschrecke, mir es selbst zu sagen — und doch — Wie soll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der sie auf ewig, vor dem Angesichte der Welt, zu der meinigen machen wird. — Er ist nun nicht zu vermeiden; denn der Vater ist versöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht schieben können. Die Verzögerung desselben hat mir schon schmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So schmerzhaft sie aber waren, so waren sie mir doch erträglicher, als der melancholische Gedanke, auf Zeit Lebens gefesselt zu sein. — Aber bin ich es denn nicht schon? — Ich bin es freilich, und bin es mit Vergnügen! — Freilich bin ich schon ihr Gefangener. — Was will ich also? — Das! — Jetzt bin ich ein Gefangener, den man auf sein Wort frei herum gehen läßt: das schmeichelt! Warum kann es dabei nicht sein Bewenden haben? Warum muß ich eingeschmiedet werden, und auch sogar den elenden Schatten der Freiheit entbehren? — Eingeschmiedet? Nichts Anders! — Sara Sampson, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in diesen Worten! Sara Sampson, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieser Seligkeit ist verschwunden! und die andre Hälfte — wird verschwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bei diesen Gesinnungen soll ich an ihren Vater schreiben? — Doch es sind keine Gesinnungen; es sind Einbildungen! Vermaledeite Einbildungen, die mir durch ein zügelloses Leben so natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellef. Du störest mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie also, mein Herr — (indem er wieder zurückgehen will)

Mellef. Nein, nein! bleib da! Es ist ebenso gut, daß du mich störest. Was willst du?

Norton. Ich habe von Betty eine sehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme, Ihnen dazu Glück zu wünschen.

Mellef. Zur Versöhnung des Vaters doch wol? ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie also noch glücklich machen.

Mellef. Wenn er es will — du siehst, Norton! ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, — so will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein! wenn Sie dieses erkennen, so will er es auch Ihretwegen.

Mellef. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte seine schon gerüstete Rache eine ganze sündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verschonen: so kann er ja wol auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schicksale desselben Antheil nimmt.

Norton. Sie sprechen sehr ernsthaft und rührend. Aber drückt sich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellef. Die Freude, Norton? Sie ist nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frei reden? (indem er ihn scharf ansieht)

Mellef. Du darfst.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geschwiegen, mag mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich von nun an seltner schweige.

Mellef. Nur vergiß nicht, wer du bist!

Norton. Ich will es nicht vergessen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas Bessers sein könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen lassen.

Mellef. Mit mir? und warum sagst du das itzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erstaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorstellte.

Mellef. Willst du mich nicht wissen lassen, was du dir vorstelltest?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellef. Nur der Pöbel wird gleich außer sich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächeln.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch sein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tausend unnatürliche Vorstellungen verderbt und geschwächt wird. Allein in Ihrem Gesichte ist noch etwas Anders, als Mäßigung, zu lesen: Kaltsinn, Unentschlossenheit, Widerwille — —

Mellef. Und wenn auch? Hast du es vergessen, wer noch außer der Sara hier ist? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wol besorgt, aber nicht niedergeschlagen machen. — Sie beunruhiget etwas Anders. Und ich will mich gern geirret haben, wenn Sie es nicht lieber gesehen hätten, der Vater wäre noch nicht versöhnt. Die Aussicht in einen Stand, der sich so wenig zu Ihrer Denkungsart schickt —

Mellef. Norton! Norton! du mußt ein erschrecklicher Bösewicht entweder gewesen sein, oder noch sein, daß du mich so errathen kannst. Weil du es getroffen hast, so will ich es nicht leugnen. Es ist wahr; so gewiß es ist, daß ich meine Sara ewig lieben werde: so wenig will es mir sein, daß ich sie ewig lieben soll, — soll! — Aber besorge nichts; ich will über diese närrische Grille siegen. Oder meinst du nicht, daß es eine Grille ist? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang ansehen? Ich wünsche es mir ja nicht, freier zu sein, als sie mich lassen wird.

Norton. Diese Betrachtungen sind sehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hilfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte — —

Mellef. Was nie geschehen wird! Du sollst sie noch heute nach London zurückreisen sehen. Da ich dir meine geheimste — Narrheit will ich es nur unterdessen nennen — gestanden habe, so darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in solche Furcht gejagt habe, daß sie sich durchaus nach meinem geringsten Winke bequemen muß.

Norton. Sie sagen mir etwas Unglaubliches.

Mellef. Sieh, dieses Mördereisen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen) als sie mir in der schrecklichsten Wuth das Herz damit durchstoßen wollte. Glaubst du es nun bald, daß ich ihr festen Obstand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, sie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bei sich.

Norton. Arabellen?

Mellef. Ich habe es noch nicht untersuchen können, durch welche List sie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für sie nicht so aus, als sie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen, und ihre Besserung schon für halb geborgen halten darf. Allein, — da Sie mich doch Alles wollen wissen lassen — was hat sie unter dem Namen der Lady Solmes hier gesollt?

Mellef. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin mit aller Gewalt sehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachsicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, sie durch den Anblick der besten ihres Geschlechts zu demüthigen. — Du schüttelst den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellef. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabei, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen gesucht haben; und das Schlimmste, was bei ihrem unbekannten Besuche zu besorgen steht, ist nichts Schlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es so ruhig abgelaufen.

Mellef. Es ist noch nicht ganz vorbei, Norton. Es stieß ihr eine kleine Unpäßlichkeit zu, daß sie sich, ohne Abschied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag sie doch! Die Wespe, die den Stachel verloren hat, (indem er auf den Dolch weiset, den er wieder in den Busen steckt) kann doch weiter nichts, als summen. Aber auch das Summen soll ihr theuer werden, wenn sie zu überlästig damit wird. — Hör ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn sie es ist. — Sie ist es. Geh! (Norton geht ab)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marw. Sie sehen mich ohne Zweifel sehr ungern wiederkommen.

Mellef. Ich sehe es sehr gern, Marwood daß Ihre Unpäßlichkeit ohne Folgen gewesen ist. Sie befinden Sich doch besser?

Marw. So so!

Mellef. Sie haben also nicht wol gethan, Sich wieder hieher zu bemühen.

Marw. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieses aus Vorsorge für mich sagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas Anders damit meinen.

Mellef. Es ist mir angenehm, Sie so ruhig zu sehen.

Marw. Der Sturm ist vorüber. Vergessen Sie ihn! bitte ich nochmals.

Mellef. Vergessen Sie nur Ihr Versprechen nicht, Marwood! und ich will gern Alles vergessen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, so möchte ich wol fragen — —

Marw. Fragen Sie nur, Mellefont! Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellef. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marw. Die Frage ist natürlich. Meine Antwort wird so natürlich nicht scheinen, aber sie ist gleichwol nichts weniger wahr. — Sie hat mir sehr wol gefallen.

Mellef. Diese Unparteilichkeit entzückt mich. Aber wär es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu schätzen wußte, eine schlechte Wahl treffen könnte?

Marw. Mit dieser Schmeichelei, Mellefont, wenn es anders eine ist, hätten Sie mich verschonen sollen. Sie will sich mit meinem Vorsatze, Sie zu vergessen, nicht vertragen.

Mellef. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen diesen Vorsatz durch Grobheiten erleichtern soll? Lassen Sie unsere Trennung nicht von der gemeinen Art sein. Lassen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen: ohne Bitterkeit, ohne Groll, und mit Beibehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er sich zu unserer ehmaligen Vertraulichkeit schickt.

Marw. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert sein. Nichts mehr davon! Was geschehen muß, muß geschehen! und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geschieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir sie nicht lassen? Mellef. Nein, Marwood!

Marw. Es ist grausam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellef. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marw. So beweisen Sie es gleich itzt! Mellef. Wie?

Marw. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil besitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, so wollte ich wol wünschen, daß ich ihr ein bessres lassen könnte, als die Schande, von mir geboren zu sein.

Mellef. Reden Sie nicht so! — Ich will für Arabellen sorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anständigen Auskommens in Verlegenheit zu setzen. Wenn sie mich vergessen will, so muß sie damit anfangen, daß sie etwas von mir zu besitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen sie, und werde es nie aus der Acht lassen, daß sie mein wahres Glück, obschon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood! ich danke Ihnen in allem Ernste, daß Sie unsern Aufenthalt einem Vater verriethen, den blos die Unwissenheit desselben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marw. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William ist ein zu guter, alter Narr: er muß anders denken, als ich an seiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt ich — — Mellef. Marwood! — —

Marw. Es ist wahr; Sie sind es selbst! Ich schweige. — Werde ich der Miß mein Abschiedskompliment bald machen dürfen?

Mellef. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiseten, ohne sie wieder zu sprechen.

Marw. Mellefont! ich spiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter einem fremden Namen, für kein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellef. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb ist, so sollten Sie Sich selbst hüten, eine Person nochmals zu sehen, die gewisse Vorstellungen bei Ihnen rege machen muß — —

Marw. (spöttisch lächelnd) Sie haben eine bessere Meinung von Sich selbst, als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihretwegen untröstlich sein müßte, so sollten Sie es doch wenigstens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara soll gewisse Vorstellungen bei mir rege machen? Gewisse? O ja — aber keine gewisser, als diese, daß das beste Mädchen oft den nichtswürdigsten Mann lieben kann.

Mellef. Allerliebst, Marwood, allerliebst! Nun sind Sie gleich in der Verfassung, in der ich Sie längst gern gewünscht hätte: ob es mir gleich, wie ich schon gesagt, fast lieber gewesen wäre, wenn wir einige gemeinschaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet sich diese noch, wenn nur das gährende Herz erst ausgebrauset hat. — Erlauben Sie,

daß ich Sie einige Augenblicke allein lasse. Ich will Miß Sampson zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(Indem sie um sich herumsieht) Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem schöpfen, und die Muskeln des Gesichts in ihre natürliche Lage fahren lassen? — Ich muß geschwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood sein, um den Zwang der Verstellung wieder aushalten zu können. — Wie hasse ich dich, niedrige Verstellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, sondern weil du die armseligste Zuflucht der ohnmächtigen Rachsucht bist. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablassen, wenn mir ein Tyrann seine Gewalt, oder der Himmel seinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch, wann du mich nur zu meinem Zwecke bringst! — Der Anfang verspricht es; und Mellefont scheint noch sichrer werden zu wollen. Wenn mir meine List gelingt, daß ich mit seiner Sara allein sprechen kann: so — Ja, so ist es doch noch sehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts Neues sein; die Verleumdungen wird sie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch soll sie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören! Es wäre schlecht, wenn sie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurückließen. — Still! sie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verstoßene, die durch kleine Kunstgriffe die Schande von sich abzuwehren sucht; ein getretner Wurm, der sich krümmet und dem, der ihn getreten hat, wenigstens die Ferse gern verwunden möchte.

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens gewesen ist.

Marw. Ich danke Ihnen, Miß! Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen sollen.

Mellef. Lady will sich Ihnen empfehlen, liebste Sara!

Sara. So eilig, Lady?

Marw. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen ist, nicht genug sein.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marw. Morgen mit dem frühsten.

Mellef. Morgen mit dem frühsten, Lady? Ich glaubte noch heute.

Sara. Unsere Bekanntschaft, Lady, fängt sich sehr im Vorbeigehen an. Ich schmeichle mir, in Zukunft eines näheren Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marw. Ich bitte um Ihre Freundschaft, Miß!

Mellef. Ich stehe Ihnen dafür, liebste Sara, daß diese Bitte der Lady aufrichtig ist: ob ich Ihnen gleich voraussagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wiedersehen werden. Lady wird sich mit uns sehr selten an einem Orte aufhalten können — —

Marw. (bei Seite) Wie fein!

Sara. Mellefont! das heißt, mir eine sehr angenehme Hoffnung rauben.

Marw. Ich werde am meisten dabei verlieren, glückliche Miß!

Mellef. Aber in der That, Lady, wollen Sie erst morgen früh wieder fort?

Marw. Vielleicht auch eher! (bei Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellef. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebste Miß, es wird gut sein, wenn wir unserer Antwort ungesäumt nachfolgen? Sir William kann unsere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellef. Was willst du, Betty?

Betty. Man verlangt, Sie unverzüglich zu sprechen.

Marw. (bei Seite) Ha! nun kömmt es drauf an — —

Mellef. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady! ist es Ihnen gefällig, Ihren Besuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird so gütig sein, und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marw. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr! — Er will Sie nur auf ein Wort sprechen. Er sagt, er habe keinen Augenblick zu versäumen — —

Mellef. Geh nur! ich will gleich bei ihm sein. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche sein wird, dessen ich gegen Sie gedacht habe.

(Betty geht ab)

Marw. (bei Seite) Gute Vermuthung!

Mellef. Aber doch, Lady — —

Marw. Wenn Sie es denn befehlen — Miß! so muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont: Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes so lange unterhalten zu dürfen?

Mellef. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie Sich nicht auf, liebster Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder! Aber mit einem freudigern Gesichte, will ich wünschen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Lassen Sie Sich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu sehen, ob Sie allenfalls auf eine gute Art mich einer Erbschaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Besitze derselben zu wissen. — —

Mellef. Ich gehorche. (warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier! (geht ab) Marw. (bei Seite) Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont sagt seine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falschen Tone. Finden Sie es nicht auch, Lady? — —

Marw. Ohne Zweifel bin ich seiner Art schon allzugewohnt, als daß ich so etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen sich Lady nicht setzen?

Marw. Wenn Sie befehlen, Miß — (bei Seite, indem sie sich setzen) Ich muß diesen Augenblick nicht ungebraucht vorbeistreichen lassen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady! werde ich nicht das glücklichste Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marw. Wenn sich Mellefont in sein Glück zu finden weiß, so wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigsten Mannsperson machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pause, Lady — —

Marw. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich schätzbarer — —

Marw. Offenherzig — nicht selten bis zur Unbedachtsamkeit. Mein Aber ist der Beweis davon. Ein sehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch diese Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wol eine grausame Barmherzigkeit sein, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu lassen.

Marw. Nicht doch, Miß! Sie denken bei meinem Aber viel zu viel. Mellefont ist mein Anverwandter — —

Sara. Desto wichtiger wird die geringste Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marw. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Person meines Geschlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtschaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer sollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwiesen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geschlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schwester und Mutter des Schuldigen Antheil zu nehmen, sich nicht bedenken müßten.

Sara. Diese Anmerkung — — —

Marw. Ist schon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtschnur gewesen.

Sara. Und verspricht mir — Ich zittere —

Marw. Nein, Miß! wenn Sie zittern wollen — Lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen — —

Sara. Grausame Lady!

Marw. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigstens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampsons Stelle setze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit dessen Schicksale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat ansehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht schon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marw. Und Andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben sollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu sein verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht selbst gestehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, bestrebt habe? Ist er nicht liebenswürdig genug, daß er bei mehrern dieses Bestreben hat erwecken müssen? Und ist es nicht natürlich, wenn mancher dieses Bestreben gelungen ist?

Marw. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und fast mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn schon oft vertheidiget habe. Es ist kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger ist es eines, geliebet worden sein. Aber die Flatterhaftigkeit ist ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird sie durch die Gegenstände der Liebe entschuldiget, die es immer zu bleiben selten verdienen.

Marw. Miß Sampsons Sittenlehre scheinet nicht die strengste zu sein.

Sara. Es ist wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es selbst gestehen, daß sie auf Irrwegen gegangen sind, ist die strengste nicht. Sie muß es auch nicht sein! Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu bestimmen, die uns die Tugend bei der Liebe setzt; sondern blos darauf, die menschliche Schwachheit zu entschuldigen, wenn sie in diesen Schranken nicht geblieben ist, und die daraus entstehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn, zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt und sie endlich verläßt: so ist dieses Verlassen, in Vergleichung mit der Liebe selbst, etwas sehr Gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Lasterhafte deswegen, weil er sie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marw. Aber, Miß! kennen Sie denn diese Marwood, welche Sie so getrost eine Lasterhafte nennen?

Sara. Ich kenne Sie aus der Beschreibung des Mellefont.

Marw. Des Mellefont? Ist es Ihnen denn nie beigefallen, daß Mellefont in seiner eignen Sache nichts anders, als ein sehr ungiltiger Zeuge sein könne?

Sara. — Nun merke ich es erst, Lady, daß Sie mich auf die Probe stellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder sagen werden, wie ernsthaft ich mich seiner angenommen.

Marw. Verzeihen Sie, Miß! von dieser Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wolgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweien wollten, die sich nur deswegen wider ihn erklärt, weil sie sein unwürdiges Verfahren gegen mehr, als eine der liebenswürdigsten Personen unsers Geschlechts so ansieht, als ob sie selbst darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweien, Lady; und ich wünschte, daß es Andre ebenso wenig wollten.

Marw. Soll ich Ihnen die Geschichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady! nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, sobald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm so nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marw. Ich würde Miß Sampson um gleiche Vorsicht gebeten haben, wenn sie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unser Gespräch gewesen ist; und Sie werden so behutsam sein, Ihre Maßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood ist aus einem guten Geschlechte. Sie war eine junge Wittwe, als sie Mellefont bei einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man sagt, es habe ihr weder an Schönheit, noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt sein würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein Einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles, was sie besessen hatte, — und es sollen ansehnliche Reichthümer gewesen sein, — hatte sie für die Befreiung eines Mannes aufgeopfert, dem sie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem sie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand schenken wollen.

Sara. Wahrlich! ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem bessern Gemälde prangte!

Marw. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward sie von Personen gesucht, die nichts eifriger wünschten, als sie glücklich zu machen. Unter diesen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernstlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu setzen versprach, war das Geringste, worauf er sich stützte. Er hatte es bei der ersten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, sondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichsten Gefühls, welches eine Hütte einem Palaste würde vorgezogen haben, wenn sie in jener mit einer geliebten, und in diesem mit einer gleichgiltigen Person hätte leben sollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady; oder ich möchte sie am Ende bedauern müssen.

Marw. Mellefont war eben im Begriff, sich auf die feierlichste Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm sein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläufige Anverwandte zu heirathen. Hatte Marwood seinetwegen reichere Verbindungen ausgeschlagen, so wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieser Erbschaft eher nichts zu sagen, als bis er sich derselben durch sie würde verlustig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß! das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es besser, als ich, daß Mellefont das edelste Herz besitzt?

Marw. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch spät an einem Abende, wozu sich Mellefont ihretwegen entschlossen hätte. Mellefont kam des Morgens, sie zu besuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marw. Er fand nichts, als einen Brief von ihr, worin sie ihm entdeckte, daß er sich keine Rechnung machen dürfe, sie jemals wieder zu sehen. Sie leugne es zwar nicht, daß sie ihn liebe; aber eben deswegen könne sie sich nicht überwinden, die Ursache einer That zu sein, die er nothwendig einmal bereuen müsse. Sie erlasse ihn seines Versprechens, und ersuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Testamente vorgeschriebenen Verbindung, in den Besitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas Wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeichelei damit zu machen.

Sara. Aber Lady! warum leihen Sie der Marwood so vortreffliche Gesinnungen? Lady Solmes kann derselben wol fähig sein, aber nicht Marwood. Gewiß, Marwood nicht!

Marw. Es ist nicht zu verwundern, Miß! daß Sie wider sie eingenommen sind. — Mellefont wollte über den Entschluß der Marwood von Sinnen kommen. Er schickte überall Leute aus, sie wieder aufzusuchen; und endlich fand er sie.

Sara. Weil sie sich finden lassen wollte, ohne Zweifel!

Marw. Keine bitteren Glossen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer von einer sonst so sanften Denkungsart nicht. — Er fand sie, sag ich; und fand sie unbeweglich. Sie wollte seine Hand durchaus nicht annehmen; und Alles, was er von ihr erhalten konnte, war dieses, daß sie nach London zurückzukommen versprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung so lange auszusetzen, bis die Anverwandte, des langen Verzögerns überdrüssig, einen Vergleich vorzuschlagen gezwungen sei. Unterdessen konnte sich Marwood nicht wol der täglichen Besuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Besuche eines Liebhabers waren, den man in die Grenzen der Freundschaft zurückgewiesen hat. Aber wie unmöglich ist es, daß ein hitziges Temperament diese engen Grenzen nicht überschreiten sollte! Mellefont besitzt Alles, was uns eine Mannsperson gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter sein, als Miß Sampson selbst. Sara. Ach!

Marw. Sie seufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geseufzet, und seufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug; diese Wendung, sollte ich meinen, war mehr, als eine bittere Glosse, die Sie mir zu untersagen beliebten.

Marw. Ihre Absicht war nicht, zu beleidigen, sondern blos die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigsten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, sie durch die Gesetze giltig machen zu lassen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn sie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was sie vor sich selbst verbergen zu können wünschte!

Sara. Was sagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marw. Ja, Miß! eine unglückliche Tochter verlieret durch die Darzwischenkunft der Sara Sampson alle Hoffnung, ihre Eltern jemals ohne Abscheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieses hat mir Mellefont verschwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marw. Sie dürfen sicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verschwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verschwiegen haben?

Marw. Dieses, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marw. Es ist unglaublich, daß sich eine Liebe, welche länger, als zehn Jahr, gedauert hat, so geschwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinsterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinsterung, aus welcher sie hernach mit neuem Glanze wieder hervorbricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche, eine nach der andern, der Marwood einen Mann abspenstig zu machen drohten, von welchem sie sich am Ende auf das grausamste hintergangen sahen. Er hat einen gewissen Punkt, über welchen er sich nicht bringen läßt, und sobald er diesen scharf in das Gesicht bekömmt, springt er ab. Gesetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bei welcher sich alle Umstände wider ihn erklärten; gesetzt, Sie brächten ihn dahin, daß er seinen nunmehr zur Natur gewordenen Abscheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glauben Sie wol, dadurch seines Herzens versichert zu sein?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marw. Nichts weniger! Alsdann würde er eben am allerersten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf seine Freiheit so eifersüchtig nicht gewesen. Sie würden seine Gemahlin heißen, und jene würde es sein.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit so schrecklichen Vorstellungen! Rathen Sie mir vielmehr, Lady, ich bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun soll. Sie müssen ihn kennen! Sie müssen es wissen, durch was es noch etwa möglich ist, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigste Liebe eine unheilige Leidenschaft bleibet.

Marw. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß! das weiß ich wol. Aber daß man ihm seinen Käfig angenehmer, als das freie Feld, machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre also, ihn lieber nicht zu fangen, und sich den Verdruß über die vergebene Mühe zu ersparen. Begnügen Sie Sich, Miß, an dem Vergnügen, ihn sehr nahe an Ihrer Schlinge gesehn zu haben; und weil Sie voraussehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein locken, so schonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieses tändelnde Gleichniß recht verstehe, Lady —

Marw. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden sind, so haben Sie es verstanden. — Mit einem Worte: Ihr eigner Vortheil sowol, als der Vortheil einer andern, die Klugheit sowol, als die Billigkeit, können und sollen Miß Sampson bewegen, ihre Ansprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die ersten und stärksten hat. Noch stehen Sie, Miß! mit ihm so, daß Sie, ich will nicht sagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablassen können. Eine kurze Verschwindung mit einem Liebhaber ist zwar ein Fleck; aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleichet. In einigen Jahren ist Alles vergessen, und es finden sich für eine reiche Erbin noch immer Mannspersonen, die es so genau nicht nehmen. Wenn Marwood in diesen Umständen wäre, und sie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffenen Reize einen Gemahl, noch für ihre hilflose Tochter einen Vater, so weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampson großmüthiger handeln, als Miß Sampson gegen die Marwood zu handeln, schimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara. (indem sie unwillig aufsteht) Das geht zu weit! Ist dieses die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie so ungern bei mir allein lassen wollte. Er mag es schon wissen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreist! Denn Lady haben lange genug unanständig geredet. Wodurch hat Marwood sich eine solche Vorsprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen; und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhnisch zu machen, der ein Mensch, aber kein Ungeheuer ist? Ward es mir nur deswegen gesagt, daß sich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deswegen diese und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichste Art zu verstehen geben könne, ich würde wol thun, wenn ich mich selbst einer verhärteten Buhlerin nachsetzte?

Marw. Nur nicht so hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrscheinlicher Weise, Worte, deren Kraft Sie nicht überleget haben.

Sara. Erscheint sie nicht als solche, selbst in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie sind ihre Freundin, ihre vertrauteste Freundin vielleicht. Ich sage dieses nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wol möglich sein, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieser Ihrer Freundschaft wegen, so tief herabgestoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, so würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine so erniedrigende Parallel setzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, so würde ich wenigstens nicht zehn Jahr darin verharret sein. Es ist ganz etwas Anders, aus Unwissenheit auf das Laster treffen; und ganz etwas Anders, es kennen und demungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady! wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewissensbisse, was für Angst mich mein Irrthum gekostet! Mein Irrthum, sag ich; denn warum soll ich länger so grausam gegen mich sein, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel selbst hört auf, ihn als ein solches anzusehen; er nimmt die Strafe von mir, und schenkt mir einen Vater wieder. — Ich erschrecke, Lady; wie verändern sich auf einmal die Züge Ihres Gesichts? Sie glühen; aus dem starren Auge schreckt Wuth, und des Mundes knirschende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady, so bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie gesagt haben, war ohne Zweifel so böse nicht gemeint. Vergessen Sie meine Uebereilung! Wodurch kann ich Sie besänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an Ihnen erwerben, so wie sie Marwood an Ihnen gefunden hat? Lassen Sie mich, Lady, lassen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem sie niederfällt) Um Ihre Freundschaft, Lady — Und wo ich diese nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigstens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu setzen.

Marw. (die einige Schritte stolz zurücktritt und die Sara liegen läßt) Diese Stellung der Sara Sampson ist für Marwood viel zu reizend, als daß sie nur unerkannt darüber frohlocken sollte — Erkennen Sie, Miß! in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood selbst fußfällig bitten.

Sara. (die voller Schrecken aufspringt, und sich zitternd zurückzieht) Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn ich sie — nun erkenn ich sie, die mördrische Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum preisgab. Sie ist es! Flieh, unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, süße Stimme meines geliebten Vaters, erschalle! Wo schallt sie? wo soll ich auf sie zueilen? — hier? — da? — Hilfe, Mellefont! Hilfe, Betty! — Itzt dringt sie mit tödtender Faust auf mich ein! Hilfe! (eilt ab)

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — O, daß sie wahr redete, und ich mit tödtender Faust auf sie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl sparen sollen, ich Thörichte! Welche Wollust, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unsern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier sein. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müssig. Vielleicht, daß ihn die glückliche List meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich sehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr also nicht? Warum versuche ich nicht noch das Letzte, das ich wider sie brauchen kann? Drohungen sind armselige Waffen: doch die Verzweiflung verschmäht keine, so armselig sie sind. Ein schreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen schon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen und sie über meine Drohungen spotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang gesehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichsten nicht schon vorbereitet? — Der Dolch war für Andre, das Gift ist für mich! — Das Gift für mich! Schon längst mit mir herum-

getragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienst; hier, wo ich in bessern Zeiten die geschriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg: für uns ein eben so gewisses, aber nur langsameres Gift. — Wenn es doch nur bestimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünschen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch sie zu sich selbst kommen lassen. Der will nichts wagen, der sich mit kaltem Blute wagen will. (gehet ab)

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

(Das Zimmer der Sara.)

Sara. (schwach in einem Lehnstuhle) **Betty.**

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig besser wird?

Sara. Besser, Betty? Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte! Du hast doch nach ihm ausgeschickt?

Betty. Norton und der Wirth suchen ihn.

Sara. Norton ist ein guter Mensch, aber er ist hastig. Ich will durchaus nicht, daß er seinem Herrn meinetwegen Grobheiten sagen soll. Wie er es selbst erzählte, so ist Mellefont ja an Allem unschuldig. — Nicht wahr, Betty, du hältst ihn auch für unschuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, sie raset, sie will ihn ermorden. Siehst du, Betty? dieser Gefahr habe ich ihn ausgesetzt. Wer sonst, als ich? — Und endlich will die böse Marwood mich sehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr diese Kleinigkeit abschlagen? Bin ich doch auch oft begierig gewesen, die Marwood zu sehen. Mellefont weiß wol, daß wir neugierige Geschöpfe sind. Und wenn ich nicht selbst darauf gedrungen hätte, daß sie bis zu seiner Zurückkunft bei mir verziehen sollte, so würde er sie wieder mit weggenommen haben. Ich würde sie unter einem falschen Namen gesehen haben, ohne zu wissen, daß ich sie gesehen hätte. Und vielleicht würde mir dieser kleine Betrug einmal angenehm gewesen sein. Kurz, alle Schuld ist mein. — Je nun, ich bin erschrocken; weiter bin ich ja nichts! Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel sagen. Du weißt wol, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in so tiefer hatte ich Miß noch nie gesehen.

Sara. Sage es mir nur nicht! Ich werde dir gutherzigem Mädchen freilich zu schaffen gemacht haben.

Betty. Marwood selbst schien durch die Gefahr, in der Sie sich befanden, gerühret zu sein. So stark ich ihr auch anlag, daß sie sich nur fortbegeben möchte, so wollte sie doch das Zimmer nicht eher verlassen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufschlugen und ich Ihnen die Arznei einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wol gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müssen. Umsonst mochte sie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt sein. Du glaubst nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der schreckliche Traum von voriger Nacht ein, und ich flohe als eine Unsinnige, die nicht weiß, warum und wohin sie flieht. Aber Mellefont kommt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieses — —

Betty. Was stößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty! — Ein Stich! nicht Ein Stich, tausend feurige Stiche in einem! Sei nur ruhig; es ist vorbei!

Zweiter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier sein.

Sara. Nun, das ist gut, Norton! Aber wo hast du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit sich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm sprechen müsse. Nach langem Herumführen hat sich der Betrüger ihm von der Seite geschlichen. Es ist sein Unglück, wo er sich ertappen läßt; so wüthend ist Mellefont.

Sara. Hast du ihm gesagt, was vorgegangen?

Norton. Alles! Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug, er weiß es, was für Angst Ihnen seine Unvorsichtigkeit wieder verursacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir sie selbst verursacht. — —

Norton. Warum soll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entschuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellef. Ach, Miß! wenn auch diese Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns Beiden gewiß die Unglücklichste. Ist Ihnen in Ihrer Abwesenheit nur nichts Verdrießlichers zugestoßen, als mir, so bin ich vergnügt.

Mellef. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Blos Ihrer Zufriedenheit wegen wünschte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellef. Ha, Marwood, diese Verrätherei war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollsten Miene aus einer Straße in die andre, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeschickter von ihr. Sehen Sie, liebste Miß, diese List wandte sie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe List, ohne Zweifel; aber eben weil sie plump war, war ich weit davon entfernt, sie dafür zu halten. Umsonst muß sie so treulos nicht gewesen sein! Geschwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß sie nicht aus den Augen, und halte sie so lange auf, bis ich nachkomme!

Sara. Wozu dieses, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellef. Geh! (Norton geht ab)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Lassen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtlosen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood Vieles nicht wissen — —

Mellef. Vieles? Was ist das Viele?

Sara. Was Sie mir selbst nicht gesagt hätten, Mellefont! — Sie werden stutzig? — Nun wol, ich will es wieder vergessen, weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wissen soll.

Mellef. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eifersucht einer aufgebrachten Verleumderin.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber lassen Sie es nicht das Erste sein, mir von der Gefahr zu sagen, in der sich Ihr kostbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geschliffen haben, mit dem Sie Marwood durchstoßen hätte — —

Mellef. Die Gefahr war so groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wuth getrieben, und ich war bei kaltem Blute. Ihr Angriff also mußte mißlingen —. Wenn ihr ein andrer, auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont, nur nicht besser gelungen ist! Fast muß ich es fürchten — Nein, liebste Miß! verschweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wol! — Wenn ich noch den geringsten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont! so würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wissen, daß sie durch mich um das Kostbarste gekommen sei; denn ein ungewisser Verlust würde sie bedächtiger haben gehen lassen.

Mellef. Bald werde ich also auf ihre blutdürstige Eifersucht, auf ihre ungestüme Frechheit, auf ihre treulose List einigen Werth legen müssen! — Aber, Miß! Sie wollen mir wieder ausweichen, und mir dasjenige nicht entdecken — — —

Sara. Ich will es; und was ich sagte, war schon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont also liebt, ist unwidersprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß seiner Liebe ein gewisses Vertrauen fehle, welches mir ebenso schmeichelhaft sein würde, als die Liebe selbst. Kurz, liebster Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden so schwer machen? Ich werde es schon sagen müssen, ohne viel die behutsamste Wendung zu suchen, mit der ich es Ihnen sagen sollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der schwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont! welcher eine andre Zärtlichkeit bei Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellef. Ist es möglich? Hat die Unverschämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung! — Da Sie schon Alles wissen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie soll nie vor Ihre Augen kommen, die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben sie also doch? —

Mellef. Zu sehr, Miß! zu sehr, als daß ich es leugnen sollte.

Sara. Wol! Mellefont. — Wie sehr liebe ich Sie, auch um dieser Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verleugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, sie nicht vor meine Augen kommen zu lassen. Nein! Mellefont; es muß eine von den Versprechungen sein, die Sie mir vor den Augen des Höchsten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von sich lassen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über Beide, und lassen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat: einen Mellefont meines Geschlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine sorgsame Freundschaft um die Wette beschäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — sie sind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und sie sind blos in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Aussicht! Eine dunkle Aussicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? (indem sie die Hand vors Gesicht hält)

Mellef. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — Eile doch, Betty! Schaffe doch Hilfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmlische Seele! Warum verbirgt mir diese neidische Hand (indem er sie wegnimmt) so holde Blicke? — Ach, es sind Mienen, die den grausamsten Schmerz, aber ungern, verrathen! Und doch ist die Hand neidisch, die mir diese Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich sie nur mit fühlen kann! — Daß ich sie nicht allein fühlen soll! — So eile doch, Betty! — —

Betty. Wohin soll ich denn eilen? —

Mellef. Du siehst und fragst? — Nach Hilfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erschrecken, Mellefont.

Mellef. Betty, was ist ihr geschehen? — Das sind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellef. Du kömmst schon wieder, Norton? Recht gut! Du wirst hier nöthiger sein.

Norton. Marwood ist fort — —

Mellef. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie ist fort? — Wohin? — Unglück und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge sich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf sie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verschlingen! — —

Norton. Sobald sie in ihre Wohnung zurück gekommen, hat sie sich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen lassen. Dieser versiegelte Zettel ist von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellef. (indem er den Zettel nimmt) Er ist an mich. — — Soll ich ihn lesen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger sein werden, Mellefont.

Mellef. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerste Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Lassen Sie mich nichts von Rache hören! Die Rache ist nicht unser! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont! warum sind wir zu gewissen Tugenden bei einem gesunden und seine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem siechen und abgematteten aufgelegt? Wie sauer werden Ihnen Gelassenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich scheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Inhalt nur vor sich!

Mellef. Was ist es für ein Geist, der mich Ihnen ungehorsam zu sein zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn lesen!

Sara. (indem Mellefont vor sich lieset) Wie schlau weiß sich der Mensch zu trennen und aus seinen Leidenschaften ein von sich unterschiedenes Wesen zu machen, dem er Alles zur Last legen könne, was er bei kaltem Blute selbst nicht billiget — Mein Salz, Betty! Ich besorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehst du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht? — Mellefont! — Sie gerathen außer sich! — Mellefont! — Gott! er erstarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellef. (der die Betty damit zurück stößt) Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzneien sind Gift! —

Sara. Was sagen Sie? — Besinnen Sie Sich! — Sie verkennen sie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch!

Mellef. Wünsche dir, Elende, daß du es nicht wärest! — Eile! fliehe! ehe du in Ermanglung des schuldigern das schuldige Opfer meiner Wuth wirst!

Sara. Was für Reden! — Mellefont! liebster Mellefont —

Mellef. Das letzte „liebster Mellefont" aus diesem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er sich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufspringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja' ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich hassen werden, daß Sie mich hassen müssen. — Sie sollen den Inhalt nicht erfahren; nein, von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was steht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf, Norton, bring alle Aerzte zusammen! Suche Hilfe, Betty! Laß die Hilfe so wirksam sein, als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe selbst. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hilfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellef. Göttliche Hilfe, Sara! — oder unmenschliche Rache! — Sie sind verloren, liebste Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechster Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er ist weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verstehest du ihn, Norton? — Ich bin krank, sehr krank; aber setze das Aeußerste, daß ich sterben müsse: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringst die Hände? Betrübe dich nicht; du hast ihn gewiß nicht beleidiget; er wird sich wieder besinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht gelesen! Er konnte es ja wol denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müsse. —

Betty. Welche schreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht sein; ich glaube es nicht! —

Norton. (welcher nach der Scene zugegangen) Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie ist fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum so bestürzt? Man hat es dir gewiß gesagt, daß ich krank bin.

Waitw. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich schließe es mehr aus der ungestümen Angst des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichern Vater abreisen müßtest, Waitwell? — Laß uns das Beste hoffen! Willst du wol bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzo möchte ich es nicht im Stande sein. Diese Hand hängt, wie todt, an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper so leicht dahin stirbt, wie diese Glieder — Du bist ein alter Mann, Waitwell, und kannst von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt sein — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes sind, — so sind die Annäherungen des Todes so bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieses Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freilich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Mensch nicht sein; unleidlich muß er nicht sein — Aber, Betty! warum hörst du noch nicht auf, dich so untröstlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wol, es ist nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu sein. Waitwell soll bei mir bleiben! Auch du, Norton, wirst mir einen Gefallen erweisen, wenn du dich nach deinem Herrn umsiehst. Ich sehne mich nach seiner Gegenwart.

Betty. (im Abgehn) Ach! Norton, ich nahm die Arznei aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell! wenn du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willst, so laß mich kein so wehmüthiges Gesicht sehen. Du verstummst? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, sprich von meinem Vater! Wiederhole mir Alles, was du mir vor einigen Stunden Tröstliches sagtest. Wiederhole mir, daß mein Vater versöhnt ist und mir vergeben hat. Wiederhole es mir, und füge hinzu, daß der ewige himmlische Vater nicht grausamer sein könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf sterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in diese Umstände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgesehen haben! Ich würde verzweifelt sein, Waitwell! Mit dem Hasse desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider seine Natur handelt, wenn er uns hassen muß — was für ein Gedanke! Sag ihm, daß ich in den lebhaftesten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe gestorben sei. Sag ihm — Ach! daß ich es ihm nicht selbst sagen soll, wie voll mein Herz von seinen Wohlthaten ist! Das Leben war die geringste derselben. Wie sehr wünschte ich, den schmachtenden Rest zu seinen Füßen aufgeben zu können!

Waitw. Wünschen Sie wirklich, Miß, ihn zu sehen?

Sara. Endlich sprichst du, um an meinem sehnlichsten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln?

Waitw. Wo soll ich die Worte finden, die ich schon so lange suche? Eine plötzliche Freude ist so gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltsamen Eindrucke, den sein unvermutheter Anblick auf einen so zärtlichen Geist machen möchte.

Sara. Wie meinst du das? Wessen unvermutheter Anblick? — Waitw. Der gewünschte, Miß! — Fassen Sie Sich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampson. Sara. Waitwell.

Sir Will. Du bleibst mir viel zu lange, Waitwell! Ich muß sie sehen. — Sara. Wessen Stimme — —

Sir Will. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu seinen Füßen werfen kann. (Sie will aufstehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnstuhl zurück) Er ist es doch? Oder ist es eine erquickende Erscheinung, vom Himmel gesandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu stärken kam? — Segne mich, wer du auch seist, ein Bote des Höchsten, in der Gestalt meines Vaters, oder selbst mein Vater!

Sir Will. Gott segne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig! (indem sie es nochmals versuchen will, vor ihm niederzufallen) Ein andermal bei mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfassen sehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals! Bald werde ich nicht mehr sein! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, Alles zu sagen, was eine schuldige, eine reuende, eine gestrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater sagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir Will. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienst! Wenn du mich an mein Vergeben erinnerst, so erinnerst du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum setzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir schon vergeben hatte, was zwang mich, erst eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich schon einen Tag wieder genossen haben, wenn ich sogleich deinen Umarmungen zugeeilet wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgensten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben sein, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß sein wollte, ehe ich dir die meinige wiederschenkte. Soll ein Vater so eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebste Sara! tadle mich; ich sahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich selbst. — Und wenn ich sie verlieren sollte, diese Freude? — Aber wer sagt es denn, daß ich sie verlieren soll? Du wirst leben; du wirst noch lange leben! Entschlage dich aller schwarzen Gedanken! Mellefont macht die Gefahr größer, als sie ist. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte selbst, Aerzte aufzusuchen, die er in diesem armseligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich sahe seine stürmische Angst, seine hoffnungslose Betrübniß, ohne von ihm gesehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in seine Hand legen. Was ich sonst nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich sehe, wie theuer du ihm bist. — Ist es wahr, daß es Marwood selbst gewesen ist, die dir diesen Schrecken verursacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verstehen können, und mehr nicht. Doch, was forsche ich nach den Ursachen deiner Unpäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht sein sollte. Ich sehe, du wirst von Augenblick zu Augenblick schwächer, ich sehe es, und bleibe hilflos stehen. Was soll ich thun, Waitwell? Wohin soll ich laufen? Was soll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Bester Vater! alle Hilfe würde vergebens sein. Auch die unschätzbarste würde vergebens sein, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William. Waitwell.

Mellef. Ich wag es, den Fuß wieder in dieses Zimmer zu setzen? Lebt sie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont!

Mellef. Ich sollt Ihr Angesicht wieder sehen? Nein, Miß! ich komme ohne Trost, ohne Hilfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen seh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie sind zu einer schrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu spät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getrost! — sich gerächet zu sehen, dazu sollen Sie nicht zu spät gekommen sein.

Sir Will. Erinnern Sie Sich, Mellefont, in diesem Augenblicke nicht, daß wir Feinde gewesen sind! Wir sind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie sollen Sich selbst eine Gattin erhalten haben.

Mellef. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung! — Ich habe Ihnen, Miß, schon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müssen sterben! Und wissen Sie, durch wessen Hand Sie sterben?

Sara. Ich will es nicht wissen, und es ist mir schon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellef. Sie müssen es wissen, denn wer könnte mir dafür stehen, daß Sie nicht falsch argwöhnten? Dies schreibet Marwood: (er lieset) „Wenn Sie diesen Zettel lesen werden, Mellefont, wird Ihre Untreue in dem Anlasse derselben schon bestraft sein. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor Schrecken war sie in Ohnmacht gefallen. Betty gab sich alle Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Ich ward gewahr, daß sie ein Kordialpulver bei Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauschen. Ich stellte mich gerührt und dienstfertig, und machte es selbst zurechte. Ich sah es ihr geben, und gieng triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen Mörderinnen sein, die sich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine eigne Hand wider mich zeugen lassen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, so will ich Arabellen unverletzt zurücklassen. Bis dahin aber werde ich sie als eine Geisel betrachten.“ Marwood. — Nun wissen Sie Alles, Miß! Hier, Sir, verwahren Sie dieses Papier! Sie müssen die Mörderin zur Strafe ziehen lassen, und dazu ist es Ihnen unentbehrlich. — Wie erstarrt er da steht!

Sara. Geben Sie mir dieses Papier, Mellefont! Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und sie sieht es einen Augenblick an) Werde ich so viel Kräfte noch haben? (zerreißt es)

Mellef. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schicksale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater sollen ihre Ankläger werden. Ich sterbe, und vergeb es der Hand, durch die mich Gott heimsucht. — Ach, mein Vater! welcher finstere Schmerz hat sich Ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen ist, wie schuldig werde ich in jener Welt erscheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebster Vater, daß Sie einen Sohn, anstatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müssen sie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum soll es mir nicht erlaubt sein, mit seiner Liebe,

als mit einem Erbtheile, umzugehen? Ich vermache diese väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beispiele sie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu sein lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchsten zu richten wagen? — Tröste deinen Herrn, Waitwell! Doch auch du stehst in einem trostlosen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte, noch Tochter verlierest? —

Sir Will. Wir sollten dir Muth einsprechen, und dein sterbendes Auge spricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdische Tochter, schon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geist, auf welchen alle Segen des Himmels herabströmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menschliche so weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts so gewiß, als die Bitten eines frommen Sterbenden, erhört, bitte ihn, daß dieser Tag auch der letzte meines Lebens sei!

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beispiele lassen, und nur die schwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen diese Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch sind sie mir minder schrecklich, als die stumme Verzweiflung. Entreißen Sie Sich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dies war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verstehe nun ihr ängstliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorsichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falsch, und also auch ohne Argwohn der Falschheit, entschuldiget wird. — Der Augenblick ist da! Mellefont — mein Vater —

Mellef. Sie stirbt! — Ach! diese kalte Hand noch einmal zu küssen, (indem er zu ihren Füßen fällt) — Nein! ich will es nicht wagen, sie zu berühren. Die gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange. Und wer ist ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (steht auf) — Nun ist sie todt, Sir; nun hört sie uns nicht mehr: nun verfluchen Sie mich! Lassen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünschungen aus! Es müsse keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichste derselben müsse gedoppelt erfüllt werden! — Was schweigen Sie noch? Sie ist todt! sie ist gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont! Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu schonen Ursach hätten. — Was ist das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen sollen! Das ist Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie soll ich Ihre Wuth besser reizen? — Diese blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß sich diese unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß sie sich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte sie sterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Lassen Sie mich es hören, daß Sie Vater sind!

Sir Will. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu sehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren sollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellef. Nicht so, Sir! Diese Heilige befahl mehr, als die menschliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht sein. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Busen zieht) dieses ist der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich sie entwaffnen. Wenn ich als das schuldige Opfer ihrer Eifersucht gefallen wäre, so lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten sie ohne Mellefont. Es stehet bei mir nicht, das Geschehene ungeschehen zu machen; aber mich wegen des Geschehenen zu strafen — das steht bei mir! (er ersticht sich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder)

Sir Will. Halt ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellef. (sterbend) Ich fühl es — daß ich nicht fehl gestoßen habe. — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als diesem die Hand drücken, so sterb ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die sterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für sie bitten — aber sie ist der Marwood Kind sowol, als meines — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir Will. Wenn fremde Bitten itzt kräftig sind, Waitwell, so laßt uns ihm diese Gnade erbitten helfen! Er stirbt! Ach! er war mehr unglücklich, als lasterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir! —

Sir Will. Wenn sie Wunder thun können, so laß sie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bei diesem tödtenden Anblicke verweilen! Ein Grab soll Beide umschließen. Komm! schleunige Anstalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie sei, wer sie sei: sie ist ein Vermächtniß meiner Tochter. (sie gehen ab, und das Theater fällt zu)

Ende.

Philotas.

Ein Trauerspiel.

Personen. Aridäus, König. Strato, Feldherr des Aridäus. Philotas, gefangen. Parmenio, Soldat.

Die Scene ist ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erster Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegerischen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredte ich mich, daß Alles ein Traum sei! Meine frühste Kindheit hat nie etwas Anders, als Waffen und Läger und Schlachten und Stürme geträumet. Könnte der Jüngling nicht von Verlust und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich sie nicht sähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erstarrten Hand das Schwert entsank! — Man hat sie mir wider Willen verbunden. O, der grausamen Barmherzigkeit eines listigen Feindes! Sie ist nicht tödtlich, sagte der Arzt, und glaubte mich zu trösten. — Nichtswürdiger, sie sollte tödtlich sein! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich sie tödtlich machte, wenn ich sie wieder aufriß, und wieder verbinden ließ, und wieder aufriß — Ich rase, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhnisches Gesicht — itzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich: Kind! — Auch sein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen lassen! Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten versehen! Es muß einer von seinen Beischläferinnen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anstatt bewacht zu werden, werde ich bedienet. Hohnsprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Phil. Schon wieder ein Besuch? Alter, ich bin gern allein!

Strato. Prinz! ich komme auf Befehl des Königs —

Phil. Ich verstehe dich! Es ist wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es stehet bei ihm, wie er mir will begegnen lassen — Aber höre, wenn du der bist, dessen Miene du trägst — bist du ein alter, ehrlicher Kriegsmann, so nimm dich meiner an, und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten, und nicht als einem Weibe begegnen lasse.

Strato. Er wird gleich bei dir sein; ich komme, ihn zu melden.

Phil. Der König bei mir? und du kömmst, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erspare, die sich ein Gefangener muß gefallen lassen. — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu sein, ist mir nichts mehr schimpflich.

Strato. Prinz! deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verspricht ein sanftres Gemüth.

Phil. Laß meine Bildung unverspottet! Dein Gesicht voll Narben ist freilich ein schöners Gesicht — —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Phil. Möchtest du doch, wenn du mich nur erst gefürchtet hättest.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den schrecklichsten Feind vor uns, wenn unter seiner Jugend der Philotas viel sind.

Phil. Schmeichle mir nicht! — Euch schrecklich zu werden, müssen sie mit meinen Gesinnungen größre Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wissen? Strato. Strato.

Phil. Strato? Der tapfre Strato, der meinen Vater am Lycus schlug? —

Strato. Gedenke mir dieses zweideutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte sich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß so einen Sohn haben.

Phil. O, dir darf ich es klagen, du würdigster der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schicksal klagen! — Nur du kannst mich ganz verstehen; denn auch dich, auch dich hat das herrschende Feuer der Ehre, der Ehre, fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehret. Wärest du sonst, was du bist? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, seit sieben Tagen — denn erst sieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beschworen, siebenmal alle sieben Tage auf den Knieen beschworen, zu verstatten, daß ich nicht umsonst der Kindheit entwachsen sei, und mich mit seinen Streitern ausziehen zu lassen, die mir schon längst so manche Thräne der Nacheiferung gekostet. Gestern bewegte ich ihn, den besten Vater, denn Aristodem half mir bitten. — Du kennst ihn, den Aristodem; er ist meines Vaters Strato. — „Gieb mir, König, den Jüngling morgen mit!“ sprach Aristodem; „ich will das Gebirge durchstreifen, um den Weg nach Cäsena offen zu halten.“ — Wenn ich euch nur begleiten könnte! seufzte mein Vater. — Er liegt noch an seinen Wunden krank. — Doch es sei! und hiermit umarmte mich mein Vater. O, was fühlte der glückliche Sohn in dieser Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich schloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da sprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, strich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachsen zu sein glaubte, stieg zu Pferde, und hatte ein Roß schon müde gespornt, noch ehe die silberne Trommete die befohlne Mannschaft weckte. Sie kamen, und ich sprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an seine narbige Brust! Nur mit meinem Vater sprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal sähe, er möchte sein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unsterblichen Götter kann man nicht glücklicher sein, als ich an der Seite Aristodems mich fühlte! Auf jeden seiner anfeuernden Blicke hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen, und mich in der feindlichen Eisen gewissesten Tod gestürzet. In stiller Entschlossenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hoffte; auf jede Krümmung des Thals, hinter der ich auf sie zu stoßen, mir schmeichelte. Und da ich sie endlich von der waldigen Höhe auf uns stürzen sahe; sie mit der Spitze des Schwerts meinen Gefährten zeigte; ihnen bergan entgegenflog — rufe dir, ruhmvoller Greis! die seligste deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konntest nie entzückter sein — Aber nun, nun sieh mich, Strato, sieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen schimpflich herabstürzen! O, wie schaudert mich, diesen Fall in Gedanken noch einmal zu stürzen! — Ich war zu weit vorausgeeilt; ich ward verwundet, und — gefangen! Armseliger Jüngling, nur auf Wunden hieltest du dich, nur auf den Tod gefaßt, — und wirst gefangen. So schicken die strengen Götter, unsre Fassung zu vereiteln, nur immer unvorgesehenes Uebel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich schon, von dir darum verachtet zu werden, scheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendest dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hättest mich nicht so bewegen sollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Phil. Nein; höre, warum ich weine! Es ist kein kindisches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigest — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er sein Reich liebt! Wozu wird er sich nicht verstehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenschaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühsamen Jahren, durch das Blut seiner Edeln, durch sein eignes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angesichte soll ich wieder vor ihm erscheinen? ich, sein schlimmster Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich sie zu regieren mich würdig gemacht hätte — wie werden sie den ausgelösten Prinzen ohne die spöttischste Verachtung unter sich dulden können? Wann ich denn vor Scham sterbe und unbedauert hinab zu den Schatten schleiche, wie finster und stolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbeiziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er sich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O, das ist mehr, als eine fühlende Seele ertragen kann!

Strato. Fasse dich, lieber Prinz! Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er ist. Dein Schicksal ist so grausam noch nicht; der König nähert sich, und du wirst aus seinem Munde mehr Trost hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Arid. Kriege, die Könige unter sich zu führen gezwungen werden, sind keine persönlichen Feindschaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O! welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dies war sein offnes, sprechendes Auge; dies seine ernste, redliche Miene; dies sein edler Anstand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Hast du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das selige Alter, da wir uns noch ganz unserm Herzen überlassen durften. Bald aber wurden wir Beide zum Throne gerufen, und der sorgende König, der eifersüchtige Nachbar unterdrückte, leider! den gefälligen Freund. —

Phil. Verzeih, o König! wenn du mich in Erwiderung so süßer Worte zu kalt findest. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. — Was kann es mir itzt helfen, daß du und mein Vater einst Freunde waren? Waren: so sagst du selbst. Der Haß, den man auf verloschne Freundschaft pfropfet, muß unter allen die tödtlichsten Früchte bringen; — oder ich kenne das menschliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht! Du hast als der höfliche Staatsmann gesprochen; sprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler seiner Größe ganz in seiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit seines Schicksals nicht länger peinigen! —

Phil. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie verabscheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn seinem Vater machen willst. Mit welchem schimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern soll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich soll er werden, um nicht verwaist zu bleiben? — O, mein Vater! —

Arid. Auch diese frühe, männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn itzt vor deinem Vater so sprechen! —

Phil. Wie meinst du das? —

Arid. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unsre Tugend, wie sie für unser Leben wachen. Die so lang als mögliche Erhaltung beider ist ihr geheimes, ewiges Geschäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böse er im Grunde ist, wie schlecht er handeln würde, ließen sie jeden verführerischen Anlaß, sich durch kleine Thaten zu beschimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz! vielleicht wäre ich der, den du mich glaubst; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegesglück, das dich mir in die Hände liefert, bescheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — Doch fürchte nichts; allen diesen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebauet; ich kann deinen Vater seinen Sohn nicht theurer erkaufen lassen, als — durch den meinigen.

Phil. Ich erstaune! Du giebst mir zu verstehen —

Arid. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener ist, wie du meiner. —

Phil. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wenn? Wie? Wo?

Arid. So wollt es das Schicksal! Aus gleichen Wagschalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willst nähere Umstände wissen. — Eben dasselbe Geschwader, dem du zu hitzig entgegen eiltest, führte Politymet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob sie Wuth und Verzweiflung über alle menschliche Stärke. Sie brachen ein, und Alle stürmten sie auf den Einen, in welchem sie ihres Verlustes Ersetzung sahen. Das Ende weißt du! — Nun nimm noch von

einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff ist kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerst, sondern welcher zum sichersten auf den Feind trifft, hat sich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz! sonst möchte der werdende Held im ersten Keime ersticken.

Arid. Strato, du machst den Prinzen durch deine, zwar freundschaftliche, Warnung verdrießlich. Wie finster er da steht! —

Phil. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorsicht verloren —

Arid. Die beste Anbetung, Prinz, ist dankende Freude! Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unsre Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält sich bereits fertig; er soll gehen, und die Auswechslung beschleunigen. Aber du weißt wol, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, scheinen Fallstricke. Man könnte argwohnen, du seist vielleicht an deiner Wunde gestorben. Es wird daher nöthig sein, daß du selbst mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten an deinen Vater sendest. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannst. —

Phil. So willst du, daß ich mich vervielfältiget verabscheuen soll? In jedem der Gefangenen werde ich mich selbst erblicken. — Schenke mir diese Verwirrung! — Arid. Aber —

Phil. Unter den Gefangenen muß sich Parmenio befinden. Den schicke mir her! ich will ihn abfertigen.

Arid. Wol; auch so! Komm, Strato! Prinz, wir sehen uns bald wieder!

Vierter Auftritt.

Philotas.

— Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerschmettern, nicht vor mir niederschlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück! der Dampf verfliegt, und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu sehen, wie elend ich hätte werden können? wie elend mein Vater durch mich? Nun darf ich wieder vor dir erscheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeschlagenen Augen; doch nur die Scham wird sie niederschlagen, nicht das brennende Bewußtsein, dich mit mir ins Verderben gerissen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein stummes Trauern; keine, durch die stärkere Gewalt der väterlichen Liebe erstickten Verwünschungen. —

Aber — ja, bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorsicht zu vergeben scheinet? Soll ich mich nicht strenger richten, als sie und mein Vater mich richten? Die Allzugütigen! — Sonst jede der traurigen Folgen meiner Gefangenschaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten sie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wol, die von der Zunge des Pöbels strömt; aber nicht die wahre, dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiisches Selbst, über mich ausspricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verlieret mein Vater durch mich nichts? Der Ausschlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf seine Seite brächte, der ist nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte sich erkläret, für wen es sich erklären sollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet, gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich itzt dachte? Nein; den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich fesseln, flüchtiger Gedanke! — Itzt denke ich ihn wieder! Wie weit er sich verbreitet, und immer weiter; und nun durchstrahlt er meine ganze Seele! —

Was sagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich selbst einen unverdächtigen Boten an meinen Vater schicken sollte? Damit mein Vater nicht argwohne — so waren ja seine eignen Worte — ich sei bereits an meiner Wunde gestorben. — Also meint er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde gestorben wäre, so würde die Sache ein ganz anders Ansehen gewinnen! Würde sie das? Tausend Dank für diese Nachricht! Tausend Dank! — Und freilich! Denn mein Vater hätte alsdenn einen gefangenen Prinzen, für den er sich Alles bedingen könnte; und der König, sein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen lassen, wenn er ihm nicht zum Abscheu werden sollte.

Gut! das begreif ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände spielen will, worauf kömmt es an? Aufs Sterben! Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Mensch ist mächtiger, als er glaubt, der Mensch, der zu sterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knospe eines Menschen, weiß ich zu sterben? Nicht der Mensch, der vollendete Mensch allein, muß es wissen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahr gelebt hat, hat zehn Jahr Zeit gehabt, sterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich schon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held! — Wer ist ein Held? — O, mein abwesender, vortrefflicher Vater, itzt sei ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Hast du mich nicht gelehrt, ein Held sei ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der sein Leben dem Wohle des Staats geweihet; sich, den Einzeln, dem Wohle Vieler? Ein Held sei ein Mann — Ein Mann? Also kein Jüngling, mein Vater? — Seltsame Frage! Gut, daß sie mein Vater nicht gehöret hat! Er müßte glauben, ich sähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte sein, die zum Maste dienen soll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß stark genug sein.

Jedes Ding, sagte der Weltweise, der mich erzog, ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Besten des Staats sterben: ich bin vollkommen also, ich bin ein Mann. Ein Mann! ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeisterung befällt mich? Die Brust wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen, langweiligen Dienstes erlassen! Bald sollst du ruhen, und lange ruhen —

Wer kömmt? Es ist Parmenio! — Geschwind entschlossen! — Was muß ich zu ihm sagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater sagen lassen? — Recht! das muß ich sagen, das muß ich sagen lassen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Phil. Tritt näher, Parmenio! — Nun? warum so schüchtern? So voller Scham? Wessen schämst du dich? Deiner, oder meiner? Parm. Unser Beider, Prinz!

Phil. Immer sprich, wie du denkst! Freilich, Parmenio, müssen wir Beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Hast du meine Geschichte bereits gehöret? Parm. Leider!

Phil. Und als du sie hörtest? —

Parm. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünschte dich, ich weiß selbst nicht, was ich Alles that.

Phil. Ja, ja! Nun aber, da du doch wol auch erfahren, daß das Unglück so groß nicht ist, weil gleich darauf Polytimet von den unsrigen! — —

Parm. Ja nun; nun möchte ich fast lachen! Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns versetzen will, oft erschrecklich weit ausholt. Man sollte glauben, es wolle uns zerschmettern, und hat uns am Ende nichts, als eine Mücke auf der Stirne todtgeschlagen.

Phil. Zur Sache! — Ich soll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater schicken.

Parm. Gut! So wird deine Gefangenschaft der meinigen das Wort sprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wol werth ist, hätte ich mir eine ziemlich frostige von ihm versprechen müssen.

Phil. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernst! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und schon halb erstarrt von der Wahlstatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der ist leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod schon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden hast du nun, alter Knecht? —

Parm. O, davon konnte ich sonst eine lange Liste hersagen. Itzt aber habe ich sie um ein gut Theil verkürzt.

Phil. Wie das?

Parm. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu ersparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem Allen! Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?

Phil. Das ist wacker! — Aber nun — was willst du meinem Vater sagen?

Parm. Was ich sehe; daß du dich wol befindest. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit gesagt hat, —

Phil. Ist so gut, als keine.

Parm. Ein kleines, liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünstiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Phil. Was weiß ich davon?

Parm. Nu, nu; kömmt Zeit, kömmt Erfahrung! — Ferner will ich deinem Vater sagen, was ich glaube, daß du wünschest — —

Phil. Und was ist das?

Parm. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu sein. Deine kindliche Sehnsucht, deine bange Ungeduld —

Phil. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren.

Parm. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das sagen: Du bist noch Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind so bald in dir ersticke! Man möchte sonst von deinem Herzen nicht zum Besten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter, als du, mit gleicher Hitze — du kennst ihn ja.

Phil. Ich kenne ihn. Er verspricht Alles, was sein Vater geleistet hat.

Parm. Aber wüßte ich, daß sich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienst frei läßt, nach seinem Vater sehnte, und sich nicht so nach ihm sehnte, wie sich ein Lamm nach seiner Mutter sehnet; so möchte ich ihn gleich — siehst du! — nicht erzeugt haben. Itzt muß er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich so Zeit genug müssen begnügen lassen; wenn nämlich die Natur den Strom seiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet; wenn er selbst Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz!

Phil. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du hast Recht! Sage meinem Vater Alles, was du glaubest, das ihm ein zärtlicher Sohn bei dieser Gelegenheit muß sagen lassen. Entschuldige meine jugendliche Unbedachtsamkeit, die ihn und sein Reich fast ins Verderben gestürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Versichere ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich Alles thun will, damit er ihn auch vergessen kann. Beschwöre ihn —

Parm. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut sagen. — Und besser, als ein gelehrter Schwätzer; denn wir sagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß schon Alles. — Lebe wol, Prinz! ich eile —

Phil. Verzieh!

Parm. Nun? — Und welch feierliches Ansehen giebst du dir auf einmal?

Phil. Der Sohn hat dich abgefertiget, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieser muß überlegen! Wie gern wollte der Sohn gleich itzt, wie gern wollte er noch eher, als möglich, wieder um seinen Vater, um seinen geliebten Vater sein; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parm. Der Prinz kann nicht? Phil. Und will nicht!

Parm. Will nicht? Phil. Höre!

Parm. Ich erstaune — —

Phil. Ich sage, du sollst hören, und nicht erstaunen. Höre!

Parm. Ich erstaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Uebereilung! —

Phil. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Ursachen, nicht eher ausgelöset zu sein, als morgen. Nicht eher, als morgen! Hörst du? — Sage also unserm Könige, daß er sich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre! Eine gewisse Bedenklichkeit, ein gewisser Anschlag nöthige den Philotas zu dieser Verzögerung. — Hast du mich verstanden?

Parm. Nein! Phil. Nicht? Verräther! —

Parm. Sachte, Prinz! Ein Papagei versteht nicht, aber er behält, was man ihm vorsagt. Sei unbesorgt! Ich will deinem Vater Alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Phil. Ha! Ich untersagte dir, zu vernünfteln; und das verdreußt dich. Aber wie bist denn du so verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe gesagt? —

Parm. Alle, Prinz! ausgenommen die jungen.

Phil. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich so empfindlich wäre, als du — —

Parm. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorsam heischen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Phil. Bald werde ich dich also um Verzeihung bitten müssen. — Nun wol, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio! Murre nicht, Alter! Sei wieder gut, alter Vater! — Du bist freilich klüger, als ich. Aber nicht die Klügsten allein haben die besten Einfälle. Gute Einfälle sind Geschenke des Glückes; und das Glück, weißt du wol, beschenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück ist blind. Blind, Parmenio! stockblind gegen alles Verdienst. Wenn es das nicht wäre, müßtest du nicht schon lange Feldherr sein?

Parm. Sieh, wie du zu schmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willst du mich nicht etwa bestechen? mit Schmeicheleien bestechen?

Phil. Ich, schmeicheln! Und dich bestechen! Du bist der Mann, der sich bestechen läßt!

Parm. Wenn du so fortfährst, so kann ich es werden. Schon traue ich mir selbst nicht mehr recht!

Phil. Was wollte ich also sagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich sagen, als das Glück oft in das albernste Gehirn wirft, so einen habe auch ich itzo ertappt. Blos ertappt; von dem meinigen ist nicht das Geringste dazu gekommen. Denn hätte mein Verstand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber so kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verschwindet, wenn ich ihn mittheile; so zärtlich, so fein ist er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden: ich denke ihn nur, wie mich der Philosoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchste könnte ich dir nur sagen, was er nicht ist — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindischer Einfall ist; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, so kann er doch auch nichts schaden. Das weiß ich gewiß; er ist der unschädlichste Einfall von der Welt; so unschädlich, als — als ein Gebet! Wirst du deswegen zu beten unterlassen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer also meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb hast — Willst du? Kann ich mich darauf verlassen? Willst du machen, daß ich erst morgen ausgewechselt werde? Willst du?

Parm. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirst, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab! Befehlen ist ein unsicheres Mittel, befolgt zu werden. Wenn du etwas recht Schweres aufzulegen hast, mit dem mache es, wie du es itzt mit mir gemacht hast, und wenn er dir alsdenn seinen Gehorsam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wissen, was ein Mann verweigern kann.

Phil. Was Gehorsam? Was hat die Freundschaft, die du mir erweisest, mit dem Gehorsame zu thun? Willst du, mein Freund? —

Parm. Hör auf! hör auf! Du hast mich schon ganz. Ja doch, ich will Alles! Ich will es, ich will es deinem Vater sagen, daß er dich erst morgen auslösen soll. Warum zwar erst morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch ich nicht zu wissen. Das braucht auch er nicht zu wissen. Genug, ich weiß, daß du es willst. Und ich will Alles, was du willst. Willst du sonst Nichts? Soll ich sonst Nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felsen herabstürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Itzt thu ich dir Alles! Sogar — sage ein Wort; und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenstück begehen! Die Haut schaudert mir zwar; aber doch, Prinz, wenn du willst, ich will, ich will —

Phil. O, mein bester, feuriger Freund! O du — wie soll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhmes! Dir schwöre ich bei Allem, was mir am heiligsten ist, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glücke seiner Waffen, bei der Wohlfahrt seines Landes, schwöre ich dir, nie in meinem Leben diese deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergessen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, schwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten!

Parm. Ich schwören? Ich bin zu alt zum Schwören.

Phil. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geschworen, schwöre du mir bei deinem Sohne. Du liebst ihn doch, deinen Sohn? Du liebst ihn doch recht herzlich?

Parm. So herzlich, wie dich! — Du willst es, und ich schwöre. Ich schwöre dir bei meinem einzigen Sohne, bei meinem

Blute, das in seinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einst bluten wird, bei diesem Blute schwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, so falle mein Sohn in seiner ersten Schlacht, und erlebe sie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Phil. Höret ihr noch nicht, ihr Götter! — Du hast mich zum besten, Alter! In der ersten Schlacht fallen, meine Regierung nicht erleben; ist das ein Unglück? Ist früh sterben ein Unglück?

Parm. Das sag ich nicht. Doch nur deswegen, um dich auf dem Throne zu sehen, um dir zu dienen, möchte ich — was ich sonst durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater ist gut; aber du wirst besser, als er.

Phil. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn so: Wenn du dein Wort nicht hältst, so möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwischen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigsten Jahre ungern sterben!

Parm. Ich entsetze mich — doch schwöre ich: das mög er! — Höret den gräßlichsten der Schwüre, ihr Götter!

Phil. Höret ihn! — Nun gut, nun kannst du gehen, Parmenio! Wir haben einander lange genug aufgehalten, und fast zu viel Umstände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn ist es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu sagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher, als morgen, auswechsle? Und wenn er ja die Ursache wissen will: wol, so erdenke dir unter Weges eine Ursache!

Parm. Das will ich auch! Ich habe zwar, so alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit gesonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur! das Böse lernt sich auch noch im Alter. — Lebe wol!

Phil. Umarme mich! — Geh!

Sechster Auftritt.

Philotas.

— Es soll so viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen ist doch so schwer, wenn es auch in der besten Absicht geschieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müssen! — Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erst morgen auslöset, und er soll mich gar nicht auszulösen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! — Zeit genug, mich in meinem Vorsatze zu bestärken — Zeit genug, die sichersten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorsatze zu bestärken? — Wehe mir, wenn ich dessen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht bist, o so stehe du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabei! es bleibt fest dabei! — Ich fühl es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du itzt da stehest, Philotas — (indem er sich selbst betrachtet) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick sein: ein Jüngling, gestreckt auf den Boden, das Schwert in der Brust! —

Das Schwert? Götter! o ich Elender! ich Aermster! Und itzt erst werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelassen, aber Gold war der Heft. — Unseliges Gold, bist du denn immer das Verderben der Tugend?

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter, barmherzige Götter, dies Einzige schenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erschaffen, ihr könntet mir kein Schwert schaffen, — wenn ihr wolltet? — Was ist nun mein großer, schimmernder Entschluß? Ich werde mir selbst ein bitteres Gelächter —

Und da kommt er auch schon wieder, der König! — Still! Wenn ich das Kind spielte? — Dieser Gedanke verspricht Etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Arid. Nun sind die Boten fort, mein Prinz! Sie sind auf den schnellsten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters ist so nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Phil. Du bist also, König, wol sehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Arid. Wird es dein Vater weniger sein, dich wieder an seine Brust zu drücken? — Laß mich, liebster Prinz, deine Gesellschaft genießen! In ihr wird mir die Zeit schneller verschwinden; und vielleicht, daß es auch sonst glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder sind schon oft die Mittelspersonen zwischen veruneinigten Vätern gewesen. Folge mir also in mein Zelt, wo die besten meiner Befehlshaber dich warten! Sie brennen vor Begierde, dich zu sehen und zu bewundern.

Phil. Männer, König, müssen kein Kind bewundern! Laß mich also nur immer hier! Scham und Aergerniß würden mich eine sehr einfältige Person spielen lassen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da seh ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt sind; und das Recht — das Recht, glaub ich, ist auf Seiten meines Vaters. Das glaub ich, König! und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwidersprechlich zeigen könntest. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einsicht, als die Einsicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Arid. Prinz! es zeiget einen großen Verstand, seinen Verstand so zu verleugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich also auch vor dir nicht soll rechtfertigen können. Unseliger Krieg! —

Phil. Ja wol, unseliger Krieg! — Und wehe seinem Urheber!

Arid. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerst gezogen. Ich mag in deine Verwünschung nicht einstimmen. Er hatte sich übereilt, er war zu argwöhnisch —

Phil. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerst gezogen. Aber entsteht die Feuersbrunst erst dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach schlägt? Wo ist das geduldige, galllose, unempfindliche Geschöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingst mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine stolze, verächtliche Antwort du ihm ertheiltest, als er — Doch, du sollst mich nicht zwingen; ich will nicht davon sprechen! Unsere Schuld und Unschuld sind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beschönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erscheinen wir, wie wir sind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, sprechen ihr Urtheil durch das Schwert des Tapfersten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von diesem höchsten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unsere Fäuste schon so müde, daß die geschmeidige Zunge sie ablösen müsse?

Arid. Prinz! ich höre dich mit Erstaunen —

Phil. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erstaunen hören.

Arid. Mit Erstaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schicksal zur Krone bestimmt, dich! — Dir will es die Glückseligkeit eines ganzen, mächtigen, edlen Volkes anvertrauen; dir! — Welch eine schreckliche Zukunft enthüllt sich mir! Du wirst dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirst mehr Siege, als glückliche Unterthanen zählen. — Wol mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirst es ihm schwerlich vergönnen, den Harnisch abzulegen —

Phil. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Arid. Weit mehr? Erkläre dich —

Phil. Habe ich ein Räthsel gesprochen? — O, verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedacht und Absichten sprechen soll. — Ich wollte nur sagen: Die Frucht ist oft ganz anders, als die Blüthe sie verspricht. Ein weibischer Prinz, hat mich die Geschichte gelehret, ward oft ein kriegerischer König. Könnte mit mir sich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieses meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden lassen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menschen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verschwender des Kostbarsten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, siehest! —

Arid. Ja, Prinz; was ist ein König, wenn er kein Vater ist! Was ist ein Held ohne Menschenliebe! Nun erkenne ich auch diese in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müssen hier nicht allein bleiben! Wir sind einer dem andern zu ernsthaft. Folge mir!

Phil. Verzeih, König —

Arid. Weigere dich nicht!

Phil. So, wie ich bin, mich vor Vielen sehen zu lassen? — —

Arid. Warum nicht?

Phil. Ich kann nicht, König; ich kann nicht!

Arid. Und die Ursache?

Phil. O, die Ursache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Arid. Um so viel lieber laß sie mich hören! Ich bin ein Mensch, und weine und lache gern.

Phil. Nun, so lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern, ohne dieses Kennzeichen des Soldaten, unter Soldaten erscheinen.

Arid. Mein Lachen wird zur Freude! Ich habe im voraus hierauf gedacht, und du wirst sogleich befriediget werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu schaffen.

Phil. Also laß uns ihn hier erwarten!

Arid. Und alsdenn begleitest du mich doch? —

Phil. Alsdenn werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Arid. Gewünscht! da kömmt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato, (mit einem Schwerte in der Hand) **Aridäus. Philotas.**

Strato. König! ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel sich der Soldat weigerte! „Der König!“ sprach er, „muß mir das Schwert nicht nehmen!“ Es ist ein gutes Schwert, und ich werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein Andenken von dieser meiner That behalten. Bei den Göttern, sie war keine von meinen geringsten! Der Prinz ist ein kleiner Dämon. Vielleicht aber ist es euch nur um den kostbaren Heft zu thun!“ — Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte seine starke Hand den Heft abgewunden, und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da ist er!“ fuhr er fort. „Was kümmert mich euer Gold?“

Arid. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier ist eines von deinen Schwertern!

Arid. Gieb her! — Willst du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Phil. Laß sehen! — Ha! — (bei Seite) Habet Dank, ihr Götter! (indem er es lange und ernsthaft betrachtet) — Ein Schwert!

Strato. Habe ich nicht gut gewählet, Prinz?

Arid. Was findest du deiner tiefsinnigen Aufmerksamkeit so werth daran?

Phil. Daß es ein Schwert ist! — (indem er wieder zu sich kömmt) Und ein schönes Schwert! Ich werde bei diesem Tausche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Arid. Du zitterst, Prinz!

Phil. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz scheinet es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind ersetzt, was ihm an Eisen abgehet. — Liebes Schwert! Welch eine schöne Sache ist ein Schwert, zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas Anderm gespielt. —

Arid. (zum Strato) O der wunderbaren Vermischung von Kind und Held!

Phil. (bei Seite) Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Arid. Nun lege das Schwert an, Prinz; und folge mir!

Phil. Sogleich! — Doch seinen Freund und sein Schwert muß man nicht blos von außen kennen (er zieht es, und Strato tritt zwischen ihn und den König).

Strato. Ich verstehe mich mehr auf den Stahl, als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz! der Stahl ist gut. Der König hat, in seinen männlichen Jahren, mehr als einen Helm damit gespalten.

Phil. So stark werde ich nicht werden! Immerhin! — Tritt mir nicht so nahe, Strato! Strato. Warum nicht?

Phil. So! (indem er zurückspringt, und mit dem Schwerte einen Streich durch die Luft thut) Es hat den Zug, wie es ihn haben muß.

Arid. Prinz, schone deines verwundeten Armes! Du wirst dich erhitzen! —

Phil. Woran erinnerst du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet, und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei diesem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut sparet dir ein Wunder das schimpfliche Lösegeld für deinen Sohn; künftig spar es dir sein Tod! Sein gewisser Tod, wenn er sich wieder umringt siehet! — Wieder umringt? — Entsetzen! Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährten! Freunde! Brüder! Wo seid ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegner! — Und du das! — Und du das! (um sich hauend)

Strato. Prinz! was geschieht dir? Fasse dich! (geht auf ihn zu)

Phil. (sich von ihm entfernend) Auch du, Strato? auch du? — O Feind, sei großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringet! Doch will ich mich gegen euch Alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Bestes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grausame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieses mein Schwert, will ich — in diese meine Brust — eher — (er durchsticht sich)

Arid. Götter! Strato! Strato. König!

Phil. Das wollt ich! (zurück sinkend)

Arid. Halt ihn, Strato! — Hilfe! dem Prinzen zu Hilfe! Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Phil. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödtlichern Streich versetzt, als mir! — Ich sterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, ist gefangen; und der Sohn meines Vaters ist frei —

Arid. Was hör ich?

Strato. So war es Vorsatz, Prinz? — Aber als unser Gefangener hattest du kein Recht über dich selbst!

Phil. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit zu sterben, die uns die Götter in allen Umständen des Lebens gelassen haben, sollte diese ein Mensch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Der Schrecken hat ihn versteinert! — König! Arid. Wer ruft? Strato. König!

Arid. Schweig! Strato. Der Krieg ist aus, König!

Arid. Aus? Das leugst du, Strato! — Der Krieg ist nicht aus, Prinz! — Stirb nur! stirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrner Knabe hast du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibischen Art deines Vaters sind. — Sie sind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkst du, daß er nicht eben sowol zum Besten seines Vaters sterben kann, als du zum Besten des deinigen? — Er sterbe! Auch sein Tod erspare mir das schimpfliche Lösegeld! — Strato, ich bin nun verwaiset, ich armer Mann! — Du hast einen Sohn; er sei der meinige! — — Denn einen Sohn muß man doch haben! — Glücklicher Strato!

Phil. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich höre es.

Arid. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben! Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper so viel Unehre, so viel Schmach erzeigen lassen! — Ich will ihn —

Phil. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willst, König, so erwecke ihn wieder! —

Arid. Ach! — wo gerath ich hin!

Phil. Du dauerst mich! — Lebe wol, Strato! Dort, wo alle tugendhaften Freunde und alle tapferen Glieder Eines seligen Staates sind, im Elysium sehen wir uns wieder! — Auch wir, König! sehen uns wieder —

Arid. Und versöhnt! — Prinz! —

Phil. O, so empfanget meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Arid. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er stirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Arid. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umsonst haben wir Ströme Bluts vergossen; umsonst Länder erobert. Da zieht er mit unserer Beute davon, der größere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König sein. Glaubt, ihr Menschen, daß man es nicht satt wird? — (gehen ab)

Ende.

Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Emilia Galotti. Odoardo und Claudia Galotti, Eltern der Emilia. Hettore Gonzaga, Prinz von Guastalla. Marinelli, Kammerherr des Prinzen. Camillo Rota, einer von des Prinzen Räthen. Conti, Maler. Graf Appiani. Gräfin Orsina. Angelo und einige Bediente.

Erster Aufzug.

(Die Scene: ein Kabinet des Prinzen)

Erster Auftritt.

Der Prinz, an einem Arbeitstische voller Briefschaften und Papiere, deren einige er durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub ich: wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (indem er noch eine von den Bittschriften aufschlägt, und nach dem unterschriebenen Namen sieht) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (er lieset) Viel gefordert; sehr viel! — Doch sie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterschreibt und klingelt, worauf ein Kammerdiener herein tritt) Es ist wol noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer? D. Kammerd. Nein!

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen ist so schön! Ich will ausfahren! Marchese Marinelli soll mich begleiten! Laßt ihn rufen! (Der Kammerdiener geht ab) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war so ruhig, bild ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneschi, Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und Alles! —

D. Kammerd. (welcher wieder herein tritt) Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier, ein Brief von der Gräfin Orsina!

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

D. Kammerd. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden, wenn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

D. Kammerd. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer — besser wollt ich sagen. So braucht der Läufer um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab) Meine theure Gräfin! (bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt) So gut, als gelesen! (und ihn wieder wegwirft) — Nun ja; ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht Alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

D. Kammerd. (der nochmals herein tritt) Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wol; laßt ihn herein kommen! — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (steht auf)

Zweiter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti! Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz! die Kunst geht nach Brot.

Der Prinz. Das muß sie nicht; das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht! — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht Vieles, sondern viel: ein Weniges, aber mit Fleiß! — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen: aber weil es gesehen zu werden verdienet —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern — Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat, seit drei Monaten, gerade Einmal sich entschließen können, zu sitzen. Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole sie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild ist sie doch nicht selber. — Und vielleicht find ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden! — Der beschwerliche Maler! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. — Wär es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalet ist, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen — Nun bin ich von Allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behaglicher, oder nicht behaglicher: ich bin so besser!

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnet.

Conti. (indem er das andere zurecht stellet) Ich bitte, Prinz! daß Sie die Schranken unserer Kunst erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz außer den Grenzen derselben. — Treten Sie so! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung) Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber geschmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt!

Conti. Das Original schien dieser Meinung nicht zu sein. Auch ist es in der That nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpfet.

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth. — Aber das Original, sagen Sie, fand demohngeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz! Das Original ist eine Person, die meine Ehrerbietung fodert. Ich habe nichts Nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel, als Ihnen beliebt! — Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — — O, das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, — von der freilich dieses ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeiget.

Der Prinz. Das meint ich ja; das ist es eben, worin ich die unendliche Schmeichelei finde. — O! ich kenne sie, jene stolze, höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — Ich leugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verziehet, nicht selten um so viel schöner ist. Aber wol gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimasse gehen, wie bei dieser Gräfin. Und Augen müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen, — Augen, wie sie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr! ich bin äußerst betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunst aus den großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, sag ich? — Nicht so redlich, wäre redlicher. Denn sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wol der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch! Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt.

Conti. (etwas ärgerlich) Ah, mein Prinz! — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch ebenso warm findet, als warm er es bestellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg! — Was ist das andere Stück?

Conti. (indem er es holt und noch verkehrt in der Hand hält) Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht ich es bald — lieber gar nicht sehen. Denn dem Ideal hier, (mit dem Finger auf die Stirne) — oder vielmehr hier, (mit dem Finger auf das Herz) kömmt es doch nicht bei. — Ich wünschte, Conti, Ihre Kunst in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunst giebt es; aber sicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenstand, als diesen.

Der Prinz. So wett ich, Conti, daß es des Künstlers eigene Gebieterin ist. — (indem der Maler das Bild umwendet) Was seh ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen diesen Engel?

Der Prinz. (indem er sich zu fassen sucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden) So halb! — um sie eben wiederzukennen. — Es ist einige Wochen her, als ich sie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher ist sie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen sich weniger ziemet. — Auch kenn ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht! Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen, stolz und rauh; sonst bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir seine Tochter. —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen! (noch immer die Augen auf das Bild geheftet) O, Sie wissen es ja wol, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Conti. Gleichwol hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz, und stolzer, als ich auf Alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr, als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin: daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. — Oder meinen Sie, Prinz! daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz. (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt) Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seele und solche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Kälte) Also, Conti! rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unsrer Stadt?

Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unsrer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz! Oder Sie sahen, die ganze Zeit, ebenso wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti! — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein der Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirne, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau sind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei selbst, wovor sie gesessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Kopie —

Der Prinz. (der sich schnell gegen ihn kehrt) Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti. Ist für Sie, Prinz, wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (lächelnd) Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti! wie könnt ich besser thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit! — einen Ramen darum zu bestellen Conti. Wol!

Der Prinz. So schön, so reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellet werden. — Aber dieses — bleibt hier! Mit einem Studio macht man so viel Umstände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen, sondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr! — Und wie gesagt: in meinem Gebiete soll die Kunst nicht nach Brot gehen; — bis ich selbst keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Portraite sich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie so noch etwas Anders belohnen wollen, als die Kunst.

Der Prinz. O, des eifersüchtigen Künstlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; so viel Sie wollen! (Conti geht ab)

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (gegen das Bild) Dich hab ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah, schönes Werk der Kunst! ist es wahr, daß ich dich besitze? — Wer dich auch besäße, schönres Meisterstück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willst, alter Murrkopf! Fodre nur! Fodert nur! — Am liebsten kauft ich dich, Zauberin, von dir selbst! — Dieses Auge, voll Liebreiz und Bescheidenheit! Dieser Mund! — und wenn er sich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! Dieser Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidisch. (indem er das Bild gegen die Wand drehet) Es wird Marinelli sein. Hätt ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnt ich haben!

Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marin. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Lust auszufahren. Der Morgen war so schön! — Aber nun ist er ja wol verstrichen; und die Lust ist mir vergangen. — (nach einem kurzen Stillschweigen) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marin. Nichts von Belang, daß ich wüßte. — Die Gräfin Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen. (auf ihren Brief zeigend) Oder was es sonst sein mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben sie gesprochen?

Marin. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz: so — —

Der Prinz. Nichts verschworen, Marinelli!

Marin. Ja? In der That, Prinz? Könnt es doch kommen? — O! so mag die Gräfin auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzessin von Massa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel vors erste abbreche.

Marin. Wenn es nur das wäre, so müßte freilich Orsina sich in ihr Schicksal ebenso wol zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das ohnstreitig härter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresses. Ihres darf sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschenken.

Marin. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin: wenn es weiter nichts, als eine Gemahlin ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführet? Neben so einer Gemahlin sieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlin fürchtet sie aufgeopfert zu sein, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marin. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern, wahrlich, hat sie mich sonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgiltigsten Gespräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge: und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es, früher oder später, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr! — Von etwas Anderm! — Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Marin. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Marin. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz! — Aber so geht es den Empfindsamen! Die Liebe spielet ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve; aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht, so ganz überlassen darf; — ich dächte, der wär eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bei alle dem ist Appiani — ich weiß wol, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben so wenig, als er Sie — bei alle dem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre! Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marin. Wenn es nicht zu spät ist. — Denn so viel ich höre, ist sein Plan gar nicht, bei Hofe sein Glück zu machen. — Er will mit seiner Gebieterin nach seinen Thälern von Piemont: — Gemsen zu jagen auf den Alpen, und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er Beßres thun? Hier ist es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der ersten Häuser ist ihm von nun an verschlossen —

Der Prinz. Mit euern ersten Häusern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht selten die Dürftigkeit herrschet. — Aber so nennen Sie mir sie doch, der er dieses so große Opfer bringt.

Marin. Es ist eine gewisse Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewisse —

Marin. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marin. Zuverlässig, gnädiger Herr!

Der Prinz. Nein! sag ich; das ist nicht; das kann nicht sein — Sie irren Sich in dem Namen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß. — Eine Galotti kann es sein; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marin. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie sagten ohnedem, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse! Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen —

Marin. Sie sind außer sich, gnädiger Herr! — Kennen Sie denn diese Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er! — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bei Sabionetta? — Marin. Eben die!

Der Prinz. Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet? — Marin. Eben die!

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marin. Eben die!

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portrait springt und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Diese? Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die" noch einmal, und stoß mir den Dolch ins Herz!

Marin. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Diese? — Diese Emilia Galotti wird heute — —

Marin. Gräfin Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand und wirft es bei Seite) Die Trauung geschieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz. (der sich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft) So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marin. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. (der gegen ihn wieder aufspringt) Verräther! — was mir ist? — Nun ja, ich liebe Sie; ich bete sie an! Mögt ihr es doch wissen! Mögt ihr es doch längst gewußt haben, alle Ihr, denen ich der tollen Orsina schimpfliche Fesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O, ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, so treulos, so hämisch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte; wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marin. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz! — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieser Liebe das Geringste gewußt, das Geringste vermuthet habe, so möge weder Engel, noch Heiliger von mir wissen! — Eben das wollt ich in die Seele der Orsina schwören! Ihr Verdacht schweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er sich ihm in die Arme wirft) und bedauern Sie mich!

Marin. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben! — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ah, Marinelli! wie konnt ich Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Marin. Und also wol noch weniger der Urheberin Ihrer Qual gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweites Mal zu sprechen. —

Marin. Und das erste Mal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann!

Marin. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani! Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten: — und solche Waaren nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Marin. Freilich, auch um so viel schlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverschämt!

Marin. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, so müßte man auf etwas Anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich! Was würden Sie thun, wann Sie an meiner Stelle wären?

Marin. Vor allen Dingen: eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens sein wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute, sagen Sie? schon heute?

Marin. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Ueberlegung) Wollen Sie mir freie Hand lassen, Prinz? Wollen Sie Alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, Alles, was diesen Streich abwenden kann.

Marin. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren! — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt! Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo! Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: so denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein; mit dem Beding, daß er noch heute abreiset. — Verstehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus! Gehen Sie, eilen Sie! Ich werfe mich sogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab)

Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! sogleich! — Wo blieb es? — (sich nach dem Portrait umsehend) Auf der Erde? das war zu arg! (indem er es aufhebt) Doch betrachten? betrachten mag ich dich vors erste nicht mehr. — Warum sollt ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (setzt es bei Seite) — Geschmachtet, geseufzet habe

ich lange genug, — länger, als ich gesollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar Alles verloren! — Und wenn nun doch Alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlassen? Es fällt mir ein, — um diese Stunde, (nach der Uhr sehend) um diese nämliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Messe zu hören. — Wie, wenn ich sie da zu sprechen suchte? — Doch heute, heut an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Messe. — Indeß, wer weiß? — Es ist ein Gang! — (Er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tische hastig zusammenrafft, tritt der Kammerdiener herein) Laßt vorfahren! — Ist noch keiner von den Räthen da? D. Kammerd. Camillo Rota!

Der Prinz. Er soll hereinkommen! (Der Kammerdiener geht ab) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich stehe gern seinen Bedenklichkeiten ein andermal um so viel länger zu Diensten. — Da war ja noch die Bittschrift einer Emilia Bruneschi — (sie suchend) Da ist sie! — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorsprecherin — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand. **Der Prinz.**

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie! — Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröstliches! — Sie werden selbst sehen, was darauf zu verfügen ist. — Nehmen Sie nur! Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr!

Der Prinz. Noch ist hier eine Bittschrift einer Emilia Galot== Bruneschi will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon beigeschrieben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — Lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen! — Oder auch nicht anstehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht, wie ich will, gnädiger Herr!

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern! — Nur her! geschwind!

Camillo Rota. (stutzig und den Prinzen starr ansehend) Ein Todesurtheil — sagt ich.

Der Prinz. Ich höre ja wol. — Es könnte schon geschehen sein. Ich bin eilig!

Camillo Rota. (seine Schriften nachsehend) Nun hab ich es doch wol nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr! — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort! — Morgen, Rota, ein Mehreres! (geht ab)

Camillo Rota. (den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele: dieses gräßliche „Recht gern!"

Zweiter Aufzug.

(Die Scene: ein Saal in dem Hause der Galotti)

Erster Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia. (im Hereintreten zu Pirro, der von der andern Seite herein tritt) Wer sprengte da in den Hof?

Pirro. Unser Herr, gnädige Frau!

Claudia. Mein Gemahl? Ist es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (ihm entgegeneilend) Ah! mein Bester! —

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti und **die Vorigen.**

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraschen?

Claudia. Und auf die angenehmste Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraschung sein soll.

Odoardo. Nichts weiter! Sei unbesorgt! — das Glück des heutigen Tages weckte mich so früh; der Morgen war so schön; der Weg ist so kurz; ich vermuthete euch hier so geschäftig — Wie leicht vergessen sie etwas! fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme und sehe, und kehre sogleich wieder zurück. — Wo ist Emilia? Ohnstreitig beschäftigt mit dem Putze! —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie ist in der Messe. — „Ich habe heute mehr, als jeden andern Tag, Gnade von Oben zu erflehen": sagte sie, und ließ Alles liegen, und nahm ihren Schleier und eilte — Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer ist genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Bester! und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfrischung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meinest, Claudia. — Aber sie sollte nicht allein gegangen sein! —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Besuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro, und bald darauf **Angelo.**

Pirro. Die sich nur aus Neugierde melden lassen. — Was bin ich seit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kömmt da?

Angelo. (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Gesicht gezogen, den Hut in die Stirne) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (indem Angelo vollends hereintritt und den Mantel auseinander schlägt) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du siehst. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu sprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagst es, wieder ans Licht zu kommen? — Du bist seit deiner letzten Mordthat vogelfrei erkläret; auf deinen Kopf steht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirst verdienen wollen? —

Pirro. Was willst du? — Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich!

Angelo. Damit etwa? (ihm einen Beutel mit Gelde zeigend) — Nimm! Es gehört dir! Pirro. Mir?

Angelo. Hast du vergessen? der Deutsche, dein voriger Herr, — — Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns, auf dem Wege nach Pisa, in die Falle führtest — Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen kostbaren Ring zu hinterlassen. — Weißt du nicht? — Er war zu kostbar, der Ring, als daß wir ihn sogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich ist mir es damit gelungen. Ich habe hundert Pistolen dafür erhalten: und das ist dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts, — behalt Alles!

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel ist, wie hoch du deinen Kopf feil trägst — (als ob er den Beutel wieder einstecken wollte)

Pirro. So gieb nur! (nimmt ihn) — Und was nun? Denn daß du blos deswegen mich aufgesucht haben solltest — —

Angelo. Das kömmt dir nicht so recht glaublich vor? — Halunke! Was denkst du von uns? — Daß wir fähig sind, jemandem seinen Verdienst vorzuenthalten? Das mag unter den sogenannten ehrlichen Leuten Mode sein: unter uns nicht! — Leb wol! — (thut als ob er gehen wollte, und kehrt wieder um). Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti so ganz allein in die Stadt gesprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird heut Abend, auf dem Gute, von dem er herkömmt, dem Grafen Appiani angetrauet. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehest. — Aber du hast doch keinen Anschlag auf ihn? Nimm dich in Acht! Er ist ein Mann — —

Angelo. Kenn ich ihn nicht? Hab ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bei ihm nur zu viel zu holen wäre! — Wenn fahren die jungen Leute nach? Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein Paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen. Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwei außer mir, der ich zu Pferde vorauf reiten soll.

Angelo. Das ist gut! — Noch eins: wessen ist die Equipage? Ist es eure? oder des Grafen? Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da ist noch ein Vorreiter, außer einem handfesten Kutscher. Doch! —

Pirro. Ich erstaune. Aber was willst du? — Das Bischen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird schwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut selbst!

Pirro. Und auch bei diesem Verbrechen soll ich dein Mitschuldiger sein?

Angelo. Du reitest vorauf. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts! Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willst den Gewissenhaften spielen. — Bursche! Ich denke, du kennst mich. — Wo du plauderst! Wo sich ein einziger Umstand anders findet, als du mir ihn angegeben? —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht lassen kannst! (geht ab)

Pirro. Ha! laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vierter Auftritt.

Odoardo und **Claudia Galotti. Pirro.**

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde sie schmerzen, deines Anblicks so zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bei dem Grafen noch einsprechen. Kaum kann ichs erwarten, diesen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm! Und vor Allem der Entschluß, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz sollen wir sie verlieren, diese einzige, geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennst du, sie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wissen? Vermenge dein Vergnügen an ihr nicht mit ihrem Glücke! — Du möchtest meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebet.

Claudia. Wie ungerecht Odoardo! Aber laß mich heute nur ein Einziges für diese Stadt, für diese Nähe des Hofes sprechen, die deiner strengen Tugend so verhaßt sind! — Hier, nur hier konnte die Liebe zusammenbringen, was für einander geschaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand sie.

Odoardo. Das räum ich ein. Aber, gute Claudia! hattest du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieser Stadterziehung so abgelaufen! Laß uns nicht weise sein wollen, wo wir nichts, als glücklich gewesen! Gut, daß es so damit abgelaufen! — Nun haben sie sich gefunden, die für einander bestimmt waren: nun laß sie ziehen, wohin Unschuld und Ruhe sie rufen. — Was sollte der Graf hier? Sich bücken und schmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszustechen suchen?- um endlich Glück zu machen, dessen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdiget zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro! Pirro. Hier bin ich!

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen! Ich komme nach, und will mich da wieder aufsetzen. (Pirro geht ab) — Warum soll der Graf hier dienen, wenn er dort selbst befehlen kann? — Dazu bedenkst du nicht, Claudia, daß durch unsere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verdirbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger, als du besorgest.

Odoardo. Besorgest! ich besorg auch so was.

Claudia. Denn hab ich dir schon gesagt, daß der Prinz unsere Tochter gesehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Vegghia, bei dem Kanzler Grimaldi, die er mit seiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte sich gegen sie so gnädig — — Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt sich mit ihr so lange — —

Odoardo. Unterhielt sich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze so bezaubert — — Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das Alles erzählst du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia! eitle, thörichte Mutter! Claudia. Wie so?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das ist so abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke setzt mich in Wuth. — Du hättest mir das sogleich sollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas Unangenehmes sagen. Und ich würde, (indem sie ihn bei der Hand ergreift) wenn ich länger bliebe. Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders sie diesen Namen verdienet. — Alles scheinet ihr verdächtig, Alles strafbar! — Oder, wenn das die Menschen kennen heißt: — wer sollte sich wünschen, sie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er ist des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, so ist es einzig, um ihn zu beschimpfen? —

Sechster Auftritt.

Emilia und **Claudia Galotti.**

Emilia. (stürzet in einer ängstlichen Verwirrung herein) Wol mir! wol mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder ist er mir gar gefolgt? (indem sie den Schleier zurückwirft und ihre Mutter erblickt) Ist er, meine Mutter? ist er? — Nein, dem Himmel sei Dank! Claudia. Was ist dir, meine Tochter? was ist dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickest so wild um dich? Und zitterst an jedem Gliede?

Emilia. Was hab ich hören müssen! Und wo, wo hab ich es hören müssen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was ist dem Laster Kirch und Altar? — Ah, meine Mutter! (sich ihr in die Arme werfend)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende! Was kann dir da, an heiliger Stätte, so Schlimmes begegnet sein?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünstiger sein sollen, als heute; nie ist sie weniger gewesen, was sie sein sollte!

Claudia. Wir sind Menschen, Emilia! Die Gabe zu beten, ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.

Emilia. Und sündigen wollen, auch sündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter! so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. — Aber, daß fremdes Laster uns, wider unsern Willen, zu Mitschuldigen machen kann!

Claudia. Fasse dich! — Sammle deine Gedanken, so viel dir möglich! — Sag es mir mit eins, was dir geschehen!

Emilia. Eben hatt ich mich — weiter von dem Altare, als ich sonst pflege, — denn ich kam zu spät — auf meine Kniee gelassen. Eben fieng ich an, mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas seinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — so gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines Andern Andacht mich in meiner stören möchte. — Andacht! das war das Schlimmste, was ich besorgte. — Aber es währte nicht lange, so hört ich, ganz nah an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter! — den Namen Ihrer Tochter. — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es sprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieser Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — sein Unglück auf immer entscheide. — Es beschwor mich — — Hören mußt ich dies Alles! Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte — Was konnt ich sonst? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen; und wann auch, wann auch auf immer! — Das bat ich; das war das Einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt gieng zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der sich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter! rathen Sie! — Ich glaubte in die Erde zu sinken. — Ihn selbst!

Claudia. Wen ihn selbst? Emilia. Den Prinzen!

Claudia. Den Prinzen? — O! gesegnet sei die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wann du in deiner Verwirrung auch ihn das hättest hören lassen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt er an mir Strafbares finden können?

Claudia. Nichts; ebenso wenig, als an mir! Und doch, doch — Ha, du kennst deinen Vater nicht! In seinem Zorne hätt er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Wuth hätt ich ihm geschienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkanntest — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warest, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdienet.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bei der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeigehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er sprach; und ich hab ihm geantwortet. Aber, was er sprach, was ich ihm geantwortet, — fällt mir es noch bei, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter! Itzt weiß ich von dem Allen nichts. Meine Sinne hatten mich verlassen. — Umsonst denk ich nach, wie ich von ihm weg und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Straße wieder und höre ihn hinter mir herkommen, und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf steigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren besondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergessen, mit welcher Geberde du hereinstürztest. — Nein! so weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen! — Indeß, sei ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet ist. Auch wird es noch weniger Folgen haben, als ein Traum. Du entgehest heute mit eins allen Nachstellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen! Ihm muß ich es sagen!

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willst du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wann er es auch itzt nicht würde: wisse, mein Kind! daß ein Gift, welches nicht gleich wirket, darum kein minder gefährliches Gift ist. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Dem Liebhaber könnt es sogar schmeicheln, einem so wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — so wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geschöpf. Dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung!

Emilia. Sie wissen, meine Mutter! wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in Allem unterwerfe. — Aber, wenn er es von einem Andern erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht, früh oder spät, seine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag ihm nichts! Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (mit einem tiefen Athemzuge) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtsames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wol anders dabei nehmen können, und würde mir ebenso wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht sagen, meine Tochter! bevor dir es dein eigner gesunder Verstand sagte. Und ich wußte, er würde dir es sagen, sobald du wieder zu dir selbst gekommen. — Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung, eine Schmeichelei zur Betheuerung, ein Einfall zum Wunsche, ein Wunsch zum Vorsatze. Nichts klingt in dieser Sprache, wie Alles! und Alles ist in ihr so viel, als nichts.

Emilia. O, meine Mutter! so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen. — Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel, als tugendhaft, halten. — Hui! daß er da selbst kömmt! Es ist sein Gang.

Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani. (tritt tiefsinnig, mit vor sich hingeschlagenen Augen herein, und kömmt näher, ohne sie zu erblicken; bis Emilia ihm entgegen springt) Ah, meine Theuerste! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünschte Sie heiter, Herr Graf! auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feierlich? — so ernsthaft? — Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung werth?

Appiani. Er ist mehr werth, als mein ganzes Leben! Aber schwanger mit so viel Glückseligkeit für mich, — mag es wol diese Glückseligkeit selbst sein, die mich so ernst, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein! so feierlich macht. — (indem er die Mutter erblickt) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz sein wird! — Wie glücklich bist du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unsere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben hab ich mich aus seinen Armen gerissen: — oder vielmehr er sich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muster aller männlichen Tugend! Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, lebendiger, als wenn ich ihn sehe, — wenn ich ihn mir denke. Und womit sonst, als mit der Erfüllung dieses Entschlusses kann ich mich der Ehre würdig machen, sein Sohn zu heißen; — der Ihrige zu sein, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn seine Emilia, für diesen augenblicklichen Besuch, zu sehr erschüttert, zu sehr sich seiner ganzen Seele bemächtiget hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautschmucke beschäftiget zu finden: und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichsten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben; und die nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist.

Claudia. Aber, meine Kinder! eines thun, und das andere nicht lassen! — Nun ist es hohe Zeit; nun mach, Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau!

Claudia. Sie wollen sie doch nicht so, Herr Graf! — so wie sie da ist, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich! das werd ich nun erst gewahr. — Wer kann Sie sehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? Und warum nicht so, so wie sie da ist?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht so; nicht ganz so! Aber auch nicht viel prächtiger; nicht viel! — Husch, husch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geschmeide, dem letzten Geschenke Ihrer verschwendrischen Großmuth! Nichts, gar nichts, was sich nur zu solchem Geschmeide schickte! — Ich könnte ihm gram sein, diesem Geschmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreimal hat mir von ihm geträumet —

Claudia. Nun? Davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter! Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! — Die Bedeutung ist träumerischer, als der Traum. — Warest du nicht von jeher eine größere Liebhaberin von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freilich, meine Mutter! freilich —

Appiani. (nachdenkend und schwermüthig) Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wol; ich sollte mich schämen! — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern gestimmt ist —

Emilia. Warum ist sie das auch? — Und was meinen Sie, das ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie sah ich aus, als ich Ihnen zuerst gefiel? — Wissen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich sehe Sie in Gedanken nie anders, als so; und sehe Sie so, auch wenn ich Sie nicht so sehe.

Emilia. Also: ein Kleid von der nämlichen Farbe, von dem nämlichen Schnitte; fliegend und frei —

Appiani. Vortrefflich! Emilia. Und das Haar —

Appiani. In seinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie sie die Natur schlug —

Emilia. Die Rose darin nicht zu vergessen! — Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich stehe so vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. (indem er ihr mit einer niedergeschlagenen Miene nachsieht) Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld? — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger sich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf! war so schnell, als richtig. Sie sind heut ernster, als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünsche, sollt es Sie reuen, Herr Graf! daß es das Ziel Ihrer Wünsche gewesen?

Appiani. Ah, meine Mutter! und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es ist wahr; ich bin heut ungewöhnlich trübe und finster. — Nur sehen Sie, gnädige Frau! — noch einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen sein, ist im Grunde eines. — Alles, was ich sehe, Alles, was ich höre, Alles, was ich träume, prediget mir seit gestern und ehegestern diese Wahrheit. Dieser Eine Gedanke kettet sich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was ist das? Ich versteh es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf! —

Appiani. Eines kömmt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich selbst —

Claudia. Wie so?

Appiani. Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirath ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe. Sie geben mir zu, ich sei es nicht schuldig: aber die Achtung gegen ihn woll es nicht anders. — Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen. Eben wollt ich noch bei ihm vorfahren.

Claudia. (stutzig) Bei dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf **Marinelli** und **die Vorigen.**

Pirro. Gnädige Frau! der Marchese Marinelli hält vor dem Hause und erkundiget sich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier ist er schon. (öffnet ihm die Thüre und geht ab)

Marin. Ich bitt um Verzeihung, gnädige Frau! — Mein Herr Graf! ich war vor Ihrem Hause, und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab ein dringendes Geschäft an Sie — Gnädige Frau! ich bitte nochmals um Verzeihung; es ist in einigen Minuten geschehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will. (macht ihm eine Verbeugung und geht ab)

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marin. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was ist zu seinem Befehl?

Marin. Ich bin stolz, der Ueberbringer einer so vorzüglichen Gnade zu sein. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen seiner ergebensten Freunde in mir verkennen will —

Appiani. Ohne weitere Vorrede, wenn ich bitten darf.

Marin. Auch das! — Der Prinz muß sogleich an den Herzog von Massa, in Angelegenheit seiner Vermählung mit dessen Prinzessin Tochter, einen Bevollmächtigten senden. Er war lange unschlüssig, wen er dazu ernennen sollte. Endlich ist seine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen. Appiani. Auf mich?

Marin. Und das — wenn die Freundschaft ruhmredig sein darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich! Sie setzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe schon längst nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marin. Ich bin versichert, daß es ihm blos an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch diese so eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug sein sollte, so ist freilich meine Freundschaft zu voreilig gewesen.

Appiani. Freundschaft und Freundschaft, um das dritte Wort! — Mit wem red ich denn? Des Marchese Marinelli Freundschaft hätt ich mir nie träumen lassen. —

Marin. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf! — mein unverzeihliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund sein wollen. — Bei dem Allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was sie sind: und ich zweifle nicht, Sie werden sie mit Begierd ergreifen.

Appiani. (nach einiger Ueberlegung) Allerdings!

Marin. Nun, so kommen Sie! Appiani. Wohin?

Marin. Nach Dosalo, zu dem Prinzen. — Es liegt schon Alles fertig; und Sie müssen noch heut abreisen!

Appiani. Was sagen Sie? — Noch heute?

Marin. Lieber noch in dieser nämlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache ist von der äußersten Eil!

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marin. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreisen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht! —

Marin. Sie scherzen, Herr Graf!

Appiani. Mit Ihnen?

Marin. Unvergleichlich! Wenn der Scherz dem Prinzen gilt, so ist er um so viel lustiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein! — Und ich hoffe, daß der Prinz selbst meine Entschuldigung wird gelten lassen.

Marin. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! Sehen Sie: ich soll noch heut eine Frau nehmen. Marin. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage ist auch verzweifelt naiv.

Marin. Man hat Exempel, Herr Graf, daß sich Hochzeiten aufschieben lassen. — Ich glaube freilich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient ist. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man sich selber wählt, ist unser Herr so eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingten Gehorsam schuldig wären, aber nicht ich! — Ich kam an seinen Hof als ein Freiwilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen: aber nicht sein Sklave werden. Ich bin der Vasall eines größern Herrn —

Marin. Größer oder kleiner: Herr ist Herr!

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber stritte! — Genug! sagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, seine Gnade nicht annehmen zu können, weil ich eben heut eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marin. Wollen Sie ihn nicht zugleich wissen lassen, mit wem? Appiani. Mit Emilia Galotti!

Marin. Der Tochter aus diesem Hause?

Appiani. Aus diesem Hause. Marin. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marin. Ich sollte meinen, daß es sonach um so weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszusetzen. Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marin. Die guten Eltern werden es so genau nicht nehmen. Appiani. Die guten Eltern?

Marin. Und Emilia bleibt Ihnen ja wol gewiß.

Appiani. Ja wol gewiß? — Sie sind mit Ihrem „Ja wol — ja wol“ ein ganzer Affe!

Marin. Mir das, Graf? Appiani. Warum nicht?

Marin. Himmel und Hölle! — Wir werden uns sprechen.

Appiani. Pah! Hämisch ist der Affe; aber —

Marin. Tod und Verdammniß! — Graf! ich fodere Genugthuung. Appiani. Das versteht sich!

Marin. Und würde sie gleich itzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! Nicht doch! (indem er ihn bei der Hand ergreift) Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marin. (der sich losreißt und abgeht) Nur Geduld, Graf! nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und besser.

Claudia. (eiligst und besorgt) Gott! Herr Graf — Ich hab einen heftigen Wortwechsel gehört. — Ihr Gesicht glühet. Was ist vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts! Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienst erwiesen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um so viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin sogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig sein, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau! (Sie geht herein, und er fort)

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: ein Vorsaal auf dem Lustschlosse des Prinzen.)

Der Prinz. Marinelli.

Marin. Umsonst! er schlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und so bleibt es dabei? So geht es vor sich? So wird Emilia noch heute die seinige?

Marin. Allem Ansehen nach!

Der Prinz. Ich versprach mir von Ihrem Einfalle so viel! — Wer weiß, wie albern Sie Sich dabei genommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheidter Mann ausführen. Das hätt ich bedenken sollen.

Marin. Da find ich mich schön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marin. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze schlagen wollte. — Als ich sahe, daß weder Ernst, noch Spott den Grafen bewegen konnte, seine Liebe der Ehre nachzusetzen: versucht ich es, ihn in Harnisch zu jagen. Ich sagte ihm Dinge, über die er sich vergaß. Er stieß Beleidigungen gegen mich aus, und ich foderte Genugthuung, — und foderte sie gleich auf der Stelle. — Ich dachte so: entweder er mich, oder ich ihn! Ich ihn: so ist das Feld ganz unser. Oder er mich: nun, wenn auch; so muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigstens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marin. Ha! man sollt es voraus wissen, wenn man so thöricht bereit ist, sich für die Großen aufzuopfern — man sollt es voraus wissen, wie erkenntlich sie sein würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er stehet in dem Rufe, sich so etwas nicht zweimal sagen zu lassen.

Marin. Nachdem es fällt; ohne Zweifel! — Wer kann es ihm verdenken? — Er versetzte, daß er auf heute doch noch etwas Wichtigeres zu thun habe, als sich mit mir den Hals zu brechen. Und so beschied er mich auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich rasend! — Darauf ließen Sie es gut sein, und giengen: — und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geschlagen, sich mir aufgeopfert —

Marin. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, daß ich weiter hätte thun sollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marin. Und lassen Sie doch hören, gnädiger Herr! was Sie für Sich selbst gethan haben. — Sie waren so glücklich, sie noch in der Kirche zu sprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz. (höhnisch) Neugierde zur Genüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es gieng alles nach Wunsch! — Sie brauchen Sich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienstfertiger Freund! — Sie kam meinem Verlangen mehr, als halbes Weges entgegen. Ich hätte sie nur gleich mitnehmen dürfen. (Kalt und befehlend) Nun wissen Sie, was Sie wissen wollen; — und können gehn!

Marin. Und können gehn! — Ja, ja; das ist das Ende vom Liede! — und würd es sein, gesetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche versuchen. — Das Unmögliche, sag ich? — So unmöglich wär es nun wol nicht: aber kühn! — Wenn wir die Braut in unserer Gewalt hätten, so stünd ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden sollte.

Der Prinz. Ei! wofür der Mann nicht Alles stehen will! Nun dürft ich ihm nur noch ein Kommando von meiner Leibwache geben, und er legte sich an der Landstraße damit in Hinterhalt, und fiel selbst funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir zubrächte.

Marin. Es ist eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltsamen Entführung ähnlich gesehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten, so würden Sie nicht erst lange davon schwatzen.

Marin. Aber für den Ausgang müßte man nicht stehen sollen. Es könnten sich Unglücksfälle dabei ereignen —

Der Prinz. Und es ist meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten lasse, wofür sie nicht können!

Marin. Also, gnädiger Herr — (Man hört von weitem einen Schuß) Ha! was war das? — Hört ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen! Der Prinz. Was ist das? was giebts?

Marin. Was meinen Sie wol? — Wie wenn ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So sagen Sie doch —

Marin. Kurz: wovon ich gesprochen, geschieht!

Der Prinz. Ist es möglich?

Marin. Nur vergessen Sie nicht, Prinz! wessen Sie mich eben versichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anstalten sind doch so —

Marin. Als sie nur immer sein können! — Die Ausführung ist Leuten anvertrauet, auf die ich mich verlassen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbei. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichsam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobei einer von meinen Bedienten ist, wird aus dem Thiergarten gestürzt sein, den Angefallenen gleichsam zur Hilfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, soll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er sie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So ist die Abrede! — Was sagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraschen mich auf eine sonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenster) Wornach sehen Sie?

Marin. Dahinaus muß es sein! — Recht — und eine Maske kömmt bereits um die Planke gesprengt; — ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie Sich, gnädiger Herr! Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marin. Nun? Nicht wahr, nun hab ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht! Aber ich sehe bei alle dem nicht ab — —

Marin. Absehn? — Lieber Alles mit eins! — Geschwind entfernen Sie Sich! — Die Maske muß Sie nicht sehen.

(Der Prinz geht ab)

Zweiter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf **Angelo.**

Marin. (der wieder nach dem Fenster geht) Dort fährt der Wagen langsam nach der Stadt zurück. — So langsam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das sind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wol nur halb gelungen ist; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführet, — und keinen Todten! — Die Maske steigt ab. — Es ist Angelo selbst. Der Tolldreiste! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß seiner Sache gewiß sein. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Massa wollten, und nun noch einen weitern Weg müssen! — Wer hatte Sie die Affen so kennen gelehrt? (indem er nach der Thüre zugeht) Ja wol sind sie hämisch. — Nun, Angelo?

Angelo. (der die Maske abgenommen) Passen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß sie gleich bringen.

Marin. Und wie lief es sonst ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut!

Marin. Wie steht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, so! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht so ganz unbereitet.

Marin. Geschwind sage mir, was du mir zu sagen hast! — Ist er todt?

Angelo. Es thut mir leid um den guten Herrn.

Marin. Nun da, für dein mitleidiges Herz! (giebt ihm einen Beutel mit Gold)

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müssen.

Marin. So? Verlust auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen um den ehrlichen Jungen! Ob mir sein Tod schon das (indem er den Beutel in der Hand wieget) um ein Viertheil verbessert. Denn ich bin sein Erbe, weil ich ihn gerächt habe. Das ist so unser Gesetz: ein so gutes, mein ich, als für Treu und Freundschaft je gemacht worden. Dieser Nicolo, Herr Kammerherr —

Marin. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt ich auch wieder den Grafen! — Er stürzte; und wenn er

noch lebendig zurück in die Kutsche kam, so steh ich dafür, daß er nicht lebendig wieder herauskömmt.

Marin. Wenn das nur gewiß ist, Angelo!

Angelo. Ich will Ihre Kundschaft verlieren, wenn es nicht gewiß ist! — Haben Sie noch was zu befehlen? Denn mein Weg ist der weiteste: wir wollen heute noch über die Grenze.

Marin. So geh!

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr! Sie wissen, wo ich zu erfragen bin. Was sich ein Andrer zu thun getrauet, wird für mich auch keine Hexerei sein. Und billiger bin ich, als jeder Andere. (geht ab)

Marin. Gut das! — Aber doch nicht so recht gut. — Pfui, Angelo! so ein Knicker zu sein! Einen zweiten Schuß wäre er ja wol noch werth gewesen. — Und wie er sich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfui, Angelo! Das heißt sein Handwerk sehr grausam treiben — und verpfuschen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wissen. Er muß erst selbst finden, wie zuträglich ihm dieser Tod ist. — Dieser Tod! — Was gäb ich um die Gewißheit! —

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kömmt sie, die Allee herauf! Sie eilet vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es scheinet, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt sich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marin. So haben wir sie doch vors erste.

Der Prinz. Und wird die Mutter sie nicht aufsuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was sind wir alsdenn weiter? Wie kann ich sie ihnen vorenthalten?

Marin. Auf das Alles weiß ich freilich noch nichts zu antworten. Aber wir müssen sehen! Gedulden Sie Sich, gnädiger Herr! Der erste Schritt mußte doch gethan sein. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müssen.

Marin. Vielleicht müssen wir nicht. — Da sind tausend Dinge, auf die sich weiter fußen läßt. — Und vergessen Sie denn das Vornehmste?

Der Prinz. Wie kann ich vergessen, woran ich sicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmste? was ist das?

Marin. Die Kunst, zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlet.

Der Prinz. Nie fehlet? Außer, wo er sie gerade am nöthigsten brauchte. — Ich habe von dieser Kunst schon heut einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hörte. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit, und schloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau ich mir, sie wieder anzureden. — Bei ihrem Eintritte wenigstens wag ich es nicht zu sein. Sie, Marinelli, müssen sie empfangen! Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft; und kommen, wenn ich mich mehr gesammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf dessen Bedienter **Battista** mit **Emilien.**

Marin. Wenn sie ihn nicht selbst stürzen gesehen — Und das muß sie wol nicht, da sie so fortgeeilet — Sie kömmt! Auch ich will nicht das Erste sein, was ihr hier in die Augen fällt. (Er zieht sich in einen Winkel des Saales zurück)

Battista. Nur hier herein, gnädiges Fräulein!

Emilia. (außer Athem) Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund! — ich dank ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? Und so ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battista. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er sah sie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geschossen? —

Battista. Geschossen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen oder meine Mutter getroffen. —

Battista. Ich will gleich nach ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich! — Ich will mit; ich muß mit; komm er, mein Freund!

Marin. (der plötzlich herzutritt, als ob er eben hereinkäme) Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück verschafft uns die Ehre —

Emilia. (stutzend) Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin also wol bei Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr! Wir sind von Räubern ohnfern überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hilfe; — und dieser ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hierher. — Aber ich erschrecke, mich allein gerettet zu sehen. Meine Mutter ist noch in der Gefahr. Hinter uns ward sogar geschossen. Sie ist vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie! Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben sollen.

Marin. Beruhigen Sie Sich, gnädiges Fräulein! Es stehet Alles gut; sie werden bald bei Ihnen sein, die geliebten Personen, für die Sie so viel zärtliche Angst empfinden. — Indeß, Battista! geh, lauf: sie dürften vielleicht nicht wissen, wo das Fräulein ist. Sie dürften sie vielleicht in einem von den Wirthschaftshäusern des Gartens suchen. Bringe sie unverzüglich hierher! (Battista geht ab)

Emilia. Gewiß? sind sie Alle geborgen? ist ihnen nichts widerfahren? — Ah, was ist dieser Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich sollte nicht hier bleiben; ich sollte ihnen entgegen eilen —

Marin. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie sind ohnedem schon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie Sich vielmehr und geruhen, in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit ist. — Ich will wetten, daß der Prinz schon selbst um Ihre theuere, ehrwürdige Mutter ist, und sie Ihnen zuführet.

Emilia. Wer, sagen Sie?

Marin. Unser gnädigster Prinz selbst.

Emilia. (äußerst bestürzt) Der Prinz?

Marin. Er floh, auf die erste Nachricht, Ihnen zu Hilfe. — Er ist höchst ergrimmt, daß ein solches Verbrechen ihm so nahe, unter seinen Augen gleichsam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachsetzen, und ihre Strafe, wenn sie ergriffen werden, wird unerhört sein.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn also?

Marin. Auf Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne? — Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter? Marin. Hier ist er schon!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo ist sie? wo? — Wir suchen Sie überall, schönstes Fräulein! — Sie sind doch wol? — Nun, so ist Alles wol: der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigster Herr! Wo sind sie? Wo ist meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zustande werde ich die eine, oder den andern, vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — Denn Sie verhehlen mir, gnädiger Herr! — ich seh es, Sie verhehlen mir —

Der Prinz. Nicht doch, bestes Fräulein! — Geben Sie mir Ihren Arm und folgen Sie mir getrost!

Emilia. (unentschlossen) Aber — wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum sind sie nicht schon hier? Warum kamen sie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle diese Schreckensbilder mit eins verschwinden zu sehen. —

Emilia. Was soll ich thun? (die Hände ringend)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen? —

Emilia. (die vor ihm niederfällt) Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr! —

Der Prinz. (sie aufhebend) Ich bin äußerst beschämt. — Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. — Mein Betragen diesen Morgen ist nicht zu rechtfertigen — zu entschuldigen höchstens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit! Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugsam bestraft. — Und könnt ich schon diesen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verschwindet, — mir nochmals das Glück, Sie zu sehen und zu sprechen verschafft; könnt ich schon diesen Zufall für den Wink eines günstigen Glückes erklären, — für den wunderbarsten Aufschub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: so will ich doch — Beben Sie nicht,

mein Fräulein! — einzig und allein von Ihrem Blicke abhangen. Kein Wort, kein Seufzer soll Sie beleidigen! — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen! Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumschränktesten Gewalt, die Sie über mich haben! Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein! — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. (Er führt sie, nicht ohne Sträuben, ab) Folgen Sie uns, Marinelli! —

Marin. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag sehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, ist, — zu verhindern, daß sie nicht gestöret werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wol nicht; aber von der Mutter, von der Mutter! Es sollte mich sehr wundern, wenn die so ruhig abgezogen wäre und ihre Tochter im Stiche gelassen hätte. — Nun, Battista? was giebts?

Sechster Auftritt.

Battista. Marinelli.

Battista. (eiligst) Die Mutter, Herr Kammerherr! —

Marin. Dacht ichs doch! — Wo ist sie?

Battista. Wenn Sie ihr nicht zuvorkommen, so wird sie den Augenblick hier sein. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein geboten, mich nach ihr umzusehen, als ich ihr Geschrei von weitem hörte. Sie ist der Tochter auf der Spur; und wo nur nicht — unserm ganzen Anschlage! Alles, was in dieser einsamen Gegend von Menschen ist, hat sich um sie versammelt; und jeder will der sein, der ihr den Weg weiset. Ob man ihr schon gesagt, daß der Prinz hier ist, daß Sie hier sind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marin. Laß sehen! — (er überlegt) Sie nicht einlassen, wenn sie weiß, daß die Tochter hier ist? — Das geht nicht! — Freilich, sie wird Augen machen, wenn sie den Wolf bei dem Schäfchen sieht. — Augen? Das möchte noch sein. Aber der Himmel sei unsern Ohren gnädig! — Nun was? die beste Lunge erschöpft sich; auch sogar eine weibliche. Sie hören Alle auf zu schreien, wenn sie nicht mehr können. — Dazu, es ist doch einmal die Mutter, die wir auf unsrer Seite haben müssen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu sein, schmeichelt den meisten. — Laß sie kommen, Battista, laß sie kommen!

Battista. Hören Sie! Hören Sie!

Claudia Galotti. (innerhalb) Emilia! Emilia! Mein Kind, wo bist du?

Marin. Geh, Battista, und suche nur ihre neugierigen Begleiter zu entfernen!

Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battista. Marinelli.

Claudia. (die in die Thüre tritt, indem Battista herausgehen will) Ha! der hob sie aus dem Wagen! — der führte sie fort! — Ich erkenne dich. Wo ist sie? Sprich, Unglücklicher!

Battista. Das ist mein Dank?

Claudia. O, wenn du Dank verdienest: (in einem gelinden Tone) — so verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo ist sie? — Laßt mich sie nicht länger entbehren! Wo ist sie?

Battista. O, Ihre Gnaden! sie könnte in dem Schoße der Seligkeit nicht aufgehobner sein. — Hier! mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. (gegen einige Leute, welche nachdringen wollen) Zurück da! ihr!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (erblickt den Marinelli und fährt zurück) Ha! Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie sollen mich zu ihr führen?

Marin. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau!

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bei — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen diesen Morgen in meinem Hause aufsuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marin. Streit? — Was ich nicht wüßte! ein unbedeutender Wortwechsel in herrschaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marin. Marchese Marinelli!

Claudia. So ist es richtig — Hören Sie doch, Herr Marchese — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünschung — Nein, daß ich den edeln Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünschung — Die Verwünschung denk ich hinzu — Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen.

Marin. Des sterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau! was mir in Ihrer seltsamen Rede am meisten auffällt. — Des sterbenden Grafen? — Was Sie sonst sagen wollen, versteh ich nicht.

Claudia. (bitter und langsam) Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! — Verstehen Sie nun? — Ich verstand es erst auch nicht, obschon mit einem Tone gesprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesen Ton nicht sogleich verstanden?

Marin. Nun, gnädige Frau? — Ich war von jeher des Grafen Freund; sein vertrautester Freund. Also, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beschreiben; aber er enthielt Alles! Alles! — Was? Räuber wären es gewesen, die uns anfielen? Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! Mit einem Tone —

Marin. Mit einem Tone? — Ist es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtschaffnen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt ich ihn nur vor Gerichte stellen, diesen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergesse darüber meine Tochter. — Wo ist sie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marin. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter ist hier in einem von den nächsten Zimmern und hat sich hoffentlich von ihrem Schrecken schon völlig erholt. Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist der Prinz selbst um sie beschäftiget —

Claudia. Wer? — Wer selbst?

Marin. Der Prinz!

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich: der Prinz? — Unser Prinz? — Marin. Welcher sonst?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückselige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marin. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es ist klar! — Ist es nicht? — Heute, im Tempel, vor den Augen der Allerreinsten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenstück; da brach es aus! (gegen den Marinelli) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigner Hand zu morden; aber nichtswürdig genug, zur Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich! dich! — Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien? — Dich! dich Kuppler!

Marin. Sie schwärmen, gute Frau! — Aber mäßigen Sie wenigstens Ihr wildes Geschrei, und bedenken Sie, wo Sie sind!

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?

Emilia. (innerhalb) Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das ist sie! Sie hat mich gehört; sie hat mich gehört. Und ich sollte nicht schreien? — Wo bist du, mein Kind? Ich komme, ich komme! (Sie stürzt in das Zimmer, und Marinelli ihr nach)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Die Scene bleibt.)

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. (als aus dem Zimmer von Emilien kommend) Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marin. O, der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marin. Wenn Sie gesehen hätten, Prinz! wie toll sich hier, hier im Saale die Mutter geberdete — Sie hörten sie

ja wol schreien! — und wie zahm sie auf einmal ward bei dem ersten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wol, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter schön findet.

Der Prinz. Sie sind ein schlechter Beobachter! — Die Tochter stürzte der Mutter ohnmächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth: nicht über mich! Ihre Tochter schonte sie, nicht mich, wenn sie es nicht lauter, nicht deutlicher sagte, — was ich lieber selbst nicht gehört, nicht verstanden haben will. Marin. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verstellung? — Heraus damit! Ist es wahr? oder ist es nicht wahr?

Marin. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Also ist es? — Er ist todt? todt? — (drohend) Marinelli! Marinelli!

Marin. Nun?

Der Prinz. Bei Gott! bei dem allgerechten Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute. — Wenn Sie mir vorhergesagt hätten, daß es dem Grafen das Leben kosten werde — Nein, nein! und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte! —

Marin. Wenn ich Ihnen vorher gesagt hätte? — Als ob sein Tod in meinem Plane gewesen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemandem Leides geschähe. Es würde auch ohne die geringste Gewaltthätigkeit abgelaufen sein, wenn sich der Graf nicht die erste erlaubt hätte. Er schoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich: er hätte sollen Spaß verstehen!

Marin. Daß Angelo sodann in Wuth kam, und den Tod seines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freilich, das ist sehr natürlich!

Marin. Ich hab es ihm genug verwiesen.

Der Prinz. Verwiesen? Wie freundschaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er sich in meinem Gebiete nicht betreten läßt! Mein Verweis möchte so freundschaftlich nicht sein.

Marin. Recht wol! — Ich und Angelo; Vorsatz und Zufall: Alles ist eins! — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus versprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die sich dabei ereignen könnten, mir zu Schulden kommen solle —

Der Prinz. Die sich dabei ereignen — könnten, sagen Sie, oder sollten?

Marin. Immer besser! — Doch, gnädiger Herr! — ehe Sie mir es mit dem trocknen Worte sagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorstellung! Der Tod des Grafen ist mir nichts weniger, als gleichgiltig. Ich hatte ihn ausgefordert; er war mir Genugthuung schuldig; er ist ohne diese aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidiget. Gesetzt, ich verdiente unter jeden andern Umständen den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter diesen? — (mit einer angenommenen Hitze) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz. (nachgebend) Nun gut, nun gut —

Marin. Daß er noch lebte! O, daß er noch lebte! Alles, Alles in der Welt wollte ich darum geben — (bitter) selbst die Gnade meines Prinzen, — diese unschätzbare, nie zu verscherzende Gnade — wollt ich drum geben!

Der Prinz. Ich verstehe. — Nun gut, nun gut! Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie versichern es; und ich, ich glaub es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt? Marin. (kalt) Schwerlich!

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achsel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug, und mich für den Thäter halten —

Marin. (noch kälter) Wahrscheinlich genug!

Der Prinz. Mich! mich selbst! — Oder ich muß von Stund an alle Absicht auf Emilien aufgeben —

Marin. (höchst gleichgiltig) Was Sie auch gemußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz. (heftig, aber sich gleich wieder fassend) Marinelli! — Doch, Sie sollen mich nicht wild machen! — Es sei so — Es ist so! Und das wollen Sie doch nur sagen: der Tod des Grafen ist für mich ein Glück — das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu Statten kommen konnte. Und als dieses, — mag es doch geschehen sein, wie es will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen so recht? — Topp! auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund! muß es ein kleines, stilles Verbrechen, ein kleines, heilsames Verbrechen sein. Und sehen Sie, unseres da, wäre nun gerade weder stille, noch heilsam. Es hätte den Weg zwar gereiniget, aber zugleich gesperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zusagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wol nur blos an Ihren weisen, wunderbaren Anstalten?

Marin. Wenn Sie so befehlen —

Der Prinz. Woran sonst? — Ich will Rede!

Marin. Es kömmt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört. Der Prinz. Rede will ich!

Marin. Nun dann! Was läge an meinen Anstalten, daß den Prinzen bei diesem Unfalle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meisterstreiche liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marin. Er erlaube mir, ihm zu sagen: daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan, — so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte. Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marin. Freilich nicht den ganzen Tanz; aber doch vor itzo den Takt. Der Prinz. Hm! Versteh ich Sie?

Marin. Also, kurz und einfältig! Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger! Wenn ich nun auf diesen Umstand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz. (sich vor die Stirne schlagend) Verwünscht!

Marin. Wenn er es nun selbst verrieth, was er im Schilde führe? Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marin. Und wenn er es nicht selbst verrathen hätte? — — Traun! Ich möchte doch wissen, aus welcher meiner Anstalten Mutter oder Tochter den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfen könnte? Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marin. Daran thu ich freilich sehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr! —

Zweiter Auftritt.

Battista. Der Prinz. Marinelli.

Battista. (eiligst) Eben kömmt die Gräfin an.

Der Prinz. Die Gräfin? Was für eine Gräfin?

Battista. Orsina!

Der Prinz. Orsina? — Marinelli! — Orsina? — Marinelli!

Marin. Ich erstaune darüber nicht weniger, als Sie selbst.

Der Prinz. Geh, lauf! Battista! sie soll nicht aussteigen! Ich bin nicht hier. Ich bin für sie nicht hier. Sie soll augenblicklich wieder umkehren! Geh, lauf! — (Battista geht ab) Was will die Närrin? Was untersteht sie sich? Wie weiß sie, daß wir hier sind? Sollte sie wol auf Kundschaft kommen? Sollte sie wol schon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, so antworten Sie doch! — Ist er beleidiget, der Mann, der mein Freund sein will? Und durch einen elenden Wortwechsel beleidiget? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marin. Ah, mein Prinz! sobald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orsina ist mir ein Räthsel, wie Ihnen. Doch abweisen wird sie schwerlich sich lassen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht sprechen; mich entfernen —

Marin. Wol! und nur geschwind! Ich will sie empfangen —

Der Prinz. Aber blos, um sie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr Sich nicht ab! Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marin. Nicht doch, Prinz! Diese andern Dinge sind gethan. Fassen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kömmt sicherlich von selbst. — Aber hör ich sie nicht schon? — Eilen Sie, Prinz! — Da! (auf ein Kabinet zeigend, in welches sich der Prinz begiebt) wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, sie ist nicht zu ihrer besten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfin Orsina. Marinelli.

Orsina. (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken) Was ist das? — Niemand kömmt mir entgegen, außer ein Unverschämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Dosalo? Zu dem Dosalo, wo mir sonst ein ganzes Heer geschäftiger Augendiener entgegenstürzte? wo mich sonst Lieb und Entzücken erwarteten? — Der Ort ist es: aber, aber! — Sieh da, Marinelli! — Recht gut! daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo ist er?

Marin. Der Prinz, meine gnädige Gräfin?

Orsina. Wer sonst?

Marin. Sie vermuthen ihn also hier? wissen ihn hier? — Er wenigstens ist die Gräfin Orsina hier nicht vermuthend.

Orsina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marin. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orsina. Nun? habe ich ihn nicht in diesem Briefe auf heute um eine Zusammenkunft hier auf Dosalo gebeten? — Es ist wahr, es hat ihm nicht beliebet, mir schriftlich zu antworten; aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Dosalo abgefahren. Ich glaubte, das sei Antworts genug; und ich komme! Marin. Ein sonderbarer Zufall!

Orsina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite der Brief, von seiner die That. — Wie er da steht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht! Wundert sich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marin. Sie schienen gestern so weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orsina. Bessrer Rath kömmt über Nacht. — Wo ist er? wo ist er? — Was gilts, er ist in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreische hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

Marin. Meine liebste, beste Gräfin —

Orsina. Es war ein weibliches Gekreische. Was gilts, Marinelli? — O, sagen Sie mir doch, sagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebste, beste Gräfin bin — Verdammt, über das Hofgeschmeiß! So viel Worte, so viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es voraussagen oder nicht? Ich werd es ja wol sehen. (will gehen)

Marin. (der sie zurück hält) Wohin?

Orsina. Wo ich längst sein sollte. — Denken Sie, daß es schicklich ist, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickschnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marin. Sie irren Sich, gnädige Gräfin! Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, — will Sie nicht sprechen.

Orsina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier? Marin. Nicht auf Ihren Brief —

Orsina. Den er ja erhalten, sagen Sie —

Marin. Erhalten, aber nicht gelesen.

Orsina. (heftig) Nicht gelesen? — (minder heftig) Nicht gelesen? — (wehmüthig, und eine Thräne aus dem Auge wischend) Nicht einmal gelesen?

Marin. Aus Zerstreuung, weiß ich. — Nicht aus Verachtung!

Orsina. (stolz) Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu sagen? — Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch? mich? — (gelinder, bis zum Tone der Schwermuth) Freilich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht! Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas Anders. Das ist natürlich! Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgiltigkeit zu sein. Nicht wahr, Marinelli?

Marin. Allerdings, allerdings!

Orsina. (höhnisch) Allerdings? — O, des weisen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! — Gleichgiltigkeit! Gleichgiltigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas! Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgiltigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgiltig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgiltig für ein Ding, das kein Ding ist, — das ist so viel, als gar nicht gleichgiltig. — Ist dir das zu hoch, Mensch?

Marin. (vor sich) O weh! wie wahr ist es, was ich fürchtete.

Orsina. Was murmeln Sie da?

Marin. Lauter Bewunderung! — Und wem ist es nicht bekannt, gnädige Gräfin, daß Sie eine Philosophin sind?

Orsina. Nicht wahr? — Ja, ja; ich bin eine! — Aber habe ich mir es itzt merken lassen, daß ich eine bin? — O pfui! wenn ich mir es habe merken lassen; und wenn ich mir es öfter habe merken lassen! Ist es wol noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, ist ebenso ekel, als ein Mann, der sich schminket. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wol! Ueber den Zufall: daß ich dem Prinzen schreibe, er soll nach Dosalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieset, und daß er doch nach Dosalo kömmt. Ha! ha! ha! Wahrlich, ein sonderbarer Zufall! Sehr lustig, sehr närrisch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wol der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir armen Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (ernsthaft und befehlend) So lachen Sie doch!

Marin. Gleich, gnädige Gräfin, gleich!

Orsina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei. Nein, nein! lachen Sie nur nicht! — Denn sehen Sie, Marinelli, (nachdenkend bis zur Rührung) was mich so herzlich lachen macht, das hat auch seine ernsthafte — sehr ernsthafte Seite, wie Alles in der Welt! — Zufall? Ein Zufall wär es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu sprechen, und mich doch hier sprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli, das Wort Zufall ist Gotteslästerung! Nichts unter der Sonne ist Zufall; — am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorsicht! vergieb mir, daß ich mit diesem albernen Sünder einen Zufall genennet habe, was so offenbar dein Werk, wol gar dein unmittelbares Werk ist! — (hastig gegen Marinelli) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu so einem Frevel!

Marin. (vor sich) Das geht weit! — Aber, gnädige Gräfin —

Orsina. Still mit dem Aber! Die Aber kosten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! — (sich mit der Hand die Stirne haltend) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald spreche, den Prinzen! sonst bin ich es wol gar nicht im Stande. — Sie sehen, wir sollen uns sprechen; wir müssen uns sprechen —

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orsina. Marinelli.

Der Prinz. (indem er aus dem Kabinette tritt, vor sich) Ich muß ihm zu Hilfe kommen. —

Orsina. (die ihn erblickt, aber unentschlüssig, ob sie auf ihn zugehen soll) Ha! da ist er.

Der Prinz. (geht quer über den Saal, bei ihr vorbei, nach den andern Zimmern, ohne sich im Reden aufzuhalten) Sieh, da! unsere schöne Gräfin. — Wie sehr bedauere ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Besuches für heute so wenig zu Nutze machen kann. Ich bin beschäftiget! Ich bin nicht allein! — Ein andermal, meine liebe Gräfin! Ein andermal. — Itzt halten Sie länger Sich nicht auf! Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli! ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orsina. Marinelli.

Marin. Haben Sie es, gnädige Gräfin, nun von ihm selbst gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orsina. (wie betäubt) Hab ich? hab ich wirklich?

Marin. Wirklich!

Orsina. (mit Rührung) „Ich bin beschäftiget. Ich bin nicht allein!" Ist das die Entschuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiset man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigen; jeden Bettler! Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich? — Beschäftiget? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm? — Kommen Sie, Marinelli! aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eines auf eigene Rechnung vor! Was kostet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer ist bei ihm? — Sagen Sie mir; sagen Sie mir, was Ihnen zuerst in den Mund kömmt, — und ich gehe.

Marin. (vor sich) Mit dieser Bedingung kann ich ihr ja wol einen Theil der Wahrheit sagen.

Orsina. Nun? Geschwind, Marinelli! und ich gehe. — Er sagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfin!" Sagte er nicht so? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: Geschwind, Marinelli! Ihre Lüge; und ich gehe.

Marin. Der Prinz, liebe Gräfin, ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bei ihm, von denen er sich keinen Augenblick

abmüßigen kann; Personen, die eben einer großen Gefahr entgangen sind. Der Graf Appiani —

Orsina. Wäre bei ihm? — Schade, daß ich über dieser Lüge Sie ertappen muß. Geschwind eine andere! — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden. Der Wagen mit seinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder ist er nicht? Hätte es mir blos geträumet?

Marin. Leider, nicht blos geträumet! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben sich glücklich hierher nach dem Schlosse gerettet: seine Braut nämlich und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu seiner feierlichen Verbindung fahren wollte.

Orsina. Also die? Die sind bei dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Ist die Braut schön?

Marin. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orsina. Ich will hoffen; auch wenn sie häßlich wäre. Denn ihr Schicksal ist schrecklich! — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden sollte, wird er dir auf immer entrissen! — Wer ist sie denn, diese Braut? Kenn ich sie gar? — Ich bin so lange aus der Stadt, daß ich von nichts weiß. Marin. Es ist Emilia Galotti.

Orsina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich diese Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marin. Wie so? Orsina. Emilia Galotti?

Marin. Die Sie schwerlich kennen werden —

Orsina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernst, Marinelli? Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet?

Marin. (vor sich) Sollte ich ihr schon zu viel gesagt haben?

Orsina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieser Braut? der eben erschossene Appiani?

Marin. Nicht anders!

Orsina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände schlagend)

Marin. Wie das?

Orsina. Küssen möcht ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat! Marin. Wen? verleitet? wozu?

Orsina. Ja, küssen, küssen möcht ich ihn — Und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli.

Marin. Gräfin!

Orsina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! steif an! Aug in Auge! Marin. Nun?

Orsina. Wissen Sie nicht, was ich denke?

Marin. Wie kann ich das?

Orsina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marin. Woran?

Orsina. Schwören Sie! — Nein, schwören Sie nicht! Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja: schwören Sie nur! Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt ist — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marin. Sie erschrecken mich, Gräfin!

Orsina. Gewiß? — Nun, Marinelli! argwohnet Ihr gutes Herz auch nichts? Marin. Was? worüber?

Orsina. Wol, — so will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge sträuben soll. — Aber hier, so nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Kommen Sie hierher! — Und! (indem sie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz insgeheim! ganz insgeheim! (und ihren Mund seinem Ohre nähernd, als ob sie ihm zuflüstern wollte, was sie aber sehr laut ihm zuschreiet) Der Prinz ist ein Mörder!

Marin. Gräfin, — Gräfin — sind Sie ganz von Sinnen?

Orsina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halse lachend) Ich bin selten oder nie mit meinem Verstande so wol zufrieden gewesen, als eben itzt. — Zuverlässig, Marinelli! — aber es bleibt unter uns — (leise) der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marin. Wie kann Ihnen so eine Abscheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orsina. Wie? — Ganz natürlich! — Mit dieser Emilia Galotti, — die hier bei ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt trollen müssen, — mit dieser Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bei den Dominikanern, ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammen gehört. — Oder trifft auch das nur so von ungefähr zu? Ist Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, so verstehen Sie auf die Bosheit der Menschen sich eben so schlecht, als auf die Vorsicht!

Marin. Gräfin, Sie würden sich um den Hals reden —

Orsina. Wenn ich das Mehrern sagte? — Desto besser, desto besser! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerspricht, — wer mir widerspricht, der war des Mörders Spießgeselle. — Leben Sie wol! (indem sie fortgehen will, begegnet sie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligst hereintritt)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräf.n. Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orsina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An diesen Herrn wenden Sie Sich! (ihn nach dem Marinelli weisend)

Marin. (indem er ihn erblickt, vor sich) Nun vollends der Alte! —

Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußersten Bestürzung ist, — daß er so unangemeldet hereintritt.

Orsina. Vater? (kehrt wieder um) Der Emilia, ohne Zweifel! — Ha, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen gesprengt, mit der Nachricht, daß hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu, und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehret; daß meine Frau und Tochter sich in das Schloß gerettet. — Wo sind sie, mein Herr? wo sind sie?

Marin. Seien Sie ruhig, Herr Oberster! Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter ist nichts Uebles widerfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden sich Beide wol. Der Prinz ist bei ihnen. Ich gehe sogleich, Sie zu melden!

Odoardo. Warum melden? erst melden?

Marin. Aus Ursachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wissen, Herr Oberster! wie Sie mit dem Prinzen stehen. Nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße. So gnädig er sich gegen Ihre Gemahlin und Tochter bezeiget: — es sind Damen — wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen sein?

Odoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht!

Marin. Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orsina. Nicht doch, nicht doch!

Marin. (sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orsina. Nur gemach! — Ich erlasse Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihres gleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebensache betreiben zu dürfen! — Diesen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das ist Ihre Schuldigkeit!

Marin. Vergessen Sie, was Ihnen der Prinz selbst befohlen?

Orsina. Er komme, und befehle es mir noch einmal! Ich erwarte ihn.

Marin. (leise zu dem Obersten, den er bei Seite ziehet) Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame lassen, die — der — mit deren Verstande — Sie verstehen mich! Ich sage Ihnen dieses, damit Sie wissen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, deren Sie oft sehr seltsame führet. Am besten, Sie lassen Sich mit ihr nicht ins Wort!

Odoardo. Recht wol! — Eilen Sie nur, mein Herr!

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin Orsina. Odoardo Galotti.

Orsina. (nach einigem Stillschweigen, unter welchem sie den Obersten mit Mitleid betrachtet; sowie er sie mit einer flüchtigen Neugierde) Was er Ihnen auch da gesagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo. (halb vor sich, halb gegen sie) Unglücklicher?

Orsina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigsten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht schon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur; reden Sie nur!

Orsina. Sie wissen nichts? Odoardo. Nichts!

Orsina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen ketten sich so gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergesse — Reden Sie nur!

Orsina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig, oder nicht! Das unglückliche Kind ist immer das einzige!

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bei Gott! so spricht keine Wahnwitzige.

Orsina. Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun! es mag leicht keine von seinen gröbsten Lügen sein. — Ich fühle so was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was soll ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verstand, guter Alter! auch Sie! — Ich seh es an dieser entschlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verstand; und es kostet mich ein Wort, — so haben Sie keinen!

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieses Wort sagen, wenn Sie mir es nicht bald sagen. — Sagen Sie es! sagen Sie es! Oder es ist nicht wahr, — es ist nicht wahr, daß Sie von jener guten, unsers Mitleids, unsrer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahnwitzigen sind — Sie sind eine gemeine Thörin! Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! — Was wissen Sie, der Sie schon genug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani ist todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau! das ist wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz!

Orsina. Das beiher! — Nur weiter! — Der Bräutigam ist todt: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer, als todt!

Odoardo. Schlimmer? schlimmer, als todt? — Aber doch zugleich auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orsina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt! Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame, das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! -- Das einzige Wort! geschwind!

Orsina. Nun da: buchstabiren Sie es zusammen! — Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe: des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse.

Odoardo. Sprach sie in der Messe? Der Prinz meine Tochter?

Orsina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunst! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freiwillig sich hierher gerettet! Sehen Sie: so ist es doch keine gewaltsame Entführung, sondern blos ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Ist es Meuchelmord, so ist es auch Entführung! -- (blickt wild um sich und stampft und schäumet) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt? O, des gnädigen Prinzen! O, der ganz besondern Ehre!

Orsina. Wirkt es, Alter? wirkt es?

Odoardo. Da steh ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten auseinander schlägt, und sich ohne Gewehr sieht) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen! — (an alle Schubsäcke fühlend, als etwas suchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orsina. Ha, ich verstehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab einen mitgebracht. (einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind, eh uns jemand sieht! — Auch hätte ich noch etwas — Gift! Aber Gift ist nur für uns Weiber; nicht für Männer! — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch aufdringend) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke! — Liebes Kind, wer wieder sagt, daß du eine Närrin bist, der hat es mit mir zu thun!

Orsina. Stecken Sie bei Seite! geschwind bei Seite! — Mir wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit: und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste, — wenn Sie ein Mann sind! — Ich, ich bin nur ein Weib: aber so kam ich her! Fest entschlossen! — Wir, Alter! wir können uns Alles vertrauen. Denn wir sind Beide beleidiget; von dem nämlichen Verführer beleidiget. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überschwänglich, wie unaussprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidiget worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergessen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina! — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein! — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal Alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir Alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir Alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia. (die im Hereintreten sich umsiehet, und sobald sie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zu flieget) Errathen! — Ah, unser Beschützer, unser Retter! Bist du da, Odoardo? Bist du da? — Aus ihren Wispern, aus ihren Mienen schloß ich es. — Was soll ich dir sagen, wenn du noch nichts weißt? — Was soll ich dir sagen, wenn du schon Alles weißt? — Aber wir sind unschuldig! Ich bin unschuldig! Deine Tochter ist unschuldig! Unschuldig, in Allem unschuldig!

Odoardo. (der sich bei Erblickung seiner Gemahlin zu fassen gesucht) Gut, gut! Sei nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir! (gegen die Orsina) Nicht Madame, als ob ich noch zweifelte — Ist der Graf todt? Claudia. Todt!

Odoardo. Ist es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Messe gesprochen?

Claudia. Wahr! Aber wenn du wüßtest, welchen Schreck es ihr verursacht; in welcher Bestürzung sie nach Hause kam —

Orsina. Nun? hab ich gelogen?

Odoardo. (mit einem bitteren Lachen) Ich wollt auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orsina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo. (wild hin und her gehend) O — noch bin ich es auch nicht! —

Claudia. Du gebotest mir, ruhig zu sein; und ich bin ruhig. — Bester Mann! darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willst du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger sein, als ich bin? (Sich zwingend) Weiß es Emilia, daß Appiani todt ist?

Claudia. Wissen kann sie es nicht; aber ich fürchte, daß sie es argwohnet, weil er ihr nicht erscheinet. —

Odoardo. Und sie jammert und winselt. —

Claudia. Nicht mehr. — Das ist vorbei: nach ihrer Art, die du kennest. Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend, auf Alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung, sie spricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo! daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame! Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orsina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wol die Gewogenheit, meine Frau mit Sich zu nehmen?

Orsina. Warum nicht? Sehr gern!

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfin bekannt machend) die Gräfin Orsina; eine Dame von großem Verstande; meine Freundin, meine Wohlthäterin. — Du mußt mit ihr herein, um uns sogleich den Wagen heraus zu schicken. Emilia darf nicht wieder nach Guastalla. Sie soll mit mir!

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch vorlassen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau! (leise zu ihr) Sie werden von mir hören. — Komm, Claudia! (er führt sie ab)

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene bleibt)

Marinelli. Der Prinz.

Marin. Hier, gnädiger Herr! aus diesem Fenster können Sie ihn sehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein, er kömmt. — Nein, er kehrt wieder um — Ganz einig ist er mit sich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger ist er, — oder scheinet er. Für uns gleich viel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf gesetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battista gehört, soll ihm seine Frau den Wagen sogleich heraussenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht: Wenn er nun vor Ihnen erscheinet, wird er ganz unterthänigst Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den seine Familie bei diesem so traurigen Zufalle hier gefunden; wird sich, mit sammt seiner Tochter, zu fernerer Gnade empfehlen; wird sie ruhig nach der Stadt bringen, und es in tiefster Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an seinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber so zahm nicht ist? Und schwerlich wird er es sein! Ich kenne ihn zu gut! — Wenn er höchstens seinen Argwohn erstickt, seine Wuth verbeißt: aber Emilien, anstatt sie nach der Stadt zu führen, mit sich nimmt? bei sich behält? oder wol gar in ein Kloster, außer meinem Gebiete, verschließt? Wie dann?

Marin. Die fürchtende Liebe sieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf sein Leben darüber verloren?

Marin. Wozu dieser traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Neidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab es! — Weiter, als zum Wollen, soll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Gesichte verlieren! — (Tritt wieder ans Fenster) Bald hätt er uns überrascht! Er kömmt. — Lassen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erst, Prinz! was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müssen.

Der Prinz. (drohend) Nur, Marinelli! —

Marin. Das unschuldigste von der Welt!

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut! ich soll noch kälter werden. Es ist mein Glück! — Nichts verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab es mir so oft gesagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eifersüchtigen; von einer für Eifersucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt ich nie; — und will es nun nicht erst lernen — Deine Sache wird ein ganz Anderer zu seiner machen. Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießt. — Dies martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüsten zu Lüsten treiben, so vergälle die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüßet zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt: so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marin. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marin. Nicht sie, aber der Prinz!

Odoardo. Er verzeihe! — Ich habe die Gräfin begleitet.

Marin. Nun? Odoardo. Die gute Dame!

Marin. Und Ihre Gemahlin?

Odoardo. Ist mit der Gräfin; — um uns den Wagen sogleich heraus zu senden. Der Prinz vergönne nur, daß ich mich so lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marin. Wozu diese Umstände? Würde sich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie Beide, Mutter und Tochter, selbst nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigstens würde diese Ehre haben verbittten müssen. Marin. Wie so?

Odoardo. Sie soll nicht mehr nach Guastalla!

Marin. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf ist todt.

Marin. Um so viel mehr —

Odoardo. Sie soll mit mir! Marin. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir! Ich sage Ihnen ja, der Graf ist todt. — Wenn Sie es noch nicht wissen — Was hat sie nun weiter in Guastalla zu thun? — Sie soll mit mir!

Marin. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur vors erste —

Odoardo. Was vors erste?

Marin. Werden Sie wol erlauben müssen, Herr Oberster! daß sie nach Guastalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guastalla gebracht wird? und warum? Marin. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo. (hitzig) Erwägen! Erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen ist. — Sie soll, sie muß mit mir!

Marin. O, mein Herr! — was brauchen wir uns hierüber zu ereifern? Es kann sein, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig ist, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am besten zu beurtheilen wissen. Der Prinz entscheide! — Ich geh und hole ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — nimmermehr! — Mir vorschreiben, wo sie hin soll? — Mir sie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier Alles darf, was er will? Gut, gut; so soll er sehen, wie viel auch ich darf, ob ich es schon nicht dürfte! Kurzsichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wol aufnehmen. Wer kein Gesetz achtet, ist ebenso mächtig, als wer kein Gesetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — Aber sieh da! Schon wieder, schon wieder rennet der Zorn mit dem Verstande davon. — Was will ich? Erst müßt es doch geschehen sein, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofschranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern lassen! Hätte ich seinen Vorwand, warum sie wieder nach Guastalla soll, doch nur angehört! — so könnte ich mich itzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte sie mir aber fehlen; sollte sie — Man kömmt! Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber rechtschaffner Galotti! — so etwas muß auch geschehen, wenn ich Sie bei mir sehen soll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr! ich halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern lassen, wenn er seiner bedarf. Selbst itzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem Andern wollte ich diese stolze Bescheidenheit wünschen! — Doch zur Sache! Sie werden begierig sein, Ihre Tochter zu sehen. Sie ist in neuer Unruhe wegen der plötzlichen Entfernung einer so zärtlichen Mutter. — Wozu auch diese Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie sich völlig erholt hätte, um Beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir diesen Triumph um die Hälfte verkümmert; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen lassen.

Odoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz! daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erspare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guastalla für sie bereit halten.

Der Prinz. Um die süßen Kränkungen des Freundes und Mitleids, würde es Grausamkeit sein, sie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude sie nicht erreichen sollen, dafür, lieber Galotti! lassen Sie mich sorgen.

Odoardo. Prinz! die väterliche Liebe theilet ihre Sorge nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren itzigen Umständen einzig ziemet: — Entfernung aus der Welt; — ein Kloster, — sobald als möglich!

Der Prinz. Ein Kloster?

Odoardo. Bis dahin weine sie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit soll in einem Kloster verblühen? — Darf eine einzige, fehlgeschlagene Hoffnung uns gegen

die Welt so unversöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen!

Odoardo. (gegen Marinelli) Nun, mein Herr?

Marin. Wenn Sie mich sogar auffodern! —

Odoardo. O, mit nichten, mit nichten!

Der Prinz. Was haben Sie Beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts! — Wir erwägen blos, welcher von uns sich in Ihnen geirret hat.

Der Prinz. Wie so? — Reden Sie, Marinelli!

Marin. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürsten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundschaft gebietet, vor Allem in ihm den Richter aufzufodern —

Der Prinz. Welche Freundschaft? —

Marin. Sie wissen, gnädiger Herr! wie sehr ich den Grafen Appiani liebte; wie sehr unser Beider Seelen in einander verwebt schienen —

Odoardo. Das wissen Sie, Prinz? So wissen Sie es wahrlich allein!

Marin. Von ihm selbst zu seinem Rächer bestellet —

Odoardo. Sie?

Marin. Fragen Sie nur Ihre Gemahlin! Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! Daß er mir nie aus dem Gehöre komme, dieser schreckliche Ton, wenn ich nicht Alles anwende, daß seine Mörder entdeckt und bestraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigste Mitwirkung!

Odoardo. Und meine heißesten Wünsche! — Gut, gut! — Aber was weiter? Der Prinz. Das frag ich, Marinelli!

Marin. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber gewesen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo. (höhnisch) Nicht? wirklich nicht?

Marin. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen lassen. Odoardo. (bitter) Ei! Ein Nebenbuhler?

Marin. Nicht anders!

Odoardo. Nun dann, — Gott verdamm ihn, den meuchelmörderischen Buben!

Marin. Ein Nebenbuhler, und ein begünstigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünstigter? — Was sagen Sie?

Marin. Nichts, als was das Gerücht verbreitet.

Odoardo. Ein begünstigter? von meiner Tochter begünstiget?

Marin. Das ist gewiß nicht! Das kann nicht sein! Dem widersprech ich, trotz Ihnen. — Aber bei dem Allen, gnädiger Herr! — denn das gegründetste Vorurtheil wieget auf der Wage der Gerechtigkeit so viel als nichts: — bei dem Allen wird man doch nicht umhin können, die schöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wol; allerdings!

Marin. Und wo anders? wo kann das anders geschehen, als in Guastalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli! da haben Sie Recht! — Ja so: das verändert die Sache, lieber Galotti! Nicht wahr? Sie sehen selbst —

Odoardo. O ja, ich sehe — ich sehe, was ich sehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was ist Ihnen? was haben Sie mit Sich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgesehen, was ich da sehe. Das ärgert mich: weiter nichts! — Nun ja; sie soll wieder nach Guastalla! Ich will sie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die strengste Untersuchung sie frei gesprochen, will ich selbst aus Guastalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marin. Sehr möglich! In solchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich sogar — Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marin. Man werde vor der Hand nicht verstatten können, daß Mutter und Tochter sich sprechen.

Odoardo. Sich nicht sprechen?

Marin. Man werde genöthigt sein, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marin. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert diese Vorsichtigkeit schlechterdings! Und es thut mir leid, gnädiger Herr! daß ich mich gezwungen sehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigstens Emilien in eine besondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Besondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freilich, freilich! Ganz recht: in eine besondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? — O, wie fein die Gerechtigkeit ist! Vortrefflich! (fährt schnell nach dem Schubsacke, in welchem er den Dolch hat)

Der Prinz. (schmeichelhaft auf ihn zutretend) Fassen Sie Sich, lieber Galotti! —

Odoardo. (bei Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht) Das sprach sein Engel!

Der Prinz. Sie sind irrig; Sie verstehen ihn nicht! Sie denken bei dem Worte Verwahrung wol gar an Gefängniß und Kerker?

Odoardo. Lassen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier ist die Strenge der Gesetze mit der Achtung gegen unbescholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in besondere Verwahrung gebracht werden muß: so weiß ich schon — die alleranständigste. Das Haus meines Kanzlers! — Keinen Widerspruch, Marinelli! — Da will ich sie selbst hinbringen. Da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften! — Sie gehen zu weit, Marinelli! wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi, und seine Gemahlin?

Odoardo. Was sollt ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edeln Paares kenn ich. Wer kennt sie nicht? — (zu Marinelli) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu! Wenn Emilia verwahret werden muß, so müsse sie in dem tiefsten Kerker verwahret werden. Dringen Sie darauf! ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wol hat sie Recht, die gute Sibylle: Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verstehe Sie nicht. — Lieber Galotti! was kann ich mehr thun? — Lassen Sie es dabei: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da soll sie hin; da bring ich sie selbst hin; und wenn ihr da nicht mit der äußersten Achtung begegnet wird, so hat mein Wort nichts gegolten. Aber sorgen Sie nicht! — Dabei bleibt es! Dabei bleibt es! — Sie selbst, Galotti, mit Sich, können es halten, wie Sie wollen! Sie können uns nach Guastalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren: wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuschreiben. — Und nun, auf Wiedersehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli! es wird zu spät.

Odoardo. (der in tiefen Gedanken gestanden) Wie? so soll ich sie gar nicht sprechen, meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich lasse mir ja Alles gefallen; ich finde ja Alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers ist natürlicher Weise eine Freistatt der Tugend. O, gnädiger Herr! bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders, als dahin. — Aber sprechen wollt ich sie doch gern vorher. Der Tod des Grafen ist ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man sie von ihren Eltern trennet. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; sie dieser Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich sie sprechen, gnädiger Herr! muß ich sie sprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wol zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir sie nur, gnädiger Herr!

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten! (Der Prinz und Marinelli gehen ab)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachsehend: nach einer Pause) Warum nicht? — Herzlich gern! — Ha! ha! ha! — (blickt wild umher) Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub, ich war es selbst. — Schon recht! Lustig, lustig! Das Spiel geht zu Ende. So, oder so! — Aber —, (Pause) wenn sie mit ihm sich verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will? — (Pause) Für sie thun will? Was will ich denn für sie thun? — Hab ich das Herz, es mir zu sagen? — Da denk ich so was! So was, was sich nur denken läßt. — Gräßlich! Fort, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus! Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (er will gehen, und sieht Emilien kommen) Zu spät! Ach! er will meine Hand; er will sie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren: oder Alles. Ruhig sein können, und ruhig sein müssen; kömmt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meinest du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß Alles verloren ist; — und daß wir wol ruhig sein müssen, mein Vater!

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig sein mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann, und der Vater sich wol vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest du, Alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr, die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je besser! Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen? — Was hätt es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich!

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater! — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur! — Ich will doch sehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind!

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schoß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wann du so denkest! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist Alles besser an euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gaukelspieles! — reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wüthend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einem von Beiden — Beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater! mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind! es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleich viel!

Odoardo. Was? Dahin wär es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne dich! — Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren. Emilia. Und nur Eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts! Ich bin für nichts gut! Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen, und sind Heilige! Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!

Odoardo. Und wenn du ihn kenntest, diesen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn!

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn)

Emilia. Und da! (im Begriffe, sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekömmt die Rose zu fassen) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehörest nicht in das Haar einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll! Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein! das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? — (in einem bittern Tone, während daß sie die Rose zerpflückt) Ehedem wol gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht) — Gott, was hab ich gethan! (sie will sinken, und er faßt sie in seine Arme)

Emilia. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand!

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz. (im Hereintreten) Was ist das? — Ist Emilien nicht wol?

Odoardo. Sehr wol; sehr wol!

Der Prinz. (indem er näher kömmt) Was seh ich? — Entsetzen! Marin. Weh mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan?

Odoardo. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — ich selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (sie stirbt, und er legt sie sanft auf den Boden)

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet? (nach einer Pause) Aber Sie erwarten, wo das Alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That, wie eine schaale Tragödie, zu beschließen? — Sie irren Sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller!

Der Prinz. (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli) Hier! heb ihn auf. — Nun? du bedenkst dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen! — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag ich. — Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so Mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

Ende.

Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen.

Personen. Sultan Saladin. Sittah, dessen Schwester. Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem. Recha, dessen angenommene Tochter. Daja, eine Christin, aber in dem Hause des Juden, als Gesellschafterin der Recha. Ein junger Tempelherr. Ein Derwisch. Der Patriarch von Jerusalem. Ein Klosterbruder. Ein Emir nebst verschiedenen Mameluken des Saladin.

Die Scene ist in Jerusalem.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

(Scene: Flur in Nathans Hause.)

Nathan, von der Reise kommend. **Daja** ihm entgegen.

Daja. Er ist es! Nathan! — Gott sei ewig Dank, ‖ Daß ihr doch endlich einmal wiederkommt.

Nathan. Ja, Daja; Gott sei Dank! Doch warum endlich? ‖ Hab ich denn eher wiederkommen wollen? ‖ Und wiederkommen können? Babylon ‖ Ist von Jerusalem, wie ich den Weg, ‖ Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin ‖ Genöthigt worden, gut zwei hundert Meilen; ‖ Und Schulden einkassiren, ist gewiß ‖ Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das ‖ So von der Hand sich schlagen läßt.

Daja. O, Nathan! ‖ Wie elend, elend hättet ihr indeß ‖ Hier werden können! Euer Haus...

Nathan. Das brannte. ‖ So hab ich schon vernommen. — Gebe Gott, ‖ Daß ich nur Alles schon vernommen habe!

Daja. Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan. Dann, Daja, hätten wir ein neues uns ‖ Gebaut; und ein bequemeres.

Daja. Schon wahr! — ‖ Doch Recha wär bei einem Haare mit ‖ Verbrannt.

Nathan. Verbrannt? Wer? meine Recha? sie? — ‖ Das hab ich nicht gehört. — Nun dann! So hätte ‖ Ich keines Hauses mehr bedurft. — Verbrannt ‖ Bei einem Haare! — Ha! sie ist es wol! ‖ Ist wirklich wol verbrannt! — Sag nur heraus! ‖ Heraus nur! — Tödte mich, und martre mich ‖ Nicht länger! — Ja, sie ist verbrannt.

Daja. Wenn sie ‖ Es wäre, würdet ihr von mir es hören?

Nathan. Warum erschreckest du mich denn? — O Recha! ‖ O, meine Recha!

Daja. Eure? Eure Recha?

Nathan. Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte, ‖ Dies Kind mein Kind zu nennen!

Daja. Nennt ihr Alles, ‖ Was ihr besitzt, mit ebenso viel Rechte ‖ Das Eure?

Nathan. Nichts mit größerm! Alles, was ‖ Ich sonst besitze, hat Natur und Glück ‖ Mir zugetheilt. Dies Eigenthum allein ‖ Dank ich der Tugend.

Daja. O! wie theuer laßt ‖ Ihr eure Güte, Nathan, mich bezahlen! ‖ Wenn Güt, in solcher Absicht ausgeübt, ‖ Noch Güte heißen kann!

Nathan. In solcher Absicht? ‖ In welcher?

Daja. Mein Gewissen...

Nathan. Daja, laß ‖ Vor allen Dingen dir erzählen...

Daja. Mein ‖ Gewissen, sag ich...

Nathan. Was in Babylon ‖ Für einen schönen Stoff ich dir gekauft! ‖ So reich, und mit Geschmack so reich! Ich bringe ‖ Für Recha selbst kaum einen schönern mit.

Daja. Was hilfts? Denn mein Gewissen, muß ich euch ‖ Nur sagen, läßt sich länger nicht betäuben.

Nathan. Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke, ‖ Wie Ring und Kette dir gefallen werden, ‖ Die in Damascus ich dir ausgesucht, ‖ Verlanget mich zu sehn.

Daja. So seid ihr nun! ‖ Wenn ihr nur schenken könnt! nur schenken könnt!

Nathan. Nimm du so gern, als ich dir geb: — und schweig!

Daja. Und schweig! — Wer zweifelt, Nathan, daß ihr nicht ‖ Die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seid? ‖ Und doch...

Nathan. Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt, ‖ Das willst du sagen?

Daja. Was ich sagen will, ‖ Das wißt ihr besser.

Nathan. Nun so schweig!

Daja. Ich schweige. ‖ Was Sträfliches vor Gott hierbei geschieht, ‖ Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, — ‖ Nicht kann, — komm über euch!

Nathan. Komm über mich! — ‖ Wo aber ist sie denn? wo bleibt sie? — Daja, ‖ Wenn du mich hintergehst! — Weiß sie es denn, ‖ Daß ich gekommen bin?

Daja. Das frag ich euch! ‖ Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve; ‖ Noch malet Feuer ihre Phantasie ‖ Zu Allem, was sie malt. Im Schlafe wacht, ‖ Im Wachen schläft ihr Geist: bald weniger ‖ Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan. Armes Kind! ‖ Was sind wir Menschen!

Daja. Diesen Morgen lag ‖ Sie lange mit verschloßnem Aug, und war, ‖ Wie todt. Schnell fuhr sie auf, und rief: „Horch! horch! ‖ Da kommen die Kameele meines Vaters! ‖ Horch! seine sanfte Stimme selbst!" — Indem ‖ Brach sich ihr Auge wieder: und ihr Haupt, ‖ Dem seines Armes Stütze sich entzog, ‖ Stürzt auf das Kissen. — Ich, zur Pfort hinaus! ‖ Und sieh: da kommt ihr wahrlich! kommt ihr wahrlich! — ‖ Was Wunder! ihre ganze Seele war ‖ Die Zeit her nur bei euch — und ihm —

Nathan. Bei ihm? ‖ Bei welchem Ihm?

Daja. Bei ihm, der aus dem Feuer ‖ Sie rettete.

Nathan. Wer war das? wer? — Wo ist er? ‖ Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja. Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage ‖ Zuvor, man hier gefangen eingebracht, ‖ Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan. Wie? ‖ Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin ‖ Das Leben ließ? ‖ Durch ein geringres Wunder ‖ War Recha nicht zu retten? Gott!

Daja. Ohn ihn, ‖ Der seinen unvermutheten Gewinnst ‖ Frisch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan. Wo ist er, Daja! dieser edle Mann? — ‖ Wo ist er? Führe mich zu seinen Füßen! ‖ Ihr gabt ihm doch vors erste, was an Schätzen ‖ Ich euch gelassen hatte? gabt ihm Alles? ‖ Verspracht ihm mehr? weit mehr?

Daja. Wie konnten wir?

Nathan. Nicht? nicht?

Daja. Er kam, und niemand weiß, woher. ‖ Er gieng, und niemand weiß, wohin. — Ohn alle ‖ Des Hauses Kundschaft, nur von seinem Ohr ‖ Geleitet, drang, mit vorgespreiztem Mantel, ‖ Er kühn durch Flamm und Rauch der Stimme nach, ‖ Die uns um Hilfe rief. Schon hielten wir ‖ Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme ‖ Mit eins er vor uns stand, im starken Arm ‖ Empor sie tragend. Kalt und ungerührt ‖ Vom Jauchzen unsers Danks, setzt seine Beute ‖ Er nieder, drängt sich unters Volk und ist — ‖ Verschwunden!

Nathan. Nicht auf immer! will ich hoffen.

Daja. Nachher die ersten Tage sahen wir ‖ Ihn untern Palmen auf und nieder wandeln, ‖ Die dort des Auferstandnen Grab umschatten. ‖ Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte, ‖ Erhob, entbot, beschwor, — nur einmal noch ‖ Die fromme Kreatur zu sehen, die ‖ Nicht ruhen könne, bis sie ihren Dank ‖ Zu seinen Füßen ausgeweinet.

Nathan. Nun?

Daja. Umsonst! Er war zu unsrer Bitte taub; ‖ Und goß so bittern Spott auf mich besonders . . .

Nathan. Bis, dadurch abgeschreckt . . .

Daja. Nichts weniger! ‖ Ich trat ihn jeden Tag von neuem an; ‖ Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen. ‖ Was litt ich nicht von ihm! Was hätt ich nicht ‖ Noch gern ertragen! — Aber lange schon ‖ Kommt er nicht mehr, die Palmen zu besuchen, ‖ Die unsers Auferstandnen Grab umschatten; ‖ Und niemand weiß, wo er geblieben ist. — ‖ Ihr staunt? Ihr sinnt?

Nathan. Ich überdenke mir, ‖ Was das auf einen Geist, wie Rechas, wol ‖ Für Eindruck machen muß. Sich so verschmäht ‖ Von dem zu finden, den man hochzuschätzen ‖ Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen, ‖ Und doch so angezogen werden! — Traun! ‖ Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken, ‖ Ob Menschenhaß, ob Schwermuth siegen soll. ‖ Oft siegt auch keines; und die Phantasie, ‖ Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer, ‖ Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald ‖ Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch! — ‖ Das Letztere, verkenn ich Recha nicht, ‖ Ist Rechas Fall: sie schwärmt.

Daja. Allein so fromm, ‖ So liebenswürdig!

Nathan. Ist doch auch geschwärmt!

Daja. Vornehmlich Eine — Grille, wenn ihr wollt, ‖ Ist ihr sehr werth. Es sei ihr Tempelherr ‖ Kein irdischer und keines Irdischen; ‖ Der Engel einer, deren Schutze sich ‖ Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, so gern ‖ Vertrauet glaubte, sei aus seiner Wolke, ‖ In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer, ‖ Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr ‖ Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß? ‖ Laßt lächelnd wenigstens ihr einen Wahn, ‖ In dem sich Jud und Christ und Muselmann ‖ Vereinigen: — so einen süßen Wahn!

Nathan. Auch mir so süß! — Geh, wackre Daja, geh! ‖ Sieh, was sie macht! ob ich sie sprechen kann. — ‖ Sodann such ich den wilden, launigen ‖ Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt, ‖ Hiernieden unter uns zu wallen; noch ‖ Beliebt, so ungesittet Ritterschaft ‖ Zu treiben: find ich ihn gewiß; und bring ‖ Ihn her.

Daja. Ihr unternehmet viel!

Nathan. Macht dann ‖ Der süße Wahn der süßern Wahrheit Platz: — ‖ Denn, Daja! glaube mir: dem Menschen ist ‖ Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel — ‖ So wirst du doch auf mich, auf mich nicht zürnen, ‖ Die Engelschwärmerin geheilt zu sehn?

Daja. Ihr seid so gut, und seid zugleich so schlimm! ‖ Ich geh! — doch hört! — doch seht! — da kommt sie selbst.

Zweiter Auftritt.

Recha und **die Vorigen.**

Recha. So seid ihr es doch ganz und gar, mein Vater?‖ Ich glaubt, ihr hättet eure Stimme nur ‖ Vorausgeschickt. Wo bleibt ihr? Was für Berge, ‖ Für Wüsten, was für Ströme trennen uns ‖ Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,‖ Und eilt nicht, eure Recha zu umarmen? ‖ Die arme Recha, die indeß verbrannte! — ‖ Fast, fast verbrannte! Fast nur. Schaudert nicht! ‖ Es ist ein garstger Tod, verbrennen. — O!

Nathan. Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha. Ihr mußtet über ‖ Den Euphrat, Tigris, Jordan: über — wer ‖ Weiß was für Wasser all? — Wie oft hab ich‖ Um euch gezittert, eh das Feuer mir ‖ So nahe kam! Denn seit das Feuer mir ‖ So nahe kam, dünkt mich im Wasser sterben ‖ Erquickung, Labsal, Rettung. — Doch, ihr seid ‖ Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht ‖ Verbrannt. Wie wollen wir uns freun, und Gott, ‖ Gott loben! Er, er trug euch und den Nachen ‖ Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel ‖ Die ungetreuen Ström hinüber. Er, ‖ Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar ‖ Auf seinem weißen Fittiche mich durch ‖ Das Feuer trüge —

Nathan. (bei Seite) Weißem Fittiche! ‖ Ja, ja! der weiße, vorgespreizte Mantel ‖ Des Tempelherrn.

Recha. Er sichtbar, sichtbar mich ‖ Durchs Feuer trüg, von seinem Fittiche ‖ Verweht. — Ich also, ich hab einen Engel ‖ Von Angesicht zu Angesicht gesehn; ‖ Und meinen Engel.

Nathan. Recha wär es werth; ‖ Und würd an ihm nichts Schönres sehn, als er ‖ An ihr.

Recha. (lächelnd) Wem schmeichelt ihr, mein Vater? wem?‖ Dem Engel, oder euch?

Nathan. Doch hätt auch nur ‖ Ein Mensch — ein Mensch, wie die Natur sie täglich ‖ Gewährt, dir diesen Dienst erzeigt: er müßte ‖ Für dich ein Engel sein. Er müßt und würde!

Recha. Nicht so ein Engel; nein! ein wirklicher; ‖ Es war gewiß ein wirklicher! ‖ Habt ihr, ‖ Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind, ‖ Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,‖ Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt? ‖ Ich lieb ihn ja!

Nathan. Und er liebt dich; und thut ‖ Für dich und deines gleichen stündlich Wunder; ‖ Ja! hat sie schon von aller Ewigkeit ‖ Für euch gethan.

Recha. Das hör ich gern!

Nathan. Wie? weil ‖ Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge, ‖ Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr ‖ Gerettet hätte: sollt es darum weniger ‖ Ein Wunder sein? — Der Wunder höchstes ist, ‖ Daß uns die wahren, echten Wunder so ‖ Alltäglich werden können, werden sollen! ‖ Ohn dieses allgemeine Wunder hätte ‖ Ein Denkender wol schwerlich Wunder je ‖ Genannt, was Kindern blos so heißen müßte, ‖ Die gaffend nur das Ungewöhnlichste, ‖ Das Neuste nur verfolgen.

Daja. (zu Nathan) Wollt ihr denn ‖ Ihr ohnedem schon überspanntes Hirn ‖ Durch solcherlei Subtilitäten ganz ‖ Zersprengen?

Nathan. Laß mich! — Meiner Recha wär ‖ Es Wunders nicht genug, daß sie ein Mensch ‖ Gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder ‖ Erst retten müssen? Ja, kein kleines Wunder!‖ Denn wer hat schon gehört, daß Saladin ‖ Je eines Tempelherrn verschont? daß je ‖ Ein Tempelherr von ihm verschont zu werden ‖ Verlangt? gehofft? ihm je für seine Freiheit ‖ Mehr, als den ledern Gurt geboten, der ‖ Sein Eisen schleppt; und höchstens seinen Dolch?

Recha. Das schließt für mich, mein Vater! — Darum eben ‖ War das kein Tempelherr; er schien es nur. — ‖ Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders, ‖ Als zum gewissen Tode nach Jerusalem; ‖ Geht keiner in Jerusalem so frei ‖ Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig ‖ Denn einer retten können?

Nathan. Sieh! wie sinnreich! ‖ Jetzt, Daja, nimm das Wort! Ich hab es ja ‖ Von dir, daß er gefangen hergeschickt ‖ Ist worden. Ohne Zweifel weißt du mehr!

Daja. Nun ja! — So sagt man freilich; — doch, man sagt ‖ Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn ‖ Begnadigt, weil er seiner Brüder einem, ‖ Den er besonders lieb gehabt, so ähnlich sehe. ‖ Doch, da es viele zwanzig Jahre her, ‖ Daß dieser Bruder nicht mehr lebt, — er hieß, ‖ Ich weiß nicht wie; — er blieb, ich weiß nicht wo; — ‖ So klingt das ja so gar — so gar unglaublich, ‖ Daß an der ganzen Sache wol nichts ist.

Nathan. Ei, Daja! Warum wäre denn das so ‖ Unglaublich? Doch wol nicht, — wies wol geschieht — ‖ Um lieber etwas noch Unglaublichers ‖ Zu glauben? — Warum hätte Saladin, ‖ Der sein Geschwister insgesammt so liebt, ‖ In jüngern Jahren einen Bruder nicht ‖ Noch ganz besonders lieben können? — Pflegen ‖ Sich zwei Gesichter nicht zu ähneln? — Ist ‖ Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt ‖ Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? — ‖ Seit wenn? — Wo steckt hier das Unglaubliche? ‖ Ei freilich, weise Daja! wärs für dich ‖ Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur ‖ Bedürf... verdienen, will ich sagen, Glauben. Daja. Ihr spottet!

Nathan. Weil du meiner spottest. — Doch ‖ Auch so noch, Recha! bleibet deine Rettung ‖ Ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten ‖ Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe ‖ Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott — ‖ Gern an den schwächsten Fäden lenkt.

Recha. Mein Vater! ‖ Mein Vater, wenn ich irr, ihr wißt, ich irre ‖ Nicht gern.

Nathan. Vielmehr, du läßst dich gern belehren. — ‖ Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt; ‖ Der Rücken einer Nase, so vielmehr, ‖ Als so geführet; Augenbraunen, die ‖ Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen ‖ So oder so sich schlängeln! eine Linie, ‖ Ein Bug, ein Winkel, eine Falt, ein Mal, ‖ Ein Nichts, auf eines wilden Europäers ‖ Gesicht: — und du entkömmst dem Feuer, in Asien! ‖ Das wär kein Wunder? wundersüchtges Volk!‖ Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja. Was schadets — Nathan! wenn ich sprechen darf —‖ Bei alle dem, von einem Engel lieber, ‖ Als einem Menschen sich gerettet denken? ‖ Fühlt man der ersten unbegreiflichen ‖ Ursache seiner Rettung nicht sich so ‖ Viel näher?

Nathan. Stolz! und nichts, als Stolz! Der Topf ‖ Von Eisen will mit einer silbern Zange ‖ Gern aus der Glut gehoben sein, um selbst ‖ Ein Topf von Silber sich zu dünken. — Pah! — ‖ Und was es schadet, fragst du? was es schadet? ‖ Was hilft es? dürft ich nur hinwieder fragen. — ‖ Denn dein „Sich Gott um so viel näher fühlen," ‖ Ist Unsinn oder Gotteslästerung. —‖ Allein es schadet; ja, es schadet allerdings! — ‖ Kommt! hört mir zu! — Nicht wahr? dem Wesen, das ‖ Dich rettete, — es sei ein Engel oder ‖ Ein Mensch, — dem möchtet ihr, und du besonders, ‖ Gern wieder viele große Dienste thun? — ‖ Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienste, ‖ Für große Dienste könnt ihr dem wol thun? ‖ Ihr könnt ihm danken; zu ihm seufzen, beten; ‖ Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen;‖ Könnt an dem Tage seiner Feier fasten, ‖ Almosen spenden. — Alles nichts! — Denn mich ‖ Deucht immer, daß ihr selbst und euer Nächster ‖ Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird ‖ Nicht fett durch euer Fasten; wird nicht reich ‖ Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher ‖ Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger ‖ Durch eur Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Mensch!

Daja. Ei freilich hätt ein Mensch, etwas für ihn ‖ Zu thun, nur mehr Gelegenheit verschafft. ‖ Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren! ‖ Allein er wollte ja, bedurfte ja ‖ So völlig nichts; war in sich, mit sich so ‖ Vergnügsam, als nur Engel sind, nur Engel ‖ Sein können.

Recha. Endlich, als er gar verschwand...

Nathan. Verschwand? — Wie denn verschwand? — Sich unter Palmen ‖ Nicht ferner sehen ließ? — Wie? oder habt ‖ Ihr wirklich schon ihn weiter aufgesucht?

Daja. Das nun wol nicht!

Nathan. Nicht, Daja? nicht? — Da sieh ‖ Nun, was es schadt! — Grausame Schwärmerinnen! — ‖ Wenn dieser Engel nun — nun krank geworden!... Recha. Krank!

Daja. Krank! Er wird doch nicht!

Recha. Welch kalter Schauer ‖ Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, sonst ‖ So warm, fühl! ist auf einmal Eis.

Nathan. Er ist ‖ Ein Franke, dieses Klimas ungewohnt;‖ Ist jung; der harten Arbeit seines Standes, ‖ Des Hungerns, Wachens ungewohnt. Recha. Krank! krank!

Daja. Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan. Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld,‖ Sich Freunde zu besolden. Recha. Ah, mein Vater!

Nathan. Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zusprach, ‖ Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha. Wo? wo?

Nathan. Er, der für eine, die er nie ‖ Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch! — ‖ Ins Feuer sich stürzte...

Daja. Nathan, schonet ihrer!

Nathan. Der, was er rettete, nicht näher kennen, ‖ Nicht weiter sehen mocht, um ihm den Dank ‖ Zu sparen...

Daja. Schont ihrer, Nathan!

Nathan. Weiter ‖ Auch nicht zu sehn verlangt, es wäre denn, ‖ Daß er zum zweitenmal es retten sollte — ‖ Denn gnug, es ist ein Mensch... Daja. Hört auf, und seht!

Nathan. Der, der hat sterbend sich zu laben, nichts, — ‖ Als das Bewußtsein dieser That!

Daja. Hört auf! ‖ Ihr tödtet sie!

Nathan. Und du hast ihn getödtet! — ‖ Hättst so ihn tödten können. — Recha! Recha! ‖ Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche. ‖ Er lebt! — komm zu dir! — ist auch wol nicht krank; ‖ Nicht einmal krank!

Recha. Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan. Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier ‖ Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifst du aber, ‖ Wie viel andächtig schwärmen leichter, als ‖ Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch ‖ Andächtig schwärmt, um nur, — ist er zu Zeiten ‖ Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt — ‖ Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha. Ah, ‖ Mein Vater! laßt, laßt eure Recha doch ‖ Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann ‖ Auch wol verreist nur sein? —

Nathan. Geht! — Allerdings! — ‖ Ich seh, dort mustert mit neugiergem Blick ‖ Ein Muselmann mir die beladenen ‖ Kameele. Kennt ihr ihn? Daja. Ha! Euer Derwisch!

Nathan. Wer? Daja. Euer Derwisch; euer Schachgesell!

Nathan. Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja. Itzt des Sultans ‖ Schatzmeister.

Nathan. Wie? Al-Hafi? Träumst du wieder? — ‖ Er ists! — wahrhaftig, ists! — kömmt auf uns zu. ‖ Hinein mit euch, geschwind! Was werd ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und **der Derwisch.**

Derwisch. Reißt nur die Augen auf, so weit ihr könnt!

Nathan. Bist dus? bist du es nicht? — In dieser Pracht, ‖ Ein Derwisch!...

Derwisch. Nun? warum denn nicht? Läßt sich ‖ Aus einem Derwisch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan. Ei wol, genug! — Ich dachte mir nur immer, ‖ Der Derwisch — so der rechte Derwisch — woll ‖ Aus sich nichts machen lassen.

Derwisch. Beim Propheten! ‖ Daß ich kein rechter bin, mag auch wol wahr sein. ‖ Zwar, wenn man muß —

Nathan. Muß! Derwisch! — Derwisch muß? ‖ Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte? ‖ Was müßt er denn?

Derwisch. Warum man ihn recht bittet, ‖ Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch.

Nathan. Bei unserm Gott! da sagst du wahr. — Laß dich ‖ Umarmen, Mensch! — Du bist doch noch mein Freund?

Derwisch. Und fragt nicht erst, was ich geworden bin?

Nathan. Trotz dem, was du geworden!

Derwisch. Könnt ich nicht ‖ Ein Kerl im Staat geworden sein, des Freundschaft ‖ Euch ungelegen wäre?

Nathan. Wenn dein Herz ‖ Noch Derwisch ist, so wag ichs drauf. Der Kerl ‖ Im Staat — ist nur dein Kleid.

Derwisch. Das auch geehrt ‖ Will sein. — Was meint ihr? rathet! — Was wär ich ‖ An eurem Hofe?

Nathan. Derwisch; weiter nichts! ‖ Doch nebenher, wahrscheinlich — Koch.

Derwisch. Nun ja! ‖ Mein Handwerk bei euch zu verlernen. — Koch! ‖ Nicht Kellner auch? — Gesteht, daß Saladin ‖ Mich besser kennt. — Schatzmeister bin ich bei ‖ Ihm worden.

Nathan. Du? — bei ihm?

Derwisch. Versteht: ‖ Des kleinern Schatzes; denn des größern waltet ‖ Sein Vater noch — des Schatzes für sein Haus.

Nathan. Sein Haus ist groß!

Derwisch. Und größer, als ihr glaubt; ‖ Denn jeder Bettler ist von seinem Hause.

Nathan. Doch ist den Bettlern Saladin so feind —

Derwisch. Daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen, ‖ Sich vorgesetzt, — und sollt er selbst darüber ‖ Zum Bettler werden. Nathan. Brav! — So mein ichs eben.

Derwisch. Er ists auch schon, trotz einem! — Denn sein Schatz ‖ Ist jeden Tag mit Sonnenuntergang ‖ Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, so hoch ‖ Sie Morgens eintritt, ist des Mittags längst ‖ Verlaufen —

Nathan. Weil Kanäle sie zum Theil ‖ Verschlingen, die zu füllen oder zu ‖ Verstopfen, gleich unmöglich ist.

Derwisch. Getroffen! Nathan. Ich kenne das!

Derwisch. Es taugt nun freilich nichts, ‖ Wenn Fürsten Geier unter Aesern sind. ‖ Doch sind sie Aeser unter Geiern, taugts ‖ noch zehnmal weniger.

Nathan. O nicht doch, Derwisch! ‖ Nicht doch!

Derwisch. Ihr habt gut reden, ihr! — Kommt an: ‖ Was gebt ihr mir? so tret ich meine Stell ‖ Euch ab.

Nathan. Was bringt dir deine Stelle?

Derwisch. Mir? ‖ Nicht viel! doch euch, euch kann sie trefflich wuchern. ‖ Denn ist es Ebb im Schatz, — wie öfters ist, — ‖ So zieht ihr eure Schleußen auf: schießt vor, ‖ Und nehmt an Zinsen, was euch nur gefällt.

Nathan. Auch Zins vom Zins der Zinsen?

Derwisch. Freilich!

Nathan. Bis ‖ Mein Kapital zu lauter Zinsen wird.

Derwisch. Das lockt euch nicht? So schreibet unsrer Freundschaft ‖ Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab ‖ Ich sehr auf euch gerechnet.

Nathan. Wahrlich? Wie ‖ Denn so? wie so denn?

Derwisch. Daß ihr mir mein Amt ‖ Mit Ehren würdet führen helfen; daß ‖ Ich allzeit offne Kasse bei euch hätte. — ‖ Ihr schüttelt?

Nathan. Nun, verstehn wir uns nur recht! ‖ Hier giebts zu unterscheiden. — Du? warum ‖ Nicht du? Al-Hafi Derwisch ist zu Allem, ‖ Was ich vermag, mir stets willkommen. — Aber ‖ Al-Hafi Defterdar des Saladin, ‖ Der — dem —

Derwisch. Errieth ichs nicht? Daß ihr doch immer ‖ So gut, als klug, so klug, als weise seid! — ‖ Geduld! was ihr am Hafi unterscheidet, ‖ Soll bald geschieden wieder sein. — Seht da ‖ Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab. ‖ Eh es verschossen ist, eh es zu Lumpen ‖ Geworden, wie sie einen Derwisch kleiden, ‖ Hängts in Jerusalem am Nagel, und ‖ Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß ‖ Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete. Nathan. Dir ähnlich gnug!

Derwisch. Und Schach mit ihnen spiele.

Nathan. Dein höchstes Gut!

Derwisch. Denkt nur, was mich verführte! — ‖ Damit ich selbst nicht länger betteln dürfte? ‖ Den reichen Mann mit Bettlern spielen könnte? ‖ Vermögend wär, im Hui den reichsten Bettler ‖ In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan. Das nun wol nicht!

Derwisch. Weit etwas Abgeschmackters! ‖ Ich fühlte mich zum erstenmal geschmeichelt; ‖ Durch Saladins gutherzgen Wahn geschmeichelt — Nathan. Der war?

Derwisch. „Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern ‖ Zu Muthe sei; ein Bettler habe nur ‖ Gelernt, mit guter Weise Bettlern geben. ‖ Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt, ‖ Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab: ‖ Erkundigte so ungestüm sich erst ‖ Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß ‖ Er nur den Mangel kenne, wollt er auch ‖ Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe ‖ Nach dieser Ursach filzig abzuwägen. ‖ Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild ‖ Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen! ‖ Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht, ‖ Die ihre klar und still empfangnen Wasser ‖ So unrein und so sprudelnd wieder geben. ‖ Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt, wie ich!" — ‖ So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis ‖ Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck! ‖ Ich eines Gecken Geck!

Nathan. Gemach, mein Derwisch, ‖ Gemach!

Derwisch. Ei was, — es wär nicht Geckerei, ‖ Bei Hunderttausenden die Menschen drücken, ‖ Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und ‖ Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen? ‖ Es wär nicht Geckerei, des Höchsten Milde, ‖ Die sonder Auswahl über Bös und Gute ‖ Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein ‖ Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen, ‖ Und nicht des Höchsten immer volle Hand ‖ Zu haben? Was? es wär nicht Geckerei . . . Nathan. Genug, hör auf!

Derwisch. Laßt meiner Geckerei ‖ Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre ‖ Nicht Geckerei, an solchen Geckereien ‖ Die gute Seite dennoch auszuspüren, ‖ Um Antheil, dieser guten Seite wegen, ‖ An dieser Geckerei zu nehmen? Heh? ‖ Das nicht?

Nathan. Al-Hafi! mache, daß du bald ‖ In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte, ‖ Grad unter Menschen möchtest du ein Mensch ‖ Zu sein verlernen.

Derwisch. Recht! das fürcht ich auch. ‖ Lebt wol!

Nathan. So hastig? — Warte doch, Al-Hafi! ‖ Entläuft dir denn die Wüste? — Warte doch! — ‖ Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! — ‖ Weg ist er; und ich hätt ihn noch so gern ‖ Nach unserm Tempelherrn gefragt. Vermutlich, ‖ Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbei. **Nathan.**

Daja. O Nathan, Nathan! Nathan. Nun? ‖ Was giebts?

Daja. Er läßt sich wieder sehn! Er läßt ‖ Sich wieder sehn! Nathan. Wer, Daja? wer? Daja. Er! er!

Nathan. Er? Er? — Wann läßt sich der nicht sehn! — Ja so, ‖ Nur euer Er heißt er. — Das sollt er nicht! ‖ Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja. Er wandelt untern Palmen wieder auf ‖ Und ab: und bricht von Zeit zu Zeit sich Datteln.

Nathan. Sie essend? und als Tempelherr?

Daja. Was quält ‖ Ihr mich? — Ihr gierig Aug errieth ihn hinter ‖ Den dicht verschränkten Palmen schon, und folgt ‖ Ihm unverrückt. Sie läßt euch bitten, — euch ‖ Beschwören, — ungesäumt ihn anzugehn. ‖ O, eilt! Sie wird euch aus dem Fenster winken, ‖ Ob er hinauf geht oder weiter ab ‖ Sich schlägt. O, eilt!

Nathan. So wie ich vom Kameele ‖ Gestiegen? — Schickt sich das? — Geh! eile du ‖ Ihm zu, und meld ihm meine Wiederkunft. ‖ Gieb Acht! der Biedermann hat nur mein Haus ‖ In meinem Absein nicht betreten wollen; ‖ Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater selbst ‖ Ihn laden läßt. Geh! sag, ich laß ihn bitten, ‖ Ihn herzlich bitten . . .

Daja. All umsonst! Er kömmt ‖ Euch nicht. — Denn kurz: er kömmt zu keinem Juden!

Nathan. So geh, geh! wenigstens ihn anzuhalten; ‖ Ihn wenigstens mit deinen Augen zu ‖ Begleiten. — Geh! ich komme gleich dir nach. (Nathan eilet hinein, und Daja heraus)

Fünfter Auftritt.

(Scene: ein Platz mit Palmen)

unter welchen **der Tempelherr** auf und nieder geht. **Ein Klosterbruder** folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr. Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh, ‖ Wie schielt er nach den Händen! — Guter Bruder! — ‖ Ich kann euch auch wol Vater nennen; nicht?

Klosterbruder. Nur Bruder! — Laienbruder nur; zu dienen.

Tempelherr. Ja, guter Bruder! wer nur selbst was hätte! ‖ Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts —

Klosterbruder. Und doch ‖ Recht warmen Dank! Gott geb euch tausendfach, ‖ Was ihr gern geben wolltet. Denn der Wille, ‖ Und nicht die Gabe, macht den Geber. — Auch ‖ Ward ich dem Herrn Almosens wegen gar ‖ Nicht nachgeschickt.

Tempelherr. Doch aber nachgeschickt?

Klosterbruder. Ja, aus dem Kloster!

Tempelherr. Wo ich eben jetzt ‖ Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Klosterbruder. Die Tische waren schon besetzt: komm aber ‖ Der Herr nur wieder mit zurück!

Tempelherr. Wozu? ‖ Ich habe Fleisch wol lange nicht gegessen: ‖ Allein! was thuts? Die Datteln sind ja reif!

Klosterbruder. Nehm sich der Herr in Acht mit dieser Frucht! ‖ Zu viel genossen, taugt sie nicht; verstopft ‖ Die Milz; macht melancholisches Geblüt.

Tempelherr. Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte? — ‖ Doch, dieser Warnung wegen wurdet ihr ‖ Mir doch nicht nachgeschickt?

Klosterbruder. O nein! — Ich soll ‖ Mich nur nach euch erkunden; auf den Zahn ‖ Euch fühlen.

Tempelherr. Und das sagt ihr mir so selbst?

Klosterbruder. Warum nicht?

Tempelherr. Ein verschmitzter Bruder! — Hat ‖ Das Kloster eures gleichen mehr?

Klosterbruder. Weiß nicht. ‖ Ich muß gehorchen, lieber Herr!

Tempelherr. Und da ‖ Gehorcht ihr denn, auch ohne viel zu klügeln?

Klosterbruder. Wärs sonst gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr. Daß doch ‖ Die Einfalt immer Recht behält! — Ihr dürft ‖ Mir doch auch wol vertrauen, wer mich gern ‖ Genauer kennen möchte? — Daß ihrs selbst ‖ Nicht seid, will ich wol schwören.

Klosterbruder. Ziemte mirs? ‖ Und frommte mirs?

Tempelherr. Wem ziemt und frommt es denn, ‖ Daß er so neubegierig ist? Wem denn?

Klosterbruder. Dem Patriarchen, muß ich glauben. — Denn ‖ Der sandte mich euch nach.

Tempelherr. Der Patriarch? ‖ Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel ‖ Nicht besser?

Klosterbruder. Kenn ja ichs!

Tempelherr. Nun, Bruder? nun? — ‖ Ich bin ein Tempelherr; und ein gefangner — ‖ Setz ich hinzu: gefangen bei Tebnin, ‖ Der Burg, die mit des Stillstands letzter Stunde ‖ Wir gern erstiegen hätten, um sodann ‖ Auf Sidon los zu gehn; — setz ich hinzu: ‖ Selbzwanzigster gefangen, und allein ‖ Vom Saladin begnadiget, so weiß ‖ Der Patriarch, was er zu wissen braucht; — ‖ Mehr, als er braucht.

Klosterbruder. Wol aber schwerlich mehr, ‖ Als er schon weiß. — Er wüßt auch gern, warum ‖ Der Herr vom Saladin begnadigt worden; ‖ Er ganz allein!

Tempelherr. Weiß ich das selber? — Schon ‖ Den Hals entblößt, kniet ich auf meinem Mantel, ‖ Den Streich erwartend: als mich schärfer Saladin ‖ Ins Auge faßt, mir näher springt, und winkt. ‖ Man hebt mich auf; ich bin entfesselt; will ‖ Ihm danken: seh sein Aug in Thränen; stumm ‖ Ist er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie ‖ Nun das zusammenhängt, enträthsle sich ‖ Der Patriarche selbst!

Klosterbruder. Er schließt daraus, ‖ Daß Gott zu großen Dingen euch ‖ Müß aufbehalten haben.

Tempelherr. Ja, zu großen! ‖ Ein Judenmädchen aus dem Feur zu retten; ‖ Auf Sinai neugierge Pilger zu ‖ Geleiten; und dergleichen mehr!

Klosterbruder. Wird schon ‖ Noch kommen! — Ist inzwischen auch nicht übel — ‖ Vielleicht hat selbst der Patriarch bereits ‖ Weit wichtgere Geschäfte für den Herrn!

Tempelherr. So? meint ihr, Bruder? — Hat er gar euch schon ‖ Was merken lassen?

Klosterbruder. Ei, ja wol! — Ich soll ‖ Den Herrn nur erst ergründen, ob er so ‖ Der Mann wol ist.

Tempelherr. Nun ja; ergründet nur! ‖ (Ich will doch sehn, wie der ergründet!) — Nun?

Klosterbruder. Das Kürzste wird wol sein, daß ich dem Herrn ‖ Ganz gradezu des Patriarchen Wunsch ‖ Eröffne.

Tempelherr. Wol!

Klosterbruder. Er hätte durch den Herrn ‖ Ein Briefchen gern bestellt.

Tempelherr. Durch mich? Ich bin ‖ Kein Bote! — Das, das wäre das Geschäft, ‖ Das weit glorreicher sei, als Judenmädchen ‖ Dem Feur entreißen?

Klosterbruder. Muß doch wol! Denn — sagt ‖ Der Patriarch — an diesem Briefchen sei ‖ Der ganzen Christenheit sehr viel gelegen. ‖ Dies Briefchen wol bestellt zu haben, — sagt ‖ Der Patriarch, — werd einst im Himmel Gott ‖ Mit einer ganz besondern Krone lohnen. ‖ Und dieser Krone, — sagt der Patriarch, — ‖ Sei niemand würdger, als mein Herr!

Tempelherr. Als ich?

Klosterbruder. Denn diese Krone zu verdienen, — sagt ‖ Der Patriarch, — sei schwerlich jemand auch ‖ Geschickter, als mein Herr! Tempelherr. Als ich?

Klosterbruder. Er sei ‖ Hier frei; könn überall sich hier besehn; Versteh, wie eine Stadt zu stürmen und ‖ Zu schirmen; könne, — sagt der Patriarch, — ‖ Die Stärk und Schwäche der von Saladin ‖ Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer ‖ Am besten schätzen, sie am deutlichsten ‖ Den Streitern Gottes, sagt der Patriarch, ‖ Beschreiben.

Tempelherr. Guter Bruder! wenn ich doch ‖ Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Klosterbruder. Ja den, — den weiß ich nun wol nicht so recht. ‖ Das Briefchen aber ist an König Philipp! — ‖ Der Patriarch . . . Ich hab mich oft gewundert, ‖ Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz ‖ Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet ‖ Von Dingen dieser Welt zu sein, herab ‖ Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden!

Tempelherr. Nun dann? der Patriarch? —

Klosterbruder. Weiß ganz genau, ‖ Ganz zuverlässig, wie und wo, wie stark, ‖ Von welcher Seite Saladin, im Fall ‖ Es völlig wieder losgeht, seinen Feldzug ‖ Eröffnen wird.

Tempelherr. Das weiß er?

Klosterbruder. Ja, und möcht ‖ Es gern dem König Philipp wissen lassen: ‖ Damit der ungefähr ermessen könne, ‖ Ob die Gefahr denn gar so schrecklich, um ‖ Mit Saladin den Waffenstillestand, ‖ Den euer Orden schon so brav gebrochen, ‖ Es koste, was es wolle, wieder her ‖ Zu stellen.

Tempelherr. Welch ein Patriarch! — Ja so! ‖ Der liebe, tapfre Mann will mich zu keinem ‖ Gemeinen Boten, will mich

— zum Spion! — ‖ Sagt euerm Patriarchen, guter Bruder! ‖ So viel ihr mich ergründen können, wär ‖ Das meine Sache nicht. — Ich müsse mich ‖ Noch als Gefangenen betrachten; und ‖ Der Tempelherren einziger Beruf ‖ Sei, mit dem Schwerte drein zu schlagen, nicht ‖ Kundschafterei zu treiben!

Klosterbruder. Dacht ichs doch! — ‖ Wills auch dem Herrn nicht eben sehr verübeln. — ‖ Zwar kömmt das Beste noch! — Der Patriarch ‖ Hiernächst hat ausgegattert, wie die Veste ‖ Sich nennt, und wo auf Libanon sie liegt, ‖ In der die ungeheuern Summen stecken, ‖ Mit welchen Saladins vorsichtger Vater ‖ Das Heer besoldet, und die Zurüstungen ‖ Des Kriegs bestreitet. Saladin verfügt ‖ Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen ‖ Nach dieser Veste sich, nur kaum begleitet. — ‖ Ihr merkt doch? Tempelherr. Nimmermehr!

Klosterbruder. Was wäre da ‖ Wol leichter, als des Saladins sich zu ‖ Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? — ‖ Ihr schaudert? — O, es haben schon ein Paar ‖ Gottsfürchtge Maroniten sich erboten, ‖ Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle, ‖ Das Stück zu wagen.

Tempelherr. Und der Patriarch ‖ Hätt auch zu diesem wackern Manne mich ‖ Ersehn?

Klosterbruder. Er glaubt, daß König Philipp wol ‖ Von Ptolemais aus die Hand hierzu ‖ Am besten bieten könne.

Tempelherr. Mir? mir, Bruder? ‖ Mir? Habt ihr nicht gehört? nur erst gehört, ‖ Was für Verbindlichkeit dem Saladin ‖ Ich habe? Klosterbruder. Wol hab ichs gehört!

Tempelherr. Und doch?

Klosterbruder. Ja, — meint der Patriarch, — das wär schon gut: ‖ Gott aber und der Orden...

Tempelherr. Aendern nichts! ‖ Gebieten mir kein Bubenstück!

Klosterbruder. Gewiß nicht! — ‖ Nur — meint der Patriarch, — sei Bubenstück ‖ Vor Menschen, nicht auch Bubenstück vor Gott!

Tempelherr. Ich wär dem Saladin mein Leben schuldig: ‖ Und raubt ihm seines?

Klosterbruder. Pfui! — Doch bliebe, — meint ‖ Der Patriarch, — noch immer Saladin ‖ Ein Feind der Christenheit, der, euer Freund ‖ Zu sein, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr. Freund? ‖ An dem ich blos nicht will zum Schurken werden; ‖ Zum undankbaren Schurken?

Klosterbruder. Allerdings! Zwar, — meint der Patriarch, — des Dankes sei ‖ Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns ‖ Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen. ‖ Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, — ‖ Daß euch nur darum Saladin begnadet, ‖ Weil ihm in eurer Mien, in euerm Wesen, ‖ So was von seinem Bruder eingeleuchtet...

Tempelherr. Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? — ‖ Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! — ‖ Wie? die Natur hätt auch nur Einen Zug ‖ Von mir in deines Bruders Form gebildet: ‖ Und dem entspräche nichts in meiner Seele? ‖ Was dem entspräche, könnt ich unterdrücken, ‖ Um einem Patriarchen zu gefallen? — ‖ Natur, so leugst du nicht! So widerspricht ‖ Sich Gott in seinen Werken nicht! — Geht, Bruder! — ‖ Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Klosterbruder. Ich geh, und geh vergnügter, als ich kam. ‖ Verzeihe mir der Herr! Wir Klosterleute ‖ Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und **Daja**, die den Tempelherrn schon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und sich nun ihm nähert.

Daja. Der Klosterbruder, wie mich dünkt, ließ in ‖ Der besten Laun ihn nicht. — Doch muß ich mein ‖ Paket nur wagen!

Tempelherr. Nun, vortrefflich! — Lügt ‖ Das Sprichwort wol: daß Mönch und Weib, und Weib ‖ Und Mönch des Teufels beide Krallen sind? ‖ Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja. Was seh ich? — Edler Ritter! Euch? — Gott Dank! ‖ Gott tausend Dank! — Wo habt ihr denn ‖ Die ganze Zeit gesteckt? — Ihr seid doch wol ‖ Nicht krank gewesen?

Tempelherr. Nein!

Daja. Gesund doch? Tempelherr. Ja!

Daja. Wir waren euertwegen wahrlich ganz ‖ Bekümmert! Tempelherr. So? Daja. Ihr wart gewiß verreist?

Tempelherr. Errathen!

Daja. Und kamt heut erst wieder? Tempelherr. Gestern!

Daja. Auch Rechas Vater ist heut angekommen. ‖ Und nun darf Recha doch wol hoffen? Tempelherr. Was?

Daja. Warum sie euch so öfters bitten lassen. ‖ Ihr Vater ladet euch nun selber bald ‖ Aufs dringlichste. Er kömmt von Babylon; ‖ Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen, ‖ Und Allem, was an edeln Specereien, ‖ An Steinen und an Stoffen Indien ‖ Und Persien und Syrien, gar Sina, ‖ Kostbares nur gewähren.

Tempelherr. Kaufe nichts!

Daja. Sein Volk verehret ihn als einen Fürsten! ‖ Doch, daß es ihn den weisen Nathan nennt, ‖ Und nicht vielmehr den reichen, hat mich oft ‖ Gewundert.

Tempelherr. Seinem Volk ist reich und weise ‖ Vielleicht das Nämliche.

Daja. Vor Allem aber ‖ Hätts ihn den Guten nennen müssen. Denn ‖ Ihr stellt euch gar nicht vor, wie gut er ist. ‖ Als er erfuhr, wie viel euch Recha schuldig: ‖ Was hätt, in diesem Augenblicke, nicht ‖ Er alles euch gethan, gegeben!

Tempelherr. Ei! Daja. Versuchts und kommt und seht!

Tempelherr. Was denn? wie schnell ‖ Ein Augenblick vorüber ist?

Daja. Hätt ich, ‖ Wenn er so gut nicht wär, es mir so lange ‖ Bei ihm gefallen lassen? Meint ihr etwa, ‖ Ich fühle meinen Werth als Christin nicht? ‖ Auch mir wards vor der Wiege nicht gesungen, ‖ Daß ich nur darum meinem Ehgemahl ‖ Nach Palästina folgen würd, um da ‖ Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war ‖ Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht ‖ In Kaiser Friedrichs Heere —

Tempelherr. Von Geburt ‖ Ein Schweizer, dem die Ehr und Gnade ward, ‖ Mit Seiner Kaiserlichen Majestät ‖ In einem Flusse zu ersaufen. — Weib! ‖ Wie vielmal habt ihr mir das schon erzählt? ‖ Hört ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?

Daja. Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr. Ja, ja! verfolgen! ‖ Ich will nun einmal euch nicht weiter sehn! ‖ Nicht hören! Will von euch an eine That ‖ Nicht fort und fort erinnert sein, bei der ‖ Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke, ‖ Zum Räthsel von mir selbst mir wird. Zwar möcht ‖ Ich sie nicht gern bereuen. Aber seht: ‖ Ereignet so ein Fall sich wieder, ihr ‖ Seid Schuld, wenn ich so rasch nicht handle; wenn ‖ Ich mich vorher erkund, — und brennen lasse, ‖ Was brennt. Daja. Bewahre Gott!

Tempelherr. Von heut an thut ‖ Mir den Gefallen wenigstens, und kennt ‖ Mich weiter nicht! Ich bitt euch drum. Auch laßt ‖ Den Vater mir vom Halse! Jud ist Jude! ‖ Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild ‖ Ist längst aus meiner Seele, wenn es je ‖ Da war.

Daja. Doch eures ist aus ihrer nicht!

Tempelherr. Was solls nun aber da? was solls?

Daja. Wer weiß! ‖ Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen. Tempelherr. Doch selten etwas bessers. (Er geht)

Daja. Wartet doch! ‖ Was eilt ihr?

Tempelherr. Weib! macht mir die Palmen nicht ‖ Verhaßt, worunter ich so gern sonst wandle.

Daja. So geh, du deutscher Bär! so geh! — Und doch ‖ Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.

(Sie geht ihm von weitem nach)

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: des Sultans Pallast.)

Saladin und **Sittah** spielen Schach.

Sittah. Wo bist du, Saladin? Wie spielst du heut?

Saladin. Nicht gut? Ich dächte doch!

Sittah. Für mich; und kaum! ‖ Nimm diesen Zug zurück!

Saladin. Warum?

Sittah. Der Springer ‖ Wird unbedeckt.

Saladin. Ist wahr! Nun so!

Sittah. So zieh ‖ Ich in die Gabel.

Saladin. Wieder wahr! — Schach dann!

Sittah. Was hilft dir das? Ich setze vor: und du ‖ Bist, wie du warst.

Saladin. Aus dieser Klemme, seh ‖ Ich wol, ist ohne Buße nicht zu kommen. ‖ Mags! nimm den Springer nur!

Sittah. Ich will ihn nicht! ‖ Ich geh vorbei.

Saladin. Du schenkst mir nichts. Dir liegt ‖ An diesem Platze mehr, als an dem Springer. Sittah. Kann sein!

Saladin. Mach deine Rechnung nur nicht ohne ‖ Den Wirth. Denn sieh! Was gilts, das wirst du nicht ‖ Vermuthen?

Sittah. Freilich nicht! Wie konnt ich auch ‖ Vermuthen, daß du deiner Königin ‖ So müde wärst?

Saladin. Ich meiner Königin?

Sittah. Ich seh nun schon: ich soll heut meine tausend ‖ Dinar, kein Naserinchen mehr gewinnen. Saladin. Wie so?

Sittah. Frag noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller ‖ Gewalt verlieren willst. — Doch dabei find ‖ Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß ‖ Ein solches Spiel das unterhaltendste ‖ Nicht ist: gewann ich immer nicht am meisten ‖ Mit dir, wenn ich verlor? Wenn hast du mir ‖ Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen ‖ Zu trösten, doppelt nicht hernach geschenkt?

Saladin. Ei sieh! so hättest du ja wol, wenn du ‖ Verlorst, mit Fleiß verloren, Schwesterchen?

Sittah. Zum wenigsten kann gar wol sein, daß deine ‖ Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen, ‖ Schuld ist, daß ich nicht besser spielen lernen.

Saladin. Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!

Sittah. So bleibt es? Nun dann: Schach! und: doppelt Schach!

Saladin. Nun freilich; dieses Abschach hab ich nicht ‖ Gesehn, das meine Königin zugleich ‖ Mit niederwirft.

Sittah. War dem noch abzuhelfen? ‖ Laß sehn!

Saladin. Nein, nein! nimm nur die Königin! ‖ Ich war mit diesem Steine nie recht glücklich.

Sittah. Blos mit dem Steine?

Saladin. Fort damit! — das thut ‖ Mir nichts. Denn so ist Alles wiederum ‖ Geschützt.

Sittah. Wie höflich man mit Königinnen ‖ Verfahren müsse, hat mein Bruder mich ‖ Zu wol gelehrt. (sie läßt sie stehen)

Saladin. Nimm, oder nimm sie nicht! ‖ Ich habe keine mehr.

Sittah. Wozu sie nehmen? ‖ Schach! — Schach!

Saladin. Nur weiter!

Sittah. Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin. Und matt!

Sittah. Nicht ganz; du ziehst den Springer noch ‖ Dazwischen; oder was du machen willst. ‖ Gleichviel!

Saladin. Ganz recht! — Du hast gewonnen: und ‖ Al-Hafi zahlt. — Man laß ihn rufen! gleich! — ‖ Du hattest, Sittah, nicht so unrecht: ich ‖ War nicht so ganz beim Spiele; war zerstreut. ‖ Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine ‖ Beständig? die an nichts erinnern, nichts ‖ Bezeichnen. Hab ich mit dem Iman denn ‖ Gespielt? — Doch was? Verlust will Vorwand! Nicht ‖ Die ungeformten Steine, Sittah, sinds, ‖ Die mich verlieren machten: deine Kunst, ‖ Dein ruhiger und schneller Blick . . .

Sittah. Auch so ‖ Willst du den Stachel des Verlusts nur stumpfen. ‖ Genug, du warst zerstreut; und mehr, als ich!

Saladin. Als du? Was hätte dich zerstreuet?

Sittah. Deine ‖ Zerstreuung freilich nicht! — O Saladin, ‖ Wenn werden wir so fleißig wieder spielen!

Saladin. So spielen wir um so viel gieriger! ‖ Ah! weil es wieder los geht, meinst du? — Mags! — ‖ Nur zu! — Ich habe nicht zuerst gezogen; ‖ Ich hätte gern den Stillstand aufs neue ‖ Verlängert; hätte meiner Sittah gern, ‖ Gern einen guten Mann zugleich verschafft. ‖ Und das muß Richards Bruder sein: er ist ‖ Ja Richards Bruder!

Sittah. Wenn du deinen Richard ‖ Nur loben kannst!

Saladin. Wenn unserm Bruder Melek ‖ Dann Richards Schwester wär zu Theile worden: ‖ Ha! welch ein Haus zusammen! Ha! der ersten, ‖ Der besten Häuser in der Welt das beste! — ‖ Du hörst, ich bin mich selbst zu loben, auch ‖ Nicht faul. Ich dünk mich meiner Freunde werth. — ‖ Das hätte Menschen geben sollen! das!

Sittah. Hab ich des schönen Traums nicht gleich gelacht? ‖ Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen. ‖ Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen! Denn ‖ Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her, ‖ Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, ‖ Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist: ‖ Weils Christus lehrt; weils Christus hat gethan! — ‖ Wol ihnen, daß er ein so guter Mensch ‖ Noch war! Wol ihnen, daß sie seine Tugend ‖ Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch ‖ Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name ‖ Soll überall verbreitet werden; soll ‖ Die Namen aller guten Menschen schänden, ‖ Verschlingen! Um den Namen, um den Namen ‖ Ist ihnen nur zu thun.

Saladin. Du meinst: warum ‖ Sie sonst verlangen würden, daß auch ihr, ‖ Auch du und Melek, Christen hießet, eh ‖ Als Ehgemahl ihr Christen lieben wolltet?

Sittah. Ja wol! Als wär von Christen nur, als Christen, ‖ Die Liebe zu gewärtigen, womit ‖ Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

Saladin. Die Christen glauben mehr Armseligkeiten, ‖ Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! — ‖ Und gleichwol irrst du dich. — Die Tempelherren, ‖ Die Christen nicht, sind Schuld: sind nicht, als Christen, ‖ Als Tempelherren Schuld. Durch die allein ‖ Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca, ‖ Das Richards Schwester unserm Bruder Melek ‖ Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings ‖ Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil ‖ Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch, ‖ Den albernen Mönch. Und ob vielleicht im Fluge ‖ Ein guter Streich gelänge: haben sie ‖ Des Waffenstillestandes Ablauf kaum ‖ Erwarten können. — Lustig! Nur so weiter! ‖ Ihr Herren, nur so weiter! — Mir schon recht! — ‖ Wär Alles sonst nur, wie es müßte.

Sittah. Nun? ‖ Was irrte dich denn sonst? Was könnte sonst ‖ Dich aus der Fassung bringen?

Saladin. Was von je ‖ Mich immer aus der Fassung hat gebracht. — ‖ Ich war auf Libanon, bei unserm Vater. ‖ Er unterliegt den Sorgen noch . . . Sittah. O weh!

Saladin. Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten; ‖ Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah. Was klemmt? was fehlt?

Saladin. Was sonst, als was ich kaum zu nennen würdge? ‖ Was, wenn ichs habe, mir so überflüssig, ‖ Und hab ichs nicht, so unentbehrlich scheint. — ‖ Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist niemand nach ‖ Ihm aus? — Das leidige, verwünschte Geld! — ‖ Gut! Hafi, daß du kömmst.

Zweiter Auftritt.

Der Derwisch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi. Die Gelder aus ‖ Egypten sind vermuthlich angelangt. ‖ Wenns nur fein viel ist!

Saladin. Hast du Nachricht?

Al-Hafi. Ich? ‖ Ich nicht! Ich denke, daß ich hier sie in ‖ Empfang soll nehmen.

Saladin. Zahl an Sittah tausend ‖ Dinare! (in Gedanken hin und her gehend)

Al-Hafi. Zahl! anstatt: empfang! O schön! ‖ Das ist für Was noch weniger, als Nichts. — ‖ An Sittah? — wiederum an Sittah? Und ‖ Verloren? — wiederum im Schach verloren? — ‖ Da steht es noch, das Spiel!

Sittah. Du gönnst mir doch ‖ Mein Glück?

Al-Hafi. (das Spiel betrachtend) Was gönnen? Wenn — ihr wißt ja wol. Sittah. (ihm winkend) Bst! Hafi! bst!

Al-Hafi. (noch auf das Spiel gerichtet) Gönnts euch nur selber erst! Sittah. Al-Hafi, bst!

Al-Hafi. (zu Sittah) Die Weißen waren euer? ‖ Ihr bietet Schach? Sittah. Gut, daß er nichts gehört!

Al-Hafi. Nun ist der Zug an ihm?

Sittah. (ihm näher tretend) So sage doch, ‖ Daß ich mein Geld bekommen kann!

Al-Hafi. (noch auf das Spiel geheftet) Nun ja; ‖ Ihr sollts bekommen, wie ihrs stets bekommen.

Sittah. Wie? bist du toll?

Al-Hafi. Das Spiel ist ja nicht aus. ‖ Ihr habt ja nicht verloren, Saladin!

Saladin. (kaum hinhörend) Doch! doch! Bezahl! bezahl!

Al-Hafi. Bezahl! bezahl! ‖ Da steht ja eure Königin.

Saladin. (noch so) Gilt nicht; ‖ Gehört nicht mehr ins Spiel!

Sittah. So mach und sag, ‖ Daß ich das Geld mir nur kann holen lassen.

Al-Hafi. (noch immer in das Spiel vertieft) Versteht sich, so wie immer! — Wenn auch schon; ‖ Wenn auch die Königin nicht gilt: ihr seid ‖ Doch darum noch nicht matt.

Saladin. (tritt hinzu und wirft das Spiel um) Ich bin es; will ‖ Es sein!

Al-Hafi. Ja so! — Spiel, wie Gewinnst! So wie ‖ Gewonnen, so bezahlt.

Saladin. (zu Sittah) Was sagt er? was?

Sittah. (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend) Du kennst ihn ja. Er sträubt sich gern; läßt gern ‖ Sich bitten; ist wol gar ein wenig neidisch. —

Saladin. Auf dich doch nicht? Auf meine Schwester nicht? — ‖ Was hör ich, Hafi? Neidisch? du?

Al-Hafi. Kann sein! ‖ Kann sein! — Ich hätt ihr Hirn wol lieber selbst; ‖ Wär lieber selbst so gut, als sie.

Sittah. Indeß ‖ Hat er doch immer richtig noch bezahlt; ‖ Und wird auch heut bezahlen. Laß ihn nur! — ‖ Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld ‖ Schon holen lassen.

— zum Spion! — ‖ Sagt euerm Patriarchen, guter Bruder! ‖ So viel ihr mich ergründen können, wär ‖ Das meine Sache nicht. — Ich müsse mich ‖ Noch als Gefangenen betrachten; und ‖ Der Tempelherren einziger Beruf ‖ Sei, mit dem Schwerte drein zu schlagen, nicht ‖ Kundschafterei zu treiben!

Klosterbruder. Dacht ichs doch! — ‖ Wills auch dem Herrn nicht eben sehr verübeln. — ‖ Zwar kömmt das Beste noch! — Der Patriarch ‖ Hierächst hat ausgegattert, wie die Veste ‖ Sich nennt, und wo auf Libanon sie liegt, ‖ In der die ungeheuern Summen stecken, ‖ Mit welchen Saladins vorsichtger Vater ‖ Das Heer besoldet, und die Zurüstungen ‖ Des Kriegs bestreitet. Saladin verfügt ‖ Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen ‖ Nach dieser Veste sich, nur kaum begleitet. — ‖ Ihr merkt doch? Tempelherr. Nimmermehr!

Klosterbruder. Was wäre da ‖ Wol leichter, als des Saladins sich zu ‖ Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? — ‖ Ihr schaudert? — O, es haben schon ein Paar ‖ Gottsfürchtge Maroniten sich erboten, ‖ Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle, ‖ Das Stück zu wagen.

Tempelherr. Und der Patriarch ‖ Hätt auch zu diesem wackern Manne mich ‖ Ersehn?

Klosterbruder. Er glaubt, daß König Philipp wol ‖ Von Ptolemais aus die Hand hierzu ‖ Am besten bieten könne.

Tempelherr. Mir? mir, Bruder? ‖ Mir? Habt ihr nicht gehört? nur erst gehört, ‖ Was für Verbindlichkeit dem Saladin ‖ Ich habe? Klosterbruder. Wol hab ichs gehört!

Tempelherr. Und doch?

Klosterbruder. Ja, — meint der Patriarch, — das wär schon gut: ‖ Gott aber und der Orden...

Tempelherr. Aendern nichts! ‖ Gebieten mir kein Bubenstück!

Klosterbruder. Gewiß nicht! — ‖ Nur — meint der Patriarch, — sei Bubenstück ‖ Vor Menschen, nicht auch Bubenstück vor Gott!

Tempelherr. Ich wär dem Saladin mein Leben schuldig: ‖ Und raubt ihm seines?

Klosterbruder. Pfui! — Doch bliebe, — meint ‖ Der Patriarch, — noch immer Saladin ‖ Ein Feind der Christenheit, der, euer Freund ‖ Zu sein, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr. Freund? ‖ An dem ich blos nicht will zum Schurken werden; ‖ Zum undankbaren Schurken?

Klosterbruder. Allerdings! Zwar, — meint der Patriarch, — des Dankes sei ‖ Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns ‖ Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen. ‖ Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, — ‖ Daß euch nur darum Saladin begnadet, ‖ Weil ihm in eurer Mien, in euerm Wesen, ‖ So was von seinem Bruder eingeleuchtet...

Tempelherr. Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? — ‖ Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! — ‖ Wie? die Natur hätt auch nur Einen Zug ‖ Von mir in deines Bruders Form gebildet: ‖ Und dem entspräche nichts in meiner Seele? ‖ Was dem entspräche, könnt ich unterdrücken, ‖ Um einem Patriarchen zu gefallen? — ‖ Natur, so leugst du nicht! So widerspricht ‖ Sich Gott in seinen Werken nicht! — Geht, Bruder! — ‖ Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Klosterbruder. Ich geh, und geh vergnügter, als ich kam. ‖ Verzeihe mir der Herr! Wir Klosterleute ‖ Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und **Daja,** die den Tempelherrn schon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und sich nun ihm nähert.

Daja. Der Klosterbruder, wie mich dünkt, ließ in ‖ Der besten Laun ihn nicht. — Doch muß ich mein ‖ Paket nur wagen!

Tempelherr. Nun, vortrefflich! — Lügt ‖ Das Sprichwort wol: daß Mönch und Weib, und Weib ‖ Und Mönch des Teufels beide Krallen sind? ‖ Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja. Was seh ich? — Edler Ritter! Euch? — Gott Dank! ‖ Gott tausend Dank! — Wo habt ihr denn ‖ Die ganze Zeit gesteckt? — Ihr seid doch wol ‖ Nicht krank gewesen?

Tempelherr. Nein!

Daja. Gesund doch? Tempelherr. Ja!

Daja. Wir waren euertwegen wahrlich ganz ‖ Bekümmert!

Tempelherr. So? Daja. Ihr wart gewiß verreist?

Tempelherr. Errathen!

Daja. Und kamt heut erst wieder? Tempelherr. Gestern!

Daja. Auch Rechas Vater ist heut angekommen. ‖ Und nun darf Recha doch wol hoffen? Tempelherr. Was?

Daja. Warum sie euch so öfters bitten lassen. ‖ Ihr Vater ladet euch nun selber bald ‖ Aufs dringlichste. Er kömmt von Babylon; ‖ Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen, ‖ Und Allem, was an edeln Specereien, ‖ An Steinen und an Stoffen Indien ‖ Und Persien und Syrien, gar Sina, ‖ Kostbares nur gewähren.

Tempelherr. Kaufe nichts!

Daja. Sein Volk verehret ihn als einen Fürsten! ‖ Doch, daß es ihn den weisen Nathan nennt, ‖ Und nicht vielmehr den reichen, hat mich oft ‖ Gewundert.

Tempelherr. Seinem Volk ist reich und weise ‖ Vielleicht das Nämliche.

Daja. Vor Allem aber ‖ Hätts ihn den Guten nennen müssen. Denn ‖ Ihr stellt euch gar nicht vor, wie gut er ist. ‖ Als er erfuhr, wie viel euch Recha schuldig: ‖ Was hätt, in diesem Augenblicke, nicht ‖ Er alles euch gethan, gegeben!

Tempelherr. Ei! Daja. Versuchts und kommt und seht!

Tempelherr. Was denn? wie schnell ‖ Ein Augenblick vorüber ist?

Daja. Hätt ich, ‖ Wenn er so gut nicht wär, es mir so lange ‖ Bei ihm gefallen lassen? Meint ihr etwa, ‖ Ich fühle meinen Werth als Christin nicht? ‖ Auch mir wards vor der Wiege nicht gesungen, ‖ Daß ich nur darum meinem Ehgemahl ‖ Nach Palästina folgen würd, um da ‖ Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war ‖ Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht ‖ In Kaiser Friedrichs Heere —

Tempelherr. Von Geburt ‖ Ein Schweizer, dem die Ehr und Gnade ward, ‖ Mit Seiner Kaiserlichen Majestät ‖ In einem Flusse zu ersaufen. — Weib! ‖ Wie vielmal habt ihr mir das schon erzählt? ‖ Hört ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?

Daja. Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr. Ja, ja! verfolgen! ‖ Ich will nun einmal euch nicht weiter sehn! ‖ Nicht hören! Will von euch an eine That ‖ Nicht fort und fort erinnert sein, bei der ‖ Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke, ‖ Zum Räthsel von mir selbst mir wird. Zwar möcht ‖ Ich sie nicht gern bereuen. Aber seht: ‖ Ereignet so ein Fall sich wieder, ihr ‖ Seid Schuld, wenn ich so rasch nicht handle; wenn ‖ Ich mich vorher erkund, — und brennen lasse, ‖ Was brennt. Daja. Bewahre Gott!

Tempelherr. Von heut an thut ‖ Mir den Gefallen wenigstens, und kennt ‖ Mich weiter nicht! Ich bitt euch drum. Auch laßt ‖ Den Vater mir vom Halse! Jud ist Jude! ‖ Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild ‖ Ist längst aus meiner Seele, wenn es je ‖ Da war.

Daja. Doch eures ist aus ihrer nicht!

Tempelherr. Was solls nun aber da? was solls?

Daja. Wer weiß! ‖ Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen. Tempelherr. Doch selten etwas bessers. (Er geht)

Daja. Wartet doch! ‖ Was eilt ihr?

Tempelherr. Weib! macht mir die Palmen nicht ‖ Verhaßt, worunter ich so gern sonst wandle.

Daja. So geh, du deutscher Bär! so geh! — Und doch ‖ Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.

(Sie geht ihm von weitem nach)

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene: des Sultans Pallast.)

Saladin und **Sittah** spielen Schach.

Sittah. Wo bist du, Saladin? Wie spielst du heut?

Saladin. Nicht gut? Ich dächte doch!

Sittah. Für mich; und kaum! ‖ Nimm diesen Zug zurück!

Saladin. Warum?

Sittah. Der Springer ‖ Wird unbedeckt.

Saladin. Ist wahr! Nun so!

Sittah. So zieh ‖ Ich in die Gabel.

Saladin. Wieder wahr! — Schach dann!

Sittah. Was hilft dir das? Ich setze vor: und du ‖ Bist, wie du warst.

Saladin. Aus dieser Klemme, seh ‖ Ich wol, ist ohne Buße nicht zu kommen. ‖ Mags! nimm den Springer nur!

Sittah. Ich will ihn nicht! ‖ Ich geh vorbei.

Saladin. Du schenkst mir nichts. Dir liegt ‖ An diesem Platze mehr, als an dem Springer. Sittah. Kann sein!

Saladin. Mach deine Rechnung nur nicht ohne ‖ Den Wirth. Denn sieh! Was gilts, das wirst du nicht ‖ Vermuthen?

Sittah. Freilich nicht! Wie konnt ich auch ‖ Vermuthen, daß du deiner Königin ‖ So müde wärst?

Saladin. Ich meiner Königin?

Sittah. Ich seh nun schon: ich soll heut meine tausend ‖ Dinar, kein Naserinchen mehr gewinnen. Saladin. Wie so?

Sittah. Frag noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller ‖ Gewalt verlieren willst. — Doch dabei sind ‖ Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß ‖ Ein solches Spiel das unterhaltendste ‖ Nicht ist: gewann ich immer nicht am meisten ‖ Mit dir, wenn ich verlor? Wenn hast du mir ‖ Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen ‖ Zu trösten, doppelt nicht hernach geschenkt?

Saladin. Ei sieh! so hättest du ja wol, wenn du ‖ Verlorst, mit Fleiß verloren, Schwesterchen?

Sittah. Zum wenigsten kann gar wol sein, daß deine ‖ Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen, ‖ Schuld ist, daß ich nicht besser spielen lernen.

Saladin. Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!

Sittah. So bleibt es? Nun dann: Schach! und: doppelt Schach!

Saladin. Nun freilich; dieses Abschach hab ich nicht ‖ Gesehn, das meine Königin zugleich ‖ Mit niederwirft.

Sittah. War dem noch abzuhelfen? ‖ Laß sehn!

Saladin. Nein, nein! nimm nur die Königin! ‖ Ich war mit diesem Steine nie recht glücklich.

Sittah. Blos mit dem Steine?

Saladin. Fort damit! — das thut ‖ Mir nichts. Denn so ist Alles wiederum ‖ Geschützt.

Sittah. Wie höflich man mit Königinnen ‖ Verfahren müsse, hat mein Bruder mich ‖ Zu wol gelehrt. (sie läßt sie stehen)

Saladin. Nimm, oder nimm sie nicht! ‖ Ich habe keine mehr.

Sittah. Wozu sie nehmen? ‖ Schach! — Schach!

Saladin. Nur weiter!

Sittah. Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin. Und matt!

Sittah. Nicht ganz; du ziehst den Springer noch ‖ Dazwischen; oder was du machen willst. ‖ Gleichviel!

Saladin. Ganz recht! — Du hast gewonnen: und ‖ Al-Hafi zahlt. — Man laß ihn rufen! gleich! — ‖ Du hattest, Sittah, nicht so unrecht: ich ‖ War nicht so ganz beim Spiele; war zerstreut. ‖ Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine ‖ Beständig? die an nichts erinnern, nichts ‖ Bezeichnen. Hab ich mit dem Iman denn ‖ Gespielt? — Doch was? Verlust will Vorwand! Nicht ‖ Die ungeformten Steine, Sittah, sinds, ‖ Die mich verlieren machten: deine Kunst, ‖ Dein ruhiger und schneller Blick . . .

Sittah. Auch so ‖ Willst du den Stachel des Verlusts nur stumpfen. ‖ Genug, du warst zerstreut; und mehr, als ich!

Saladin. Als du? Was hätte dich zerstreuet?

Sittah. Deine ‖ Zerstreuung freilich nicht! — O Saladin, ‖ Wenn werden wir so fleißig wieder spielen!

Saladin. So spielen wir um so viel gieriger! ‖ Ah! weil es wieder los geht, meinst du? — Mags! — ‖ Nur zu! — Ich habe nicht zuerst gezogen; ‖ Ich hätte gern den Stillstand aufs neue ‖ Verlängert; hätte meiner Sittah gern, ‖ Gern einen guten Mann zugleich verschafft. ‖ Und das muß Richards Bruder sein: er ist ‖ Ja Richards Bruder!

Sittah. Wenn du deinen Richard ‖ Nur loben kannst!

Saladin. Wenn unserm Bruder Melek ‖ Dann Richards Schwester wär zu Theile worden: ‖ Ha! welch ein Haus zusammen! Ha! der ersten, ‖ Der besten Häuser in der Welt das beste! — ‖ Du hörst, ich bin mich selbst zu loben, auch ‖ Nicht faul. Ich dünk mich meiner Freunde werth. — ‖ Das hätte Menschen geben sollen! das!

Sittah. Hab ich des schönen Traums nicht gleich gelacht? ‖ Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen. ‖ Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen! Denn ‖ Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her, ‖ Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, ‖ Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist: ‖ Weils Christus lehrt; weils Christus hat gethan! — ‖ Wol ihnen, daß er ein so guter Mensch ‖ Noch war! Wol ihnen, daß sie seine Tugend ‖ Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch ‖ Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name ‖ Soll überall verbreitet werden; soll ‖ Die Namen aller guten Menschen schänden, ‖ Verschlingen! Um den Namen, um den Namen ‖ Ist ihnen nur zu thun.

Saladin. Du meinst: warum ‖ Sie sonst verlangen würden, daß auch ihr, ‖ Auch du und Melek, Christen hießet, eh ‖ Als Ehgemahl ihr Christen lieben wolltet?

Sittah. Ja wol! Als wär von Christen nur, als Christen, ‖ Die Liebe zu gewärtigen, womit ‖ Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

Saladin. Die Christen glauben mehr Armseligkeiten, ‖ Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! — ‖ Und gleichwol irrst du dich. — Die Tempelherren, ‖ Die Christen nicht, sind Schuld: sind nicht, als Christen, ‖ Als Tempelherren Schuld. Durch die allein ‖ Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca, ‖ Das Richards Schwester unserm Bruder Melek ‖ Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings ‖ Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil ‖ Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch, ‖ Den albernen Mönch. Und ob vielleicht im Fluge ‖ Ein guter Streich gelänge: haben sie ‖ Des Waffenstillestandes Ablauf kaum ‖ Erwarten können. — Lustig! Nur so weiter! ‖ Ihr Herren, nur so weiter! — Mir schon recht! — ‖ Wär Alles sonst nur, wie es müßte.

Sittah. Nun? ‖ Was irrte dich denn sonst? Was könnte sonst ‖ Dich aus der Fassung bringen?

Saladin. Was von je ‖ Mich immer aus der Fassung hat gebracht. — ‖ Ich war auf Libanon, bei unserm Vater. ‖ Er unterliegt den Sorgen noch . . . Sittah. O weh!

Saladin. Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten; ‖ Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah. Was klemmt? was fehlt?

Saladin. Was sonst, als was ich kaum zu nennen würdge? ‖ Was, wenn ichs habe, mir so überflüssig, ‖ Und hab ichs nicht, so unentbehrlich scheint. — ‖ Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist niemand nach ‖ Ihm aus? — Das leidige, verwünschte Geld! — ‖ Gut! Hafi, daß du kömmst.

Zweiter Auftritt.

Der Derwisch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi. Die Gelder aus ‖ Egypten sind vermuthlich angelangt. ‖ Wenns nur fein viel ist!

Saladin. Hast du Nachricht?

Al-Hafi. Ich? ‖ Ich nicht! Ich denke, daß ich hier sie in ‖ Empfang soll nehmen.

Saladin. Zahl an Sittah tausend ‖ Dinare! (in Gedanken hin und her gehend)

Al-Hafi. Zahl! anstatt: empfang! O schön! ‖ Das ist für Was noch weniger, als Nichts. — ‖ An Sittah? — wiederum an Sittah? Und ‖ Verloren? — wiederum im Schach verloren? — ‖ Da steht es noch, das Spiel!

Sittah. Du gönnst mir doch ‖ Mein Glück?

Al-Hafi. (das Spiel betrachtend) Was gönnen? Wenn — ihr wißt ja wol. Sittah. (ihm winkend) Bst! Hafi! bst!

Al-Hafi. (noch auf das Spiel gerichtet) Gönnts euch nur selber erst! Sittah. Al-Hafi, bst!

Al-Hafi. (zu Sittah) Die Weißen waren euer? ‖ Ihr bietet Schach? Sittah. Gut, daß er nichts gehört!

Al-Hafi. Nun ist der Zug an ihm?

Sittah. (ihm näher tretend) So sage doch, ‖ Daß ich mein Geld bekommen kann!

Al-Hafi. (noch auf das Spiel geheftet) Nun ja; ‖ Ihr sollts bekommen, wie ihrs stets bekommen.

Sittah. Wie? bist du toll?

Al-Hafi. Das Spiel ist ja nicht aus. ‖ Ihr habt ja nicht verloren, Saladin!

Saladin. (kaum hinhörend) Doch! doch! Bezahl! bezahl!

Al-Hafi. Bezahl! bezahl! ‖ Da steht ja eure Königin.

Saladin. (noch so) Gilt nicht; ‖ Gehört nicht mehr ins Spiel!

Sittah. So mach und sag, ‖ Daß ich das Geld mir nur kann holen lassen.

Al-Hafi. (noch immer in das Spiel vertieft) Versteht sich, so wie immer! — Wenn auch schon; ‖ Wenn auch die Königin nicht gilt: ihr seid ‖ Doch darum noch nicht matt.

Saladin. (tritt hinzu und wirft das Spiel um) Ich bin es; will ‖ Es sein!

Al-Hafi. Ja so! — Spiel, wie Gewinnst! So wie ‖ Gewonnen, so bezahlt.

Saladin. (zu Sittah) Was sagt er? was?

Sittah. (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend) Du kennst ihn ja. Er sträubt sich gern; läßt gern ‖ Sich bitten; ist wol gar ein wenig neidisch. —

Saladin. Auf dich doch nicht? Auf meine Schwester nicht? — ‖ Was hör ich, Hafi? Neidisch? du?

Al-Hafi. Kann sein! ‖ Kann sein! — Ich hätt ihr Hirn wol lieber selbst; ‖ Wär lieber selbst so gut, als sie.

Sittah. Indeß ‖ Hat er doch immer richtig noch bezahlt; ‖ Und wird auch heut bezahlen. Laß ihn nur! — ‖ Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld ‖ Schon holen lassen.

Al-Hafi. Nein! ich spiele länger ‖ Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch ‖ Einmal erfahren.

Saladin. Wer? und was?

Sittah. Al-Hafi! ‖ Ist dieses dein Versprechen? Hältst du so ‖ Mir Wort?

Al-Hafi. Wie konnt ich glauben, daß es so ‖ Weit gehen würde. Saladin. Nun? erfahr ich nichts?

Sittah. Ich bitte dich, Al-Hafi; sei bescheiden!

Saladin. Das ist doch sonderbar! Was könnte Sittah ‖ So feierlich, so warm bei einem Fremden, ‖ Bei einem Derwisch lieber, als bei mir, ‖ Bei ihrem Bruder, sich verbitten wollen. ‖ Al-Hafi, nun befehl ich! — Rede, Derwisch!

Sittah. Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir ‖ Nicht näher treten, als sie würdig ist. ‖ Du weißt, ich habe zu verschiednen Malen ‖ Dieselbe Summ im Schach von dir gewonnen. ‖ Und weil ich itzt das Geld nicht nöthig habe; ‖ Weil itzt in Hafis Kasse doch das Geld ‖ Nicht eben allzuhäufig ist: so sind ‖ Die Posten stehn geblieben. Aber sorgt ‖ Nur nicht! Ich will sie weder dir, mein Bruder, ‖ Noch Hafi, noch der Kasse schenken.

Al-Hafi. Ja, ‖ Wenns das nur wäre! das!

Sittah. Und mehr dergleichen. — ‖ Auch das ist in der Kasse stehn geblieben, ‖ Was du mir einmal ausgeworfen; ist ‖ Seit wenig Monden stehn geblieben.

Al-Hafi. Noch ‖ Nicht Alles!

Saladin. Noch nicht? — Wirst du reden?

Al-Hafi. Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten, ‖ Hat sie...

Sittah. (zu Saladin) Wozu ihn hören?

Al-Hafi. Nicht nur Nichts ‖ Bekommen...

Saladin. Gutes Mädchen! — Auch beiher ‖ Mit vorgeschossen. Nicht?

Al-Hafi. Den ganzen Hof ‖ Erhalten; euern Aufwand ganz allein ‖ Bestritten.

Saladin. Ha! das, das ist meine Schwester! (sie umarmend)

Sittah. Wer hatte, dies zu können, mich so reich ‖ Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Hafi. Wird schon auch ‖ So bettelarm sie wieder machen, als ‖ Er selber ist.

Saladin. Ich arm? der Bruder arm? ‖ Wenn hab ich mehr? wenn weniger gehabt? — ‖ Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd, — und Einen Gott! ‖ Was brauch ich mehr? Wenn kanns an dem mir fehlen? ‖ Und doch, Al-Hafi! könnt ich mit dir schelten.

Sittah. Schilt nicht, mein Bruder! Wenn ich unserm Vater ‖ Auch seine Sorgen so erleichtern könnte!

Saladin. Ah! Ah! Nun schlägst du meine Freudigkeit ‖ Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich ‖ Fehlt nichts! und kann nichts fehlen. Aber ihm, ‖ Ihm fehlet; und in ihm uns Allen. — Sagt, ‖ Was soll ich machen? — Aus Aegypten kommt ‖ Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt, ‖ Weiß Gott! Es ist doch da noch Alles ruhig. — ‖ Abbrechen, einziehn, sparen will ich gern, ‖ Mir gern gefallen lassen; wenn es mich, ‖ Blos mich betrifft; blos ich, und niemand sonst ‖ Darunter leidet. — Doch was kann das machen? ‖ Ein Pferd, Ein Kleid, Ein Schwert muß ich doch haben! ‖ Und meinem Gott ist auch nichts abzudingen. ‖ Ihm gnügt schon so mit Wenigem genug; ‖ Mit meinem Herzen! — Auf den Ueberschuß ‖ Von deiner Kasse, Hafi, hatt ich sehr ‖ Gerechnet.

Al-Hafi. Ueberschuß? — Sagt selber, ob ‖ Ihr mich hättet spießen, wenigstens ‖ Mich drosseln lassen, wenn auf Ueberschuß ‖ Ich von euch wär ergriffen worden. Ja, ‖ Auf Unterschleif! das war zu wagen.

Saladin. Nun, ‖ Was machen wir denn aber? — Konntest du ‖ Vorerst bei niemand Anderm borgen, als ‖ Bei Sittah?

Sittah. Würd ich dieses Vorrecht, Bruder! ‖ Mir haben nehmen lassen? Mir von ihm? ‖ Auch noch besteh ich drauf! Noch bin ich auf ‖ Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin. Nur völlig nicht! ‖ Das fehlte noch! — Geh gleich, mach Anstalt, Hafi! ‖ Nimm auf, bei wem du kannst! und wie du kannst! ‖ Geh, borg, versprich! — Nur, Hafi! borge nicht ‖ Bei denen, die ich reich gemacht. Denn borgen ‖ Von diesen, möchte wiederfordern heißen. Geh zu den Geizigsten; ‖ die werden mir ‖ Am liebsten leihen. Denn sie wissen wol, ‖ Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Hafi. Ich kenne deren keine.

Sittah. Eben fällt ‖ Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß ‖ Dein Freund zurückgekommen.

Al-Hafi. (betroffen) Freund? mein Freund? ‖ Wer wär denn das? Sittah. Dein hochgepriesener Jude!

Al-Hafi. Gepriesner Jude? hoch von mir?

Sittah. Dem Gott, — ‖ Mich denkt des Ausdrucks noch recht wol, deß einst ‖ Du selber dich von ihm bedientest, — dem ‖ Sein Gott von allen Gütern dieser Welt ‖ Das Kleinst und Größte so in vollem Maß ‖ Ertheilet habe. —

Al-Hafi. Sagt ich so? — Was meint ‖ Ich denn damit?

Sittah. Das Kleinste: Reichthum! Und ‖ Das Größte: Weisheit!

Al-Hafi. Wie? von einem Juden? ‖ Von einem Juden hätt ich das gesagt?

Sittah. Das hättest du von deinem Nathan nicht ‖ Gesagt?

Al-Hafi. Ja so! von dem! vom Nathan! — Fiel ‖ Mir der doch gar nicht bei. — Wahrhaftig? Der ‖ Ist endlich wieder heim gekommen? Ei! ‖ So mags doch gar so schlecht mit ihm nicht stehn. — ‖ Ganz recht: den nannt einmal das Volk den Weisen! ‖ Den Reichen auch.

Sittah. Den Reichen nennt es ihn ‖ Itzt mehr, als je. Die ganze Stadt erschallt, ‖ Was er für Kostbarkeiten, was für Schätze ‖ Er mitgebracht.

Al-Hafi. Nun, ists der Reiche wieder, ‖ So wirds auch wol der Weise wieder sein.

Sittah. Was meinst du, Hafi, wenn du diesen angiengst?

Al-Hafi. Und was bei ihm? — Doch wol nicht borgen? — Ja, ‖ Da kennt ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit ‖ Ist eben, daß er niemand borgt.

Sittah. Du hast ‖ Mir sonst doch ganz ein ander Bild von ihm ‖ Gemacht.

Al-Hafi. Zur Noth wird er euch Waaren borgen. ‖ Geld aber, Geld? Geld nimmermehr! — Es ist ‖ Ein Jude freilich übrigens, wies nicht ‖ Viel Juden giebt. Er hat Verstand; er weiß ‖ Zu leben; spielt gut Schach. Doch zeichnet er ‖ Im Schlechten sich nicht minder, als im Guten, ‖ Von allen andern Juden aus. — Auf den, ‖ Auf den nur rechnet nicht! — Den Armen giebt ‖ Er zwar; und giebt vielleicht trotz Saladin. ‖ Wenn schon nicht ganz so viel: doch ganz so gern! ‖ Doch ganz so sonder Ansehn! Jud und Christ ‖ Und Muselmann und Parsi, Alles ist ‖ Ihm eins. Sittah. Und so ein Mann...

Saladin. Wie kommt es denn, ‖ Daß ich von diesem Manne nie gehört?...

Sittah. Der sollte Saladin nicht borgen? nicht ‖ Dem Saladin, der nur für Andre braucht, ‖ Nicht sich?

Al-Hafi. Da seht nun gleich den Juden wieder; ‖ Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mirs doch: — ‖ Er ist aufs Geben euch so eifersüchtig, ‖ So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in ‖ Der Welt gesagt wird, zög er lieber ganz ‖ Allein. Nur darum eben leiht er keinem, ‖ Damit er stets zu geben habe. Weil ‖ Die Mild ihm im Gesetz geboten; die ‖ Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht ‖ Die Mild ihn zu dem ungefälligsten ‖ Gesellen auf der Welt. Zwar bin ich seit ‖ Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß ‖ Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich ‖ Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige. ‖ Er ist zu Allem gut: blos dazu nicht; ‖ Blos dazu wahrlich nicht! Ich will auch gleich ‖ Nur gehn, an andre Thüren klopfen... Da ‖ Besinn ich mich so eben eines Mohren, ‖ Der reich und geizig ist. — Ich geh, ich geh!

Sittah. Was eilst du, Hafi? Saladin. Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah. Eilt ‖ Er doch, als ob er mir nur gern entkäme! ‖ Was heißt das? — Hat er wirklich sich in ihm ‖ Betrogen, oder — möcht er uns nur gern ‖ Betrügen?

Saladin. Wie? das fragst du mich? Ich weiß ‖ Ja kaum, von wem die Rede war; und höre ‖ Von euerm Juden, euerm Nathan, heut ‖ Zum ersten Mal.

Sittah. Ists möglich? daß ein Mann ‖ Dir so verborgen blieb, von dem es heißt, ‖ Er habe Salomons und Davids Gräber ‖ Erforscht, und wisse deren Siegel durch ‖ Ein mächtiges, geheimes Wort zu lösen? ‖ Aus ihnen bring er dann von Zeit zu Zeit ‖ Die unermeßlichen Reichthümer an ‖ Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin. Hat seinen Reichthum dieser Mann aus Gräbern, ‖ So warens sicherlich nicht Salomons, ‖ Nicht Davids Gräber. Narren lagen da ‖ Begraben!

Sittah. Oder Bösewichter! — Auch ‖ Ist seines Reichthums

Quelle weit ergiebiger, ‖ Weit unerschöpflicher, als so ein Grab ‖ Voll Mammon.

Saladin. Denn er handelt, wie ich hörte.

Sittah. Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht ‖ Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen ‖ In allen Häfen. Das hat mir wol eh ‖ Al-Hafi selbst gesagt; und voll Entzücken ‖ Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieser ‖ Sein Freund anwende, was so klug und emsig ‖ Er zu erwerben für zu klein nicht achte; ‖ Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen ‖ Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend, ‖ Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Saladin. Und itzt sprach Hafi doch so ungewiß, ‖ So kalt von ihm.

Sittah. Kalt nun wol nicht; verlegen! ‖ Als halt ers für gefährlich, ihn zu loben, ‖ Und woll ihn unverdient doch auch nicht tadeln. — ‖ Wie? oder wär es wirklich so, daß selbst ‖ Der Beste seines Volkes seinem Volke ‖ Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich sich ‖ Al-Hafi seines Freunds von dieser Seite ‖ Zu schämen hätte? — Sei dem, wie ihm wolle, — ‖ Der Jude sei mehr oder weniger, ‖ Als Jud, ist er nur reich: genug für uns!

Saladin. Du willst ihm aber doch das Seine mit ‖ Gewalt nicht nehmen, Schwester?

Sittah. Ja, was heißt ‖ Bei dir Gewalt? Mit Feur und Schwert? Nein, nein! ‖ Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt, ‖ Als ihre Schwäche? — Komm vor itzt nur mit ‖ In meinen Harem, eine Sängerin ‖ Zu hören, die ich gestern erst gekauft. ‖ Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anschlag, ‖ Den ich auf diesen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

(Scene: vor dem Hause des Nathan, wo es an die Palmen stößt.)

Recha und **Nathan** kommen heraus. Zu ihnen **Daja.**

Recha. Ihr habt euch sehr verweilt, mein Vater! Er ‖ Wird kaum noch mehr zu treffen sein.

Nathan. Nun, nun; wenn hier, hier untern Palmen schon nicht mehr: ‖ Doch anderwärts! — Sei itzt nur ruhig! — Sieh! ‖ Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha. Sie wird ‖ Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan. Auch ‖ Wol nicht!

Recha. Sie würde sonst geschwinder kommen.

Nathan. Sie hat uns wol noch nicht gesehn...

Recha. Nun sieht ‖ Sie uns.

Nathan. Und doppelt ihre Schritte. Sieh! — ‖ Sei doch nur ruhig! ruhig!

Recha. Wolltet ihr ‖ Wol eine Tochter, die hier ruhig wäre? ‖ Sich unbekümmert ließe, wessen Wohlthat ‖ Ihr Leben sei? Ihr Leben, — das ihr nur ‖ So lieb, weil sie es euch zuerst verdanket.

Nathan. Ich möchte dich nicht anders, als du bist, auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele ‖ Ganz etwas Anders noch sich rege. Recha. Was, ‖ Mein Vater?

Nathan. Fragst du mich? so schüchtern mich? ‖ Was auch in deinem Innern vorgeht, ist ‖ Natur und Unschuld. Laß es keine Sorge ‖ Dir machen! Mir, mir macht es keine. Nur ‖ Versprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher ‖ Sich einst erklärt, mir seiner Wünsche keinen ‖ Zu bergen.

Recha. Schon die Möglichkeit, mein Herz ‖ Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan. Nichts mehr hiervon! Das ein für allemal ‖ Ist abgethan. — Da ist ja Daja! — Nun?

Daja. Noch wandelt er hier untern Palmen; und ‖ Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht, ‖ Da kömmt er!

Recha. Ah! und scheinet unentschlossen, ‖ Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts? ‖ Ob links?

Daja. Nein, nein! er macht den Weg ums Kloster ‖ Gewiß noch öfter; und dann muß er hier ‖ Vorbei. — Was gilts?

Recha. Recht! recht! — Hast du ihn schon ‖ Gesprochen? Und wie ist er heut? Daja. Wie immer!

Nathan. So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr ‖ Wird. Tretet mehr zurück! Geht lieber ganz ‖ Hinein!

Recha. Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke, ‖ Die mir ihn stiehlt.

Daja. Kommt! kommt! Der Vater hat ‖ Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er euch sieht, ‖ Daß auf der Stell er umkehrt.

Recha. Ah! die Hecke!

Nathan. Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor: ‖ So kann er anders nicht, er muß euch sehn. ‖ Drum geht doch nur!

Daja. Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenster, ‖ Aus dem wir sie bemerken können. Recha. Ja? (Beide hinein)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf **der Tempelherr.**

Nathan. Fast scheu ich mich des Sonderlings. Fast macht ‖ Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß ‖ Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen ‖ Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bei Gott! ‖ Ein Jüngling, wie ein Mann! Ich mag ihn wol, ‖ Den guten, trotzgen Blick! den drallen Gang! ‖ Die Schaale kann nur bitter sein: der Kern ‖ Ists sicher nicht! — Wo sah ich doch dergleichen? — ‖ Verzeihet, edler Franke —...

Tempelherr. Was? Nathan. Erlaubt...

Tempelherr. Was, Jude? was?

Nathan. Daß ich mich untersteh, ‖ Euch anzureden.

Tempelherr. Kann ichs wehren? Doch ‖ Nur kurz!

Nathan. Verzieht, und eilet nicht so stolz, ‖ Nicht so verächtlich einem Mann vorüber, ‖ Den ihr auf ewig euch verbunden habt.

Tempelherr. Wie das? — Ah, fast errath ichs. Nicht? Ihr seid...

Nathan. Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater, ‖ Das eure Großmuth aus dem Feur gerettet; ‖ Und komme...

Tempelherr. Wenn zu danken: — sparts! Ich hab ‖ Um diese Kleinigkeit des Dankes schon ‖ Zu viel erdulden müssen. — Vollends ihr, ‖ Ihr seid mir gar nichts schuldig! Wußt ich denn, ‖ Daß dieses Mädchen eure Tochter war? ‖ Es ist der Tempelherren Pflicht, dem Ersten ‖ Dem Besten beizuspringen, dessen Noth ‖ Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedem ‖ In diesem Augenblicke lästig. Gern, ‖ Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit, ‖ Es für ein andres Leben in die Schanze ‖ Zu schlagen: für ein andres — wenns auch nur ‖ Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan. Groß! ‖ Groß und abscheulich! — Doch die Wendung läßt ‖ Sich denken. Die bescheidne Größe flüchtet ‖ Sich hinter das Abscheuliche, um der ‖ Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn ‖ Sie so das Opfer der Bewunderung ‖ Verschmäht: was für ein Opfer denn verschmäht ‖ Sie minder? — Ritter, wenn ihr hier nicht fremd, ‖ Und nicht gefangen wäret, würd ich euch ‖ So dreist nicht fragen. Sagt, befehlt: womit ‖ Kann man euch dienen? Tempelherr. Ihr? Mit nichts!

Nathan. Ich bin ‖ Ein reicher Mann.

Tempelherr. Der reichre Jude war ‖ Mir nie der beßre Jude.

Nathan. Dürft ihr denn ‖ Darum nicht nützen, was demungeachtet ‖ Er Beßres hat? nicht seinen Reichthum nützen?

Tempelherr. Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden; ‖ Um meines Mantels willen nicht. Sobald ‖ Der ganz und gar verschlissen; weder Stich, ‖ Noch Fetze länger halten will: komm ich, ‖ Und borge mir bei euch zu einem neuen. ‖ Tuch oder Geld! — Seht nicht mit eins so finster! ‖ Noch seid ihr sicher; noch ists nicht so weit ‖ Mit ihm. Ihr seht; er ist so ziemlich noch ‖ Im Stande. Nur der eine Zipfel da ‖ Hat einen garstgen Fleck; er ist versengt. ‖ Und das bekam er, als ich eure Tochter ‖ Durchs Feuer trug.

Nathan. (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet) Es ist doch sonderbar, ‖ Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmal ‖ Dem Mann ein beßres Zeugniß redet, als ‖ Sein eigner Mund. Ich möcht ihn küssen gleich — ‖ Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern. Tempelherr. Was?

Nathan. Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr. Thut nichts! ‖ Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt ‖ Mich dieser Jud an zu verwirren.)

Nathan. Wärt ‖ Ihr wol so gut, und schicktet euern Mantel ‖ Auch einmal meinem Mädchen? Tempelherr. Was damit?

Nathan. Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken. ‖ Denn eure Kniee selber zu umfassen, ‖ Wünscht sie nun wol vergebens.

Tempelherr. Aber, Jude — ‖ Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr ‖ Setzt eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz — ‖ Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte...

Nathan. Stellt und verstellt euch, wie ihr wollt. Ich find ‖ Auch hier euch aus. Ihr wart zu gut, zu bieder, ‖ Um höflicher zu sein. — Das Mädchen, ganz ‖ Gefühl; der weibliche Gesandte, ganz ‖ Dienstfertigkeit; der Vater weit entfernt — ‖ Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge; ‖ Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen! ‖ Auch dafür dank ich euch —

Tempelherr. Ich muß gestehn, ‖ Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.

Nathan. Nur Tempelherren? sollten blos? und blos, ‖ Weil es die Ordensregeln so gebieten? ‖ Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß, ‖ Daß alle Länder gute Menschen tragen.

Tempelherr. Mit Unterschied doch hoffentlich!

Nathan. Ja wol; ‖ An Farb, an Kleidung, an Gestalt verschieden.

Tempelherr. Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan. Mit diesem Unterschied ists nicht weit her. ‖ Der große Mann braucht überall viel Boden; ‖ Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen ‖ Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir, ‖ Findt sich hingegen überall in Menge. ‖ Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln. ‖ Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen. ‖ Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen, ‖ Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr. Sehr wol gesagt! — Doch kennt ihr auch das Volk, ‖ Das diese Menschenmäkelei zuerst ‖ Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk ‖ Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? ‖ Wie? wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte, ‖ Doch wegen seines Stolzes zu verachten ‖ Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes, ‖ Den es auf Christ und Muselmann vererbte, ‖ Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt, ‖ Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede? ‖ Wenn hat und wo die fromme Raserei, ‖ Den bessern Gott zu haben, diesen bessern ‖ Der ganzen Welt als besten aufzudringen, ‖ In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr ‖ Gezeigt, als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt ‖ Die Schuppen nicht vom Auge fallen ... Doch, ‖ Sei blind, wer will! — Vergeßt, was ich gesagt; ‖ Und laßt mich! (will gehen)

Nathan. Ha! ihr wißt nicht, wie viel fester ‖ Ich nun mich an euch drängen werde. — Kommt, ‖ Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet ‖ Mein Volk, so sehr ihr wollt! Wir haben Beide ‖ Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind ‖ Wir unser Volk? Was heißt denn Volk? ‖ Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, ‖ Als Mensch? Ah, wenn ich einen mehr in euch ‖ Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch ‖ Zu heißen!

Tempelherr. Ja, bei Gott, das habt ihr, Nathan! ‖ Das habt ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich, ‖ Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan. Und ich bin stolz darauf. Nur das Gemeine ‖ Verkennt man selten.

Tempelherr. Und das Seltene ‖ Vergißt man schwerlich. — Nathan, ja: ‖ Wir müssen, müssen Freunde werden!

Nathan. Sind ‖ Es schon. — Wie wird sich meine Recha freuen! — ‖ Und ah! welch eine heitre Ferne schließt ‖ Sich meinen Blicken auf! — Kennt sie nur erst!

Tempelherr. Ich brenne vor Verlangen. — Wer stürzt dort ‖ Aus euerm Hause? Ists nicht ihre Daja?

Nathan. Ja wol. So ängstlich?

Tempelherr. Unsrer Recha ist ‖ Doch nichts begegnet?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, und **Daja** eilig.

Daja. Nathan! Nathan! — Nathan. Nun? —

Daja. Verzeihet, edler Ritter! daß ich euch ‖ Muß unterbrechen.

Nathan. Nun, was ists? — Tempelherr. Was ists?

Daja. Der Sultan hat geschickt. Der Sultan will ‖ Euch sprechen. Gott, der Sultan!

Nathan. Mich? der Sultan? ‖ Er wird begierig sein, zu sehen, was ‖ Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es sei ‖ Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja. Nein, nein! er will nichts sehen; will euch sprechen, ‖ Euch in Person, und bald; sobald ihr könnt.

Nathan. Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja. Nehmt ja nicht übel auf, gestrenger Ritter — ‖ Gott, wir sind so bekümmert, was der Sultan ‖ Doch will.

Nathan. Das wird sich zeigen. Geh nur, geh!

Siebenter Auftritt.

Nathan und **der Tempelherr.**

Tempelherr. So kennt ihr ihn noch nicht? — ich meine: von ‖ Person!

Nathan. Den Saladin? Noch nicht! Ich habe ‖ Ihn nicht vermieden, nicht gesucht zu kennen. ‖ Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut ‖ Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte, ‖ Als sehn. Doch nun, — wenn anders dem so ist, — ‖ Hat er durch Sparung eures Lebens ...

Tempelherr. Ja; ‖ Dem allerdings ist so. Das Leben, das ‖ Ich leb, ist sein Geschenk.

Nathan. Durch das er mir ‖ Ein doppelt, dreifach Leben schenkte. Dies ‖ Hat Alles zwischen uns verändert; hat ‖ Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das ‖ Mich seinem Dienst auf ewig fesselt. Kaum, ‖ Und kaum, kann ich es nun erwarten, was ‖ Er mir zuerst befehlen wird. Ich bin ‖ Bereit zu Allem; bin bereit, ihm zu ‖ Gestehn, daß ich es euertwegen bin.

Tempelherr. Noch hab ich selber ihm nicht danken können, ‖ So oft ich auch ihm in den Weg getreten. ‖ Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam ‖ So schnell, als schnell er wiederum verschwunden. ‖ Wer weiß, ob er sich meiner gar erinnert. ‖ Und dennoch muß er, einmal wenigstens, ‖ Sich meiner noch erinnern, um mein Schicksal ‖ Ganz zu entscheiden. Nicht genug, daß ich ‖ Auf sein Geheiß noch bin, mit seinem Willen ‖ Noch leb: ich muß nun auch von ihm erwarten, ‖ Nach wessen Willen ich zu leben habe.

Nathan. Nicht anders; um so mehr will ich nicht säumen! — ‖ Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf euch ‖ Zu kommen Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht — ‖ Ich eile — Wenn, wenn aber sehn wir euch ‖ Bei uns?

Tempelherr. Sobald ich darf.

Nathan. Sobald ihr wollt! — Tempelherr. Noch heut!

Nathan. Und euer Name? — muß ich bitten.

Tempelherr. Mein Name war — ist: Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan. Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr. Warum fällt ‖ Euch das so auf?

Nathan. Von Stauffen? — Des Geschlechts ‖ Sind wol schon mehrere ...

Tempelherr. O ja! hier waren, ‖ Hier faulen des Geschlechts schon mehrere. ‖ Mein Oheim selbst, — mein Vater will ich sagen, — ‖ Doch warum schärft sich euer Blick auf mich ‖ Je mehr und mehr?

Nathan. O nichts! o nichts! Wie kann ‖ Ich euch zu sehn ermüden?

Tempelherr. Drum verlaß ‖ Ich euch zuerst. Der Blick des Forschers fand ‖ Nicht selten mehr, als er zu finden wünschte. ‖ Ich fürcht ihn, Nathan! Laßt die Zeit allmählig, ‖ Und nicht die Neugier, unsre Kundschaft machen! (Er geht)

Nathan. (der ihm mit Erstaunen nachsieht) „Der Forscher fand nicht selten mehr, als er ‖ Zu finden wünschte.“ — Ist es doch, als ob ‖ In meiner Seel er lese! — Wahrlich ja; ‖ Das könnt auch mir begegnen. — Nicht allein ‖ Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch seine Stimme! So, ‖ Vollkommen so, warf Wolf sogar den Kopf; ‖ Trug Wolf sogar das Schwert im Arm; strich Wolf ‖ Sogar die Augenbraunen mit der Hand, ‖ Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen. — ‖ Wie solche tiefgeprägte Bilder doch ‖ Zu Zeiten in uns schlafen können, bis ‖ Ein Wort, ein Laut sie weckt. — Von Stauffen! — ‖ Ganz recht, ganz recht: Filnek und Stauffen. — ‖ Ich will das bald genauer wissen; bald! ‖ Nur erst zum Saladin! — Doch wie? lauscht dort ‖ Nicht Daja? — Nun, so komm nur näher, Daja!

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan. Was gilts? nun drückts euch Beiden schon das Herz, ‖ Noch ganz was Anders zu erfahren, als ‖ Was Saladin mir will.

Daja. Verdenkt ihrs ihr? ‖ Ihr fiengt so eben an, vertraulicher ‖ Mit ihm zu sprechen, als des Sultans Botschaft ‖ Uns von dem Fenster scheuchte.

Nathan. Nun, so sag ‖ Ihr nur, daß sie ihn jeden Augenblick ‖ Erwarten darf. Daja. Gewiß? gewiß?

Nathan. Ich kann ‖ Mich doch auf dich verlassen, Daja? Sei ‖ Auf deiner Hut; ich bitte dich! Es soll ‖ Dich nicht gereuen. Dein Gewissen selbst ‖ Soll seine Rechnung dabei finden. Nur ‖ Verdirb mir nichts in meinem Plane! Nur ‖ Erzähl und frage mit Bescheidenheit, ‖ Mit Rückhalt ...

Daja. Daß ihr doch noch erst so was ‖ Erinnern könnt! — Ich geh; geht ihr nur auch! ‖ Denn seht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan ‖ Ein zweiter Bot, Al-Hafi, euer Derwisch! (geht ab)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi. Ha! ha! Zu euch wollt ich nun eben wieder.

Nathan. Ists denn so eilig? Was verlangt er denn ‖ Von mir? Al-Hafi. Wer?

Nathan. Saladin! — Ich komm, ich komme.

Al-Hafi. Zu wem? Zum Saladin?

Nathan. Schickt Saladin ‖ Dich nicht?

Al-Hafi. Mich? nein! Hat er denn schon geschickt?

Nathan. Ja freilich hat er.

Al-Hafi. Nun, so ist es richtig!

Nathan. Was? was ist richtig?

Al-Hafi. Daß — ich bin nicht Schuld; ‖ Gott weiß, ich bin nicht Schuld! — Was hab ich nicht ‖ Von euch gesagt, gelogen, um es abzuwenden!

Nathan. Was abzuwenden? Was ist richtig?

Al-Hafi. Daß ‖ Nun ihr sein Defterdar geworden. Ich ‖ Bedaur euch. Doch mit ansehn will ichs nicht! ‖ Ich geh von Stund an, geh. Ihr habt es schon ‖ Gehört, wohin; und wißt den Weg. — Habt ihr ‖ Des Wegs was zu bestellen, sagt: ich bin ‖ Zu Diensten. Freilich muß es mehr nicht sein, ‖ Als was ein Nakter mit sich schleppen kann. ‖ Ich geh, sagt bald!

Nathan. Besinn dich doch, Al-Hafi! ‖ Besinn dich, daß ich noch von gar nichts weiß. ‖ Was plauderst du denn da?

Al-Hafi. Ihr bringt sie doch ‖ Gleich mit, die Beutel?

Nathan. Beutel?

Al-Hafi. Nun, das Geld, ‖ Das ihr dem Saladin vorschießen sollt. Nathan. Und weiter ist es nichts?

Al-Hafi. Ich sollt es wol ‖ Mit ansehn, wie er euch von Tag zu Tag ‖ Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt ‖ Es wol mit ansehn, daß Verschwendung aus ‖ Der weisen Milde sonst nie leeren Scheuern ‖ So lange borgt, und borgt, und bis auch ‖ Die armen eingebornen Mäuschen drin ‖ Verhungern? — Bildet ihr vielleicht euch ein, ‖ Wer euers Gelds bedürftig sei, der werde ‖ Doch euerm Rathe wol auch folgen? — Ja; ‖ Er Rathe folgen! Wenn hat Saladin ‖ Sich rathen lassen? — Denkt nur, Nathan! was ‖ Mir eben itzt mit ihm begegnet.

Nathan. Nun?

Al-Hafi. Da komm ich zu ihm, eben daß er Schach ‖ Gespielt mit seiner Schwester. Sittah spielt ‖ Nicht übel; und das Spiel, das Saladin ‖ Verloren glaubte, schon gegeben hatte, ‖ Das stand noch ganz so da. Ich seh euch hin, ‖ Und seh, daß das Spiel noch lange nicht ‖ Verloren.

Nathan. Ei! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi. Er durfte mit dem König an den Bauer ‖ Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ichs euch gleich ‖ Nur zeigen könnte! Nathan. O, ich traue dir!

Al-Hafi. Denn so bekam der Roche Feld: und sie ‖ War hin. — Das Alles will ich ihm nun weisen, ‖ Und ruf ihn. — Denkt! . . . Nathan. Er ist nicht deiner Meinung?

Al-Hafi. Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich ‖ Das ganze Spiel in Klumpen. Nathan. Ist das möglich?

Al-Hafi. Und sagt: er wolle matt nun einmal sein; ‖ Er wolle! Heißt das spielen?

Nathan. Schwerlich wol; ‖ Heißt mit dem Spiele spielen.

Al-Hafi. Gleichwol galt ‖ Es keine taube Nuß!

Nathan. Geld hin, Geld her! ‖ Das ist das Wenigste. Allein dich gar ‖ Nicht anzuhören! über einen Punkt ‖ Von solcher Wichtigkeit dich nicht einmal ‖ Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu ‖ Bewundern! das, das schreit um Rache; nicht?

Al-Hafi. Ach was! Ich sag euch das nur so, damit ‖ Ihr sehen könnt, was für ein Kopf er ist. ‖ Kurz, ich, ich halts mit ihm nicht länger aus. ‖ Da lauf ich nun bei allen schmutzgen Mohren ‖ Herum, und frage, wer ihm borgen will. ‖ Ich, der ich nie für mich gebettelt habe, ‖ Soll nun für Andre borgen. Borgen ist ‖ Viel besser nicht, als betteln: sowie leihen, ‖ Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist, ‖ Als stehlen. Unter meinen Ghebern, an ‖ dem Ganges, brauch ich Beides nicht, und brauche ‖ Das Werkzeug Beider nicht zu sein. Am Ganges, ‖ Am Ganges nur giebts Menschen! Hier seid ihr ‖ Der Einzige, der noch so würdig wäre, ‖ Daß er am Ganges lebte. — Wollt ihr mit? — ‖ Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche, ‖ Um den es ihm zu thun. Er bringt euch nach ‖ Und nach doch drum! So wär die Plackerei ‖ Auf einmal aus. Ich schaff euch einen Delk. ‖ Kommt! kommt!

Nathan. Ich dächte zwar, das blieb uns ja ‖ Noch immer übrig; doch Al-Hafi, will ‖ Ichs überlegen, Warte . . .

Al-Hafi. Ueberlegen? ‖ Nein! so was überlegt sich nicht.

Nathan. Nur bis ‖ Ich von dem Sultan wiederkomme; bis ‖ Ich Abschied erst . . .

Al-Hafi. Wer überlegt, der sucht ‖ Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer ‖ Sich Knall und Fall, ihm selbst zu leben, nicht ‖ Entschließen kann, der lebet Andrer Sklav ‖ Auf immer. — Wie ihr wollt! — Lebt wol! wies euch ‖ wol dünkt. — Mein Weg liegt dort; und eurer da!

Nathan. Al-Hafi! Du wirst selbst doch erst das Deine ‖ Berichtigen?

Al-Hafi. Ach Possen! Der Bestand ‖ Von meiner Kass ist nicht des Zählens werth; ‖ Und meine Rechnung bürgt — ihr oder Sittah. ‖ Lebt wol! (ab)

Nathan. (ihm nachsehend) Die bürg ich! — Wilder, guter, edler — ‖ Wie nenn ich ihn? — Der wahre Bettler ist ‖ Doch einzig und allein der wahre König! (von einer andern Seite ab)

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

(Scene: in Nathans Hause.)

Recha und **Daja.**

Recha. Wie, Daja, drückte sich mein Vater aus? ‖ „Ich dürf ihn jeden Augenblick erwarten?“ ‖ Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch sobald ‖ Erscheinen werde. — Wie viel Augenblicke ‖ Sind aber schon vorbei! — Ah nun; wer denkt ‖ An die verflossenen? — Ich will allein ‖ In jedem nächsten Augenblicke leben. ‖ Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt!

Daja. O, der verwünschten Botschaft von dem Sultan! ‖ Denn Nathan hätte sicher ohne sie ‖ Ihn gleich mit hergebracht.

Recha. Und wenn er nun ‖ Gekommen, dieser Augenblick; wenn denn ‖ Nun meiner Wünsche wärmster, innigster ‖ Erfüllet ist: was dann? — was dann?

Daja. Was dann? ‖ Dann hoff ich, daß auch meiner Wünsche wärmster ‖ Soll in Erfüllung gehen.

Recha. Was wird dann ‖ In meiner Brust an dessen Stelle treten, ‖ Die schon verlernt, ohn einen herrschenden ‖ Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen? — Nichts? ‖ Ah, ich erschrecke! . . .

Daja. Mein, mein Wunsch wird dann ‖ An des erfüllten Stelle treten, meiner! ‖ Mein Wunsch, dich in Europa, dich in Händen ‖ Zu wissen, welche deiner würdig sind.

Recha. Du irrst. — Was diesen Wunsch zu deinem macht, ‖ Das Nämliche verhindert, daß er meiner ‖ Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland: ‖ Und meines, meines sollte mich nicht halten? ‖ Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele ‖ Noch nicht verloschen, sollte mehr vermögen, ‖ Als die ich sehn, und greifen kann, und hören, ‖ Die Meinen?

Daja. Sperre dich, so viel du willst! ‖ Des Himmels Wege sind des Himmels Wege. ‖ Und wenn es nun dein Retter selber wäre, ‖ Durch den sein Gott, für den er kämpft, dich in ‖ Das Land, dich zu dem Volke führen wollte, ‖ Für welche du geboren wurdest?

Recha. Daja! ‖ Was sprichst du da nun wieder, liebe Daja! ‖ Du hast doch wahrlich deine sonderbaren ‖ Begriffe! „Sein, sein Gott! für den er kämpft!“ ‖ Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott, ‖ Der einem Menschen eignet? der für sich ‖ Muß kämpfen lassen? — Und wie weiß ‖ Man denn, für welchen Erdkloß man geboren, ‖ Wenn mans für den nicht ist, auf welchem man ‖ Geboren? — Wenn mein Vater dich so hörte! — ‖ Was that er dir, mir immer nur mein Glück ‖ So weit von ihm, als möglich, vorzuspiegeln? ‖ Was that er dir, den Samen der Vernunft, ‖ Den er so rein in meine Seele streute, ‖ Mit deines Landes Unkraut oder Blumen ‖ So gern zu mischen? — Liebe, liebe Daja! ‖ Er will nun deine bunten Blumen nicht ‖ Auf meinem Boden! — Und ich muß dir sagen: ‖ Ich selber fühle meinen Boden, wenn ‖ Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet, ‖ So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle ‖ In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte, ‖ Mich so betäubt, so schwindelnd! — Dein Gehirn ‖ Ist dessen mehr gewohnt. Ich tadle drum ‖ Die stärkern Nerven nicht, die ihn vertragen. ‖ Nur schlägt er mir nicht zu; und schon dein Engel, ‖ Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin ‖ Gemacht? — Noch schäm ich mich vor meinem Vater ‖ Der Posse!

Daja. Posse! ‖ Als ob der Verstand ‖ Nur hier zu Hause wäre! Posse! Posse! ‖ Wenn ich nur reden dürfte!

Recha. Darfst du nicht? ‖ Wenn war ich nicht ganz Ohr, so oft es dir ‖ Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich ‖ Zu unterhalten? Hab ich ihren Thaten ‖ Nicht stets Bewunderung, und ihren Leiden ‖ Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube ‖ Schien freilich mir das Heldenmäßigste ‖ An ihnen nie. Doch so viel tröstender ‖ War mir die Lehre, daß Ergebenheit ‖ In Gott von unserm Wähnen über Gott ‖ So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja! ‖ Das hat mein Vater uns so oft gesagt; ‖ Darüber hast du selbst mit ihm so oft ‖ Dich einverstanden: warum untergräbst ‖ Du denn allein, was du mit ihm zugleich ‖ Gebauet? — Liebe Daja! das ist kein ‖ Gespräch, womit wir unserm Freund am besten ‖ Entgegen sehn. Für mich zwar, ja! Denn mir, ‖ Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . . ‖ Horch, Daja! — Kommt es nicht an unsre Thüre? ‖ Wenn Er es wäre! horch!

Zweiter Auftritt.

Recha. Daja und **der Tempelherr,** dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha. (fährt zusammen, faßt sich, und will ihm zu Füßen fallen) Er ists! — Mein Retter, ah!

Tempelherr. Dies zu vermeiden, ‖ Erschien ich blos so spät: und doch —

Recha. Ich will ‖ Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes ‖ Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne! ‖ Der Mann will keinen Dank; will ihn so wenig, ‖ Als ihn der Wassereimer will, der bei ‖ Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen. ‖ Der ließ sich füllen, ließ sich leeren, mir ‖ Nichts, dir nichts: also auch der Mann! Auch der ‖ Ward nur so in die Glut hineingestoßen; ‖ Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm; ‖ Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken ‖ Auf seinem Mantel, ihm in seinen Armen, ‖ Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns Beide ‖ Herausschmiß aus der Glut. — Was giebt es da ‖ Zu danken? — In Europa treibt der Wein ‖ Zu noch weit andern Thaten! — Tempelherren, ‖ Die müssen einmal nun so handeln! müssen, ‖ Wie etwas besser zugelernte Hunde, ‖ Sowol aus Feuer, als aus Wasser holen.

Tempelherr. (der sie mit Erstaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet) O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken ‖ Des Kummers und der Galle meine Laune ‖ Dich übel anließ, warum jede Thorheit, ‖ Die meiner Zung entfuhr, ihr hinterbringen? ‖ Das hieß: sich zu empfindlich rächen, Daja! ‖ Doch wenn du nur von nun an besser mich ‖ Bei ihr vertreten willst.

Daja. Ich denke, Ritter! ‖ Ich denke nicht, daß diese kleinen Stacheln, ‖ Ihr an das Herz geworfen, euch da sehr ‖ Geschadet haben.

Recha. Wie? Ihr hattet Kummer? ‖ Und wart mit euerm Kummer geiziger, ‖ Als euerm Leben?

Tempelherr. Gutes, holdes Kind! — ‖ Wie ist doch meine Seele zwischen Auge ‖ Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht; ‖ Nein, nein! das war es nicht, das aus dem Feuer ‖ Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt, ‖ Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte ‖ Auf mich gewartet? — Zwar — verstellt — der Schreck (Pause, unter der er, in Anschauung ihrer, sich wie verliert)

Recha. Ich aber find euch noch den Nämlichen. — ‖ (desgleichen; bis sie fortfährt, um ihn in seinem Anstaunen zu unterbrechen): Nun, Ritter! sagt uns doch, wo ihr so lange ‖ Gewesen? — Fast dürft ich auch fragen: wo ‖ Ihr itzo seid?

Tempelherr. Ich bin, — wo ich vielleicht ‖ Nicht sollte sein. —

Recha. Wo ihr gewesen? — Auch ‖ Wo ihr vielleicht nicht solltet sein gewesen? ‖ Das ist nicht gut!

Tempelherr. Auf — auf — wie heißt der Berg? ‖ Auf Sinai!

Recha. Auf Sinai? — Ah schön! ‖ Nun kann ich zuverlässig doch einmal ‖ Erfahren, ob es wahr...

Tempelherr. Was? was? Obs wahr, ‖ Daß noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses ‖ Vor Gott gestanden, als...

Recha. Nun das wol nicht! ‖ Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon ‖ Ist mir zur Gnüge schon bekannt. — Obs wahr, ‖ Möcht ich nur gern von euch erfahren, daß — ‖ Daß es bei weitem nicht so mühsam sei, ‖ Auf diesen Berg hinauf zu steigen, als ‖ Herab? — Denn seht: so viel ich Berge noch ‖ Gestiegen bin, wars just das Gegentheil. — ‖ Nun, Ritter? — Was? Ihr kehrt euch von mir ab? ‖ Wollt mich nicht sehn?

Tempelherr. Weil ich euch hören will.

Recha. Weil ihr mich nicht wollt merken lassen, daß ‖ Ihr meiner Einfalt lächelt; daß ihr lächelt, ‖ Wie ich euch doch so gar nichts Wichtigers ‖ Von diesem heiligen Berg aller Berge ‖ Zu fragen weiß. Nicht wahr?

Tempelherr. So muß ‖ Ich doch euch wieder in die Augen sehn! — ‖ Was? Nun schlagt ihr sie nieder? nun verbeißt ‖ Das Lächeln ihr? wie ich noch erst in Mienen, ‖ In zweifelhaften Mienen lesen will, ‖ Was ich so deutlich hör, ihr so vernehmlich ‖ Mir sagt — verschweigt? — Ah Recha! Recha! Wie ‖ Hat er so wahr gesagt: „Kennt sie nur erst!“

Recha. Wer hat? — von wem? — euch das gesagt?

Tempelherr. „Kennt sie ‖ Nur erst!“ hat euer Vater mir gesagt; ‖ Von euch gesagt.

Daja. Und ich nicht etwa auch? ‖ Ich denn nicht auch?

Tempelherr. Allein wo ist er denn? ‖ Wo ist denn euer Vater? Ist er noch ‖ Beim Sultan. Recha. Ohne Zweifel!

Tempelherr. Noch, noch da? — ‖ O, mich Vergeßlichen! Nein, nein! da ist ‖ Er schwerlich mehr. — Er wird dort unten bei ‖ Dem Kloster meiner warten; ganz gewiß! ‖ So redten, mein ich, wir es ab. Erlaubt! ‖ Ich geh, ich hol ihn...

Daja. Das ist meine Sache! ‖ Bleibt, Ritter, bleibt! Ich bring ihn unverzüglich.

Tempelherr. Nicht so, nicht so! Er sieht mir selbst entgegen; ‖ Nicht euch. Dazu: er könnte leicht — wer weiß? — ‖ Er könnte bei dem Sultan leicht, — ihr kennt ‖ Den Sultan nicht! — leicht in Verlegenheit ‖ Gekommen sein. — Glaubt mir; es hat Gefahr, ‖ Wenn ich nicht geh.

Recha. Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr. Gefahr für mich, für euch, für ihn: wenn ich ‖ Nicht schleunig, schleunig geh. (ab)

Dritter Auftritt.

Recha und **Daja.**

Recha. Was ist das, Daja? — ‖ So schnell? — Was kömmt ihn an? Was fiel ihm auf? ‖ Was jagt ihn?

Daja. Laßt nur, laßt! Ich denk, es ist ‖ Kein schlimmes Zeichen. Recha. Zeichen? und wovon?

Daja. Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht, ‖ Und soll nicht überkochen. Laßt ihn nur! ‖ Nun ists an euch.

Recha. Was ist an mir? Du wirst, ‖ Wie er, mir unbegreiflich.

Daja. Bald nun könnt ‖ Ihr ihm die Unruh all vergelten, die ‖ Er euch gemacht hat. Seid nur aber auch ‖ Nicht allzustreng, nicht allzu rachbegierig!

Recha. Wovon du sprichst, das magst du selber wissen!

Daja. Und seid denn ihr bereits so ruhig wieder?

Recha. Das bin ich; ja, das bin ich...

Daja. Wenigstens ‖ Gesteht, daß ihr euch seiner Unruh freut; ‖ Und seiner Unruh danket, was ihr itzt ‖ Von Ruh genießt.

Recha. Mir völlig unbewußt! ‖ Denn was ich höchstens dir gestehen könnte, ‖ Wär, daß es mich — mich selbst befremdet, wie ‖ Auf einen solchen Sturm in meinem Herzen ‖ So eine Stille plötzlich folgen können. ‖ Sein voller Anblick, sein Gespräch, sein Ton ‖ Hat mich... Daja. Gesättigt schon?

Recha. Gesättigt, will ‖ Ich nun nicht sagen; nein — bei weitem nicht — Daja. Den heißen Hunger nur gestillt.

Recha. Nun ja; ‖ Wenn du so willst!

Daja. Ich eben nicht!

Recha. Er wird ‖ Mir ewig werth; mir ewig werther, als ‖ Mein Leben bleiben: wenn auch schon mein Puls ‖ Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt; ‖ Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke, ‖ Geschwinder, stärker schlägt. — Was schwatz ich? Komm, ‖ Komm, liebe Daja! wieder an das Fenster, ‖ Das auf die Palmen sieht.

Daja. So ist er doch ‖ Wol noch nicht ganz gestillt, der heiße Hunger?

Recha. Nun werd ich auch die Palmen wieder sehn: ‖ Nicht ihn blos untern Palmen.

Daja. Diese Kälte ‖ Beginnt auch wol ein neues Fieber nur.

Recha. Was Kält? Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich ‖ Nicht minder gern, was ich mit Ruhe sehe.

Vierter Auftritt.

(Scene: ein Audienzsaal in dem Pallaste des Saladin)

Saladin und **Sittah.**

Saladin. (im Hereintreten, gegen die Thüre) Hier bringt den Juden her, sobald er kömmt! ‖ Er scheint sich eben nicht zu übereilen.

Sittah. Er war auch wol nicht bei der Hand; nicht gleich ‖ Zu finden. Saladin. Schwester! Schwester!

Sittah. Thust du doch, ‖ Als stünde dir ein Treffen vor.

Saladin. Und das ‖ Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen. ‖ Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen; ‖ Soll Fallen legen; soll auf Glatteis führen. ‖ Wenn hätt ich das gekonnt? Wo hätt ich das ‖ Gelernt? — Und soll das Alles, ah, wozu? ‖ Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld, ‖ Geld einem Juden abzubangen? Geld! ‖ Zu solchen kleinen Listen wär ich endlich ‖ Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir ‖ Zu schaffen?

Sittah. Jede Kleinigkeit, zu sehr ‖ Verschmäht, die rächt sich, Bruder!

Saladin. Leider wahr! — ‖ Und wenn nun dieser Jude gar der gute, ‖ Vernünftige Mann ist, wie der Derwisch dir ‖ Ihn ehedem beschrieben?

Sittah. O, nun dann! Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt ‖ Ja nur dem geizigen, besorglichen, ‖ Furcht-

samen Juden: nicht dem guten, nicht ‖ Dem weisen Manne. Dieser ist ja so ‖ Schon unser, ohne Schlinge. Das Vergnügen ‖ Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausredt; ‖ Mit welcher dreisten Stärk entweder er ‖ Die Stricke kurz zerreißet, oder auch ‖ Mit welcher schlauen Vorsicht er die Netze ‖ Vorbei sich windet: dies Vergnügen hast ‖ Du obendrein!

Saladin. Nun, das ist wahr! Gewiß; ‖ Ich freue mich darauf.

Sittah. So kann dich ja ‖ Auch weiter nichts verlegen machen. Denn ‖ Ists einer aus der Menge blos; ists blos ‖ Ein Jude, wie ein Jude: gegen den ‖ Wirst du dich doch nicht schämen, so zu scheinen, ‖ Wie er die Menschen all sich denkt? Vielmehr; ‖ Wer sich ihm besser zeigt, der zeigt sich ihm ‖ Als Geck, als Narr!

Saladin. So muß ich ja wol gar ‖ Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht ‖ Schlecht denke?

Sittah. Traun! wenn du schlecht handeln nennst, ‖ Ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen.

Saladin. Was hätt ein Weiberkopf erdacht, das er ‖ Nicht zu beschönen wüßte! Sittah. Zu beschönen!

Saladin. Das feine, spitze Ding, besorg ich nur, ‖ In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was ‖ Will ausgeführt sein, wies erfunden ist: ‖ Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch, ‖ Mags doch nur, mags! Ich tanze, wie ich kann; ‖ Und könnt es freilich, lieber — schlechter noch, ‖ Als besser.

Sittah. Trau dir auch nur nicht zu wenig! ‖ Ich stehe dir für dich! Wenn du nur willst. — ‖ Daß uns die Männer deines gleichen doch ‖ So gern bereden möchten, nur ihr Schwert, ‖ Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht. ‖ Der Löwe schämt sich freilich, wenn er mit ‖ Dem Fuchse jagt: — des Fuchses, nicht der List!

Saladin. Und daß die Weiber doch so gern den Mann ‖ Zu sich herunter hätten! — Geh nur, geh! — ‖ Ich glaube, meine Lection zu können. Sittah. Was? ich soll gehn?

Saladin. Du wolltest doch nicht bleiben?

Sittah. Wenn auch nicht bleiben ... im Gesicht euch bleiben — ‖ Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin. Da zu horchen? ‖ Auch das nicht, Schwester! wenn ich soll bestehn. — ‖ Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kömmt! — doch daß ‖ Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach. (indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat sich gesetzt)

Fünfter Auftritt.

Saladin und **Nathan.**

Saladin. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! — ‖ Nur ohne Furcht!

Nathan. Die bleibe deinem Feinde!

Saladin. Du nennst dich Nathan? Nathan. Ja!

Saladin. Den weisen Nathan? Nathan. Nein!

Saladin. Wol! nennst du dich nicht, nennt dich das Volk. Nathan. Kann sein, das Volk!

Saladin. Du glaubst doch nicht, daß ich ‖ Verächtlich von des Volkes Stimme denke? — ‖ Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen, ‖ Den es den Weisen nennt.

Nathan. Und wenn es ihn ‖ Zum Spotte so nennte? Wenn dem Volke weise ‖ Nichts weiter wär, als klug? und klug nur der, ‖ Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

Saladin. Auf seinen wahren Vortheil, meinst du doch?

Nathan. Dann freilich wär der Eigennützigste ‖ Der Klügste. Dann wär freilich klug und weise ‖ Nur eins!

Saladin. Ich höre dich erweisen, was ‖ Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre ‖ Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du! ‖ Hast du zu kennen wenigstens gesucht; ‖ Hast drüber nachgedacht: das auch allein ‖ Macht schon den Weisen!

Nathan. Der sich jeder dünkt ‖ Zu sein.

Saladin. Nun der Bescheidenheit genug! ‖ Denn sie nur immerdar zu hören, wo ‖ Man trockene Vernunft erwartet, ekelt. (Er springt auf) ‖ Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber ‖ Aufrichtig, Jud, aufrichtig!

Nathan. Sultan, ich ‖ Will sicherlich dich so bedienen, daß ‖ Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.

Saladin. Bedienen? wie?

Nathan. Du sollst das Beste haben ‖ Von Allem; sollst es um den billigsten ‖ Preis haben!

Saladin. Wovon sprichst du? doch wol nicht ‖ Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir ‖ Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!) — ‖ Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun!

Nathan. So wirst du ohne Zweifel wissen wollen, ‖ Was ich auf meinem Wege von dem Feinde, ‖ Der allerdings sich wieder reget, etwa ‖ Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen...

Saladin. Auch darauf bin ich eben nicht mit dir ‖ Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel ‖ Ich nöthig habe. — Kurz! —

Nathan. Gebiete, Sultan!

Saladin. Ich heische deinen Unterricht in ganz ‖ Was Anderm; ganz was Anderm. — Da du nun ‖ So weise bist: so sage mir doch einmal — ‖ Was für ein Glaube, was für ein Gesetz ‖ Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan. Sultan! ‖ Ich bin ein Jud.

Saladin. Und ich ein Muselmann! ‖ Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei ‖ Religionen kann doch eine nur ‖ Die wahre sein. — Ein Mann, wie du, bleibt da ‖ Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt ‖ Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt, ‖ Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern. ‖ Wolan! so theile deine Einsicht mir ‖ Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen ‖ Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit ‖ Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe ‖ Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen, ‖ Damit ich sie zu meiner mache. — Wie? ‖ Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann ‖ Wol sein, daß ich der erste Sultan bin, ‖ Der eine solche Grille hat, die mich ‖ Doch eines Sultans eben nicht so ganz ‖ Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch! ‖ Sprich! — Oder willst du einen Augenblick, ‖ Dich zu bedenken? Gut; ich geb ihn dir. — ‖ (Ob sie wol horcht? Ich will sie doch belauschen; ‖ Will hören, ob ichs recht gemacht.) — Denk nach! ‖ Geschwind, denk nach! Ich säume nicht, zurück ‖ Zu kommen. (Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben)

Sechster Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist ‖ Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin ‖ Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit! Wahrheit! ‖ Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob ‖ Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch ‖ Uralte Münze, die gewogen ward! — ‖ Das gienge noch! Allein so neue Münze, ‖ Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett ‖ Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht! ‖ Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf ‖ Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude? ‖ Ich oder er? — Doch wie? Sollt er auch wol ‖ Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar, ‖ Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur ‖ Als Falle brauche, wär auch gar zu klein! — ‖ Zu klein? — Was ist für einen Großen denn ‖ Zu klein? Gewiß, gewiß: er stürzte mit ‖ Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört ‖ Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß ‖ Behutsam gehn! — und wie? wie das? So ganz ‖ Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. — ‖ Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder. ‖ Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen, ‖ Warum kein Muselmann? — Das wars! Das kann ‖ Mich retten! — Nicht die Kinder blos speist man ‖ Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und **Nathan.**

Saladin. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm dir doch ‖ Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande ‖ Mit deiner Ueberlegung. — Nun, so rede! ‖ Es hört uns keine Seele.

Nathan. Möcht auch doch ‖ Die ganze Welt uns hören!

Saladin. So gewiß ‖ Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn ‖ Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu ‖ Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel ‖ Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan. Ja! ja! wanns nöthig ist und nutzt.

Saladin. Von nun ‖ An darf ich hoffen, einen meiner Titel, ‖ Verbesserer der Welt und des Gesetzes, ‖ Mit Recht zu führen.

Nathan. Traun, ein schöner Titel! ‖ Doch, Sultan! eh ich mich dir ganz vertraue, ‖ Erlaubst du wol, dir ein Geschicht-chen zu ‖ Erzählen?

Saladin. Warum das nicht? Ich bin stets ‖ Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut ‖ Erzählt.

Nathan. Ja, gut erzählen, das ist nun ‖ Wol eben meine Sache nicht.

Saladin. Schon wieder ‖ So stolz bescheiden? — Mach! erzähl, erzähle!

Nathan. Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten, ‖ Der einen Ring von unschätzbarem Werth ‖ Aus lieber Hand

besaß. Der Stein war ein ‖ Opal, der hundert schöne Farben spielte, ‖ Und hatte die geheime Kraft, vor Gott ‖ Und Menschen angenehm zu machen, wer ‖ In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder, ‖ Daß ihn der Mann im Osten darum nie ‖ Vom Finger ließ; und die Verfügung traf, ‖ Auf ewig ihn bei seinem Hause zu ‖ Erhalten. Nämlich so: Er ließ den Ring ‖ Von seinen Söhnen dem geliebtesten; ‖ Und setzte fest, daß dieser wiederum ‖ Den Ring von seinen Söhnen dem vermache, ‖ Der ihm der liebste sei; und stets der liebste, ‖ Ohn Ansehn der Geburt, in Kraft allein ‖ Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde! — ‖ Versteh mich, Sultan!

Saladin. Ich versteh dich. Weiter!

Nathan. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn, ‖ Auf einen Vater endlich von drei Söhnen, ‖ Die alle drei ihm gleich gehorsam waren, ‖ Die alle drei er folglich, gleich zu lieben, ‖ Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit ‖ Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald ‖ Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm ‖ Allein befand, und sein ergießend Herz ‖ Die andern zwei nicht theilten, — würdiger ‖ Des Ringes, den er denn auch einem jeden ‖ Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen. ‖ Das gieng nun so, so lang es gieng. — Allein ‖ Es kam zum Sterben, und der gute Vater ‖ Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei ‖ Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort ‖ Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? — ‖ Er sendet in geheim zu einem Künstler, ‖ Bei dem er nach dem Muster seines Ringes, ‖ Zwei andere bestellt, und weder Kosten, ‖ Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich, ‖ Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt ‖ Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt, ‖ Kaun selbst der Vater seinen Musterring ‖ Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft ‖ Er seine Söhne, jeden insbesondre; ‖ Giebt jedem insbesondre seinen Segen, — ‖ Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin. (der sich betroffen von ihm gewandt) Ich hör, ich höre! — Komm mit deinem Mährchen ‖ Nur bald zu Ende! — Wirds?

Nathan. Ich bin zu Ende. ‖ Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. — ‖ Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder ‖ Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst ‖ Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt, ‖ Man klagt: Umsonst; der rechte Ring war nicht ‖ Erweislich; — (nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet) Fast so unerweislich, als ‖ Uns itzt — der rechte Glaube!

Saladin. Wie? das soll ‖ Die Antwort sein auf meine Frage? . .

Nathan. Soll ‖ Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe ‖ Mir nicht getrau zu unterscheiden, die ‖ Der Vater in der Absicht machen ließ, ‖ Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte, ‖ Daß die Religionen, die ich dir ‖ Genannt, doch wol zu unterscheiden wären; ‖ Bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank!

Nathan. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. — ‖ Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte? ‖ Geschrieben oder überliefert! — Und ‖ Geschichte muß doch wol allein auf Treu ‖ Und Glauben angenommen werden? — Nicht? — ‖ Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn ‖ Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen? ‖ Doch, deren Blut wir sind? doch deren, die ‖ Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe ‖ Gegeben? die uns nie getäuscht, als, wo ‖ Getäuscht zu werden, uns heilsamer war? — ‖ Wie kann ich meinen Vätern weniger, ‖ Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. — ‖ Kann ich von dir verlangen, daß du deine ‖ Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht ‖ Zu widersprechen? Oder umgekehrt. ‖ Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht. ‖ Ich muß verstummen.)

Nathan. Laß auf unsre Ring ‖ Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne ‖ Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter, ‖ Unmittelbar aus seines Vaters Hand ‖ Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem ‖ Er von ihm lange das Versprechen schon ‖ Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu ‖ Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater, ‖ Betheurte jeder, könne gegen ihn ‖ Nicht falsch gewesen sein; und eh er dieses ‖ Von ihm, von einem solchen lieben Vater, ‖ Argwohnen lass: eh müss er seine Brüder, ‖ So gern er sonst von ihnen nur das Beste ‖ Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels ‖ Bezeihen; und er wolle die Verräther ‖ Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören, ‖ Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan. Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater ‖ Nicht bald zur Stelle schafft, so weis ich euch ‖ Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel ‖ Zu lösen da bin? Oder harret ihr, ‖ Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? — ‖ Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring ‖ Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen; ‖ Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß ‖ Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden ‖ Doch das nicht können! — Nun: wen lieben zwei ‖ Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt? ‖ Die Ringe wirken nur zurück? und nicht ‖ Nach außen? Jeder liebt sich selber nur ‖ Am meisten? — O, so seid ihr alle drei ‖ Betrogene Betrüger! Eure Ringe ‖ Sind alle drei nicht echt, ‖ Der echte Ring ‖ Vermuthlich gieng verloren. Den Verlust ‖ Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater ‖ Die drei für Einen machen.

Saladin. Herrlich! herrlich!

Nathan. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr ‖ Nicht meinen Rath, statt meines Spruches wollt: ‖ Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt ‖ Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von ‖ Euch jeder seinen Ring von seinem Vater: ‖ So glaube jeder sicher seinen Ring ‖ Den echten. — Möglich, daß der Vater nun ‖ Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger ‖ In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß, ‖ Daß er euch alle drei geliebt, und gleich ‖ Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen, ‖ Um einen zu begünstigen. — Wolan! ‖ Es eifre jeder seiner unbestochnen, ‖ Von Vorurtheilen freien Liebe nach! ‖ Es strebe von euch jeder um die Wette, ‖ Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag ‖ Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth, ‖ Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, ‖ Mit innigster Ergebenheit in Gott, | Zu Hilf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte ‖ Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern: ‖ So lad ich über tausend tausend Jahre, ‖ Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird ‖ Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen, ‖ Als ich; und sprechen: Geht! — So sagte der ‖ Bescheidne Richter.

Saladin. Gott! Gott!

Nathan. Saladin, ‖ Wenn du dich fühlest, dieser weisere, ‖ Versprochne Mann zu sein . . .

Saladin. (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt) Ich Staub? Ich Nichts? ‖ O Gott! Nathan. Was ist dir, Sultan?

Saladin. Nathan, lieber Nathan! — ‖ Die tausend tausend Jahre deines Richters ‖ Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht ‖ Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund!

Nathan. Und weiter hätte Saladin mir nichts ‖ Zu sagen?

Saladin. Nichts! Nathan. Nichts?

Saladin. Gar nichts! — Und warum?

Nathan. Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht, ‖ Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin. Brauchts ‖ Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan. Ich komm von einer weiten Reis, auf welcher ‖ Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab ich ‖ Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt ‖ Bedenklich wiederum zu werden; — und ‖ Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. — ‖ Da dacht ich, ob nicht du vielleicht, weil doch ‖ Ein naher Krieg des Geldes immer mehr ‖ Erfordert, — etwas brauchen könntest.

Saladin. (ihm steif in die Augen sehend) Nathan! — ‖ Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon ‖ Bei dir gewesen; — will nicht untersuchen, ‖ Ob dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses ‖ Erbieten freier Dings zu thun . . .

Nathan. Ein Argwohn?

Saladin. Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — denn was hilfts? ‖ Ich muß dir nur gestehen, — daß ich im ‖ Begriffe war —

Nathan. Doch nicht das Nämliche ‖ An mich zu suchen?

Saladin. Allerdings.

Nathan. So wär ‖ Uns Beiden ja geholfen! — Daß ich aber ‖ Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken, ‖ Das macht der junge Tempelherr. Du kennst ‖ Ihn ja. Ihm hab ich eine große Post ‖ Vorher noch zu bezahlen.

Saladin. Tempelherr? ‖ Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht ‖ Mit deinem Geld auch unterstützen wollen?

Nathan. Ich spreche von dem einen nur, dem du ‖ Das Leben spartest . . .

Saladin. Ah! woran erinnerst ‖ Du mich! — Hab ich doch diesen Jüngling ganz ‖ Vergessen! — Kennst du ihn? — Wo ist er?

Nathan. Wie? ‖ So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade ‖ Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er, ‖ Er, mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens, ‖ Hat meine Tochter aus dem Feur gerettet!

Saladin. Er? Hat er das? — Ha! darnach sah er aus. ‖ Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan, ‖ Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier? ‖ So bring ihn her! — Ich habe meiner Schwester ‖ Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht ‖ Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie ‖ Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! — ‖ Geh, hol ihn! — Wie aus Einer guten That, ‖ Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft, ‖ Doch so viel andre gute Thaten fließen! ‖ Geh, hol ihn!

Nathan. (indem er Saladins Hand fahren läßt) Augenblicks! Und bei dem Andern ‖ Bleibt es doch auch? (ab)

Saladin. Ah! daß ich meine Schwester ‖ Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn ‖ Wie soll ich Alles das ihr nun erzählen? ‖ (ab von der andern Seite)

Achter Auftritt.

(Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Klosters, wo der Tempelherr Nathans wartet)

Tempelherr.

(Geht, mit sich selbst kämpfend, auf und ab, bis er losbricht)

— Hier hält das Opferthier ermüdet still. — ‖ Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wissen, ‖ Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern, ‖ Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umsonst ‖ Geflohn! umsonst! — Und weiter konnt ich doch ‖ Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen soll! — ‖ Ihm auszubeugen, war der Streich zu schnell ‖ Gefallen, unter den zu kommen, ich ‖ So lang und viel mich weigerte. — Sie sehn, ‖ Die ich zu sehn so wenig lüstern war, — ‖ Sie sehn, und der Entschluß, sie wieder aus ‖ Den Augen nie zu lassen — Was Entschluß? ‖ Entschluß ist Vorsatz, That: und ich, ich litt, ‖ Ich litte blos. — Sie sehn, und das Gefühl, ‖ An sie verstrickt, in sie verwebt zu sein, ‖ War eins; — bleibt eins. — Von ihr getrennt ‖ Zu leben, ist mir ganz undenkbar; wär ‖ Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode ‖ Noch sind, auch da mein Tod! — Ist das nun Liebe: ‖ So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt ‖ Der Christ das Judenmädchen freilich. — Hm! ‖ Was thuts? — Ich hab in dem gelobten Lande — ‖ Und drum auch mir gelobt auf immerdar! — ‖ Der Vorurtheile mehr schon abgelegt. — ‖ Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr ‖ Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt, ‖ Der mich zu Saladins Gefangnen machte. ‖ Der Kopf, den Saladin mir schenkte, wär ‖ Mein alter? — Ist ein neuer, der von Allem ‖ Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward, ‖ Was jenen band. — Und ist ein bessrer; für ‖ Den väterlichen Himmel mehr gemacht. ‖ Das spür ich ja. Denn erst mit ihm beginn ‖ Ich so zu denken, wie mein Vater hier ‖ Gedacht muß haben, wenn man Mährchen nicht ‖ Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch ‖ Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie, ‖ Als itzt geschienen, da ich nur Gefahr ‖ Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel? ‖ Ich will mit Männern lieber fallen, als ‖ Mit Kindern stehn. — Sein Beispiel bürget mir ‖ Für seinen Beifall. Und an wessen Beifall ‖ Liegt mir denn sonst? — An Nathans? — O, an dessen ‖ Ermuntrung mehr, als Beifall, kann es mir ‖ Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! — ‖ Und der so ganz nur Jude scheinen will! ‖ Da kömmt er; kömmt mit Hast; glüht heitre Freude! ‖ Wer kam vom Saladin je anders? He! ‖ He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und **der Tempelherr.**

Nathan. Wie? seid Ihrs?

Tempelherr. Ihr habt ‖ Sehr lang euch bei dem Sultan aufgehalten.

Nathan. So lange nun wol nicht. Ich ward im Hingehn ‖ Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich, Curd; der Mann ‖ Steht seinen Ruhm. Sein Ruhm ist blos sein Schatten! — ‖ Doch laßt vor allen Dingen euch geschwind ‖ Nur sagen ...

Tempelherr. Was?

Nathan. Er will euch sprechen; will, ‖ Daß ungesäumt ihr zu ihm kommt. Begleitet ‖ Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn ‖ Erst etwas Anders zu verfügen habe: ‖ Und dann, so gehn wir!

Tempelherr. Nathan, euer Haus ‖ Betret ich wieder eher nicht ...

Nathan. So seid ‖ Ihr doch indeß schon da gewesen? habt ‖ Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt: wie ‖ Gefällt euch Recha?

Tempelherr. Ueber allen Ausdruck! ‖ Allein, sie wiedersehn — das werd ich nie! ‖ Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn ‖ Versprechen: — daß ich sie auf immer, immer — ‖ Soll können sehn.

Nathan. Wie wollt ihr, daß ich das ‖ Versteh?

Tempelherr. (nach einer Pause ihm plötzlich um den Hals fallend) Mein Vater! Nathan. — Junger Mann!

Tempelherr. (ihn ebenso plötzlich wieder lassend) Nicht Sohn? — ‖ Ich bitt euch, Nathan! —

Nathan. Lieber junger Mann!

Tempelherr. Nicht Sohn? — Ich bitt euch, Nathan! — Ich beschwör ‖ Euch bei den ersten Banden der Natur! — ‖ Zieht ihnen spätre Fesseln doch nicht vor! — ‖ Begnügt euch doch, ein Mensch zu sein! — Stoßt mich ‖ Nicht von euch!

Nathan. Lieber, lieber Freund! ...

Tempelherr. Und Sohn? ‖ Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn ‖ Erkenntlichkeit zum Herzen eurer Tochter ‖ Der Liebe schon den Weg gebahnet hätte? ‖ Auch dann nicht einmal, wenn in eins zu schmelzen ‖ Auf euern Wink nur Beide warteten? — ‖ Ihr schweigt?

Nathan. Ihr überrascht mich, junger Ritter!

Tempelherr. Ich überrasch euch? — überrasch euch, Nathan, ‖ Mit euern eigenen Gedanken? — Ihr ‖ Verkennt sie doch in meinem Munde nicht? ‖ Ich überrasch euch?

Nathan. Eh ich einmal weiß, ‖ Was für ein Stauffen euer Vater denn ‖ Gewesen ist!

Tempelherr. Was sagt ihr, Nathan? was? — ‖ In diesem Augenblicke fühlt ihr nichts, ‖ Als Neubegier?

Nathan. Denn seht! Ich habe selbst ‖ Wol einen Stauffen ehedem gekannt, ‖ Der Conrad hieß.

Tempelherr. Nun — wenn mein Vater denn ‖ Nun eben so geheißen hätte? Nathan. Wahrlich?

Tempelherr. Ich heiße selber ja nach meinem Vater: Curd ‖ Ist Conrad!

Nathan. Nun, — so war mein Conrad doch ‖ Nicht euer Vater. Denn mein Conrad war, ‖ Was ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr. O, darum! Nathan. Wie?

Tempelherr. O, darum könnt er doch ‖ Mein Vater wol gewesen sein. Nathan. Ihr scherzt!

Tempelherr. Und ihr nehmts wahrlich zu genau! — Was wärs ‖ Denn nun? So was von Bastard oder Bankert! ‖ Der Schlag ist auch nicht zu verachten. — Doch ‖ Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe. Ich will euch eurer wiederum entlassen. ‖ Nicht zwar, als ob ich den geringsten Zweifel ‖ In euern Stammbaum setzte. Gott behüte! ‖ Ihr könnt ihn Blatt für Blatt bis Abraham ‖ Hinauf belegen. Und von da so weiter, ‖ Weiß ich ihn selbst; will ich ihn selbst beschwören.

Nathan. Ihr werdet bitter! — Doch verdien ichs? — Schlug ‖ Ich denn euch schon was ab? — Ich will euch ja ‖ Nur bei dem Worte nicht den Augenblick ‖ So fassen. — Weiter nichts!

Tempelherr. Gewiß? — Nichts weiter? O, so vergebt! ...

Nathan. Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr. Wohin? ‖ Nein! — Mit in euer Haus? — Das nicht! das nicht! — ‖ Da brennts! — Ich will euch hier erwarten. Geht! — ‖ Soll ich sie wiedersehn: so seh ich sie ‖ Noch oft genug. Wo nicht: so sah ich sie ‖ Schon viel zu viel. ...

Nathan. Ich will mich möglichst eilen.

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr, und bald darauf **Daja.**

Tempelherr. Schon mehr, als gnug! — Des Menschen Hirn faßt so ‖ Unendlich viel, und ist doch manchmal auch ‖ So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit ‖ So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es sei ‖ Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld! ‖ Die Seele wirkt den aufgedunsnen Stoff ‖ Bald in einander, schafft sich Raum, und Licht ‖ Und Ordnung kommen wieder. — Lieb ich denn ‖ Zum erstenmale? — Oder war, was ich ‖ Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Ist Liebe ‖ Nur, was ich itzt empfinde? ...

Daja. (die sich von der Seite herbeigeschlichen) Ritter! Ritter!

Tempelherr. Wer ruft? — Ha, Daja, ihr?

Daja. Ich habe mich ‖ Bei ihm vorbei geschlichen. Aber noch ‖ Könnt er uns sehn, wo ihr da steht. — Drum kommt ‖ Doch näher zu mir, hinter diesen Baum!

Tempelherr. Was giebts denn? — So geheimnißvoll — Was ists?

Daja. Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was ‖ Mich zu euch bringt; und zwar ein doppeltes. ‖ Das eine weiß nur ich, das andre wißt ‖ Nur ihr. — Wie wär es, wenn wir tauschten? ‖ Vertraut mir euers: so vertrau ich euch ‖ Das meine.

Tempelherr. Mit Vergnügen! — Wenn ich nur ‖ Erst weiß, was ihr für meines achtet. Doch, ‖ Das wird aus euerm wol erhellen. — Fangt ‖ Nur immer an!

Daja. Ei denkt doch! — Nein, Herr Ritter! ‖ Erst ihr; ich folge. — Denn versichert, mein ‖ Geheimniß kann euch gar nichts nutzen, wenn ‖ Ich nicht zuvor das eure habe. — Nur ‖ Geschwind! — Denn frag ichs euch erst ab, so habt ‖ Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann ‖ Bleibt mein Geheimniß, und das Eure seid ‖ Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß ihr Männer ‖ Ein solch Geheimniß vor uns Weibern haben ‖ Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr. Das wir zu haben ‖ Oft selbst nicht wissen.

Daja. Kann wol sein. Drum muß ‖ Ich freilich erst, euch selbst damit bekannt ‖ Zu machen, schon die Freundschaft haben. — Sagt: ‖ Was hieß denn das, daß ihr so Knall und Fall ‖ Euch aus dem Staube machtet? daß ihr uns ‖ So sitzen ließet? — daß ihr nun mit Nathan ‖ Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn so wenig ‖ Auf euch gewirkt? wie? oder auch so viel? — ‖ So viel! so viel! — Lehrt ihr des armen Vogels, ‖ Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich ‖ Doch kennen! — Kurz: gesteht es mir nur gleich, ‖ Daß ihr sie liebt, liebt bis zum Unsinn; und ‖ Ich sag euch was . . .

Tempelherr. Zum Unsinn? Wahrlich! Ihr ‖ Versteht euch trefflich drauf.

Daja. Nun gebt mir nur ‖ Die Liebe zu; den Unsinn will ich euch ‖ Erlassen.

Tempelherr. Weil er sich von selbst versteht? — ‖ Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja. Scheint freilich wenig Sinn zu haben. — Doch ‖ Zuweilen ist des Sinns in einer Sache ‖ Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre ‖ So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland ‖ Auf Wegen zu sich zöge, die der Kluge ‖ Von selbst nicht leicht betreten würde.

Tempelherr. Das ‖ So feierlich? — (Und setz ich statt des Heilands ‖ Die Vorsicht: hat sie denn nicht Recht?) Ihr macht ‖ Mich neubegieriger, als ich wol sonst ‖ Zu sein gewohnt bin.

Daja. O! das ist das Land ‖ Der Wunder!

Tempelherr. (Nun! — des Wunderbaren. Kann ‖ Es auch wol anders sein? Die ganze Welt ‖ Drängt sich ja hier zusammen.) — Liebe Daja, ‖ Nehmt für gestanden an, was ihr verlangt: ‖ Daß ich sie liebe; daß ich nicht begreife, ‖ Wie ohne sie ich leben werde; daß . . .

Daja. Gewiß? gewiß? — So schwört mir, Ritter! sie ‖ Zur eurigen zu machen; sie zu retten; ‖ Sie zeitlich hier, sie ewig dort zu retten!

Tempelherr. Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich schwören, was ‖ In meiner Macht nicht steht?

Daja. In eurer Macht ‖ Steht es. Ich bring es durch ein einzig Wort ‖ In eure Macht.

Tempelherr. Daß selbst der Vater nichts ‖ Dawider hätte?

Daja. Ei, was Vater! Vater! ‖ Der Vater soll schon müssen.

Tempelherr. Müssen, Daja? — ‖ Noch ist er unter Räuber nicht gefallen. — ‖ Er muß nicht müssen!

Daja. Nun, so muß er wollen; ‖ Muß gern am Ende wollen!

Tempelherr. Muß und gern! — ‖ Doch, Daja, wenn ich euch nun sagte, daß ‖ Ich selber diese Sait ihm anzuschlagen ‖ Bereits versucht? Daja. Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr. Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich — ‖ Beleidigte.

Daja. Was sagt ihr? — Wie? Ihr hättet ‖ Den Schatten eines Wunsches nur nach Recha ‖ Ihm blicken lassen: und er wär vor Freuden ‖ Nicht aufgesprungen? hätte frostig sich ‖ Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten ‖ Gemacht?

Tempelherr. So ungefähr.

Daja. So will ich denn ‖ Mich länger keinen Augenblick bedenken — (Pause)

Tempelherr. Und ihr bedenkt euch doch?

Daja. Der Mann ist sonst ‖ So gut! — Ich selber bin so viel ihm schuldig! — ‖ Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß, ‖ Das Herze blutet mir, ihn so zu zwingen.

Tempelherr. Ich bitt euch, Daja, setzt mich kurz und gut ‖ Aus dieser Ungewißheit! Seid ihr aber ‖ Noch selber ungewiß, ob, was ihr vorhabt, ‖ Gut oder böse, schändlich oder löblich ‖ Zu nennen: — schweigt! Ich will vergessen, daß ‖ Ihr etwas zu verschweigen habt.

Daja. Das spornt, ‖ Anstatt zu halten. Nun, so wißt denn: Recha ‖ Ist keine Jüdin, ist — ist eine Christin.

Tempelherr. (kalt) So? Wünsch euch Glück! Hats schwer gehalten? Laßt ‖ Euch nicht die Wehen schrecken! — Fahret ja ‖ Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern, ‖ Wenn ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja. Wie, Ritter? ‖ Verdienet meine Nachricht diesen Spott? ‖ Daß Recha eine Christin ist: das freuet ‖ Euch, einen Christen, einen Tempelherrn, ‖ Der ihr sie liebt, nicht mehr?

Tempelherr. Besonders, da ‖ Sie eine Christin ist von eurer Mache.

Daja. Ah! so versteht ihrs? So mags gelten! — Nein! ‖ Den will ich sehn, der die bekehren soll! ‖ Ihr Glück ist, längst zu sein, was sie zu werden ‖ Verdorben ist.

Tempelherr. Erklärt euch, oder — geht!

Daja. Sie ist ein Christenkind, von Christeneltern ‖ Geboren; ist getauft... Tempelherr. (hastig) Und Nathan?

Daja. Nicht ‖ Ihr Vater!

Tempelherr. Nathan nicht ihr Vater? — Wißt ‖ Ihr, was ihr sagt?

Daja. Die Wahrheit, die so oft ‖ Mich blutge Thränen weinen machen. — Nein, ‖ Er ist ihr Vater nicht . . .

Tempelherr. Und hätte sie ‖ Als seine Tochter nur erzogen? hätte ‖ Das Christenkind als eine Jüdin sich ‖ Erzogen?

Daja. Ganz gewiß!

Tempelherr. Sie wüßte nicht, ‖ Was sie geboren sei? — Sie hätt es nie ‖ Von ihm erfahren, daß sie eine Christin ‖ Geboren sei, und keine Jüdin? Daja. Nie!

Tempelherr. Er hätt in diesem Wahne nicht das Kind ‖ Blos auferzogen? ließ das Mädchen noch ‖ In diesem Wahne?

Daja. Leider!

Tempelherr. Nathan — Wie? — ‖ Der weise, gute Nathan hätte sich ‖ Erlaubt, die Stimme der Natur so zu ‖ Verfälschen? — Die Ergießung eines Herzens ‖ So zu verlenken, die, sich selbst gelassen, ‖ Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja, ‖ Ihr habt mir allerdings etwas vertraut — ‖ Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, — ‖ Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß, ‖ Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit! — Drum geht! ‖ Er kömmt hier wiederum vorbei. Er möcht ‖ Uns überfallen. Geht!

Daja. Ich wär des Todes!

Tempelherr. Ich bin, ihn itzt zu sprechen, ganz und gar ‖ Nicht fähig. Wenn ihr ihm begegnet, sagt ‖ Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan ‖ Schon finden würden.

Daja. Aber laßt euch ja ‖ Nichts merken gegen ihn! — Das soll nur so ‖ Den letzten Druck dem Dinge geben; soll ‖ Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur ‖ Benehmen! — Wenn ihr aber dann sie nach ‖ Europa führt: so laßt ihr doch mich nicht ‖ Zurück?

Tempelherr. Das wird sich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug. Erster Auftritt.

(Scene: in den Kreuzgängen des Klosters.)

Der Klosterbruder und bald darauf **der Tempelherr.**

Klosterbruder. Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch! ‖ Es hat mir freilich noch von alle dem ‖ Nicht viel gelingen wollen, was er mir ‖ So aufgetragen. — Warum trägt er mir ‖ Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag ‖ Nicht fein sein; mag nicht überreden; mag ‖ Mein Näschen nicht in Alles stecken; mag ‖ Mein Händchen nicht in Allem haben. — Bin ‖ Ich darum aus der Welt geschieden, ich ‖ Für mich, um mich für Andre mit der Welt ‖ Noch erst recht zu verwickeln?

Tempelherr. (mit Hast auf ihn zukommend) Guter Bruder! ‖ Da seid ihr ja. Ich hab euch lange schon ‖ Gesucht.

Klosterbruder. Mich, Herr?

Tempelherr. Ihr kennt mich schon nicht mehr?

Klosterbruder. Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn ‖ In meinem Leben wieder nie zu sehn ‖ Bekommen würde. Denn ich hofft es zu ‖ Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß, ‖ Wie sauer mir der Antrag ward, den ich ‖ Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß, ‖ Ob ich gewünscht, ein offnes Ohr bei euch ‖ Zu finden; weiß, wie sehr ich mich gefreut, ‖ Im Innersten gefreut, daß ihr so rund ‖ Das Alles,

ohne viel Bedenken, von ‖ Euch wiest, was einem Ritter nicht geziemt. ‖ Nun kommt ihr doch; nun hats doch nachgewirkt!

Tempelherr. Ihr wißt es schon, warum ich komme? Kaum ‖ Weiß ich es selbst.

Klosterbruder. Ihr habts nun überlegt; ‖ Habt nun gefunden, daß der Patriarch ‖ So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr und Geld ‖ Durch seinen Anschlag zu gewinnen: daß ‖ Ein Feind ein Feind ist, wenn er unser Engel ‖ Auch siebenmal gewesen wäre. Das, ‖ Das habt ihr nun mit Fleisch und Blut erwogen, ‖ Und kommt, und tragt euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr. Mein frommer, lieber Mann! gebt euch zufrieden. ‖ Deswegen komm ich nicht; deswegen will ‖ Ich nicht den Patriarchen sprechen. Noch, ‖ Noch denk ich über jenen Punkt, wie ich ‖ Gedacht, und wollt um Alles in der Welt ‖ Die gute Meinung nicht verlieren, deren ‖ Mich ein so grader, frommer Mann ‖ Einmal gewürdiget. — Ich komme blos, ‖ Den Patriarchen über eine Sache ‖ Um Rath zu fragen...

Klosterbruder. Ihr den Patriarchen? ‖ Ein Ritter einen — Pfaffen? (sich schüchtern umsehend)

Tempelherr. Ja! — die Sach ‖ Ist ziemlich pfäffisch.

Klosterbruder. Gleichwol fragt der Pfaffe ‖ Den Ritter nie, die Sache sei auch noch ‖ So ritterlich.

Tempelherr. Weil er das Vorrecht hat, ‖ Sich zu vergehn, das unser einer ihm ‖ Nicht sehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur ‖ Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn ‖ Ich Rechenschaft nur mir zu geben hätte: ‖ Was braucht ich euers Patriarchen? Aber ‖ Gewisse Dinge will ich lieber schlecht, ‖ Nach Andrer Willen, machen; als allein ‖ Nach meinem, gut. — Zudem, ich seh nun wol, ‖ Religion ist auch Partei; und wer ‖ Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt, ‖ Hält, ohn es selbst zu wissen, doch nur seiner ‖ Die Stange. Weil das einmal nun so ist: ‖ Wirds so wol recht sein.

Klosterbruder. Dazu schweig ich lieber; ‖ Denn ich versteh den Herrn nicht recht.

Tempelherr. Und doch! — ‖ (Laß sehn, warum mir eigentlich zu thun! ‖ Um Machtspruch oder Rath? — Um lautern, oder ‖ Gelehrten Rath?) — Ich dank euch, Bruder; dank! ‖ Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? — ‖ Seid ihr mein Patriarch! Ich will ja doch ‖ Den Christen mehr im Patriarchen, als ‖ Den Patriarchen in dem Christen fragen. — ‖ Die Sach ist die...

Klosterbruder. Nicht weiter, Herr, nicht weiter! ‖ Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß, ‖ Hat viel zu sorgen; und ich habe ja ‖ Mich Einer Sorge nur gelobt. — O gut! ‖ Hört! seht! Dort kömmt, zu meinem Glück, er selbst! ‖ Bleibt hier nur stehn! Er hat euch schon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geistlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und **die Vorigen.**

Tempelherr. Ich wich ihm lieber aus. — Wär nicht mein Mann! — ‖ Ein dicker, rother, freundlicher Prälat! ‖ Und welcher Prunk!

Klosterbruder. Ihr solltet ihn erst sehn ‖ Nach Hofe sich erheben. Itzo kömmt ‖ Er nur von einem Kranken.

Tempelherr. Wie sich da ‖ Nicht Saladin wird schämen müssen!

Patriarch. (indem er näher kömmt, winkt dem Bruder) Hier! — ‖ Das ist ja wol der Tempelherr? Was will ‖ Er?

Klosterbruder. Weiß nicht.

Patriarch. (auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten) Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut, ‖ Den braven jungen Mann zu sehn! — Ei, noch ‖ So gar jung! — Nun, mit Gottes Hilfe, daraus ‖ Kann etwas werden.

Tempelherr. Mehr, ehrwürdger Herr, ‖ Wol schwerlich, als schon ist. Und eher noch ‖ Was weniger.

Patriarch. Ich wünsche wenigstens, ‖ Daß so ein frommer Ritter lange noch ‖ Der lieben Christenheit, der Sache Gottes ‖ Zu Ehr und Frommen blühn und grünen möge! ‖ Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein ‖ Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe ‖ Des Alters folgen will! — Womit wär sonst ‖ Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr. Mit dem Nämlichen, ‖ Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch. Recht gern! — Nur ist der Rath auch anzunehmen. Tempelherr. Doch blindlings nicht?

Patriarch. Wer sagt denn das? — Ei freilich ‖ Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab, ‖ Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin ‖ Gehört. — Gehört sie aber überall ‖ Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: Wenn uns Gott ‖ Durch einen seiner Engel, — ist zu sagen, ‖ Durch einen Diener seines Worts, — ein Mittel ‖ Bekannt zu machen würdiget, das Wohl ‖ Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche, ‖ Auf irgend eine ganz besondre Weise ‖ Zu fördern, zu befestigen: wer darf ‖ Sich da noch unterstehn, die Willkür deß, ‖ Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft ‖ Zu untersuchen? und das ewige ‖ Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach ‖ Den kleinen Regeln einer eitlen Ehre ‖ Zu prüfen? — Doch hiervon genug! — Was ist ‖ Es denn, worüber unsern Rath für itzt ‖ Der Herr verlangt?

Tempelherr. Gesetzt, ehrwürdger Vater, ‖ Ein Jude hätt ein einzig Kind, — es sei ‖ Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt ‖ Zu allem Guten auferzogen, das ‖ Er liebe mehr, als seine Seele, das ‖ Ihn wieder mit der frömmsten Liebe liebe. ‖ Und nun wird unser einem hinterbracht, ‖ Dies Mädchen sei des Juden Tochter nicht; ‖ Er hab es in der Kindheit aufgelesen, ‖ Gekauft, gestohlen, — was ihr wollt; man wisse, ‖ Das Mädchen sei ein Christenkind, und sei ‖ Getauft; der Jude hab es nur als Jüdin ‖ Erzogen; laß es nur als Jüdin und ‖ Als seine Tochter so verharren: — sagt, ‖ Ehrwürdger Vater, was wär hierbei wol ‖ Zu thun?

Patriarch. Mich schaudert! — Doch zu allererst ‖ Erkläre sich der Herr, ob so ein Fall ‖ Ein Faktum oder eine Hypothes! ‖ Das ist zu sagen: ob der Herr sich das ‖ Nur blos so dichtet, oder obs geschehn, ‖ Und fortfährt zu geschehn.

Tempelherr. Ich glaubte, das ‖ Sei eins, um Euer Hochehrwürden Meinung ‖ Blos zu vernehmen.

Patriarch. Eins? — Da seh der Herr, ‖ Wie sich die stolze menschliche Vernunft ‖ Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten! ‖ Denn ist der vorgetragene Fall nur so ‖ Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich ‖ Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken. ‖ Ich will den Herrn damit auf das Theater ‖ Verwiesen haben, wo dergleichen pro ‖ Et contra sich mit vielem Beifall könnt ‖ Behandeln lassen. — Hat er mich aber ‖ Nicht blos mit einer theatralschen Schnurre ‖ Zum besten; ist der Fall ein Faktum; hätt ‖ Er sich wol gar in unsrer Diöces, ‖ In unsrer lieben Stadt Jerusalem, ‖ Ereignet: — ja alsdann —

Tempelherr. Und was alsdann?

Patriarch. Dann wäre mit dem Juden fördersamst ‖ Die Strafe zu vollziehn, die päpstliches ‖ Und kaiserliches Recht so einem Frevel, ‖ So einer Lasterthat bestimmen.

Tempelherr. So?

Patriarch. Und zwar bestimmen obbesagte Rechte ‖ Dem Juden, welcher einen Christen zur ‖ Apostasie verführt, — den Scheiterhaufen, — ‖ Den Holzstoß — Tempelherr. So?

Patriarch. Und wie vielmehr dem Juden, ‖ Der mit Gewalt ein armes Christenkind ‖ Dem Bunde seiner Tauf entreißt! Denn ist ‖ Nicht Alles, was man Kindern thut, Gewalt? — ‖ Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch ‖ An Kindern thut.

Tempelherr. Wenn aber nun das Kind, ‖ Erbarmte seiner sich der Jude nicht, ‖ Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch. Thut nichts! der Jude wird verbrannt! — Denn besser, ‖ Es wäre hier im Elend umgekommen, ‖ Als daß zu seinem ewigen Verderben ‖ Es so gerettet ward. — Zudem, was hat ‖ Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott ‖ Kann, wen er retten will, schon ohn ihn retten.

Tempelherr. Auch trotz ihm, sollt ich meinen, — selig machen. Patriarch. Thut nichts! der Jude wird verbrannt!

Tempelherr. Das geht ‖ Mir nah! Besonders, da man sagt, er habe ‖ Das Mädchen nicht sowol in seinem, als ‖ Vielmehr in keinem Glauben auferzogen, ‖ Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger ‖ Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch. Thut nichts! ‖ Der Jude wird verbrannt... Ja, wär allein ‖ Schon dieserwegen werth, dreimal verbrannt ‖ Zu werden! — Was? ein Kind ohn allen Glauben ‖ Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht, ‖ Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren? ‖ Das ist zu arg! Mich wundert sehr, Herr Ritter, ‖ Euch selbst...

Tempelherr. Ehrwürdger Herr, das Uebrige, ‖ Wenn Gott will, in der Beichte. (will gehen)

Patriarch. Was? mir nun ‖ Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht, ‖ Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht ‖ Zur Stelle schaffen? — O, da weiß ich Rath! ‖ Ich geh sogleich zum Sultan. — Saladin, ‖ Vermöge der Capitulation, ‖ Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen; ‖ Bei allen Rechten, allen Lehren schützen, ‖ Die wir zu unsrer allerheiligsten ‖ Religion nur immer rechnen dürfen. ‖ Gottlob! wir haben das

Original; ‖ Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! — ‖ Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie ‖ Gefährlich selber für den Staat es ist, ‖ Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande ‖ Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn ‖ Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg ‖ Mit solchem Frevel!...

Tempelherr. Schade, daß ich nicht ‖ Den trefflichen Sermon mit beßrer Muße ‖ Genießen kann! Ich bin zum Saladin ‖ Gerufen. —

Patriarch. Ja? — Nun so — Nun freilich — Dann —

Tempelherr. Ich will den Sultan vorbereiten, wenn ‖ Es Euer Hochehrwürden so gefällt.

Patriarch. O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden ‖ Vor Saladin! — Ich bitte, meiner nur ‖ Im Besten bei ihm eingedenk zu sein. — ‖ Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. ‖ Was ich zu viel thu, thu ich ihm. — Das wolle ‖ Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr, ‖ Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von ‖ Dem Juden war nur ein Problema? — ist ‖ Zu sagen —

Tempelherr. Ein Problema! (geht ab)

Patriarch. (Dem ich tiefer ‖ Doch auf den Grund zu kommen suchen muß. ‖ Das wär so wiederum ein Auftrag für ‖ Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn! (er spricht im Abgehen mit dem Klosterbruder)

Dritter Auftritt.

(Scene: ein Zimmer im Pallaste des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen und auf dem Boden neben einander gestellt werden.)

Saladin, und bald darauf **Sittah.**

Saladin. (der dazu kömmt) Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Ist ‖ Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave. Wol noch die Hälfte!

Saladin. So tragt das Uebrige zu Sittah! — Und ‖ Wo bleibt Al-Hafi? Das hier soll sogleich ‖ Al-Hafi zu sich nehmen. — Oder ob ‖ Ich nicht vielmehr dem Vater schicke? Hier ‖ Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar ‖ Man wird wol endlich hart; und nun gewiß ‖ Solls Künste kosten, mir viel abzuzwacken. ‖ Bis wenigstens die Gelder aus Aegypten ‖ Zur Stelle kommen, mag das Armuth sehn, ‖ Wies fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe, ‖ Wenn die nur fortgehn! Wenn die Christenpilger ‖ Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen! ‖ Wenn nur —

Sittah. Was soll nun das? Was soll das Geld ‖ Bei mir?

Saladin. Mach dich davon bezahlt! und leg ‖ Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah. Ist Nathan ‖ Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin. Er sucht ‖ Ihn aller Orten.

Sittah. Sieh doch, was ich hier, ‖ Indem mir so mein alt Geschmeide durch ‖ Die Hände geht, gefunden. (ihm ein klein Gemälde zeigend)

Saladin. Ha! mein Bruder! ‖ Das ist er, ist er! — War er! war er! ah! — ‖ Ah wackrer, lieber Junge, daß ich dich ‖ So früh verlor! Was hätt ich erst mit dir, ‖ An deiner Seit erst unternommen! — Sittah, ‖ Laß mir das Bild! Auch kenn ichs schon: er gab ‖ Es deiner ältern Schwester, seiner Lilla, ‖ Die eines Morgens ihn so ganz und gar ‖ Nicht aus den Armen lassen wollt. Es war ‖ Der letzte, den er ausritt. Ach, ich ließ ‖ Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla starb ‖ Vor Gram, und hat mirs nie vergeben, daß ‖ Ich so allein ihn reiten lassen. — Er ‖ Blieb weg!

Sittah. Der arme Bruder!

Saladin. Laß nur gut ‖ Sein! Einmal bleiben wir doch alle weg! — ‖ Zudem, — wer weiß? Der Tod ists nicht allein, ‖ Der einem Jüngling seiner Art das Ziel ‖ Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft ‖ Erliegt der Stärkste gleich dem Schwächsten. — Nun, ‖ Sei wie ihm sei! — Ich muß das Bild doch mit ‖ Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß ‖ Doch sehn, wie viel mich meine Phantasie ‖ Getäuscht.

Sittah. Nur darum bring ichs. Aber gieb ‖ Doch, gieb! Ich will dir das wol sagen: das ‖ Versteht ein weiblich Aug am besten.

Saladin. (zu einem Thürsteher, der hereintritt) Wer ‖ Ist da? — der Tempelherr? — Er komm!

Sittah. Euch nicht ‖ Zu stören, ihn mit meiner Neugier nicht ‖ Zu irren — (sie setzt sich seitwärts auf einen Sofa und läßt den Schleier fallen)

Saladin. Gut so! gut! — (Und nun sein Ton! ‖ Wie der wol sein wird! — Assads Ton ‖ Schläft auch wol wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und **Saladin.**

Tempelherr. Ich, dein Gefangner, Sultan...

Saladin. Mein Gefangner? ‖ Wem ich das Leben schenke, werd ich dem nicht auch die Freiheit schenken?

Tempelherr. Was dir ziemt ‖ Zu thun, ziemt mir, erst zu vernehmen, nicht ‖ Vorauszusetzen. Aber, Sultan! — Dank, ‖ Besondern Dank dir für mein Leben zu ‖ Betheuern, stimmt mit meinem Stand und meinem ‖ Charakter nicht. — Es steht in allen Fällen ‖ Zu deinen Diensten wieder.

Saladin. Brauch es nur ‖ Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr, ‖ Die gönnt ich meinem Feinde gern. Allein ‖ Ihm so ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt ‖ Mir schwer. — Ich habe mich mit dir in nichts ‖ Betrogen, braver junger Mann! Du bist ‖ Mit Seel und Leib mein Assad. Sieh! ich könnte ‖ Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit ‖ Gesteckt? in welcher Höhle du geschlafen? ‖ In welchem Ginnistan, von welcher guten ‖ Div diese Blume fort und fort so frisch ‖ Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich ‖ Erinnern wollen, was wir dort und dort ‖ Zusammen ausgeführt. Ich könnte mit ‖ Dir zanken, daß du Ein Geheimniß doch ‖ Vor mir gehabt! Ein Abenteuer mir ‖ Doch unterschlagen: — Ja, das könnt ich; wenn ‖ Ich dich nur säh, und nicht auch mich. — Nun, mags! ‖ Von dieser süßen Träumerei ist immer ‖ Doch so viel wahr, daß mir in meinem Herbst ‖ Ein Assad wieder blühen soll. Du bist ‖ Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr. Alles, was ‖ Von dir mir kömmt, — sei, was es will — Das lag ‖ Als Wunsch in meiner Seele.

Saladin. Laß uns das ‖ Sogleich versuchen. — Bliebst du wol bei mir? ‖ Um mich? — Als Christ, als Muselmann: gleich viel! ‖ Im weißen Mantel, oder Jamerlonk; ‖ Im Turban, oder deinem Filze: wie ‖ Du willst! Gleich viel! Ich habe nie verlangt, ‖ Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Tempelherr. Sonst wärst du wol auch schwerlich, der du bist: ‖ Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin. Nun dann! Wenn du nicht schlechter von mir denkst: ‖ So wären wir ja halb schon richtig?

Tempelherr. Ganz!

Saladin. (ihm die Hand bietend) Ein Wort?

Tempelherr. (einschlagend) Ein Mann! — Hiermit empfange mehr, ‖ Als du mir nehmen konntest. Ganz der deine!

Saladin. Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! — ‖ Kam er nicht mit?

Tempelherr. Wer?

Saladin. Nathan.

Tempelherr. (frostig) Nein! Ich kam ‖ Allein.

Saladin. Welch eine That von dir! Und welch ‖ Ein weises Glück, daß eine solche That ‖ Zum Besten eines solchen Mannes ausschlug.

Tempelherr. Ja, ja!

Saladin. So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott ‖ Was Gutes durch uns thut, muß man so kalt ‖ Nicht sein! — selbst aus Bescheidenheit so kalt ‖ Nicht scheinen wollen!

Tempelherr. Daß doch in der Welt ‖ Ein jedes Ding so manche Seiten hat, — ‖ Von denen oft sich gar nicht denken läßt, ‖ Wie sie zusammenpassen!

Saladin. Halte dich ‖ Nur immer an die best, und preise Gott! ‖ Der weiß, wie sie zusammenpassen. — Aber, ‖ Wenn du so schwierig sein willst, junger Mann: ‖ So werd auch ich ja wol auf meiner Hut ‖ Mich mit dir halten müssen? Leider bin ‖ Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die ‖ Oft nicht so recht zu passen scheinen mögen.

Tempelherr. Das schmerzt! — Denn Argwohn ist so wenig sonst ‖ Mein Fehler —

Saladin. Nun, so sage doch, mit wem ‖ Dus hast? — ‖ Es schien ja gar, mit Nathan! Wie? ‖ Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär dich! sprich! ‖ Komm, gieb mir deines Zutrauns erste Probe!

Tempelherr. Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn ‖ Allein mit mir —

Saladin. Und über was?

Tempelherr. Daß mir ‖ Geträumt, ein Jude könn auch wol ein Jude ‖ Zu sein verlernen; daß mir wachend so ‖ Geträumt.

Saladin. Heraus mit diesem wachen Traume!

Tempelherr. Du weißt von Nathans Tochter, Sultan! Was ‖ Ich für sie that, das that ich, — weil ichs that. ‖ Zu stolz, Dank einzuernten, wo ich ihn ‖ Nicht säete, verschmäht ich Tag für Tag ‖ Das Mädchen noch einmal zu sehn. Der Vater ‖ War fern; er kömmt; er hört; er sucht mich auf; ‖ Er dankt; er wünscht, daß seine Tochter mir ‖ Gefallen möge; spricht von Aussicht, spricht ‖ Von heitern Fernen. — Nun, ich lasse mich ‖

Beschwatzen, komme, sehe, finde wirklich ‖ Ein Mädchen... Ah, ich muß mich schämen, Sultan! —

Saladin. Dich schämen? — daß ein Judenmädchen auf‖ Dich Eindruck machte: doch wol nimmermehr?

Tempelherr. Daß diesem Eindruck, auf das liebliche‖ Geschwätz des Vaters hin, mein rasches Herz ‖ So wenig Widerstand entgegen setzte! — ‖ Ich Tropf! ich sprang zum zweitenmal ins Feuer. — ‖ Denn nun warb ich, und nun ward ich verschmäht. Saladin. Verschmäht?

Tempelherr. Der weise Vater schlägt nun wol ‖ Mich platterdings nicht aus. Der weise Vater ‖ Muß aber doch sich erst erkunden, erst ‖ Besinnen. Allerdings! That ich denn das ‖ Nicht auch? Erkundete, besann ich denn ‖ Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie? — ‖ Fürwahr! bei Gott! Es ist doch gar was Schönes, ‖ So weise, so bedächtig sein!

Saladin. Nun, nun! ‖ So sieh doch einem Alten etwas nach! ‖ Wie lange können seine Weigerungen ‖ Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen, ‖ Daß du erst Jude werden sollst? Tempelherr. Wer weiß!

Saladin. Wer weiß? — der diesen Nathan besser kennt.

Tempelherr. Der Aberglaub, in dem wir aufgewachsen,‖ Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum ‖ Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind ‖ Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Saladin. Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich, Nathan...

Tempelherr. Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen‖ Für den erträglichern zu halten...

Saladin. Mag ‖ Wol sein! Doch Nathan...

Tempelherr. Dem allein ‖ Die blöde Menschheit zu vertrauen, bis ‖ Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem ‖ Allein...

Saladin. Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos ‖ Ist diese Schwachheit nicht.

Tempelherr. So dacht ich auch... ‖ Wenn gleichwol dieser Ausbund aller Menschen ‖ So ein gemeiner Jude wäre, daß ‖ Er Christenkinder zu bekommen suche, ‖ Um sie als Juden aufzuziehn: — wie dann? Saladin. Wer sagt ihm so was nach?

Tempelherr. Das Mädchen selbst, ‖ Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung ‖ Er gerne mir zu bezahlen schiene, was ‖ Ich nicht umsonst für sie gethan soll haben: — Dies Mädchen selbst, ist seine Tochter — nicht; ‖ Ist ein verzettelt Christenkind!

Saladin. Das er ‖ Demungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr. (heftig) Woll oder wolle nicht! Er ist entdeckt, ‖ Der tolerante Schwätzer ist entdeckt! ‖ Ich werde hinter diesen jüdschen Wolf ‖ Im philosophschen Schafpelz Hunde schon‖ Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!

Saladin. (ernst) Sei ruhig, Christ!

Tempelherr. Was? ruhig, Christ? — Wenn Jud ‖ Und Muselmann auf Jud, auf Muselmann ‖ Bestehen: soll allein der Christ den Christen ‖ Nicht machen dürfen?

Saladin. (noch ernster) Ruhig, Christ!

Tempelherr. (gelassen) Ich fühle ‖ Des Vorwurfs ganze Last, — die Saladin ‖ In diese Silbe preßt! Ah, wenn ich wüßte, ‖ Wie Assad, — Assad sich an meiner Stelle ‖ Hierbei genommen hätte!

Saladin. Nicht viel besser! — ‖ Vermuthlich ganz so brausend! — Doch, wer hat ‖ Denn dich auch schon gelehrt, mich, so wie er, ‖ Mit Einem Worte zu bestechen? Freilich, ‖ Wenn Alles sich verhält, wie du mir sagest, ‖ Kann ich mich selber kaum in Nathan finden. — ‖ Indeß, er ist mein Freund, und meiner Freunde ‖ Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß ‖ Dich weisen! Geh behutsam! Gieb ihn nicht ‖ Sofort den Schwärmern deines Pöbels Preis! ‖ Verschweig, was deine Geistlichkeit, an ihm ‖ Zu rächen, mir so nahe legen würde! ‖ Sei keinem Juden, keinem Muselmanne ‖ Zum Trotz ein Christ!

Tempelherr. Bald wärs damit zu spät! ‖ Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen, ‖ Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin. Wie? ‖ Du kamst zum Patriarchen eher, als ‖ Zu mir?

Tempelherr. Im Sturm der Leidenschaft, im Wirbel‖ Der Unentschlossenheit! — Verzeih! Du wirst ‖ Von deinem Assad, fürcht ich, ferner nun ‖ Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin. Wär ‖ Es diese Furcht nicht selbst! Mich dünkt, ich weiß, ‖ Aus welchen Fehlern unsre Tugend keimt. ‖ Pfleg diese ferner nur, und jene sollen ‖ Bei mir dir wenig schaden. — Aber geh! ‖ Such du nun Nathan, wie er dich gesucht, ‖ Und bring ihn her. Ich muß euch doch zusammen ‖ Verständigen. — Wär um das Mädchen dir ‖ Im Ernst zu thun: sei ruhig! Sie ist dein! ‖ Auch soll es Nathan schon empfinden, daß ‖ Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind ‖ Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sofa)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah. Ganz sonderbar!

Saladin. Gelt, Sittah? Muß mein Assad nicht ein braver, ‖ Ein schöner junger Mann gewesen sein?

Sittah. Wenn er so war, und nicht zu diesem Bilde ‖ Der Tempelherr vielmehr gesessen! — Aber, ‖ Wie hast du doch vergessen können, dich ‖ Nach seinen Eltern zu erkundigen?

Saladin. Und insbesondre wol nach seiner Mutter? ‖ Ob seine Mutter hier zu Lande nie ‖ Gewesen sei? — Nicht wahr?

Sittah. Das machst du gut!

Saladin. O, möglicher wär nichts! Denn Assad war ‖ Bei hübschen Christendamen so willkommen, ‖ Auf hübsche Christendamen so erpicht, ‖ Daß einmal gar die Rede gieng — Nun, nun; ‖ Man spricht nicht gern davon. — Genug; ich hab ‖ Ihn wieder! — will mit allen seinen Fehlern, ‖ Mit allen Launen seines weichen Herzens ‖ Ihn wieder haben! — O! das Mädchen muß ‖ Ihm Nathan geben. Meinst du nicht?

Sittah. Ihm geben? ‖ Ihm lassen!

Saladin. Allerdings! Was hätte Nathan, ‖ Sobald er nicht ihr Vater ist, für Recht ‖ Auf sie? Wer ihr das Leben so erhielt, ‖ Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr ‖ Es gab.

Sittah. Wie also, Saladin? wenn du ‖ Nur gleich das Mädchen zu dir nähmst? Sie nur ‖ Dem unrechtmäßigen Besitzer gleich ‖ Entzögest? Saladin. Thäte das wol Noth?

Sittah. Noth nun ‖ Wol eben nicht! — Die liebe Neubegier ‖ Treibt mich allein, dir diesen Rath zu geben. ‖ Denn von gewissen Männern mag ich gar ‖ Zu gern, so bald, wie möglich, wissen, was ‖ Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin. Nun, ‖ So schick und laß sie holen!

Sittah. Darf ich, Bruder?

Saladin. Nur schone Nathans! Nathan muß durchaus ‖ Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von ‖ Ihr trennen wolle. Sittah. Sorge nicht!

Saladin. Und ich, ‖ Ich muß schon selbst sehen, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster Auftritt.

(Scene: die offne Flur in Nathans Hause, gegen die Palmen zu; wie im ersten Auftritte des ersten Aufzuges.)

Ein Theil der Waaren und Kostbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daselbst gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja. O, Alles herrlich! Alles auserlesen! ‖ O, Alles, wie nur ihr es geben könnt. ‖ Wo wird der Silberstoff mit goldnen Ranken ‖ Gemacht? Was kostet er? — Das nenn ich noch ‖ Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt ‖ Es besser.

Nathan. Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja. Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht, ‖ Als ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan, ‖ Der und kein andrer muß es sein! Er ist ‖ Zum Brautkleid wie bestellt. Der weiße Grund: ‖ Ein Bild der Unschuld; und die goldnen Ströme, ‖ Die aller Orten diesen Grund durchschlängeln: ‖ Ein Bild des Reichthums. Seht ihr? Allerliebst!

Nathan. Was witzelst du mir da? Von wessen Brautkleid‖ Sinnbilderst du mir so gelehrt? — Bist du ‖ Denn Braut?

Daja. Ich? Nathan. Nun, wer denn?

Daja. Ich? — lieber Gott!

Nathan. Wer denn? Von wessen Brautkleid sprichst du denn? — ‖ Das Alles ist ja dein, und keiner Andern.

Daja. Ist mein? Soll mein sein? — Ist für Recha nicht?

Nathan. Was ich für Recha mitgebracht, das liegt ‖ In einem andern Ballen. Mach! nimm weg! ‖ Trag deine Siebensachen fort!

Daja. Versucher! ‖ Nein, wären es die Kostbarkeiten auch‖ Der ganzen Welt! Nicht rühr an! wenn ihr mir ‖ Vorher nicht schwört, von dieser einzigen ‖ Gelegenheit, dergleichen euch der Himmel ‖ Nicht zweimal schicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan. Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja. O, stellt euch nicht so fremd! — Mit kurzen Worten: ‖ Der Tempelherr liebt Recha; gebt sie ihm! ‖ So hat doch einmal eure Sünde, die ‖ Ich länger nicht verschweigen kann, ein Ende. ‖ So kömmt das Mädchen wieder unter Christen; ‖

Wird wieder, was sie ist; ist wieder, was ‖ Sie ward: und ihr, ihr habt mit all dem Guten, ‖ Das wir euch nicht genug verdanken können, ‖ Nicht Feuerkohlen blos auf euer Haupt ‖ Gesammelt.

Nathan. Doch die alte Leier wieder? — ‖ Mit einer neuen Saite nur bezogen, ‖ Die, fürcht ich, weder stimmt, noch hält.

Daja. Wie so?

Nathan. Mir wär der Tempelherr schon recht. Ihm gönnt ‖ Ich Recha mehr, als einem in der Welt. ‖ Allein . . . Nun, habe nur Geduld!

Daja. Geduld? ‖ Geduld ist eure alte Leier nun ‖ Wol nicht?

Nathan. Nur wenig Tage noch Geduld! . . . ‖ Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Klosterbruder? ‖ Geh, frag ihn, was er will.

Daja. Was wird er wollen? (sie geht auf ihn zu und fragt)

Nathan. So gieb! — und eh er bittet. — (Wüßt ich nur ‖ Dem Tempelherrn erst beizukommen, ohne ‖ Die Ursach meiner Neugier ihm zu sagen! ‖ Denn wenn ich sie ihm sag, und der Verdacht ‖ Ist ohne Grund: so hab ich ganz umsonst ‖ Den Vater auf das Spiel gesetzt.) Was ists?

Daja. Er will euch sprechen.

Nathan. Nun, so laß ihn kommen; ‖ Und geh indeß!

Siebenter Auftritt.

Nathan und **der Klosterbruder.**

Nathan. (Ich bliebe Rechas Vater ‖ Doch gar zu gern! — Zwar: kann ichs denn nicht bleiben, ‖ Auch wenn ich aufhör, es zu heißen? — Ihr, ‖ Ihr selbst werd ichs doch immer auch noch heißen, ‖ Wenn sie erkennt, wie gern ichs wäre.) — Geh! — ‖ Was ist zu euern Diensten, frommer Bruder?

Klosterbruder. Nicht eben viel! — Ich freue mich, Herr Nathan, ‖ Euch annoch wol zu sehn.

Nathan. So kennt ihr mich?

Klosterbruder. Je nu; wer kennt euch nicht? Ihr habt so manchem ‖ Ja euern Namen in die Hand gedrückt. ‖ Er steht in meiner auch seit vielen Jahren.

Nathan. (nach seinem Beutel langend) Kommt, Bruder, kommt, ich frisch ihn auf.

Klosterbruder. Habt Dank! ‖ Ich würd es Aermern stehlen; nehme nichts. — ‖ Wenn ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig ‖ Euch meinen Namen aufzufrischen. Denn ‖ Ich kann mich rühmen, auch in eure Hand ‖ Etwas gelegt zu haben, was nicht zu ‖ Verachten war.

Nathan. Verzeiht! — Ich schäme mich — ‖ Sagt, was? — und nehmt zur Buße siebenfach ‖ Den Werth desselben von mir an!

Klosterbruder. Hört doch ‖ Vor allen Dingen, wie ich selber nur ‖ Erst heut an dies mein euch vertrautes Pfand ‖ Erinnert worden.

Nathan. Mir vertrautes Pfand?

Klosterbruder. Vor Kurzem saß ich noch als Eremit ‖ Auf Quarantana, unweit Jericho. ‖ Da kam arabisch Raubgesindel, brach ‖ Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle, ‖ Und schleppte mich mit fort. Zum Glück entkam ‖ Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen, ‖ Um mir ein ander Plätzchen auszubitten, ‖ Allwo ich meinem Gott in Einsamkeit ‖ Bis an mein selig Ende dienen könne.

Nathan. Ich steh auf Kohlen, guter Bruder. Macht ‖ Es kurz! Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Klosterbruder. Sogleich, Herr Nathan! — Nun, der Patriarch ‖ Versprach mir eine Siedelei auf Thabor, ‖ Sobald, als eine leer; und hieß inzwischen ‖ Im Kloster mich als Laienbruder bleiben. ‖ Da bin ich itzt, Herr Nathan, und verlange ‖ Des Tags wol hundertmal auf Thabor. Denn ‖ Der Patriarch braucht mich zu allerlei, ‖ Wovor ich großen Ekel habe. Zum ‖ Exempel: Nathan. Macht, ich bitt euch!

Klosterbruder. Nun, es kömmt! — ‖ Da hat ihm jemand heut ins Ohr gesetzt: ‖ Es lebe hier herum ein Jude, der ‖ Ein Christenkind als seine Tochter sich ‖ Erzöge.

Nathan. Wie? (betroffen)

Klosterbruder. Hört mich nur aus! — Indem ‖ Er mir nun aufträgt, diesem Juden stracks, ‖ Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und ‖ Gewaltig sich ob eines solchen Frevels ‖ Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider ‖ Den heilgen Geist bedünkt; — das ist, die Sünde, ‖ Die aller Sünden größte Sünd uns gilt, ‖ Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen, ‖ Worin sie eigentlich besteht: — da wacht ‖ Mit einmal mein Gewissen auf; und mir ‖ Fällt bei, ich könnte selber wol vor Zeiten ‖ Zu dieser unverzeihlich großen Sünde ‖ Gelegenheit gegeben haben. — Sagt: ‖ Hat euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren ‖ Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan. Wie das? — Nun freilich — allerdings —

Klosterbruder. Ei, seht ‖ Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich! Nathan. Seid ihr?

Klosterbruder. Der Herr, von welchem ichs euch brachte, ‖ War — ist mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf ‖ Von Filnek! Nathan. Richtig!

Klosterbruder. Weil die Mutter kurz ‖ Vorher gestorben war, und sich der Vater ‖ Nach — mein ich — Gazza plötzlich werfen mußte, ‖ Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte: ‖ So sandt ers euch. Und traf ich euch damit ‖ Nicht in Darun?

Nathan. Ganz recht!

Klosterbruder. Es wär kein Wunder, ‖ Wenn mein Gedächtniß mich betrög. Ich habe ‖ Der braven Herrn so viel gehabt; und diesem ‖ Hab ich nur gar zu kurze Zeit gedient. ‖ Er blieb bald darauf bei Askalon; und war ‖ Wol sonst ein lieber Herr.

Nathan. Ja wol! ja wol! ‖ Dem ich so viel, so viel zu danken habe! ‖ Der mehr, als einmal, mich dem Schwert entrissen!

Klosterbruder. O schön! So werdt ihr seines Töchterchens ‖ Euch um so lieber angenommen haben.

Nathan. Das könnt ihr denken.

Klosterbruder. Nun, wo ist es denn? ‖ Es ist doch wol nicht etwa gar gestorben? — ‖ Laßts lieber nicht gestorben sein! — Wenn sonst ‖ Nur niemand um die Sache weiß: so hat ‖ Es gute Wege. Nathan. Hat es?

Klosterbruder. Traut mir, Nathan! ‖ Denn seht, ich denke so: Wenn an das Gute, ‖ Das ich zu thun vermeine, gar zu nah ‖ Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu ich lieber ‖ Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar ‖ So ziemlich zuverlässig kennen, aber ‖ Bei weitem nicht das Gute. — War ja wol ‖ Natürlich, wenn das Christentöchterchen ‖ Recht gut von euch erzogen werden sollte: ‖ Daß ihrs als euer eigen Töchterchen ‖ Erzögt. — Das hättet ihr mit aller Lieb ‖ Und Treue nun gethan, und müßtet so ‖ Belohnet werden? Das will mir nicht ein. ‖ Ei freilich, klüger hättet ihr gethan, ‖ Wenn ihr die Christin durch die zweite Hand ‖ Als Christin auferziehen lassen: aber ‖ So hättet ihr das Kindchen eures Freunds ‖ Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe, ‖ Wärs eines wilden Thieres Lieb auch nur, ‖ In solchen Jahren mehr, als Christenthum. ‖ Zum Christenthume hats noch immer Zeit. ‖ Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm ‖ Vor euern Augen aufgewachsen ist, ‖ So bliebs vor Gottes Augen, was es war. ‖ Und ist denn nicht das ganze Christenthum ‖ Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft ‖ Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet, ‖ Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, ‖ Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Nathan. Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprach sein, ‖ Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich ‖ Erheben sollten — wegen einer That — ‖ Ah, wegen einer That! — Nur ihr, ihr sollt ‖ Sie wissen! — Nehmt sie aber mit ins Grab! ‖ Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht, ‖ Sie jemand andern zu erzählen. Euch ‖ Allein erzähl ich sie. Der frommen Einfalt ‖ Allein erzähl ich sie, weil die allein ‖ Versteht, was sich der gottergebne Mensch ‖ Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder. Ihr seid ‖ Gerührt, und euer Auge steht voll Wasser?

Nathan. Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun. ‖ Ihr wißt wol aber nicht, daß wenig Tage ‖ Zuvor in Gath die Christen alle Juden ‖ Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt ‖ Wol nicht, daß unter diesen meine Frau ‖ Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich ‖ Befunden, die in meines Bruders Hause, ‖ Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt ‖ Verbrennen müssen?

Klosterbruder. Allgerechter!

Nathan. Als ‖ Ihr kamt, hatt ich drei Tag und Nächt in Asch ‖ Und Staub vor Gott gelegen und geweint. — ‖ Geweint? Beiher mit Gott auch wol gerechtet, ‖ Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht; ‖ Der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen —

Klosterbruder. Ach! Ich glaubs euch wol.

Nathan. Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder. ‖ Sie sprach mit sanfter Stimm: „und doch ist Gott! ‖ Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wolan! ‖ Komm! übe, was was du längst begriffen hast, — ‖ Was sicherlich zu üben schwerer nicht, ‖ Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. ‖ Steh auf!“ — Ich stand, und rief zu Gott: ich will! ‖ Willst du nur, daß

ich will! — Indem stiegt ihr ‖ Vom Pferd, und überreichtet mir das Kind, ‖ In euern Mantel eingehüllt. — Was ihr ‖ Mir damals sagtet, was ich euch: hab ich ‖ Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm ‖ Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt es, warf ‖ Mich auf die Knie und schluchzte: Gott! auf sieben ‖ Doch nun schon Eines wieder!

Klosterbruder. Nathan! Nathan! ‖ Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, ihr seid ein Christ! ‖ Ein beßrer Christ war nie!

Nathan. Wol uns! Denn was ‖ Mich euch zum Christen macht, das macht euch mir ‖ Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht ‖ Einander nur erweichen. Hier brauchts That! ‖ Und ob mich siebenfache Liebe schon ‖ Bald an dies einzge, fremde Mädchen band; ‖ Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß ‖ Ich meine sieben Söhn in ihr aufs neue ‖ Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen ‖ Die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!

Klosterbruder. Nun vollends! — Eben das bedacht ich mich ‖ So viel, euch anzurathen! Und so hats ‖ Euch euer guter Geist schon angerathen.

Nathan. Nur muß der erste beste mir sie nicht ‖ Entreißen wollen! Klosterbruder. Nein, gewiß nicht!

Nathan. Wer ‖ Auf sie nicht größre Rechte hat, als ich, ‖ Muß frühere zum mindsten haben —

Klosterbruder. Freilich!

Nathan. Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Klosterbruder. So ‖ Mein ich es auch!

Nathan. Drum nennt mir nur geschwind ‖ Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm, ‖ Als Vetter oder sonst als Sipp verwandt: Ihm will ich sie nicht vorenthalten — Sie, ‖ Die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde ‖ Zu sein erschaffen und erzogen ward. — ‖ Ich hoff, ihr wißt von diesem euern Herrn ‖ Und dem Geschlechte dessen mehr, als ich.

Klosterbruder. Das, guter Nathan, wol nun schwerlich! — Denn ‖ Ihr habt ja schon gehört, daß ich nur gar ‖ Zu kurze Zeit bei ihm gewesen.

Nathan. Wißt ‖ Ihr denn nicht wenigstens, was für Geschlechts ‖ Die Mutter war? — War sie nicht eine Stauffin?

Klosterbruder. Wol möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan. Hieß nicht ihr Bruder ‖ Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Klosterbruder. Wenn michs nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein, ‖ Daß ich vom selgen Herrn ein Büchelchen ‖ Noch hab. Ich zogs ihm aus dem Busen, als ‖ Wir ihn bei Askalon verscharrten. Nathan. Nun?

Klosterbruder. Es sind Gebete drin. Wir nennens ein ‖ Brevier. — Das, dacht ich, kann ein Christenmensch ‖ Ja wol noch brauchen. — Ich nun freilich nicht — ‖ Ich kann nicht lesen — Nathan. Thut nichts! — Nur zur Sache!

Klosterbruder. In diesem Büchelchen stehn vorn und hinten, ‖ Wie ich mir sagen lassen, mit des Herrn ‖ Selbsteigner Hand, die Angehörigen ‖ Von ihm und ihr geschrieben.

Nathan. O, erwünscht! ‖ Geht! lauft! holt mir das Büchelchen. Geschwind! ‖ Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwiegen; ‖ Und tausend Dank dazu! Eilt! lauft!

Klosterbruder. Recht gern! ‖ Es ist Arabisch aber, was der Herr ‖ Hineingeschrieben. (ab)

Nathan. Einerlei! Nur her! — ‖ Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten, ‖ Und einen solchen Eidam mir damit ‖ Erkaufen könnte! — Schwerlich wol! — Nun fall ‖ Es aus, wies will! — Wer mag es aber denn ‖ Gewesen sein, der bei dem Patriarchen ‖ So etwas angebracht? Das muß ich doch ‖ Zu fragen nicht vergessen. — Wenn es gar ‖ Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und **Nathan.**

Daja. (eilig und verlegen) Denkt doch, Nathan!

Nathan. Nun?

Daja. Das arme Kind erschrak wol recht darüber! ‖ Da schickt... Nathan. Der Patriarch?

Daja. Des Sultans Schwester, ‖ Prinzessin Sittah...

Nathan. Nicht der Patriarch?

Daja. Nein, Sittah! — Hört ihr nicht? — Prinzessin Sittah ‖ Schickt her, und läßt sie zu sich holen.

Nathan. Wen? ‖ Läßt Recha holen? — Sittah läßt sie holen? — ‖ Nun, wenn sie Sittah holen läßt, und nicht ‖ Der Patriarch... Daja. Wie kommt ihr denn auf den?

Nathan. So hast du kürzlich nichts von ihm gehört? ‖ Gewiß nicht? Auch ihm nichts gesteckt? Daja. Ich? ihm?

Nathan. Wo sind die Boten? Daja. Vorn!

Nathan. Ich will sie doch ‖ Aus Vorsicht selber sprechen. Komm! — Wenn nur ‖ Vom Patriarchen nichts dahinter steckt. (ab)

Daja. Und ich — ich fürchte ganz was anders noch. ‖ Was gilts? die einzige, vermeinte Tochter ‖ So eines reichen Juden wär auch wol ‖ Für einen Muselmann nicht übel? — Hui, ‖ Der Tempelherr ist drum. Ist drum: wenn ich ‖ Den zweiten Schritt nicht auch noch wage; nicht ‖ Auch ihr noch selbst entdecke, wer sie ist! — ‖ Getrost! Laß mich den ersten Augenblick, ‖ Den ich allein sie habe, dazu brauchen! ‖ Und der wird sein — vielleicht nun eben, wenn ‖ Ich sie begleite. So ein erster Wink ‖ Kann unterwegens wenigstens nicht schaden. ‖ Ja, ja! Nur zu! Itzt oder nie! Nur zu! (ihm nach)

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

(Scene: das Zimmer in Saladins Pallaste, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu sehen.)

Saladin und bald darauf verschiedne **Mameluken.**

Saladin. (im Hereintreten) Da steht das Geld nun noch! Und niemand weiß ‖ Den Derwisch aufzufinden, der vermuthlich ‖ Ans Schachbrett irgendwo gerathen ist, ‖ Das ihn wol seiner selbst vergessen macht; — ‖ Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebts?

Ein Mameluk. Erwünschte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan! ‖ Die Karavane von Kahira kömmt; ‖ Ist glücklich da! mit siebenjährigem ‖ Tribut des reichen Nils.

Saladin. Brav, Ibrahim! ‖ Du bist mir wahrlich ein willkommner Bote! — ‖ Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank ‖ Der guten Zeitung.

Der Mameluk. (wartend) (Nun? nur her damit!)

Saladin. Was wartst du? — Geh nur wieder!

Der Mameluk. Dem Willkommnen ‖ Sonst nichts?

Saladin. Was denn noch sonst?

Der Mameluk. Dem guten Boten ‖ Kein Botenbrot? — So wär ich ja der Erste, ‖ Den Saladin mit Worten abzulohnen, ‖ Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erste, ‖ Mit dem er knickerte.

Saladin. So nimm dir nur ‖ Dort einen Beutel!

Der Mameluk. Nein, nun nicht! Du kannst ‖ Mir sie nun alle schenken wollen.

Saladin. Trotz! — ‖ Komm her! Da hast du zwei. — Im Ernst? er geht? ‖ Thut mirs an Edelmuth zuvor? — Denn sicher ‖ Muß ihm es saurer werden, auszuschlagen, als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt ‖ Mir denn auch ein, so kurz vor meinem Abtritt ‖ Auf einmal ganz ein Andrer sein zu wollen? — ‖ Will Saladin als Saladin nicht sterben? — ‖ So mußt er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk. Nun, Sultan!...

Saladin. Wenn du mir zu melden kömmst...

Zweiter Mameluk. Daß aus Aegypten der Transport nun da! Saladin. Ich weiß schon.

Zweiter Mameluk. Kam ich doch zu spät!

Saladin. Warum ‖ Zu spät? — Da nimm für deinen guten Willen ‖ Der Beutel einen oder zwei!

Zweiter Mameluk. Macht drei!

Saladin. Ja, wenn du rechnen kannst! — So nimm sie nur!

Zweiter Mameluk. Es wird wol noch ein Dritter kommen, — wenn ‖ Er anders kommen kann.

Saladin. Wie das?

Zweiter Mameluk. Je nu; ‖ Er hat auch wol den Hals gebrochen! Denn ‖ Sobald wir drei der Ankunft des Transports ‖ Versichert waren, sprengte jeder frisch ‖ Davon. Der Vorderste, der stürzt: und so ‖ Komm ich nun vor, und bleib auch vor bis in ‖ Die Stadt, wo aber Ibrahim, der Lecker, ‖ Die Gassen besser kennt.

Saladin. O, der Gestürzte! ‖ Freund! der Gestürzte! — Reit ihm doch entgegen!

Zweiter Mameluk. Das werd ich ja wol thun! — Und wenn er lebt: ‖ So ist die Hälfte dieser Beutel sein. (geht ab)

Saladin. Sieh, welch ein guter, edler Kerl auch das! — ‖ Wer kann sich solcher Mameluken rühmen? ‖ Und wär mir denn zu denken nicht erlaubt, ‖ Daß sie mein Beispiel bilden helfen? — Fort ‖ Mit dem Gedanken, sie zu guter letzt ‖ Noch an ein Anders zu gewöhnen!...

Ein dritter Mameluk. Sultan....

Saladin. Bist dus, der stürzte?

Dritter Mameluk. Nein! Ich melde nur, — ‖ Daß Emir Mansor, der die Karavane ‖ Geführt, vom Pferde steigt...

Saladin. Bring ihn! geschwind! — ‖ Da ist er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Mansor und **Saladin.**

Saladin. Willkommen, Emir! Nun, ‖ Wie ists gegangen? — Mansor, Mansor, hast ‖ Uns lange warten lassen!

Mansor. Dieser Brief ‖ Berichtet, was dein Abulkassem erst ‖ Für Unruh in Thebais dämpfen müssen; ‖ Eh wir es wagen durften, abzugehen. ‖ Den Zug darauf hab ich beschleuniget ‖ So viel, wie möglich war.

Saladin. Ich glaube dir! — ‖ Und nimm nur, guter Mansor, nimm sogleich... ‖ Du thust es aber doch auch gern?... nimm frische ‖ Bedeckung nur sogleich! Du mußt sogleich ‖ Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil ‖ Auf Libanon zum Vater bringen!

Mansor. Gern! ‖ Sehr gern!

Saladin. Und nimm dir die Bedeckung ja ‖ Nur nicht zu schwach! Es ist um Libanon ‖ Nicht Alles mehr so sicher. Hast du nicht ‖ Gehört? Die Tempelherrn sind wieder rege. ‖ Sei wol auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält ‖ Der Zug? Ich will ihn sehn; und Alles selbst ‖ Betreiben. — Ihr! ich bin sodann bei Sittah.

Dritter Auftritt.

(Scene: die Palmen vor Nathans Hause, wo **der Tempelherr** auf und niedergeht.)

Ins Haus nun will ich einmal nicht! — Er wird ‖ Sich endlich doch wol sehen lassen! — Man ‖ Bemerkte mich ja sonst so bald, so gern! — ‖ Wills noch erleben, daß er sichs verbittet, ‖ Vor seinem Hause mich so fleißig finden ‖ Zu lassen. — Hm! — ich bin doch aber auch ‖ Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun so ‖ Erbittert gegen ihn? — Er sagte ja: ‖ Noch schlüg er mir nichts ab. Und Saladin ‖ Hats über sich genommen, ihn zu stimmen. — ‖ Wie? sollte wirklich wol in mir der Christ ‖ Noch tiefer nisten, als in ihm der Jude? — ‖ Wer kennt sich recht? Wie könnt ich ihm denn sonst ‖ Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den ‖ Er sichs zu solcher Angelegenheit ‖ Gemacht, den Christen abzujagen? — Freilich: ‖ Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf? ‖ Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf ‖ Des Lebens öden Strand den Block geflößt, ‖ Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch ‖ Wol mehr, der in dem hingeworfnen Blocke ‖ Die göttliche Gestalt sich dachte, die ‖ Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater ‖ Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt ‖ In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir ‖ Sie lediglich als Christendirne denke, ‖ Sie sonder Alles das mir denke, was ‖ Allein ihr so ein Jude geben konnte: — ‖ Sprich, Herz! — was wär an ihr, das dir gefiel? ‖ Nichts! Wenig! Selbst ihr Lächeln, wär es nichts, ‖ Als sanfte, schöne Zuckung ihrer Muskeln; ‖ Wär, was sie lächeln macht, des Reizes unwerth, ‖ In den es sich auf ihrem Munde kleidet: — ‖ Nein; selbst ihr Lächeln nicht! Ich hab es ja ‖ Wol schöner noch an Aberwitz, an Tand, ‖ An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler ‖ Verschwenden sehn! — Hats da mich auch bezaubert? ‖ Hats da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben ‖ In seinem Sonnenscheine zu verflattern? — ‖ Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launisch, ‖ Der diesen höhern Werth allein ihr gab? ‖ Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente, ‖ Mit dem mich Saladin entließ! Schon schlimm ‖ Genug, daß Saladin es glauben konnte! ‖ Wie klein ich ihm da scheinen mußte! wie ‖ Verächtlich! — Und das Alles um ein Mädchen? — ‖ Curd! Curd! das geht so nicht. Lenk ein! Wenn vollends ‖ Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte, ‖ Was schwerlich zu erweisen stünde? — Sieh, ‖ Da tritt er endlich, im Gespräch vertieft, ‖ Aus seinem Hause! — Ha! mit wem? — Mit ihm? ‖ Mit meinem Klosterbruder? — Ha! so weiß ‖ Er sicherlich schon Alles! ist wol gar ‖ Dem Patriarchen schon verrathen! — Ha! ‖ Was hab ich Querkopf nun gestiftet! — Daß ‖ Ein einzger Funken dieser Leidenschaft ‖ Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! — ‖ Geschwind entschließ dich, was nunmehr zu thun! ‖ Ich will hier seitwärts ihrer warten; — ob ‖ Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und **der Klosterbruder.**

Nathan. (im Näherkommen) Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Klosterbruder. Und ihr desgleichen!

Nathan. Ich? von euch? wofür? ‖ Für meinen Eigensinn, euch aufzudringen, ‖ Was ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm eurer nur ‖ Auch nachgegeben hätt; ihr mit Gewalt ‖ Nicht wolltet reicher sein, als ich!

Klosterbruder. Das Buch ‖ Gehört ja ohnedem nicht mir; gehört ‖ Ja ohnedem der Tochter; ist ja so ‖ Der Tochter ganzes väterliches Erbe. ‖ — Je nu, sie hat ja euch. — Gott gebe nur, ‖ Daß ihr es nie bereuen dürft, so viel ‖ Für sie gethan zu haben!

Nathan. Kann ich das? ‖ Das kann ich nie! Seid unbesorgt!

Klosterbruder. Nu, nu! ‖ Die Patriarchen und die Tempelherren...

Nathan. Vermögen mir des Bösen nie so viel ‖ Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte: ‖ Geschweige das! — Und seid ihr denn so ganz ‖ Versichert, daß ein Tempelherr es ist, ‖ Der euern Patriarchen hetzt?

Klosterbruder. Es kann ‖ Beinah kein Andrer sein. Ein Tempelherr ‖ Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte, ‖ Das klang darnach.

Nathan. Es ist doch aber nur ‖ Ein einziger itzt in Jerusalem. ‖ Und diesen kenn ich. Dieser ist mein Freund. ‖ Ein junger, edler, offner Mann!

Klosterbruder. Ganz recht; ‖ Der Nämliche! — Doch was man ist, und was ‖ Man sein muß in der Welt, das paßt ja wol ‖ Nicht immer.

Nathan. Leider nicht! — So thue, wers ‖ Auch immer ist, sein Schlimmstes oder Bestes! ‖ Mit euerm Buche, Bruder, trotz ich Allen; ‖ Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Klosterbruder. Viel Glücks! Ich will euch denn nur hier verlassen.

Nathan. Und habt sie nicht einmal gesehn! — Kommt ja ‖ Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut ‖ Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was? ‖ Sagt ihm auch heute, was ihr wollt.

Klosterbruder. Ich nicht! Lebt wol! (geht ab)

Nathan. Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott! ‖ Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel ‖ Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich ‖ Der Knoten, der so oft mir bange machte, ‖ Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht ‖ Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt ‖ Nichts zu verbergen habe! daß ich vor ‖ Den Menschen nun so frei kann wandeln, als ‖ Vor dir, der du allein den Menschen nicht ‖ Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die ‖ So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und **der Tempelherr,** der von der Seite auf ihn zu kömmt.

Tempelherr. He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan. Wer ruft? — ‖ Seid ihr es, Ritter? Wo gewesen, daß ‖ Ihr bei dem Sultan euch nicht treffen lassen?

Tempelherr. Wir sind einander fehl gegangen. Nehmts ‖ Nicht übel! Nathan. Ich nicht; aber Saladin...

Tempelherr. Ihr wart nur eben fort...

Nathan. Und spracht ihn doch? Nun, so ists gut!

Tempelherr. Er will uns aber Beide ‖ Zusammen sprechen.

Nathan. Desto besser! Kommt! ‖ Nur mit! Mein Gang stand ohnehin zu ihm. —

Tempelherr. Ich darf ja doch wol fragen, Nathan, wer ‖ Euch da verließ?

Nathan. Ihr kennt ihn doch wol nicht?

Tempelherr. Wars nicht die gute Haut, der Laienbruder, ‖ Deß sich der Patriarch so gern zum Stöber ‖ Bedient?

Nathan. Kann sein! Beim Patriarchen ist ‖ Er allerdings.

Tempelherr. Der Pfiff ist gar nicht übel: ‖ Die Einfalt vor der Schurkerei voraus ‖ Zu schicken.

Nathan. Ja, die dumme; — nicht die fromme.

Tempelherr. An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan. Für den ‖ Nun steh ich! Der wird seinem Patriarchen ‖ Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.

Tempelherr. So stellt er wenigstens sich an. — Doch hat ‖ Er euch von mir denn nichts gesagt?

Nathan. Von euch? ‖ Von euch nun namentlich wol nichts. — Er weiß ‖ Ja wol auch schwerlich euern Namen?

Tempelherr. Schwerlich!

Nathan. Von einem Tempelherren freilich hat ‖ Er mir gesagt... Tempelherr. Und was?

Nathan. Womit er euch ‖ Doch ein für allemal nicht meinen kann! Tempelherr. Wer weiß? Laßt doch nur hören!

Nathan. Daß mich einer ‖ Bei seinem Patriarchen angeklagt...

Tempelherr. Euch angeklagt? — Das ist, mit seiner Gunst — ‖ Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht ‖ Der Mensch, der irgend etwas abzuleugnen ‖ Im Stande wäre. Was ich that, das that ich! ‖ Doch bin ich auch nicht der, der Alles, was ‖ Er that, als wol gethan vertheidgen möchte. ‖ Was sollt ich eines Fehls mich schämen? Hab ‖ Ich nicht den festen Vorsatz, ihn zu bessern? ‖ Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem ‖ Es Menschen bringen können?—Hört mich, Nathan!—‖ Ich bin des Laienbruders Tempelherr, ‖ Der euch verklagt soll haben, allerdings! — ‖ Ihr wißt ja, was mich wurmisch machte; was ‖ Mein Blut in allen Adern sieden machte! ‖ Ich Gauch!— ich kam, so ganz mit Leib und Seel ‖ Euch in die Arme mich zu werfen. Wie ‖ Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau ‖ Ist schlimmer noch, als kalt; wie abgemessen ‖ Mir auszubeugen, Ihr beflissen wart; ‖ Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen ‖ Ihr Antwort mir zu geben scheinen wolltet: ‖ Das darf ich kaum mir itzt noch denken, wenn ‖ Ich soll gelassen bleiben. — Hört mich, Nathan! — ‖ In dieser Gährung schlich mir Daja nach, ‖ Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf, ‖ Das mir den Aufschluß euers räthselhaften ‖ Betragens zu enthalten schien. Nathan. Wie das?

Tempelherr. Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein, ‖ Ihr wolltet, was ihr einmal nun den Christen ‖ So abgejagt, an einen Christen wieder ‖ Nicht gern verlieren. Und so fiel mir ein, ‖ Euch kurz und gut das Messer an die Kehle ‖ Zu setzen.

Nathan. Kurz und gut? und gut? — Wo steckt ‖ Das Gute?

Tempelherr. Hört mich, Nathan! — Allerdings: ‖ Ich that nicht recht! — Ihr seid wol gar nicht schuldig, — ‖ Die Närrin Daja weiß nicht, was sie spricht — ‖ Ist euch gehässig — Sucht euch nur damit ‖ In einen bösen Handel zu verwickeln — ‖ Kann sein! kann sein! — Ich bin ein junger Laffe, ‖ Der immer nur an beiden Enden schwärmt! ‖ Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut — ‖ Auch das kann sein! Verzeiht mir, Nathan!

Nathan. Wenn ‖ Ihr so mich freilich fasset —

Tempelherr. Kurz, ich gieng ‖ Zum Patriarchen! — hab euch aber nicht ‖ Genannt. Das ist erlogen wie gesagt! ‖ Ich hab ihm blos den Fall ganz allgemein ‖ Erzählt, um seine Meinung zu vernehmen. — ‖ Auch das hätt unterbleiben können: ja doch! — ‖ Denn kannt ich nicht den Patriarchen schon ‖ Als einen Schurken? Konnt ich euch nicht selber ‖ Nur gleich zur Rede stellen? — Mußt ich der ‖ Gefahr, so einen Vater zu verlieren, ‖ Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thuts? ‖ Die Schurkerei des Patriarchen, die ‖ So ähnlich immer sich erhält, hat mich ‖ Des nächsten Weges wieder zu mir selbst ‖ Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! — ‖ Gesetzt: er wüßt auch euern Namen: was ‖ Nun mehr, was mehr? — Er kann euch ja das Mädchen ‖ Nur nehmen, wenn sie niemands ist, als euer. ‖ Er kann sie doch aus euerm Hause nur ‖ Ins Kloster schleppen. — Also — gebt sie mir! ‖ Gebt sie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha! ‖ Er solls wol bleiben lassen, mir mein Weib ‖ Zu nehmen. — Gebt sie mir; geschwind! — Sie sei ‖ Nun eure Tochter, oder sei es nicht! ‖ Sei Christin, oder Jüdin, oder keines! ‖ Gleich viel! gleich viel! Ich werd euch weder itzt, ‖ Noch jemals sonst in meinem ganzen Leben ‖ Darum befragen. Sei, wies sei!

Nathan. Ihr wähnt ‖ Wol gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen ‖ Sehr nöthig? Tempelherr. Sei, wies sei!

Nathan. Ich hab es ja ‖ Euch — oder wem es sonst zu wissen ziemt — ‖ Noch nicht geleugnet, daß sie eine Christin, ‖ Und nichts, als meine Pflegetochter ist. — ‖ Warum ichs aber ihr noch nicht entdeckt? — ‖ Darüber brauch ich nur bei ihr mich zu ‖ Entschuldigen.

Tempelherr. Das sollt ihr auch bei ihr ‖ Nicht brauchen. — Gönnts ihr doch, daß sie euch nie ‖ Mit andern Augen darf betrachten! Spart ‖ Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt ihr ja, ‖ Ihr ganz allein, mit ihr zu schalten. Gebt ‖ Sie mir! ‖ Ich bitt euch, Nathan; gebt sie mir! ‖ Ich bins allein, der sie zum zweitenmale ‖ Euch retten kann — und will!

Nathan. Ja — konnte! konnte! ‖ Nun auch nicht mehr. Es ist damit zu spät! Tempelherr. Wie so? zu spät?

Nathan. Dank sei dem Patriarchen...

Tempelherr. Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür? ‖ Dank hätte der bei uns verdienen wollen? ‖ Wofür? wofür?

Nathan. Daß wir nun wissen, wem ‖ Sie anverwandt; nun wissen, wessen Händen ‖ Sie sicher ausgeliefert werden kann.

Tempelherr. Das dank ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan. Aus diesen müßt ihr sie nun auch erhalten, ‖ Und nicht aus meinen.

Tempelherr. Arme Recha! Was dir alles zustößt, arme Recha! Was ‖ Ein Glück für andre Waisen wäre, wird ‖ Dein Unglück! — Nathan! — Und wo sind sie, diese ‖ Verwandte?

Nathan. Wo sie sind?

Tempelherr. Und wer sie sind?

Nathan. Besonders hat ein Bruder sich gefunden, ‖ Bei dem ihr um sie werben müßt.

Tempelherr. Ein Bruder? ‖ Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat? ‖ Ein Geistlicher? — Laßt hören, was ich mir ‖ Versprechen darf.

Nathan. Ich glaube, daß er keines ‖ Von Beiden — oder Beides ist. Ich kenn ‖ Ihn noch nicht recht.

Tempelherr. Und sonst?

Nathan. Ein braver Mann! ‖ Bei dem sich Recha gar nicht übel wird ‖ Befinden.

Tempelherr. Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten ‖ Auch gar nicht, was ich von euch denken soll: — ‖ Nehmt mirs nicht ungut, Nathan! — Wird sie nicht ‖ Die Christin spielen müssen unter Christen? ‖ Und wird sie, was sie lange gnug gespielt, ‖ Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen, ‖ Den ihr gesät, das Unkraut endlich nicht ‖ Ersticken? — Und das kümmert euch so wenig? ‖ Demungeachtet könnt ihr sagen — ihr? — ‖ Daß sie bei ihrem Bruder sich nicht übel ‖ Befinden werde?

Nathan. Denk ich! hoff ich! — Wenn ‖ Ihr ja bei ihm was mangeln sollte, hat ‖ Sie euch und mich denn nicht noch immer? —

Tempelherr. Oh! ‖ Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird ‖ Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung, ‖ Mit Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen ‖ Nicht reichlich gnug versorgen? Und was braucht ‖ Ein Schwesterchen denn mehr? — Ei freilich auch ‖ Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den ‖ Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit ‖ Schon schaffen, wie er immer nur zu finden! ‖ Der Christlichste, der Beste! — Nathan, Nathan! ‖ Welch einen Engel hattet ihr gebildet, ‖ Den euch nun Andre so verhunzen werden!

Nathan. Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe ‖ Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr. Sagt ‖ Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht! ‖ Denn die läßt nichts sich unterschlagen; nichts! ‖ Es sei auch noch so klein! Auch keinen Namen! — ‖ Doch halt! — Argwohnt sie wol bereits, was mit ‖ Ihr vorgeht?

Nathan. Möglich; ob ich schon nicht wüßte, ‖ Woher?

Tempelherr. Auch eben viel; sie soll — sie muß ‖ In beiden Fällen, was ihr Schicksal droht, ‖ Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke, ‖ Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen, ‖ Als bis ich sie die Meine nennen dürfe, ‖ Fällt weg. Ich eile... Nathan. Bleibt! wohin?

Tempelherr. Zu ihr! ‖ Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug ‖ Wol ist, den einzigen Entschluß zu fassen, ‖ Der ihrer würdig wäre! Nathan. Welchen?

Tempelherr. Den: ‖ Nach euch und ihrem Bruder weiter nicht ‖ Zu fragen — Nathan. Und?

Tempelherr. Und mir zu folgen: — wenn ‖ Sie drüber eines Muselmannes Frau ‖ Auch werden müßte.

Nathan. Bleibt! Ihr trefft sie nicht, ‖ Sie ist bei Sittah, bei des Sultans Schwester. Tempelherr. Seit wenn? warum?

Nathan. Und wollt ihr da bei ihnen ‖ Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit!

Tempelherr. Den Bruder? welchen? Sittahs oder Rechas?

Nathan. Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt euch, kommt! (Er führt ihn fort)

Sechster Auftritt.

(Scene: in Sittahs Harem.)

Sittah und **Recha** in Unterhaltung begriffen.

Sittah. Was freu ich mich nicht deiner, süßes Mädchen! — ‖ Sei so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! — ‖ Sei munter! sei gesprächiger! vertrauter! Recha. Prinzessin, ...

Sittah. Nicht doch! nicht Prinzessin! Nenn ‖ Mich Sittah, — deine Freundin, — deine Schwester! ‖ Nenn mich dein Mütterchen! — Ich könnte das ‖ Ja schier auch sein. — So jung! so klug! so fromm! ‖ Was du nicht Alles weißt! nicht Alles mußt ‖ Gelesen haben!

Recha. Ich gelesen? — Sittah, ‖ Du spottest deiner kleinen, albern Schwester. ‖ Ich kann kaum lesen.

Sittah. Kannst kaum? Lügnerin!

Recha. Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,‖ Du sprächst von Büchern. — Sittah. Allerdings! von Büchern.

Recha. Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen! —

Sittah. Im Ernst?

Recha. In ganzem Ernst! Mein Vater liebt ‖ Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich ‖ Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt, ‖ Zu wenig.

Sittah. Ei, was sagst du? — Hat indeß ‖ Wol nicht sehr Unrecht! — Und so Manches, was ‖ Du weißt..?

Recha. Weiß ich allein aus seinem Munde. ‖ Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen, ‖ Wie? wo? warum? er michs gelehrt.

Sittah. So hängt ‖ Sich freilich Alles besser an. So lernt‖ Mit eins die ganze Seele!

Recha. Sicher hat ‖ Auch Sittah wenig oder nichts gelesen!

Sittah. Wie so? — Ich bin nicht stolz aufs Gegentheil. — ‖ Allein wie so? Dein Grund! Sprich dreist! Dein Grund?

Recha. Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt; ‖ So ganz sich selbst nur ähnlich... Sittah. Nun?

Recha. Das sollen ‖ Die Bücher uns nur selten lassen: sagt‖ Mein Vater.

Sittah. O, was ist dein Vater für ‖ Ein Mann!

Recha. Nicht wahr?

Sittah. Wie nah er immer doch ‖ Zum Ziele trifft!

Recha. Nicht wahr? — Und diesen Vater —

Sittah. Was ist dir, Liebe? — Recha. Diesen Vater —

Sittah. Gott! ‖ Du weinst?

Recha. Und diesen Vater — Ah! es muß ‖ Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft...

(wirft sich, von Thränen überwältiget, zu ihren Füßen)

Sittah. Kind, was ‖ Geschieht dir? Recha?

Recha. Diesen Vater soll — ‖ Soll ich verlieren!

Sittah. Du? verlieren? ihn? ‖ Wie das? — Sei ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha. Du sollst vergebens dich zu meiner Freundin, ‖ Zu meiner Schwester nicht erboten haben!

Sittah. Ich bins ja! bins! — Steh doch nur auf! Ich muß ‖ Sonst Hilfe rufen.

Recha. (die sich ermannt und aufsteht) Ah! verzeih! vergieb! — ‖ Mein Schmerz hat mich vergessen machen, wer ‖ Du bist. Vor Sittah gilt kein Winseln, kein ‖ Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft ‖ Will Alles über sie allein vermögen. ‖ Weß Sache diese bei ihr führt, der siegt! Sittah. Nun dann?

Recha. Nein! meine Freundin, meine Schwester ‖ Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir ‖ Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah. Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir? ‖ Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha. Wer? Meine gute böse Daja kann ‖ Das wollen, — will das können. — Ja; du kennst ‖ Wol diese gute, böse Daja nicht? ‖ Nun, Gott vergeb es ihr! — belohn es ihr!‖ Sie hat mir so viel Gutes, — so viel Böses ‖ Erwiesen!

Sittah. Böses dir? — So muß sie Gutes ‖ Doch wahrlich wenig haben. — Recha. Doch! recht viel, ‖ Recht viel!

Sittah. Wer ist sie?

Recha. Eine Christin, die ‖ In meiner Kindheit mich gepflegt; mich so ‖ Gepflegt! — Du glaubst nicht! — Die mir eine Mutter ‖ So wenig missen lassen! — Gott vergelt ‖ Es ihr! — Die aber mich auch so geängstet! ‖ Mich so gequält!

Sittah. Und über was? warum? ‖ Wie?

Recha. Ach! die arme Frau, — ich sag dirs ja — ‖ Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen; — ‖ Ist eine von den Schwärmerinnen, die ‖ Den allgemeinen, einzig wahren Weg‖ Nach Gott zu wissen wähnen! — Sittah. Nun versteh ich!

Recha. Und sich gedrungen fühlen, einen jeden, ‖ Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. — ‖ Kaum können sie auch anders. Denn ists wahr, ‖ Daß dieser Weg allein nur richtig führt:‖ Wie sollen sie gelassen ihre Freunde ‖ Auf einem andern wandeln sehn, — der ins ‖ Verderben stürzt, ins ewige Verderben? ‖ Es müßte möglich sein, denselben Menschen ‖ Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. — ‖ Auch ists das nicht, was endlich laute Klagen‖ Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen, ‖ Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt ‖ Ich gern noch länger ausgehalten; gern! — Es brachte mich doch immer auf Gedanken, ‖ Die gut und nützlich. Und wem schmeichelts doch ‖ Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer, ‖ Von wems auch sei, gehalten fühlen, daß ‖ Er den Gedanken nicht ertragen kann, ‖ Er müß einmal auf ewig uns entbehren! Sittah. Sehr wahr!

Recha. Allein — allein — das geht zu weit! ‖ Dem kann ich nichts entgegensetzen: nicht ‖ Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah. Was? wem?

Recha. Was sie mir eben itzt entdeckt will haben.

Sittah. Entdeckt? und eben itzt?

Recha. Nur eben itzt! ‖ Wir nahten, auf dem Weg hierher, uns einem ‖ Verfallnen Christentempel. Plötzlich stand ‖ Sie still, schien mit sich selbst zu kämpfen, blickte ‖ Mit nassen Augen bald gen Himmel, bald ‖ Auf mich. Komm, sprach sie endlich, laß uns hier ‖ Durch diesen Tempel in die Richte gehn! ‖ Sie geht; ich folg ihr, und mein Auge schweift ‖ Mit Graus die wankenden Ruinen durch. ‖ Nun steht sie wieder; und ich sehe mich ‖ An den versunknen Stufen eines morschen ‖ Altars mit ihr. Wie ward mir? als sie da ‖ Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen, ‖ Zu meinen Füßen stürzte...

Sittah. Gutes Kind!

Recha. Und bei der Göttlichen, die da wol sonst ‖ So manch Gebet erhört, so manches Wunder ‖ Verrichtet habe, mich beschwor; — mit Blicken ‖ Des wahren Mitleids mich beschwor, mich meiner ‖ Doch zu erbarmen! — Wenigstens, ihr zu ‖ Vergeben, wenn sie mir entdecken müsse, ‖ Was ihre Kirch auf mich für Anspruch habe.

Sittah. (Unglückliche! — Es ahnte mir.)

Recha. Ich sei ‖ Aus christlichem Geblüte; sei getauft; ‖ Sei Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! — ‖ Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah! ‖ Sieh mich aufs neu zu deinen Füßen...

Sittah. Recha! ‖ Nicht doch! steh auf! — Mein Bruder kömmt! steh auf!

Siebenter Auftritt.

Saladin und **die Vorigen.**

Saladin. Was giebts hier, Sittah?

Sittah. Sie ist von sich! Gott!

Saladin. Wer ists? Sittah. Du weißt ja...

Saladin. Unsers Nathans Tochter? ‖ Was fehlt ihr?

Sittah. Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan...

Recha. (die sich auf den Knieen zu Saladins Füßen schleppt, den Kopf zur Erde gesenkt) Ich steh nicht auf! nicht eher auf! — mag eher ‖ Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher ‖ Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit ‖ Und Güte nicht in seinen Augen, nicht ‖ Auf seiner Stirn bewundern...

Saladin. Steh... steh auf!

Recha. Eh er mir nicht verspricht...

Saladin. Komm! ich verspreche... ‖ Sei, was es will!

Recha. Nicht mehr, nicht weniger, ‖ Als meinen Vater mir zu lassen; und ‖ Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer sonst mein Vater ‖ Zu sein verlangt; — verlangen kann. Wills auch‖ Nicht wissen. Aber macht denn nur das Blut ‖ Den Vater? nur das Blut?

Saladin. (der sie aufhebt) Ich merke wol! — ‖ Wer war so grausam denn, dir selbst — dir selbst ‖ Dergleichen in den Kopf zu setzen? Ist ‖ Es denn schon völlig ausgemacht? erwiesen?

Recha. Muß wol! Denn Daja will von meiner Amm ‖ Es haben. Saladin. Deiner Amme?

Recha. Die es sterbend ‖ Ihr zu vertrauen sich verbunden fühlte.

Saladin. Gar sterbend! — Nicht auch faselnd schon? — Und wärs ‖ Auch wahr! — Ja wol: das Blut, das Blut allein‖ Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum ‖ Den Vater eines Thieres! giebt zum höchsten ‖ Das erste Recht, sich diesen Namen zu ‖ Erwerben! — Laß dir doch nicht bange sein! — ‖ Und weißt du was? Sobald der Väter zwei ‖ Sich um dich streiten: — laß sie Beide: nimm ‖ Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater! Sittah. O thus! o thus!

Saladin. Ich will ein guter Vater, ‖ Recht guter Vater sein! — Doch halt! mir fällt ‖ Noch viel was Bessers bei. — Was brauchst du denn ‖ Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben? ‖ Bei Zeiten sich nach einem umgesehn, ‖ Der mit uns um die Wette leben will! ‖ Kennst du noch keinen?...

Sittah. Mach sie nicht erröthen!

Saladin. Das hab ich allerdings mir vorgesetzt. ‖ Erröthen macht die Häßlichen so schön: ‖ Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? — ‖ Ich habe deinen Vater Nathan, und ‖ Noch einen — einen noch hierher bestellt. ‖ Erräthst du ihn? — Hierher! Du wirst mir doch ‖ Erlauben, Sittah?

Sittah. Bruder!

Saladin. Daß du ja ‖ Vor ihm recht sehr erröthest, liebes Mädchen! Recha. Vor wem? erröthen?...

Saladin. Kleine Heuchlerin! ‖ Nun, so erblasse lieber! — Wie du willst ‖ Und kannst! — (eine Sklavin tritt herein und nahet sich Sittah) Sie sind doch etwa nicht schon da?

Sittah. Gut! laß sie nur herein! — Sie sind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und **der Tempelherr** zu **den Vorigen.**

Saladin. Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich, ‖ Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen ‖ Bedeuten, daß du nun, sobald du willst, ‖ Dein Geld kannst wiederholen lassen!...

Nathan. Sultan!...

Saladin. Nun steh ich auch zu deinen Diensten...

Nathan. Sultan!...

Saladin. Die Karavan ist da. Ich bin so reich ‖ Nun wieder, als ich lange nicht gewesen. — ‖ Komm, sag mir, was du brauchst, so recht was Großes ‖ Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr, ‖ Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes ‖ Zu viel nie haben!

Nathan. Und warum zuerst ‖ Von dieser Kleinigkeit? — Ich sehe dort ‖ Ein Aug in Thränen, das zu trocknen mir ‖ Weit angelegner ist. (geht auf Recha zu) Du hast geweint? ‖ Was fehlt dir? — bist doch meine Tochter noch?

Recha. Mein Vater!

Nathan. Wir verstehen uns. Genug! — ‖ Sei heiter! Sei gefaßt! Wenn sonst dein Herz ‖ Nur dein noch ist! Wenn deinem Herzen sonst ‖ Nur kein Verlust nicht droht! — ‖ Dein Vater ist ‖ Dir unverloren!

Recha. Keiner, keiner sonst!

Tempelherr. Sonst keiner? — Nun! so hab ich mich betrogen. ‖ Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat ‖ Man zu besitzen nie geglaubt, und nie ‖ Gewünscht. — Recht wol! recht wol! — Das ändert, Nathan, ‖ Das ändert Alles! — Saladin, wir kamen ‖ Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich ‖ Verleitet: itzt bemüh dich nur nicht weiter!

Saladin. Wie jach nun wieder, junger Mann! — Soll Alles ‖ Dir denn entgegen kommen? Alles dich ‖ errathen?

Tempelherr. Nun, du hörst ja! siehst ja, Sultan!

Saladin. Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache ‖ Du nicht gewisser warst!

Tempelherr. So bin ichs nun.

Saladin. Wer so auf irgend eine Wohlthat trotzt, ‖ Nimmt sie zurück. Was du gerettet, ist ‖ Deswegen nicht dein Eigenthum. Sonst wär ‖ Der Räuber, den sein Geiz ins Feuer jagt, ‖ So gut ein Held, wie du! (auf Recha zugehend, um sie dem Tempelherrn zuzuführen) Komm, liebes Mädchen, ‖ Komm! Nimms mit ihm nicht so genau! Denn wär ‖ Er anders, wär er minder warm und stolz: ‖ Er hätt es bleiben lassen, dich zu retten. ‖ Du mußt ihm eins fürs andre rechnen. — Komm! ‖ Beschäm ihn! thu, was ihm zu thun geziemte! ‖ Bekenn ihm deine Liebe! trage dich ihm an! ‖ Und wenn er dich verschmäht; dirs je vergißt, ‖ Wie ungleich mehr in diesem Schritte du ‖ Für ihn gethan, als er für dich... Was hat ‖ Er denn für dich gethan? Ein wenig sich ‖ Beräuchern lassen! — ist was rechts! — so hat ‖ Er meines Bruders, meines Assad, nichts! ‖ So trägt er seine Larve, nicht sein Herz! ‖ Komm, Liebe...

Sittah. Geh! geh, Liebe, geh! Es ist ‖ Für deine Dankbarkeit noch immer wenig; ‖ Noch immer nichts!

Nathan. Halt, Saladin! halt, Sittah!

Saladin. Auch du?

Nathan. Hier hat noch einer mitzusprechen...

Saladin. Wer leugnet das? — Unstreitig, Nathan, kömmt ‖ So einem Pflegevater eine Stimme ‖ Mit zu! Die erste, wenn du willst. — Du hörst, ‖ Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan. Nicht so ganz! — ‖ Ich rede nicht von mir. Es ist ein Andrer; ‖ Weit, weit ein Andrer, den ich, Saladin, ‖ Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin. Wer? Nathan. Ihr Bruder!

Saladin. Rechas Bruder? Nathan. Ja!

Recha. Mein Bruder? ‖ So hab ich einen Bruder?

Tempelherr. (aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend) Wo? wo ist ‖ Er, dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich sollt ‖ Ihn hier ja treffen. Nathan. Nur Geduld!

Tempelherr. (äußerst bitter) Er hat ‖ Ihr einen Vater aufgebunden: — wird ‖ Er keinen Bruder für sie finden?

Saladin. Das ‖ Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger ‖ Verdacht wär über Assads Lippen nicht ‖ Gekommen. — Gut! fahr nur so fort!

Nathan. Verzeih ‖ Ihm! — Ich verzeih ihm gern. — Wer weiß, was wir ‖ An seiner Stell, in seinem Alter dächten! (freundschaftlich auf ihn zugehend) ‖ Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! — ‖ Wenn ihr mich euers wahren Namens gleich ‖ Gewürdigt hättet... Tempelherr. Wie?

Nathan. Ihr seid kein Stauffen!

Tempelherr. Wer bin ich denn?

Nathan. Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr. Wie heiß ich denn?

Nathan. Heißt Leu von Filnek. Tempelherr. Wie?

Nathan. Ihr stutzt?

Tempelherr. Mit Recht! Wer sagt das?

Nathan. Ich; der mehr, ‖ Noch mehr euch sagen kann. Ich straf indeß ‖ Euch keiner Lüge. Tempelherr. Nicht?

Nathan. Kann doch wol sein, ‖ Daß jener Nam euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr. Das sollt ich meinen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)

Nathan. Denn eure Mutter — die war eine Stauffin. ‖ Ihr Bruder, euer Ohm, der euch erzogen, ‖ Dem eure Eltern euch in Deutschland ließen, ‖ Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben, ‖ Sie wieder hier zu Lande kamen: — Der ‖ Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesstatt ‖ Vielleicht euch angenommen haben! — Seid ‖ Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber ‖ Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr. Was soll ‖ Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ists! ‖ Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten ‖ Verstärkung unsers Ordens. — Aber, aber — ‖ Was hat mit diesem Allen Rechas Bruder ‖ Zu schaffen?

Nathan. Euer Vater...

Tempelherr. Wie? auch den ‖ Habt ihr gekannt? Auch den?

Nathan. Er war mein Freund!

Tempelherr. War euer Freund? Ists möglich, Nathan!...

Nathan. Nannte ‖ Sich Wolf von Filnek; aber war kein Deutscher... Tempelherr. Ihr wißt auch das?

Nathan. War einer Deutschen nur ‖ Vermählt; war eurer Mutter nur nach Deutschland ‖ Auf kurze Zeit gefolgt...

Tempelherr. Nicht mehr! Ich bitt ‖ Euch! — Aber Rechas Bruder? Rechas Bruder... Nathan. Seid ihr!

Tempelherr. Ich? ich ihr Bruder?

Recha. Er mein Bruder? Sittah. Geschwister!

Saladin. Sie Geschwister!

Recha. (will auf ihn zu) Ah! mein Bruder!

Tempelherr. (tritt zurück) Ihr Bruder!

Recha. (hält an und wendet sich zu Nathan) Kann nicht sein! nicht sein! Sein Herz ‖ Weiß nichts davon! — Wir sind Betrüger! Gott!

Saladin. (zum Tempelherrn) Betrüger? wie? Das denkst du? kannst du denken? ‖ Betrüger selbst! Denn Alles ist erlogen ‖ An dir: Gesicht und Stimm und Gang! Nichts dein! ‖ So eine Schwester nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr. (sich demüthig ihm nahend) Mißdeut auch du nicht mein Erstaunen, Sultan! ‖ Verkenn in einem Augenblick, in dem ‖ Du schwerlich deinen Assad je gesehen, ‖ Nicht ihn und mich! (auf Nathan zueilend) ‖ Ihr nehmt und gebt mir, Nathan! ‖ Mit vollen Händen Beides! — Nein! Ihr gebt ‖ Mir mehr, als ihr mir nehmt! unendlich mehr! (Recha um den Hals fallend) ‖ Ah, meine Schwester! meine Schwester!

Nathan. Blanda ‖ Von Filnek!

Tempelherr. Blanda? Blanda? — Recha nicht? ‖ Nicht eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt ‖ Sie! gebt ihr ihren Christennamen wieder! ‖ Verstoßt sie meinetwegen! — Nathan! Nathan! ‖ Warum es sie entgelten lassen? sie!

Nathan. Und was? — O, meine Kinder! meine Kinder! — ‖ Denn meiner Tochter Bruder wär mein Kind ‖ Nicht auch, — sobald er will? (Indem er sich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erstaunen zu seiner Schwester)

Saladin. Was sagst du, Schwester?

Sittah. Ich bin gerührt...

Saladin. Und ich, — ich schaudere ‖ Vor einer größern Rührung fast zurück! ‖ Bereite dich nur drauf, so gut du kannst.

Sittah. Wie?

Saladin. Nathan, auf ein Wort! ein Wort! — (Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geschwister, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin sprechen leiser) Hör! hör doch, Nathan! Sagtest du vorhin ‖ Nicht — ?

Nathan. Was?

Saladin. Aus Deutschland sei ihr Vater nicht ‖ Gewesen; ein geborner Deutscher nicht. ‖ Was war er denn? wo war er sonst denn her?

Nathan. Das hat er selbst mir nie vertrauen wollen. ‖ Aus seinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin. Und war auch sonst kein Frank? kein Abendländer?

Nathan. O! daß er der nicht sei, gestand er wol. — ‖ Er sprach am liebsten Persisch…

Saladin. Persisch? Persisch? ‖ Was will ich mehr? — Er ists! Er war es! Nathan. Wer?

Saladin. Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Assad! ganz ‖ Gewiß!

Nathan. Nun, wenn du selbst darauf verfällst: — ‖ Nimm die Versicherung hier in diesem Buche! (ihm das Brevier überreichend)

Saladin. (es begierig aufschlagend) Ah! seine Hand! Auch die erkenn ich wieder!

Nathan. Noch wissen sie von nichts! Noch stehts bei dir ‖ Allein, was sie davon erfahren sollen!

Saladin. (indeß er darin geblättert) Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen? ‖ Ich meine Neffen — meine Kinder nicht? ‖ Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wol lassen? (wieder laut) Sie sinds! sie sind es, Sittah, sinds! Sie sinds! ‖ Sind Beide meines… deines Bruders Kinder! (er rennt in ihre Umarmungen)

Sittah. (ihm folgend) Was hör ich! — Konnts auch anders, anders sein? —

Saladin. (zum Tempelherrn) Nun mußt du doch wol, Trotzkopf, mußt mich lieben! (zu Recha) Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot? ‖ Magst wollen oder nicht!

Sittah. Ich auch! ich auch!

Saladin. (zum Tempelherrn zurück) Mein Sohn! mein Assad! meines Assads Sohn!

Tempelherr. Ich — deines Bluts? — So waren jene Träume, ‖ Womit man meine Kindheit wiegte, doch — ‖ Doch mehr, als Träume! (ihm zu Füßen fallend)

Saladin. (ihn aufhebend) Seht den Bösewicht! ‖ Er wußte was davon, und konnte mich ‖ Zu seinem Mörder machen wollen! Wart! (Unter stummer Wiederholung allseitiger Umarmungen fällt der Vorhang)

Ende.

Damon

oder

die wahre Freundschaft.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen. Die Wittwe. Leander. Damon. Oronte. Lisette.

Der erste Auftritt.

Die Wittwe. Lisette.

Lisette. Nun, das ist wahr, unser Haus hat sich in Kurzem recht sehr geändert. Noch vor acht Tagen war es ein belebter Sammelplatz von unzähligen jungen Herren und verliebten Narren. Alle Tage haben sich ihrer ein Paar verloren. Heute blieben die weg; morgen folgten ein Paar Andre nach, und übermorgen desgleichen. Gott sei Dank! zwei sind noch übrig geblieben. Wenn die sich auch abfinden sollten, so wird unser Haus zur Einöde. Madame… Madame! Die Wittwe. Nun, was ist es?

Lisette. Alsdann bleibe ich gewiß auch nicht länger bei Ihnen, so gut ich es auch hier habe. Gesellschaft ist das halbe Leben!

Die Wittwe. Du hättest dich also besser in einen Gasthof, als in meine Dienste geschickt?

Lisette. Ja! In einem Gasthofe geht es doch noch munter zu. Wenn es nicht so viel Arbeit da gäbe, wer weiß, was ich gethan hätte. Wenn man einmal, leider! dienen muß, so dächte ich, ist es wol am vernünftigsten, man dient da, wo man bei seinem Dienen das größte Vergnügen haben kann. Doch, Scherz bei Seite! Was stellt denn itzo Herr Damon und Herr Leander bei Ihnen vor? Die Wittwe. Was sie vorstellen?

Lisette. Die Frage scheint Ihnen wundersam? Das weiß ich wol, was sie sonst vorgestellt haben: Ihre Freier!

Die Wittwe. Und das sind sie auch noch.

Lisette. Das sind sie noch? So? Damon ist also des Leanders Nebenbuhler, und Leander des Damons. Und gleichwol sind Leander und Damon die besten Freunde? Das wäre eine neue Mode! Wider die streite ich mit Händen und Füßen. Was? Nebenbuhler, die sich nicht unter einander zanken, verleumden, schimpfen, betrügen, herausfordern, schlagen, das wären mir artige Creaturen. Nein! Es muß bei dem Alten bleiben. Unter Nebenbuhlern muß Feindschaft sein, oder sie sind keine Nebenbuhler.

Die Wittwe. Es ist wahr, ich habe mich über ihr Bezeigen einigermaßen selbst gewundert. Ehe Beide noch wußten, daß sie einerlei Zweck hätten, bezeigte sich niemand gegen mich verliebter, als eben sie. Niemand war zärtlicher, niemand bestrebte sich um meine Gegengunst mehr, als sie. Sobald sie gewahr wurden, daß einer des Andern Nebenbuhler wäre, sobald wurden Beide in ihrem Bestreben, mir zu gefallen, nachläßiger. Einer redete bei mir dem Andern das Wort, Damon dem Leander, und Leander dem Damon. Beide schwiegen von ihren eigenen Angelegenheiten.

Lisette. Und bei der Aufführung halten Sie Beide noch für Ihre Freier?

Die Wittwe. Ja, ich bin es gewiß überzeugt, daß sie mich Beide lieben. Beide lieben mich aufrichtig. Nur schien mir Damon etwas zu flüchtig, und Leander etwas zu ungestüm.

Lisette. Beinahe möchte ich Sie itzt etwas fragen?

Die Wittwe. Nun, so laß doch hören!

Lisette. Werden Sie mir aber aufrichtig antworten?

Die Wittwe. Ob ich dir aufrichtig antworten werde? Ich sehe nicht, was mich nöthigen sollte, dir eine erdichtete Antwort zu geben. Wenn mir deine Frage nicht ansteht, so dürfte ich dir ja lieber gar nicht antworten.

Lisette. Sie glauben, daß Sie von Beiden geliebt werden; und vielleicht mit Recht. Welchen von ihnen lieben Sie denn aber? Die Wittwe. Welchen? Lisette. Ja!

Die Wittwe. Welchen? die Frage ist wunderlich. Ich liebe sie Beide!

Lisette. Nun, das ist gut! Sie werden sie also auch Beide heirathen?

Die Wittwe. Du mengest Alles unter einander. Jetzo war die Rede vom Lieben und nicht vom Heirathen. Alle Freier, die ich gehabt habe, waren theils eitle, verliebte Hasen, theils eigennützige, niederträchtige Seelen. Was habe ich nicht von ihnen ausstehen müssen! Nur Damon und Leander unterschieden sich gleich anfangs von ihnen. Ich nahm diesen Unterschied mit dem größten Vergnügen wahr. Und ich glaube auch, daß ich es ihnen selbst habe deutlich genug zu verstehen gegeben, wie sehr ich sie zu unterscheiden wüßte. Ich habe Allen den Abschied gegeben, die nicht selbst so klug waren, ihn zu nehmen; nur sie habe ich da behalten, und sehe sie noch mit Vergnügen bei mir.

Lisette. Was soll aber daraus werden?

Die Wittwe. Ich will es mit abwarten. Kann ich nicht Beider Liebste werden, so kann ich doch wol Beider Freundin sein. Ja, gewiß, die Freundschaft kömmt mir itzt viel reizender vor, als die Liebe. Ich muß dieses dem Exempel meiner zärtlichen Liebhaber zuschreiben.

Lisette. Was, die Freundschaft? die Freundschaft reizender, als die Liebe? die trockne Freundschaft! Reden Sie mir nur nicht so philosophisch! Ich glaube doch davon so viel, als ich will. Ihr Herz denkt anders. Und es würde ihm auch gewiß nicht viel Ehre machen, wenn es mit dem Munde übereinstimmte. Lassen Sie mich einmal versuchen, ob ich seine stumme Sprache verstehe. Ich höre es; ja, ja, es spricht: Wie? sind das die aufrichtigen Liebhaber? Was ist das für eine neue Art der Liebe, die der Anblick eines Freundes unterdrückt? Keiner wagt es, mir seinen Freund aufzuopfern? O, die Unwürdigen! Ich will sie hassen, ja ich will… aber werde ich auch können? werde ich auch…

Die Wittwe. Schweig! schweig! Lisette. Du verstehst seine stumme Sprache sehr schlecht.

Lisette. O! verzeihen Sie mir. Dieses Einfallen in die Rede versichert mich, daß ich sie recht wol verstehe. Je nun, wie kann es anders sein? Ich würde selbst verdrießlich sein, wenn mir die Freundschaft so einen Streich spielte. Ueberlegen Sie es nur, wer ist sonst daran schuld, als die Freundschaft, daß Sie itzo, da Sie zwei Anbeter haben könnten, gar keinen haben? Ach! es wäre eine Schande, wenn die Liebe nicht stärker sein sollte, als die Freundschaft. Die Wittwe. Ach!

Lisette. Ha! ha! den Ton verstehe ich auch. Hören Sie einmal, ob ich ihn geschickt umschreiben kann. Nicht wahr? er will so viel sagen: Lisette, nöthige mich nicht weiter, dir etwas zu gestehen, was du schon weißt. Wollte der Himmel, daß die Liebe bei einem mächtiger wäre, als die Freundschaft! Kannst du was beitragen, meine Liebhaber empfindlicher und weniger gewissenhaft zu machen...

Die Wittwe. Sage mir, was du schwärmst?

Lisette. O! um Verzeihung. Es sind Ihre eigenen Schwärmereien.

Die Wittwe. Gesetzt nun, ich gestünde dir, daß ich es lieber sehen würde, wenn mir Beide ihre Liebe noch ferner entdeckten, wenn sich Beide die zärtlichste Mühe um mein Herz gäben, wenn einer dem Andern einen Rang abzulaufen suchte, wenn sie meine Gunstbezeigungen selbst, die ich dem Einen mehr oder weniger zukommen ließe, ein wenig uneinig machte, wenn ich alsdenn selbst das Vergnügen haben könnte, sie wieder zu vereinigen, um sie aufs neue zu trennen; gesetzt, sage ich, ich gestünde dir dieses, was wäre es nun mehr?

Lisette. Es wäre allerdings etwas mehr, als Sie mir vorhin zugestehen wollten.

Die Wittwe. Ich weiß aber auch gar nicht, was ich für Ursache habe, dir von meinem Herzen Rechenschaft zu geben?

Lisette. Ich bin mit Ihnen einig, Sie haben keine, Sie thun es aus bloßer Gütigkeit. Aber Sie sollen nicht umsonst so gütig gewesen sein, ich versichre Sie. Ich will mein Möglichstes thun, daß es bald dahin kömmt, wohin Sie es gern haben wollen. Aber sagen Sie mir nur erst, für wen wollten Sie Sich wol am liebsten erklären: für Damon oder Leandern? Sie besinnen Sich? Hören Sie, es fällt mir ein guter Rath ein. Sie wissen, daß sie Beide vor einem Jahre beinahe ihr ganzes Vermögen, jeder auf ein besonderes Schiff, welche nach Ostindien handeln, gegeben haben. Sie warten alle Tage auf ihre Rückkunft. Wie wäre es, wenn wir auch darauf warteten, und uns alsdenn für denjenigen erklärten, der der Glücklichste bei diesem Handel gewesen ist?

Die Wittwe. Ich lasse mir es gefallen. Nur...

Lisette. Hier kömmt Herr Damon! Lassen Sie mich einmal mit ihm allein, ich will ihn ausholen.

Der zweite Auftritt.

Lisette. Damon.

Lisette. Ihre Dienerin, Herr Damon! Sie scheinen mir jemanden zu suchen. Wer ist es?

Damon. Leander hat mich hier erwarten wollen. Habt ihr ihn nicht gesehen?

Lisette. Nein! Nun... Aber müssen Sie denn deswegen gleich wieder fort gehen? Verziehen Sie doch einen Augenblick! Wird Ihnen die Zeit schon zu lang, daß er Ihnen nicht gleich seine süßen Träume der Freundschaft vorplaudern soll? Wenn Sie nur deswegen etwa hergekommen sind, angenehme Lügen und entzückende Gedanken von Ihrem Freunde zu hören, verziehen Sie, verziehen Sie, ich will es so gut machen, als er. Seit Sie und Herr Leander einander hier angetroffen, schallen ja alle Wände von dem Lobe der Freundschaft wieder; ich werde doch wol was behalten haben.

Damon. Diese Spöttereien geschehen auf Unkosten meines Freundes. Sie müssen mir nothwendig zuwider sein. Wenn ich bitten darf, schweigt!

Lisette. Ei! sonst jemand möchte bei solchen Umständen schweigen. Ueberlegen Sie es doch nur selbst! Sie sind in dem Hause einer jungen, liebenswürdigen Wittwe. Sie lieben sie, Sie suchen ihre Gegenliebe. Aber, mein Gott! auf was für eine besondere Art! Ein Freund macht Sie in Ihrem Antrage schüchtern. Sie wollen ihn nicht beleidigen. Ihre Liebe ist viel zu schwach, seine ungegründeten Vorwürfe zu erdulden. Sie wollen es lieber mit Ihrer Liebsten, als mit Ihrem Freunde verderben. Je nun, möchte es doch noch endlich sein, wenn der Andere nur nicht ebenso ein Grillenfänger wäre.

Damon. Unsre Aufführung darf eurer Frau gar nicht seltsam vorkommen. Sie weiß unsrer Beider Neigung. Wir haben uns ihr Beide erklärt, ehe wir wußten, daß wir ihr einerlei erkläret hätten. Wir bestreben uns, aufrichtige Freunde zu sein. Wäre es also nicht unbillig, wenn ich dem Leander, oder Leander mir, durch ungestümes Anhalten ein Herz entreißen wollte, das sich vielleicht mit der Zeit aus Neigung an einen von uns ergeben wird?

Lisette. Aus Neigung? Als wenn ein Frauenzimmer nicht für alle wohlgemachten Mannspersonen einerlei Neigung hätte. Zum Exempel: Was würde mir daran gelegen sein, ob ich Sie oder Herrn Leander bekommen sollte. Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich meinem Stolze einmal solche süße Träume vorhalte. Sie und Herr Leander sind von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, stark und munter. Zwischen zwei gleich guten Sachen kann man sich in der Wahl nicht irren. Der Erste der Beste! Nur blindlings zugegriffen!

Damon. Lisette, ihr beurtheilt eure Frau nach euch, und gewiß, ihr macht ihr dadurch nicht viel Ehre. Ich kenne sie zu wol. Sie hat edlere Gedanken von der Liebe.

Lisette. Ach, nehmen Sie mir es nicht übel: Liebe bleibt Liebe! Eine Königin liebt nicht edler, als eine Bettlerin, und eine Philosophin nicht edler, als eine dumme Bauersfrau. Es ist Maus, wie Mutter. Und ich und meine Frau würden in dem Wesentlichen der Liebe gewiß nicht um ein Haar unterschieden sein.

Damon. Lebt wol! Ich habe itzo just weder Lust, noch Zeit, eure ungegründeten Reden zu widerlegen. Sollte Herr Leander kommen, so bittet ihn, einen Augenblick zu verziehen. Ich habe was Nöthiges vorher zu verrichten. Ich werde gleich wieder da sein.

Lisette. Je, zum Henker! so warten Sie noch einen Augenblick! Sie nennen meine Reden ungegründet? Nun, horchen Sie einmal! Itzo will ich Ihnen was sagen. Vielleicht werden Sie Ihnen alsdenn gegründeter vorkommen.

Damon. Nun, so werde ich was hören.

Lisette. Wissen Sie, was meine Frau beschlossen hat? Sie will warten, bis die beiden Schiffe wieder da sind, auf welche Sie Ihre Gelder gegeben haben. Und wer bei dem Handel der Glücklichste wird gewesen sein, den will sie heirathen, Knall und Fall! Glauben Sie nun, daß es meiner Frau gleichviel sein wird, ob sie den Herrn Leander oder Sie bekömmt? He?

Damon. Was? Lisette! Das hätte sich deine Frau entschlossen? Geh! erzähle dein Mährchen einem Andern.

Lisette. Nun, warum kömmt Ihnen das so unwahrscheinlich vor? Ist es ein Schelmstück, daß man lieber einen Reichen, als einen Armen, heirathen will? Ihr närrischen Mannspersonen zählt wol eher die Rockknöpfe, wenn ihr euch zu nichts entschließen könnt. Und ich dächte doch, Sie hätten noch zehnmal gescheiter gethan, daß Sie es dem Glücke überlassen, den Ausschlag zu thun, und Ihre Neigung gewiß zu bestimmen.

Damon. Himmel! wie unglücklich bin ich, wenn ihr die Wahrheit redet! Hätte ich mir auch jemals einbilden können, daß der Reichthum so viel Reizungen für sie haben sollte? Soll der nun unsere Person erst beliebt machen? Findet sie an mir und an Leandern nichts, welches dieser verblendenden Kleinigkeit die Wage halten könnte? Bald sollte es mich gereuen, eine Person zu lieben, die so niederträchtig...

Lisette. Nun, nun! Fein sachte, fein sachte! Nur nicht gleich geschimpft. Zum Geier, haben Sie es denn besser haben wollen? Der Reichthum an und für sich selber ist eben dasjenige nicht, was sie an Ihnen sucht. Die Neigungen meiner Frau gegen Sie und gegen den Herrn Leander liegen itzo im Gleichgewichte, und dieser soll also nur ein kleiner Zuwurf sein, welcher der oder jener Schale den Ausschlag giebt. O! geizig sind wir nicht. Das sagen Sie uns nur nicht nach! Ob es uns auch gleich keine Schande sein würde, wenn wir es wären. Sie zeigen ja dadurch, daß Sie ihr eine Zeit lang nichts mehr von Ihrer Liebe vorgesagt haben, ganz deutlich, daß es Ihnen gleichviel sein würde, ob sie sich für Sie selbst oder für Ihren Freund erklärte; und Leander desgleichen. Wie hätte sie es also wol klüger können anfangen?

Damon. Ach! daß ich so verliebt, ach! daß ich so gewissenhaft in der Freundschaft bin.

Lisette. Würde es Ihnen vielleicht lieber gewesen sein, wenn meine Frau Sie Beide hätte würfeln lassen, damit die meisten oder die wenigsten Augen sie dem Einen oder dem Andern zur Frau gegeben hätten? Es ist dieses sonst eine ganze löbliche Soldatenmode, wenn von zwei Galgenschwengeln einem das Leben soll geschenkt werden, und es einer doch ebenso wenig verdient, als der Andre. Ja, ja! Nicht wahr, sie hätte der Mode wol auch hier folgen können?

Damon. Eure Spöttereien sind sehr übel angebracht. Mein Herz ist... doch ich will nur gehen. Lisette, Lisette, in was für Unruhe habt ihr mich gesetzt! Himmel!

Dritter Auftritt.

Lisette.

Nun, der hat einen Floh hinter dem Ohr. Aber was hilft mirs? Ich kann itzo aus ihm ebenso wenig klug werden, als zuvor. Wenn ich ihn nur wenigstens so weit hätte bringen können, daß er seine Liebeserklärungen wieder vorgesucht hätte. Er ließ aber auch gar nicht mit sich reden; es war, als wenn er auf Kohlen stünde. Hui! da kömmt Leander. Laßt sehn, was mit dem anzufangen ist!

Vierter Auftritt.

Lisette. Leander.

Lisette. Ein klein bischen eher, so hätten Sie ihn angetroffen.

Leander. So? Ist Damon schon hier gewesen?

Lisette. Ja! Und er wird auch gleich wieder da sein. Sie sollen Sich nur ein klein wenig gedulden. Herr Leander! wie sehen Sie mir denn aber heute einmal so verdrießlich aus? Ach, das Gesichte steht einem Freier gar nicht! Pfui, fein munter! hübsch lustig!

Leander. Wer so viel Ursache zum Verdruße hat, wie ich...

Lisette. Ach! ach! Reden Sie doch! Sie mögen wol viel auf dem Herzen haben, das Sie bekümmert. Ich merke zwar bald, was es sein kann? Hui! daß Sie die Liebe quält. Sind Sie es einmal satt, sie der Freundschaft nachzusetzen? O, Sie thäten nicht mehr, als billig. Frisch gewagt! Schade auf einen Freund! Halten Sie bei meiner Frau wieder aufs neue an! Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie bekommen sie weg. Wenn Sie aber noch länger tändeln, so bin ich Ihnen für nichts gut. Wählen kann meine Frau nicht. Wenn nicht bald einer von Beiden kömmt und sie so holt, so hat sie Alles schon dem blinden Zufalle überlassen. Wer von Ihnen bei dem Handel nach Ostindien am glücklichsten wird gewesen sein, dem will sie Hand, Herz und Vermögen schenken... Was fehlt Ihnen?... Was fehlt Ihnen?...

Leander. Lisette, um des Himmels willen, dem Glücklichsten? Nun ist mein Unglück vollkommen.

Lisette. Vollkommen? Was will das sagen? Erklären Sie Sich!

Leander. Wol, ich will mich euch vertrauen. Wisset denn, daß ich nur gestern Abends Briefe erhalten habe, daß mein Schiff in einem Sturme verunglückt sei. Grausamer Himmel! so war es nicht genug, mir mein Vermögen zu nehmen, du mußtest mir auch noch den Gegenstand meiner so zärtlichen Liebe entreißen?

Lisette. Jener schimpfte auf meine Frau, und der schimpft auf den Himmel. Und Beide sind wol unschuldig. Herr Leander, Ihr Unglück geht mir nahe. Ich will es Ihnen schon glauben, daß es einem Verdruß genug verursachen muß, wenn man sein Vermögen verliert. Ich habe diese traurige Erfahrung noch nicht machen können; denn, Gott sei Dank, ich habe keins. Wenn aber der Verdruß, Reichthümer zu verlieren, so groß ist, als die Begierde, sie zu gewinnen, so muß er unerträglich sein. Ich gesteh es. Aber auf den andern Punkt zu kommen! Den Gegenstand Ihrer so zärtlichen Liebe.. Sie meinen doch meine Frau.. nicht? hören Sie nur... um den haben Sie Sich selbst gebracht. Doch wenn Sie mir folgen wollen, Herr Leander, so verloren, als er scheint, so ist er doch noch nicht ganz verloren.

Leander. O! ich bitte euch, redet frei! Ich will euch in Allem folgen, was mir nützlich sein kann.

Lisette. Aber ich zweifle, daß Sie es thun werden.

Leander. Zweifelt nicht, ich bitte euch!

Lisette. Ich kenne Ihre Hartnäckigkeit allzu wol. Sie sind von den erhabenen Begriffen der Freundschaft zu sehr eingenommen. Damon, Ihr liebster Freund auf der Welt, das kostbarste Geschenk des Himmels, ohne welches Ihnen alle Güter, alle Ehre, alles Vergnügen, nur verachtungswerth, nur eitel, nur unschmackhaft vorkommen würden, Damon, Ihr andres Ich, dessen Glück Ihr Glück, dessen Unglück Ihr Unglück ist; Damon, der edle Damon, der....

Leander. Ja, allerdings! Lisette. Du wirst ihn nie genug loben können. Der ist noch der Einzige, der mir mein Unglück wird tragen helfen. Ich habe allezeit die vortheilhaftesten Gedanken und die zärtlichsten Empfindungen für ihn gehabt. Ich zweifle nicht, er wird itzo zeigen, wie würdig er meiner Freundschaft sei. Hätte er sein Vermögen verloren, würde das meinige das seinige gewesen sein. Ich würde die Hand der liebenswürdigsten Person seinetwegen ausschlagen. Damon, ja Damon.... o, hätte er mein Herz.... Aber, aber.. ich weiß, das wahre Zärtliche in der Freundschaft hat er nie recht empfinden wollen..

Lisette. Ja, Herr Leander, wenn Sie glücklich sein wollen, so müssen Sie diesen Damon einige Zeit aus den Augen setzen. Erschrecken Sie über diesen Vorschlag nicht!

Leander. Wie versteht ihr das?

Lisette. Nun, ich sehe doch, daß Sie mit einem ziemlich unerschrocknen Gesichte meine Erklärungen verlangen. Befürchten Sie nur nichts, ich rathe Ihnen keine Verrätherei an Ihrem Freunde. Weder er wird Ihnen, noch Sie werden Sich selbst dabei was vorzuwerfen haben. Kurz, gehen Sie zu meiner Frau! Thun Sie ihr eine aufrichtige Liebeserklärung! Versichern Sie sie, daß sie Damon nicht mehr liebe. Wenn es sein muß, nehmen Sie noch ein Paar Nothlügen dazu, wodurch er ihr desto gehässiger wird. Sie werden sehen, es wird Alles gut gehen.

Leander. Wenn sie aber nun darauf beruht, erst abzuwarten, wer am glücklichsten bei dem bewußten Handel gewesen, so wird mich ja Alles nichts helfen.

Lisette. Hui! ist das der standhafte Freund? So leicht läßt er sich bereden?... Herr Leander, darauf wird sie wol schwerlich bestehen. Doch gesetzt, es schadet uns nichts. Wissen Sie was? Ich weiß, daß Sie und Herr Damon einige mal Lust hatten, mit ihren Capitalen zu tauschen. Sie sind von gleicher Summe. Ich dächte, Sie versuchten, den Herrn Damon noch dazu zu bereden. Er weiß doch noch nichts, daß Ihr Schiff soll unglücklich gewesen sein? Leander. Nein!

Lisette. Nun, sehen Sie, so geht es vollkommen gut an. Versuchen Sie, sein Capital zu bekommen, und treten Sie ihm das Ihrige mit allem Wucher ab. Sie können es leicht thun, und werden auch leicht eine scheinbare Ursache dazu ausfindig machen können. Wie, wenn Sie zu ihm sagten: „Liebster Damon, die Freundschaft hat uns genau genug verbunden. Wie wär es aber, wenn wir auch unsre Glücksgüter dazu anwendeten, daß einer dem Andern noch mehr verbunden würde? Lassen Sie uns derohalben einen Tausch mit den bewußten Geldern, die wir in die ostindische Handlung gegeben haben, treffen. Haben sich die Ihrigen mehr verinteressirt, als die meinigen, so werde ich Ihnen alsdenn einen Theil meines Vermögens zu danken haben. Sollten die meinigen mehr gewuchert haben, so werde ich das Vergnügen haben, dasjenige in Ihren Händen zu sehen, was das Glück mir eigentlich beschieden hatte. Und werden wir dadurch nicht desto mehr verpflichtet werden, einer dem Andern mit seinem Vermögen, bei vorfallender Nothwendigkeit, beizustehen?"

Leander. Euer Rath ist gut! Und auch der Vorwand scheinet mir scheinbar genug zu sein. Aber ich besorge, mein Freund möchte einmal einen Verdacht auf mich werfen. Drum möchte ich selbst ihm diesen Vorschlag nicht gern thun. Könntet ihr nicht etwa eure Frau auf den Einfall bringen? Wenn diese thäte, als ob sie es gern sähe,.. so...

Lisette. Ich verstehe Sie, ich verstehe Sie. Verlassen Sie Sich auf mich, und machen Sie nur, daß Sie bald zu meiner Frau kommen.

Leander. Sobald als ich mit meinem Freunde werde gesprochen haben. Gott ist mein Zeuge, daß ich bei Alle dem redliche Absichten habe. Ich weiß es gewiß, mein Freund würde, wenn ich mein Vermögen verlöre, nicht großmüthig genug sein können, die Pflichten, die er mir alsdenn, vermöge unsers Bundes, schuldig wäre, auszuüben. Ich will ihn derohalben von dem gewissen Schimpfe, von der Nachwelt ein ungetreuer Freund genennet zu werden, befreien. Meinerseits aber will ich ihm zeigen, daß meine Reden vollkommen mit meinen Thaten übereinstimmen. Er soll die Hälfte meines Vermögens haben....

Lisette. In Ansehung dessen, daß ihm von Rechtswegen das Ganze gehöret.. Das ist ein aufrichtiger Freund!

Leander. Ich will Alles anwenden, ihm wieder aufzuhelfen. Vielleicht ist er ein andermal glücklich. Vielleicht...

Lisette. St! St! Herr Damon kömmt ohne Zweifel wieder. Ich will gehen. Er möchte denken, wer weiß, was wir mit einander zu reden gehabt hätten. Ich geh zu meiner Frau. Kommen Sie bald nach.... Nun, das hätte ich mir nicht vermuthet.

Fünfter Auftritt.

Leander. Damon.

Leander. Ich darf ihm also nichts von meinem Unglücke sagen, weswegen ich ihn doch herbestellet hatte.... Was werde ich also mit ihm zu reden haben?.. Es wird sich schon geben.

Damon. O, werthester Leander, verzeihen Sie mir, daß Sie auf mich haben warten müssen.

Leander. Ich Ihnen verzeihen? Womit haben Sie mich beleidiget? Legen Sie doch einmal, allerliebster Freund, das mir so nachtheilige Vorurtheil ab, daß Sie im Stande wären, mich zu beleidigen. Ein Freund wird über den andern nie verdrießlich. Der Pöbel, dem die süße Vereinigung der Gemüther unbekannt ist und ewig, zu seinem unersetzlichen Schaden, unbekannt bleiben wird, der Pöbel, die Schande des menschlichen Geschlechts, mag untereinander zürnen. Die Freundschaft bewaffnet eine edle Seele mit einer unüberwindlichen Sanftmuth. Was ihr Freund thut, was von ihrem Freunde kömmt, ist ihr billig und angenehm. Die Beleidigungen werden nur durch die bösen Absichten dessen, der beleidiget, und durch die Empfindlichkeit dessen, der beleidiget wird, zu Beleidigungen. Wo niemand also böse Absichten hat, wo niemand empfindlich wird, da haben auch keine Beleidigungen statt. Wird aber ein Freund gegen den andern wol böse Absichten hegen? Oder wird ein Freund über den andern wol empfindlich werden? Nein! Drum, liebster Damon, wenn mir auch durch Sie der größte Schimpf widerführe; wenn ich durch Sie um Ehre und Ansehen käme; wenn ich durch Sie Gut und Geld verlöre; wenn ich durch Sie ungesund, lahm, blind und taub würde; wenn Sie mich um Vater und Mutter brächten; wenn Sie mir selbst das Leben nähmen; glauben Sie, liebster Damon, daß Sie mich alsdenn beleidiget hätten? Nein! So viel Unrecht Sie auch hätten, so viel Recht würden Sie bei mir haben. Würde Sie auch die ganze Welt verdammen; ich würde Sie entschuldigen, ich würde Sie lossprechen.

Damon. Ich will wünschen, Leander, daß ich Ihnen mit gleichem Feuer antworten könnte. Ich will mich bemühen, Ihre Freundschaft nie auf eine so harte Probe zu setzen.

Leander. Ei, liebster Freund, wie so kaltsinnig? Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit meiner Reden? Zweifeln Sie, ob meine Freundschaft diese Probe aushalten würde? Wollte doch Gott, ja wollte doch Gott, daß Sie mich, je eher je lieber, auf eine Art beleidigten, welche bei Andern unvergeblich sein würde! Wie vergnügt, wie entzückt wollte ich sein, die süße Rache einer großmüthigen Verzeihung an Ihnen auszuüben.

Damon. Und ich will mir dagegen wünschen, daß ich dieser großmüthigen Verzeihung niemals möge nöthig haben.

Leander. Ja, Damon, und ich würde, in gleichen Fällen, auch ein Gleiches von Ihnen erwarten. O! ich kenne Sie zu wol. Ihre Seele ist edel und großmüthig; und diese läßt mich nicht daran zweifeln.

Damon. Sie trauen mir zu viel zu, werthester Leander! Voll Scham gesteh ich Ihnen, daß ich mich zu schwach dazu befinde. Die Gedanken davon scheinen mir edel und wahr, die Erfüllung aber unmöglich. Ich zittere schon im voraus, wenn ich mir vorstelle, daß meine Freundschaft einen so harten Versuch vielleicht einmal auszuhalten habe. Doch Ihre Tugend ist mir gut dafür. Und ist ein Freund wol auch zu einer so allzu großmüthigen Sanftmuth verbunden? Ich weiß es, es ist die Pflicht eines Freundes, dem andern zu verzeihen; doch ist es auch des andern Pflicht, ihm so wenig Gelegenheit dazu zu geben, als ihm nur möglich ist.

Leander. Freund! im Verzeihen müssen wir dem Himmel gleich sein. Unsere Verbrechen, so groß und so häufig sie sind, machen ihn in dieser, ihm würdigen Beschäftigung nicht müde. Wen man einmal zu seinem Freunde erwählt hat, den muß man behalten! Weder seine Fehler, noch seine Beleidigungen müssen vermögend sein, ihn aus unsrer Gunst zu setzen. Man beschimpfet sich selbst, wenn man es dazu kommen läßt. Oder ist es etwa kein Schimpf, wenn man mit Scham gestehen muß, daß man in der Wahl gröblich geirret habe?

Damon. Aber, liebster Leander! sagen Sie mir doch, weswegen Sie mit mir zu reden verlangt? Was ist denn das Wichtige, das Sie mir zu entdecken haben?

Leander. Werden Ihnen meine Reden beschwerlich? Ich kann es nicht glauben. Sie wissen, wie gern man von Sachen redet, die uns angenehm sind. Und ich weiß, man höret auch ebenso gern davon. Sie scheinen mir aber heute zu Beidem ein wenig verdrießlich. Was beunruhiget Sie? Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen? Entdecken Sie mir es! Machen Sie mir das Vergnügen, Ihren Schmerz mit Ihnen zu theilen. Sie sollen alsdenn Alles erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe.

Damon. Sie betrügen Sich nicht. Ich bin bestürzt und bekümmert!

Leander. Und worüber? O! was zaudern Sie, mir Ihr Geheimniß anzuvertrauen! Setzen Sie in meine Verschwiegenheit ein Mißtrauen? Zweifeln Sie, daß ich Ihnen helfen werde, wenn es in meinen Kräften stehet? Oder zweifeln Sie gar an meinem Mitleiden? Wenn ich mein Herz gegen Sie ausschütten kann, so weichet gleich die Hälfte meines Grams. Und versuchen Sie es nur! Vielleicht bin ich so glücklich, daß Sie auch in meinem Vertrauen einige Erleichterung finden.

Damon. Es betrifft mich und Sie.

Leander. Und desto eher; nur heraus damit! Müssen Sie es etwa verschweigen? O! was man nur seinem Freunde sagt, hat man noch niemanden gesagt. Ich und mein Freund sind Eine Person. Und wenn ich den größten Eidschwur darauf gethan hätte, gegen niemanden ein Wort von dem oder jenem zu gedenken, so könnte ich es doch, ohne den Eidschwur zu brechen, meinem Freunde sagen. Was ich dem vertraue, vertraue ich mir selbst. Und ich thue nichts mehr, als wenn ich es noch einmal für mich in den Gedanken wiederholte.

Damon. Nein! Nein! Es soll Ihnen nicht verborgen sein! Könnten Sie Sich wol einbilden, zu was sich die Madam entschlossen? Leander. Wozu?

Damon. Nun rathen Sie einmal, auf was sie es will ankommen lassen, welchem sie von uns Beiden ihre Hand geben solle?

Leander. Und eben dieses, mein Damon, eben dieses hatte ich Ihnen auch zu sagen.

Damon. Aufrichtig nun zu reden, ich bin über diesen niederträchtigen Entschluß erstaunet. Nein! Leander, ehe ich ihre Hand einer solchen schändlichen Ursache zu danken haben wollte, eher will ich sie Zeit Lebens ausschlagen.

Leander. Und glauben Sie denn, daß ich sie annehmen würde? Wir haben die uneigennützigsten Absichten gegen sie. Wir würden sie lieben, wenn sie auch nichts besäße. Und sie ist gegen uns so eigennützig? Ist ein verachtungswürdiger Reichthum das Einzige, was ihr an uns gefällt?

Damon. Wie, wenn wir diesen Entschluß auf alle mögliche Art suchten zu nichte zu machen? Darf ich Ihnen wol was vorschlagen? Was meinen Sie, wenn wir Schaden und Gewinn bei unserm Handel theilten?

Leander. St! das ist Wasser auf meine Mühle. So könnte das Tauschen gar bleiben... Ja, Sie haben Recht! Nichts könnte sie leichter wieder auf den rechten Weg bringen, einen von uns aus Neigung und Verdienst zu wählen. Wol! Ich bin es zufrieden.

Damon. O! wie vergnügt machen Sie mich durch Ihren Beifall wieder! Ich besorgte immer, ich besorgte, Sie würden mir ihn hier entziehen. Und Sie hätten Recht dazu gehabt.

Leander. Wie wenig trauen Sie mir doch zu! So? Was könnte ich denn für Recht haben, hierin nicht mit Ihnen einig zu sein? Alle Güter sind ja unter Freunden gemein. Was ich besitze, besitzen Sie. Und was Sie besitzen, darauf glaube ich auch ein kleines Recht zu haben. Verflucht sei der Eigennutz! wenn Ihnen das Unglück auch so sehr zuwider sein sollte, daß sie Alles, Alles dabei verlören. Nicht die Hälfte meines Vermögens, mein ganzes Vermögen wäre allezeit so gut, als das Ihrige. Damon. Freund, Sie machen mich ganz beschämt!

Leander. Was ich sage, würde ich auch thun. Und wenn ich es gethan hätte, so würde ich doch nichts mehr gethan haben, als was die Pflicht eines Freundes verlangt.

Damon. Aber ich weiß nicht, was ich bei mir für eine geheime Ursache finde, selbst an der Wahrheit dieses Entschlusses zu zweifeln. Könnte mir wol Lisette....

Leander. Und von der hab ich es auch. Doch dahinter wollen wir kommen. Es liegt uns Beiden nicht wenig dran. Erlauben Sie mir, daß ich Sie verlasse. Ich will selbst zu ihr gehen, und mich bei unserer Liebsten erkundigen.

Damon. Aber, Leander! wie wird sich das schicken? Wird sie über diese Neugierigkeit nicht empfindlich werden?

Leander. Sorgen Sie nicht, ich will es schon mit einer Art vorzubringen wissen....

Damon. Nun, ich verlasse mich auf Ihre Geschicklichkeit. Kommen Sie bald wieder, mir Nachricht zu bringen.

Leander. .. So komme ich doch unter einem guten Vorwande wieder von ihm.

Sechster Auftritt.

Damon.

... Entweder ich bin zur Freundschaft ganz ungeschickt, oder Leander hat sehr ausschweifende Begriffe davon......... Ich

bin unglücklich, wenn das erste wahr ist... Ja.. die Freundschaft... sie ist allerdings das, was uns das Leben erst angenehm machen muß... So viel empfinde ich... Aber so viel empfinde ich doch nicht, als mein Freund zu empfinden sagt..... Gesetzt, ich würde von ihm beleidigt... ich würde so von ihm beleidigt... als er von mir sich wünschte, beleidiget zu werden.... würde ich wol... nein... ich mag mir nicht schmeicheln... ich würde.. ich würde viel zu schwach sein, es ihm zu vergeben.... Ja, ich würde es ihm verargen, wenn er mir bei einer solchen Gelegenheit verzeihen wollte... ich würde ihn selbst tadeln.... Doch.. ich halte ihn auch nicht einmal für fähig dazu.. er mag sein, was er will... aber.. ich irre mich wol auch.. ich beurtheile ihn nach mir.... weil ich so schwach bin; folgt es denn daraus, daß ein Anderer... Doch allerdings: eine so vollkommene Freundschaft ist für diese Welt nicht...... Ob auch wol Leander so denkt, als er redet? .. Halt... ich will... ja wenn ich ihn beredte, ich hätte Nachricht erhalten, daß mein Schiff untergegangen... Da will ich sehen, ob seine Großmuth... es wird mich ein wenig kitzeln, wenn ich ihn bestürzt... Doch nein.. das war ein niederträchtiger Einfall... Seinen Freund auf die Probe setzen, heißt, seinen Freund gern verlieren wollen..... Nein.. aber wenn nun die Wittwe auf ihrem thörichten Entschlusse blieb.. Gesetzt, Leander würde durch sie glücklich... werde ich sein Freund bleiben können?... Ich zittere.. ja. ich fühle meine Schwäche... ich würde auf ihn zürnen.... ich würde neidisch werden... ach.. ich schäme mich recht vor mir selbst...

Siebenter Auftritt.

Oronte. Damon.

Oronte. Nun! da ist er ja. Versteh er mich, Vetter! habe ich ihn doch müssen in zehn Häusern suchen. Versteh er mich! Und ich hätte ihn eher sonst wo zu finden geglaubt, als bei der jungen Wittwe. Versteh er mich!

Damon. Je, was führt Sie denn hieher, Herr Vetter?

Oronte. So? sieht er mirs nicht an? Versteh er mich, was ich will! Mache er sich nur parat, versteh er mich, eine Nachricht von mir zu hören, die ihn halb todt, versteh er mich, und wenn er noch ein klein wenig Vernunft übrig hat, versteh er mich, die ihn rasend machen wird.

Damon. Sie erschrecken mich! Was ist es denn?

Oronte. Habe ichs ihm nicht gesagt, versteh er mich, daß es ihm mit seinem Capitale würde unglücklich gehen? Versteh er mich! Da seh er, lese er.. Sein Schiff ist untergegangen. Da, lese er nur, versteh er mich... er wird alle Umstände finden, versteh er mich! — Damon. So?

Oronte. Nun, hab ichs ihm doch vorher gesagt, versteh er mich! Aber ihr jungen Leute laßt euch doch niemals sagen, versteh er mich! Alles, Alles müßt ihr besser einsehen. Schon recht! versteh er mich, schon recht!

Damon. Dieses Unglück hätte ich mir nicht versehen...

Oronte. Ist das das Ganze, was man sagen kann, versteh er mich, wenn man sein Vermögen verliert? O Leichtsinnigkeit! o gottlose Leichtsinnigkeit! versteh er mich! Auf 12000 Rthlr., versteh er mich! Auf zwölf tausend! Nun, Vetter, sag er, was will er nun anfangen? versteh er mich! Er ist von der ganzen Welt verlassen, verlassen, und mit Recht. Versteh er mich! Kann ers läugnen, daß ichs ihm vorher verkündigt habe? Kann ers läugnen? Versteh er mich! Wie vielmal habe ich ihm die güldne Regel gegeben: Was aufs Wasser kömmt, versteh er mich, ist so gut, als halb verloren.

Damon. Ach! möchte doch das Geld sein, wo es wollte ... wenn nur...

Oronte. Ach! Schade um das Geld! Das sind gescheidte Reden. Versteh er mich! Damon, Damon! ein Mensch, der so denken kann, ist nicht werth, daß er mein Vetter sei. Versteh er mich! Ach! schade ums Geld! Nein, Gott sei Dank! versteh er mich: so albern und gottesvergessen bin ich in meiner Jugend nicht gewesen. Denkt er, versteh er mich, daß ihn die junge Wittwe nun heirathen wird? versteh er mich! Sie müßte eine Närrin sein. Versteh er mich!

Damon. Ja, Herr Vetter, dieses besorge ich. Und dieses ist auch das Einzige, was mir mein Unglück empfindlich macht.

Oronte. Der Narr, versteh er mich, Als wenn es nicht so schon empfindlich genug wäre. Versteh er mich! Doch. Vetter, daß er sehn soll, versteh er mich! wie gut ich es mit ihm meine, so will ich ihm, versteh er mich, bei den Umständen rathen: mache er Bankerott!

Damon. Wie, so niederträchtig...

Oronte. Was? Was? Niederträchtig? versteh er mich! Das nennt er niederträchtig, versteh er mich, Vetter, wenn man Bankerott macht? Zum Henker! versteh er mich, habe ich nicht fünfmal Bankerott gemacht? Und bin ich niederträchtig gewesen? versteh er mich! Habe ich nicht mein ganzes Vermögen dem Bankerotte zu danken? versteh er mich! Zu dem ersten brachte mich meine Frau, versteh er mich! Das war eine stolze, verschwenderische Närrin! Gott habe sie selig, versteh er mich! Aber das vergelte ihr noch Gott im Himmel, wo sie ohne Zweifel sein wird, versteh er mich, denn sie war allezeit gern, wo es fein lustig und fein prächtig zugieng, versteh er mich; das, sage ich, vergelte ihr der liebe Gott, daß sie mir auf den so kurzen Weg zum Reichthume zu gelangen geholfen hat. Versteh er mich! Denkt er, Vetter, daß ich mit fünf Bankerotten, versteh er mich, würde aufgehört haben, wenn mir es nicht wäre ausdrücklich verboten worden, versteh er mich, die Handlung aufs neue anzufangen?

Damon. Nein, Herr Vetter, ich kann Ihnen durchaus nicht schmeicheln. Es bringt Ihnen ein so schlimm erworbener Reichthum wenig Ehre.

Oronte. Ach! ach! Ehre! Ehre! Versteh er mich! Um die Ehre ist es auch zu thun. Es muß mancher, versteh er mich, bei aller Ehre, die er hat, verhungern. Ach! die Ehre. Ist er nicht ein Grillenfänger? Versteh er mich! Nicht wahr, versteh er mich, es wird meinen Erben gleichviel sein, ob ich ihn mit Ehre oder ohne Ehre besessen habe. Versteh er mich! Sie werden mirs danken, und wenn ich ihn gestohlen hätte. Versteh er mich!

Damon. Nein, Herr Vetter, wenn Ihre Erben vernünftig sein werden, so werden sie nach Ihrem Tode ihre Verlassenschaft dazu anwenden, daß sie denjenigen, die durch Ihre Bankerotte unglücklich geworden sind, wieder aufhelfen.

Oronte. Was? Was? Versteh er mich! Das sollen meine Erben thun? Ja, wenn ich das voraus sehen könnte, gewiß, versteh er mich, gewiß, ich ließe mir eher einmal all mein Hab und Gut mit ins Grab geben. Hätte ich mirs deswegen so sauer werden lassen? Versteh er mich! Fünfmal habe ich müssen schwören. Fünfmal hätte ich also umsonst geschworen? Versteh er mich! Höre er, Vetter, weil ich sehe, daß er so wider Recht und Pflicht handeln würde, versteh er mich, so will ich ihn fein aus meinem Testamente lassen. Versteh er mich! Darnach mag er vollends sehn, was man anfängt, wenn man nichts hat, versteh er mich!

Damon. Alsdenn wird der Himmel für mich sorgen.

Oronte. Wer? Wer? Versteh er mich! Wer wird für ihn sorgen? Der Himmel? Ja, getröste er sich nur! Ja, er wird für ihn sorgen, versteh er mich, wie für die Sperlinge im Winter. Der Himmel will haben, versteh er mich, daß wir für uns selbst fein sorgen sollen. Dazu hat er uns Verstand und Klugheit gegeben; versteh er mich!

Damon. Ja, und manchem noch über dieses Bosheit und Geiz, wenn Verstand und Klugheit etwa nicht hinlänglich sein wollten.

Oronte. Vetter, soll das auf mich gehen? Versteh er mich! Sei er mir nicht so naseweis! Ich weiß schon, auf was er trotzt. Versteh er mich! Er denkt itzo eine gute Heirath zu thun. Aber sieht er mich? Ich will dem Wolfe das Schäfchen noch schon entreißen, versteh er mich! Leander hat nunmehr Recht dazu. Dessen Schiff ist glücklich angekommen, ob man ihm gleich erst geschrieben hatte, versteh er mich, daß es verunglückt wäre. Es ist aber nichts weiter, als eine Irrung, versteh er mich! Seines, seines ist drauf gegangen. Versteh er mich!

Damon. Wie? Leandern ist dies geschrieben worden? Und er hat mir nichts gesagt?

Oronte. Muß man ihm denn Alles auf die Nase binden? Versteh er mich! Nun, nun! Er soll schon sehen, was ihm sein Unglück, trotz seiner Ehre und trotz des Himmels, schaden soll! Ich gehe itzo gleich selber zu der Wittwe. Sie soll Alles erfahren. Versteh er mich! Leb er wol, versteh er mich!

Achter Auftritt.

Damon.

... Verdrießliche Nachricht!... Ich verliere mein Vermögen... dieses möchte noch sein. Wer weiß, wenn Leander unglücklich gewesen wäre, ich würde vielleicht nicht großmüthig genug gewesen sein, ihm zu helfen... Was für eine Schande für mich, wenn ich an ihm untreu geworden wäre!... der

Himmel hat mich davor bewahren wollen... ich bin glücklich bei allem meinem Unglücke... aber ich verliere zugleich die liebenswürdige Wittwe... sie wird sich an Leandern nun ohne Schwierigkeit geben... an Leandern... doch Leander ist ja mein Freund... die Liebe.. die verdammte Liebe... verdient sie mein Freund nicht ebenso wol, als ich?... was darf ich viel nach einer Frau fragen, deren Herz ich, wenn ich es ja bekommen hätte, blos meines Geldes wegen bekommen hätte?... Aber doch... sie ist liebenswürdig... wie muß ich mit mir selber kämpfen!... Allein Leander.. sollte es wahr sein, daß er diese falsche Nachricht bekommen hätte?... und er sollte mir es verschwiegen haben?... wie hätte er den Vorschlag annehmen können, den ich ihm that... ich falle auf ganz besondre Gedanken... doch weg damit... sie schänden meinen Freund..

Neunter Auftritt.

Lisette. Damon.

Lisette. So alleine? und so betrübt?

Damon. Ach Lisette, meinen Kummer zu erleichtern, muß ich ihn dem Ersten, dem Besten erzählen. Ich bin unglücklich gewesen. Mein Schiff ist in einem Sturme untergegangen. Ich habe die gewisseste Nachricht. Himmel! und verliere zugleich alle Hoffnung von eurer Frau...

Lisette. Was? So ist es an Leanders Unglücke nicht genug gewesen?

Damon. Wie so, an Leanders? Sein Schiff ist ja glücklich angekommen. Was ist ihm denn für ein Unglück begegnet?

Lisette. Ja! Sein Schiff ist so hübsch eingelaufen, wie das Ihre. Er hat mir es ja selber gesagt.

Damon. Er hat es euch selber gesagt? So ist mein Verdacht doch wol gegründet... Demohngeachtet, Lisette, könnt ihr mir gewiß glauben, daß es eine bloße Irrung mit seinem Schiffe gewesen.. aber sollte mein Freund wol eine kleine Untreue an mir begangen haben?

Lisette. Eine Untreue? Was für eine Untreue? Behüte Gott! Leander ist der getreuste Freund von der Welt. Ha! ha! ha!

Damon. Warum lacht ihr?

Lisette. Ja, das ist gewiß! Auf seine Treue können Sie Sich nun verlassen. Ha! ha! ha! Er wird Ihnen in Ihrer Noth redlich beistehen. Ha! ha! ha!

Damon. Das hoffe ich auch gewiß.

Lisette. Und ich auch. Ha! ha! ha! Ich weiß seine guten Absichten. Ha! ha! ha!

Letzter Auftritt.

Oronte. Die Wittwe. Leander. Damon. Lisette.

Die Wittwe. Werthester Damon, ich habe die betrübte Nachricht von Ihrem Herrn Vetter vernommen. Ich versichre Sie, daß mir Ihr Unglück nicht näher hätte können gehen, wenn mir es auch selbst widerfahren wäre.

Leander. Mein liebster Freund, das Glück ist Ihnen zuwider gewesen. Ich weiß, Ihr Gemüth ist viel zu gesetzt, als daß es dieser eilte Verlust sehr beunruhigen sollte. Ich hoffe übrigens, daß Sie leicht mit dem Glücke werden auszusöhnen sein. Es wird Ihnen vielleicht dasjenige, was es Ihnen itzo entzogen, ein andermal desto reichlicher ersetzen.

Oronte. Ja, Vetter, ja, versteh er mich! Ein andermal. Ein andermal. Ha! ha! ha!

Leander. Sie, Madam, haben die Gütigkeit gehabt, sich für den Glücklichsten unter uns zu erklären. Der Himmel hat gewollt, daß ich es sei. Doch, ich werde mich alsdann erst wirklich für das halten, wenn Sie durch das kostbare Geschenk Ihres Herzens mir...

Die Wittwe. Und diesen Antrag, Leander, können Sie in Gegenwart Ihres Freundes wiederholen?

Damon. Gerechter Himmel! was höre ich?

Leander. O, Madam, ich kenne meinen Freund allzu wol. Er wird sich nicht unterstehen, Ihnen in Ihrem Glücke hinderlich zu sein. Er wird Ihnen nichts, als sein Herz, darbieten können. Ich kann das meinige mit einer Tonne Goldes begleiten...

Damon. Leander, Sie wollen ... Verdruß und Erstaunen lassen mich kein Wort aufbringen.

Oronte. Höre er, Herr Vetter, ich will ihm doch was sagen, versteh er mich! Er kann die hübsche Wittwe nun nicht heirathen. So viel ist gewiß, versteh er mich! Leandern wird sie wol auch nicht viel nütze sein. Versteh er mich! Sie gefällt mir ganz wol. Versteh er mich! Ich möchte sie schon haben. Ich dächte, er schlüge mich ihr vor. Versteh er mich! Ich bin zu schamhaft dazu. Versteh er mich! Mache er, thue er sein Möglichstes, ich will ihn auch nicht in meinem Testamente vergessen. Versteh er mich! Zwei Tonnen Goldes kann ich ihr mitbringen; versteh er mich!

Leander. Ich bitte Sie inständig, Madam! Erklären Sie Sich, damit auch mein Freund weiß, woran er ist.

Oronte. Madam, erklären Sie Sich nicht so geschwind! Verstehn Sie mich! Mein Vetter weiß einen hübschen Bräutigam für Sie, verstehn Sie mich, der Ihnen wol anstehen möchte. Mit dem können Sie zwei, zwei Tonnen Goldes bekommen. Verstehn Sie mich! Vetter, Vetter, sage er ihr ihn doch! versteh er mich!

Die Wittwe. Es wird unnöthig sein. Mein Schluß ist schon festgestellt. Leander, es ist wahr, ich habe mein Wort von mir gegeben, den Glücklichsten von Ihnen zu erwählen. Ich will es auch halten. Der Glücklichste, liebster Damon, sind Sie! Damon. Ich? Leander. Damon?

Oronte. Was? Was? Mein Vetter? Je, dem sein Schiff ist ja untergegangen, Madame! Verstehn Sie mich! Leander hat eine Tonne Goldes, verstehn Sie mich! Und ich habe ihrer zwei, verstehn Sie mich! Nothwendig, nothwendig müssen Sie mich meinen!

Die Wittwe. Ja ja! Damon, Sie sind bei diesem Handel der Glücklichste gewesen. Sie sind glücklich gewesen, daß Sie Gelegenheit gefunden haben, Ihre große Seele auf so eine ausnehmende Art zu zeigen. Ihr größtes Glück aber ist, daß Sie nun Licht bekommen, die Falschheit Ihres Freundes einzusehen, dessen prächtige Galimatias Sie bisher verblendet haben. Leander, erwägen Sie nicht Ihre Aufführung? Sie hatten Nachricht bekommen, daß Ihr Schiff verunglückt sei. Bei dieser Angst wollten Sie Sich an mir erholen. Sie setzten Ihren Freund schändlich aus den Augen. Mein Entschluß, mich für den Glücklichsten zu erklären, war Ihnen nur insofern verhaßt, als Sie besorgten, daß Sie es nicht sein würden. Sie suchten mich zu bereden, Damon liebe mich nicht mehr. Und gedenken Sie endlich an den Tausch, zu dem ich den Damon habe verführen sollen, zu einer Zeit, da Sie vermutheten, seine Sachen stünden besser, als die Ihrigen. Ueberlegen Sie dieses Alles, und schämen Sie Sich, einen Freund hintergangen zu haben, der Sie über Alles hoch schätzte. Gehen Sie! Genießen Sie Ihrer Reichthümer, die just an keinen Unwürdigern hätten kommen können.

Damon. Leander, soll ich es glauben? Sie haben mich hintergehen wollen?

Leander. Damon.. Ich habe Sie beleidigt. Leben Sie wol!

Damon. Leander, liebster Leander! wohin? Verziehn Sie!

Leander. Lassen Sie mich, ich bitte Sie! Ich muß Ihr Angesicht fliehen, ich sterbe vor Scham. Es ist unmöglich, Sie können mir nicht verzeihen.

Damon. Ich Ihnen nicht verzeihen? O Leander, wäre Ihnen mit meinen Verzeihungen was gedient? Ja ja! Es ist Ihnen schon Alles verziehen. Bleiben Sie da, mein Freund! Sie haben Sich übereilet. Und diese Uebereilung hat der Mensch, und nicht der Freund begangen. Madam, Sie sind erzürnet auf Leandern? Ich schlage Alles aus, wo Sie nicht mit mir Alles wider ihn vergessen. Wenn Sie uns trennen, so werde ich nothwendig der Unglücklichste sein. Ich weiß, wie schwer es ist, einen Freund zu finden. Und will man ihn schon des ersten Fehlers wegen verlassen, so wird man Zeit Lebens suchen, und keinen erhalten.

Leander. Damon.. Urtheilen Sie aus diesen Thränen, ob ich gerühret bin!

Die Wittwe. Wol, Leander! Damon verzeiht Ihnen. Und ich weiß selbst nicht, ob ich über seine Großmuth, oder über Ihre Reue mehr gerühret bin. Lassen Sie auch uns unsre Freundschaft wieder von neuem anfangen. O Damon, wie zärtlich wird Ihre Liebe sein, da Ihre Freundschaft schon so zärtlich ist! Oronte. Da war meine Freierei also auch umsonst!

Damon. Nun, gestehen Sie mir wenigstens, lieber Leander, daß es etwas schwerer sei, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu reden.

Leander. Ja, Damon, ich habe die Freundschaft oft genennt, aber sie heute erst von Ihnen kennen lernen.

Die Wittwe. Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden. Eines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen!

Ende.

Die alte Jungfer.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen. Jungfer Ohldin. Lelio. Lisette. Herr Oront. Frau Oront. Herr von Schlag, Kapitän. Peter. Klitander, Lelios Freund. Kräusel, ein Poet. Herr Rehfuß.
(Der Schauplatz ist ein Saal)

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Jungfer Ohldin. Herr Oront. Frau Oront.

Herr Oront. Ach, Grillen! dazu wird man nimmermehr zu alt! Und wie alt sind Sie denn? Wie lange ist es, daß ich Sie noch habe auf dem Arme herumtragen sehn? Wenn es funfzig, ein, zwei — je nu — etliche funfzig Jahr —

Ohldin. Warum nicht achtzig gar? Wenn Sie mich für so alt halten, was reden Sie mir viel vom Heirathen vor?

Herr Oront. Ei nicht doch! nicht zu alt! gar nicht zu alt! Vier und funfzig Jahr ist just recht für eine mannbare Jungfer — Wenn die Dingerchen so jung heirathen, so werden auch die Kinder darnach —

Ohldin. Mit Ihren vier und funfzig Jahren —

Frau Oront. Es ist wahr. Du irrest dich, mein Kind. Kannst du doch noch nicht einmal so alt sein.

Herr Oront. Das stünde mir auch an! Ich und das Säculum, wir gehn mit einander. Darfst du dich etwa über mein Alter beschweren? Bin ich nicht noch —

Frau Oront. Gut, gut! Also kannst du sie nicht als ein Kind gekannt haben.

Herr Oront. Ach — was, Kind —

Ohldin. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, mein Taufschein kann es ausweisen, daß ich erst auf Ostern funfzig Jahr bin.

Herr Oront. Was? Sie erst funfzig Jahr? Ich denke, wer weiß wie alt Sie sind. O! da ist Ihre Zeit noch nicht verflossen. Sara war neunzig Jahr alt. Und nach Ihrem Gesichte hätte ich Sie gewiß auch nicht für jünger —

Ohldin. Ei! mein Gesicht — mein Gesicht — wem das nicht ansteht —

Herr Oront. Wer sagt das? Ihr Gesicht hat noch seine Liebhaber. Würde denn sonst der Herr Kapitän von Schlag? —

Ohldin. Was? von? ist er gar ein Adliger?

Herr Oront. Ja freilich, und zwar aus einer der ältesten Familien. Er steht bei dem König vortrefflich angeschrieben, der ihm auch in Gnaden seinen Abschied ertheilt hat, weil er das Unglück hatte, im letzten Feldzuge zu fernern Diensten untüchtig gemacht zu werden.

Ohldin. Untüchtig? — Nein, ich besinne mich alleweile. Ich mag ihn nicht! Wenden Sie Sich an eine Andere! Ich kann nichts thun, als ihn bedauern.

Herr Oront. Er mag aber keine andre, als Sie. Und verlangen Sie denn einen Mann, der stets zu Felde liegt? und der um Sie des Jahrs kaum zwei Nächte sein kann? Die abgedankten Offiziers sind die besten Ehemänner; wenn sie ihren Muth nicht mehr an den Feinden beweisen können, so sind sie desto mannhafter gegen ihre — Doch, ich komme zu weit im Text. Sie verstehn mich doch nicht —

Ohldin. Ach — denkt doch —

Herr Oront. So? verstehen Sies schon? Ich denke —

Ohldin. Ich denke, daß Sie mich nur zum Besten haben wollen.

Herr Oront. Oder Sie mich. Sage ich, Sie verstehns, so ist es nicht recht; sage ich, Sie verstehns nicht, so ists wieder nicht recht. Ich sehe wol, so alt Ihr Köpfchen ist, so eigensinnig ist es auch. Wollen Sie oder wollen Sie nicht?

Ohldin. Behüte Gott! muß man sich denn gleich ärgern? Reden Sie ihm doch zu, Frau Oront!

Frau Oront. Du mußt, mein lieber Mann, ein wenig gelinder mit ihr verfahren. Du wirst es ja wol noch an meinem Beispiele wissen, wie es einem Frauenzimmer ist, wenn man ihr das erstemal dergleichen vorsagt.

Ohldin. Ach! das erstemal — das erstemal — Wenn ich hätte heirathen wollen —

Herr Oront. Sie wollen also nicht?

Ohldin. Daß Gott! Sie sind auch gar zu stürmisch — Kann man sich denn in solchen wichtigen Sachen gleich auf der Stelle entschließen?

Herr Oront. Ja, ja! Man kann und muß! Gleich in der ersten Hitze. Wenn die verdammte Ueberlegung dazu kömmt, so ist es auf einmal aus. Gott sei Dank! die Ueberlegung ist mein Fehler nicht. Soll denn Ihr schönes Vermögen an lachende Erben kommen? In den Händen Ihres verschwenderischen Vetters wirds lange währen. Selbst Kinder gemacht, so weiß man doch, wem mans hinterläßt. Sie kommen durch die Heirath in ein altes, adeliges Geschlecht, Sie wissen nicht, wie. Und wollen Sie denn in die Grube fahren, ohne das überirdische Vergnügen des Ehestands geschmeckt zu haben?

Ohldin. Je nu, so wäre mein Trost, daß ich auch seine Beschwerlichkeiten nicht hätte ertragen dürfen.

Frau Oront. O! die sind bei der Lust, die er uns schafft, zu dulden. Und kömmt ein Paar zusammen, wie ich und mein lieber Mann, so wird man wenig davon zu sagen haben. Nicht wahr, mein allerliebstes Kind? Wir —

Herr Oront. Ja, das ist wahr, mein Schätzchen, wir haben einander das Leben so süße gemacht, so anmuthig — — Wir sind auch in unsrer Nachbarschaft ein Muster einer glücklichen Ehe.

Frau Oront. Wir sind ein Leib und eine Seele beständig gewesen —

Herr Oront. Wir wissen von keinem Zank, noch Streit. Des Einen Verlangen ist stets auch des Andern Wille gewesen. Ja, mein englisches Weibchen!

Frau Oront. Das ist wahr, mein goldnes Männchen!

Ohldin. Wahrlich, so ein Paar macht einem den Mund ganz wässrig.

Herr Oront. Und das nun schon in die sechs und zwanzig Jahre.

Frau Oront. So einig, so vertraut, wie die Täubchen—

Herr Oront. Schon sechs und zwanzig Jahr.

Frau Oront. Du irrst dich, mein Kind; erst vier und zwanzig. Herr Oront. Ei! wie so? Zähle doch nach!

Frau Oront. Je, nu ja! Vier und zwanzig, und nicht mehr!

Herr Oront. Warum auch nicht! Vom Jahr Christi, Anno 1724. Ich weiß es ganz eigentlich, ich habe es an meine Cabinetthüre geschrieben.

Frau Oront. Cabinet — Cabinet — Vortreffliches Cabinetstückchen! Ich sehe wol, dein einziges Vergnügen ist, mir zu widersprechen.

Herr Oront. O sachte! Du schreibst deine närrische Gemüthsart auf meine Rechnung. Das Widersprechen eben ist dein Fehler, und zu meinem Unglücke nicht der einzige.

Frau Oront. Mein Fehler? Der unbesonnene Mann!

Herr Oront. Ich unbesonnen? unbesonnen? Was hält mich?

Frau Oront. Heirathen Sie ja nicht, liebe Jungfer! So sind die Männer alle; und der beste ist nicht des Teufels werth.

Herr Oront. Was? nicht des Teufels werth? Frau, ich erschlage dich! Nicht des Teufels werth?

Frau Oront. Ja, ja! Er ist des Teufels werth.

Herr Oront. Dein Glück, daß du widerrufst! Von 1724 bis 1748 sollen nicht mehr, als vier und zwanzig Jahr sein! Bist du närrisch?

Frau Oront. Oder du? Zähle doch! 24 bis 34 sind zehn Jahr; 34 bis 44 sind zwanzig; 45, 46, 47, 48 sind vier Jahr; sind vier und zwanzig Jahr.

Herr Oront. Du gottloses Weib! Nur, daß du widersprechen willst. Laß mich einmal zählen. 24 bis 34 sind zehn, 34 bis 44 sind zwanzig; 45, 46, 47, 48 sind, sind — halt! ich habe mich verzählt. 24 bis 34 sind zehn Jahr, 34 bis 44 sind auch zehn Jahr, das sind zwanzig Jahr: 45, 46, 47, 48. — Je verflucht! — Nun, Jungfer Ohldin, entschließen Sie Sich kurz! Was wollen Sie thun? damit ich nur von der verzweifelten Rechthaberin wegkomme.

Frau Oront. Sie machen Sich unglücklich, wenn Sie ihm folgen. Sprechen Sie, um Gottes willen, nein!

Ohldin. Ach, meine liebe Frau Oront, man merkt Ihren Unwillen gegen Ihren Mann gar zu deutlich.

Herr Oront. Du böses Weib! du willst mir auch meinen Recompenz zu Wasser machen. Jungfer Ohldin, erklärt! erklärt!

Ohldin. Je nu — Ja — Wenn

Herr Oront. Ach! was wenn? Sie können die Bedingungen alle mit Freuden annehmen. Ich habe also Ihr Wort und meinen Zweck erlangt! Gut! Wieder funfzig Rthlr. erworben!

Zweiter Auftritt.

Jungfer Ohldin. Frau Oront.

Ohldin. Er geht fort, und eine halbe Antwort —

Frau Oront. Gefangen waren Sie! So ein unvernünftiger Mann; wenn man ihm einen Finger giebt, nimmt er die ganze Hand! Ohldin. Je nu — Wie Gott will!

Frau Oront. Behüts Gott! Sie werden doch das nicht thun! Ich will dem Flegel nachlaufen, ich will ihm nachlaufen.

Ohldin. Nehmen Sie mirs nicht übel! Sie suchen doch alle Gelegenheiten, Sich mit Ihrem Manne zu zanken, vor. Das ist gar nicht hübsch.

Frau Oront. Ach, ich sehe wol, der Narr ist Ihnen auch in den Kopf gekommen. Sie denken: wer weiß, was für Zuckerlecken bei einem Manne ist! Das Unglück hat Sie lange verschont —

Ohldin. Ach! pap! pap! pap! Wenn man sich das Unglück nicht selber zuzieht. Der Mann ist einmal Herr —

Frau Oront. Und der muß Ihnen sehr noth thun. Leben Sie wol! Machen Sie, was Sie wollen!

Dritter Auftritt.

Jungfer Ohldin, hernach **Lisette.**

Ohldin. Die Neidische! Nu, so will mich doch der Himmel auch einmal erlösen. Ich zittre ganz vor Freuden. Ach, wie sauer wurde mir das Ja. Gott sei Dank, daß es heraus ist!

Lisette. Was war denn das wieder für ein Besuch? Nicht wahr, Herr Oront wollte Geld borgen?

Ohldin. Die Närrin denkt, bei mir sei sonst nichts, als nur das leidige Geld zu suchen.

Lisette. Nu, einen Freier hat er Ihnen doch wol nicht gebracht? Obgleich jetziger Zeit die Freier auch zu einer Art von Geldborgern geworden sind. Ueber dergleichen Sachen sind Sie weg. Es ist auch wahr, der Ehestand ist eine rechte Hölle—

Ohldin. Gott behüte uns! Lisette, bedenkst du auch, was du sagst?

Lisette. Nichts, als was Sie unzähligmal gesagt haben. Ach, daß mich doch niemand will in die Hölle holen! So lange hätte ich nimmermehr Geduld, wie Sie. Und wenn Sie nicht bald darzu thun, so wirds zu spät.

Ohldin. Zu spät — unvernünftiger Mensch! Wie alt bin ich denn?

Lisette. Für mich ist das keine Rechnung. Ich kann nicht bis 50 zählen.

Ohldin. Blos deine dumme Spötterei könnte mich zu was bringen, was dir und meinem Vetter nicht lieb sein würde.

Lisette. Sachte also! Sachte! Ich könnte Sie vollends desperat machen.

Ohldin. Kurz: ich heirathe! Der Herr Kapitän von Schlag hat sich alleweile durch Herr Oronten bei mir antragen lassen. Ich habe ihm mein Jawort gegeben, und ich hoffe, die Sache soll heute noch richtig werden.

Lisette. Unvergleichlicher Traum! Er muß Ihnen die vorige Nacht sehr anmuthig gemacht haben. Wie legen Sie Sich, wenn Sie so träumen wollen? Auf den Rücken? auf den Bauch? oder—

Ohldin. Narrenspossen bei Seite! Was ich gesagt, ist wahr. Und ich gehe jetzo den Augenblick, meine Wechsel und Documente in Ordnung zu bringen.

Lisette. Daran thun Sie sehr wol, denn die zehn die Heirath doch wol mehr an, als Sie —

Ohldin. Schweig! grobes Ding!

Vierter Auftritt.

Lisette, hernach **Lelio.**

Lisette. O! allerliebste Post für ihren Vetter! Ob er denn in seiner Stube ist? Herr Lelio! Herr Lelio! Die Männersucht ist doch eine recht wesentliche Krankheit des Frauenzimmers, es mag so jung, oder so alt sein, als es will. Ach — ich befinde mich in der That auch nicht gesund. Herr Lelio!

Lelio. Was giebts? Ei, Mademoisell Lisette! Ich dächte, mein Närrchen, du hättest dich können zu mir in meine Stube bemühen.

Lisette. Ergebene Dienerin! Das hieße sich zu weit in des Feindes Lager wagen. Der Platz ist hier neutral. Hier kann ich Ihren Anfällen trotzen.

Lelio. Ach! Wer nur den Angriff wagen will, gewinnt dich aller Orten.

Lisette. Schade, daß es niemand hört; sonst würde ich Ihnen für gütige Recommendation danken. Doch zur Sache! Ich habe Ihnen eine recht besondre neue Neuigkeit zu sagen.

Lelio. Gut! daß du auf das Capitel von Neuigkeiten kömmst. Ich habe dir auch was sehr Drolliges daraus mitzutheilen.

Lisette. Meines ist doch wol noch drolliger.

Lelio. Unmöglich! Was wetten wir?

Lisette. Schade auf das Wetten! ich bekomme doch nichts von Ihnen.

Lelio. Ei! du bist närrisch. Warte nur, bis meine Muhme stirbt. Denn —

Lisette. O! die hat noch viel vor ihrem Tode in willens.

Lelio. Du redest, als wenn du schon wüßtest, was ich dir sagen wollte. Lisette. Nu? Nur heraus! was ist es denn?

Lelio. Laß nur erst deine Neuigkeit hören!

Lisette. Nu, so hören Sie! Ihre Muhme —

Lelio. Meine Muhme — Lisette. Will heirathen.

Lelio. Will heirathen. Das wollte ich dir auch sagen. Wo Henker! hast du es schon her? Nur den Augenblick hat mir es die Frau Oront gesagt, die mir auch allen möglichen Beistand, es zu hintertreiben, versprach.

Lisette. O! in dergleichen Entschließungen sind die alten Jungfern zu hartnäckig.

Lelio. Aber, was Henker! werden meine Creditores dazu sagen, die mir mit zwölf Procent so christlich ausgeholfen, in Hoffnung, daß ich einst ihr Universalerbe werden würde?

Lisette. Das ist der Creditoren Sorge. Was bekümmern Sie Sich darum?

Lelio. Um die, die es schon sind, ist mir nicht sehr leid, sondern um die, die es etwa noch werden sollten. Auf was werde ich die vertrösten können?

Lisette. Nur auf nichts Gewissers, als Ihre Erbschaft; sonst laufen Sie Gefahr, daß Sie sie einmal bezahlen müssen.

Fünfter Auftritt.

Lelio. Lisette. Peter. (mit einem Korbe Gebacknes)

Peter. Holla! ihr Leutchen! kauft ihr heute nichts?

Lisette. Nichts das mal, Peter!

Peter. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen! nichts? Lisette. Nichts! Nein!

Peter. Gar nichts? Herr Lelio, für das Naschmaul: Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen!

Lelio. Pack dich! Ich habe heute kein Geld!

Peter. Kaufen Sie immer: Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen!

Lelio. Ich werde bald eine Erbschaft thun. Willst du mir so lange borgen, so nehme ich dir deinen ganzen Korb ab.

Peter. Ha! Ha! Sie kommen auf des Herrn Kapitäns Sprünge. Der kaufte mir gewiß auch alle Tage ab, wenn ich nur bis nach seiner Heirath mit dem Gelde warten wollte. Aber, ihr Herren, so was frißt sich wol gut, doch läßt sichs schwer bezahlen, wenn man es nicht mehr schmeckt.

Lelio. Was ist das für ein Kapitän?

Peter. Je der, er wohnt drei Treppen hoch, hintenraus.

Lelio. Wo denn?

Peter. Da oben in der breiten Straße. Es ist eine kleine Stube, nur mit einem Fenster.

Lisette. Nun, wissen Sie denn noch nicht genug? Der Kapitän in der breiten Straße, drei Treppen hoch, hintenraus, in einer kleinen Stube mit 2 Fenstern!

Peter. Ja, ja! Ganz recht! Eben der!

Lelio. Wie heißt er aber denn? Narre!

Peter. Je, wie er heißt — Er heißt — warten Sie — ich werde mich wol besinnen. Sein Hund heißt Judas. Es ist so ein großer, gelber Fleischerhund — das weiß ich. Aber er — er heißt von Prügel — nein — von Stoß — nein — haha — Schlag, von Schlag. Der Herr Kapitän von Schlag.

Lelio. So, kennst du den?

Peter. Warum nicht? Auch seinen Bedienten habe die Ehre, zu kennen. Denn der ist meiner Mutter Tochter Mann. Und wo ich mich nicht irre, so sind wir gar Schwäger.

Lisette. Je, Peter, so könntest du uns einen großen Dienst thun.

Peter. Topp! Wenn er mir was einbringt, so ist er so gut, als gethan. Laß hören! (er setzt seinen Korb weg)

Lisette. Weißt du, wen der Herr von Schlag heirathen will?

Peter. Die Erste, die Beste; wenn sie nur Geld hat. Ich glaube, er nähme dich; aber —

Lisette. O! Ich will schon sehen, daß ich mich anderwärts ohne das Aber unterbringe. Kurz: er will unsre alte Jungfer heirathen. Peter. Ja, er will — Lisette. O! sie will auch.

Peter. Desto besser! Die Sache ist also richtig. Und ich habe künftig einen Kundmann mehr.

Lisette. Ja, Narre, aber wir wollen nicht! (sie macht sich über den Korb) Peter. Nu gut, so wird nichts draus.

Lelio. Zu wünschen wäre es, und ich verlöre meine Erbschaft nicht. Peter. Ha! Ha! Ha! Lelio. Was lachst du?

Peter. Ha! ha! Steht Ihre Erbschaft auf Freiers Füßen? Gut, daß ich meine Makronen noch habe! Aber was wolltest du mir sagen, Lisette? (er sieht, daß sie nascht) O! mein Blut, du wärst mir die rechte! Käß weg! Ich werde ankommen bei meiner Frau. Sie hat mir alle Stückchen zugezählt. (er setzt den Korb auf die andre Seite)

Lisette. Narre, ich will kosten. Vielleicht kaufe ich was, wenn mirs schmeckt. Nu, höre nur! Mache dir doch einen Weg mit deinem Krame — (sie geht auf die andre Seite) zu ihm!

Peter. Wärst du nur stehn geblieben, Lisette. Ich kann auf jenem Ohre so gut hören, als auf dem. (er setzt den Korb wieder auf die andre Seite) Nu, was soll ich denn bei ihm, er kauft mir ja nichts ab.

Lisette. Könntest du nicht etwa mit einer gescheidten Art auf seine Heirath zu reden kommen —

Peter. Auf eine gescheidte Art? Zweifelst du daran? Der Henker! ich weiß solche schöne Uebergänge — z. E. — er spräche: ich brauche nichts von deiner Waare, Peter, so würde ich etwa sagen — Ja was wollte ich sagen? — Je nu, ich würde sagen: nichts? gar nichts? Behüte Sie Gott — und gienge wieder meine Wege.

Lisette. Narre, was hättest du denn also von der Heirath mit ihm geredet? Und nicht allein das sollst du thun, sondern du sollst auch sehen, wie du ihm unsre Jungfer aus dem Sinne bringst. Wir wollen dir auch deswegen die dazu gehörige Freiheit geben, ihr alle Schande und Laster nachzusagen, wenn es nur was hilft.

Lelio. Der Einfall wäre nicht dumm, aber der, der ihn ausführen soll, ist desto dümmer.

Peter. O nein! Sie irren Sich, Herr Lelio. In solchen Sachen habe ich was gethan. Nur eine kleine Probe zu machen. Gesetzt, Sie wären der Herr Kapitän. Was? würde ich sagen, Sie wollen heirathen? wer hätte sich das sollen träumen lassen! Sie, der sonst ein solcher Verächter des Ehestands — zwar nein, das wäre nichts. Es ist nicht wahr! Er hätte lange gern geheirathet — Aber so — Was? die alte Jungfer wollen Sie heirathen? — Nu, nu, es ist nicht übel, sie hat wacker Geld.

Lisette. Ei, du wärst uns der rechte! Geh, geh! ich sehe schon, es ist mit dir nichts anzufangen.

Peter. Ei, wie so? Hast du mich doch noch nicht probiert. Aber glaubst du, daß es was helfen würde, wenn ich sagte, das alte Affengesicht wollen Sie heirathen? Sie sieht ja aus, als wenn sie schon 3 Jahre im Grabe gelegen hätte. Die wird Ihr hochadliges Geschlecht weit fortpflanzen. Und, im Vertrauen gesagt, man spricht gar, sie wäre eine Hexe. Ihr Reichthum, von dem man so viel Redens macht, sind lauter glühende Kohlen, die sie in großen Töpfen hinter der Kellerthür stehn hat, und wobei ein großer, schwarzer Hund Wache liegt; einer mit feurigen Augen, mit 6 Reihen Zähne, mit einem dreifachen Schwanze —

Lisette. Ach, behüte uns Gott! Mit einem dreifachen — Kerl, du machst einem mit deinen Reden zu fürchten, daß man des Todes sein könnte. (sie macht sich wieder über den Korb)

Peter. Ha! ha! Und bei ihm würde das Alles nichts helfen. Laß dich unbekümmert, würde er sagen. Ich will schon sehen, daß ich mich des Schatzes bemächtige; so gut ich in Schlesien oder Böhmen, wenn der Bauer sein bischen Habseligkeiten noch so tief vergraben hatte —

Lisette. Mir fällt noch was Bessers ein. Das wird gewiß gehn!

Peter. Nu was? — Hat dich der Teufel schon wieder überm Korbe? Ich muß ihn nur wieder umhängen.

Lisette. Sei kein Narr, er wird dir ja zu schwer.

Peter. Nein, nein! Wenn ich ihn zu lange stehn ließe, möchte er gar zu leicht werden.

Lisette. Ich weiß, daß unsre Jungfer den Herrn von Schlag noch nie gesehn hat. Ich dächte, wenn du dich für ihn ausgäbst —

Lelio. Ich versteh dich, Lisette. Das ist vortrefflich ausgesonnen. Peter. Ich versteh noch nichts.

Lisette. Kommt fort, wir wollen die Sache an einem sichern Orte überlegen. Hier möchten wir überrascht werden.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Lisette. Lelio.

Lisette. Sorgen Sie nicht! Ich glaube gewiß, daß unsre List gut ablaufen wird.

Lelio. Ich will es wünschen. Gewiß, ich würde dich es genießen lassen. Und vielleicht heirathete ich dich gar.

Lisette. Davon zu einer andern Zeit. Aber wie fest ihr schon das Heirathen im Kopfe stecken muß, das können Sie daraus sehen: Sie hat den Augenblick nach einem Schneider, nach einem Spitzenmanne, nach einer Aufsetzerin und nach einem Poeten geschickt. Lelio. Was soll der Poet?

Lisette. Als wenn eine Hochzeit ohne ein Carmen vor sich gehen könnte! Er soll es in seinem oder in eines Andern Namen machen. Und sie hat schon einen alten Gulden parat gelegt.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Klitander.

Klitander. Dein Diener, Herr Lelio! Wie befindest du dich? Ist dir die gestrige Motion wol bekommen? Hast du ausgeschlafen? Wirst du heute wieder in der Gesellschaft sein? Bist du heute noch nicht auf dem Coffeehause gewesen? Wie schmeckte dir der Wein? Hatte sich Valer nicht eine artige Brunette ausgelesen?

Lelio. Sind das nicht eine Menge Fragen? Und du hast mich das Compliment noch nicht beantworten lassen.

Klitander. Zum Henker, ich treffe euch schon wieder beisammen alleine an? Lelio! Lisette! Daraus kann nichts Gutes kommen. Aber was fehlt dir, Lelio? Du siehst mir ganz, ganz, ich weiß nicht wie, aus. Du brauchst eine Ermunterung. Komm mit! Ach! bei Gelegenheit, es ist gut, daß ich daran denke: Weißt du, wer das Frauenzimmer war, das uns gestern im Garten begegnete? Gefiel sie dir nicht? Wollen wir nicht wieder dahin gehn? Vielleicht treffen wir sie!

Lelio. Willst du mir nicht sagen, auf welche Frage ich dir zuerst antworten soll? oder soll ich lieber gar keine beantworten?

Lisette. O! mein Herr, wir haben jetzo gar nicht Zeit, Ihrem Geplaudere zuzuhören.

Klitander. So? Sollte sich diese Wahrheit nicht etwas höflicher ausdrücken lassen? Sind eure Verrichtungen sehr dringend? Hast du mir nichts Neues zu erzählen, Herr Lelio?

Lelio. Ach ja! Und zwar etwas Neues, das mich sehr nahe angeht.

Klitander. So? Aber weißt du schon, daß unsre Freundin Clarice eine Braut ist? Gestern ist es richtig geworden.

Lelio. Willst du also meine Neuigkeit nicht hören?

Klitander. Erzähle, erzähle! Ich höre ungemein gern was Neues. Nur gestern —

Lelio. Du fängst schon wieder von was Anderm an. Kann ich doch nicht einmal die vier Worte vor dir aufbringen: Meine Muhme will heirathen. Klitander. Ha! ha! ha!

Lelio. O! wenn du an meiner Stelle wärest, du würdest gewiß nicht lachen.

Klitander. Ha! ha! ha! Du beschwerst dich, daß ich so viel rede, und neulich war ich in einer Gesellschaft, wo man mir Schuld gab, ich redte zu wenig. Ha! ha! ha! Wenn redet man denn weder zu viel, noch zu wenig? Das ist lächerlich! Ha! ha! ha! Aber wolltest du mir nicht was Neues sagen? Was war es denn?

Lisette. Wenn Sie nur nicht gar so sehr mit Sich selbst beschäftigt wären, so hätten Sies längst gehört. Seine Muhme will heirathen.

Klitander. Ist es schon gewiß? Lelio, du machst doch auch, daß ich auf die Hochzeit komme? Hat sie den Wein schon dazu gekauft? Ist er gut?

Lelio. Wenn du als ein Freund an mir handeln wolltest, so würdest du mir lieber einen Rath geben, wie ich etwa diese unglückliche Heirath hintertreiben könnte.

Klitander. Wie so?

Lelio. Je, meine Erbschaft geht damit zum Teufel.

Klitander. O! dem ist bald abzuhelfen. Laß dir die Erbschaft voraus geben. Die Muhme mag alsdenn machen, was sie will.

Lisette. Herr Lelio! müssen wir nicht dumm sein? Es ist wahr! Das ist das beste Mittel: und wir sind nicht drauf gefallen! O! es lebe ein hurtiger Verstand!

Klitander. O! mein Kind, du bist nicht die erste, die mir es sagt, daß ich sehr glücklich in Rathschlägen bin.

Lisette. Gewiß. Ihr Rath hat nicht mehr, als den einzigen Fehler, daß er sehr abgeschmackt ist.

Klitander. So? Wenigstens sollte ich denken, daß er doch den Stoff zu einem bessern geben könnte. Aber wo ist deine Muhme? Ich muß ihr nothwendig zu der wohlgetroffnen Wahl Glück wünschen. Wen will sie nehmen?

Lisette. Sie können sie selbst fragen. Ich höre jemanden kommen. Sie wird es ohne Zweifel sein. Kommen Sie, Herr Lelio, Peter möchte unsrer Anweisung nöthig haben.

Lelio. Wenn du mit meiner Muhme sprechen willst, so thu mir den Gefallen, und nimm sie recht herum.

Klitander. Das würde ich ohne dein Erinnern gethan haben. Ich bin ein Meister in beißenden und feinen Satyren. Und wenn du willst, ich will es so toll machen, daß sie zerplatzen soll. Lelio. Desto besser!

Dritter Auftritt.

Klitander. Jungfer Ohldin.

Klitander. Mademoisell, Jungfer Braut, Madam — wie Teufel soll man Sie nennen? Ist es wahr, oder ist es nicht wahr, daß Sie heirathen wollen?

Ohldin. Ja! Es ist allerdings wahr. Wer kann wider sein Schicksal? Ich versichre Sie, Herr Klitander, es ist eine ganz besondere Vorsehung dabei gewesen. Ich hatte an nichts weniger als an einen Mann gedacht, und plötzlich —

Klitander. Und plötzlich ist Ihnen der Appetit angekommen?

Ohldin. Sie können gewiß glauben, daß es mein Betrieb gar nicht gewesen ist. Die Heirathen werden im Himmel gestiftet, und wer wollte so gottlos sein, sich hier zu widersetzen?

Klitander. Da haben Sie Recht. Die ganze Stadt lacht zwar über Sie, aber das ist das Schicksal der Frommen. Kehren Sie Sich nicht daran! Ein Mann ist doch ein ganz nützlicher Hausrath.

Ohldin. Ich weiß nicht, worüber die Stadt lachen sollte. Ist denn eine Heirath so was Lächerliches? die gottlose, böse Stadt!

Klitander. Sie thun der Stadt Unrecht. Sie lacht nicht darüber, daß Sie heirathen, sondern, daß Sie nicht schon vor dreißig Jahren geheirathet haben.

Ohldin. Ist das nicht närrisch! Vor dreißig Jahren! Vor dreißig Jahren war ich noch ein Kind.

Klitander. Aber doch schon ein ziemlich mannbares. Denn Ihr Geschlecht hat das Vorrecht, daß man ihm diese Benennung sehr lange läßt. Zum Henker! wenn ich in Sie verliebt wäre, würde ich Sie doch wol noch itzo mein Kind heißen. Aber Mademoisell, das will ich ohne meinen Schaden gesagt haben. Glauben Sie nicht etwa, daß ich es bin.

Ohldin. Ich würde mir auch wenig darauf einbilden. So ein wilder, leichtsinniger, unverständiger —

Klitander. O, der Verstand kömmt nicht vor den Jahren. Danken Sie es Ihren Runzeln, wenn er schon bei Ihnen sollte eingezogen sein.

Ohldin. Meinen Runzeln? Sagen Sie mir nur, durch was für ein Unglück ich heute in Ihre Hände komme? Meinen Runzeln? — Ich sollte Ihnen vielleicht mehr glauben, als meinem Spiegel? Ich bin gewiß die erste Braut, der man so eine niederträchtige Grobheit sagt!

Klitander. Es würde sonst keine kleine Beschimpfung für mich sein, wenn ich nicht wüßte, mit einer Braut umzugehen. Aber bei Ihnen hat es eine Ausnahme. Und ich wäre höchst strafbar, wenn ich Ihnen das geringste artige Wörtchen, die geringste galante Tändelei vorsagte. Doch, ich will ein Uebriges an Ihnen thun. Wenn Sie mich auf Ihre Hochzeit bitten wollen, so verspreche ich Ihnen einige neue Tänze, etliche Dutzend verliebte Ausdrückungen gegen Ihren Bräutigam und unterschiedne neumodische, zärtliche Blicke zu lehren. Denn in allen dreien können Sie nicht anders, als sehr schlecht beschlagen sein. Ich will Sie zum Ueberflusse mit einigen artigen Frauenzimmern, die meine gute Freundinnen sind, bekannt machen, von denen Sie das Gesellschaftliche gar bald lernen können.

Ohldin. Das mögen auch die rechten sein, die sich mit Ihnen bekannt machen. Die müssen gewiß den Männern nachlaufen.

Klitander. Je nun, die zehnte hat die Gabe nicht, so lange zu warten, wie Sie. Ein Mann geht seine Straße fort. Er stößt bei jedem Schritte an ein Frauenzimmer an, das er bekommen kann. Die sich von ihnen nun nicht ein wenig hervorthut, die bleibt dahinten. Und so ist es Ihnen gegangen. Doch, mit der Moral bei Seite! Ich will mich um Sie und Ihren Bräutigam verdient machen. Lassen Sie sehen, ob Sie ein Menuett tanzen können.

Ohldin. Wie weit wollen Sie Ihre Possen noch treiben?

Klitander. Machen Sie keine Umstände! Sie sollten mir es noch Dank wissen.

Ohldin. Daß Sie nur Gelegenheit zur Spötterei hätten.

Klitander. Zum Henker! Sie haben ja einen recht artigen Fuß zum Tanzen. (Er hebt ihr den Rock ein wenig in die Höhe)

Ohldin. Schämen Sie Sich! Ich bitte Sie —

Klitander. Was brauchen Sie für alte, abgesetzte Wörter! Schämen ist nun schon über hundert Jahr nicht mehr im Gange. Frisch! Wir wollen nur erstlich stückweise gehen. Wie machen Sie das Compliment?

Ohldin. O Ihre Dienerin! so weit lasse ich mich nicht zum Besten haben. (Sie macht eine Verbeugung)

Klitander. Ich sehe wol, ich muß mich an Ihre That, nicht an Ihre Worte kehren. Das Compliment war nicht uneben. Aber, nehmen Sie doch den Rock ein wenig in die Höhe! Ich kann ja nicht sehn, was da unten vorgeht.

Ohldin. Es ist wahr, der Rock ist mir ohnedem ein wenig zu lang. Ich muß wenigstens so viel lassen wegnehmen. (Sie zieht ihn ein wenig in die Höhe)

Klitander. Der Teufel, was für ein Fuß! Schade, daß er nicht an einem jungen Körper ist! Machen Sie nun einmal ein Pas!

Ohldin. Nein, Herr Klitander, ich muß es Ihnen gestehen, das Tanzen ist mein Werk gar nicht, und mein Abscheu davor ist nicht geringe. Anstatt ein Paar natürliche und feste Schritte zu machen, (sie geht ein Paar Schritte) ziert man sich, und macht ein unsinniges Pas. (Sie macht wirklich ein Pas) Was für eine Thorheit!

Klitander. Aber bei meiner Seele, die Thorheit läßt Ihnen nicht schlecht. Und also können Sie schon tanzen. Und ebenso viel, wie ich. O, da hats gute Sache! Sie können den Hochzeitabend schon mit herumspringen.

Ohldin. Das möchte wol nicht geschehn, und der Herr Kapitän von Schlag wird das auch wol nicht von mir verlangen.

Klitander. Was haben Sie mit dem Hundsfott zu thun? Was soll der Kapitän von Schlag? Bekomme ich den einmal unter meine Hände — Ich will dich mit ehrlichen Leuten spielen lehren, und sie nicht bezahlen —

Ohldin. Sachte! sachte! Sie wissen vielleicht noch nicht, daß eben der Herr Kapitän von Schlag mein Bräutigam ist.

Klitander. Was? die nackigte Maus Ihr Bräutigam? Der Lumpenhund ist mir nun schon seit drei Monaten fünf und zwanzig Stück Ducaten schuldig, die ich ihm auf dem Billard abgewonnen habe. Wie kommen Sie zu dem?

Ohldin. Herr Oront, bei dem er im Hause wohnt, ist der Freiersmann gewesen. Und ich bitte, reden Sie ein wenig bescheidner von ihm!

Klitander. Ei! was? hören Sie, Mademoisell, ich lege auf Ihre Person Arrest. Und der Teufel soll mich holen, wo er Sie eher ehlichen darf, bis ich mein Geld habe.

Ohldin. Das wird er Ihnen nicht vorenthalten —

Klitander. Ei ja! Wenn ich sein einziger Schuldmann wäre. Aber ich will wenig sagen, es sind ihrer gewiß so viel, als ich, er und Sie Haare auf dem Kopfe haben.

Ohldin. Behüte mich Gott! das hat mir Herr Oront nicht gesagt.

Klitander. Ich will itzo den Augenblick hingehen. Ich will ihm die Hölle so heiß machen. Er soll sich wol unterstehen, ein ehrliches Frauenzimmer hinters Licht zu führen.

Ohldin. Sein Sie nicht so hitzig! Verziehen Sie! Ich bitte. Ich will selbst, wenn es nicht anders ist, die fünf und zwanzig Ducaten —

Klitander. Lassen Sie mich! Eh der verfluchte Kerl Sie heirathen, und sich mit Ihrem Gelde breit machen soll — eher — ja eher will ich selbst in einen sauren Apfel beißen, lieber will ich selbst die Mühe über mich nehmen, und Sie heirathen. Leben Sie wol unterdessen!

Vierter Auftritt.

Jungfer Ohldin allein.

Ach, daß Gott! wie geschieht mir! Müssen denn alle Vorschläge, die mir zum Heirathen gethan werden, vergebens sein? Das ist nun schon über das zwölfte mal! Aber der Herr Ka-

pitän soll doch so ein artiger Mann sein — Je! was schadet es? wenn er auch was schuldig ist. Man kann das Geld doch nicht mit ins Grab nehmen — Und wer weiß, ob es so arg ist, als es Klitander macht. Ach, der liebe Herr Kapitän von Schlag! Es bleibt dabei, ich behalte ihn. Und ist es nicht einerlei, ob ich ihm oder meinem liederlichen Vetter das Vermögen gebe? Er läßt michs vielleicht wieder genießen; aber mein Vetter —

Fünfter Auftritt.

Jungfer Ohldin. Lisette. Herr Kräusel. Ein Schneider.

Lisette. Jungfer! hier bringe ich Ihnen zwei Leute, nach denen Sie geschickt haben: den Herrn Schneider und den Herrn Poeten.

Ohldin. (zum Poeten) Willkommen, Meister Schneider! (zum Schneider) Gedulden Sie Sich einen Augenblick, mein lieber Herr Poete, ich will nur erst ihn abfertigen.

Kräusel. Was? mich einen Schneider zu heißen? Was denken Sie? Himmel, welcher Schimpf! Einen gekrönten Poeten für einen Schneider anzusehn?

Schneider. Und was? Einen ehrlichen Bürger und Meister für einen Poeten anzusehn? Für so einen Müssiggänger? Halten Sie das für keine Injurie?

Lisette. Sachte, ihr Leutchen, sachte! Sie kennt euch noch nicht. Kräusel. Ei was? Ich ein Schneider?

Schneider. Was, ich ein Poete?

Kräusel. Lassen Sie Sich das Gedicht von ihm machen, wenn er kann. Adieu!

Schneider. Lassen Sie Sich die Kleider von ihm machen wenn er kann. Adieu!

Lisette. Warten Sie doch! Wer wird sich um ein Versehn gleich so ärgern. Sie sind Beide ehrliche, rechtschaffene Leute, die man nicht entbehren kann.

Kräusel. Einen Mann, der Tag und Nacht mit den göttlichen Musen umgeht, einen Schneider zu heißen? Das ist unerträglich! Lassen Sie mich fort! (geht ab)

Schneider. Ein Mann, der wol fürstliche Personen gekleidet hat, soll sich einen Poeten schimpfen lassen? Ich versteh meine Profession. Es wird mir niemand was Uebels nachzusagen haben. Und ich will den Schimpf gewiß auch nicht leiden. Wir wollens schon sehen; wir wollens schon sehn. (geht ab)

Sechster Auftritt.

Jungfer Ohldin. Lisette, und hernach **Kräusel.**

Ohldin. Sind das nicht Narren? Ich kann es bei Gott betheuern, daß ich sie nicht gekannt habe.

Lisette. O! der Poete ist nach Brote gewöhnt, der kömmt wieder. Da haben wir ihn.

Kräusel. Der Klügste giebt nach! Und dieses bin ich. Ich habe es im Herausgehen überlegt, daß —

Lisette. Daß ein Schneider freilich eher trotzen kann, als ein Poete —

Kräusel. Daß der Zorn einem Weisen nicht ansteht. Ich verzeihe Ihnen also Ihren Irrthum. Lernen Sie nur daraus, daß in manchem Menschen mehr steckt, als man ihm ansieht. Doch, was befehlen Sie? Worin kann Ihnen meine Geschicklichkeit dienen?

Ohldin. Ich habe mich mit Gott entschlossen, zu heirathen. Und weil ich gehört habe, daß Sie einen guten Vers machen sollen, und weil doch mein Bräutigam einer von Adel ist, und weil ich auch gern ein Hochzeitcarmen haben möchte, und weil ich nicht weiß, ob sonst jemand so höflich sein möchte —

Kräusel. Sapienti sat! Sie haben sich deutlich genug erklärt. Das Uebrige besorge ich. Ich werde Ihnen schon eins machen, daß Sie damit sollen zufrieden sein. Wollen Sie eins per Thesin et Hypothesin? Ohldin. Ja! Ja!

Kräusel. Oder eins nur per Antecedens et Consequens?

Ohldin. Ja! Ja!

Kräusel. Wählen Sie! Wählen Sie! Mir gilt Alles gleich. Nur will ich vorläufig erinnern, daß Sie für eins per Thesin et Hypothesin etwas mehr zu geben belieben werden. Die Zeiten sind theuer. Das Nachdenken ist auch aufgeschlagen, und —

Ohldin. Darauf werde ich es nicht lassen ankommen. Nur daß es fein artig wird.

Kräusel. So wahr ich ein ehrlicher Poete bin, es soll ein Meisterstück werden. Soll es etwa von erbaulichem Inhalt sein?

Ohldin. Erbaulich — erbaulich. Bei einer Hochzeit, dächte ich —.

Kräusel. Von historischem? von mythologischem? von scherzhaftem? von satyrischem? von schalkhaftem Inhalte?

Ohldin. Von schalkhaftem, dächte ich, sollte wol —

Kräusel. O vortrefflich! In dem Schalkhaften eben besitze ich meine Stärke. Und dazu wird wol am besten ein unschuldiges Quodlibet sein? Nicht? Ohldin. Wie Sie denken.

Kräusel. Ja! Ja! Ein unschuldiges Quodlibet wird sich vortrefflich schicken. Zum Schlusse kann ich alsdann eine lebhafte Beschreibung des Bräutigams und der Braut mit anhängen. Z. E. den Bräutigam würde ich beschreiben als einen wohlgewachsenen, ansehnlichen Mann, dessen majestätischer Gang, dessen feurige, reizende Augen, dessen kaiserliche Nase, dessen vortheilhafte Bildung —

Ohldin. O Lisette! was muß der Herr Kapitän für ein allerliebster Mann sein? Haben Sie ihn schon gesehen, mein Herr Poete?

Kräusel. Sieht er wirklich so aus? Wie heißt er denn?

Ohldin. Ich denke, Sie kennen ihn schon. Es ist der Herr Kapitän von Schlag.

Kräusel. Von Schlag? Und Dero werther Name ist?

Ohldin. Ohldin.

Kräusel. Ohldin? Mit Erlaubniß, der wievielste Mann ist es, den Sie jetzo nehmen?

Ohldin. Was für eine närrische Frage! Der erste.

Kräusel. O! verzeihen Sie. Das hätte ich Ihnen gleich ansehen können. Es ist wahr, Sie sind ja noch in Ihrer blühenden Jugend.

Ohldin. Hörest du, Lisette?

Kräusel. Ohldin, Mademoisell Ohldin und Schlag, Herr von Schlag. O, glückliche Namen! Die werden zu vortrefflichen Gedanken Anlaß geben! Ohldin, Schlag. Was werde ich nicht vor eine vortreffliche Allusion auf die Münzen von altem Schlage machen können! Die alten Jungfern, werde ich sagen können, sind, wie die Münzen von altem Schlage —

Lisette. Hören Sie, Jungfer?

Ohldin. Ach! mein lieber Mann, Sie denken sehr abgeschmackt. Alte Jungfern, alte Münzen. Ich verspreche mir nichts Besonders von Ihnen.

Kräusel. Gut, so lassen wir den Einfall weg, wenn er Ihnen nicht ansteht. Wenn verlangen Sie das Gedicht fertig zu sehn?

Ohldin. Je nun, so bald als möglich.

Kräusel. Gut! Gut! Aufs höchste in einer Stunde bin ich damit da.

Ohldin. In einer Stunde? Ach! bleiben Sie immer ein wenig länger. Ich besorge, es möchte sonst allzuschlecht werden.

Kräusel. Ja, wenn Sie mich erlauben wollen, so mache ich es gleich hier. Lassen Sie mich nur ein wenig in einem Zimmer alleine sein, Zu Hause lärmen mir Frau und Kinder die Ohren allzusehr voll. Ohldin. Frau und Kinder?

Lisette. Ein Poete hat Weib und Kinder?

Kräusel. Eben die Corinna, die ich durch meine Lieder in meiner Jugend verewiget habe, eben die Corinna ist itzo mein Weib. Ich habe mir das Uebel an den Hals gesungen, und gehöre also in der That mit unter diejenigen großen Dichter, die durch ihre Kunst unglücklich geworden sind. Das böse Weib! Sie liegt zwar zu Hause auf den Tod krank, aber sie liegt schon über 8 Tage, und will sich noch nicht entschließen, zu sterben. Ach! meine lieben Jungfern, das ist gewiß, die Weiber sind zum Unglücke der ganzen Welt erschaffen! Ach, das verdammte Geschlecht!

Lisette. Je, du verdammter Hundsfott von einem Poeten!

Kräusel. O, verzeihen Sie! verzeihen Sie! Ich war in meiner Entzückung. Wo wollen Sie, daß ich mich hinbegeben soll? Nam Musae secessum scribentis et otia quaerunt.

Ohldin. Können Sie doch allenfalls hier in das Nebenzimmer gehen.

Lisette. Aber fürchten Sie Sich nicht! Sie werden in dem Zimmer eitel Narren antreffen. Kräusel. Wie so?

Lisette. Weil die Spiegel darinnen sind. Gehen Sie nur!

Kräusel. Das verstehe ich nicht. (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Jungfer Ohldin. Lisette.

Ohldin. Glaubst du nun bald, Lisette, daß es mein Ernst ist? Aber daß Gott! was wird mein Vetter dazu sprechen? Der reißt sich die Haare aus dem Kopfe, wenn er es hört.

Lisette. Sie betrügen Sich. Ich habe es ihm schon gesagt —

Ohldin. Nun?

Lisette. Sobald er hörte, daß Sie der Herr Kapitän von Schlag bekommen sollte, so faßte er sich. Der Herr Kapitän von Schlag, sprach er, ist einer von meinen besten Freunden. Ich gönne es ihm. Und meiner Muhme kann ich es auch nicht verdenken; ich habe schon viel von ihr genossen —

Ohldin. Was? das sagte mein Vetter? O, der allerliebste Vetter! Komm, ich muß ihn gleich sprechen. Dafür soll er auf der Stelle einen Wechsel von 500 Rthlr. von mir haben.

Lisette. Nur geben Sie ihm mit einer Art, die ihn nicht schamroth macht.

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Lisette. Peter. (in einer alten Montirung, mit einem Stelzfuße und einem Knebelbarte)

Peter. Lauf doch nicht so, Lisette. Ich kann nicht nachkommen. Ich bin das Bein noch nicht gewohnt.

Lisette. Ach, was für ein unvergleichlicher Kapitän! So einen Mann möchte ich haben.

Peter. Du bist kein Narre. Ich glaube, es werden mehr Frauenzimmer von deinem Geschmacke sein. Und ich fürchte, ich fürchte, so sehr ich mich verstellt habe, deine Jungfer wird in das Wesentliche eines Mannes tiefer eindringen, und mich trotz eurer List behalten wollen. — Lisette. Sie müßte rasend sein.

Peter. Wenigstens wäre die Raserei von der Art bei alten Jungfern nichts Besonders und nichts Neues. Machts klug, so viel sag ich euch, daß ihr mir sie nicht auf dem Halse laßt. Einen Teufel habe ich schon zu Hause. Wenn der andre dazu käme, so wäre meine Hölle fertig.

Lisette. Sorge nicht! Lelio wird zwar thun, als wenn ihm diese Verbindung ganz lieb wäre, sie desto sicherer zu machen. Doch, wenn du thust und redest, wie wir dir befohlen haben, und ich hier und da meine Beredsamkeit anwende, so müßte der Eheteufel lebendig in sie gefahren sein, wenn sie nicht einen rechten Abscheu vor dir bekommen sollte. Ich habe den Herrn von Schlag in deiner Person schon bei ihr angemeldet und sie wird sich bald hier einfinden.

Peter. Aber Lisette, Lisette! Es geht mir gewaltig im Kopfe herum, daß ich nur nicht zur andern Frau komme, wie jener zur Ohrfeige.

Lisette. Ach! wenn du es nur arg genug machst. Laß einmal sehen! Wie willst du deine Rolle spielen? Stelle dir einmal vor, ich wäre meine Jungfer —

Peter. Du bist es aber nicht.

Lisette. Nun, stelle dirs nur vor!

Peter. Wenns mit dem Vorstellen genug ist, so stelle dirs auch nur vor, wie ichs etwa machen würde.

Zweiter Auftritt.

Herr Kräusel (mit einem beschriebenen Bogen Papier). **Lisette. Peter.**

Lisette. Ach! da kömmt der verwünschte Kerl uns gleich die Quere. Daß doch der Henker die Poeten holte!

Kräusel. Bene! (in Gedanken, und liest sein Gedicht)

Peter. Das ist Kräusel! Nicht? Gut, daß mir der Hundsfott in die Hände kömmt. — Kräusel. Wol gegeben!

Lisette. Was ist? Was ists? Peter! Wo willst du hin?

Peter. Der Schlingel hat mir schon vor einem halben Jahre abgekauft, und ich habe noch keinen Pfennig dafür bekommen. Und was das Aergste ist, er hat meinen Namen sogar in ein Gassenlied gebracht. Einen ehrlichen Gebackensherumträger in ein Gassenlied zu bringen? Laß mich! jetzo habe ich den Schelm.

Kräusel. Das ist poetisch! (immer noch in Gedanken)

Peter. Ja, spitzbübisch ist es —

Lisette. Peter! Peter! besinne dich, jetzo bist du der Herr Kapitän von Schlag.

Peter. Ich bin aber auch der Gebackensherumträger Peter.

Lisette. Du verdirbst den ganzen Plunder. Thu ihm nichts, laß ihn gehn! Du kannst den Narren noch Zeit genug kriegen.

Kräusel. Das heißt sich schön ausdrücken. (noch in Gedanken)

Lisette. Komm fort! Ich will dich deine Partie anderswo überhören.

Peter. Nu, Nu! Geborgt ist nicht geschenkt!

Dritter Auftritt.

Herr Kräusel (geht sein Gedichte durch).

Die Henne pflegt dem muntern Hahn Vor sein Bemühn zu danken. Das nenne ich schalkhaft! Dahinter steckt was.

Die faulen Käse stinken stark, Die Laus hat schon zehn Füße. Appetitliche Stelle!

Ein Bräutigam muß sich tummeln. Ha! in der Zeile herrscht eine recht anakreontische Feinheit.

Ein Reifrock braucht wol manchen Stich. Loser Vogel! Die Poeten sind doch verzweifelte Köpfe!

Ein Floh hat breite Tatzen. Ich versteh auch die Naturlehre.

Der Schafbock schreit aus lautem Ton, Mich dünkt, er wird bald lammen. Hier ziele ich auf die Freigeister. Man wirds schon verstehn.

Vierter Auftritt.

Lelio. Jungfer Ohldin. Herr Kräusel.

Kräusel. Kommen Sie! kommen Sie! Ich bin fertig. Ich bin fertig. O! ein ganz wunderbar schönes Gedichte habe ich gemacht. Ich habe mich hier, so zu sagen, selbst übertroffen. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich so eine Gabe zu scherzen hätte. Sonst habe ich meine Stärke im Ernsthaften. Sonderlich die theologisch-polemisch-poetischen Sachen laufen mir gut von Händen. Sie haben doch wol die erbauliche Komödie gelesen, die ich wider Edelmannen gemacht habe? O! das ist ein Stück, als schwerlich jemals auf das Theater wird gekommen sein. Doch, wieder auf mein Carmen zu kommen. Hier ist es, meine liebe Jungfer Ohldin! Sie können es nun drucken lassen, unter was für einem Namen Sie wollen.

Ohldin. Ganz gut! Ich muß es aber nur vorher dem Herrn von Schlag zeigen. Die Adligen sind sehr ekel in dergleichen Sachen. Er möchte doch wol hier und da was zu ändern finden.

Kräusel. Das steht Ihnen frei. Nur werden Sie so gütig sein, und beiderseits den Vers, den ich nicht ohne Ursache habe mit einfließen lassen, in Erwägung ziehn. Er ist allen christlichen Herzen zum Nachdenken geschrieben. Ohldin. Welchen?

Kräusel. Hier auf der andern Seite: Ich schmelze itzt Miseriam. Ohldin. Was ist das: Miseriam?

Kräusel. Ja, die Poeten sind sehr schamhaft. Sie sagen es nicht gern allzudeutsch, wo sie der Schuh drückt. Doch ich habe das gute Vertrauen, daß Ihre milde Großmuth Ihrer Unwissenheit hierinnen schon abhelfen wird.

Lelio. Sollten Sie es nun nicht bald verstehn, Jungfer Muhme? Ohldin. Nein, in der That —

Kräusel. O! ich bitte, mein Herr, haben Sie die Gutheit für mich, und überheben Sie mich einer deutlichern Erklärung, die mir allzuviel Schamröthe kosten würde. (Er hält den Hut vors Gesichte)

Lelio. Sorgen Sie nicht! Meine Muhme wird sich schon erkenntlich gegen Sie bezeigen.

Ohldin. War es das? Ja, ja, mein Herr Poete, ich will mich schon bei Ihnen abfinden.

Kräusel. Ach! es hat gar nichts zu bedeuten. Glauben Sie nicht, daß ich so eigennützig bin. Die Ehre, nichts als die Ehre, ist es, was ich durch meine Poesie suche. Denn unsre Arbeit kann uns so nicht bezahlt werden. Aber, was dächten Sie, daß ich oft für so ein Carmen genommen habe?

Lelio. Sonst haben die Herren Poeten in Gewohnheit, daß sie nehmen, was sie kriegen. Ich weiß nicht, wie Sie es halten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lisette.

Lisette. Freuen Sie Sich, meine liebe Jungfer! Ihr werther Herr Bräutigam, der Herr Kapitän von Schlag, wird den Augenblick bei Ihnen sein. Er ist schon mit allen seinen Annehmlichkeiten auf der Treppe. Der gute Mann muß sie auf allen Vieren heran kriechen. Das hölzerne Bein, die zerlappte Montirung, der kriegerische Knebelbart, sind die deutlichsten Kennzeichen eines Helden, der sich es um sein Vaterland sehr viel hat kosten lassen. O! wie beneidenswerth sind Sie! In der That, Sie haben nicht umsonst gewartet. Was lange wird, wird gut.

Ohldin. Bist du närrisch? Weise ihn ab! Es wird ein Bettler sein.

Lisette. Nein! Nein! Nach Ihrer Beschreibung wird er es wol selbst sein.

Kräusel. Wie können Sie Sich so an das Aeußere stoßen? Mich sahen Sie auch vor einen Schneider an. Und ich muß Ihnen die Lehre noch einmal geben: Es steckt oft mehr in einem Menschen, als man ihm ansieht.

Lisette. Er seufzet schon recht herzlich nach Ihnen, und flucht, daß das Haus einfallen möchte, weil man ihm nicht entgegen kömmt.

Ohldin. Und das soll der Herr Kapitän sein?

Lisette. Ja! Ja! Nun, da sehn Sie ihn selbst mit Leib und Seele.

Sechster Auftritt.

Peter. Lisette. Jungfer Ohldin. Lelio. Kräusel.

Peter. (in seinem vorigen Aufzuge) Was zum Teufel! Begegnet man einem Bräutigam hier so? Es kömmt mir ja weder Hund, noch Katze entgegen. Für was, zum Henker! sieht man mich an? Weiß man auch, wer ich bin?

Lelio. O! mein werthester Herr Kapitän, fassen Sie Sich —

Peter. Ach! was habe ich mit Ihnen zu schaffen? Ist das Ihre Muhme? Lelio. Ja!

Lisette. Mein Herr, Sie sind in einem fremden Hause sehr unhöflich.

Peter. In einem fremden? Ich glaube, man weiß noch nicht, daß ich den Augenblick Herr desselben werden kann? Mademoisell, ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen die Ehre antragen zu lassen, meine Gemahlin zu werden. Sie müßten verruckt sein, wenn Sie nicht mit Händen und Füßen zugreifen wollten.

Ohldin. Ach, daß Gott! Lelio!

Kräusel. Erschrak ich nicht über den Kerl! Ich dachte, bei meiner Seelen, es wäre Peter. Wie doch die Menschen einander manchmal so gleich sehn.

Lelio. Meine liebe Muhme, kehren Sie Sich nicht an seine allzunatürlichen Ausdrückungen. Ein Kriegsmann ist dergleichen Reden gewohnt.

Peter. Das ist wahr. Ich bin noch nach der alten, deutschen Art. Und die Frau, die ich nehmen will, muß nicht ein Haar anders sein. Sind Sie so?

Lisette. Es ist Ihr Glück, daß sie nicht so ist; sonst würde sie Sie schon mit der artigsten Art zur Thüre herausgestoßen haben.

Ohldin. Pfui doch, Lisette. Erzürne ihn nicht!

Lisette. Was? Ich glaube, Sie treten ihm noch die Brücke. Herr Kapitän, Sie müssen doch närrisch im Kopfe sein, daß Sie glauben, meine Jungfer werde so einen tollen Ehekrüppel nehmen, wie Sie sind. Ich bin ein armes Mägdchen; aber, wenn Sie im Golde bis über die Ohren steckten, ich sähe Sie nicht über die Achsel an. Ha! ha! Was für eine reizende Figur! Einen Stelzfuß, einen Bart, vor dem man weder Nase, noch Maul sehen kann —

Peter. Hört doch, Plappermaul, nehme ich euch oder eure Jungfer? Wenn ich der anstehe — und ich stehe ihr an — ich weiß. Nicht — Ohldin. Ja — Aber —

Peter. Aber — Aber — Aber. Wäre sie schon meine Frau, ich wollte ihr das dumme Wort aus dem Maule bringen. Wie hoch ist ihr Vermögen? Wenn es nicht noch dreimal so groß ist, als meine Schulden —

Lisette. Darinne besteht vielleicht Ihre Habseligkeit?

Lelio. Ihre Schulden, mein Herr Kapitän, würden vielleicht das kleinste Hinderniß bei der Sache sein. Aber ich sehe, daß meine Muhme durch Ihr Betragen —

Ohldin. Stoßen Sie ihn nicht ganz vor den Kopf!

Lisette. (zu Petern sachte) Mache es ja recht arg! Sie beißt wirklich sonst noch an — Nun, was will er, mein Herr?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Rehfuß.

Rehfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoisell Ohldin —

Lisette. Nein, nein, mein guter Freund, er kömmt an die falsche. Hier ist die Mademoisell Ohldin.

Rehfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoisell, daß ich —

Peter. Mein Freund, wenn ihr was zu sagen habt, so macht es kurz. Gleich muß uns auch so ein Narr in unsern wichtigen Tractaten stören.

Rehfuß. Meine liebe Mademoisell, ich habe mir von dem Herrn von Schlag sagen lassen —

Peter. Von wem? von mir?

Rehfuß. Nein, Nein! Verzeihen Sie, von dem Herrn von Schlag, daß er die Mademoisell Ohldin in wenig Tagen heirathen werde.

Lisette. Verfluchter Streich!

Peter. Was hätte ich euch gesagt? —

Rehfuß. Weil mir nun der Herr Kapitän einige hundert Thaler auf einen Wechsel schuldig ist —

Peter. Was wäre ich euch schuldig? Seid ihr närrisch?

Rehfuß. Ich rede von dem Herrn Kapitän. Der Wechsel ist heute um, und es stünde bei mir, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Peter. Mich, in Verhaft nehmen zu lassen?

Lisette. Schweig, Peter, sonst sind wir verrathen.

Rehfuß. Weil er mir aber gesagt, daß seine Jungfer Braut für ihn bezahlen wollte, so habe ich mich erkundigen wollen, ob die Mademoisell Ohldin —

Ohldin. Mein Herr Kapitän, ich weiß nicht, wie Sie Sich auf mein Wort so viele Rechnung im Voraus haben machen können? Wenn Sie schuldig sind —

Rehfuß. Nein doch, Mademoisell, die Rede ist von dem Herrn Kapitän von Schlag.

Ohldin. Je nun, das ist er ja —

Peter. Ja, ja, ich bins, mein Freund. Laß er sich um die Bezahlung nicht bange sein. Ich will mich als ein ehrlicher Kerl bei ihm abfinden.

Rehfuß. Mein Herr, Sie sind allzugütig. Ich besinne mich nicht, daß Sie mir etwas schuldig wären.

Peter. Ja, ja! Ich bin ihm etliche hundert Thaler schuldig. Waren es nicht fünfhundert?

Rehfuß. Nein, nein! Neunhundert ist mir der Herr Kapitän von Schlag schuldig. Aber Sie —

Peter. O! das heißt auch gar zu viel für einen Andern auf sich zu nehmen. Nu, nu! Ich bin neunhundert Thaler schuldig. Und nicht wahr, meine liebe Frau, du willst es bezahlen?

Rehfuß. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie mich für einen Narren ansehen.

Lelio. Und ich weiß nicht, ob er uns nicht alle für Narren ansieht. Er spricht, der Herr Kapitän ist ihm so und so viel schuldig; und wenn es der Herr Kapitän eingeständig ist, so will er es wieder läugnen? Was soll das heißen?

Peter. Ja, ja! Ich bin ihm neunhundert Thaler schuldig.

Rehfuß. Nein, mein Herr, von Ihnen mag ich nicht einen Pfennig haben. Peter. Er soll es richtig bekommen!

Rehfuß. Sie sind mir nichts schuldig.

Peter. Gedulde er sich nur noch aufs höchste acht Tage!

Rehfuß. Sind Sie denn der Herr Kapitän?

Peter. Zum Henker! Was geht ihn das an, wenn ich ihn bezahlen will? Ich mag es sein oder nicht. Und kurz, ich bins! So gewiß ich neunhundert Thaler von ihm geborgt habe, so gewiß will ich sie ihm, mit Intressen, wieder geben.

Rehfuß. Aber, mein Herr, warum bekennen Sie Sich zu einer fremden Schuld?

Peter. Ach! Ich bin ein rechtschaffner Kerl. Was ich schuldig bin, bezahle ich.

Lisette. Ohne Zweifel wird er sich im Namen geirret haben, mein lieber Mann. Ich glaube, es ist noch ein Kapitän dieses Namens hier —

Peter. Ja, ja! Ganz recht. Es ist noch einer hier, der so heißt. Er ist meines ältern Vaters Bruder Tochter Mann, und wir sind Geschwister Kinder mit einander.

Ohldin. Mein Freund, er wird wol thun, wenn er seine Forderungen ein andermal vorbringt. Wenn der, den ich heirathen werde, ihm in der That was schuldig ist, so soll schon zu der Bezahlung Rath werden. Ich kann aber wol sagen, ich weiß nicht, was ich hierbei denken soll.

Peter. Denken Sie, was Sie wollen. Und er, mein Freund, kann sich seiner Wege packen, oder —

Rehfuß. Ich bitte, nur nicht übel zu nehmen —

Lisette. Nein, nein! Wir nehmen es nicht übel, wenn er geht. Geh er nur! (geht ab)

Achter Auftritt.

Lelio. Lisette. Peter. Kräusel. Jungfer Ohldin.

Peter. Der verfluchte Kerl! Nun, wie weit wären wir denn richtig, mein Schatz? Nun ja, bis aufs Vermögen. Vorher

aber habe ich doch noch unterschiedene Punkte, die Sie mir nothwendig eingehn müssen. Ich habe sie ohngefähr ein wenig aufgesetzt. (er zieht einen Zettel aus der Tasche) Erstlich verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der hochwohlgeborne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten, adligen Geschlechte entsprossen, ihrem künftigen Manne allezeit die gebührende Ehrfurcht zu leisten, und ihn nicht anders, als Ew. Gnaden, zu benennen. Nun? Versprechen Sies?

Ohldin. Aber —

Peter. Sie sollen das verdammte Wort gegen mich nicht gebrauchen! Wer hat zu befehlen? der Mann oder das Weib? Ich oder Sie?

Ohldin. Verzeihen Sie, wir sind aber noch nicht Mann und Weib.

Peter. Ach! Was wir nicht sind, können wir werden. Andrens verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der hochwohlgeborne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten, adligen Geschlechte entsprossen, ihm alle Gelder in Händen zu lassen, um damit nach Belieben zu schalten und zu walten. Nun? versprechen Sies?

Lisette. Ohne Zweifel wird das einer von den Hauptpunkten sein.

Ohldin. Das könnte man wol einem vernünftigen Manne einräumen. Aber —

Peter. Genug! Das Andre mag ich nicht wissen. Ich bin vernünftigen Mannes genug. Drittens verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der hochwohlgeborne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einer uralten, adligen Familie entsprossen, die zwei Kinder, welche er außer der Ehe gezeugt — Nu, von dem Punkte wollen wir insgeheim reden. Den braucht niemand sonst zu wissen, als Sie. Viertens verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes —

Kräusel. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle. Wollen Sie nicht so gütig sein, und sich von Ihrer zukünftigen, wertheften Gemahlin das Carmen zeigen lassen, das ich auf Ihre, Gott gebe, bald zu Stande kommende Hochzeit verfertiget habe? Ich habe nicht wol Zeit, länger zu verziehen — und —

Peter. Wo ist es? Wo ist es?

Ohldin. Hier! (sie giebt es ihm)

Peter. Was ist das für ein Quarg? Ich sehe es gleich aus dem Titel, daß es nichts nütze ist. Weiß er denn nicht, daß ich Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Nichtswitz, Betteldorf, Schildhausen und Armingen gewesen bin? Das muß Alles mit darauf kommen! Auch daß ich 16 Jahr unter den Franzosen, 12 Jahr unter den Oesterreichern, 19 Jahr unter den Holländern, 17 Jahr unter den Engländern, und ohngefähr 22 Jahr unter den Sachsen gedient habe — O, zum Henker! nun bin ich verloren —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Oront. Frau Oront. von Schlag.

Lelio. Ach, verdammter Streich! Lisette. Nun sitzen wir!

Ohldin. Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Oront. Ich weiß Ihnen bis itzo noch wenig Dank, daß Sie mir den Herrn von Schlag über den Hals geschickt.

Schlag. Wie so, Mademoisell? Bin ich Ihnen schon verhaßt, ehe ich noch das Glück gehabt habe, mit Ihnen zu sprechen?

Ohldin. Sie, mein Herr? Sie treten ja den Augenblick erst, unbekannter Weise, in das Zimmer. Wie könnte ich mich über Sie zu beklagen haben? Nein, ich meine den Herrn Kapitän von Schlag.

Peter. Sie meint mich! Sie meint mich! Es ist ein kleiner Irrthum in den Namen.

Oront. Was haben Sie mit dem Kerl zu thun? Hier bringe ich Ihnen den Herrn Kapitän von Schlag.

Ohldin. Was? So hat man mich betrügen wollen? Ha! ha! mein lieber Vetter.

Lelio. Verfluchter Zufall!

Schlag. Ich glaube, es hat ein Anderer meine Person hier gespielt. Wer bist du, Nichtswürdiger?

Peter. Der Herr Kapitän von Schlag bin ich — nicht, sondern — (er nimmt den Bart und den Stelzfuß ab) sondern—

Schlag. Ich glaube gar, es ist Peter.

Kräusel. Ach, daß Gott! Ja, ja, es ist Peter. Ich dachts wol. Ich dachts wol. Wie wird mirs gehen?

Schlag. (zu Petern) Halt, Galgenschwengel!

Peter. (zu Kräuseln) Halt, Galgenschwengel!

Schlag. Was soll das heißen? Meinen Namen so zu mißbrauchen? Wem hat diese Betrügerei hier gelten sollen?

Peter. (zu Kräuseln) Was soll das heißen? Meine Geduld so zu mißbrauchen? Wenn wirst du mein Gebackenes einmal bezahlen? Schlag. (zu Petern) Antworte, Hund!

Peter. (zu Kräuseln) Antworte, Hund!

Kräusel. Ach, wer doch hier fort wäre!

Schlag. (zu Petern) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich gesteh! Zu was hat die Verkleidung sollen nützen?

Peter. (reißt sich los und zu Kräuseln) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich gesteh! Warum hast du mich noch dazu in ein Gassenlied gebracht?

Kräusel. O! hier ist nicht gut sein. Adieu! Adieu! (er läuft fort)

Peter. (läuft ihm nach) Ha! ha! Du sollst mir gewiß nicht entkommen.

Schlag. Und du mir auch schwerlich.

Zehnter Auftritt.

Jungfer Ohldin. Lelio. Lisette. von Schlag. Herr Oront. Frau Oront.

Lelio. Halten Sie, Herr Kapitän, es ist auf mein Anstiften geschehn. Sie machen mich durch Ihre Heirath unglücklich. Und können Sie es mir verdenken, daß ich alle Mittel angewandt habe, sie zu hintertreiben?

Schlag. Das sollte mir leid sein, wenn ich Sie unglücklich machte. Nein, Lelio, wenn Sie mir in meinem Vorhaben nicht hinderlich sein wollen —

Herr Oront. Ach! was kann Ihnen der hinderlich sein, wenn sie nur will. Und sie will!

Frau Oront. Es ist wahr, Jungfer Ohldin, was werden Sie Sich an einen Menschen kehren, der Ihnen solche Streiche spielen kann.

Lelio. So? Madam, wer war denn das, der mir vorhin allen möglichen Beistand dazu versprach?

Frau Oront. Ach! vorhin war ich mit meinem Manne zerfallen. Lelio. Und itzo —

Frau Oront. Sind wir wieder versöhnt. Ein Paar rechtschaffne Eheleute müssen sich des Tages hundertmal zanken und hundertmal wieder versöhnen.

Lelio. Jungfer Muhme, ehe ich in Ihre Heirath einwilligen kann, eher biete ich Ihnen selbst meine Hand an. Denn ich glaube, das nächste Recht auf Sie zu haben. Ohldin. Was?

Lisette. Was?

Ohldin. Diesen Einfall hätten Sie können eher haben. Wir sind nun schon über zehn Jahr im Hause beisammen.

Schlag. (zieht den Lelio bei Seite) Ein Wort im Vertrauen! Warum wollen Sie mich nicht an Ihrem Vermögen Antheil nehmen lassen? Ich glaube, es wird für uns Beide genug sein. Als Mann bekäme ich es in die Hände. Und ich versichre Sie, Sie sollen von mir besser genießen, als von ihr. Ja, ich verspreche Ihnen sogar, an das, was übrig bleibt, wenn sie stirbt, keinen Anspruch zu machen. Meine Schulden nöthigen mich itzo, diesen Schritt zu thun, den ich sonst gewiß würde unterlassen haben. Widerstehen Sie mir nicht länger, so können wir als beständige Freunde leben.

Ohldin. Darf man nicht hören, was Sie hier im Vertrauen reden?

Lelio. O! Es war nichts. Der Herr Kapitän hat mir mein Unrecht vorgestellt, wenn ich Ihnen an Ihrem Glücke länger hinderlich sein wollte. Ich willige in Alles.

Ohldin. O! Sie sind doch noch ein ehrliebender Mensch! Und ich versichre, daß Ihre Einwilligung nicht wenig dazu beiträgt, daß ich itzo, mit so vielem Vergnügen dem Herrn Kapitän meine Hand darbiete.

Schlag. Sie machen uns glücklich, Lelio.

Lisette. (sachte) Aber, Herr Lelio!

Lelio. (sachte) Laß es sein, Lisette, nun soll es erst recht bunt über Ecke gehn.

Ohldin. Aber Lisette, mit dir habe ich ein Wort zu reden. Wir sind geschiedene Leute. Du kannst hingehn, wo du hin willst. Denn ich weiß doch wol, daß alle die Possen von dir herkommen, und daß du einzig und allein meinen Vetter verführst.

Lisette. Ich —

Schlag. O! meine allerliebste Mademoisell, ich bitte für das arme Mädchen. Behalten Sie sie immer noch!

Ohldin. Nein, nein! Sie muß weg! Sie muß weg!

Schlag. Bezeigen Sie mir diese erste Gefälligkeit!

Ohldin. Nein, nein! Es schickt sich nicht, es schickt sich nicht.

Schlag. Ach! Es schickt sich allzuwol. Zumal bei Leuten von adeligem Stande, wie wir sind.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Klitander.

Klitander. O! finde ich euch hier beisammen, meine Kinder? Mein lieber Kapitän, ich komme, dir zu deiner Heirath Glück zu wünschen. Ich habe dich aller Orten aufgesucht.

Schlag. Bringst du mir etwa auch meine fünf und zwanzig Ducaten mit?

Klitander. O! die kannst du nun schon vergessen, da du so ein Glück gefunden hast.

Ohldin. Die sind Sie ihm schuldig? Sie sagten mir es ja vorhin ganz anders.

Klitander. Nein, nein! Sie werden mich nicht recht verstanden haben. Er hat sie jüngst von mir auf dem Billard gewonnen.

Herr Oront. Nun, so sind wir richtig. Sie, Jungfer Braut, werden sich gefallen lassen, uns heute Abend einen kleinen Schmaus zu geben, und wo möglich, diese Woche Anstalt zur Hochzeit machen.

Klitander. O! das ist vortrefflich. Ich hätte nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Kommen Sie! Kommen Sie! Zum Schmause, Lelio! Zum Schmause, Herr von Schlag! Lelio, führe die Frau Oront! Ich führe deine Muhme!

Schlag. Und für mich bleibt also Lisette.

Herr Oront. Ein böses Omen!

Ende.

Theatralischer Nachlaß.

Versuch eines Trauerspiels.

Giangir,

oder

der verschmähte Thron.

Personen. Soliman, Kaiser. Roxalana, dessen andre Gemahlin. Mustapha, Sohn des Solimans von der ersten Frau. Bajazet, Giangir, Söhne von der Roxalana. Temir.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Roxalana.

Mein kühner Streich gelingt! So werd ich noch regieren — — — ‖ Ein Thron — — um einen Thron — ja — Alles wollt ich wagen. ‖ Ist nur Mustapha todt, so wird mein Sohn beglückt; ‖ Herrscht er nur erst durch mich, so herrsch ich bald durch ihn. ‖ Der Kaiser kömmt — — Wie leicht, wie leicht läßt er sich führen.

Anderer Auftritt.

Roxalana. Soliman.

Roxal. Und endlich seh ich doch, daß Soliman mich liebet,‖ Mich, und in mir auch sich, sein Glück und seinen Ruhm.

Solim. Und endlich zwang ich mich. Mein Sohn ist nicht mein Sohn, ‖ Des Blutes zärtlich Band vereint ihn mir vergebens, ‖ Wenn er in wilder Brust Natur und Pflicht erstickt.‖ Wer seinen Vater kränkt, der kränkt ihn nicht als Kind; ‖ Drum, wenn der Vater straft, straft er als Vater nicht. ‖ Ein graus Gefängniß hält Mustaphen schon umschlossen. ‖ Der Frevler — der! auf mich? — — auf mich den Dolch zu tragen? ‖ Der Frevler — — mein Gemahl — — — die Schandthat ist zu groß! ‖ Mustapha, hättst du mich auch hundertmal erwürgt — — ‖ Mustapha, sterbend hätt ich dir ja noch vergeben. ‖ Doch mein Gemahl — — doch dich — —

Roxal. Verzehrend Angedenken! ‖ Mit heiterm Angesicht, und ohne rothe Scham, ‖ Trug er mir Schandthat an, die, wär der Himmel nicht ‖ Zur Nachsicht zu geneigt, ihm wäre unzerschmettert ‖ Auf seine Lippen nicht, nicht in den Sinn gekommen.

Solim. Die Wohlthat wär zu groß, wenn von der Allmacht Hand ‖ Ein solcher Sünder stürb. Der Tod wär viel zu schön! ‖ Wer allzuschimpflich fehlt, den straft der Fürst der Fürsten ‖ Durch seine Sklaven nur, das sind wir Erden-Fürsten.

Roxal. Mit Zittern hab ich dir sein Laster nur entdeckt.‖ Ob ich dirs sagen soll, ob ichs nicht sagen soll — — ‖ Mein Geist, darob verwirrt, bald hätt er sich entschlossen, ‖ (Zum Besten pflegt man sich am spätsten zu entschließen) ‖ Es in der Vergessenheit, in deren stummer Nacht ‖ Es Keinen ärgern kann, aus kluger Pflicht zu ziehn. ‖ Doch deine Ehre — —

Solim. Ja — — recht so — — Ja, meine Ehre ‖ Sei dir noch ferner lieb! O Sohn! o Ungelück! ‖ Mein Herz, dir sonst geneigt, fühlt, da ich strafen muß, ‖ Die Strafe hundertfach, die einfach dich befällt. ‖ Mein Herz! verleugne ihn — — so wie er dich verleugnet — — ‖ Ja — — heute wird ihm noch der Kopf herab geschlagen!

Roxal. So hart verfährest du? Das hätt ich nicht geglaubt — —

Solim. So hast du nicht geglaubt, daß ich gerecht verfahr?

Roxal. Wer ist der rare Held, in dem Natur verstummet, ‖ In dem das Blut nicht redt, wenn allzuscharfe Rechte ‖ Geliebte Schuldige, zwar Frevler, doch zugleich ‖ Beim Frevel Kinder noch, zu herben Strafen ziehn? ‖ Willst du das Wunder sein? Willst du allein nicht fühlen, ‖ Als wärst du mehr, als Mensch, was alle Väter fühlen? ‖ Ganz recht! Er hat den Tod — — mehr, als den Tod — verdient, ‖ Und die Gerechtigkeit zürnt, wenn er ihr entgeht. ‖ Doch — — Ja, sein Urtheil wird noch heut zurück gerufen. ‖ Mustapha, fürchte nichts! dein Richter ist dein Vater.

Solim. Du denkst zu klein von mir. Mein Sohn gilt bei mir viel, ‖ Doch die Gerechtigkeit und du giltst mehr, als er.‖ Gerechtigkeit und du vertreiben bald den Vater. ‖ Drum, Frevler, fürchte mich: dein Vater wird dein Richter. ‖ Er ahmt der Mutter nach. Die war nicht so, wie du. ‖ Sie liebte meinen Thron, mich, weil ich ihn besaß.

Roxal. Verfluchter Eigennutz! Ja, Himmel, deine Strafen‖ Erbitt ich über mich, die unerhörten Strafen, ‖ Wenn je in meiner Brust ein toller Wunsch entsteht, ‖ Der nicht auf den Gemahl, auf seinen Thron nur zielt. ‖ Wär durch des Schicksals Schluß mein Soliman in Hütten, ‖ Aus unbekannter Schoß, im niedern Staub geboren, ‖ Ich wählt und liebt ihn doch! Besäß er keinen Thron, ‖ Genug, mein Soliman wär eines Thrones werth.

Solim. O! wer so edel denkt, kann nicht unedler lieben. ‖ Du sollst auch meine Treu — — Du sollst sie heute sehen — — ‖ Mustapha —

Roxal. Bringet dir, wenn du ihn nur erblickst ‖ Den heuchlerischen Sohn, bald andre Schlüsse bei.

Solim. Mir? Mir? Roxal. Dem Vater, ja!

Solim. Nein! und dem vorzubeugen ‖ Will ich ihn unverhört zu seinem Tode schicken. ‖ Ich sehe, Temir kommt, laß mich mit ihm allein — —

Roxal. Doch meinetwegen, Herr, vergieße nicht sein Blut! ‖ Die Rache treibt mich nicht. Ich will ihm gern verzeihen — — ‖ Wenn du verzeihen kannst, nun wol, so mag er leben!

Solim. Die Großmuth spricht aus dir. Dir brächte sie zwar Ruhm, ‖ Doch mir nur Schimpf — — — Nein — Geh!

Dritter Auftritt.

Soliman. Temir.

Solim. Nur, Temir, näher her! ‖ Weißt du mein Unglück schon? Hast du mich schon beklaget? ‖ Erkennst du meinen Sohn in jenem Missethäter? ‖ Und kennst du mich in ihm? Beweiset er sein Blut? ‖ O, der verfluchte Sohn! dem nichts — nichts — heilig ist.

Temir. Ich hätte Flammen eh im tiefsten Meer gesucht.‖ Und Berge auf der See, und Dunkel in der Sonne, ‖ Als in Mustaphens Brust der Laster Häßlichkeit. ‖ Bedenke, Soliman, wie kindlich treu er schien? ‖ Wenn hat er dich erzürnt? Ich hab ihn auferzogen, ‖ Und weiß sein biegsam Herz, das Tugend kennt und liebet. ‖ Die Väter malt ich ihm als Götter auf der Welt, ‖ Durch die der Götter Gott die rasche Jugend zwingt; ‖ Ihr Segen und ihr Fluch sei Gottes Fluch und Segen; ‖ Wer sie mit Ernst verehrt, der habe Gott verehret. ‖ Der Ehen heilig Band, durch das die Welt besteht; ‖ Der Keuschheit streng Gesetz; den Ekel der Natur, ‖ Des Vaters Nebenbuhl, der Mutter Mann zu werden, ‖ Dies Alles drückt ich ihm jung in sein wächsern Herze. ‖ Und diesen Eindruck läßt er ohne Wirkung sein? ‖ Was Wunder, wenn nunmehr die größte Schuld mich trifft? ‖ Was Wunder, wenn der Neid mich ihm nun gleich wird achten? ‖ „Aus seinen Lehren hat er dieses Gift gezogen — — ‖ Den strafe man statt ihm — — der gieng aufs

Kaisers Tod — — ‖ Mustapha mußte nur sein leidend Werkzeug sein." ‖ So grausam schimpft er mich. Wirst du es auch nicht glauben, ‖ Der Pöbel glaubt es doch, der stets das Schlimmste glaubet. ‖ Wie wenn ein junger Baum, der Nutz und Frucht versprach, ‖ Zu unserm Schmerz verdorrt und unsre Hoffnung täuscht, ‖ Der Gärtner leiden muß, so werd ich leiden müssen — — ‖ Doch Gott soll Zeuge sein — —

Solim. Nein! — — Ich will es bezeugen, ‖ Wie viel du Treu und Fleiß an diesen Baum gewandt. ‖ Wenn ein gepflegter Baum durch innern Wurm verdorrt, ‖ Spricht man den Gärtner los, so wie ich dich losspreche, ‖ Und das unnütze Holz läßt man die Glut verzehren.

Tarantula.

Eine Possen-Oper, im neusten italienischen Gusto oder Geschmack, aufgesetzt von einem reisenden Liebhaber der Musik und Poesie, bei Eröffnung des Operntheaters in Tellow.

Vorrede.

Ich gebe meine Arbeit vor nichts weniger, als vor ein Meisterstück aus, doch bin ich überzeugt, daß wahrhaftig große Kenner der Musik und Poesie ungemeine und seltne Schönheiten darinnen finden werden. Willst du nun, mein Leser, bei mir vor einen wahrhaftig großen Kenner der Musik und Poesie gelten, so — — — sapienti sat. Lebe wol! Was ich dir sonst sagen könnte, wirst du theils schon auf dem Titel gelesen haben, theils kannst du es in jeder Vorrede finden, und in so weit verweise ich dich auf die, die vor mir geschrieben haben. Lebe nochmals wol!

Inhalt.

Ich war zwar erst in Willens, dieser meiner Oper keinen Inhalt vorzusetzen, denn ich glaubte, das Vergnügen, etwas Unerwartetes zu finden, fiele dadurch weg. Weil ich aber hernach fand, daß man ihn noch in keiner gedruckten Oper weggelassen habe, und nicht ohne Grund befürchtete, man möchte mein Stück vor unvollkommen halten, wenn er einzig bei mir fehlte, so habe ich mich endlich entschlossen, bei der Mode zu bleiben. Der Inhalt meiner Tarantula wäre also kürzlich dieser — — — Doch den Augenblick fällt mir ein entsetzlicher Scrupel bei. Könnte nicht ein boshafter Spötter sagen, die Opernschreiber müßten wol den Inhalt vorsetzen, weil man sonst unmöglich aus der Oper selbst klug werden könne? Der Geier! so einen Vorwurf mag ich meinem Singspiele nicht gerne machen lassen. Ich will also den Inhalt so lange lieber zurück halten, bis ich mir bei dem Hern. W. darüber Raths erholen kann.

Musik, Ballets und Verzierungen sind Alles von meiner eigenen Erfindung. Man sieht also wol, daß ich darzu geboren bin, dem deutschen Operntheater aufzuhelfen.

Personen des Singespiels. Olibrio, ein närrischer Musicus. Polinello, ein alter Medicus. Lominte, des Polinello Tochter. Lisette. Octavio, der Lominte Liebhaber. Marelli. Ein Chor Kranker. Des Polinello Hausgesinde.

Wann es möglich sein wird, will ich auch unserm ehrlichen Schulmeister allhier, Claus Steffen, eine Rolle geben.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Das Theater stellt den Platz vor des Polinello Hause vor. Es treten auf Ein Chor Kranker und Olibrio. Unter den Kranken kann man allerhand beliebige, wunderbare Figuren aufführen: Leute mit Buckeln, mit Stelzen, ohne Hände und Füße, wo möglich auch ohne Kopf. Will man was recht Besonders machen, so kann man einige in Betten auf den Schauplatz tragen, oder sie durch den Himmel mit Stricken hernieder lassen, weil doch wahrscheinlich ist, daß es um das Haus eines großen Arztes sehr gedränge sein müsse. Bei dieser Gelegenheit wäre also das Flugwerk auf eine sehr natürliche Weise anzubringen. Die Kranken singen Folgendes, und Herr Olibrio, welcher mitten inne stehen muß, schlägt den Takt.

Chor. Preiset! preiset unsern großen Arzt, ‖ der durch Pulver, Pillen, Harzt ‖ Uns curiret, ‖ Und dem Tod entführet.

Man merke, daß die Kranken hin und wieder in dem Singen Fehler machen müssen, damit die Wahrscheinlichkeit, wider welche man bisher in den Opern so vielfältig verstoßen hat, desto besser beobachtet werde. Uebrigens wird man wol thun, wenn man das Chor etliche 20 mal wiederholen läßt; denn ich besorge, der erste Actus möchte etwas kürzer gerathen, als die übrigen zwei. Nach dem Chore folgt, wie billig, ein Recitativ.

Olibr. Was hat man nicht vor Müh mit deutschen Kehlen, ‖ Die, wenn sies hundertmal gehört, ‖ Doch hundertmal noch fehlen. ‖ Ihr Ochsen, lernt doch einmal singen, ‖ Sonst wird mirs wenig Ehre bringen. ‖ Zumal du Esel, da — — —

Einer von den Kranken. Je, Herr — — ich — — stott — — re — — ja.

Olibr. Nu, dasmal mag es sein, ‖ Doch morgen stellt euch wieder ein! ‖ Denn was kann billiger wol sein, ‖ Als daß ihr euern Arzt mit Singen preiset, ‖ Der seine Kunst an euch beweiset? (Die Kranken gehen ab)

Andrer Auftritt.

Olibrio. Polinello.

Polin. Mein lieber Herr Olibrio, ‖ Ich bin entsetzlich froh, ‖ Daß man durch Ihr Bemühn, ‖ Mir so viel Ehr erzeigt, ‖ Und auf der Gasse gar von meinem Ruhm nicht schweigt.

Olibr. Ich thue nichts, als meine Schuldigkeit, ‖ Und bin bereit, ‖ Noch mehr zu thun, ‖ Sobald ich werd in Ihrer Tochter Armen ruhn.

Polin. Ei, das hat seine Richtigkeit! ‖ Sie sind mein Schwiegersohn, ‖ Wenn es der Teufel schon ‖ Mit aller Teufelhaftigkeit ‖ Verwehren und verhindern sollte.

Olibr. Doch wann erscheinet denn der Tag, ‖ Wo mich mit zärtlichem Entzücken ‖ Die Venus wird beglücken? ‖ Der Tag, der dreimal selge Tag, ‖ Den Sie so oft verschoben haben!

Erschein! Erschein! Ich sterbe, ‖ Vor langem Harren sterb ich noch. ‖ Vergeblich Harrn! So herbe ‖ Forse il morir non è.

Doch ja, er kömmt, der Tag, ‖ Da ich dir zeugen mag, ‖ O grausame Lominte, ‖ Chio nacqui sol per te.

Bei der ersten Wiederholung dieser vortrefflichen Aria will ihm Polinello ins Wort fallen. Olibrio winkt ihm aber. Bei der andern Wiederholung will er abermals reden, Olibrio aber schlägt ihn aufs Maul. Sobald er beschlossen, sagt er ganz hastig:

Olibr. Zum Henker! lassen Sie mich doch ‖ Erst meine Aria zu Stande bringen.

Polin. Wer wird denn einerlei so oftmals singen? ‖ Ich habe ja wol noch, ‖ Gottlob und Dank, gesunde Ohren!

Olibr. Allein wie leicht geht nicht ein Wort, ein Ton verloren? ‖ Und jedes Wort, und jeder Ton ‖ Ist in den Opern Goldes werth, ‖ Zumal wenn man mich hört.

Polin. Nu, nu, ich glaub es schon, ‖ Erzürnen Sie Sich nicht, Herr künftger Schwiegersohn; ‖ Es möchte Kind und Enkeln schaden. ‖ Der Zorn fährt in die Waden; ‖ Und in den Waden steckts, wie wir es Aerzte wissen. ‖ Doch, wenn Sies nicht erwarten können, ‖ Und gar so sehr vor Liebe brennen, ‖ Nun gut, so sollen Sie als Braut ‖ Noch heute meine Tochter küssen. ‖ Topp! heute sind Sie noch getraut.

Olibrio. Noch heute? heut? o himmlisch Licht! ‖ O, welche Götter-Wollust werd ich fühlen!

Gegen das Orchester.

Verdammt! Ihr Herren, konntt ihr nicht ‖ Die Zeilen Arioso spielen? ‖ Sie warens, dacht ich, wol noch werth. ‖ Doch wird Lomintens Grausamkeit ‖ Auch ihres Vaters Willen weichen? ‖ Sie liebet seit geraumer Zeit ‖ Den Herrn Octavio.

Polin. Ho! ho! ‖ Der soll sie nicht erschleichen! ‖ Mein lieber Herr Octavio, ‖ Laß er sich rathen, mach ers so — — (er wischt sich das Maul) ‖ Und geh er seinen Gang! ‖ O, geh er! geh er! großen Dank! ‖ Was? so ein Narre soll mein Kind — — ? ‖ Gleich will ich zu ihr gehen, ‖ Sie sollens sehen, Siesollens sehen — — (will gehn)

Olibrio. Geduld! Weil wir beisammen sind, ‖ So lassen Sie uns erst ein klein Duetto singen!

Polin. O! ein Duetto ist zu schwer; ‖ Das würd ich nicht zusammen bringen.

Ich danke Gott, daß ich mit Müh und Noth kann ein Recitativ singen. Ehe ich durch Sie so eine große Liebe zur Musik bekam, konnte ich gar nicht singen. Es hat sich aber doch seitdem ein wenig gegeben. Nicht wahr? Ja — jetzo bin ich schon so ein ziemlicher Operiste. Drum habe ich auch in meinem Hause ganz weislich verordnet, daß kein Alles gesungen wird. Es klingt noch einmal so gut. Ich singe auch meistentheils bei den Kranken, wenn ich Arzneien verordne. Es haben mich zwar einige ausgelacht, aber die Narren wissen nicht, daß ich es nur deswegen thu, damit man doch einen wahrscheinlichen Grund

angeben könne, warum in dieser Oper Alles gesungen wird. Den Grund pflegen die Herren Opernschreiber sonst immer zu vergessen.

Olibrio. Doch schämen Sie Sich nicht, ‖ So viel ohn Reim und Takt zu sprechen?

Polin. Nu, nu, das müssen Sie nicht rächen, ‖ Was man so incidenter spricht. ‖ Ich geh, Sie sollen sehen, was ein Mann ‖ Und was ein Vater kann.

Olibrio. Ich werde Sie begleiten.

Polin. O, lassen Sies nur sein; es hat nichts zu bedeuten. ‖ Sie haben doch ‖ Ein Wort wol im Vertrauen noch ‖ Dem auditorio ins Ohr zu sagen?

Olibrio. Nein, dasmal nichts!

Polin. O! das ist zu beklagen.

Olibrio. Allein Sie haben es um das Duett gebracht. (gehen ab)

Dritter Auftritt.

Lominte. Lisette.

Lisette. So kommen Sie doch fort! ‖ Der Schauplatz bleibt ja ledig.

Lominte. Nu, nu, Lisette, gnädig! ‖ Entläuft uns denn der Ort? ‖ Ich kann beinah vor Schmerz und Traurigkeit nicht fort. ‖ Ich sorg, ich sorg, mein Vater wird mich zwingen.

Lisette. O, zwingen mag er immerhin, ‖ Nur lassen Sie Sich nicht bezwingen.

In der Musik ist der Unterschied von zwingen und bezwingen ganz vortrefflich ausgedrückt. Und die Coleratur, die auf der Silbe be liegt, ist ausnehmend schön. Man darf sich nicht etwa daran stoßen, daß es eine Zeile aus dem Recitativ ist. Einem Meister steht so eine Freiheit schon frei.

Der gute Schöps, denkt er denn, daß ein Mägdchen sich ‖ Nichts wünscht, als einen Mann, ‖ Der trefflich geigen kann?

Geige hin und geige her, ‖ Du geigest dennoch hinterm Steg; ‖ Flavio! ‖ Onicio! ‖ Olibrio! ‖ Du kriegst nimmermehr ‖ Meine Jungfer weg. ‖ Geige hin und geige her!

Da lob ich mir den Herrn Octavio, ‖ Er geiget auch ein Bischen vor das Haus, ‖ Doch macht er nicht sein Handwerk draus. ‖ Und haben wir ihm nicht schon unser Wort gegeben? ‖

Lominte. Ja, sonder ihn kann ich nicht leben. (Sie weint erschrecklich)

Lisette. Sie sollen ja auch nicht! ‖ Es liegt Lisettens Ehre dran, ‖ Daß sie es halten kann, ‖ Was sie verspricht. ‖ Wer wird denn gleich so schrecklich weinen? ‖ Ein Bischen gehet wol in einer Oper an. ‖ Man muß nicht gar so ängstlich scheinen ‖ Um einen leidgen Mann. ‖ Doch St! da kommt er selbst mit seinem Diener an.

Vierter Auftritt.

Es wäre zwar nicht nöthig, daß man das Theater hier veränderte, doch weil es schon ganzer 3 Auftritte durch einerlei geblieben ist, so erfordern es die Regeln einer in omnibus numeris absoluten Oper. Man wird derohalben den Ort zwar selbst beizubehalten, doch einige andre Auszierungen desselben anzubringen, und besonders den Prospekt zu ändern belieben. Variatio delectat.

Octavio. Marelli. Lominte. Lisette.

Weiber sind Weiber.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Hilaria. Laura. Lisette.

Lisette. Nu ja! Solchen Männern glauben Sie noch die geringste Treue schuldig zu sein? Es ist nun beinahe 3 Jahre, daß sie wider Wissen und Willen ihrer Weiber davon gegangen sind. Sie haben zwar Zeit gehabt, daß sie gegangen sind, wenn sie nicht wollten in Verhaft genommen werden. Aber hätten denn die Schufte von Ehemännern Ihnen seit der Zeit nicht einige Nachricht geben können? Keinen Hund, keinen Buchstaben haben Sie mehr von ihnen gesehen. Ist denn daraus nicht offenbar, daß sie sich ihres Rechts gutwillig begeben haben? Das Beste ist, meine lieben Madames, daß Sie nicht viel an den Schurken verlieren. Sie können abkommen. Beide können sie abkommen. Ich habe sie zwar nicht selber zu kennen die Ehre gehabt, das wissen Sie; aber nach Ihrer eignen Beschreibung, so ist der Eine ein Verschwender, der Andere ein Verthuer gewesen. Der Eine hat sein Geld verspielt, der Andre hat es in Pharao verloren. Der Eine hat seine Frau versäumet, der Andre hat sie brach liegen lassen. Der Eine hat es mit andern Weibern gehalten, und der Andre mit seines Nachbars Weibe. Kurz: es sind Brüder dem Leibe und der Seele nach gewesen; den einzigen Unterschied ausgenommen, daß der Eine seiner Frau wenigstens allen Willen gelassen, der Andre aber gegen die seinige noch darzu ein rechter unsinniger Wütherich gewesen ist. Der Unterschied ist gleichwol groß genug, daß Sie wenigstens, Laura — — — Aber Sie lassen mich auch ganz alleine reden. Stehe ich denn auf der Kanzel? Darf denn niemand dazwischen reden? Warum reden Sie nicht, Madame Laura — — Madame Hilaria — — Aber was? Das ist ein artiger Anblick — —Sie lachen. Und Sie weinen. Warum lachen Sie, Madame Hilaria? Warum weinen Sie, Madame Laura? Nun sehe ich, daß es unmöglich ist, zweien Herren zu dienen. Soll ich mit Ihnen lachen? Soll ich mit Ihnen weinen? Soll ich vielleicht lachen und weinen zugleich?

Hil. Mache, was du willst!

Lisette. Ich werde also weder lachen, noch weinen. Denn ich habe zu Beidem noch keine Ursache. Aber entdecken Sie mir doch den Grund Ihres Kummers!

Laura. Den Grund meines Kummers? Lisette kann noch fragen? Er ist euch sowol, als mir bekannt. Einen Mann, einen liebenswürdigen Mann vermissen, und in Gefahr sein, ihn auf ewig zu vermissen — — — Ach! kann man meine Thränen unbillig schelten?

Lisette. Also haben Sie wol Ihren Mann geliebt? Das ist das Erste, was ich höre. Sie sind sehr verschwiegen damit gewesen. Und ich wette, Leander hat es selbst nicht gewußt. Ein liebenswürdiger Mann — — bei dem das Zanken das tägliche Brod gewesen ist. Der es nicht einmal bei dem Zanken hat bewenden lassen. Entweder Klitander ist nicht so arg gewesen, als Sie und Andre mir ihn beschrieben haben, oder — —

Laura. Nicht so arg? Man kann ihn nimmermehr so arg beschreiben, als er gewesen ist.

Lisette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Es war ein Teufel von einem Manne.

Lisette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Unmöglich kann es ihm in der Welt wol gehen.

Lisette. Der liebenswürdige Mann!

Laura. Aber das betrübt mich eben, daß ihn vielleicht Gott meinetwegen jetzo heimsucht. Wer weiß, wo er jetzo ist; wer weiß, wie übel es jetzo ihm geht. Ach, mein allerliebster Leander! Ich vergebe dir Alles, was du mir zu viel gethan hast. Deine Uebereilung, deine Trunkenheit — — —

Lisette. Weinen Sie nur, Madame, weinen Sie! Vielleicht straft Sie der liebe Gott, daß er wieder kömmt, und alsdann werden Ihre Thränen billig sein. Wenn Ihre Thränen noch Thränen des Verdrusses, und des Andenkens, wie viel Sie bei ihm ausgestanden, wären — — —

Laura. Ach! Lisette, hört er denn auf, deswegen mein Mann zu sein, weil er mich übel gehalten hat?

Lisette. Aber Ihre Verbindlichkeit hört auf, ihn zu lieben. Sagen Sie, was Sie wollen! Ich sehe es allzuwol. Ihre Thränen sind Weiberthränen, das ist, Thränen ohne Ursache. Oder aufs höchste Thränen des Eigensinnes.

Laura. Ihr seid eine Närrin, Lisette! Was würden die Leute sagen — —

Lisette. Und also weinen Sie nur, die Leute zu hintergehn? Ihre Thränen sollen der Welt das glaublich machen, was Ihre Aufführung gegen Ihren Mann doch so deutlich widerlegt hat? Und darzu, Sie sind sehr thöricht, daß Sie nach dem Ruhme einer treuen, und außerordentlich treuen Frau so geizen. Dieser Ruhm ist jetzo in den Augen der Welt sehr klein. Denn diese theilt sich nur in zwei Haufen. Der Eine hält diese Tugend bei einem Frauenzimmer für lächerlich und abgeschmackt, der Andre für falsch und erdichtet. Der Eine glaubt sie nicht, und der Andre achtet sie nicht. Wir müssen uns jetziger Zeit durch ganz andre Eigenschaften beliebt machen.

Laura. Es ist schlimm genug, daß die Tugend so wenig geachtet wird.

Lisette. O! die Tugend, die keinen andern Grund hat, als ein „was werden die Leute sagen," die verdient diesen Titel sehr wenig. Von Gott und Rechts wegen sollten Sie lachen, Madame Laura, und Sich freuen, daß Sie eines Mannes

los sein, den Sie selbst nicht genug tadeln können. Und wenn ja eine von Ihnen Beiden weinen wollte, so würde es an Sie kommen, Madame Hilaria. Denn Männer, die sich ihrer Weiber wegen ruiniren, sind jetzo sehr rar. Sie möchten wol keinen seines gleichen wieder finden.

Hil. Das kann schon wahr sein, aber ich weinen? Ich? Was hätte ich das Ursache? Mein Mann war eine ehrliche Haut, ob er gleich auch seine Fehler hatte. Und dafür war er eine Mannsperson. Ich war ihm rechtschaffen gut. Ich bin ihm auch jetzo noch gut, so gut, als man einem Manne in seiner Abwesenheit sein kann. Aber was hülfe mir meine Betrübniß? Er kömmt nicht wieder; nun gut, so mag er wegbleiben. Wenn es ihm an einem Orte besser geht, als es ihm hier gehen würde, warum sollte ich es ihm nicht gönnen? Unterdessen kann ich mir ein unschuldiges Vergnügen mit meinen närrischen Freiern machen.

Lisette. O! die hat Ihr Herr Vater ziemlich verjagt. Und es ist Ihnen noch der einzige Herr Segarin übrig geblieben.

Hil. Das ist es eben, was mir noch einigen Verdruß machen könnte, wenn ich nur im Geringsten dazu aufgelegt wäre. Ein Frauenzimmer, wie ich, nur einen Freier zu haben? Das kränkt; das ist unerträglich! Und wo sich nicht bald wieder neue bei mir melden, Schwester, Schwester! so wirst du deinen Herrn Wohlklang am längsten gehabt haben. Glaubst du nicht, daß ich reizend genug bin, ihn dir abspänstig zu machen?

Laura. O Hilaria, was verräthst du vor ein niederträchtiges Gemüth? Ist das die Treue, die du deinem Manne an dem heiligen Altare geschworen? Ueberlegst du denn gar nicht, was die Welt von dir sagen wird?

Hil. O, ich sage von der Welt, was ich will, und die Welt hat eben das Recht über mich.

Lisette. (zu Laura) Aber gleichwol scheint es, als ob Ihnen der Verlust des Herrn Wohlklangs etwas nahe gehen würde, trotz der Liebe gegen Ihren abwesenden Mann?

Laura. O, eure Reden quälen mich; schweigt! Lisette.

Hil. Aber ich möchte nur ewig wissen, was unsern klugen Vater auf den närrischen Einfall gebracht hätte, alle unsre Freier abzuweisen, und just die zwei schlechtesten zu behalten, die er mit der ungegründetsten Hoffnung von der Welt schmeichelt. Ein närrischer Musicus und ein abgedankter, holländischer Capitain — — —

Lisette. Er hätte sie für sich nicht besser wählen können. Diese zwei Leute besitzen, was er nicht besitzt, und er besitzt, was sie nicht besitzen. Ist es denn also sehr zu verwundern, daß sie so wol mit einander zusammenstimmen? Ihr Herr Vater hat Geld, und das fehlt Beiden. Ursache genug, sich vor seiner Töchter Freier auszugeben. Bei dem Einen lernt er dafür singen, weil er es trotz der Natur, die ihm Ton und Gehör versagt hat, lernen will, und der Andere erzählt ihm dafür seine Schlachten und Heldenthaten, weil er durch die Bewundrung fremder Tapferkeit den Mangel der seinigen zu ersetzen glaubt.

Hil. Schweig, Lisette! Da kömmt er gleich. Er braucht seine Lobrede eben nicht mit anzuhören.

Zweiter Auftritt.

Herr Seltenarm und **die Vorigen.**

Hr. Selt. Ha! hier sind sie. Ich will ganz säuberlich mit ihnen verfahren; vielleicht richten die guten Worte mehr aus, als die bösen — — Nu, ihr ungerathnen Töchter, werdet ihr bald aufhören, euerm Vater zu widersprechen?

Lisette. In der That, mein Herr, Ihre Anrede ist sehr verbindlich.

Hr. Selt. Nicht wahr, Lisette? (sachte zu ihr) Höre, ich habe immer sonst gegen sie das Rauhe herausgekehrt. Allzuscharf kann nicht gut thun. Ich wills einmal in der Güte mit ihnen versuchen.

Lisette. Schon recht, schon recht!

Hr. Selt. Bedenkt doch, daß euch eure Mutter neun Monate unter ihrer Brust mit großer Gefahr und Angst getragen hat. Und, ihr Widerspänstigen, wollt mirs so belohnen?

Lisette. Höflich genug, wahrhaftig!

Hr. Selt. Glaubt ihr, ihr Brotfresser, die ihr nichts verdienen könnt, daß ich euch noch länger in meinem Hause leiden werde?

Lisette. Sie werden allzugütig, Herr Seltenarm!

Hr. Selt. Ich thu es mit Bedacht. Ich thu es mit Bedacht. Ich habe euch schon mehr als einmal gedroht, euch aus meinem Hause zu stoßen, mich eurer ganz zu entziehen, wann ihr mir nicht folgen wollt. Meiner Gütigkeit habt ihrs einzig und allein zu verdanken, daß ich diese Drohung jetzo nicht wiederhole. Aber glaubt gewiß, ich erfülle sie.

Lisette. Was vor ein Ueberfluß väterlicher Liebe!

Hr. Selt. Ihr gottlosen Kinder — — Lisette, ists so recht? Lisette. Mehr, als zu recht.

Hr. Selt. Wollt ihr mich denn noch vor der Zeit unter die Erde ärgern? Gott wird euch strafen, gebt Acht! Ist das gelinde? Lisette! Lisette. O, vortrefflich!

Hr. Selt. Bedenkt doch, daß ungehorsame Kinder verflucht sind! Lisette. Wie zärtlich!

Laura. Sie beschuldigen uns des Ungehorsams? Wie könnten wir Ihnen mehr gehorsam sein, als wenn wir denjenigen Männern treu verbleiben, die Sie uns selbst gewählt haben?

Hr. Selt. Schweig, du Scheinheilige! Habe ich denn nicht ofte genug gesagt, daß die Herren Consistorialräthe fast alle meine guten Freunde sind, und daß ich eure Ehescheidung augenblicklich erlangen kann?

Hil. Ehescheidung? Warum sollten wir von unsern Männern geschieden werden, mit denen wir doch auf das allerfriedlichste leben? Die uns in drei Jahren nicht die geringste saure Miene gemacht haben. Die uns in der Zeit haben thun lassen, was wir nur selber gewollt. Wenn man ja Männer haben muß, so sind dieses die besten. Je weiter von uns, je besser für uns.

Hr. Selt. Ei sieh! Kannst du bei deinem Wittwenstande so gleichgiltig sein? Darhinter muß was stecken! Beinahe komme ich auf die Gedanken — — Nu, nu, ich wills gewiß erfahren, ich wills gewiß erfahren!

Hil. O! ich will Ihnen Alles selbst sagen, was Sie nur von mir erfahren können. Sie wissen, daß ich mich mit meinem Manne, so lange wir beisammen gewesen sind, sehr wol vertragen habe. Warum sollte ich mich nun, ohne sein Verschulden, seiner entziehen?

Hr. Selt. Ohne sein Verschulden? Ist er nicht zum Bettler worden? Ist er nicht davon gegangen?

Hil. An dem Ersten könnte ich wol selbst unschuldiger Weise Ursache haben. Und mit seinem Weggehen hat er mir nun eben auch keinen großen Verdruß verursacht. Es fehlt mir ja in seiner Abwesenheit an nichts, und ich habe über nichts zu klagen, als über Ihr ungestümes Anhalten, mich, da ich den ersten Mann noch habe, dem andern schon zu überlassen. Ein ganz Anders wäre es, wenn er gestorben wäre, oder wenn ich gewiß wüßte, daß er mich gänzlich vergessen habe. So lange als eines von beiden nicht ist, so lange — — — —

Hr. Selt. Mag der Vater singen und sagen — — es wird doch nichts draus!

Hil. Es ist gut, daß Sie mich der Mühe, es selbst zu sagen, überheben.

Hr. Selt. Wenn er aber nun gestorben wäre? He!

Hil. O alsdann — — alsdann werde ich mein Herz ohne Bedenken an einen Andern schenken; und zwar an den, der mir am besten gefiele, nicht aber an den, den Sie mir vorschreiben würden — — (geht ab)

Dritter Auftritt.

Herr Seltenarm. Laura. Lisette.

Hr. Selt. Das ist brav!

Laura. Ach Gott, wie leichtsinnig ist meine Schwester! Nein, mein liebster Leander, du magst sein, wo du willst, es mag dir gehen, wie es gehe, ich will allezeit als eine treue und rechtschaffne Frau an dir handeln. Gott lasse mir nicht die traurige Nachricht von deinem Tode erfahren! Mit Kummer und Traurigkeit würde ich den übrigen Rest meiner Tage zubringen. Und die größte Wohlthat, die mir der Himmel alsdann erzeigen könnte, wäre, das Ende meines elenden Lebens zu beschleunigen, um mit dir in jenem Leben bald wieder vereinigt zu sein. (geht ab)

Vierter Auftritt.

Herr Seltenarm. Lisette.

Lisette. Herr — — — Hr. Selt. Nu — — —

Lisette. Unmöglich sind alle Beide Ihre Töchter.

Hr. Selt. Warum das?

Lisette. Ja, ja! Aufs höchste können Sie nur von *einer* Vater sein.

Hr. Selt. Narre, sie sind alle Beide von meiner Frau.

Lisette. Daran zweifle ich nicht. Aber müssen sie denn deswegen alle Beide von Ihnen sein?

Hr. Selt. Von wem sonst?

Lisette. Wenn ich Ihre Frau gewesen wäre, so könnte ich Ihnen nähere Nachricht geben. Laura und Hilaria sind von so unterschiedner Gemüthsart, daß sie ohnmöglich einen Vater haben können.

Hr. Selt. Meine Frau kann sich wol mit der einen an jemandem versehen haben, daß sie also ihrem Vater nicht hat nachschlagen können.

Lisette. So? Erstreckt sich das Versehn auch bis auf die Seele? Das ist das Erste, was ich höre.

Hr. Selt. Ja, sie sind ja auch bei alledem einander noch ziemlich gleich. Du siehst ja, daß sie alle Beide ihren Männern treu und mir ungehorsam bleiben wollen. Die Gottlosen!

Lisette. Aber der Einen ihr Leichtsinn, und der Andern ihre Betrübniß, wie sind denn die mit einander zu vergleichen?

Hr. Selt. O! was sich nicht vergleichen läßt, das — — läßt sich nicht vergleichen. Aber Lisette, laß uns doch auch von unsrer Sache etwas reden!

Lisette. Was ist das vor eine Sache?

Hr. Selt. Je, unsre Sache — — —

Lisette. Ich weiß nicht, was Sie wollen.

Hr. Selt. Je, Närrchen — — —

Lisette. Ha! ha! Aus dem Närrchen merke ich bald, was es sein soll. Nein! damit schweigen Sie nur vor jetzo stille — —

Hr. Selt. Aber bist du nicht ein dummes Thier? — —

Lisette. Das sind allerliebste Caressen — —

Hr. Selt. Alberne Hure, ich meine es ja nicht so arg — —

Lisette. O, immer besser und besser!

Hr. Selt. Nu, das ist wahr. Dümmer, alberner und närrischer kann wol auf der Gotteswelt kein Mädel sein, als du bist. Du siehst ja, daß Alles zu deinem Besten sein soll. Ich bin dem Aase so gut, und gleichwol — — —

Lisette. Und gleichwol nennen Sie mich ein Aas!

Hr. Selt. Je, soll denn Alles bei dir complimentirt sein? Ich rede, wie mirs ins Maul kömmt. Die Complimente, der hundsföttsche Quarg — —

Lisette. Kömmt Ihnen der auch ins Maul?

Hr. Selt. Ach, mache keine Possen! Sieh, wir könnten so hübsch mit einander leben, als ich nimmermehr mit meiner Frau gelebt habe. Ich wollte dich zu meiner Ausgeberin machen — —

Lisette. Und der Einnehmer wollten Sie bleiben. Für das Amt bedank ich mich.

Hr. Selt. Ach, du willst mich nicht verstehen! Aber, nimm doch nur dein Bischen Verstand zusammen, siehst du denn nicht, daß du dir selber im Lichte stehest? Wann du fein meine Töchter selbst zu einer neuen Heirath bereden wolltest, so bliebst du ja hernach alleine im Hause — —

Lisette. Und das mag ich eben nicht.

Hr. Selt. So? Du hättest die ganze Wirthschaft alsdann selber zu führen, und ich wollte dir es nicht übel nehmen, wann du dir einen Pfennig dabei sammeltest. Ich wollte dir sogar deinen Lohn verdoppeln — —

Lisette. So? Das ist, wenn ich mich jetzo nur manchen Tag nicht satt essen kann, so wollten Sie mich wol alsdann ganze Wochen hungern lassen, und wenn ich jetzo ganze Monate auf meine Bezahlung warten muß, so wollten Sie mich alsdann wol ganze Jahre lauern lassen.

Hr. Selt. Bist du nicht ein gottloses Rabenaas? Mir solch Zeug ins Gesichte zu sagen? Wenn es auch wahr wäre, muß mir es denn der Alb — — Aber, ich will dirs das mal noch verzeihen. Komm her, küsse mir die Hand dafür!

Lisette. Geduld, einen Augenblick, ich will nur erst Ihre Töchter darzuholen. (sie thut, als wollte sie weggehn)

Hr. Selt. Bist du rasend? Bleib da! Bleib da!

Lisette. Soll ich Ihnen die Hand nicht küssen? Ich thue Alles, was ich thue, gern vor aller Welt.

Hr. Selt. Und ich nicht; wer weiß, was meine Töchter denken könnten, wenn du mir die Hand küßtest.

Lisette. Sollten sie etwas dabei denken können? Aber könnte ich nicht auch was dabei gedenken, daß ich es nicht in Gegenwart Ihrer Töchter thun soll?

Hr. Selt. Desto besser, wenn du was dabei gedenkst, wann du nur das Rechte gedenkest. Aber schweig, laß dir nichts merken, Herr Wohlklang kömmt — —

Lisette. Ha, ha! Ihr Herr c. d. e. f. g.

Fünfter Auftritt.

Hr. Seltenarm. Lisette. Hr. Wohlklang.

Hr. Wohlkl. Nun, mein Herr, werden die Entschließungen Ihrer Frau Tochter bald mit unsern Absichten harmoniren? Wie lange soll noch diese, mir so widrige, Dissonanz anhalten? Wann wir Virtuosen uns sonst einer Dissonanz bedienen, so geschieht es aus keiner andern Absicht, als die übereinstimmenden Töne besser ins Gehör fallen zu lassen. Aber diese übereinstimmenden Töne, wann werden sie mich einmal ergetzen?

Hr. Selt. Ich habe ihr alleweile was vorgespielt, sie will aber nicht darnach tanzen. Mein lieber Herr Wohlklang! ob ich Sie gleich gerne zu meinem Schwiegersohne haben möchte, denn Sie sind doch noch ein ziemlich braver Kerl, so weiß ich doch nicht — — —

Hr. Wohlkl. O, lassen Sie den Muth nicht sinken! Hat Orpheus durch seine Leier den Pluto und Cerberus bewegen können, warum sollte ich denn nicht ein eigensinniges Weibsbild durch die bezaubernden Striche meines Bogens bändigen können?

Lisette. Sie müssen sich auf Ihre Fiedel sehr viel einbilden.

Hr. Selt. Ach nu, das könnte er auch schon mit Recht thun. Denn, bei meiner Treu, ich sag es, ohne Sie zu schmeicheln, Sie sind ein Kerl, der es, hol mich der Teufel, mit manchem Cantor annehmen könnte. Hr. Wohlkl. O, Sie —

Hr. Selt. Nein, nein! Sie können mir gewiß glauben.

Hr. Wohlkl. Aber ein Cantor — —

Hr. Selt. Nu, nu, freilich sind es meistens geschickte Leute, gleichwol aber sind Sie auch kein schlechter Tropf.

Hr. Wohlkl. Aber erlauben Sie mir! Ich wüßte nicht, wie man mich mit einem Cantor vergleichen könnte.

Hr. Selt. Ei, ei! Ich sage ja auch nur, Sie würden es mit manchem annehmen. Sie sind ein Bischen gar zu bescheiden.

Hr. Wohlkl. Aber mein Gott, die Cantores sind ja meistens die unwissendsten Leute in der Tonkunst.

Hr. Selt. Ho! ho! Herr Wohlklang, besinnen Sie Sich! Besinnen Sie Sich! Sie wollen gar zu hoch heraus.

Lisette. Es ist auch wahr! Bedenken Sie doch, was das sagen will: Ein Cantor! Ich habe wol welche gekannt, die einen Hals hatten, daß die Kirche davon erschütterte, und die einen Takt schlagen konnten, daß die Schüler Beulen und Löcher im Gesichte und auf dem Kopfe davon trugen.

Hr. Selt. Ja ja, und der Cantor, bei dem ich in meiner Jugend sollte singen lernen — —

Hr. Wohlkl. Ach, mit Ihrem Cantor! Sie haben ja meine Symphonien und Concerts gehört. Können Sie denn daraus nicht zur Gnüge urtheilen, daß ich ein Virtuose bin? Wann ich sagte, daß ich in einer Kapelle in ganz Europa jemals dergleichen gehöret hätte, so müßte ich als ein ehrlicher Mann lügen.

Hr. Selt. Nu, nu, was Ihre Symphonien anbelangt, die will ich nicht tadeln. Ich glaube, Sie werden sie im Himmel nicht besser haben.

Hr. Wohlkl. Und meine deutliche, gründliche und überzeugende Lehrart — — —

Hr. Selt. Ah! die — die — — Davon weiß ich am besten zu sagen. Wenn ich bedenke, was ich vor ein unwissender Kerl vordem in der Musik gewesen bin, und wie weit Sie mich in kurzer Zeit gebracht haben — — Der Henker! — — — Ich muß mich schämen, — — drum denke ich nicht einmal gerne daran — — Ich wußte nicht einmal, wie viel Töne waren — — Weißt dus, Lisette?

Lisette. Ich? Ich mags nicht wissen.

Hr. Selt. Ach, daß Gott! Auch nicht, was eine Tertie ist?

Lisette. Auch nicht.

Hr. Selt. Pfui, schäme dich! Aber weißt du denn, wie viel Viertheil auf ein Ganzes gehn?

Lisette. Wissen Sie, wie viel zehn Gebote sind?

Hr. Selt. Auch das weißt du nicht? Du bist ja dümmer, als ein Vieh. Ja, nu sieh, so sind die Leute, die die Musik verachten. Hr. Wohlklang, was geb ich Ihnen? Sie sollen mein ganzes Haus informiren: Mich und meine Töchter, Knechte und Mägde — — — Lisette. Hund und Katze — —

Hr. Selt. Denn ich glaube nicht, daß es ein ehrlicher Hausvater vor Gott und der Welt verantworten kann, wenn er die Seinigen in einer solchen erbärmlichen Unwissenheit stecken läßt. Was verlangen Sie? sagen Sie — —

Hr. Wohlkl. Sie dürfen sich ja nur gütigst an das erinnern, was wir längst unter uns abgeredt haben. Alle meine Geschicklichkeit steht Ihnen alsdann umsonst zu Dienste.

Hr. Selt. Nu, das gefällt mir! Ich gebe so nicht gerne viel

Geld aus. Sie sollen mein Schwiegersohn werden, es mag kosten, was es will! Und du, Lisette, da du künftig freie Stunden in der Musik bekommen sollst, erzeige dich erkenntlich. Ich weiß, daß du bei meinen Töchtern schon was ausrichten kannst, wann du nur willst. Mach, daß sich Laura je eher, je lieber zum Zwecke legt!

Hr. Wohlkl. Und Lisette hat uns bis jetzo noch nicht beigestanden? Lisette. Nein, mein Herr!

Hr. Wohlkl. Ei! ei!

Hr. Selt. Ha! Jetzo ist mir was eingefallen. Die List wird gehn. Adieu, ich muß gleich Anstalt darzu machen!

Lisette. Gut Glück darzu!

Sechster Auftritt.

Lisette. Herr Wohlklang.

Hr. Wohlkl. Wie kömmts, daß Lisette durch ihre Stimme unsern Chor nicht verstärken will?

Lisette. Wie kömmts, mein Herr! daß Sie ihr noch keine Ursache darzu geben?

Hr. Wohlkl. Keine Ursache? Habe ich sie nicht ofte genug darum gebeten?

Lisette. Bitten? Ja, ja; es kann dann und wann eine Ursache sein, aber hier — —

Hr. Wohlkl. Nu? Was soll ich denn durch die Ursache verstehen?

Lisette. Durch diese Ursache sollen Sie verstehen die größte Ursache, die nur in der Welt sein kann: die Ursache, warum Leute groß, verständig, gelehrt heißen; warum sie in Kutschen fahren, da sie könnten zu Fuße gehn; die Ursache, warum häßliche Mägdchen schön werden; die Ursache, warum die Herren Musici componiren, die Diebe stehlen, die Advocaten Advocaten sind, die Dichter singen, die Bettler weinen, die Aerzte Wind machen, die Taschenspieler hexen, die Juden Christen, und die Christen Juden werden; kurz: die Ursache aller Ursachen — — die Hauptur — ur — ursache — — Verstehen Sie es nun?

Hr. Wohlkl. (bei Seite) Wenn ichs nur verstehen wollte. (zu Lisetten) Aber was soll ich mir aus dem Geschwätze nehmen?

Lisette. Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie Sich nichts daraus nehmen, und zugleich, daß ich Ihnen in Ihrer Sache also unmöglich die geringsten Dienste leisten kann. Leben Sie wol!

Siebenter Auftritt.

Segarin. Lisette. Wohlklang.

Segarin. Nein, nein, Lisette, bleib da! dich eben hab ich gesucht. Oder, mein Herr Musicus, stehts Ihnen etwa nicht an? Ich habe auch guten Rath von Nöthen, und kann ihn aus eben der Quelle mit so gutem Rechte holen, als Sie.

Hr. Wohlkl. O! die Quelle ist an gutem Rathe sehr vertrocknet. Sie werden wenig Trost bei ihr finden.

Lisette. Ja, mein Herr Capitain, aber nur für Leute, wie Herr Wohlklang ist.

Segarin. Das dachte ich. Denn Sie, Herr Musicus, sind gar nicht der Mann, der mit Frauenzimmern umzugehen weiß.

Hr. Wohlkl. O, mein Herr Capitain, wollten Sie nicht die hohe Gnade für mich haben, mich mit einem etwas vorzüglichern Titel zu beehren? Ein Musicus, ein simpler Musicus ist etwas gar zu wenig Bedeutendes. Der Titel eines Virtuosen — — —

Segarin. Gut, gut, daß Sie von den Titeln anfangen. Ich habe Ihnen einen scharfen Text darüber zu lesen. Herr Capitain, Herr Capitain schlecht weg, ist durchaus kein Titel, der mir ansteht. Es ist mancher schlechte Kerl Capitain gewesen. Ich aber stamm aus einem alten, adligen Geschlechte. Also wird sichs ganz wol schicken, daß Sie mich künftig den Herren Capitain von Segarin nennen.

Hr. Wohlkl. O, ganz unterthänigster Diener, mein Herr Capitain von Segarin! Sie haben nur zu befehlen — —

Segarin. Und Sie nur zu bitten, mein Herr Virtuose — — Aber erweisen Sie mir doch die Gefälligkeit und lassen Sie mich mit Lisetten allein!

Hr. Wohlkl. Von Herzen gern! Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr Capitain!

Segarin. Adieu, Herr Musicus!

Hr. Wohlkl. Gehorsamster Diener, mein Herr Capitain!

Segarin. Adieu, Herr Musicus; Adieu!

Hr. Wohlkl. O, verzeihen Sie, ich hab es aus der Acht gelassen — — Ich bin Dero unterthänigster Knecht, mein Herr Capitain von Segarin!

Segarin. Das war was Anders. Leben Sie wol, mein Herr Virtuose, leben Sie wol!

Achter Auftritt.

Segarin. Lisette.

Segarin. Lisette, es ist mir eingekommen: ich muß Hilarien heute noch zu meiner Frau haben, oder sonst mag ich sie gar nicht!

Lisette. Das ist Ihnen eingekommen? Es kömmt einem doch manchmal wunderlich Zeug ein. Aber erlauben Sie mir eine kleine Frage: Ist es Ihnen im Wachen oder im Traume eingekommen? Segarin. Närrische Frage! im Wachen!

Lisette. Sie haben also wachend geträumt! Desto schlimmer. Ihr Gehirn muß sich in sehr übelm Zustande befinden.

Segarin. O, das Gehirn, das Gehirn! Wann in mir das Herz gesund ist, was frag ich nach dem Gehirne? Zu was ist das einem Soldaten viel nütze? Die Natur hätte von Rechtswegen einen Soldaten aus lauter Herz machen sollen. Aber im Ernste, Lisette, wir haben ja beinahe noch den ganzen Tag vor uns; du müßtest im Kuppeln nicht viel gethan haben, wann du so eine Kleinigkeit nicht in 6 bis 7 Stunden zu Stande bringen könntest. Ich bin nun schon einen Monat hier.

Lisette. Das weiß ich, leider!

Segarin. Wann ich Bergen op Zoom belagert hätte, so würde ich nicht so lange haben davor liegen müssen. Und eine Frau soll mich so lange aufhalten? Wenn es noch eine Jungfer wäre! Und auch bei der würde eine monatliche Belagerung schon ziemlich romanhaft sein. Ich muß also einen Sturm wagen, einen Generalsturm! Du indessen, Lisette, sollst versuchen, ob du sie zur Capitulation bewegen kannst.

Lisette. Ich denke, Sie wollen stürmen. Wie ich aber sehe, so wollen Sie es auch in der Güte versuchen.

Segarin. Ach, das schickt sich für dich nicht, über meine Maßregeln zu kritisiren. Kurz: Versprich mir deinen Beistand, und ich verspreche dir — — —

Lisette. Das hat Sie der Geier gelernt, mich gleich bei dem schwächsten Orte anzugreifen. Was versprechen Sie mir?

Segarin. Ich könnte dir alsbald ein Paar Dutzend Ducaten geben — — —

Lisette. Nu, nur her! nur her — — —

Segarin. Aber das wäre eine Kleinigkeit für deine Dienste.

Lisette. O! Ihre Dienerin würde mit dieser Kleinigkeit schon zufrieden sein.

Segarin. Einen Ring vor etlichen 50 Pistolen, und ein Paar Ohrgehenke von gleichem Werthe — —

Lisette. Von dergleichem Schmucke bin ich eine sehr große Liebhaberin.

Segarin. Aber ich müßte mich schämen, dir ein so schlechtes Geschenk gemacht zu haben.

Lisette. Und ich würde mich gar nicht schämen, es anzunehmen.

Segarin. Nein, höre, Lisette! Ich verspreche dir etwas, was allen diesen Bettel bei weitem übertrifft. Lisette. So?

Segarin. Das Allerkostbarste, was ich dir nur geben könnte.

Lisette. Sie machen mich neugierig.

Segarin. Etwas Unschätzbares.

Lisette. O, sagen Sie —

Segarin. Was aller Welt Schätze nicht bezahlen würden.

Lisette. Nu, was denn? Segarin. Rathe einmal!

Lisette. Etwa Haus und Hof — — Segarin. Pfui!

Lisette. Ein Rittergut? Segarin. Pfui! sag ich.

Lisette. Etwa den Stein, womit man Gold machen kann?

Segarin. O, rathe besser!

Lisette. Eine Tinctur, ewig zu leben?

Segarin. Was wäre das?

Lisette. Etwa ein Wasser, wodurch man zeitlebens schön bleibt? Segarin. Was vor Kleinigkeiten!

Lisette. O! Sie wollen mich zum besten haben. Nichts Kostbarers wüßte ich in der That nicht.

Segarin. Nun, so höre — — — Meine ewige Gewogenheit!

Lisette. O, gehen Sie mit dem Bettel; er ist nicht einmal so viel werth, als die Dutzend Ducaten, die Sie mir zuerst anboten. Ich sehe schon, alle meine Hoffnung sowol bei Ihnen, als Herr Wohlklangen, ist vergebens. Leben Sie wol, und wagen Sie Ihren Generalsturm! Ich werde mich in die Festung ziehen, Ihren Feind zu verstärken.

Neunter Auftritt.

Segarin.

Das Ding sieht übel aus. Wo ich nicht bald meine Heirath zu Stande bringe, so kann ich meinen neuen Charakter nicht länger unterstützen. Segarin, Segarin, wenn aus dem gnädigen Herren wieder ein Schuhputzer werden sollte! Daß man sich auf das verzweifelte Glück nicht verlassen kann. O Glück! o Segarin! (geht ab)

Andrer Aufzug. Erster Auftritt.

Labrax.

Herr Seltenarm hat mich zu sich rufen lassen. Was werde ich bei ihm sollen? Sollte er mir etwa von meinen ostindianischen Seltenheiten was abkaufen wollen? Aber er ist ja sonst kein Liebhaber von Naturalien. Doch es kömmt einem reichen Manne manchmal wunderlich Zeug ein. Ich habe sie zu mir gesteckt. Ein kleiner Gewinnst würde mir sehr wol zu statten kommen. Denn sonst hätte ich heute wider meinen Willen Fasttag. Wer sollte es glauben, daß ein Mann, der sich's in der Welt so sauer hat werden lassen, gleichwol zuletzt kaum sein Brot haben sollte? Ich kenne Ost- und Westindien besser, als mein Vaterland. Ich habe die Welt in ihren unbekanntesten Winkeln durchstrichen, und ich wünschte mir nur von dem Golde, das ich habe graben, von den Perlen, die ich habe fischen, und von den Edelsteinen, die ich habe suchen sehen, nur — nur — nur den zehnten — — ach Narre! — — nur den zehntausendsten Theil. Aber was hilft mir meine Kenntniß? meine Erfahrung? Zieht man mich deswegen Andern vor? Gefehlt! Man zieht die unwissendsten Leute mir vor. In dem nah gelegnen, kleinen Städtchen war jüngst eine Accise-Bedienung offen. Ich meldete mich. Ich ward abgewiesen. Und es erhielt sie ein Kerl — — ja, ich lasse mir den Kopf abhauen — — wenn er jemals einen Elephanten oder ein Krokodil gesehen hat, oder wenn er weiß, wo der Caffee wächset oder der Zucker gebauet wird. Nun sage man einmal, ob es dem Staate nicht zu unaussprechlichem Nachtheile gereichet, wenn seine Aemter mit dergleichen Leuten besetzt werden. O Zeiten! o Sitten! Doch vielleicht würde es mir auch besser gehn, wenn ich die ganze Welt umschifft wäre. Vielleicht ist das die einzige Ursache, warum es mit meiner Versorgung nicht recht fort will! Ach! daß ich niemals Gelegenheit darzu gehabt habe. Doch — — —

Andrer Auftritt.

Labrax. Herr Seltenarm.

Hr. Selt. Gut, Herr Labrax, gut, daß Sie gleich gekommen sind. Sie sind ein Mann, der die Welt kennt, und weiß, wie man es anstellen muß, wenn man was verdienen will.

Labrax. Ja, mein Herr, das weiß ich; aber gleichwol ist mein Verdienst sehr schlecht. Es sind Viele, die meine Raritäten besehn, aber Wenige, die sie kaufen wollen. Ich wollte wünschen, mein Herr, daß Sie von der letztern Sorte sein möchten. Zum Exempel: diese Venusmuschel, durch wieviel Hände ist sie nicht schon gegangen, und immer wieder in die meinigen bewundert, aber unbezahlt zurück gekommen.

Hr. Selt. Lassen Sie stecken, lassen Sie stecken! Davon brauche ich jetzo nichts. Ich — —

Labrax. Aber betrachten Sie nur ihre Schönheit! Ich versichre Sie bei meiner Ehre, um einer gewissen Gleichheit willen hat mir einst ein junger Cavalier 10 Ducaten vor eine dergleichen bezahlt. O! ich will tausend Spaß darmit haben, sagte er. Heute speise ich bei der Gräfin von Ernstlich. Ich werde sie auf dem Teller um die Tafel gehen lassen. Ich sehe schon im Voraus, wie die Eine roth wird, die Andre, weil sie wegen der Schminke nicht roth werden kann, die Serviette vor das Gesichte hält, diese sie schleunig aus den Händen wirft, jene eine unschuldsvolle Miene dabei macht, als ob sie nichts, als eine Muschel sähe. O, die Lust soll mir meine 10 Ducaten reichlich ersetzen! Und der Cavalier hatte Recht; betrachten Sie nur, mein Herr! Ha! Ha! Ha!

Hr. Selt. Ja, ja, es ist curiös genug, Aber — — —

Labrax. Ha! Ha! Ich merk es, ich merk es. Sie wollen was Ernsthafters haben. Hier hab ich — — —

Hr. Selt. Nein doch! Von Ihren Siebensachen mag ich gar nichts sehn. Lassen Sie mich reden, und hören Sie, was ich will — — — Ja, aber wo fang ich an? Welches sag ich ihm zuerst? Daß er Geld verdienen kann? oder daß ich ihn zu einem Schelmenstreiche brauchen will? Doch ich will ihn vorher ein wenig ausholen — — Sind Sie ein ehrlicher Mann? Antworten Sie!

Labrax. Beinahe sollte ich aus der Frage schließen, daß Sie daran zweifelten.

Hr. Selt. Ei, nein Narre, antworten Sie fein kurz und gut! Mit einem Worte: Ja oder Nein! Sind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Zum Henker! das dächte ich.

Hr. Selt. Soll das so viel heißen, als Ja oder Nein? Sie könnten wol wer weiß was von Sich denken. Muß es denn wahr sein? Antworten Sie, wie ich es haben will: mit Ja oder nein! So kann ich doch wissen, woran ich bin. Ich frage Sie noch einmal: Sind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Ja!

Hr. Selt. Sind Sie einer? Labrax. Ja! Ja!

Hr. Selt. Sind Sie einer?

Labrax. Beinahe sollte ich glauben, daß Sie es lieber sähen, wenn ich sagte, ich wäre ein Schelm!

Hr. Selt. Wenn Sie also ein ehrlicher Mann sind, so packen Sie Sich nur wieder Ihrer Wege! Die verzweifelten ehrlichen Leute! Wenn man sie braucht, so findt man sie nicht, und wenn man sie mit Laternen suchte; wenn man sie aber nicht braucht, so stößt man aller Orten an einen an. Gehen Sie nur, gehen Sie! Wir werden nichts mit einander anfangen können. Pfui über so einen Dummkopf, der die ganze Welt, und ich weiß nicht, was noch mehr will gesehen haben; und nicht einmal die unnütze Tugend zu rechter Zeit an Nagel zu hängen gelernt hat. Ihre närrische Antwort bringt Sie um einen Gewinnst von etlichen Ducaten.

Labrax. Ei, mein Herr, erzürnen Sie Sich nicht! Ihre Frage war zu verfänglich, als daß ich anders darauf hätte antworten können. Sagen Sie mir nur ohne Scheu, mit was kann ich die etlichen Ducaten verdienen? Denn meine Redlichkeit ist nicht von der bäuerschen, groben und unbiegsamen Art. Sie ist gefällig, verbindlich, kurz: in die meisten Sättel gerecht.

Hr. Selt. Ja, wenn ich sie nun just auf einen Sattel setzen wollte, dem sie nicht gerecht wäre. Nein, nein! mit der Redlichkeit kann ich jetzo nichts zu thun haben. Deutsch zu reden: ich brauche jetzo einen Mann, der gar keine besitzt, und dessen Gewissen einen und den andern unerlaubten Streich verdauen kann.

Labrax. Ohne mich zu rühmen, Herr Seltenarm, daß ich alle diese Eigenschaften besitze, so glaube ich doch, Sie werden an mir Ihren Mann finden können.

Hr. Selt. Sie glauben es, und ich glaub es nicht. Sie sind ja ein ehrlicher Mann? Widerrufen Sie denn Ihr Geständniß?

Labrax. O, was vor ein innerlicher Kampf von Gewinnsucht und Ehre, von Philosophie und Hunger! Der Sieg ist zweifelhaft. Beide Theile streiten noch mit gleichen Kräften und mit gleichem Glück. Aber wie — — was empfind ich — — — Die Gewinnsucht wird matt — sie weichet — — die Ehre bringt nach — — Jetzt wird sie fliehen — — sie fliehet. Die Ehre verfolgt sie mit siegrischen Waffen: aber der Hunger — — der Hunger kämpft noch, und wird bald Beiden den Sieg schwer machen. Aber wie?

Die beiderseitige Ueberredung.

Ein Schäferspiel.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

Sie begegnen sich Beide sehr früh. Thestylis ist von ihrem Liebhaber bestellt, und Sylvien lockt die Schönheit der Natur so früh heraus. Jene fängt an, die Liebe zu preisen, und diese die Sprödigkeit. Es gelingt Beiden, daß die Eine die Andre überredet. Die verliebte Thestylis wird geneigt, spröde zu werden, und die spröde Sylvie wird geneigt, zu lieben. Sylvie verläßt ihre Gespielin nachdenkend.

Zweiter Auftritt.

Thestylis allein.

Sie bestärkt sich in ihrem Vorsatze, spröde zu sein. Sie macht sich mancherlei Einbildungen, durch eine allzuoffenherzige Liebe ihrem Schäfer, dem Damon, Anlaß zur Kaltsinnigkeit gegeben zu haben. Sein jetziges Verweilen selbst bringt sie auf

den Verdacht, daß er sie nicht mehr so feurig liebe, als Anfangs, da er ihre Zuneigung noch nicht kannte.

Dritter Auftritt.

Thestylis. Damon.

Er kömmt. Bist du schon da, liebste Schäferin? Ja, sagt Thestylis, aber nicht für dich. Sie thut auf einmal so unbekannt, daß Damon erstaunt. Endlich glaubt er, sie scherze, um ihn für das Verzögern zu strafen, wovon er so gut, als möglich, Ursachen angiebt. Sie wird spöttisch und geht fort. Damon ihr nach, sie zu besänftigen.

Erster Zwischenraum.

Der Tanz eines Satyrs, welcher dem abgehenden Paare spöttische Mienen nachmacht, als ob er sich über ihren Zwist erfreute.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Sylvia.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

Thest. Wie, Sylvia, so früh?

Syl. Wie, Thestylis? Auch du ‖ Verschmähst für jungen Thau die süße Morgenruh?

Thest. Wann uns die Liebe weckt, so ist kein Schlaf so süße, ‖ Der nicht auf ihr Gebot die Augen fliehen müsse. ‖ Wahr ists, daß auch der Schlaf durch manchen Traum erfreut, ‖ Doch lieber, als der Traum, ist mir die Wirklichkeit. ‖ Ich eilte, meinen Freund an diesem Quell zu treffen. ‖ Er hat mich her bestellt, und wird mich doch nicht äffen? ‖ In seinem Arme sei der junge Tag verscherzt. ‖ Wer weiß, wie bald ihn uns ein Ungewitter schwärzt. ‖ Dann jagt uns Sturm und Blitz in die betrübten Hütten, ‖ Wo Lieb und Lachen fehlt, von Müttern nicht gelitten. ‖ Allein, was treibt denn dich so zeitig auf die Flur? ‖ Gewiß die Liebe nicht. Syl. Die Schönheit der Natur!

Thest. Ja, ja, sie ist sehr schön! Allein man sieht sie immer, ‖ Und was man immer sieht, verlieret seinen Schimmer.

Syl. Du bist sehr ungerecht, doch wie Verliebte sind, ‖ Sie macht ihr Gegenstand für alles Andre blind. ‖ Ach, welche Thorheit ists, sein Herz der Lieb ergeben, ‖ Und Allem abgelebt, für sie allein nur leben! Euch lacht und lebt kein Lenz; euch glüht kein Morgenroth; ‖ Für euch sind Flur und Wald und Thal und Echo todt; ‖ Euch streut ein dichter Baum umsonst die kühlen Schatten.

PALAION.

Comédie en un Acte.

Acteurs: Palaion. Lucile, fille de Palaion. Codex, Avocat. Cliton, Amant de Lucile. Toinon.

Scène première.

Palaion. (en robe de chambre) Oh que tout honnête homme aujourd'hui est à plaindre! Le bon vieux temps est passé; et le siècle, où nous sommes, n'est que trop fait pour dégoûter entièrement du monde toute âme vertueuse. Ce n'est pas le chagrin qui me fait dire cela, quoique j'en ai beaucoup. Car un procès éternel de vingt ans et une fille nubile suffisent, je crois, à mettre au désespoir un mortel qui est assez malheureux pour les avoir sur ses bras. Ah! — — un procès — une fille nubile — nubile — ah — j'enrage! Mais que me ferait tout cela, si la vertu n'était pas plus inconnue aux filles d'aujourd'hui que la justice, ne l'est à nos juges. Oh l'heureux temps que celui de ma jeunesse! Jadis tous les juges étaient de Rhadamanthes et toutes les filles de Pénélopes. Oui! jadis on n'était pas obligé de confier sa cause à des Avocats ou ignorants intéressés. Oui! jadis on la plaidait soi-même, et on était sûr que le bon droit l'emporterait. Oui! il était plus incompréhensible à nos pères, qu'on puisse acheter la justice, qu'il ne l'est aux Hugenots qu'on puisse acheter le ciel. Tout est changé! O temps! o moeurs! — Enfin c'est aujourd'hui que le Président m'a promis de me défaire de la moitié de mes maux infernals, et de mettre fin à l'éternité de mon procès. — Nous verrons — — pour moi je n'en crois rien. Car je le vois bien qu'il va de l'intérêt du Diable que la chicane ne me laisse jamais en repos. Uniquement occupé de mon procès pourrais-je jamais revenir à moi-même pour donner le vil reste de mes jours à mon ame, à mon Dieu? Non. Il faut absolument qu'à force de plaider je me donne en proie à l'enfer. — — Mais voilà ma fille qui vient.

Scène II.

Palaion. Lucile.

Palaion. Approchez-vous, Lucile! Mes pensées viennent de rouler —

Lucile. N'est-ce pas? sur la corruption du temps? Voilà le triste objet de vos idées. En vérité, mon très cher père, je suis fort fâchée que vous n'êtes pas fait pour ce monde là. Il est, je pense, passablement bon pour quiconque s'y veut plaire.

Palaion. O jeunesse! O ma fille que je souhaiterais de vous voir penser plus sainement. Est-ce ainsi que vous voulez démentir le sang de votre père? Oh que j'ai pitié de vous! Venez, je vous communiquerai mes réflexions avec toute la sincérité d'un père. Elles sont fondues sur l'expérience qui ne nous vient qu'avec les années. Elles serviront à votre jeune beauté de la force de l'âme qui n'est que le partage de l'age avancé. Un peu de mes lumières vous donnera dix ans de plus.

Lucile. Comment, mon père? dix ans de plus? Vous n'y pensez pas? dix ans de plus? Ah le joli présent pour une jeune fille!

Palaion. Vous ne m'entendez guère.

Lucile. Oh que oui! Dix ans de plus? Donnez-moi plutôt, si vous pouvez, dix ans de moins. O que me font peur ces dix ans de plus.

Palaion. Des dix ans, ma fille, ne seront préjudicables ni à votre beauté, ni à votre jeunesse. Vous n'en aurez que l'utilité sans en avoir le fardeau.

Lucile. N'importe. Ne précipitons point mes années. Pourquoi prévenir la nature! Si l'austère sagesse ne vient qu'avec l'âge, elle ne viendra jamais trop tard.

Palaion. Ne craignez rien, ma fille! Avec de telles dispositions elle ne vous importunera jamais.

Lucile. Tant mieux.

Palaion. Ce tant mieux me perce le coeur. O que je crains que vous ne parlez sérieusement! Jadis, Lucile, jadis les filles de votre âge étaient plus dociles, plus modestes. Jadis, vous dis-je, elles passaient avec plaisir des heures délicieuses dans la conversation d'un père sensé et tendre. Jadis elles ne couraient pas le bal, elles n'étaient pas folles de la Comédie. Jadis elles ne tuaient pas des jours entiers en lisant des Romans qui ne charment l'esprit que pour gâter le coeur. Jadis — —

Lucile. Je le vois bien. Jadis, mon père, toutes les filles étaient des matrones vénérables. N'est-ce pas?

Palaion. Oui! justement.

Lucile. O mon père, ne me faites pas rire.

Palaion. Rire? Et je voudrais bien vous faire pleurer de vos sottises.

Lucile. Les sottises que je fais sont les sottises du temps et non pas les miennes. Et je crois que s'accommoder au temps est le devoir du sage. Mais rompons-là dessus. Monsieur Cliton a été hier chez vous, que voulait-il?

Palaion. O rompons-là dessus, et continuons notre premier discours. Le sage, dites vous, devroit-il s'accommoder au temps? O quel dangereux principe! Non, ma fille, il ne faut jamais se laisser entraîner par le torrent. Prenez l'exemple sur la foule, et voilà votre vertu sur le précipice. Allons le chemin de la vertu, et qu'importe, si nous y sommes les seuls?

Lucile. Nous n'y serons pas les seuls, si vous permettez que Cliton nous accompagne. Il est digne de se former sur votre modèle. Il vous aime, il estime la justesse de votre esprit. Il m'adore — — Palaion. Il vous adore?

Lucile. Oui, de tout son coeur.

Palaion. De tout son coeur? Lucile. Oui.

Palaion. Il vous adore de tout son coeur. Cela me charme.

Lucile. Ne contrariez donc plus long temps notre amour si pure, si tendre, si fait pour vous charmer vous même — — si — —

Palaion. O, n'épuisez-vous pas en épithètes inutiles. Il vous adore, et cela suffit pour me le faire connaitre au fond.

Lucile. O que je suis heureuse, que vous lui rendez justice. Oui, c'est le plus poli, le plus complaisant, le plus aimable de tous les hommes — —

Palaion. Et pour comprendre tout en un mot — le fou le plus accompli. Lucile. Que dites-vous?

Palaion. Je dis, que vous poussez l'effronterie trop loin. Une fille bien née ne devroit-elle pas plutôt mourir de honte que de parler à son père de ses amants? Jadis les filles aimaient aussi, mais elles aimaient avec bienséance, elles aimaient tout bas. Si j'étais fille, moi, je confesserais plutôt un meurtre que mon amour. Savez-vous bien ce que c'est qu'aimer? Lucile. Si je le sais?

Palaion. Vous le savez? Tant pis! Mariez-vous donc au plutôt. Je ne suis pas si fou que de vouloir étouffer la curiosité d'une fille qui sait ce que c'est qu'aimer. Je ne me mèle pas de l'impossible. Non, morbleu, non! Allez mariez-vous, mais choisissez un objet plus digne d'être mon gendre que ce Cliton. Est-ce à un homme qui adore les femmes que je me dois allier? Adorer une femme, ne vous en déplaise, est adorer la folie même. Jadis on n'avait pour les créatures de votre espèce que de petits égards; on était bien loin de les aimer; et pour les adorer, c'était une phrénésie qui n'était réservée qu'à nos temps destinés expressément à faire la guerre au sens commun. Et, ma foi, si je m'y connais, votre Cliton s'est fort distingué dans cette guerre. Babillard, impertinent, amateur zélé de toutes les nouveautés, coureur du monde, voilà les aimables qualités que je lui ai trouvées hier en m'honorant de sa visite ennuyeuse. Au reste il ne faut pas être trop clair-voyant pour voir qu'il a bien éclairci ses biens par ses voyages inutiles. Ne serait – ce pas la véritable cause pourquoi il vous adore?

Lucile. Du moins, mon père, ne soupçonnez pas sa droiture. Je le connais. Son amour est désintéressé. Peut-être il n'est pas trop à son aise: mais qu'importe? Il a des talens que ne manquent pas à faire sa fortune. Il a aussi un oncle puissamment riche — —

Palaion. Des talens — un oncle. — Vous vous moquez, ma fille. Dans ce siècle barbare, où le plus opulent est le plus habile, où l'argent nous peut faire savoir tout sans en avoir rien appris, quels avantages croyez-vous que puisse avoir un homme des talens sur un butor? — Et quant à l'oncle, ne croyez-vous pas que les oncles sont des hommes à vouloir survivre leurs moeurs?

Lucile. Je conviens que ses espérances ne sont pas trop bien fondues. Mais vous conviendrez aussi, mon père, que ce ne sont pas les richesses qui font le bonheur des mariages.

Palaion. Ni l'amour non plus. Ce sont les moeurs qui le font, et Cliton n'en a point. Si mon gendre est un homme d'une probité connue, d'un coeur non infecté du poison de nos temps, d'une simplicité digne de nos pères, je lui ferai grâce de ses biens et de sa naissance.

Lucile. Ah! Ah! j'entrevois votre dessein!

Palaion. Et quel dessein m'imputez-vous?

Lucile. Oh de grâce! Il est tout à fait digne de mon père? Parce que l'homme qui lui faut sera un peu difficile à trouver, il fera revenir de l'autre monde un bon garçon pour être mon époux.

Palaion. Oui c'est ce que je ferais certainement.

Lucile. Quel horreur! La crainte m'étouffe — je —

Palaion. — s'il était possible!

Lucile. Oh grâce à l'impossibilité! je reviens.

Palaion. Mais non — vous connaissez le jeune Martin Colibri? Voilà encore un garçon qui fait honneur à sa famille! C'est le seul — —

Lucile. Et que voulez-vous faire de ce Mormouset?

Palaion. J'en voudrais bien faire votre époux.

Lucile. De lui? qui est à peine sorti du collége? C'est un libre et non pas un homme.

Palaion. Oui, oui, c'est un garçon savant, très savant. Il a lu beaucoup de livres anciens, et les livres anciens, ma fille — — ah —

Lucile. Ne sont plus muets que lui. Il ne dit mot, si sa bouche ne s'ouvre par hazard pour dire de sottises.

Palaion. C'est justement par là que j'augure bien de sa raison profonde. Car jadis les jeunes gens ne parlaient plus que ce mon butor. C'était aux vieillards de parler peu, mais de choses instructives et pleines de sens, et aux femmes de parler beaucoup, mais sans rime et raison; le jeune homme ne faisait que se taire et qu'écouter.

Lucile. Et à sa façon de s'habiller ne le prendroit-on pas pour un de ses ancêtres du siècle quatorzième?

Palaion. Jugez donc de son goût solide, il s'habille tout comme nos pères! ah l'aimable garçon!

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est ténébreux, ah qu'il est stupide!

Palaion. Tout comme nos pères. Il s'habille tout comme nos pères.

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est grossier, ah qu'il est lourd!

Palaion. Tout comme nos pères! il s'habille tout comme nos pères! O que ce seul point le rend estimable à mes yeux! l'habit a été toujours le miroir du coeur — et la mode — qui est-ce qui nous vient interrompre? —

Lucile. Comment votre avocat? vous voilà sur votre matière favorite et l'impertinente.

Scène III.

Palaion. Lucile. Codex.

avec des actes sous chacun des bras)

Palaion. Ah! ah! Monsieur Codex! bon jour! bon jour! Monsieur Codex, bon jour!

Codex. O que le Diable vous emporte avec tous vos bons jours! Pas encore habillé? Diantre! Avez-vous donc oublié que Mons. le Président nous attend à l'heure qu'il est? —

Palaion. Il est vrai; mais dix heures — —

Codex. Ne sonnerons pas deux foix pour vous. Faire attendre le président, et vous voulez gagner le procès!

Palaion. Voilà donc ma fille, c'est votre faute! Dois-je toujours vous prêcher la morale? Jadis — —

Codex. Taisez — vous donc avec votre jadis. C'est à moi de parler du temps passé. Vous êtes un ignorant plus ignorant qu'un enfant, tout nouveau né qu'il est. Faire attendre le président? Oui, oui! Depuis la naissance du monde, et j'ose même assurer, depuis — depuis le temps qu'on plaide — (faisant des gestes trop violents avec le bras, il laisse tomber les actes sans s'en apercevoir)

Lucile. Voilà donc ce que c'est que de parler avec le bras.

Codex. Jamais plaideur ne s'est soullié d'un crime si impardonable — si noir, si énorme, d'un crime si — — si criminel — — ah les idées se confondent, se brouillent, le crime est trop grand! je ne sais plus que dire! Faire attendre le Président. Palaion. Mais — —

Codex. Comment? vous êtes encore ici? Par tous les diables allez donc, habillez-vous—mais que vois-je? (Il le retient) Mes actes par terre? — Ne suffit-il pas d'avoir insulté le président, faut-il encore insulter mes actes? — — mes actes! Allez, poussez, si vous pouvez, poussez plus loin votre négligence irréligieuse, votre impertinence profane! — — Mais je vous en défie. Le vice a ses extrémités, et les voilà! O mes actes! Et personne ne les ramasse? Monsieur, vous êtes (tout cela en ramassant les actes. Il les met sur la table, après en avoir soufflé soigneusement la poudre), vous êtes indigne d'un avocat tel que moi — vous êtes indigne de mes soins, — — de ma science — — que j'épuise pour votre procès si tard qu'il est possible!

Das befreite Rom.

Erster Act. Erster Auftritt. Forum.

Brutus.

Allein. Er entdeckt in kurzen Worten seine Verstellung, die ihm zur Last zu werden anfängt.

Zweiter Auftritt.

Zwei Römer kommen dazu, die sich von der Tyrannei des Tarquinius unterreden. Sie werden den Brutus gewahr, kehren sich aber nicht an ihn, weil sie ihn für einen Unsinnigen halten. Sie erwähnen der letzten Frevelthat des Tarquinius an der Lucretia.

Dritter Auftritt.

Lucretia erscheinet, von einer Menge Pöbel begleitet und zwei Sklavinen. Sie ist wüthend, erzählt dem Volke ihre Schande,

erſticht ſich vor den Augen desſelben, und wirft den Dolch unter das Volk, mit dem Ausruf: Meinem Rächer! Wird ſterbend abgeführt.

Vierter Auftritt.

Brutus ergreift den Dolch, da ſich Keiner, ihn aufzuheben, wagen will. Die Menge lacht, daß er in ſeine Hände gefallen, bedauert aber das Schickſal der Lucretia.

Zweiter Act. Erſter Auftritt.

Brutus zweideutige und prägnante Spöttereien über den Dolch und die That, die damit verübet worden, gegen Verſchiedne aus dem Volke.

Zweiter Auftritt.

Es kommen die Lictores, das Volk aus einander gehen zu heißen. Das Volk treibt ſie weg.

Dritter Auftritt.

Brutus fährt mit ſeinen bedeutenden Poſſen fort.

Vierter Auftritt.

Tarquinius mit Lictoren erſcheint ſelbſt. Der Pöbel fliehet aus einander, und läßt den Brutus auf dem Platze allein. Der König triumphirt über dieſe Furcht. Er läßt ſich mit dem Brutus ein, und er hört ihn als einen Narren an. Der Pöbel ſteht von ferne. Brutus erſticht ihn, und geht raſend ab. Tarquinius wird ſterbend abgeführt.

Dritter Act. Erſte Scene.

Collatinus erſcheint und redet an das Volk von ſeinen Anſprüchen auf den erledigten Thron.

Zweite Scene.

Eine andre Menge kömmt hereingeſtürzt und rufet: Freiheit! Brutus!

Collatinus. Wie lange ſoll dieſer Raſende noch die Stadt verwirren!

Brutus. Hört mich, ihr Römer; ich bin kein Raſender, kein Wahnwitziger. Er deklamirt wider die Könige, und Collatinus muß ſich entfernen.

Dritte Scene.

Publicola erſcheint, den man als den Gemahl der Lucretia annehmen muß. Brutus trägt ihm die Regierung auf; nicht als König, ſondern als Berather des Volks. Er erklärt, daß er ſie nicht ſelbſt annehmen könne, weil ihn ſeine Verſtellung dazu untüchtig gemacht.

Vierte Scene.

Die tanzenden Salier kommen herein, und einer prophezeiht die künftigen Schickſale Roms, womit das Stück ſchließt.

Vor dieſem!

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen. Willibald. Charitas, Tochter des Willibald. Hedwig, der Charitas Mädchen. Coder, ein Advokat. Florian, deſſen Vetter. Philibert, der Charitas Liebhaber.

Erſter Auftritt.

Wil. (unangekleidet im Schlafrocke) Wie ſehr iſt jeder ehrliche Mann heut zu Tage zu beklagen! Die gute, alte Zeit iſt vorbei und die, in der wir jetzt leben, muß Allen zum Ekel und zum Verdruß werden, die nur noch ein Fünkchen Vernunft und Tugend haben. Ich ſage das aus Ueberzeugung und nicht aus Aergerniß, ob ich gleich Aergerniß mehr, als zu viel habe. Es müßte auch mit einem Wunderwerke zugehen, wenn es mir bei einem ewigen Prozeſſe von zwanzig Jahren und bei einer erwachſenen Tochter daran fehlen ſollte! Ein Prozeß! Eine erwachſene Tochter! Aber was würde mir Alles das ſchaden, wenn heut zu Tage unſern Mädchen die Ehrbarkeit nicht ebenſo unbekannt wäre, als die Gerechtigkeit unſern Richtern? Nein, wirklich; vor dieſem war das ſo nicht! Vor dieſem, da alle Richter Rhadamanthen und alle Mädchen Suſannen waren! Vor dieſem, da es noch eine ebenſo große Unmöglichkeit ſchien, die Gerechtigkeit zu erkaufen, als den Himmel! — — Wegen meines Prozeſſes zwar hat mir der Präſident geſtern gute Hoffnung machen laſſen. Ich ſoll heute mit meinem Advokaten zu ihm kommen. Aber es wird gewiß wieder nichts ſein; denn es liegt dem Teufel zu viel daran, daß mich die Chikane nicht in Ruhe läßt — Gut, meine Tochter, daß du kömmſt — —

Zweiter Auftritt.

Charitas. Willibald.

Wil. Ich hatte jetzt eben meine Gedanken über — —

Char. Ueber die jetzigen, verderbten Zeiten; nicht wahr? Dieſe ſind ja immer der traurige Gegenſtand Ihrer Gedanken. Wahrhaftig, Herr Vater, es thut mir herzlich leid, daß Sie ſo wenig für dieſe Welt gemacht ſind. Ich dächte doch, ſie wäre noch ſo ziemlich gut.

Wil. O Jugend! O, meine Tochter, wie ſehr wünſche ich dir geſundere Begriffe. Du machſt mein ganzes Mitleiden rege. Komm, Kind, und laß dir meine Erfahrungen mittheilen! Sie können deiner jungen Schönheit ſtatt der Stärke des Geiſtes dienen, die ſonſt nur das Vorrecht des Alters zu ſein pflegt. Ein Weniges von meiner Einſicht kann dir zehn Jahr mehr geben — —

Char. Wie, Herr Vater? Zehn Jahr mehr? Sie bedenken nicht, was Sie ſagen. Zehn Jahr mehr? O, ein vortreffliches Geſchenk für ein junges Mädchen!

Wil. Du verſtehſt mich nicht.

Char. O, ich verſtehe Sie ganz wol! Zehn Jahr mehr? Geben Sie mir, wenn es ſein kann, lieber zehn Jahr weniger! Ich erſchrecke über dieſe zehn Jahr mehr.

Wil. Dieſe zehn Jahr mehr würden weder deiner Schönheit, noch deiner Jugend nachtheilig ſein. Du würdeſt den Nutzen davon genießen, ohne ihre Laſt zu fühlen.

Char. Wenngleich! Wir wollen uns lieber nicht übereilen. Wir wollen dem Laufe der Natur lieber nicht zuvorkommen. Wenn die finſtere Weisheit nur mit dem Alter erlangt wird, ſo kann ſie nie ſpät genug erlangt werden.

Wil. Fürchte nichts, meine Tochter! Bei ſolchen Geſinnungen wird ſie dich in deinem Leben nicht inkommodiren.

Char. Deſto beſſer!

Wil. Dieſes „deſto beſſer“ geht mir durch die Seele! Ich fürchte, ich fürchte, du ſprichſt im Ernſt. Vor dieſem, Charitas, waren die Mädchen von deinem Alter weit lehrbegieriger, weit beſcheidner. Vor dieſem hörten ſie einem vernünftigen und zärtlichen Vater mit mehr Vergnügen zu. Vor dieſem liefen ſie nicht ſo auf die Bälle und in die Komödien. Vor dieſem lagen ſie nicht den ganzen Tag über den Romanen, die dem Witze nur ſchmeicheln, um das Herz zu verderben. Vor dieſem — —

Char. Ich höre wol. Vor dieſem waren alle jungen Mädchen ehrwürdige Matronen. Nicht wahr? Wil. Ja!

Char. Sie machen mich zu lachen, Herr Vater!

Wil. Zu lachen? Und ich wollte, daß du über deine Thorheiten weinteſt.

Char. Die Thorheiten, welche Sie mir Schuld geben, ſind die Thorheiten der Zeit, und nicht meine Thorheiten. Und iſt es nicht unſre Pflicht, ſich in die Zeit zu ſchicken? Doch laſſen Sie uns dieſe Unterredung abbrechen! Philibert iſt geſtern bei Ihnen geweſen.

Wil. Laß uns dieſe Unterredung abbrechen, um wieder auf die erſte zu kommen. Man muß ſich, ſagſt du, in die Zeit ſchicken? O, was für ein gefährlicher Grundſatz! Man muß ſich nicht von der Menge hinreißen laſſen, ſondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein darauf wandelten.

Char. Wir werden nicht ganz allein darauf wandeln, wenn Sie erlauben, daß uns Philibert begleiten darf. Er iſt es werth, ſich nach Ihrem Muſter zu bilden. Er liebt Sie; er bewundert Ihren richtigen und ſcharfen Verſtand; er betet mich an.

Wil. Er betet dich an?

Char. Ja, von Grund ſeiner Seelen!

Wil. Von Grund ſeiner Seelen? Char. Ja.

Wil. Er betet dich an von Grund ſeiner Seelen. Das entzückt mich — —

Char. Warum wollen Sie alſo länger einer ſo reinen, ſo zärtlichen Liebe zuwider ſein? Einer Liebe, die Sie ſelbſt ſo entzückt —

Wil. Erſchöpfe deine Beredſamkeit nicht! Er betet dich an, und mehr brauch ich nicht zu wiſſen, um ihn aus dem Grunde zu kennen.

Char. Wie glücklich bin ich, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ja, er ist der artigste, gefälligste, liebenswürdigste von allen jungen Menschen.

Wil. Und mit einem Worte Alles zu sagen: der vollkommenste Narr unter der Sonne. Char. Was sagen Sie?

Wil. Ich sage, daß du in deiner Unverschämtheit zu weit gehst. Ein wohlerzognes Mädchen sollte eher vor Scham sterben, als mit ihrem Vater von ihren Liebhabern sprechen. Vor diesem liebten die Mädchen auch; aber sie liebten mit Anständigkeit; sie liebten ganz in der Stille. Und wenn ich ein Mädchen wäre, ich, so würde ich eine Mordthat eher bekennen, als meine Liebe. Weißt du denn, was das ist: lieben?

Char. Ob ich es weiß?

Wil. Du weißt es? Desto schlimmer! Verheirathe dich also je eher, je lieber! Ich bin so ein Thor nicht, daß ich die Neubegierde eines Mädchens, das schon weiß, was lieben ist, zu ersticken versuchen wollte. Ich vermenge mich mit dem Unmöglichen nicht. Nein, wahrhaftig nein! Geh, verheirathe dich, aber nur wähle einen, der es würdiger ist, mein Schwiegersohn zu sein, als dieser Philibert. Ich sollte einen Menschen, der die Frauenzimmer anbetet, in meine Familie nehmen? Ich? Ein Frauenzimmer anbeten, wenn du mir es nicht übel nehmen willst, heißt: die Arbeit selbst anbeten. Vor diesem hatte man für euch Geschöpfe nur kleine Achtungen; euch zu lieben, davon war man weit entfernt; aber euch gar anzubeten, das ist eine Raserei, die unsern jetzigen Zeiten vorbehalten ward, die ausdrücklich dazu bestimmt zu sein scheinen, mit der gesunden Vernunft im Streite zu leben. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so hat sich dein Philibert in diesem Streite vortrefflich hervorgethan. Er ist galant, er schwatzt; er ist in der Welt herumgeschwärmt, er hat einen Narren gefressen an Allem, was neu ist: das sind die schönen Eigenschaften, die ich gestern an ihm bemerkte, als er mich mit seinem verdrießlichen Besuche beehrte. Und übrigens darf man so gar scharfsichtig nicht sein, um zu merken, daß er sein Vermögen durch seine Reisen ziemlich dünne gemacht. Sollte das etwa gar die wahre Ursache sein, warum er dich anbetet?

Char. Wenigstens ziehen Sie die Redlichkeit seines Herzens nicht in Zweifel. Vielleicht zwar, daß er nicht mehr der reichste ist, aber was schadet das? Er besitzt Geschicklichkeiten, die ganz gewiß sein Glück machen werden, und hat einen sehr reichen, alten Vetter, der — —

Wil. Geschicklichkeiten! — — Einen alten Vetter! — — Du hast mich zum Besten, Tochter! In diesen barbarischen Zeiten, in welchen der Reichste der Geschickteste ist, in welchen der, der Geld hat, Alles zu wissen glaubt, ohne das Geringste gelernt zu haben; in diesem Jahrhunderte der glücklichen Dummköpfe, was können da einem Geschicklichkeiten helfen? Vor diesem waren sie wol so gut, als das größte Kapital; aber das war vor diesem — Und was den alten Vetter anbelangt — glaubst du denn nicht, daß die alten Vetter Leute sind, die ihre jungen Vetter überleben wollen? Vor diesem starben die alten Leute wol eher, als die jungen; aber jetzt, jetzt stürmen ja die jungen Leute so entsetzlich in ihre Natur, daß sie Kahlköpfe werden, ehe sie einen Bart kriegen.

Char. Auch liebt ihn sein gewesener Vormund so sehr daß er ihn zu seinem Erben einsetzen will.

Will. Davon schweig vollends still! Das Mährchen ist mir so unglaublich vorgekommen, daß ich nicht einmal nach dem Namen dieses großmüthigen Vormunds habe fragen mögen. Vor diesem machten die Vormünder ihre Mündel wol lieber reich, als arm; aber das war vor diesem!

Char. Und wenn ich es Ihnen nun auch einräumen müßte, daß seine Hoffnungen nicht allzugegründet sind, so müssen Sie mir doch wiederum einräumen, daß der Reichthum nicht die glücklichen Ehen mache.

Wil. Die Liebe noch weniger! Tugend und gute Sitten müssen Sie machen. Wenn mein künftiger Schwiegersohn diese hat, so will ich ihm Reichthum und Geburt schenken — Zum Exempel, was meinst du von dem wackern Florian, dem jungen Vetter meines Advokaten, des Herrn Coder?

Char. Nun, was soll der Kahlmäuser?

Wil. Der soll dein Mann werden!

Char. Wer? der steife, düstre Florian?

Wil. Ei, meine Tochter, es ist ein sehr gelehrter, junger Mensch! Er versteht Lateinisch und Griechisch, und hat die Alten gelesen. Die Alten! Weißt du, was das sind: die Alten? Das sind die, die vor diesem geschrieben haben.

Char. Ich bin der Alten ihre gehorsamste Dienerin, und des Herrn Florians zugleich.

Wil. Folge mir nur in Gutem, oder — — Nun, wer kömmt da, uns zu stören?

Dritter Auftritt.

Coder. Wilibald. Charitas.

Wil. Sind Sie es schon, lieber Herr Coder?

Coder. Schon? Was zum Henker wollen Sie mit ihrem „schon?" Denken Sie, daß ein Advokat, wie ich, nicht punktuel ist? Und warum sind Sie noch nicht angekleidet? Haben Sie es vergessen, daß uns der Präsident um zehn Uhr bestellt hat?

Wil. Ja, um zehn Uhr — — aber zehn Uhr —

Coder. Wirds für Sie den Vormittag nicht noch einmal schlagen. — Machen Sie geschwind, und ziehen Sich an — Himmel! den Präsidenten warten zu lassen! Und Sie wollen in ihrem Prozesse glücklich sein? So lange, als die Welt steht, ja, ich dürfte wol sagen, so lange, als man prozessirt, hat sich kein Client einer solchen Ungereimtheit schuldig gemacht!

Wil. Es ist aber nicht möglich, daß es schon zehn Uhr sein sollte.

Coder. Möglich? Als wenn nichts wahr sein könnte, als was möglich ist.

Wil. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Zeit muß hingekommen sein. Vor diesem verlief sie nicht halb so geschwind!

Char. Machen Sie Sich doch keinen Kummer! Es ist ganz gewiß noch nicht neun Uhr.

Coder. Ei? Sie wollen es auch besser wissen, Mamsell? Wenns noch nicht neune wäre, wie käms denn, daß ein Mädchen, wie Sie, schon im völligen Putze wäre.

Char. (bei Seite) Der verdammte Haberecht!

Coder. Ich habe zehne schlagen hören, und habe gezählt, und habe gleich darauf nach meiner Uhr gesehen, da war es eine halbe Minute auf eilfe.

Char. Nach Ihrer Uhr haben Sie gesehen?

Coder. Ja, nach meiner Uhr! Sie denken etwa, ich habe keine, weil ich kein ellenlanges Zeichen für die Beutelschneider heraushängen lasse? (er zieht sie heraus) Da! Sehen Sie selber nach! — Char. Kann Ihre Uhr nicht unrichtig gehn?

Coder. Nein, sie geht niemals unrichtig!

Char. Nun wol, ich sehe; und sehe, daß es nach Ihrer Uhr fünf und funfzig Minuten auf neune ist. — Coder. Was?

Char. Sehen Sie doch nur!

Coder. (er sieht) Das kann nicht sein. — — Sie werden wol machen, daß ich noch meine Brille hervorsuchen muß. (er setzt sie auf und besieht die Uhr)

Char. Was sagen Sie nun?

Coder. Meine Uhr geht unrecht. Genug, es hat zehne geschlagen; ich habe gezählt.

Char. Von wem haben Sie Ihre Uhr?

Coder. Ich mag sie haben, von wem ich will; es ist eine gute, englische Uhr.

Char. Wenn Sie sie für eine englische gekauft haben, so sind Sie sehr betrogen worden. — Coder. Betrogen? Wie so?

Char. Eine Uhr, die so falsch geht — —

Coder. Falsch? Es ist eine von den allerrichtigsten Uhren.

Char. Wenn sie richtig wäre, so würde sie nicht um mehr, als eine Stunde, zu spät gehen.

Coder. Sie geht nie zu spät.

Char. Aber sie zeigt auf neune, und es hat schon zehne geschlagen. — Coder. Meine Uhr geht untrüglich.

Char. Ganz gewiß untrüglich? — Also, wie ich gesagt habe, ist es noch nicht neune.

Coder. Sie sind sehr naseweis, Mamsell! Kurz, meine Uhr geht richtig, und es hat zehne geschlagen. — — Wollen Sie Sich anziehen, Herr Wilibald, oder soll ich wieder gehen?

Wil. Erzürnen Sie Sich nur nicht, Herr Coder! Ja, ich gehe, ich will mich gleich anziehen. (er geht)

Coder. Mir mein Gehör abzustreiten!

Wil. (kehrt wieder um und sagt sachte zum Coder) Aber, Herr Coder, Sie bleiben jetzt mit meiner Tochter allein; reden Sie ja nicht mit ihr von dem Prozesse!

Coder. Gehen Sie doch nur! (Wilibald geht) Als wenn ich nicht zehne zählen könnte!

Wil. (wie vorher) Sagen Sie ihr ja nicht, was den Prozeß betrifft!

Coder. Nein doch! — Meine Uhr für einen elenden Bratenwender zu halten!

Wil. (der nochmals umkehrt) Daß sie ja nicht den Anlaß erfährt.

Codex. Herr, für was sehen Sie mich an? Sehen Sie, oder — — Mich für einen Mann zu halten, den man mit einer Uhr betrügen könnte! — —

Wil. (wie vorher) Meine Ehre und mein ganzes väterliches Ansehn beruht darauf, daß sie nichts davon erfährt. Kommen Sie lieber mit, damit Sie Sich nicht verschnappen.

Codex. Ich mich verschnappen? Welch eine Beleidigung! Gehen Sie den Augenblick, oder ich gehe! (Wilibald geht ab)

Vierter Auftritt.

Charitas. Codex.

Codex. Ich mich verschnappen! Habe ich mein Maul nicht etwa in meiner Gewalt? — Nun wirklich, bei dieser zweiten Grobheit muß ich die erste vergessen! —

Char. Allmählig, Herr Codex, fange ich es nun an zu begreifen, wie Ihre Uhr richtig gehn und doch falsch weisen kann, wie Sie richtig haben zählen und Sich doch verzählen können —

Codex. Hören Sie einmal davon auf, Mamsell! — Wissen Sie, daß Ihr Vater ein alter Narr ist?

Char. Er ist Ihr guter Freund, Herr Codex!

Codex. Und wenn er mein Bruder an Leib und Seele wäre. Er ist ein alter Narr! — Mir, mir, einem Manne von meiner Ueberlegung, zu vier Malen die Verschwiegenheit zu empfehlen? Das sollen Sie mir nicht umsonst gethan haben, Herr Wilibald! Sie verrathen Ihr Mißtrauen gegen mich, und Ihr Mißtrauen muß bestraft werden. Als wenn ich nicht von mir selbst so viel Verstand würde gehabt haben, Ihrer Tochter die Ursache Ihres Prozesses zu verschweigen.

Char. (bei Seite) Er macht mich neugierig.

Codex. Kindern muß nicht Alles auf die Nase gebunden werden; das weiß ich von mir selbst.

Char. (bei Seite) Rede nur weiter!

Codex. Was würde das Töchterchen nicht für einen Begriff von dem lieben Papa bekommen, wenn sie ihn näher, als aus seinem ewigen „Vor diesem!" sollte kennen lernen.

Char. (bei Seite) Ich muß nur thun, als ob ich ihm gar nicht zuhörte, wenn er mehr plaudern soll.

Codex. Wenn sie erfahren sollte, was für Streiche er in seiner Jugend angegeben hat —

Char. (fängt an zu trillern) La! la! la! Lalala! Sind Sie ein Liebhaber von Musik, Herr Codex?

Codex. Nein! — Freilich wäre es alsdann um das väterliche Ansehen geschehen. Sehe ich denn das nicht eben so gut ein, als er? Und er muß mir es noch lange auf die Seele binden, verschwiegen zu sein? — — Nun will ich es auch, ihm zum Possen, nicht sein!

Char. (singt, als ob sie gar nicht auf ihn Acht hätte) Wenn der finstre Damon spricht, ‖ Amor sei ein Ungeheuer, ‖ Seine Glut ein höllisch Feuer: ‖ O, so fürcht ich Amorn nicht!

Codex. Sie hören es ja, daß ich kein Liebhaber von Musik bin — — Ja, nun will ich nicht verschwiegen sein, und wenn es ihm auch noch so viel Verdruß machen sollte. Hören Sie, Mamsell, der Prozeß Ihres Vaters —

Char. Ich bin keine Liebhaberin von Prozessen. (singt) Aber hebt mein Thyrsis an, ‖ Amor sei der schönste Knabe, ‖ Seine Glut des Himmels Gabe: ‖ O, wie fürcht ich Amorn dann!

Codex. Sie wollen mich nicht anhören? Char. Nein!

Codex. Sie wollen mir es verwehren, mich an Ihrem Vater zu rächen? Char. Das will ich!

Codex. Sie wollen nicht hören, daß — —

Char. (die sich die Ohren zuhält) Sie sehen, ich höre nichts, Herr Codex — —

Codex. Daß Ihr Vater um das Vermögen Ihrer Mutter prozessirt?

Char. Ich höre nichts; denn mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wissen soll.

Codex. Und zwar mit einem weitläufigen Anverwandten Ihrer Mutter, welcher vorgiebt, Ihre Mutter wäre von ihren Eltern enterbt worden. Char. Ich höre nichts.

Codex. Sie wollen nicht hören, daß Ihre Mutter deswegen von ihren Eltern enterbt worden, weil sie sich von Ihrem Vater entführen lassen. Char. Ich höre nichts.

Codex. Sie wollen nicht hören, daß wenigstens so viel gewiß ist, daß Ihr Vater Ihre Mutter in seiner Jugend wirklich entführt hat — —

Char. Was hör ich! (die die Finger von den Ohren wegthut) Wie, Herr Codex?

Codex. Ei! wird das Mädchen endlich neugierig? Nun sollen Sie nichts hören, Mamsell! Es ist mir lieb, daß Sie Sich die Ohren zuhielten.

Alcibiades.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Alcibiades. Susamithres. (Zaris).

Die zärtliche Freundschaft des Alcibiades gegen den Susamithres, obgleich die Eifersucht seines Vaters, des Pharnabaz, zum Theil daran Schuld ist, daß er den Hof verlassen.

Sus. Das weiß ich, mein Vater ist ehrgeizig.

Alc. Und wessen ist ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, so der schändlichsten Laster, mit dem Unterschiede nur, daß diese Laster ganz unfehlbare Laster, und jene Tugenden sehr zweifelhafte Tugenden sind. — Wie spät habe ich das erkennen lernen! Daß ich es nicht eher erkannt, lag an dir nicht, göttlicher Sokrates! Mit welcher liebenden Hartnäckigkeit verfolgtest du meine Jugend, um mich zur Kenntniß meiner selbst, meiner eignen Unwürdigkeit zu bringen, um den Stolz in mir zu unterdrücken. ꝛc.

In der Ebene von Persepolis, (Elymais) an dem Flusse Araxes.

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres. Timandra.

Timandra spottet über ihre sokratische Liebe, und spottet den jungen Perser weg.

Dritter Auftritt.

Alcibiades. Timandra.

Sie beklagt sich nunmehr ernstlicher, daß er sie nicht mehr liebe. Alcibiades versetzt, daß Timandra ihn nie geliebt habe, daß kein Frauenzimmer einer wahren Liebe fähig sei. Er sei zu wol überzeugt, daß Timandra nichts, als eine eitle Nachahmerin der Aspasia sein wolle.

Alc. Hier in dieser ruhigen Einöde will ich als ich selbst und mir selbst leben. Habe ich mich sonst leicht in alle Gestalten umgeschaffen, war es mir sonst einerlei, ob ich den arbeitsamen, strengen und mäßigen Spartaner, oder den wollüstigen, faulen Jonier, oder den schwärmenden, bacchischen Thracier spielen sollte, so will ich von nun an der wahre Alcibiades leben!

Unterdeß wird dem Alcibiades durch einen Hemerodrom die Ankunft des Königes gemeldet. Weil Alcibiades den Artaxerxes nicht sucht, so muß Artaxerxes den Alcibiades suchen.

Tim. Wo sind sie hin, die glücklichen Zeiten, da, statt altväterischer Sinnbilder, ein kleiner Liebesgott, den Blitz in der Rechten, vor deinem goldnen Schilde schreckte? Da der lange Purpur nachläßig hinter dir her floß. (Plut. p. 400). Da dich die Aristophons in dem Schoße der zärtlichen Nemea malten ꝛc. (Pl. p. 404), und der drängende Pöbel das Gemälde voll Wohlgefallens angaffte.

Alc. Ist es dir noch nicht genug, daß ich vierzig Jahr der Wollust und dem Ehrgeize, der ganzen schrecklichen Schaar der Laster, gefrohnt habe? Die Thorheit hat den besten und größten Theil meines Lebens, hindre mich nicht, den kurzen, kalten Rest der Weisheit zu weihen. Hier in dieser Einsamkeit, hier in dieser ruhigen Einöde will ich als ich selbst und mir selbst leben. Habe ich mich sonst leicht in alle Gestalten umgeschaffen, war es mir sonst einerlei, ob ich den arbeitsamen, strengen und mäßigen Spartaner, oder den wollüstigen, faulen Jonier, oder den schwärmenden, bacchischen Thracier spielen sollte, so will ich von nun an der wahre Alcibiades leben!

Tim. Vortrefflich! Ein zweiter Timon, und lächerlicher, als der erste — —

Alc. Timon war so lächerlich nicht, als du vielleicht denkst —

Tim. War Timon nicht etwa gar ein Prophet? Als er dich einst von dem jauchzenden Volke begleitet sahe, wie freundlich, was er keinem gethan, kam er auf dich zu. Erinnerst du dich, was er sagte: Vortrefflich, mein Sohn, und ergriff dich bei der Hand; es freut mich herzlich, dich von Tag zu Tag größer zu sehen, denn deine Größe ist das Verderben des Volks. (Pl. p. 405).

Alc. Timon sagte die Wahrheit ꝛc. Ich Elender — War ich es nicht, der aus Ehrgeiz die Athenienser zu dem thörichten Unternehmen, Sicilien zu erobern, brachte? (Pl. 405). Nicht um die Athenienser mächtiger zu wissen, nein, um meine eigne Größe auf das überwundne Sicilien zu gründen. Der ich alle Nächte im Traume Karthago einnahm, Afrika unter das Joch brachte, von da nach Italien übergieng, als der Sieger des ganzen Peloponnes zurückkam, ich wollte aus Sicilien nichts, als einen bequemen Waffenplatz für mich machen. Umsonst widersetzte sich der verständige Nicias; umsonst ahnte dem Sokrates der unglückliche Ausgang, den ohne Zweifel sein Gott begeistert hatte! umsonst ergriff der sternkundige Meton die brennenden Fackeln, verbrannte im heiligen Unsinne sein Haus, und weissagte bei der Flamme Niederlage und Verderben. Umsonst ertönten am adonischen Feste (Pl. 409) vorbedeutende Klagen. (p. 410). Umsonst, mein Ehrgeiz mußte gestillt werden — ꝛc.

Vierter Auftritt.

Timandra.

Sie ist voller Zorn und Wuth, und entschlossen, mit dem Critias und den übrigen griechischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz. Alcibiades.

Verbindliche Vorwürfe des Artaxerxes. Der König eröffnet das Anbringen der griechischen Gesandtschaft. Er verspricht, sie abzuweisen, und erklärt vorläufig den Alcibiades zum obersten Feldherrn seiner Heere, und zwar an die Stelle des alten Pharnabaz.

Art. Du sollst der erste an meiner Linken sein. (W. G. IV. §. 444).

Zweiter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz ist darüber empfindlich und voller rachsüchtigen Anschläge. Siehe Otways Alcibiad. p. 8. die ähnliche Rede des Tissaphernes.

Dritter Auftritt.

Pharnabaz. Susamithres.

Siehe die ähnliche Scene beim Otway p. 22 zwischen dem Tissaphern und Patroclus.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Critias und **Abgesandte.**

Pharnabaz verbindet sich mit dem griechischen Abgesandten zum Verderben des Alcibiades.

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Alcibiades. Artaxerxes.

Artaxerxes eröffnet dem Alcibiades seinen ganzen Entwurf: unter seiner Aufführung nämlich nicht sowol seinen Bruder Cyrus, als die Griechen zu bekriegen. Siehe zum Theil die Scene in des Capistron Alcibiades p. 33.

Art. Schon halten sich meine Herolde fertig, Erd und Wasser von den griechischen Staaten zu fordern. (W.G. IV. §. 137).

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres Freude, unter dem Alcibiades bald zu fechten. Alcibiades benimmt ihm diese Hoffnung. Von der Liebe zum Vaterlande.

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Timandra spottet wieder; bittet aber, daß Alcibiades die griechische Gesandtschaft vor sich lassen wolle. Alcibiades macht deswegen Schwierigkeiten.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Pharnabaz hebt diese Schwierigkeiten, und Alcibiades verspricht, die griechischen Gesandten an dem Altare, welcher dem Schutzgeiste des Sokrates aufgerichtet, zu sprechen.

Fünfter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz beschließt, diese Unterredung den Artaxerxes hören zu lassen.

Vierter Aufzug. Erster Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz.

Sie kommen, die griechischen Gesandten und den Alcibiades im Verborgnen zu hören. Der persische, heilige Abscheu gegen den Altar, dem Schutzgeiste des Sokrates.

Phar. Siehe, wie jeder dieser Ungläubigen sich einen eignen Gott schafft! Anstatt den einigen Gott im Feuer, auf seinem ewigen, sichtbaren Throne der Sonne, anzubeten, betet jeder sein eignes Hirngespinnst, oder welches noch lächerlicher ist und du hier siehst, das Hirngespinnst eines Freundes an!

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Critias und **Abgesandte.**

Sie wenden alle Künste an, ihn zu erschüttern, daß er mit ihnen nach Griechenland zurück komme.

Crit. „Durch dich schwört noch jetzt die athenienfische Jugend in dem agraulischen Haine, so oft die kriegrische Trompete sie ruft, ihres Vaterlands Grenzen nicht enger, als jenseit aller bewohnten und bebauten Erdstriche zu setzen." (Plut. 399).

Alc. Ich sollte dem Volke trauen? Ich, diesem vielköpfigen Ungeheuer? Heut wird es dich vergöttern, wenn du willst; und morgen dich als den Schaum der Uebelthäter verdammen. Ein einziger heimtückischer Verleumder, ein einziger Teucer ist genug, es wider dich in Harnisch zu jagen. (Pl. p. 416). Da ich mich am festesten in seiner Gunst glaubte, ward ich als der verfluchte Verstümmler heiliger Bildsäulen, als der Verräther der Geheimnisse der Ceres angeklagt und verdammt. Sollte ich den Fluch schon vergessen haben, den damals seine Eumolpiden wider mich aussprachen?

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Critias und **Abgesandte.**

Timandra thut gleichfalls ihr Möglichstes, und endlich wird Alcibiades bewegt, und scheinet wenigstens schlüßig zu sein, bei dem Könige heimlich ihr Bestes zu besorgen.

Vierter Auftritt.

Zu diesen: **Artaxerxes** und **Pharnabaz.**

Der aufgebrachte König bricht hervor und macht dem Alcibiades die härtesten Vorwürfe, und erklärt, ihn von nun an seinem Schicksale zu überlassen. Er befiehlt den Altar des Sokrates zu zerstören, den Ort zu reinigen, und ein Pyreum an die Stelle zu bauen.

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

Alcibiades. Critias.

Die heimtückische Freude des Critias, den Alcibiades bei dem Könige verdächtig gemacht und in Ungnade gebracht zu haben.

Zweiter Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres ist entschlossen, jedes Geschick mit dem Alcibiades zu theilen.

Dritter Auftritt.

Susamithres. Pharnabaz.

Pharnabaz, nachdem der König im Zorne nach seiner Residenz zurückgekehrt, kömmt, seinen Sohn abzuhalten, sich mit dem Alcibiades nicht ins Verderben zu stürzen. Susamithres beruft sich auf das persische Gesetz wider die Undankbarkeit, nach welchem er durchaus strafbar sein würde, wenn er den Alcibiades in so gefährlichen Umständen verließe. (W. G. IV. §. 138).

Vierter Auftritt.

Alcibiades verwundet. **Susamithres. Pharnabaz.**

Alcibiades kommt verwundet zurück und stirbt. Susamithres stürzt sich in das Schwert seines gereizten Vaters.

Was hält mich ab, (indem Susamithres das Schwert zieht) eine That zu thun, die der Meinung, daß ich dein Sohn gewesen, widerspricht? (Al. W. H. IV. §. 127).

Alcibiades verlangt, daß ihn Susamithres vollends tödten soll, und weil sich der Freund dessen weigert, so thut es Pharnabaz.

Fünfter Auftritt.

Zu diesen ruft **Pharnabaz** herein **Timandra. Critias** und **Abgesandte.**

Kommt herein! Was schleichet ihr draußen herum, wie die feigen Jäger vor der Höhle des verwundeten Löwen?

Alcibiades in Persien.

Sc. I.

O, wie glücklich hat den Alcibiades sein freiwilliges Elend gemacht! Es war der göttlichste Gedanke, den ich jemals gehabt, mich nach Persien zu verbannen! Aus dem weisen Griechenlande, wo Aberglaube und gesetzlose Frechheit den Pöbel, Ehrgeiz und Ohnegötterei die Großen regiert, in das barbarische Persien, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron besitzen.

Sc. II.

Komm, mein junger, edler Freund! Hier auf diesem anmuthigen Hügel, über dem spiegelnden Araxes, das prächtige Persepolis im Gesichte, habe ich deiner unter den Palmen gewartet.

Zaris. Er hat vor der aufgehenden Sonne angebetet.

Alc. Auch ihn hat dieses prächtige Schauspiel entzückt, und die Seele mit würdigen Gedanken von ihrem Schöpfer erfüllt. — Laß uns diesen Tag in unsrer Freundschaft glücklich sein —

Zaris. So glücklich, als es uns das annahende Geräusch des Hofes erlauben wird. Der kommende Frühling ruft ihn von Susa nach Persepolis. Der Zug geht heut hier durch.

Alc. O, möchte es dem König nicht einkommen, mich hier in meiner Einöde zu besuchen. Ich will mich nicht wieder in Geschäfte verwickeln lassen; ich will den Rest meines Lebens der Ruhe und den Betrachtungen widmen. — O, könnte ich noch einen aus dem Schiffbruche meines Vaterlandes retten! den göttlichen Sokrates —

Zaris. Du hast mir schon so viel von diesem Manne erzählt, daß ich eine wahre Hochachtung für ihn bekommen. Die Vorsicht, habe ich daraus erkannt, erweckt in allen Ländern von Zeit zu Zeit Männer, die es verhindern müssen, daß sich die Menschen von ihrer wahren Verehrung nicht zu weit verirren. — So war unser Zoroaster — —

Alc. Auch Sokrates hat von diesem großen Manne gehört und mir von ihm erzählt. — Wenn er doch seine Nachfolger, seine Lehren hier näher erkennen könnte! Wenn er doch hier könnte einsehen lernen, daß seine .... keine abergläubische Zauberkunst, sondern eine Sammlung von den erhabensten Lehren der Gottheit sei.

Zaris. Wie entzückt es mich, daß du, als ein Grieche, uns so viel Gerechtigkeit widerfahren lässest. Deine spöttische Timandra ist von dieser Art nicht. — Alles kömmt ihr hier lächerlich und unsinnig vor.

Alc. Gedenke mir ihrer nicht! Ich hasse sie jetzt mehr, als ich sie einstmals zu lieben glaubte. Wenn sie mich doch verlassen, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollte — — Da kömmt sie schon —

Sc. III.

Tim. Immer beisammen? Und schon so früh! Ihr Unzertrennlichen, wie soll ich euch nennen: Freunde oder Liebhaber?

Alc. Alle Freunde sind Liebhaber, Timandra, aber nicht alle Liebhaber Freunde —

Tim. Ich verstehe deinen Vorwurf —

Virginia.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

(Die Scene ein Zimmer in dem Hause des Claudius.)

Claudius. Rufus.

Claud. Wardst du es gewahr, Rufus? Als wir jetzt bei dem Hause des Virginius vorbei giengen, mit welcher Verachtung er uns anblickte?

Rufus. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt.

Claud. Sahst du, mit welcher ungestümen Eilfertigkeit, mit was für finstern Blicken er hinaus gieng?

Rufus. Und was mochte die Ursache sein?

Claud. Eben ist ein Befehl angelangt, der ihn ins Lager zurück ruft, weil man sich alle Stunden einer Schlacht versieht. Ein glücklicher Umstand, der dem Anschlage unsers Decemvirs auf seine schöne Tochter zu statten kommen wird!

Rufus. Diese rasche Verfolgung eines versprochnen Mädchens, fürchte ich, wird einen unglücklichen Ausgang haben. — Sollte Appius Gewalt brauchen? — — Ich zittre bei diesem Gedanken. Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören! — Wir müssen darauf denken, den Appius von einem so verzweifelten Unternehmen abzubringen.

Claud. Vergebens! Unmöglich! — — Seine stürmische Leidenschaft spottet aller Vorstellungen. — Nichts mehr hiervon! Denn ich sage dir, uns steht weiter keine Wahl frei, als die Wahl der besten Mittel, sie durch Liebkosungen in seine Arme zu bringen.

Rufus. Durch Liebkosungen in seine Arme? Claudius! — Du weißt, sie ist versprochen, mit dem jungen Icilius versprochen; und wie zärtlich liebt sie ihn, dieses Schoßkind des Volks, dem er als Tribun so muthige Dienste geleistet!

Die glückliche Erbin.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Araspe, ein reicher Banquier. Lelio, sein Sohn. Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert. Juliane, Tochter des verstorbenen Pancraz, Consorten des Araspe. Panurg, Bruder des verstorbenen Pancraz. Joachim, ein junger Anverwandte des Panurgs. Lisette. Pasquin, Bedienter des Panurgs und ehemaliger Bedienter des Pancraz. Ein Notarius.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Pasquin. Lisette.

Pasquin. Das Frühstück war verzehrt! Der Magen ist versöhnt! Und nun, Lisette, laß uns auch der Liebe das schuldige Morgenopfer bringen! (will sie umarmen)

Lisette. Herr Pasquin — (indem sie ihn zurückstößt)

Pasquin. Mademoisell! — Sei keine Närrin! Sind wir nicht allein? Das ganze Haus ist in dem großen Zimmer auf einen Klump versammelt, und niemand wird uns stören. Sie eröffnen das Testament. Das Testament, Lisette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Testament denkt? An den Tod! Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe! Ja wahrhaftig, an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, so wäre dem Tode längst das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgestorben, und der Tod selbst hätte müssen den Weg alles Fleisches wandern. Dem Testamente also zu Folge, und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Lisette, daß ich dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme.

Lisette. (die ihn abermals zurückstößt) Man sollte schwören, der Mosjeu kenne mich sehr genau.

Pasquin. Es schwöre, wer Lust hat! Wenn er einen falschen Eid thut, so nehme ichs auf mich — Aber sieh doch: Mosjeu? Und erst, Herr? Steigt das, oder fällt das? Jungfer Lisette, Sie wird mich böse machen. Du sollst mich weder Mosjeu, noch Herr nennen; du sollst mich deinen lieben Pasquin nennen! Hörst du, Lisette?

Lisette. Bei jedem Worte, das ich höre, ist mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ei, mein lieber Pasquin? Und gestern habe ich ihn in meinem Leben das erstemal gesehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß er ein gewisser Pasquin ist, der vor langen, langen Zeiten einmal bei dem verstorbnen Herrn Pancraz in Diensten war? Wenn er das wäre, gewiß, ich kratzte ihm die Augen aus.

Pasquin. (bei Seite) Was mach ich nun? Soll ichs sein, oder soll ichs nicht sein?

Lisette. (bei Seite) Ich will ihn doch wenigstens ein Bißchen zappeln lassen. — Der Schurke von einem Pasquin! —

Pasquin. Gemach! Lisette. Der Galgenstrick —

Pasquin. Behüte!

Lisette. Ja, wag er es einmal, und nehm er sich seiner an!

Pasquin. Nein, gewiß, das wag ich nicht! Meine Augen sind mir zu lieb. Aber so viel muß ich sagen: die Pasquine sind, so lange die Welt steht, ehrliche, brave Leute gewesen. Selbst die Poeten wissen davon zu erzählen. Man schlage die Komödien nach! Was für ansehnliche Rollen lassen sie uns nicht darin spielen! Wir sind allezeit treu, verschlagen, hurtig, und die allerergebensten Liebhaber der Lisetten. Würden uns aber wol diese strengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten, — die Dichter, würden sie uns wol in ihren unsterblichen Werken, die zwar freilich in dieser Zeitlichkeit oft ausgepfiffen

werden, — würden sie uns wol, sag ich, so vortheilhaft schildern, wenn sie uns im gemeinen Leben nicht so gefunden hätten? Dahingegen haben die Lisetten bei ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübsch lassen sie diese Thierchen immer sein. — Lisette. Diese Thierchen, Herr Schlingel?

Pasquin. Nicht so wüthend, Jungfer; sonst muß ich sagen: diese Thiere! — Störe sie mich nicht! — Jung und hübsch, sag ich, malen die Dichter die Lisetten zwar alle; auch dabei verschmitzt, schnipsch und plauderhaft. Aber daß sie auch allezeit buhlerisch, unbeständig und treulos sind, das — das hat den Teufel gesehen! (in einem affektirten, tragischen Tone) O Himmel! Furcht und Eifersucht zerfleischen mein gequältes Herz. Wo auch meine Lisette eine Lisette nach dem gemeinen Schlage ist, wo auch sie ihren Prinz Pasquin vergessen, wo auch sie ihrem flatterhaften Herzen den Zügel schießen lassen —

Lisette. (verwundernd) Nu?

Pasquin. (noch tragisch) Ich vergeh! Nur erst der zwölfte Monden drohet zu verfließen, seitdem mich ein neidisches Schicksal ihren Augen entriffen. Erst der zwölfte Monden, und ach, ihr Götter! wie gleichgiltig hat sie mich aufgenommen. Die Grausame thut, als ob sie mich gar nicht kenne. Warum thut sie so, die Grausame? Euch, ihr verschwiegnen Wände, euch muß es noch bewußt sein, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband. Ach, dieses Andenken benimmt mir die Sprache — ich kann nicht mehr! Ist kein Lehnstuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Lisette. (bei Seite) Der Spitzbube, wo er mich erst zum Lachen bringt, so ist es um meine Verstellung gethan.

Pasquin. (noch tragisch) Man denke nur! Heirathen wollte ich sie sogar; heirathen! Auf den nächsten Sonntag waren die Ceremonien schon festgesetzt. Aber ach, was für ein Sonnabend gieng vor diesem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte diesen Pallast verlassen; Knall und Fall mußte ich ihn verlassen, so, daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abschied nehmen konnte. Mich schauert, wenn ich daran gedenke! Der böse, tyrannische Pancraz! Daß er jetzt in seinem Grabe ein ganzes Jahr eher verfaulen müßte! Ich floh auf das Land zu seinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch, wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht sein Elend nachfolge? Gerechte Götter, ich kam aus dem Regen unter die Traufe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pancraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war sie für meinen Herrn; freudig für mich. Er beschloß, sogleich sich anher zu begeben, und ich, ich beschloß, ihm zu folgen. Ihn trieb die Hoffnung, sich, oder wenigstens den Vetter Jochen, in dem Testamente seines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz, der Eigennutz meiner Liebe; die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelassenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Lisette. Ha! — (sie will in Lachen ausbrechen; um es aber noch zu verbergen, wendet sie das Gesicht vom Pasquin, und hält das Schnupftuch vor)

Pasquin. War das ein Seufzer, Grausame? Daß er es gewesen wäre! Aber warum wendest du dein Gesicht weg? — O, wenn hinter diesem schneeweißen Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre, und deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflösse! — Sieh mich zu deinen Füßen, du Tigerherz! (er fällt nieder) Du siehst mich zum letzten Male, wo nicht ein gnädiger Blick —

Lisette. (die sich des Lachens nicht länger enthalten kann) Hör auf, oder ich muß ersticken. Ha! he! Ha! he!

Pasquin. (indem er wieder aufsteht) O pfui! Man hörts doch gleich, daß die Lisetten keine tragischen Personen sind.

Lisette. Höre, Pasquin; ich hätte wol Ursache, dich verzweifeln zu lassen. Doch deine Reue und deine Versicherung, daß du nur meinetwegen mit hieher gekommen bist — Was ist das für ein Lärm? Horch doch! Dein Herr, wie er schreit! Ganz gewiß ist das Testament eröffnet, und der Inhalt ist nicht nach seinem Kopfe gewesen. Komm hier weg, ich will dich anderwärts von der völligen Wiederangedeihung meiner Gnade versichern. (gehen ab)

Zweiter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg. (erhitzt) Schon gut, schon gut! Es ist noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es ist noch eine, sag ich, es ist noch eine, ob man sie gleich ziemlich suchen muß. Und das ist mein Glück, und das ist auch dein Glück, Jochen!

Jochen. (weinerlich und dumm) Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen! Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehst du, daß dein seliger Onkel ein Schurke war?

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich gesagt habe, sage ich noch einmal. Mein Bruder hat als ein Narr gelebt, und ist als ein Narr gestorben! Sie sind ein Betrüger, ein Falsarius, und der Notar, der das Testament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sies! lassen Sie Feder und Papier bringen, ich wills Ihnen schriftlich geben.

Araspe. Der Zorn ist eine Raserei, und einem Rasenden muß man Alles zu sagen vergönnen.

Panurg. Einem Rasenden? Was? Ist es nicht genug, daß Sie mich und diesen armen Jungen, bestohlen, beraubt, geplündert haben? Müssen Sie mir noch Injurien sagen? Ich, ein Rasender? Schon gut! Du hasts gehört, Jochen, du hasts gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich habs gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf Lateinisch: ira furor brevis est.

Panurg. Ach schweig; du bist ein Schöps! — Ich will Alles, was ich gesagt habe, Stück vor Stück beweisen. Pro primo: Mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Compagnie, und hätte sein Commercium allein führen können; er hielt Sie für seinen Freund, und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen sogar mehr, als seinen nächsten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro secundo: Mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pancraz ist als ein Narr gestorben. Ich sage nicht, er ist in einer Narrheit gestorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit stirbt mancher kluge Mann. Sondern ich sage: Alles war Narrheit, was er vor seinem Tode und in Absicht auf seinen Tod that. Er machte ein Testament, und hätte keines zu machen gebraucht. Das müssen alle Menschen erkennen; nur die Juristen ausgenommen, die von solchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Testament, da er eine einzige, leibliche Tochter hinterläßt, die nothwendig seine Erbin sein muß? Wollen Sie sagen: wegen der Vormundschaft? Vormund, von Gott und Rechts wegen, wäre ich gewesen, als der nächste Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, so hätte ich schon darauf sehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bei Lebzeiten immer viel versprach, und wenig hielt, sein Glück dabei gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müssen heirathen.

Joachim. Wird sie mich nun nicht heirathen, Herr Vetter? Sie muß mich heirathen; sie muß! Denn wenn ich gewußt hätte, daß sie mich nicht heirathen wollte, so hätte ich mich fein mit Pachters Liesen nicht gezankt.

Panurg. Sei stille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Testament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein so wahnwitziges machen? Ein so unsinniges, als nimmermehr einer, der im Tollhause an der Kette stirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie Ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erst hitzig würde. Man kann nicht bei kälterm Blute sein, als ich bin. Ich sage Alles mit dem ruhigsten Gemüthe. Ja, ja! So närrisch ist im Tollhause Keiner gestorben, als mein Bruder gestorben ist. Man denke nur! Seine Tochter soll seine Universalerbin nicht anders, als unter der Bedingung sein, daß sie den Herrn Araspe heirathet. Und das ist der Herr Araspe: Der armselige Ehekrüppel hier, der schon selbst erwachsene und verheirathete Kinder hat, der ehster Tage Großvater werden wird, den soll ein frisches Mädchen von zwanzig Jahren heirathen, wenn sie nicht will so gut als enterbt sein.

Araspe. Warten Sie doch nur, bis sie es thut. Wissen Sie denn schon Julianens Gesinnungen? Sie sollten über diese harte Last, die ihr Vater ihr aufgelegt hat, eher freudig, als verdrießlich sein. Denn was sagt das Testament weiter? „Im Fall aber meine Tochter einen Andern heirathen wollte, will ich zu meinem Universalerben meinen Bruder, den Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim erklärt haben, welche meiner Tochter von meiner ganzen Verlassenschaft nicht mehr, als zehntausend Thaler zur Aussteuer abzugeben gehalten sein sollen!"

— So heißt es im Testamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Testator habe mir nur deswegen seine Tochter zur Frau bestimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art sein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorsam seiner Tochter für schon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ei, großen Dank! Sie wird nicht ungehorsam sein; ich weiß gewiß, sie wird nicht. Denn heut zu Tage sind die Mädchen bei weitem nicht mehr so delicat, als wir sie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde, und ein junger Mann ohne Geld, das sind jetzt gar nicht mehr Dinge, unter welchen ihnen die Wahl schwer fiele. Sie nehmen, wenn es sein muß, jenen ohne Bedenken, im festen Vorsatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrei zu machen. Da haben Sie Ihr Prognosticon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu sein soll! Ha! ha! ha! — Aber ich bin wol nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliane ist, zum Hahnrei gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß so weit nicht kommen! Das Testament kann nicht anders, als für null und nichtig erklärt werden; und zwar eben deswegen, weil es so unsinnig ist; denn seine Unsinnigkeit ist ein Beweis, daß der Testator nicht bei Verstande gewesen. Ein Mensch aber, der nicht bei Verstande ist, kann nicht testiren. Wissen Sie das noch nicht? Er kann nicht testiren. Und ex hoc capite will ich klagen! Aber gesetzt —

Joachim. Posito, sed non concesso, sagt der Lateiner.

Panurg. Halt das Maul, wenn ich rede! — Aber gesetzt — Sie sehen, Araspe, ich rede mit vieler Ueberlegung — Gesetzt, sag ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bei dem Testiren seines Verstandes nicht mächtig gewesen; gesetzt, das Gegentheil würde erwiesen, wie sichs gehört: je nun, desto schlimmer für Sie! Ein unsinniges Testament ist da; der Testator ist nicht unsinnig gewesen, er kann das unsinnige Testament also auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeschoben sein. Und von wem muß es untergeschoben sein? Von dem, der den meisten Vortheil dabei haben würde: von Ihnen!

Araspe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einsicht. O, ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wissen Sie, was ein Falsarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden sich noch zu gratuliren haben, wenn Sie den Galgen abkaufen können. Der Notarius aber, der sich dazu hat brauchen lassen, der muß dran glauben. Da ist keine Gnade! Er muß hängen; und ich sehe ihn, ich sehe ihn schon hängen.

Araspe. (lächelnd) Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab ich genug! An dem Rande seines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per risum multum —

Panurg. Tum! Wo du noch einmal reden wirst, Junge — Hören Sie, Araspe, damit ich zeige, daß ich Menschenliebe habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund gewesen bin; entsagen Sie Sich im Guten aller Ansprüche auf die Verlassenschaft meines Bruders! Wenn Sie das wollen, so wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, sondern zufrieden sein, daß Juliane die einzige Erbin quasi ab intestato bleibe, nur mit der Bedingung, daß sie Vetter Jochen heirathet.

Joachim. Mich, Herr Araspe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie Sich bald; wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araspe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie spotten, glaub ich, gar?

Joachim. Herr Araspe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bittest, Schurke? Und er sollte uns bitten, daß wir seine Streiche nur noch vertuschen möchten! Esel von einem Jungen! Willst du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an dir, und rüffle — Kommt fort! Wissen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun spornstreichs hingehe? Zum Advokaten! Zum Advokaten!

Araspe. So werde ich wol immer das Geld, mich vom Galgen los zu kaufen, bereit halten müssen?

Panurg. Ja; Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirst du dich trollen, Junge?

(geht ab, indem er Jochen voranstößt)

Dritter Auftritt.

Araspe.

Es ist mir lieb, daß ich mich bei den Grobheiten dieses Mannes noch so habe mäßigen können. — Es muß ihn freilich schmerzen, und das Testament wird Mehrern wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für seinen guten Namen und für den Credit unsrer gemeinschaftlichen Handlung war er Alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unsrer Güter, die er für gefährlich ansahe, auf keine andre Weise vorzubauen, als wenn er —

Vierter Auftritt.

Araspe. Lelio. (in tiefen Gedanken)

Araspe. Sieh da, mein Sohn! — Was sagst du, Lelio, zu dem Glücke deines Vaters? Der rechtschaffene Pancraz! Es würde mit mir, und also auch mit dir, nicht zum besten ausgesehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müssen. Es ist nicht alles Gold, was glänzet. Wir haben einen großen Credit, wir haben große Kapitale; aber wir haben auch große Schulden! Wie gut ist es, daß nunmehr Alles in seiner Ordnung bleibt, und unsre Handlung, unter ihrem alten Namen, mit gleichem Nachdrucke fortgeführet werden kann! — Aber was ist das? Warum sprichst du nicht? — Du siehst gen Himmel? Du seufzest? Gönnest du mir mein Glück nicht? Oder befürchtest du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf deine Versorgung bedacht sein? Fürchte nichts, mein Sohn! Du weißt, wie sehr ich dich liebe; ich denke weniger an mich selbst, als an dich; und wenn ich zu einer zweiten Verbindung schreite, so thu ich es, weil ich muß, und mehr, um deine Umstände zu verbessern, als etwa einer mir nunmehr anständigen Neigung zu willfahren. Suche dir ein Frauenzimmer, das dir gefällt; hier hast du meine Einwilligung im voraus. Du sollst, so bald du willst, dein eigner Herr sein! Mein Eidam, das Stutzerchen, soll mir aus dem Hause, sammt meiner närrischen, eifersüchtigen Tochter. Ist dir auch deine Stiefmutter Juliane lästig, so will ich mich mit ihr aufs Land begeben und dich allein hier lassen. Was willst du mehr? Kann dein Vater mehr für dich thun? Drum sei auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn! Erwidre die Liebe deines Vaters mit Liebe! Mein Blut wollte ich für dich vergießen.

Lelio. Liebster Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich erkenne es mit dem kindlichsten Dank. Befehlen Sie über mich ganz: aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht so heiter sein, als Sie verlangen.

Araspe. Woher kommt das Aber? Du bist ja nicht melancholischen Temperaments; bist ja sonst so vergnügt und lustig gewesen. Wie du immer spaßtest und mich aufheitertest! Und nun auf einmal ein ganz anderer Mensch!

Lelio. (vor sich) Ich muß schon einen Vorwand ersinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen sagen, liebster Vater, der Tod des alten Pancraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menschlichen Lebens, der Nothwendigkeit zu sterben, und der Ungewißheit unsers Endes.

Araspe. Lieber Sohn, was zu viel ist, ist zu viel und ist vom Uebel. An den Tod denken ist gut. Aber so an den Tod denken, ist nicht gut. Wer so viel Furcht vor dem Tode hat, beweiset, daß er das Leben zu sehr liebt. Bestrebe dich, gut zu leben, wenn du gut sterben willst. Weg mit der Melancholie! Thu deine Schuldigkeit und mache dir erlaubtes Vergnügen! Folge deinem Vater und nicht deiner Leidenschaft! Ich muß ja eher sterben, wie du; denn ich bin älter, wie du, aber nicht deswegen traurig. Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann sterben zu können. — Denke diesem nach, mein Sohn! Muntre dich auf und laß mich, wenn ich dich bald wiedersehe, ein fröhliches Gesicht erblicken. (umarmt ihn und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Lelio. (der ihm mit Verwirrung nachsieht) Armer, betrogner Vater! Dein Feind, dein Nebenbuhler ist es, den du so zärtlich umarmt hast. Aber wie? Werde ich so ruchlos sein und Julianen mehr lieben, als den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß sie unterdrücken, diese Liebe, so unschuldig sie auch sonst war. Mein hartes Geschick macht sie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie theuer wird es mir werden, alle meine Glückseligkeit auf einmal so aufzugeben? — Was hilft es? Ich muß! Oder will ich lieber eine unschuldige Tochter ihrer

väterlichen Verlassenschaft berauben, und meinen Vater von dem Gipfel seiner Hoffnung herabstürzen? Nein, gewiß, das will ich nicht — So sei sie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht sein kann! — Verhaßter Wechsel! —

Sechster Auftritt.

Pasquin. Lelio.

Pasquin. Das geht gut! Man fängt schon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hause anzusehen. Nun, Herr Panurg, werden wir am längsten beisammen gewesen sein! — Aber da ist er ja, an den ich meine Commission auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio. (ohne daß er den Pasquin gewahr wird) Ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne! — —

Pasquin. Herr Lelio!

Lelio. Nimmermehr hätt ich es geglaubt —

Pasquin. Herr Lelio! Lelio. Geh zum Henker!

Pasquin. (indem er gehen will) Zum Henker? Ich geh, ich geh. Lelio. Was wolltest denn du bei mir?

Pasquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiselle Julianen zu sagen; aber ich gehe schon.

Lelio. Nein, warte! Was hast du mir zu sagen?

Pasquin. Ich geh zum Henker.

Lelio. Rede, oder — (er droht ihm mit dem Stocke)

Pasquin. Bemühen Sie Sich nicht, ich will reden. Mamsell Juliane sagte, sie müßte Sie nothwendig sprechen.

Lelio. Juliane? Wo? Pasquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, sage ihr, daß ich jetzt nicht kann.

Pasquin. Gut, mein Herr! (und will abgehen)

Lelio. Halt! — Es ist doch besser, daß ich selbst gehe. (und will gehen) Pasquin. Ja, besser ist es.

Lelio. Aber was kann ich ihr sagen? Nein, Pasquin, sage ihr, du hättest mich nicht gefunden.

Pasquin. (indem er geht) Das will ich sagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt sie, daß es nicht wahr ist, so grämt sie sich. Ich will selbst gehen!

Pasquin. Recht wol!

Lelio. Aber in der Bestürzung, in der ich bin — Geh, sage ihr, ich würde nachkommen.

Pasquin. Nicht anders. (und will gehn)

Lelio. Nein, bleib, es ist meine Schuldigkeit, daß ich selbst gehe. (ab)

Siebenter Auftritt.

Lisette. Pasquin.

Pasquin. O, der närrische Herr! Lisette. Pasquin!

Pasquin. Die possierlichste Haut von der Welt.

Lisette. Pasquin, Pasquin! Pasquin. Nu, was giebts?

Lisette. Madam Camille fragt nach dir.

Pasquin. (macht Lelion nach) Ich komme schon — aber nein! Thu mir den Gefallen und geh für mich!

Lisette. Was soll ich ihr denn sagen?

Pasquin. Es wird doch besser sein, daß ich selbst gehe.

Lisette. O, freilich wirds besser sein.

Pasquin. Geh und sage ihr, du hättest mich nicht gefunden.

Lisette. Warum denn diese Lüge?

Pasquin. Erfährt sie aber, daß es nicht wahr ist — Ich werde gehn. Lisette. Nur hurtig! Pasquin. Geh du nur!

Lisette. Sie hat aber nach dir und nicht nach mir gefragt.

Pasquin. Freilich, wenn sie mich will, will sie dich nicht — — Ich komme schon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib, — bleib — ich gehe schon. (ab)

D. Faust.

I.

(Diesen Plan (er wußte von zwei verschiedenen) giebt Karl G. Lessing aus den Papieren seines Bruders; er befindet sich jetzt in der königl. Bibliothek zu Berlin aus dem Nachlasse des Herrn G. von Meusebach.)

Vorspiel.

In einem alten Dome. Der Küster und sein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet, oder läuten wollen. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend, und sich über ihre Angelegenheiten berathschlagend. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vor dem Beelzebub, Rechenschaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen gesetzt. Ein Andrer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß sie sich mit solchen Armseligkeiten abgeben. Er rühmt sich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredet, sich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieses giebt Gelegenheit, von Fausten zu sprechen, der so leicht nicht zu verführen sein möchte. Dieser dritte Teufel nimmt es auf sich, und zwar, ihn in vier und zwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

Itzt, sagt der eine Teufel, sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler! und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt.

Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, seinen Plan.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Dauer des Stückes von Mitternacht zu Mitternacht.

Faust unter seinen Büchern bei der Lampe. Schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Weltweisheit. Erinnert sich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie citiret haben soll. Auch er hat es schon vielfältigemal versucht, aber vergebens. Er versucht es nochmals; eben ist die rechte Stunde, und lieset eine Beschwörung.

Zweiter Auftritt.

Ein Geist steigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllet.

G. Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Ist das nicht Licht, was ich empfinde?

Faust erschrickt, fasset sich aber, und redet den Geist an. Wer bist du? woher kömmst du? auf wessen Befehl erscheinst du?

G. Ich lag und schlummerte und träumte, mir war nicht wol, nicht übel; da rauschte, so träumte ich, von weitem eine Stimme daher; sie kam näher und näher; Bahall! Bahall! hörte ich, und mit dem dritten Bahall, stehe ich hier!

F. Aber wer bist du?

G. Wer ich bin? Laß mich besinnen! Ich bin — ich bin nur erst kürzlich, wer ich bin. Dieses Körpers, dieser Glieder war ich mir dunkel bewußt; itzt ꝛc.

F. Aber wer warst du? G. Warst du?

F. Ja; wer warst du sonst, ehedem?

G. Sonst? ehedem?

F. Erinnerst du dich keiner Vorstellungen, die diesem gegenwärtigen und jenem, deinem hinüberrückenden Stande vorhergegangen? —

G. Was sagst du mir? Ja, nun schießt es mir ein — Ich habe schon einmal ähnliche Vorstellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann?

F. Ich will dir zu helfen suchen. Wie hießest du?

G. Ich hieß — Aristoteles. Ja, so hieß ich. Wie ist mir?

Er thut, als ob er sich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Faust auf seine spitzigsten Fragen. Dieser Geist ist der Teufel selbst, der den Faust zu verführen unternommen. — Doch, sagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von Allem, was du mich fragest, mag ich nicht länger reden als ein Mensch, und kann nicht mit dir reden als ein Geist. Entlaß mich; ich fühl es, daß ich wieder entschlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verschwindet, und Faust, voller Erstaunen und Freude, daß die Beschwörung ihre Kraft gehabt, schreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erscheinet.

Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich diese gewaltigen Worte?

Dritte Scene des zweiten Aufzugs.

Faust und **sieben Geister.**

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellesten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir!

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein!

Faust. Und welcher von euch ist der schnelleste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder! daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wol, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf!

Faust. Wie heißest du? Und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe, als eine Antwort haben.

Faust. Nun wol! Sieh her; was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du, und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Chil; das ist in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest!

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkest du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest!

Faust. Nun so geh, und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht: Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell, als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß du es allezeit willst. Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (zum sechsten Geiste) Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell, als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! du lästerst, denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist, als seine Rache, so geh nur! (zum siebenten Geiste) — Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage: wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! du bist mein Teufel! So schnell, als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts, als der! Weg von hier, ihr Schrecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! ꝛc. — —

Schreiben über Lessings verloren gegangenen Faust.

Vom Hauptmann von Blankenburg.

Sie wünschen, mein theuerster Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Faust des verstorbenen Lessings zu erhalten; was ich davon weiß, theile ich Ihnen um desto lieber mit, da, mit meinem Willen, nicht Eine Zeile, nicht Eine Idee dieses großen, und immer noch nicht genug gekannten, ja oft sogar muthwillig verkannten Mannes, verloren gehen sollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht sein Faust nicht sein; — — und zu fürchten ist denn auch nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieser Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Versen des Homers und den Ideen des Shakespeares sagt, gilt mit ebenso vielem Rechte von den Arbeiten Lessings, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen; aber wer weiß, wenn und wie, und ob das Publikum jemals etwas von diesem Werke zu Gesichte bekömmt? und so theilen Sie ihm denn einstweilen mit, was ich weiß.

Daß Lessing vor vielen Jahren schon an einem Faust gearbeitet hatte, wissen wir aus den Literaturbriefen. Aber, so viel mir bekannt ist, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren, und sein Werk war, meines Wissens, fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen Fauste gewartet habe. — Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Käftchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Käftchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Lessing, einliefern sollte, und dieser sollte es dann weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Käftchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geschickt werden sollte, erkundigte sich sorgfältig, schrieb selbst deswegen an Lessing u. s. w. Aber das Käftchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es wol versteckt ist? — Es sei, wo es wolle, hier ist mindestens das Skelett von seinem Faust!

Die Scene eröffnet sich mit einer Conferenz der höllischen Geister, in welcher die Subalternen dem Obersten der Teufel Rechenschaft von ihren auf der Erde unternommenen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann, wie Lessing, von diesem Stoffe zu machen weiß! — Der Letztere, welcher von den Unterteufeln erscheint, berichtet, daß er wenigstens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen sei; er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit; in der nähern Untersuchung dieser Nachricht wird Fausts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen seinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geist: Er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntniß — Ha! ruft der Oberste der Teufel aus, dann ist er mein, und auf immer mein, und sicherer mein, als bei jeder andern Leidenschaft! — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was Alles in dieser Idee liegt; vielleicht wäre sie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflösung des Stückes nicht die Menschheit beruhigte. Aber urtheilen Sie selbst, wie viel dramatisches Interesse dadurch in das Stück gebracht, wie sehr die Leser bis zur Angst beunruhigt werden müssen. — Nun erhält Mephistopheles Auftrag und Anweisung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Faust zu fangen; in den folgenden Akten beginnt — und vollendet er, dem Scheine nach, sein Werk; hier kann ich Ihnen keinen bestimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichthum des Feldes, besonders für einen Mann, wie Lessing, ist unübersehlich. — — Genug, die höllischen Heerschaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Akte Triumphlieder an — wie eine Erscheinung aus der Oberwelt sie auf die unerwartetste, und doch natürlichste, und doch für jeden beruhigendste Art unterbricht: „Triumphirt nicht," ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet, und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts, als ein Phantom! —"

So wenig, mein theuerster Freund, dies auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer ist; so sehr verdient es, meines Bedünkens, denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! — ꝛc.

Leipzig, am 14. Mai 1784. v. Blankenburg.

An den Herausgeber des theatralischen Nachlasses.

Es ist ganz wahr, liebster Freund, daß Ihr seliger, vortrefflicher Bruder mir verschiedene seiner Ideen zu theatralischen Stücken mitgetheilt hat. Aber das ist nun schon so lange her;

die Pläne selbst waren so wenig ausgeführt oder wurden mir doch so unvollständig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtniß davon zusammenfinde, was des Niederschreibens, geschweige denn des öffentlichen Bekanntmachens, werth wäre. Von seinem **Faust** indessen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der ersten Scene und der letzten Hauptwendung derselben.

Das Theater stellt in dieser Scene eine zerstörte, gothische Kirche vor, mit einem Hauptaltar und sechs Nebenaltären. Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, sind seine Lieblingswohnung. Eben hier also ist der Versammlungsort der höllischen Geister zu ihren Berathschlagungen. Satan selbst hat seinen Sitz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre sind die übrigen Teufel zerstreut. Alle aber bleiben dem Auge unsichtbar; nur ihre rauhen, mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fodert Rechenschaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben; ist mit diesen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, dessen ich mich aus dieser Scene erinnere, so einzeln und abgerissen, ohne alle Wirkung sein würde; so wage ichs, die Lücken dazwischen zu füllen und die ganze Scene hieherzuwerfen. —

Satan. Rede, du Erster! Gieb uns Bericht, was du gethan hast!

Erster Teufel. Satan! Ich sah eine Wolke am Himmel; die trug Zerstörung in ihrem Schoß: da schwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr schwärzestes Dunkel und trieb sie, und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei seinem Weibe im ersten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und schüttete all ihre Glut auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporschlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan! Denn ihn selbst, seine jammernden Kinder, sein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den sah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du sagst, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erster Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan! Jetzt ist er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das ist er auf ewig. Nimm dem Reichen sein Gold, daß er verzweifle, und schütt es auf den Heerd des Armen, daß es sein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur desto fester an Gott. — — Rede, du Zweiter! Gieb uns einen bessern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan! — Ich gieng aufs Meer und suchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da schallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niedersah, fand ich eine Flotte mit Wuchrern segeln. Schnell wühlt ich mich mit dem Orcan in die Tiefe, kletterte an der schäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und ersäuftest sie in der Fluth?

Zweiter Teufel. Daß nicht Einer entgieng! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die sie trug, sind nun dein.

Satan. Verräther! diese waren schon mein. Aber sie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küsten geraubt, geschändet, gemordet, hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das Alles — das ist nun hin und verloren! — O, du sollst mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerstörst nur mein Reich. — — Rede, du Dritter! Fuhrst auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geist nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten ist Wollust.

Satan. Da bist du nur um so schrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich sah eine Buhlerin schlummern; die wälzte sich, halb träumend, halb wachend, in ihren Begierden, und ich schlich hin an ihr Lager. Aufmerksam lauscht ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht ihr in die Seele auf jede wollüstige Phantasie; und endlich — da erhascht ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Busen am höchsten schwellte. Aus diesem Bilde schuf ich mir eine Gestalt, eine schlanke, nervige, blühende Jünglingsgestalt: und in der — —

Satan. (schnell) Raubtest du einem Mädchen die Unschuld?

Dritter Teufel. Raubt ich einer noch unberührten Schönheit — den ersten Kuß. Weiter trieb ich sie nicht. — Aber sei gewiß! Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die giebt sie dem ersten Verführer preis, und diesem spart ich die Sünde. Ist dann erst sie verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn sie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That ist doch Absicht. — Da lernt, ihr Ersten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel. — — Sag an, du Vierter! Was hast du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan! — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge. Satan. Der ist? —

Vierter Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns Allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf?

Vierter Teufel. Sieh, ich knirsche; ich habe keinen. — Ich schlich von allen Seiten um seine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben. — —

Und nun ist Satan viel zu voll von seinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel sollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Versammlung auf; Alle sollen ihm zur Ausführung seiner großen Absichten beistehn. Des Erfolgs hält er bei den Hilfsmitteln, die ihm Macht und List geben, sich völlig versichert. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über den Ruinen geschwebt hat, verkündigte uns die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen Satans, mit den feierlich, aber sanft gesprochenen Worten, die aus der Höhe herabschallen:

Ihr sollt nicht siegen! — —

So sonderbar, wie der Entwurf dieser ersten Scene, ist der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen sucht, ist, wie Sie gleich werden errathen haben, **Faust**: diesen **Faust** begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer, und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel so lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da sie sich seiner völlig versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden, wirklichen **Faust**: dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten: ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt Alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. s. w. J. J. Engel.

Fatime.

Ein Trauerspiel.

Personen. Fatime. Abdallah. Mervan.

Erster Auftritt.

Mervan. Fatime.

Merv. (der zu Fatimen in das Zimmer tritt) Erwünschte, freudige Nachricht! Hat man sie dir schon hinterbracht, Fatime? — Glückliche Fatime! Dein Abdallah kömmt zurück.

Fat. Ach! —

Merv. Er ist mit Aufgang der Sonne auf der Höhe erschienen. Günstige Winde schwellen seine Segel; seine Beute treibt vor ihm her; und der begrüßende Donner seiner Kartaunen wird immer vernehmlicher. — Noch wenige Augenblicke, Fatime, und du schließest den feurigsten Liebhaber wieder in deine Arme. Fat. Ach! —

Merv. Du seufzest? — Und diese Thräne! Fatime, du weinest? — Ich entsetze mich vergebens. Du weinest; aber du

weinest vor Freuden. Deine Freude war immer eine sehr stille, eine melancholische Freude.

Fat. Freude? — O, nenne mir das nicht, was ich auf ewig entbehren muß. Merv. Fatime!

Fat. Und wäre diese Entbehrung mein ganzes Unglück! Man ist noch sehr glücklich, wenn man blos nicht glücklich ist.

Merv. Welch eine Sprache! Was ist dir? Was befürchtest du? — Ich Unglücklicher, wenn ich dem Abdallah dich mißvergnügt überliefere! Ich bin verloren! Er wird deinen Unmuth meinem Betragen gegen dich zurechnen. Er wird glauben, daß ich mich dir, in seiner Abwesenheit, als einen Tyrannen, und nicht als den gefälligen, freundschaftlichen Aufseher erwiesen, zu dem mich sein Vertrauen fähig hielt. Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist — Fat. Ist Abdallah so argwöhnisch?

Merv. Das fragst du noch, Fatime?

Fat. Sei ohne Sorge, rechtschaffner Mervan! Demohngeachtet soll er auf einen solchen Argwohn gegen dich nie gerathen; ich weiß schon, wie ich das verhüten muß. Ich will ihm so viel Gutes von dir erzählen; ich will deine mir erwiesenen Dienste so rühmen; ich will dich seiner erkenntlichen Großmuth so oft, so innig, so dringend, so feurig empfehlen; ich will es ihm unendlichmal wiederholen, daß kein Vater, kein Bruder gegen mich liebreicher sein können; daß du dich allen meinen Wünschen günstiger, zuvorkommender erwiesen, als der inbrünstigste Liebhaber; daß du —

Merv. Um des Himmels willen, Fatime! — So hast du mein Verderben geschworen? Womit habe ich das verschuldet? — Als der inbrünstigste Liebhaber! — Enthalte dich dieses schrecklichen Worts von mir! Wenn du auch einen noch so unschuldigen Sinn damit verbindest, — du weißt ja, wie eifersüchtig er ist —

Fat. Ist Abdallah so eifersüchtig?

Merv. Und auch das fragst du noch, Fatime?

Fat. Ich fragte Beides, Mervan, um mich aus deinem eigenen Munde zu entschuldigen. — Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder!

Merv. Sei nicht ungerecht, Fatime!

Fat. Und du, sei nicht grausam, und laß mich weinen!

Merv. Dieser eifersüchtige Abdallah ist sonst der redlichste Mann, der großmüthigste Freund —

Zweiter Auftritt.

Fatime. Mervan. Ein Sklave.

Der Sklave. Ich verkündige euch die Ankunft des Abdallah. Itzt tritt er ans Land! Fat. Itzt schon?

Merv. Fasse dich, Fatime! laß einen verrätherischen Sklaven nicht so tief in deiner Seele lesen.

Sklave. Der Schrecken des Meeres! Die Geißel der Ungläubigen! Er kömmt als Sieger, und drei eroberte Schiffe führen die Reichthümer von ihm verheerter Küsten. Die Männer der Stadt stürzen aus dem Thore und empfangen ihn mit Jauchzen. Das sahe ich, und eilte mich mit dem Anblicke einer noch größern und reinern Freude zu beseligen, dem Entzücken seiner Fatime — Aber (indem er sie ernstlich betrachtet)

Merv. Aber was weiß ein Sklave, wie edlere Seelen sich freuen. Geh!

Dritter Auftritt.

Mervan. Fatime.

Merv. Fatime! Fatime! — Noch ist es Zeit; noch kannst du uns retten! Hemme diese Thränen; ersticke die Seufzer; und rufe die Heiterkeit, wo nicht in deine Seele, wenigstens auf dein Gesicht zurück! Verstelle dich — Ach! was muß ich dir rathen, ich Unglücklicher! Fat. — —

Ibrahim räth Fatimen, ihn mit aller Hitze der Liebe zu empfangen. Er weiß nicht Worte genug zu finden, ihr die Liebe des Abdallah zu beschreiben; und verräth ihr dabei das Geheimniß. Er eilet ihm entgegen.

Sc. IV.

Fatime allein. Erbittert über das, was sie erfahren.

Sc. V.

Abdallah, voll Feuer und Inbrunst, sie wieder zu sehen Sie empfängt ihn kalt. Er klagt, weint, tobet, drohet, verspricht.— Sie legt es etwas näher, und er geht ruhig ab, zum Ausschiffen Befehl zu geben.

Sc. VI.

Fatime erst allein. Ibrahim kömmt, und hat den Unwillen des Abdallah bemerkt. Sie dringt ihm, unter Drohungen, das Gift ab.

Sc. VII.

Er holt es und giebt es ihr, nachdem er die Hälfte davon zurück behalten.

Sc. VIII.

Abdallah zu ihnen; er schickt den Ibrahim ab, um das Uebrige zu besorgen.

Sc. IX.

Abdallah, Fatime. Sie macht ihm, wegen des Aufgetragenen, bittere Vorwürfe. Er geräth in Wuth. Wirft ihr vor, daß sie das Geheimniß nicht umsonst von dem Ibrahim werde erfahren haben. Geht wüthend ab, ihn aufzusuchen.

Sc. X.

Entschluß der Fatime. Ein Sklave bringt ihr eine Schale... nimmt das Gift darin.

Sc. X.

Abdallah. Fatime. Ein Sklave.

Sklave. (Ibrahim läßt fragen) Was willst du, Herr, daß mit den Gefangenen geschehen soll, die sich auf deinem Schiffe befinden? Abd. Er soll sie ermorden! Sklave. Alle?

Abdallah. Sie alle! — Und wenn sie und mein Vater darunter wäre! Fatime. O, der Wüthrich! Der Unmensch!

Abdallah. Komm wieder, Sklave! — Gieb die Gefangenen frei! Sklave. Alle?

Abdallah. Ja, Alle gieb sie frei! Und beschenke sie Alle!

Fatime. Weiß er, was er will? —

Abdallah. Freilich, weiß ich es nicht! Geh, Sklave! Gieb sie frei, ermorde sie; mache, was du willst! Geh —

Sc. XI.

Abdallah. Fatime. Geht ab, den Mervan zu suchen.

Sc. XII.

Fatime nimmt Gift.

Sc. XIII.

Abdallah. Fatime.

Zittre nicht, mein Herz, zittre nicht! Es gilt nicht dir. Es gilt dem Abdallah!

Sc. XIV.

Sie bringen den Mervan geführt.

Abdallah. Wo bist du, Verräther?

Merv. Wo ich nicht lange mehr sein werde.

Letzte Scene.

Fatime. Wie freue ich mich, dich zum Gefährten zu haben! Wir werden Einen Weg gehen. Wir werden zu Einer Zeit vor dem Auge des Propheten erscheinen. Ah, er war ein beßrer Mann, als seine Nachfolger sind! Er wird meine Klagen hören; und du, Ibrahim, wirst sie unterstützen — — Ah — —

Abd. Eure Klage! Schon recht. Der Beklagte wird mit erscheinen.

Fatime. Ich sterbe. — Ibrah. Es ist aus.

Abd. Sie sterbe! Ihre Klage geht an. — Ich höre es, ich werde gefodert. Ich komme. Sie werden mich verklagen, — und du, Prophet, mich verdammen! (Er durchsticht sich)

Wir kommen — Euch zu sehn, ist mir sehr lieb, ‖ Sehr angenehm. Nichts könnte mir so lieb, ‖ Nichts angenehmer sein, es wäre denn — ‖ Euch nicht zu sehn. Wozu auch dieser Zwang?‖ Osmans Gebot, die Fürstin seines Herzens, ‖ Dir, seiner Auserwähltesten von uns, ‖ Mit jedem Morgen unsrer Ehrfurcht Opfer‖ Zu bringen; dir den öden, langen Tag ‖ (Indeß sein Schwert von den Ungläubigen, ‖ Den Zoll des Meers in fernen Wässern hebt)‖ Mit Freundschaft und Gespräch, mit Scherz und Spiel) ‖ Zu füllen, zu verkürzen: dies Gebot — ‖ Verräth sein Mannsbild! den tyrannischen ‖ Kurzsichtigen Gebieter! Nicht genug, ‖ Der ehemals gleich vertheilten Lieb euch Alle,—um Eine, zu berauben; soll der Einen, ‖ Ihr, die sein Eigensinn zur Glücklichsten — ‖ (Zur Glücklichsten! wofür ich leider gelte!) ‖ Nicht ihr Verdienst zur

Besten macht, der Einen ‖ Soll von Euch Allen noch gefeiert, noch ‖ Geschmeichelt werden? Eifersucht kocht Gift ‖ Im eitervollen Herzen; erstickten Neid ‖ Preßt Gall und Fluch auf die verbissne Zunge: ‖ Und doch soll Honig von den Lippen fließen, ‖ Und Scherz und Freundschaft aus den Augen lachen, ‖ Die gern des Basilisken Vorrecht übten, ‖ Und gern mit jedem Strahl mich tödteten? ‖ Ich kenn euch, Schwestern; denn ich kenne mich! ‖ Ihr seid mir unausstehlich, weil ich euch ‖ Es sein muß; und ich haß euch, denn ich fühl, ‖ Ich fühl es, daß ihr mich nicht lieben könnt. ‖ Nicht können? Nein, nicht könnt! Fürwahr — Fürwahr, ‖ Daß du es wenigstens nicht kannst, das spricht ‖ Schon dieser höhnsche Ton, schon diese Miene, ‖ Die auch den schönsten Mund verzerren würde. ‖ Auch deinen! Nicht? Du irrest dich in mir, ‖ Ich könnte dich nicht lieben? Ich nicht? Blos ‖ Daß du so sehr gerecht bist gegen dich ‖ Und uns, blos darum könnt ich dich schon lieben, ‖ Wär sonst auch gar nichts liebenswerth an dir. ‖ Fahr nur fort! Wer heute mich erbittert, ‖ Der thut mir einen Dienst. Du kannst so wild ‖ Mich schwerlich machen, als ich heut gern wäre. ‖ Was ist dir, theure, liebste Busenfreundin? ‖ Was willst du, theure, liebste Busenschlange? ‖ Dein sanftes Aug ist blau, dein Herz ist schwarz; ‖ Dein Mund kann lächeln, wenn die Zähne knirschen. ‖ Harmonische Bezauberungen spricht ‖ Die glatte Zunge, spricht Verderben, das ‖ Im Hinterhalt des Doppelsinnes laurt. ‖ Schweig! Lieber will ich noch von dir gekränkt, ‖ Verhöhnet sein, als liebgekost von dir. ‖ Allein Prinzessin — Nannte man dich so, ‖ Als du der Liebling unsers Bassa warest? ‖ O, wärst dus noch! Prinzessin, Königin, ‖ Wollt ich dich gern beim dritten Worte nennen, ‖ Und tief dabei, bis in den Staub mich bücken. ‖ Dehn nur den majestätischen Hals und führ ‖ Die großen Augen langsam rund umher! ‖ Im Schwindel deiner vorgen Höh, der noch ‖ Dich nicht verlassen, mag ich leicht ‖ Dir viel zu unwerth scheinen, diesen Platz ‖ Nach dir, Prinzessin, zu bekleiden. Doch ‖ Ich mag auch nicht mit dir zu messen, zu ‖ Vergleichen sein. Man misset und vergleicht ‖ Nur Aehnliches — Spricht keine mehr ein Wort? ‖ Ich mag mein Lob nicht hören, ich! Und nun? ‖ Da stehn sie! Was ist euch befohlen? Was? ‖ Gesellschaft mir zu leisten? stumme? Wenn ‖ Ich wieder ruhig, wieder kalt soll werden, ‖ So würd ichs lieber wol allein. — O, geht! ‖ Ich bitt euch, geht! — Was giebt ein Sklav auf Bitten? — ‖ Ha! Wollt ihr die Erniedrigung ertrotzen, ‖ Daß eure Nebensklavin euch befiehlt? ‖ Nun, ich befehl euch: geht! — Ihr wißt, wie viel ‖ Ich über ihn vermag. Er kömmt nun bald, ‖ Und dann! — Gehorcht, wo nicht — Da kriechen sie! ‖ So kommt doch nur! ha! ha! Gelacht? Verlacht? ‖ Warst du es, Jaffith? ‖ Ja!

Auftritt II.

Bleib hier! Du lachst, ‖ Du bist leicht noch die Redlichste. Das bin ‖ Ich auch. Bleib hier! Und warum lachst du? Weil ‖ Ich leichtlich lach, und Lachen mir bekömmt. ‖ Doch lachst du doch wol nicht so, wie du gähnst, ‖ So wie du Athem holst? Ohn äußern Anlaß. ‖ Was brachte dich zum Lachen? Darnach fragst du? ‖ Das Lächerliche, glaub ich; denn das macht ‖ Zu lachen. Und wo war das Lächerliche? ‖ An euch? an mir? Laß sehn Es war doch wol ‖ An — dir! An mir? Was dünket dich, Fatime? ‖ Wär nicht ein kleines, schwaches, weißes Täubchen ‖ Mit großen scharfen Uhusklauen, mit ‖ Gekrümmten, spitzem Adlerschnabel, wär ‖ So ein Geschöpf der wilden Phantasie ‖ Des Malers, in der weiseren Natur ‖ Ein Unding, wol nicht ein Geschöpf zum Lachen? ‖ Nun denn? Erkennst du dich, mein Täubchen, mein ‖ Verstelltes Täubchen? Oder willst du auch, ‖ So wie die wahre Taube vor dem Spiegel, ‖ Dich gegen dein getreues Abbild sträuben, ‖ Und mit dem kleinen Schnabel darnach hacken? ‖ Die närrischen Gesichter! Ich muß lachen. ‖ Denn jede, wett ich, sitzet nun zu Winkel, ‖ Wägt deinen Zorn und zittert kindischer, ‖ Als du gedroht. Dein Zorn! Du zornig? Du? ‖ Dein Zorn ist Laune; launisch kannst du sein, ‖ Nicht zornig. Und dein Drohn! Die Nachtigall, ‖ Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern. ‖ Wer drohen will, muß Groll zu hegen wissen. ‖ Und weißt du das? Dir steht das Drohen, so ‖ Wie mir das Weinen. Kannst du gar nicht weinen? ‖ Nein, aber auch nicht — weinen sehn. Du weinst?

Kleonnis.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen. Euphaes, der Vater; König der Messenier. Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Amphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus in dem Stücke vorkömmt. Oder Theres. Dorysjus, Sohn des Theopompus, Königs der Lacedämonier. Pytharatus (Demarat), der zweite Sohn des Euphaes; der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf. Aristodemus, ein Feldherr des Euphaes. Tisis, der Prophet. Melanthus, ein anderer Feldherr des Euphaes. Ein Soldat.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Euphaes allein, und hernach **die Wache.**

Euph. Die träge Zeit! Kein Jahr ward mir so lang, ‖ Als dieser Morgen. He, Soldat! Die Wache. Befiehl!

Euph. Noch nicht zurück? Die Wache. Wer?

Euph. Träumer! fragst du, wer? ‖ Mein Sohn und sein Geschwader.

Die Wache. König, nein! ‖ Es war schon Tag, da brachen sie erst auf.

Euph. Erst? — Geh! — Daß die Natur zum Vater mich ‖ Mehr, als zum König schuf! Manns zwar genug ‖ Für dich, mein Volk, an jeder Ader gern ‖ Zu bluten; nur nicht Helds genug, für dich ‖ In meinem Sohne — theurer, einzger Sohn! — — ‖ Zu bluten. Einzger! — Ach, einst war er nicht ‖ Der Einzige! Nebst ihm war einst — — Zurück, ‖ Gedanke voller Qual! Ists nicht genug, ‖ Für Einen zittern, wenn ich nicht zugleich ‖ Auch um den Andern weine? — Weine? Ja! ‖ Ich wein aus Wuth; aus Wuth, die Thränen liebt, ‖ Bis sie befriedigt höhnisch lächeln kann. ‖ Noch kann ichs nicht! Denn noch siegt Sparta! Noch ‖ Ist mein entvölkert Land ein leichter Raub ‖ Der Unterdrücker! Noch gebiet ich hier, ‖ Hier auf Ithomens rauhen Felsen, hier, ‖ Ins zwölfte Jahr von überlegner Macht, ‖ Die besser schlau und kalt zu trotzen, als ‖ Zu fechten weiß, umsetzt; — gebiet ich — Wem? ‖ Zwar einer Handvoll frommer Helden; doch ‖ Sind Helden Götter? O, Messenier! ‖ (Beschützt vom Recht; bekriegt vom Hunger, Pest) ‖ Das Recht und wir! Wir; gegen Hunger, Pest ‖ Und Feind und Götter. Götter wären wir, ‖ Wenn wir noch siegten; bessre Götter, als ‖ Die ungerechten — — — Unsinn! Raserei! ‖ Erstickte Lästerung! Empörer! Staub! ‖ Bin ich ein Heraklide? Bin ichs? — Wenn ‖ Hat Herkules — Sieh nicht im Zorn auf mich ‖ Herab, du meines Bluts vergötterter ‖ Quell! Wenn hast du, der du im ruhigsten ‖ Der Augenblicke deines Lebens, mehr, ‖ Unendlich mehr, mehr thatst, mehr littst, als ich ‖ In Jahren nicht gelitten und gethan, ‖ Nicht thun, nicht leiden werde; wenn hast du ‖ Ein rasches Wort des Murrens dir vergönnt? ‖ Und ich, dein schlechter Enkel, murre? — Ha, ‖ Philäus!

Zweiter Auftritt.

Euphaes. Philäus.

Euph. Komm! Du bist der glückliche, ‖ Gewünschte Bote doch? Mein Sohn ist da? ‖ Wo ist er? Sprich! Du schweigst? Verwundet? Todt? ‖ Er ists! Die Ahndung —

Phil. Werde nimmer wahr! ‖ Sei ruhig, Herr! Sei ruhig. Siegen ist ‖ Kein Werk des Augenblicks. Noch kann er nicht, ‖ Dein junger, kühner Demarat, den Feind ‖ Gesucht, gefunden, angegriffen und ‖ Geschlagen haben.

Euph. Daß ich ihn so leicht ‖ Aus meinen Augen ließ! Zu stürmscher Jüngling, nur ‖ Noch wenig Tage, dann hätt ich dich selbst ‖ Im ersten Kampf, zur Probe deines Muths, ‖ Begleiten können! — Schande! — Wenn nunmehr ‖ Der junge Leu aus seiner Höhle tritt, ‖ Wer führt ihn an? Wer lehret ihn dem Bär ‖ Die neuen Klauen, unversucht, doch keck ‖ In Nacken schlagen, und den Tiger an ‖ Der Gurgel fassen? Ists der alte Leu ‖ Nicht selbst? Und ich, beschimpfter Vater! Ich — —

Phil. Herr, deine Wunden hindern — —

Euph. Warum sind ‖ Des Kriegers Wunden nicht so bald geheilt, ‖ Als bald sein Muth nach neuen durstet! Schon ‖ Der neunte Tag, daß der zerschmetterte ‖ Vertheidgungsarm des schweren Schilds entwöhnt, ‖ Und die vom Speer durchstochne Seite nicht ‖ Den Panzer leiden will! Der neunte Tag! ‖ Zu viel der aufgedrungnen Rast! Zu viel ‖ Auf eine Schlacht, die dennoch — — Hätte mir ‖ Ein holders Schicksal diese Wunden bis ‖ Zur letzten, tödtlichen geborgt! Wie gern ‖ Wollt ich alsdann, ich ganz Gefühl, ganz Schmerz, ‖ Für eine sieben bluten; wenn ich heut ‖ Nur, meiner Glieder Herr und meines Sohns ‖ Gefährte wäre! Meines Sohns! — Vielleicht, ‖ Daß eben jetzt — —

Phil. Nun reißt sie zügellos, ‖ Die kranke Phantasie, ihn fort! Mich schmerzt ‖ Der Zärtliche —

Euph. Des Todes kalter Schaur ‖ Durchläuft mich; starrendes Entsetzen sträubt ‖ Das wilde Haar zu Berge —

Phil. Höre mich!

Euph. Dich hören? — Kann ich? — Sieh! Er ist umringt! ‖ Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind, ‖ Erfordert andre Nerven! Wage nichts! ‖ Doch wag es! Hinter dich! Bedecke schnell ‖ Die offne Lende! Hoch das Schild! — Umsonst! ‖ In diesem Streiche rauscht der Tod auf ihn ‖ Herab. Erbarmung, Götter! — Ströme Bluts ‖ Entschießen der gespaltnen Stirn; er wankt; ‖ Er fällt; er stirbt! — Und ungerächet? Nein! ‖ Philäus, fort! Ich kenn den Mörder! Komm!

Phil. Wenn wird die kalte, ruhige Vernunft ‖ Die sanfte Stimm erheben dürfen? Ich ‖ Dein Unterthan, doch jetzo mehr dein Freund, ‖ Weil leicht den tadelsüchtgen Unterthan ‖ Des Königs Schwachheit ärgert. — Ich, dein Freund, ‖ Der dein zur Liebe so geschaffnes Herz ‖ Zu schätzen weiß, verlange —

Euph. Was du willst! ‖ Nur das verlange nicht, zu strenger Freund, ‖ Daß auf der Furcht und Hoffnung Wogen ich ‖ Mich unerschüttert halten soll.

Phil. Das nicht! ‖ Doch wanns in deinem mächtgern Willen steht, ‖ Daß diese Wogen, dieser innre Sturm ‖ Sich folgsam legt; dann kann ich doch von dir ‖ Verlangen, nicht dein eigner Peiniger ‖ Zu sein? **Euph.** Mein eigner Peiniger?

Phil. Gewiß! ‖ Jetzt wäge sie, die Gründe deiner Furcht ‖ Mit deiner Hoffnung Gründen ab! Wie leicht ‖ Steigt jene Schal empor! Wie schwer drückt die ‖ Hernieder!

Euph. Wann er bleibt, wann ihn so jung — —

Phil. So jung? Wen liebt das Glück verbuhlter, als ‖ Den dreisten und von seiner Tücke noch ‖ Unabgeschreckten Jüngling?

Euph. Nein; das Glück ‖ Ist mir zu feind; zu feind, als daß es mich ‖ Im Sohne lieben sollte.

Phil. Finstrer Wahn! ‖ Das Glück ist treulos, um das Glück zu sein, ‖ Und nicht uns zu verfolgen. Doch gesetzt: ‖ Es hasse dich, dich mehr, als Andre. Sprich! ‖ Ist das der Fall, die Wirkung seines Grolls ‖ Zu fürchten? Wer begleitet ihn? Wer ists, ‖ In dessen Schirm, als unterm breiten Schutz ‖ Der göttlichen Aegide, Demarat ‖ Jetzt ficht, jetzt siegt? Ists nicht Aristodem?

Euph. Wen nennst du mir? O, wär ers nicht! Er nicht!

Phil. So macht dich deine Furcht auch ungerecht? ‖ Das geht zu weit! — Herr! an der Tapferkeit ‖ Und Treu Aristodems verzweifeln, ist ‖ Beleidigung der Tugend! Wen von uns ‖ Fürchtt der Spartaner mehr, als ihn? Dich selbst ‖ Nicht ausgenommen; Dich, sein Schrecken, sein ‖ Verderben! Wie ein Wetterstrahl, mit dem ‖ Der Donner Felsen spaltet, so brachst du ‖ In seinen eisern Phalanx ein; dein Schwert ‖ Fraß ganze Reihen. Endlich von der Zahl ‖ Unschimpflich übermannt, da du, mit dir ‖ Messenens Heil zu sinken drohte: Wer, ‖ Wer drang dir nach? Wer hielt rund um dich her ‖ Der Rachsucht wilden Wirbel ab? Wer lud ‖ Dich auf atlantsche Schultern, theure Last, ‖ Und trug dich hoch durch den erstaunten Feind ‖ Hindurch? — Das that Aristodem! Da sah ‖ Der Feind, mit grimmiger Bewundrung, starr ‖ Ihm nach! Die Wunder, Herr, die er für dich ‖ Gethan, die kann er auch für deinen Sohn ‖ Thun. — Stammt er nicht vom Herkules, wie du? —

Euph. Hör auf! Wenn rief ich seine Tapferkeit ‖ In Zweifel? Eben diese Tapferkeit, ‖ Die ists, vor der ich zittre. So wie sie ‖ Dem Tode trotzt, soll jeder neben ihr ‖ Dem Tode trotzen. Weniger, als sie ‖ Zu leisten wagt, soll niemand leisten! Ihr ‖ Ist Demarat nicht der geliebte Sohn ‖ Des jammernden, verwaisten Vaters; ihr ‖ Ist Demarat Soldat, und weiter — nichts! ‖ Wie anders? Denn was weiß Aristodem ‖ Von jenen zärtern, bessern, menschlichern ‖ Empfindungen? Der sanften Macht des Bluts? ‖ Dem süßen Recht der Sympathie? Er? Er? ‖ Der kalte Mörder seiner Tochter.

Phil. Sprich: ‖ Der Tochter frommer Opfrer. Das Gebot ‖ Des deutlichen Orakels —

Euph. Das Gebot ‖ Der deutlichen Natur war älter! — Ich ‖ Unglücklicher! Dem, der so wenig weiß, ‖ Was Vater ist, dem meinen Sohn vertraun!

Phil. Herr! Tisis kömmt uns näher. Fasse dich, ‖ Und ruf geschwind die heitre Majestät ‖ Zurück in deine Miene.

Euph. Tisis! Was ‖ Will Tisis? Der prophetische Tisis!

Phil. Jetzt ‖ Nicht Tisis, der Prophet. Kein Purpur fließt ‖ Ihm von der Schulter ab; kein Lorbeer kränzt ‖ Das braune Haar; kein goldner Scepter blitzt ‖ Aus seiner Rechten. Sieh! Er tritt einher ‖ Im Panzer und im offnen Helme; ganz ‖ Der Krieger!

Dritter Auftritt.

Tisis. Euphaes. Philäus.

Tisis. König! . . . . ‖ Dein Heer hört, Mitleids voll, die bange Furcht ‖ Der väterlichen Liebe. Uns sowol, ‖ Als dir, verweilt dein Sohn zu lange. Nur ‖ Ein Wort, so eilt mit mir ein fertger Trupp ‖ Der Tapfersten ihm nach. Dies ists, warum ‖ Ich kam.

Euph. Messenier! O bestes Volk, ‖ Der Menschen und der Griechen würdigstes!

Der Schlaftrunk.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen. Samuel Richard, Philipp Richard, leibliche Brüder. Charlotte, Nichte derselben. Berthold. Karl, Lucinde, Kinder des Berthold. Finette, Mädchen der Charlotte. Anton, Bedienter des Samuel. Hausknecht des Samuel.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

(Scene: eine Wohnstube, wo Richard, in einem Lehnstuhle, vor einem Schreibepulte sitzt und durch die Brille in einem Folianten lieset. Charlotte sitzt am Fenster, auf einem Taburet, und macht Knötchen)

Charl. Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Rich. (indem er immer fortlieset) Warum denn, Lottchen?

Charl. Der Besuch wird gleich da sein.

S. Rich. Ich muß erst die Geschichte auslesen.

Charl. Sie schwächen Sich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Rich. Du hast wol Recht.

Charl. Und strengen Ihr Gedächtniß an.

S. Rich. Es ist wol wahr.

Charl. Da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin so sehr ablegt.

S. Rich. (indem er die Brille abnimmt und das Buch zumacht) Nein, Lottchen, nein; das sage nicht! Mein Gedächtniß ist noch recht sehr gut. Ich wollte dir wol die Geschichte, die ich itzt gelesen habe, von Wort zu Wort wieder erzählen. Leg deine Arbeit weg und höre mir zu! — Es war einmal ein König von Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führte einen schweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich: ein König von England, Lottchen? Nein, siehst du, man kann sich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieser König —

Charl. Ich höre wol, lieber Onkel, daß Sie Alles recht wol behalten haben. Aber Sie haben es auch nur erst diesen Augenblick gelesen. Wenn Sie es auf den Abend wieder erzählen sollten —

S. Rich. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran! Ich will dirs auf den Abend erzählen —

Charl. Wol, lieber Onkel —

S. Rich. Sprachst du nicht vorhin von Besuche? Wer will uns denn besuchen?

Charl. Ihr alter, guter Freund, Herr Berthold, und sein Herr Sohn —

S. Rich. Der junge Herr Berthold? Nu, nu, der kömmt nicht sowol zu mir, als zu dir, und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

Charl. Der Vater? Ist er nicht Ihr ältester, bester Freund? —

S. Rich. Gewesen, Lottchen, gewesen! Sieh, wie vergeßlich du bist. Hat mich nicht dieser älteste, beste Freund verklagt? Um eine Post verklagt, die ich längst richtig gemacht habe? Bin ich nicht —? Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geschwind, gieb mir den Kalender her!

Charl. (vor sich) Ah, nun erinnert er sich an den unglücklichen Termin.

S. Rich. Hörst du nicht, Lottchen? den Kalender —

Charl. Wir schreiben den sechzehnten, lieber Onkel —

S. Rich. Den Kalender, Lottchen!

Charl. Den sechzehnten September, lieber Onkel —

S. Rich. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen; er steckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notirt. Wenn dichs zwar inkommodirt — (er rückt mit seinem Lehnstuhle, als ob er aufstehen wollte)

Charl. Nicht doch! lieber Onkel; bleiben Sie doch sitzen. (sie holt ihm den Kalender) Hier ist er!

S. Rich. Ich danke, Lottchen! Was für einen Monat haben wir? Charl. September.

S. Rich. Und den wie vielten, sagst du, schreiben wir?

Charl. Den sechzehnten.

S. Rich. Den sechzehnten September! — Da ist er! Richtig! richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hause! Kein Mensch erinnert mich an was! Und wenn es vergessen ist, so soll Ichs vergessen haben!

Charl. Was denn, lieber Onkel?

S. Rich. Ihr habt mich den ersten Termin versäumen lassen. Ihr habt mich den zweiten Termin versäumen lassen. Komm her, Lottchen, was steht hier bei dem siebzehnten?

Charl. Drei Kreuze, lieber Onkel!

S. Rich. Und was bedeuten die drei Kreuze?

Charl. Das muß wissen, wer sie gemacht hat.

S. Rich. Siehst du, das hast du vergessen! Rufe mir Finetten herein; ich muß doch sehen, ob die es auch vergessen hat?

Charl. Finette hat zu thun.

S. Rich. Nun, so rufe mir Antonen! Ich muß euch nur einmal Alle überzeugen, wie vergeßlich ihr seid.

Charl. Anton ist ausgeschickt.

S. Rich. Ich habe es euch Allen gesagt, was die drei Kreuze bedeuten, und habe euch Allen befohlen, mich fleißig an die drei Kreuze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert sein will, erinnere sich selber.

Charl. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel!

S. Rich. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich sehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (sich an die Stirne schlagend) und wie so gar nichts in euren jungen Köpfen haften will! Ha, ha, ha! — Die drei Kreuze bedeuten — besinnst du dich noch nicht, Lottchen? —

Charl. Daß Sie morgen zur Ader lassen müssen?

S. Rich. Ei ja! Herr Berthold würde meinem Beutel schön zur Ader lassen, wenn ich so vergeßlich wäre, wie du! — Die Kreuze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe dir merklich genug drauf —

Charl. Jetzt besinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefischt werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutscher sagen; wir fahren morgen früh heraus und fischen.

S. Rich. Fischen? Ja, Herr Berthold denkt zu fischen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man fischt! — Lottchen, die drei Kreuze bedeuten, daß morgen der dritte Termin ist; der dritte und letzte Termin zu Producirung meiner Quittungen. Nun freilich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen sind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen lassen! — Ich schwöre, und Herr Berthold wird abgewiesen.

Charl. Aber, lieber Onkel, ich dächte, Sie ließen es so weit nicht kommen. — Ein Schwur ist doch immer eine sehr wichtige Sache; und Geld ist nur Geld!

S. Rich. Nein, Lottchen, Geld ist die wichtige Sache, und ein Schwur ist nur ein Schwur. Nicht, daß ich, um wer weiß wie viel, einen falschen Schwur thun sollte! Nein, da sei Gott vor! Aber wenn man Recht hat —

Charl. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, sollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrifft, sich lieber gefallen lassen, Unrecht zu bekommen, als zu schwören —

S. Rich. Ja, das dächtest du; aber das verstehst du nicht. — Morgen soll sichs zeigen. Ei, denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herr Bertholden gewesen sein, wenn ich auch den dritten Termin versäumt hätte, und hätte mich kontumaciren lassen, und hätte ihm noch einmal bezahlen müssen —

Charl. Es kömmt jemand, lieber Onkel! Er ist es wol schon selbst. —

Zweiter Auftritt.

Philipp Richard und **die Vorigen.**

Charl. Nein, es ist Onkel Philipp!

Ph. Rich. Guten Tag, Bruder Samuel!

S. Rich. Lottchen, hat der sich auch melden lassen?

Charl. Nein, aber — Sein Sie gütig gegen ihn!

Ph. Rich. Wie stehts, Bruder? Noch gesund? noch frisch?

S. Rich. Gesunder und frischer, Bruder, als ihr wünscht —

Ph. Rich. Als ihr wünscht? Wen meinst du, Bruder?

S. Rich. Ich habe dirs hundertmal gesagt, daß mir gewisse Leute, wenn sie sich nach meiner Gesundheit erkundigen, recht sehr ärgerlich sind. Siehst du, Bruder; ich sehe dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charl. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder ist — —

Ph. Rich. Mühmchen, menge sie sich unter uns nicht! — Bruder, du bist die wunderlichste, argwöhnischste Glatze, die sich jemals in einem Großvaterstuhle geschüttelt hat.

S. Rich. Hörst du, Lottchen, hörst du?

Ph. Rich. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum ist dir denn mein Anblick so zuwider? Ich sehe doch dem Tode so ähnlich nicht. Gesund, fett und fröhlich, wie ich bin — —

S. Rich. Die Gesundheit erhalte dir Gott; dein Fett bist du schuldig, und deine Fröhlichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder also, daß ich den Tod lieber sehe, als dich? Wenn ich den Tod sehe, so sehe ich meine letzte Stunde; und wenn ich dich sehe, so sehe ich die nächsten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es sich in der Welt hat sauer werden lassen, ist die Vorstellung des Grabes lange nicht so marternd, als die Vorstellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, hast du gelesen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin so ein Maler.

Ph. Rich. Je nu, wenn ich nicht lache, so wird eine Andere desto mehr lachen. — — Lache sie doch einmal, Lottchen! Sie lacht recht hübsch —

Charl. Sie verfahren sehr grausam mit mir, Onkel —

Ph. Rich. Im Geringsten nicht! Denn gelacht wird bei dem Grabe eines reichen Geizhalses doch; er mag es anfangen, wie er will.

S. Rich. Undankbarer, gottloser Bruder.

Ph. Rich. Zanke mit der Natur, und nicht mit mir! Du kamst zwanzig Jahre früher in die Welt, als ich; du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Rich. Ich muß? ich muß? Ich will doch sehn, wer mich zwingen soll? —

Ph. Rich. Ha, ha, ha! nun machst du, Bruder, daß ich sogar vor deinem Tode über dich lache. —

S. Rich. Geschwind, Bruder, sage mir, was du bei mir willst, und packe dich alsdenn wieder deiner Wege! — —

Ph. Rich. Ich kam blos zu deinem Besten. — Ich weiß du bist ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte dich an etwas erinnern, woran dich Lottchen wol so leicht nicht erinnern möchte.—

S. Rich. O Bruder, ich bin so vergeßlich nicht, als du meinst. Soll ich dir eine Probe von meinem guten Gedächtniß geben? Komm her, ich will dir es auf dem Finger herrechnen, wie viel du mir seit funfzehn Jahren gekostet hast. — Bei deinem ersten Bankerotte verlor ich dreizehn tausend, vier hundert sechs und achtzig Thaler, neunzehn Groschen. —

Ph. Rich. Und sieben Pfennige. — Das habe ich so oft von dir hören müssen, daß ich es endlich selbst behalten habe. —

S. Rich. Bei deinem zweiten Bankerotte kam ich um sieben tausend, drei hundert und dreißig Thaler —

Ph. Rich. Da war der Verlust schon kleiner, wie bei dem ersten. Denn du warst um ebenso viel klüger, als härter geworden—

S. Rich. Bei deinem dritten Bankerotte —

Ph. Rich. Verlorst du fast gar nichts. Eine Post Rheinweine, für die du in Cöln für mich gut gesagt hattest —

S. Rich. Ist das nichts? Die Post betrug achtzehn hundert Thaler. Diese achtzehn hundert, und jene sieben tausend, drei hundert und drei und dreißig, mit den ersten dreizehn tausend, vier hundert und sechs und achtzig —

Ph. Rich. Neunzehn Groschen, sieben Pfennigen —

S. Rich. Betragen zusammen: zwei und zwanzig tausend, sechs hundert und neunzehn Thaler —

Ph. Rich. Neunzehn Groschen, sieben Pfennige —

S. Rich. Und die kostest du mich baares Geld! Was kostest du mich nicht sonst? — Nu, Bruder Unverschämt, habe ich ein gutes Gedächtniß oder nicht?

Ph. Rich. Rabbi Samuel, Alles das beweiset für dein gutes Gedächtniß gar nichts: denn das waren Schußwunden, die dir ein Paar Knochen zersplitterten, und nachdem sie kurirt waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachsenen Knochen zurück ließen; aber ein Kalender ist kein Gedächtniß — —

S. Rich. Höre einmal, Lottchen, hör einmal! Weise ihm doch die Thüre, Lottchen!

Ph. Rich. Bemühe sie sich nicht, Lottchen; sie ist mir be-

kannt. Aber, Bruder, alle deine Grobheit soll mich doch die gute Absicht nicht vergessen machen, in der ich herkam. Ich will dich nur erinnern, daß heute der sechzehnte September ist.

S. Rich. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Ph. Rich. Und daß morgen der siebzehnte ist —

S. Rich. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Ph. Rich. Was ist auf den siebzehnten, Lottchen? Ich wette, sie mags nicht wissen —

Charl. O, Herr Onkel, haben Sie sonst nichts? Daran hat sich Ihr Herr Bruder schon selbst erinnert.

S. Rich. Ja, daran habe ich mich schon selbst erinnert — (sachte zu ihr) Was meint er denn, Lottchen?

Charl. Eben das, lieber Onkel —

S. Rich. So? — Schon gut, Bruder, ich danke dir für deine Mühe, so unnöthig sie auch war. (sachte zu ihr) Lottchen, du wirst mir es wol hernach sagen, was er meint —

Ph. Rich. Erkenne meine Aufmerksamkeit auf dein Bestes, oder erkenne sie nicht: nur versäume mir morgen den dritten Termin nicht, so wie du den ersten und zweiten versäumet hast——

S. Rich. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen? —

Ph. Rich. Den dritten und letzten Termin gegen Berth•olden. Ich denke, du hast dich schon selbst daran erinnert?

S. Rich. O ja, das habe ich! Nicht wahr, Lottchen? Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze dich doch einen Augenblick bei mir nieder, Bruder Philipp — Recht! den dritten Termin muß ich nicht versäumen. — Was meinst du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Ph. Rich. Sie mag laufen, wie sie will, wenn du dich nur erst gehörig eingelassen hast. Das Vornehmste bei einem Prozesse ist, daß man seinem Gegenpart die Hölle so heiß, und das Leben so sauer macht, als möglich. Ich habe jetzo nicht Zeit, Bruder! Aber wenn du willst, so komme ich auf den Abend wieder zu dir, und wir wollen mehr davon schwatzen.

S. Rich. Ja, Bruder Philipp, thu das, komm! Du sollst mir angenehm sein. —

Ph. Rich. So lebe unterdessen wol! —

S. Rich. Auf Wiedersehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Ph. Rich. Ohne Umstände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charl. Wol kenne ich dich!

Dritter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Rich. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wol noch eine gute Ader haben?

Charl. O ja, lieber Onkel —

S. Rich. Er sorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen soll. — Finette, gut, daß du kömmst.

Vierter Auftritt.

Finette und **die Vorigen.**

Fin. Es ist Alles fertig; sie mögen nun kommen, wenn sie wollen. (Sie rückt einen kleinen Kaffeetisch zurechte, bedeckt ihn, und setzt Tassen darauf)

S. Rich. Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns essen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Fin. Einen? Das wäre so viel, als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben!

S. Rich. Nu, nu, Mädchen, traktire ihn nur heute so gut, als du kannst. Er hat mir einen Dienst gethan —

Fin. Bruder Philipp, Ihnen einen Dienst? Den möchte ich doch hören.

S. Rich. Er hat gethan, was ihr hättet thun sollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin ist.

Fin. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Richard, es setzt heute keine Krammetsvögel. Es sind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen gewesen.

S. Rich. Das ist Schade! der arme Philipp! was wirst du ihm denn nun vorsetzen?

Fin. Nichts! Und das wissen Sie doch auch, daß ich den Kellerschlüssel verloren habe?

S. Rich. Den Kellerschlüssel? Und du hast keinen Wein haußen? Was soll denn Bruder Philipp trinken?

Fin. Nichts; und das ist gerade so viel, als er mit seinem Dienste verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr Richard, was er darunter sucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zusammenhetzen, damit Charlottchens Heirath mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Rich. Lottchen, sollte das wol wahr sein?

Charl. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipps Absicht wäre, so weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen ist —

S. Rich. Ja, Lottchen, — wenn das auch seine Absicht wäre. — —

Fin. Wenn? Sie ist es ganz gewiß. — St! der Besuch kömmt. (Charlotte geht ihm entgegen)

S. Rich. Wer ist es denn, Finette?

Fin. Herr Berthold mit seinem Sohne —

S. Rich. Ja, ganz recht, ganz recht! (steht auf)

Fünfter Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte. Samuel Richard. Finette.

Berth. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, dich wol zu sehen.

S. Rich. (sie umarmen sich) Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Ist das dein Sohn? (Karl neigt sich gegen ihn)

Berth. Das ist er. Die acht Monate, die er weggewesen, haben ihn mir selber unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünsche und hoffe, liebster Herr Richard, daß Sie, diese Zeit über, beständig gesund und vergnügt mögen gelebt haben.

S. Rich. Ich danke, Herr Karl! Wie alte Leute nun so leben!

Karl B. Ich bin höchst ungeduldig gewesen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berth. Es ist wirklich sein erster Ausgang.

S. Rich. Bedanke dich, Lottchen, bedanke dich! — Setzen Sie Sich doch, meine Herren — (Sie setzen sich, indeß hat Finette Kaffee und Backwerk aufgetragen, und fängt an, damit herumzugeben)

Karl B. Ich schmeichle mir, liebster Herr Richard, daß meine Abwesenheit, oder was während derselben etwa vorgefallen sein könnte, mich in Ihrer schätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgesetzt haben.

S. Rich. Darin kann Sie nichts zurücksetzen; Sie sind uns noch so lieb, als Sie uns jemals gewesen sind. — Nicht wahr, Lottchen? — (zu Finetten, die ihm eine Tasse Kaffee gebracht) Die wie vielte Tasse ist das, die ich trinke?

Fin. Die erste.

Berth. Freund Richard, mein Sohn ist ein seltsamer Heiliger; er denkt, weil wir in seiner Abwesenheit ein wenig an einander gerathen sind, weil ich dich habe verklagen müssen —

S. Rich. Ja, lieber Karl, hätten Sie Sich das wol jemals träumen lassen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es ist ihm leid —

Berth. Mir leid? Was sprichst du da? —

Karl B. Es ist mir leid, sage ich — —

Berth. Geck, was braucht dir das leid zu sein? Wird er dir darum das Mädchen nicht geben? Er hat sie dir einmal versprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

S. Rich. Freilich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Prozessen verschonen.

Berth. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt so wider die Prozesse eingenommen ist. Wollen denn die Advokaten nicht auch leben?

S. Rich. Sie wollen wol, aber sie müssen darum nicht.

Berth. Das ist dein Spaß.

S. Rich. Das ist mein völliger Ernst.

Charl. (zu Karln) Wo sie nur nicht hitzig gegen einander werden. —

Karl B. Wir müssen sie auf ein ander Gespräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

S. Rich. So? — Mein völliger Ernst, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre, als dem Prozessiren.

Berth. Und ich habe Zeit meines Lebens gern prozessirt. Mein erster Prozeß war mit meinem leiblichen Vater. Die besten Freunde können einmal uneins werden, und diese Uneinigkeit auszufechten, ist der friedlichste und gütlichste Weg: der Prozeß. So lange man sich nur so streitet, so lange ärgert man sich. Sobald aber die Sache den Advokaten übergeben ist, müssen sich die Advokaten an unserer Statt ärgern, und wir sind wieder ruhig.

S. Rich. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem

Leben nur ein einziges Mal prozessirt, aber das weiß ich doch besser. Man ärgert sich noch immer, und ärgert sich über die Advokaten oben drein. —

Karl B. Dieser Ihr Freund in London sagte mir —

S. Rich. Hörst du? das hat mein Freund in London ihm auch gesagt. —

Karl B. Daß er ehedem in Amsterdam —

S. Rich. Die ganze Börse in Amsterdam denkt so. —

Berth. Karl, kein Wort mehr von London und Amsterdam! Kaum sind die jungen Laffen einmal hingerochen, so ist ihr drittes Wort: London und Amsterdam.

S. Rich. Nein, nein, laß ihn nur mitreden! Er spricht so unrecht nicht — (zu Finetten, die ihm die zweite Tasse reicht) Die wie vielte Tasse ist das, Finette? Fin. Wieder die erste. —

S. Rich. Habe ich die vorige auch mit Milch getrunken? — Finette, laß mich ja nicht zu viel Kaffee trinken! Du weißt, er ist mir schädlich —

Karl B. Gewiß, Herr Richard, der Kaffee ist überhaupt ein sehr unzuträgliches Getränke.

Charl. Sagen Sie das auch, Herr Karl? —

Karl B. Ich weiß wol, daß er seine größten Vertheidiger unter dem schönen Geschlechte hat —

Berth. Kinder, diese wichtige Frage, ob der Kaffee zuträglich oder unzuträglich ist, macht aus, wenn ihr allein seid — Falls ihr allein euch sonst nichts Wichtigers zu sagen habt. Itzt laßt die Alten mit einander reden! — Freund Richard, morgen wird sich viel zeigen —

S. Rich. Morgen? — Ja, es ist wahr, morgen ist der dritte Termin. Aber denke nicht, Freund, daß ich den auch versäumen werde.

Berth. Gleichwol wäre es das Beste —

S. Rich. Und ich ließe mich kontumaciren?

Berth. Nicht anders.

S. Rich. Und ich bezahlte dich noch einmal?

Berth. Das würde sich zeigen. Karl, du weißt, was ich dir gesagt habe. —

S. Rich. Nein, nimmermehr, das wird nimmermehr geschehen. —

Berth. Wenn du die Quittungen, auf die es ankömmt, vorzeigen kannst, so wird es freilich nicht geschehen.

S. Rich. Was Quittungen? Ich offerire mich zum Schwure.

Berth. Du bist ein ehrlicher Mann, aber ein vergeßlicher Mann; man wird dich nicht zum Schwure lassen. —

S. Rich. Nicht zum Schwure lassen? Also wäre es ja so gut, als gewiß, daß ich dich noch einmal bezahlen müßte?

Berth. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, so werde ich wissen, was ich zu thun habe.

S. Rich. Ich werde es auch wissen; ich auch. — Lottchen! (die sich mit Karln unterhält) laß dich da nicht zu tief ein! —

Berth. Wie meinst du das?

S. Rich. Ich sehe schon, es ist weder Freundschaft, noch Treue, noch Glauben mehr in der Welt. Wenn ich kondemnirt werde, noch einmal zu bezahlen, so bin ich ein ruinirter Mann; Lottchen ist ein ruinirtes Mädchen, und ist keine Frau für deinen Sohn. —

Berth. So meinst du das? Freund Richard, das geht zu weit! — Charl. Liebster Onkel —

S. Rich. Laß mich, Lottchen, laß mich —

Karl B. Herr Vater — —

Berth. Schweig, Karl! Der Alte denkt mir zu trotzen? Ich kann ebenso eigensinnig sein, als er. — Also, Herr Richard, wenn Sie kondemnirt werden, ist Lottchen keine Frau für meinen Sohn! — Recht wol! Und wenn ich kondemnirt werde, ist mein Sohn kein Mann für Lottchen. Das ist das Ende vom Liede! — Sohn, nimm Abschied — Karl B. Liebster Vater —

Charl. Liebster Herr Berthold —

Berth. Sohn, du kennst mich! — Lassen Sie mich! Mamsell! — Leben Sie wol, Herr Richard! (geht ab)

S. Rich. Was ist denn das? — Je, Freund Berthold, Freund Berthold! — Haltet ihn doch!

Karl B. Ich folge Ihnen sogleich, liebster Vater!

Sechster Auftritt.

Karl Berthold. Samuel Richard. Charlotte. Finette.

Fin. Das ist ein Mann!

S. Rich. Was fehlt ihm denn? Warum geht er denn schon?

Charl. Sie haben ihn unwillig gemacht, liebster Onkel!

S. Rich. Wer wird denn gleich so empfindlich sein? Man spricht ja wol was. — Seid ohne Sorgen, Kinder! Ich will den Prozeß nicht verlieren, und das Uebrige wird sich schon geben. — Setzen Sie Sich doch nieder, Herr Karl! —

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebste Charlotte, meine Schwester bittet um das Vergnügen, Sie diesen Abend besuchen zu dürfen. —

S. Rich. Sie soll uns herzlich willkommen sein.

Karl B. Liebster Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beste zu. Er ist von allem Eigennutze entfernt; nur seinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat mir es verboten. Ich sage Ihnen nur: Sie verlieren nichts, wenn Sie den Prozeß verlieren. —

S. Rich. Nichts? Sind zwei tausend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, so bin ich mit meiner Schwester diesen Abend wieder hier. —

S. Rich. Es wird mir lieb sein, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen!

Siebenter Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Fin. An Alle dem hat niemand, als Bruder Philipp Schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern? Sie hätten ihn vergessen —

S. Rich. Und wäre kontumacirt worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das ist — Ich hätte bezahlen müssen.

Fin. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Rich. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt Alles in der Welt, und die ganze Welt sollte nur eine Familie sein; aber wers hat, der hats.

Achter Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angespannt. —

S. Rich. Was angespannt? Anton. Die Pferde —

S. Rich. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob die Pferde an den Wagen, oder der Wagen an die Pferde gespannt wird.

S. Rich. Aber wozu denn?

Anton. Ist denn nicht Donnerstag heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Rich. Wahrhaftig! Jochen hat Recht. (er steht auf) Finette, heute ist Kränzchen; und das Kränzchen, weißt du wol, versäume ich um wie viel nicht.

Fin. Wer sagt denn, daß Sie es versäumen sollen?

S. Rich. Geh, Anton, sage Jochen, ich käme gleich. (Anton geht ab, indem Charlotte zurückkömmt)

Neunter Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Rich. Gieb mir meinen Hut, Finette!

Charl. Wo wollen Sie hin, liebster Onkel?

S. Rich. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme. Charl. Aber —

Fin. (zu Charlotten) So lassen Sie ihn doch! —

S. Rich. (indem ihm Finette den Hut giebt) Und meinen Stock!

Charl. Aber er vergißt ja —

Fin. Mag er doch vergessen.

S. Rich. (indem ihm Finette den Stock giebt) Und meine Rauchtabaksdose —

Charl. (zu Finetten) Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Fin. Den wollen wir schon los werden.

S. Rich. (giebt ihm die Dose) Ist auch Tabak drinne, und der Stopper? Ihr laßt mich doch an Alles allein denken.

Fin. Stecken Sie doch nur ein, und gehn Sie —

S. Rich. Nun, so führe mich herunter, Lottchen! Es thut mir leid, daß ich dich allein lassen muß. Vertreib dir den Abend, so gut du kannst. Halb zehn bin ich wieder da.

Fin. Gehn Sie nur, und lassen Sie Sich das Gläschen wol schmecken! (Charlotte führt den Alten ab, und Finette räumt den Kaffeetisch wieder auf) Lustig, Finette, das wird ein Abend für dich werden!

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

(**Lucinde,** die auf der einen Seite von **Finetten** herein geführet wird, und **Charlotte,** die auf der andern Seite ihr entgegen kömmt.)

Fin. Hier herein, Mademoisell!

Charl. O, sei mir tausendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Luc. Küsse mich, meine Charlotte! — du siehst dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tausend Malen, die ich dir willkommen sein sollte, neun hundert und neun und neunzig wol abgehen? Nicht wahr? —

Charl. Glaubst du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Luc. Verstelle dich nur nicht!

Charl. Und du, sei doch nicht so gar eitel auf deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, so liebe ich ihn blos, weil ich dich liebe.

Luc. Ist das wahr, Finette? du bist ja ihre Vertraute. —

Fin. So etwas mag davon wahr sein. Die Zündröhre kann wol durch das Herz der Schwester gegangen sein, aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — sehn Sie, Mademoisell —, so könnten wir die Zündröhre zur Noth entbehren. —

Luc. Da haben wirs!

Fin. Erst liebten wir den Bruder, blos der Schwester wegen; allein Alles kehrt sich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schwester blos des Bruders wegen lieben.

Luc. Wobei ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Fin. Ich, für mein Theil, allerdings.

Charl. Dein Theil ist mein Theil nicht, Finette!

Fin. O, ich weiß wol, daß ihr Theil das größere ist. —

Luc. Nun, Finette; mein Bruder lässet dich tausendmal um Vergebung bitten. Du sollst ja nicht glauben, daß er eine andere Gesellschaft der deinigen vorgezogen, sondern er muß bei dem Vater bleiben, den ihr uns heute ein wenig sehr unwillig nach Hause geschickt habt.

Charl. So, Lucinde? Hat dein Bruder zu Finetten, oder zu mir kommen wollen?

Luc. Eigentlich wol zu dir. Aber da du ihn nicht erwartet hast: so wäre es lächerlich, ihn bei dir zu entschuldigen. Ich entschuldige ihn da, wo er die Entschuldigung braucht. — Indeß, Finette, hat er doch versprochen, mich wieder abzuholen.

Charl. Hat er das?

Luc. Und ihr werdet euch noch sehen, Finette, obgleich ein wenig spät; obgleich nur auf einen Augenblick —

Charl. Sage mir, Finette, hast du draußen nichts zu thun? Fin. Alle Hände voll —

Charl. Nu, so thu mir den Gefallen und geh! — Wenn Lucinde niemanden hat, mit dem sie ihre Possen über mich treiben kann, wird sie wol ernsthaft werden. — Ich bitte dich, geh! Fin. (zu Lucinden) Soll ich?

Luc. Geh nur, und nimm meine Possen mit!

Zweiter Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charl. Nun, liebe Lucinde —

Luc. (in einem affectirten, ernsthaften Tone, mit vielen Verbeugungen) Aber, Mademoisell, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem werthesten Herrn Richard mein Compliment zu machen — Charl. Er ist nicht zu Hause, Lucinde —

Luc. Ei, das bedaure ich ja recht sehr — Charl. Gewiß?

Luc. Ganz gewiß, Mademoisell. — Aber er kömmt doch bald nach Hause? Charl. Vor zehn Uhr schwerlich.

Luc. Ei, Sie erschrecken mich, Mademoisell! —

Charl. Was ist nun das, Lucinde?

Luc. Ich versprach mir, in der Gesellschaft dieses ehrwürdigen Alten —

Charl. Du bist doch eben sonst keine Liebhaberin von Gesellschaft mit alten Leuten.

Luc. Wie, Mademoisell? Gewiß, Mademoisell, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Gesellschaft mit alten Leuten? Ich muß mich schämen, daß Sie von meiner Sittsamkeit, von meinem Verstande, von meiner Tugend einen so nachtheiligen Begriff haben. In welcher Gesellschaft ist unsere unerfahrene Jugend, unser leicht zu verführendes Herz, wol besser aufgehoben, als in Gesellschaft der Alten? In ihr, wo wir nichts, als weise Sittensprüche, nichts, als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufe, nichts, als lehrreiche „Es war einmal“ zu hören bekommen, sollte sich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu —

Charl. Zu vergähnen? — Spricht sie nicht, als ob wirklich der Onkel in seinem Lehnstuhle säße und ihr zuhörte?

Luc. Werthe Mademoisell, lassen Sie uns immer so reden, als ob wir von ernsthaften, weisen Männern gehöret würden —

Charl. Wird das noch lange so dauern, Lucinde?

Luc. Ich weiß, daß mich meine ernsthafte Freundin in keinem andern Tone zu hören wünscht —

Charl. (ruft in die Scene) Finette!

Luc. Was wollen Sie, Mademoisell?

Charl. Sie mag nur wiederkommen. — Finette!

Luc. Ich sehe ungern, Mademoisell, daß Sie so gar vertraut mit Ihrem Dienstmädchen sind. — Eine vernünftige Herrschaft —

Charl. Finette! Finette!

Luc. Muß seine Untergebene jederzeit in einer gewissen Entfernung zu halten wissen. —

Dritter Auftritt.

(**Finette,** die in der Vertiefung aus einem Zimmer kömmt, in welchem man einen kleinen Tisch auf zwei Personen servirt sieht. **Charlotte. Lucinde.**)

Fin. Sie sind auch sehr ungeduldig, Mademoisell! —

Charl. Bleib ja hier, Finette —

Fin. Nun kann ich auch; es ist angerichtet, und Sie dürfen Sich nur setzen.

Charl. (zu Finetten) Lucinde ist noch ausgelassener worden.

Luc. (wiederum natürlich) Finette, sage mir nur, was deine Jungfer will. Sie will mich nicht hören Possen treiben, und moralisiren will sie mich auch nicht hören —

Charl. Weil dein Moralisiren eben die tollsten Possen sind —

Luc. Ehe wir uns setzen, Finette: was hast du für Wein?

Fin. Setzen Sie Sich nur; er wird Ihnen schon schmecken. Etwas recht Gutes, recht Süßes —

Luc. Süßes? Ueber die Närrin! —

Fin. Vino Santo, Mademoisell —

Luc. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halse! Ich will Wein, und kein Zuckerwasser. Werden wir mit dem süßen Zeuge nicht in großen Gesellschaften schon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns selbst auch noch damit martern?.. Etwas Süßes für die Damen!.. Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charl. Nu, so befiehl! Was willst du für welchen?

Luc. Es ist nichts Wein, als was Geist hat. — Champagner will ich —

Charl. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Fin. Bravo, Mademoisell; Sie sind meines Geschmacks! Gleich sollen Sie bedient sein. (läuft ab)

Vierter Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charl. Weißt du, liebe Lucinde, daß du mir heute allzu lustig bist? Dafür wirst du es auch ganz allein sein müssen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfassung — Hat dir denn dein Bruder nichts gesagt? Die Alten haben mit einander so gut als gebrochen; und unsre Heirath —

Luc. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn sie Beide den Prozeß gewinnen. Charl. Beide! Und wie ist denn das möglich?

Luc. Das sieht der Bruder auch nicht.

Charl. Nun da! Und du hast kein Mitleiden mit uns?

Luc. Kein Mitleiden mit dir? Ist das kein Mitleiden, wenn ich dich zu zerstreuen suche? Wenn ich mehr tolle, als mir selbst um das Herz ist, um dich von Grillen abzuhalten? Sei gutes Muths, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben sollen.

Fünfter Auftritt.

(**Finette,** mit einer Bouteille Champagner, von dem **Hausknecht** begleitet, der noch einen Korb mit sechs Bouteillen herein bringt. **Charlotte. Lucinde.**)

Fin. Bin ich nicht geschwind wieder da? (zu dem Hausknecht) Setze nur hier nieder! (worauf er stehen bleibt, und sie Alle nach einander ansieht und lacht) Nun, was lachst du?

Hausk. Eins, zwei, drei! (indem er die Boutillen im Korbe überzählt) Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! —

Fin. Was willst du damit, Kerl?

Hausk. Sonst heißt es: der Mann einen Vogel. Hier heißt es: jede Jungfer zwei! Fin. Stockfisch!

Hausk. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehme sie alleine sechse auf sich. Gehts doch nicht von dem Meinigen.

Fin. Wirst du dich packen! (er geht)

Sechster Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Luc. Mädel, was machst du für Streiche? —

Fin. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns ist (indem sie die Bouteille auf den Tisch setzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) ist für einen lieben Gast, den wir nicht haben mögen. (zu Charlotten) Denn so schlechterdings, Mademoisell, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charl. Wann du ihn auch nur so los wirst. —

Fin. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geschwind, Mademoisells, in das Zimmer! Essen Sie stille; ich will nach Ihnen zumachen, und ihn hier erwarten. — Luc. Was habt Ihr denn?

Charl. Komm nur geschwind, Lucinde! —

Siebenter Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; sodann **Philipp Richard.**

Fin. Er ist es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht schon verrathen hat. Dem hätte ich vorbeugen sollen. — Herein!

Ph. Rich. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo ist der Bruder? Fin. Er ist ausgefahren —

Ph. Rich. Wo ist Charlotte? Fin. Die ist ausgegangen.

Ph. Rich. Sie kommen doch bald wieder?

Fin. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unserm Hause niemand.

Ph. Rich. Hast du mich zum Narren, Finette?

Fin. Wie so?

Ph. Rich. Der Bruder hat mich zum Abendessen gebeten —

Fin. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergessen, daß heute Kränzchen ist; und als er sich erinnerte, daß heute Kränzchen sei, war es ihm schon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er sich zuletzt erinnert, das thut er.

Ph. Rich. Charlotte war dabei, als er mich bat. Hätte mich wenigstens nicht Charlotte erwarten sollen?

Fin. O! das junge Ding ist ebenso unbedachtsam, als der Alte vergeßlich ist. Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Ph. Rich. Warum sagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Gesellschaft finden?

Fin. Sagte er das? O der Strick! er hat sich über mich mokirt. Ich! ich bin die recht gute Gesellschaft für einen Mann, wie Herr Philipp Richard! —

Ph. Rich. Rabenaas! wenn du nur sonst wolltest —

Fin. Er wird freilich wissen, daß ich die Einzige in dem Hause bin, die es mit Ihnen gut meint. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu lassen, ohne ihm seine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch, als er in den Wagen stieg, schrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es ist doch nicht erlaubt, einem Manne, um den sich die Stadt reißt, so zu begegnen! Ohne Zweifel würde er, ohne Ihre Einladung, zwanzig lustige Orte gehabt haben, wo er seinen Abend hätte zubringen können!" —

Ph. Rich. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Fin. Etwas half mein Keifen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So schicke ihm ein Paar Bouteillen Wein herüber, und laß mich entschuldigen!" —

Ph. Rich. So? — Und wo sind die Bouteillen? —

Fin. (zeigt ihm den Korb) Hier, Herr Philipp! — Das sind doch ein Paar? —

Ph. Rich. Nein, Kind! ein Paar sind wenigstens zwei; und das ist nur ein Korb — Es wird doch nichts Schlechtes sein?

Fin. Von unserm besten Burgunder! — Der Hausknecht soll sie Ihnen gleich herüber tragen. (als ob sie ihn rufen wollte)

Ph. Rich. Warte noch ein wenig, Finette! — Hole ein Glas — Fin. Wozu?

Ph. Rich. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht) Fein auf der Stelle gekostet, so weiß man, was man hat. — Hol ein Glas! (indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandschranke zu holen) Das Mädel sagt, sie sei mir gut. Daraus läßt sich was machen. Fin. (giebt ihm das Glas) Hier! —

Ph. Rich. Noch eins, Finette! Fin. Noch eins? wozu?

Ph. Rich. Es könnte Gift sein; du mußt also mit kosten. — Hole noch ein Glas! (Indem Finette es holt, stellt er die Bouteille und das Glas auf den Tisch, und setzt zwei Stühle dabei)

Fin. Nun da!

Ph. Rich. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hause wären.

Fin. (bei Seite) Himmel! den habe ich nun auf dem Halse —

Ph. Rich. (setzt sich und schenkt ein) Setze dich, Finette! — Was fehlt dir? du thust ja so ängstlich. —

Fin. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand so sähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? Bei der Bouteille?

Ph. Rich. Lari Fari! Fari Lari! (indem er ihr das Glas reicht) Nimm, Finette!

Fin. Aber mit der Bedingung, daß es das erste und letzte sein muß —

Ph. Rich. Finette, auf dein Wohlsein! —

Fin. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (sie trinken)

Ph. Rich. Und du trinkst nicht aus?

Fin. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erste Glas, das ich auf einmal austränke —

Ph. Rich. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir sagte. (schenkt sich wieder ein) Finette, der Alte soll leben! (nachdem er getrunken) Apropos, Finette! wie lange denkst du wol, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein so gutes Herz hätte, die Zeit würde mir schon verdammt lang geworden sein.

Fin. O, das glaube ich —

Ph. Rich. Da sind wir nun ihrer drei, ich, du und Charlotte, die wir auf seinen Tod lauern. Ist es wol erlaubt, daß Einer ihrer Drei so lange aufziehen darf? (schenkt sich wieder ein) Was wir wünschen, Finette! (nachdem er getrunken) Nun? du thust mir nicht Bescheid? Wünschest du denn nichts?

Fin. Für unser eins ist das Wünschen bloße Träumerei. Das Wenige, was ich dabei zu hoffen habe, kann ich ganz gelassen erwarten.

Ph. Rich. Das Wenige? (indem er ihr halb leeres Glas voll schenkt) Siehst du, Finette, das Wenige ist des Mehrern fähig! Freilich, was hier hinzukommen soll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte ist unsere Verwandte; aber ist sie deine? So ein weitläufiges Mühmchen bei einem alten Hagestolze auszustechen, bei Gott, Finette! das würde ebenso wenig Sünde sein, als — (nimmt sein Glas) Lottchen soll leben! — als ein Glas Wein auszustechen. (und trinkt)

Fin. O, der Sünde wegen —

Ph. Rich. Mädchen, du hast englischen Verstand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt ist? — Ein leeres Glas ist eine große Sünde. (indem er einschenkt) Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinst: ein volles Glas nicht austrinken? (indem er trinkt) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde ist die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Fin. Ich bitte Sie, Herr Philipp, lassen Sie mich nicht vergessen, wer ich bin!

Ph. Rich. Aber, wenn ich es nun vergessen wollte? Wenn ich es nun vergessen wollte, wer du bist, und wer ich bin?

Fin. So ist es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Ph. Rich. Schuldigkeit! Man ist niemandem in der Welt etwas schuldig, als sich selber. Und siehst du, Finette; eine solche mißverstandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Fin. Ich verstehe Sie nicht, Herr Philipp —

Ph. Rich. Du wirst mich verstehen, wenn ich dir sage, daß Tempo so viel ist, als das italienische Tempo. Ein jeder Mensch hat sein Tempo; einer früher, der andere später. Aber nur Wenige haben es in ihrem Leben mehr, als einmal. Desto schärfer muß man aufpassen.

Fin. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Ph. Rich. Nur Geduld; was ich bei der ersten Bouteille nicht bin, werde ich bei der zweiten sein. (schenkt sich ein)

Fin. (bei Seite) So helfe mir der Himmel!

Ph. Rich. (indem er an ihr Glas anstößt) Unser Tempo, Finette, unser gemeinschaftliches Tempo! (und trinkt) Ich nenne ein gemeinschaftliches Tempo — Ja so, du verstehst überhaupt noch nicht, was das Tempo ist. Ich will dirs gleich sagen. Zum Exempel: du bist jung, du bist schön, du bist liebenswürdig; aber du hast nichts, und du mußt dienen. Du dienst in dem Hause eines alten, reichen Junggesellen. Merkst du bald das Tempo? Er ein Junggesell, du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell, du eine junge Junggesellin; er reich, du arm; du sehr

verführerisch, er sehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo ist das Widerspiel. Wo so viel Widerspiele zusammentreffen, da liegt sicherlich eine Tempo; entweder für den einen, oder für den andern Theil; auch wol für beide. Denn in der Natur, siehst du, strebt Alles nach seinem Contrario; und dieses Streben des Vollen nach dem Leeren, (indem er sich einschenkt) des Nassen nach dem Hitzigen, (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Nassen, und so weiter (indem er wieder einschenkt) ist es eben, was die —

Sc. 8.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Verdient der Kerl nicht das Rad, blos seines Vorsatzes wegen? Haben Sie ihn gehört? Lucinde droht, ihn zu denunciren.

Sc. 9.

Der junge **Berthold** zu ihnen.

Er sagt, es sei Alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin versäume. Aber wie ist das anzufangen? Philipp hat gesagt, daß er morgen gleich wieder kommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verspricht, ihn aufzusuchen, und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wol vergessen soll. Aber freilich ist das noch nicht genug. Sein Anschlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über diese Vertraulichkeit und Lucindens Hetzerei. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit seiner Schwester Abschied, und Finette führt sie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. 10.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuschchen, und Charl. Er erinnert sich, daß er ihr versprochen hat, die Geschichte aus dem Ziegler zu erzählen, verwirrt sich aber darin und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette soll es thun. Er knüpft sich einen Knoten in sein Schnupftuch wegen des Termins; und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieser Knoten bedeute; und macht noch einen Knoten. (ab, zu Bette)

Act. III. Sc. 1.

Der Hausknecht, der den jungen Berthold hereingeführt bringt.

Gehen Sie sachte; es schläft noch Alles im Hause; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.

Sc. 2.

Fin. kömmt dazu. Der Hausknecht ab. Berthold beruft sich auf seine gestrige Unterredung mit ihr, giebt ihr das schlafmachende Mittel, und schleicht sich nach den größten Versicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entstehen könne, wieder fort.

Sc. 3.

Fin. ist entschlossen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie sagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis seine Chokolade fertig sei, die sie zu machen gehe. Er bittet sich auch eine Tasse davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn seine Kleider auskehrt, die er gelegentlich visitirt. Er räumt ihm die Tabaksdose leer, und sucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdose.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken ist, dazu; tobt, und will den Bruder wecken. Es ist alles Canaillenzeug hier im Hause; und auch Finetten trau ich nicht. Ueber dieses Geräusch wacht der Alte selbst auf, und —

Sc. 6.

Der alte **Richard. Philipp. Anton.**

Der Alte ärgert sich über seinen Bruder, und hat den Termin vergessen.

Die Matrone von Ephesus.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Erster Plan. Erster Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung schlafend. Ihre Bediente.

Zweiter Auftritt.

Man hört hinter der Scene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß man ihm sein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Essen bei sich. Die Bediente bekömmt Appetit.

Dritter Auftritt.

Der Offizier kömmt und sucht seinen Mann. Er sieht die Matrone, hört ihre traurige Geschichte, und verliebt sich. Er nähert sich ihr, und sie erwacht.

Vierter Auftritt.

Der Offizier schickt den Soldaten weg, um zu sehn, ob der Gehangene noch da ist.

Fünfter Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangene gestohlen sei. Der Offizier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da sie sich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangene noch da sei.

Zweiter Plan.

Personen. Antiphila, die Wittwe. Philokrates. Mysis, die Magd. Dromo.

Erster Auftritt.

Sie schläft fest! — lustig! Nun kann ich meinen letzten Biscuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre, und weinte sich mit ihr zu Tode! Zwar versprach ichs ihr: aber wie konnte ich mir träumen lassen, daß sie Ernst draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Er ist verzweifelt harte — Aber, welch Geräusch!

Zweiter Auftritt.

Dromo. Draußen.

Dritter Auftritt.

Mysis. Indem Antiphila schläft — Glücklich, wenn sie so in jenes Leben hinüber schlummert.

Antiph. Die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, spricht von Zeit zu Zeit im Schlafe: Mysis, ach Mysis!

Mysis. Hier bin ich; was soll ich? Sie liegen so sehr unbequem. Nehmen Sie doch eine bessere Stellung!

Antiph. Mysis, ist die Tafel gedeckt?

Mysis. Die Tafel. Antiph. Ist aufgetragen?

Mysis. Was aufgetragen?

Antiph. Der Wein, Mysis, der Wein!

Mysis. Sie spricht im Schlafe! — Ach! wenn sie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber so! (sie gerade setzend)

Antiph. erwacht und glaubt, gegessen zu haben; eifert deshalb mit Mysis — hört, daß es nur im Traume geschehen, und schläft wieder ein — —

Mysis. Ich will Oel aufgießen, mich in einen Winkel setzen und auch zu schlafen suchen — — oder, wenn Dromo doch wieder käme! — — Ich glaube, wirklich er kömmt.

Vierter Auftritt.

Philokrates und **Dromo.** — —

Dromo. Folgen Sie mir nur! — — Hier bin ich schon wieder, mein Kind, und bringe Gesellschaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das ist das Mädchen, und hier schläft die Frau.

Mysis. Leise! Leise! daß sie nicht erwacht —

Philokr. Der sich ihr nähert und sie bewundert — — Sie erwacht: er fängt sie an zu loben und sich bei ihr einzuschmeicheln — hört, wie lange sie gefastet, sagt, dieses erinnere ihn,

Sechster Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Luc. Mädel, was machst du für Streiche? —

Fin. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns ist (indem sie die Bouteille auf den Tisch setzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) ist für einen lieben Gast, den wir nicht haben mögen. (zu Charlotten) Denn so schlechterdings, Mademoiselle, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charl. Wann du ihn auch nur so los wirst. —

Fin. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geschwind, Mademoisells, in das Zimmer! Essen Sie stille; ich will nach Ihnen zumachen, und ihn hier erwarten. — Luc. Was habt Ihr denn?

Charl. Komm nur geschwind, Lucinde! —

Siebenter Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; sodann **Philipp Richard.**

Fin. Er ist es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht schon verrathen hat. Dem hätte ich vorbeugen sollen. — Herein!

Ph. Rich. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo ist der Bruder? Fin. Er ist ausgefahren —

Ph. Rich. Wo ist Charlotte? Fin. Die ist ausgegangen.

Ph. Rich. Sie kommen doch bald wieder?

Fin. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unserm Hause niemand.

Ph. Rich. Hast du mich zum Narren, Finette?

Fin. Wie so?

Ph. Rich. Der Bruder hat mich zum Abendessen gebeten —

Fin. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergessen, daß heute Kränzchen ist; und als er sich erinnerte, daß heute Kränzchen sei, war es ihm schon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er sich zuletzt erinnert, das thut er.

Ph. Rich. Charlotte war dabei, als er mich bat. Hätte mich wenigstens nicht Charlotte erwarten sollen?

Fin. O! das junge Ding ist ebenso unbedachtsam, als der Alte vergeßlich ist. Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Ph. Rich. Warum sagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Gesellschaft finden?

Fin. Sagte er das? O der Strick! er hat sich über mich mokirt. Ich! ich bin die recht gute Gesellschaft für einen Mann, wie Herr Philipp Richard! —

Ph. Rich. Rabenaas! wenn du nur sonst wolltest —

Fin. Er wird freilich wissen, daß ich die Einzige in dem Hause bin, die es mit Ihnen gut meint. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu lassen, ohne ihm seine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch, als er in den Wagen stieg, schrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es ist doch nicht erlaubt, einem Manne, um den sich die Stadt reißt, so zu begegnen! Ohne Zweifel würde er, ohne Ihre Einladung, zwanzig lustige Orte gehabt haben, wo er seinen Abend hätte zubringen können!" —

Ph. Rich. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Fin. Etwas half mein Keifen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So schicke ihm ein Paar Bouteillen Wein herüber, und laß mich entschuldigen!" —

Ph. Rich. So? — Und wo sind die Bouteillen? —

Fin. (zeigt ihm den Korb) Hier, Herr Philipp! — Das sind doch ein Paar? —

Ph. Rich. Nein, Kind! ein Paar sind wenigstens zwei; und das ist nur ein Korb — Es wird doch nichts Schlechtes sein?

Fin. Von unserm besten Burgunder! — Der Hausknecht soll sie Ihnen gleich herüber tragen. (als ob sie ihn rufen wollte)

Ph. Rich. Warte noch ein wenig, Finette! — Hole ein Glas — Fin. Wozu?

Ph. Rich. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht) Fein auf der Stelle gekostet, so weiß man, was man hat. — Hol ein Glas! (indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandschranke zu holen) Das Mädel sagt, sie sei mir gut. Daraus läßt sich was machen. Fin. (giebt ihm das Glas) Hier! —

Ph. Rich. Noch eins, Finette! Fin. Noch eins? wozu?

Ph. Rich. Es könnte Gift sein; du mußt also mit kosten. — Hole noch ein Glas! (Indem Finette es holt, stellt er die Bouteille und das Glas auf den Tisch, und setzt zwei Stühle dabei)

Fin. Nun da!

Ph. Rich. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hause wären.

Fin. (bei Seite) Himmel! den habe ich nun auf dem Halse —

Ph. Rich. (setzt sich und schenkt ein) Setze dich, Finette! — Was fehlt dir? du thust ja so ängstlich. —

Fin. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand so sähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? Bei der Bouteille?

Ph. Rich. Lari Fari! Fari Lari! (indem er ihr das Glas reicht) Nimm, Finette!

Fin. Aber mit der Bedingung, daß es das erste und letzte sein muß —

Ph. Rich. Finette, auf dein Wohlsein! —

Fin. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (sie trinken)

Ph. Rich. Und du trinkst nicht aus?

Fin. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erste Glas, das ich auf einmal austränke —

Ph. Rich. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir sagte. (schenkt sich wieder ein) Finette, der Alte soll leben! (nachdem er getrunken) Apropos, Finette! wie lange denkst du wol, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein so gutes Herz hätte, die Zeit würde mir schon verdammt lang geworden sein.

Fin. O, das glaube ich —

Ph. Rich. Da sind wir nun ihrer drei, ich, du und Charlotte, die wir auf seinen Tod lauern. Ist es wol erlaubt, daß Einer ihrer Drei so lange aufziehen darf? (schenkt sich wieder ein) Was wir wünschen, Finette! (nachdem er getrunken) Nun? du thust mir nicht Bescheid? Wünschest du denn nichts?

Fin. Für unser eins ist das Wünschen bloße Träumerei. Das Wenige, was ich dabei zu hoffen habe, kann ich ganz gelassen erwarten.

Ph. Rich. Das Wenige? (indem er ihr halb leeres Glas voll schenkt) Siehst du, Finette, das Wenige ist des Mehrern fähig! Freilich, was hier hinzukommen soll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte ist unsere Verwandte; aber ist sie deine? So ein weitläufiges Mühmchen bei einem alten Hagestolze auszustechen, bei Gott, Finette! das würde ebenso wenig Sünde sein, als — (nimmt sein Glas) Lottchen soll leben!— als ein Glas Wein auszustechen. (und trinkt)

Fin. O, der Sünde wegen —

Ph. Rich. Mädchen, du hast englischen Verstand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt ist? — Ein leeres Glas ist eine große Sünde. (indem er einschenkt) Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinst: ein volles Glas nicht austrinken? (indem er trinkt) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde ist die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Fin. Ich bitte Sie, Herr Philipp, lassen Sie mich nicht vergessen, wer ich bin!

Ph. Rich. Aber, wenn ich es nun vergessen wollte? Wenn ich es nun vergessen wollte, wer du bist, und wer ich bin?

Fin. So ist es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Ph. Rich. Schuldigkeit! Man ist niemandem in der Welt etwas schuldig, als sich selber. Und siehst du, Finette; eine solche mißverstandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Fin. Ich verstehe Sie nicht, Herr Philipp —

Ph. Rich. Du wirst mich verstehen, wenn ich dir sage, daß Tempo so viel ist, als das italienische Tempo. Ein jeder Mensch hat sein Tempo; einer früher, der andere später. Aber nur Wenige haben es in ihrem Leben mehr, als einmal. Desto schärfer muß man aufpassen.

Fin. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Ph. Rich. Nur Geduld; was ich bei der ersten Bouteille nicht bin, werde ich bei der zweiten sein. (schenkt sich ein)

Fin. (bei Seite) So helfe mir der Himmel!

Ph. Rich. (indem er an ihr Glas anstößt) Unser Tempo, Finette, unser gemeinschaftliches Tempo! (und trinkt) Ich nenne ein gemeinschaftliches Tempo — Ja so, du verstehst überhaupt noch nicht, was das Tempo ist. Ich will dirs gleich sagen. Zum Exempel: du bist jung, du bist schön, du bist liebenswürdig; aber du hast nichts, und du mußt dienen. Du dienst in dem Hause eines alten, reichen Junggesellen. Merkst du bald das Tempo? Er ein Junggesell, du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell, du eine junge Junggesellin; er reich, du arm; du sehr

verführerisch, er sehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo ist das Widerspiel. Wo so viel Widerspiele zusammentreffen, da liegt sicherlich eine Tempo; entweder für den einen, oder für den andern Theil; auch wol für beide. Denn in der Natur, siehst du, strebt Alles nach seinem Contrario; und dieses Streben des Vollen nach dem Leeren, (indem er sich einschenkt) des Nassen nach dem Hitzigen, (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Nassen, und so weiter (indem er wieder einschenkt) ist es eben, was die —

Sc. 8.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Verdient der Kerl nicht das Rad, blos seines Vorsatzes wegen? Haben Sie ihn gehört? Lucinde droht, ihn zu denunciren.

Sc. 9.

Der junge **Bertholb** zu ihnen.

Er sagt, es sei Alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin versäume. Aber wie ist das anzufangen? Philipp hat gesagt, daß er morgen gleich wieder kommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verspricht, ihn aufzusuchen, und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wol vergessen soll. Aber freilich ist das noch nicht genug. Sein Anschlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über diese Vertraulichkeit und Lucindens Hetzerei. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit seiner Schwester Abschied, und Finette führt sie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. 10.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuschchen, und Charl. Er erinnert sich, daß er ihr versprochen hat, die Geschichte aus dem Ziegler zu erzählen, verwirrt sich aber darin und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette soll es thun. Er knüpft sich einen Knoten in sein Schnupftuch wegen des Termins; und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieser Knoten bedeute; und macht noch einen Knoten. (ab, zu Bette)

Act. III. Sc. 1.

Der Hausknecht, der den jungen Berthold hereingeführt bringt.

Gehen Sie sachte; es schläft noch Alles im Hause; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.

Sc. 2.

Fin. kömmt dazu. Der Hausknecht ab. Berthold beruft sich auf seine gestrige Unterredung mit ihr, giebt ihr das schlafmachende Mittel, und schleicht sich nach den größten Versicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entstehen könne, wieder fort.

Sc. 3.

Fin. ist entschlossen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie sagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis seine Chokolade fertig sei, die sie zu machen gehe. Er bittet sich auch eine Tasse davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn seine Kleider auskehrt, die er gelegentlich visitirt. Er räumt ihm die Tabaksdose leer, und sucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdose.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken ist, dazu; tobt, und will den Bruder wecken. Es ist alles Canaillenzeug hier im Hause; und auch Finetten trau ich nicht. Ueber dieses Geräusch wacht der Alte selbst auf, und —

Sc. 6.

Der alte **Richard. Philipp. Anton.**

Der Alte ärgert sich über seinen Bruder, und hat den Termin vergessen.

Die Matrone von Ephesus.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Erster Plan. Erster Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung schlafend. Ihre Bediente.

Zweiter Auftritt.

Man hört hinter der Scene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß man ihm sein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Essen bei sich. Die Bediente bekömmt Appetit.

Dritter Auftritt.

Der Offizier kömmt und sucht seinen Mann. Er sieht die Matrone, hört ihre traurige Geschichte, und verliebt sich. Er nähert sich ihr, und sie erwacht.

Vierter Auftritt.

Der Offizier schickt den Soldaten weg, um zu sehn, ob der Gehangene noch da ist.

Fünfter Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangene gestohlen sei. Der Offizier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da sie sich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangene noch da sei.

Zweiter Plan.

Personen. Antiphila, die Wittwe. Philokrates. Mysis, die Magd. Dromo.

Erster Auftritt.

Sie schläft fest! — lustig! Nun kann ich meinen letzten Biscuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre, und weinte sich mit ihr zu Tode! Zwar versprach ichs ihr: aber wie konnte ich mir träumen lassen, daß sie Ernst draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Er ist verzweifelt harte — Aber, welch Geräusch!

Zweiter Auftritt.

Dromo. Draußen.

Dritter Auftritt.

Mysis. Indem Antiphila schläft — Glücklich, wenn sie so in jenes Leben hinüber schlummert.

Antiph. Die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, spricht von Zeit zu Zeit im Schlafe: Mysis, ach Mysis!

Mysis. Hier bin ich; was soll ich? Sie liegen so sehr unbequem. Nehmen Sie doch eine bessere Stellung!

Antiph. Mysis, ist die Tafel gedeckt?

Mysis. Die Tafel. Antiph. Ist aufgetragen?

Mysis. Was aufgetragen?

Antiph. Der Wein, Mysis, der Wein!

Mysis. Sie spricht im Schlafe! — Ach! wenn sie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber so! (sie gerade setzend)

Antiph. erwacht und glaubt, gegessen zu haben; eifert deshalb mit Mysis — hört, daß es nur im Traume geschehen, und schläft wieder ein — —

Mysis. Ich will Oel aufgießen, mich in einen Winkel setzen und auch zu schlafen suchen — — oder, wenn Dromo doch wieder käme! — — Ich glaube, wirklich er kömmt.

Vierter Auftritt.

Philokrates und **Dromo.** — —

Dromo. Folgen Sie mir nur! — — Hier bin ich schon wieder, mein Kind, und bringe Gesellschaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das ist das Mädchen, und hier schläft die Frau.

Mysis. Leise! Leise! daß sie nicht erwacht —

Philokr. Der sich ihr nähert und sie bewundert — — Sie erwacht: er fängt sie an zu loben und sich bei ihr einzuschmeicheln — hört, wie lange sie gefastet, sagt, dieses erinnere ihn,

daß er selbst diesen Abend noch nichts gegessen und ihn hungre. Befiehlt dem Dromo, Wein und Essen zu holen, und aus seinem Zelte einen Tisch und Feldstühle mitzubringen.

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Antiph. Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufschlagen?

Philokr. Haben Sie Mitleid mit mir, schöne Betrübte; es ist mir unterm Zelte zu kalt — bis Morgen, mit Anbruch des Tages, dulden Sie mich immer — —

Antiph. Sie wollen mich unglücklich machen? Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bei mir geduldet?

Philokr. Die Folge wird die Stadt schon lehren, wie ungern es geschehen, wenn man Sie demohngeachtet todt bei Ihrem Grabe findet. Wer kein Mitleid mit sich selbst haben will, muß darum nicht aufhören, es mit Andern zu haben.

Sechster Auftritt.

Dromo mit einem Gehilfen, der einen kleinen Tisch bringt.

Philokr. Brot, Datteln und Wein; das ist die Küche eines Soldaten. Er bewegt sie zuerst. Endlich fällt ihm das Orakel bei, daß er die beste Frau bei den Todten finden werde. Er habe immer geglaubt, das Orakel wolle ihn zum besten haben, jetzt sähe er die Erfüllung.

Dromo. Nu, das gesteh ich, mein Herr kann aus dem Stegreife vortrefflich lügen.

Philokr. Schickt den Dromo fort, nach dem Gehangenen zu sehn.

Siebenter Auftritt.

Antiphila. Mysis. Philokrates. Fortsetzung. Antiphila scheint anfangen zu werden.

Achter Auftritt.

Dromo kömmt mit der Erklärung zurück, daß der Gehangene gestohlen worden sei. Verzweiflung des Offiziers. Erklärung der Wittwe. Dromo. St! St!

Philokr. Was giebts? — Komm, faß an!

Dromo. St! St! Philokr. Nun?

Dromo. Pardon für den Todten!

Philokr. Was soll das? — Was meinst du? —

Dromo. Es hängt draußen noch Alles.

Philokr. Wie? so hättest du mich belogen? Und mir diesen Schreck eingejagt? Frevler, das soll dir dein Leben kosten!

Dromo. Vortrefflich! Ist das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die schöne Wittwe zur Erklärung gezwungen? Würde sie wol sonst so bald mit der Sprache herausgegangen sein?

Philokr. Dromo, du hast Recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila!

Antiph. Ihr Götter! welche Beschimpfung? wozu bin ich gebracht worden?

Neunter Auftritt.

Dromo. Mysis.

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um sie zu handeln. — Wenn sie heirathen will, heirathe sie einen ehrlichen Soldaten. Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein andrer Kamrad gleich bei der Hand. Kurz, wenn sie einen Soldaten heirathet, so kann sie eigentlich nicht eher Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben jetzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Compagnie zweimal.

Mysis. Ja, so gut wirds der zehnten nicht.

Dromo. Solls ihr auch wol so gut werden? — Nein, alsdann möcht ich doch wol lieber dein letzter, als dein erster Mann sein — —

Mysis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat: o! dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

Mysis. Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genug, daß ihr uns verführt, müßt ihr uns auch noch verspotten?

Personen. Antiphila. Mysis. Philokrates. Dromo.

Die Scene ist ein Grabmal, in dessen Vertiefung zwei Särge; der eine verdeckt, der andere offen: von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

Erster Auftritt.

Antiphila und **Mysis.**

(Beide schlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Mysis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht zwischen beiden Händen.)

Mysis. (indem sie erwacht) Wo bin ich? (und um sich sieht) Ach! noch in dem verwünschten Grabe! — Ich war eingeschlafen. (gegen die Antiphila sich wendend) Und sie schläft auch — Schlafen Sie, werthe Frau? — Nein, ich will sie nicht wecken. — Wenn sie doch so in jenes Leben hinüber schlummerte, und meiner und ihrer Qual ein Ende machte! — Hu! wie schaudert mich! — Die Nächte werden schon kalt. Es muß schlimmes Wetter über uns sein. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeift! Wie der Regen auf das kupferne Dach schlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn sie den Schnupfen bekömmt, so mag sie es haben! Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt; sterben ist sterben. — Aber ich, die ich nicht sterben will — (indem sie aufspringt) — O, eine Sklavin ist wol sehr unglücklich! — Horch, welch Geräusch? —

Zweiter Auftritt.

Dromo. Mysis. Antiphila.

Dromo. (noch von draußen) Holla!

Mysis. Was ist das? Eine Stimme?

Dromo. Holla! niemand da?

Mysis. Wer sucht hier lebendige Menschen?

Dromo. Will niemand hören?

Mysis. Es kömmt näher.

Dromo. Gleichwol sehe ich Licht schimmern. — — Ho, ho! das gehet in die Tiefe.

Mysis. Wer muß das sein?

Dromo. (indem er hereintritt) Ha! wo komm ich hin?

Mysis. Ich dacht es wol, daß er sich müßte verirrt haben.

Dromo. (erschrocken) Wo bin ich?

Mysis. (die auf ihn zugeht) Im Grabe!

Dromo. Was? Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

Mysis. Bei Todten!

Dromo. Todten? — Gott behüte die Todten! Ich will gern niemand stören. (indem er zurückgehen will)

Mysis. Nein, guter Freund! — Der arme Tropf fürchtet sich. — So kömmt er hier nicht wieder weg. (ihn aufhaltend) Was will er?

Dromo. Blitz! ein weiblicher Geist gar! der wird mich quälen! Mysis. Was will er?

Dromo. Nichts, gute Geistin, nichts; — so viel, wie nichts! — Der Wind blies mir oben meine Laterne aus! fremd bin ich; stockpechfinster ists; ich wußte nicht wohin! da schimmerte mir hier so was; da gieng ich dem Schimmer nach; ich gieng und gieng, und auf einmal führt mich mein Unglück dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Gespenst! Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß du hier dein Wesen hast.

Mysis. Also will er nichts, wie sein Licht wieder anzünden?

Dromo. Weiter nichts; so wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

Mysis. Nun da! (ihn auf die Lampe weisend) Zünde er an!

Dromo. Ei ja doch! Wie spaßhaft die Gespenster sind! Das ist keine rechte Flamme; das sieht nur aus, wie eine Flamme! das brennt nicht; das scheint nur zu brennen; das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen. Von so einem Gespensterlichte ist ein recht Licht nicht anzuzünden.

Mysis. Geb er her! (nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darin bei der Lampe anzuzünden)

Dromo. Das bin ich begierig zu sehn! — Wahrhaftig, es brennt: ja, mir würde es so nicht gebrannt haben.

Mysis. Hier! (indem sie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgiebt)

Dromo. Ein dienstfertiges Gespenst! Es mag wol auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht sehr.

Mysis. Wie ich nun sehe, so ist er ja wol gar ein Soldat?

Dromo. Zu dienen, mein freundliches Gespenst —

Mysis. Aber für einen Soldaten ist er auch verzweifelt furchtsam.

Dromo. Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Dies gesagt, ohne dich erzürnen zu wollen, lieber Geist. —

Mysis. Er ist nicht klug mit seinem Geiste! Noch leib und leb ich.

Dromo. Wie? im Ernst? — Mit Erlaubniß! (indem er sie mit der flachen Hand hier und da behutsam betastet) Gewiß, das Ding ist doch ziemlich compact (geht mit der Laterne rund um sie herum und leuchtet ihr endlich ins Gesicht) Ei! ein allerliebstes Gesichtchen! Nein, das Gesichtchen gehört wol keinem Gespenste? Welch ein paar Augen! was für ein Mündchen! Was für ein paar Bäckchen! (indem er sie in den einen Backen kneift)

Mysis. Nun, was soll das? Weg doch!

Dromo. Ich muß mich ja wol überzeugen, daß es wirkliches Fleisch ist. — Wahrhaftig, wirkliches Fleisch! Und gesundes, derbes Fleisch. — (indem er sie auch in den andern kneift) Wird mir doch wieder ganz wol ums Herze! — Was sagte sie denn, mein schönes Kind, ich wäre im Grabe? bei Todten?

Mysis. Das ist er demohngeachtet doch!

Dromo. Doch? (sieht sich mit der Laterne um) — Ach! Särge? — Und was sitzt denn auf dem einen? —

Mysis. St! geh er nicht zu nahe! Er möchte sie aufwecken.

Dromo. Schläfts nur? Was ist es denn?

Mysis. Es ist meine arme Frau; eine unglückliche, junge Wittwe.

Dromo. Junge Wittwe? und was macht ihr denn hier zusammen?

Mysis. Ist das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verloren.

Dromo. So muß sie sich einen andern nehmen; aber hier wird sie ihn schwerlich finden.

Mysis. Einen andern? Sein Glück, mein Freund, daß sie schläft, und diese Lästerung nicht hört. Einen zweiten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweiten Mann nehmen können!

Dromo. Nun? warum nicht? Einen zweiten, einen dritten, einen vierten, — nur nicht alle auf einmal! —

Mysis. Weil ihr Männer es mit den Weibern so haltet! — Nein, weiß er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau ist!

Dromo. Welche Frau wäre das nicht?

Mysis. Sie ist keine von denen, die ihr Herz verschenken, und wieder nehmen und wieder verschenken.

Dromo. Giebt es dergleichen?

Mysis. Wer es einmal besessen, soll es ewig besitzen!

Dromo. Ei!

Mysis. Sie hat ihren Mann über Alles in der Welt geliebt.—

Dromo. Das ist viel!

Mysis. Und liebt ihn noch über Alles!

Dromo. Das ist gar zu viel! Er ist ja gestorben.

Mysis. Drum will sie auch sterben.

Dromo. O, geh sie, Kind; mach sie mir nichts weiß!

Mysis. Wie könnte sie einen solchen Verlust auch ertragen? Ihre Verzweiflung ist aufs Aeußerste gestiegen. Wenn Gram und Hunger tödten können, so wird sie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes will sie den Geist aufgeben. Schon haben sie alle Kräfte verlassen. Nachdem sie zweimal vier und zwanzig Stunden nichts, als gejammert und geweint und geschrieen, und die Hände gerungen, und die Haare zerrissen, ist sie vor Ermüdung eingeschlafen. —

Dromo. Und schläft ziemlich fest. Gut; Schlaf bringt auf bessere Gedanken. Wenn sie wieder aufwacht, wird Alles vorbei sein. Ich kenne das!

Mysis. (bitter) Ich kenne das? Was kennt er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? ist der Herr auch von den abgeschmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

Dromo. Ich? behüte! Ich glaube ja an Gespenster — wie sie gesehen hat, mein Kind —, warum sollte ich an die Treue der Frauen nicht glauben? Ich glaube an Alles, was nicht so recht glaublich ist.

Mysis. O, wenn er in diesem Tone sprechen will, so gehe er nur wieder! Er war es nicht werth, an diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen.

Dromo. Noch nie? Sieht sie; so giebt sie mir ja gewonnen Spiel. Denn ich denke immer, was nie geschehen ist, das wird auch nie geschehen, das kann gar nicht geschehen. — Ha! was hör ich! (Man hört draußen, als in der Entfernung, von verschiedenen Stimmen rufen: Wer da? — Patrulle! — Steh, Patrulle! —)

Mysis. Was ist das?

Dromo. Die Patrulle; und ich bin nicht da. — Ich muß fort; ich muß fort. — — Mein Hauptmann ist ein Teufel. —

Mysis. Wo ist sein Hauptmann?

Dromo. Nicht weit. — Leb sie wol, mein Kind, leb sie wol! Denn sie will doch nicht etwa auch sterben? — Pfui, sterbe sie nicht! (geht eilig ab, und ruft noch zurück) Wenn ich wieder abkommen kann —

Mysis. O, bemühe er sich nicht! —

Dritter Auftritt.

Mysis. Antiphila (noch schlafend).

Mysis. Es müssen Truppen in der Gegend eingetroffen sein. — Was es für Männer giebt! Die meisten sind keine Thräne werth; geschweige, daß man mit ihnen sterben wollte. — Aber es ist doch sonderbar, daß die Frau über dem Besuch nicht aufgewacht ist! (sich ihr nähernd) Wenn sie gar todt wäre! — Nein, das ist sie nicht. — Liebste Frau! (stößt sie an)

Antiph. (im Schlafe) Ach — Nein, nein — weg, weg!

Mysis. Beste Frau! —

Antiph. Bester Mann! — Wo? wo denn?

Mysis. Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen so nicht gut; der Kopf muß Ihnen so noch wüster werden —

Antiph. Ich liege gut; recht gut. — Bei ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — (indem sie den Kopf erhebt)

Mysis. Er muß Ihnen ja wol schmerzen, so verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz rund gedrückt.

Antiph. O, mein Arm! mein Nacken! — (sie erwacht vollends) Ach, Mysis, bist du es? Ist er nicht bei uns?

Mysis. Wer, meine werthe Frau?

Antiph. Er! Er! — Ach, dieser Sarg — (indem sie aufspringt) dieses schaudernde Gewölbe — diese verlöschende Lampe — sie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück stehet wieder ganz vor mir! — Mysis, Zeugin meiner Verzweiflung! (sie bei der Hand ergreifend)

Mysis. Lassen Sie mich, ehe die Lampe verlöscht. Ich will Oel aufgießen — (welches sie thut)

Antiph. Laß sie verlöschen! — Laß die Sonne und alle Gestirne des Himmels mit ihr verlöschen! — Alles werde um mir so dunkel und Nacht, als es in mir ist — Sieh, Mysis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie hast du das gemacht?

Mysis. Ich habe Oel zugegossen und den Docht gereiniget. —

Antiph. Kannst du das? O, so wirst du mehr können! — Kannst du eine sterbende Flamme erwecken? — Komm, so mußt du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in seine Adern — reinige seine Nerven von dem Moder der Verwesung — Komm (zieht sie gegen den Sarg) Du mußt, du mußt! — (sie wieder loslassend) O, ich Wahnsinnige!

Mysis. Wie jammern Sie mich!

Antiph. Aus den eisernen Armen des Todes ist keine Rettung. Er ist dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfter ich mir es sage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon, todt — Sage, Mysis, blühte er nicht noch vor sieben Tagen, gleich einer Rose? Als ich ihn vor sieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede, wie du es weißt! Und gestern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir das zusammen, wenn du kannst! Wie ich ihn verließ, und wie ich ihn wieder fand! — Nein, da ist Betrug dahinter! Er ist nicht todt; er ist nicht todt! — Gesteh es mir, Mysis, daß er nicht todt ist! Sage: er lebt! und nimm deine Freiheit dafür, und nimm mein Geschmeide, nimm Alles, was ich habe!

Mysis. Und wenn ich es sagte? —

Antiph. So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch todt? — Wo bin ich denn indeß gewesen? Fern über Land und Meer? — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter, als in der Stadt gewesen? Hätte ich nicht den Augenblick hier sein können? Er hätte in meiner Abwesenheit sterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn sterben sehen? Mysis. Freilich nicht!

Antiph. Aber ich hätte ihn sehen können? Sage —

Mysis. Allerdings!

Antiph. So? Ich hätte ihn können sterben sehn? und habe ihn nicht gesehen? — O, so ist er auch nicht gestorben! Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweis, daß ihr mich

betrügt, daß ihr mich zum besten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtsinnigen Welt? Jugendlichen Zerstreuungen, verführerischen Ergetzlichkeiten überlassen? Ich nehme dich selbst zum Zeugen, Göttin Diana, ob mich etwas Anders, als dein Fest da, beschäftigte? Täglich und stündlich in deinem Tempel, wo ich zu dir betete, dir Hymnen sang, dir opferte und deine Priester beschenkte — Und du hattest indeß dies Unglück von mir nicht abgewandt? Du hättest ihn sterben lassen? — O, so wärest du nicht die große Diana von Ephesus —

Mysis. Wo gerathen Sie hin, meine Frau? —

Antiph. Nein, so ist sie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen singen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Priester beschenken!

Mysis. Die Göttin wird Ihren Schmerz ansehen und Ihnen verzeihen.

Antiph. Und laß auch die Göttin nichts beweisen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft, (auf ihr Herz) ist mir glaubwürdiger, als alle Götter. Mein Herz, das mit seinem Herzen so innig verwandt, so gleich gestimmt, so völlig nur ein Herz mit ihm war, dies Herz wäre nicht zugleich mit seinem gebrochen? Reiße die Blume am Bache von ihrem Stengel, und ihr Bild im Wasser verschwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu scheinen — Nein, nichts kann sich selbst überleben. Und nur mein Herz überlebte sich selbst? überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widersprich mir das, wenn du kannst! Widersprich mir das, Mysis! — Wie stumm und beschämt du da stehest! Habe ich dich ertappt? — Nun gut, ihr habt mich aufgezogen, grausam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenschlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen! Ich wette mit dir, der Sarg ist leer — Telamon ist nicht darin; oder wenn er darin ist, so wird er plötzlich auffahren und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher sein — Nun komm doch, Mysis; wenn er allzulange so liegt, sich allzulange so zwingt und verstellt — es könnte ihm schaden.

Mysis. O, lassen Sie dem Leichnam seine Ruhe! Wie oft haben Sie schon den Sarg aufgerissen! — Sie werden ihn sehen, und zu Boden sinken. — Wenn ich Ihnen rathen dürfte? —

Antiph. Warum darfst du nicht? — Ja, liebe Mysis, rathe mir! Ich weiß mir selbst nicht zu rathen — Wie soll ich es machen, daß ich ihn zurückrufe? Daß ich ihm nachkomme?

Mysis. Keines von Beidem! Jenes ist unmöglich, und dieses —

Antiph. So bleibt mir nur dieses! — Ja, ich will ihm nach! — Nichts soll mich halten! —

Mysis. Verlassen Sie diesen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück! Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach!

Antiph. Kehre du nur zurück, wenn du willst. Mein Geschäft kann deines Dienstes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sklavin nichts Anders — Aber ich? Ich sollte diesen Ort verlassen? Bei Allem, was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort, ohne den Geliebten meiner Seele verlassen will.

Mysis. Ich darf Ihnen nichts verhehlen. Ich besorge, wir werden hier nicht lange ruhig sein. Es müssen Truppen in der Nähe stehen. Eben, als Sie schliefen, kam ein Soldat, sein Licht hier anzuzünden. Er sprach von einem Hauptmann; er sprach von Wiederkommen —

Antiph. Was sagst du? — Ich will niemand sehen. Ich will mich von niemand sehen lassen. — Was wollen sie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden?

Mysis. Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

Antiph. Ich höre reden über uns. — Geschwind, Mysis, lauf; verschließ, verriegle den Eingang!

Mysis. Was würde das helfen? Es sind Soldaten. Kehren sich Soldaten an Schloß und Riegel?

Antiph. Eile, halte sie ab! Mysis. Ich?

Antiph. Sage ihnen, ich sei nicht mehr hier.

Mysis. Werden sie es glauben?

Antiph. Sage ihnen, ich sei außer mir, ich tobe, ich rase —

Mysis. Desto neugieriger werden sie sein.

Antiph. Sage ihnen, ich sei schon todt —

Mysis. So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein — Gehen Sie geschwind, werfen Sie Sich auf Ihren Sarg; thun Sie, als ob Sie noch schliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen sprechen — Ich will suchen, sie, so bald als möglich, los zu werden.

Antiph. Das will ich, ja — Aber laß dich nicht mit ihnen ein! — Und laß mir keinen zu nahe kommen! — (Sie wirft sich auf den Sarg in einer nachlässigen, aber vortheilhaften Stellung)

Vierter Auftritt.

Philokrates. Dromo. Antiphila. Mysis.

Dromo. (noch draußen) Nun kommen Sie nur! Sie werden es sehen.

Mysis. (indem sie ihnen entgegen geht) Liegen Sie nur ganz stille —

Dromo. (im Hereintreten mit einer brennenden Fackel) Sehen Sie! Fürchten Sie Sich nur nicht, Herr Hauptmann! —

Philok. O, den tapfern Dromo an seiner Seite, wer sollte sich fürchten? — Gieb her die Fackel — (nimmt sie ihm)

Mysis. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

Dromo. Kennt sie mich nicht mehr, mein schönes Kind? — Sieht sie, ich bin geschwind wieder da. — Das ist mein Hauptmann. Ich mußte es ja wol meinem Hauptmanne sagen, wo ich so lange gewesen, und was für ein Abenteuer mir hier aufgestoßen. — Nun ist mein Hauptmann, wie sie ihn da sieht, sehr neugierig; und noch mitleidiger, als neugierig. Weil er also hörte, daß eine junge Wittwe hier vor Betrübniß aus der Haut fahren wollte —

Philok. Ja — so komme ich, sie zu trösten.

Mysis. Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber sie will nicht getröstet sein.

Philok. O, wenn sie getröstet sein wollte, so wäre sie schon getröstet! Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben der Trost am nöthigsten. Die Andern trösten sich selbst — Wo ist sie? Mysis. Sie schläft. Dromo. Noch?

Philok. Desto besser! So kann ich erst sehen, ob sie des Tröstens werth ist. — Wo schläft sie? —

Mysis. Kommen Sie ihr nicht näher! Sie möchten sie aufwecken.

Philok. Ich will sie ruhig wieder einschlafen lassen, wenn sie meine Erwartung betrügt — Laß mich! —

Dromo. Kind, sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Spaß verlegen wollen? Komm sie hierher zu mir! (zieht sie bei Seite, und Philokrates gehet in die Vertiefung nach den Särgen)

Mysis. Das sind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche! — Und er, Herr Soldat — (sie liebkosend) was soll das?

Dromo. Närrchen, laß dich umarmen, laß dich küssen —

Mysis. Herr Hauptmann, dieser Unverschämte —

Dromo. Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß du kein Geist bist.

Philok. (voller Erstaunen über den Anblick der Antiphila) Götter! was erblicke ich! — Dromo! —

Dromo. (ohne hinzuzusehen, und mit der Mysis beschäftiget) Ist sie hübsch? Hübsche Sklavin, hübsche Frau; das habe ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts Hübsches um sich leiden.

Philok. (ohne ein Auge von ihr zu verwenden) Dromo! —

Dromo. Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Theilchen zu bewundern.

Philok. Dromo!

Mysis. Sie wird ohnfehlbar über dieses Geschrei aufwachen. Dromo. Das ist ohne Zweifel sein Wille.

Philok. Wirst du herkommen und mir die Fackel halten?

Dromo. (geht) Als wenn ich hier zu sonst nichts gut wäre.

Mysis. Aber Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach Alles zur Last fallen. Wenn sie erwacht, so bin ich unglücklich.

Philok. Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! — Nun übersehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh doch, Dromo! (der sich nähern will) Nein, nein, bleib nur stehen! — Venus, als sie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender.

Mysis. Nun haben Sie Ihre Neugierde gestillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie Sich wieder! Verlassen Sie uns!

Philok. Was sagst du? — Komm her, glückliche, benei-

denswürdige Sklavin! Denn du gehörst ihr zu. — Komm her, wie heißt deine Gebieterin? Mysis. Antiphila.

Philok. Antiphila? Ein lieblicher, schmeichelnder Name! — Wie alt ist sie? Mysis. Vier und zwanzig Jahr —

Philok. Nicht doch, das weiß ich besser! Aber meine Frage war auch so abgeschmackt. Es ist Hebe, die Göttin der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in diesem Sarge? — Mysis. Ruht ihr entseelter Gemahl.

Phil. Wie lange hat er sie gehabt?

Mysis. Ins fünfte Jahr. Philok. Wie alt starb er?

Mysis. Im dreißigsten.

Philok. Und er liebte sie? Verstehe mich recht: es ist eine Unmöglichkeit, sie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte sie doch so sehr, so innig, mit der Liebe der inbrünstigsten Liebe? —

Mysis. O ja; wie Sie aus ihrer Trostlosigkeit leicht schließen können. Philok. Hat sie Kinder von ihm?

Mysis. Nein!

Philok. Nein? (Antiphila wendet sich hier, um ihr Gesicht zu verbergen) Sieh, sie regt sich! Jetzt wird sie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, sie legt sich nur anders — und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdseligste Antlitz! — Aber unendliche Reize sind über den ganzen Körper verbreitet. Auch so könnte ich ein Jahr hier stehen und sie anstaunen. — Dieses Haar, so lockig und wild! — Dieser Hals mit seiner abfallenden Schulter! — Diese Brust! — Diese Hüfte! — Dieser Fuß, so frei über den andern geschlagen! — Dieser Arm so weiß, so rund! — Diese Hand so nachlässig im Schoße! — Diese ganze Stellung, so malerisch hingeworfen! — Ach, diese Hand — einen Mund auf diese Hand zu drücken — da sie noch schläft — (er ergreift sie)

Antiph. (die auffährt und ihre Hand zurückzieht) Ha! — Wie geschieht mir? (sich die Augen reibend, als ob sie wirklich erwachte)

Philok. (indem er zurückspringt, zur Mysis) Ich bin zu kühn gewesen; verrathe mich nicht —

Antiph. Mysis, wo bist du? — Wer war das? — Wer sprach hier? — Wer faßte mich bei der Hand? Warst du es? — Oder träumte ich? — Was ist das für Licht? — Wer ist hier, Mysis?

Philok. (der ihr wieder näher tritt) Verzeihen Sie, schöne Leidtragende — Antiph. (springt auf) Götter! —

Philok. Erschrecken Sie nicht, fromme Wittwe —

Antiph. (auf Mysis zufliehend) Mysis, wo bist du? — Wer darf uns hier stören? — Unglückliche, wen hast du hereingelassen?

Philok. Zürnen Sie nicht, großmüthige Frau! Die Sklavin ist unschuldig. Mysis. Gewiß, das bin ich.

Philok. Ein glücklicher Zufall hat uns hieher gebracht —

Antiph. (mit niedergeschlagenen Augen) Mein Herr, wer Sie auch sind — Gönnen Sie einer Sterbenden die Ruhe, die man Gestorbenen verstattet!

Philok. Besorgen Sie nichts, Beste Ihres Geschlechts! — Ich weiß Ihren Schmerz und die Ursache desselben. Ich verehre Ihre Betrübniß, und — theile sie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

Antiph. Mitleid bringt jedem Ehre. — Aber zum Beweise dieses Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Todtenstille dieser geweihten Stätte — verlassen Sie uns!

Philok. Ich hatte gehofft, da mich der Zufall so wol geleitet, daß ich mich seiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein! Madam, Sie können so grausam nicht sein, mich in dieser stürmischen Nacht auszustoßen.

Antiph. Wie? auszustoßen? Man stößt niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer sind Sie? — Nicht daß ich dieses Alles zu wissen verlangte. Ich will nur sagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heißen. —

Philok. Nein, Madam, ich habe nicht das Glück, Ihnen bekannt zu sein. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht blos an Bekannten ausüben. — Ich suche Schirm vor Wind und Wetter. — Das schlechteste Dach ist besser, als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen Einfall in das Gebiet der Kolophonier gethan. Sie wissen, Madam, wie heftig unser Staat vor Kurzem von den Kolophoniern beleidiget worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandschatzet, und Alles, was sich von Vornehmern auf seinen Gärten und Lustschlössern ergreifen lassen, mit uns weggeführt. Gestern sind wir über den Kayster zurückgegangen, und haben in der Aue von Larissa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, so bald wir den ephesischen Boden wieder beträten, drei von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu lassen. Es ist geschehen. Sie sind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Er ist ganz in der Nähe. Morgen mit dem frühsten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte.

Antiph. Wie, mein Herr? Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

Philok. Ach, sie wird mir kurz genug werden!

Antiph. Sie bedenken nicht, wo Sie sind!

Philok. In einem Grabmale. Aber Grabmal oder nicht Grabmal; es ist ein bedeckter, trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freien Luft länger dauern. Es würde mir das Leben kosten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madam! Sie haben zwar aufgehört, es mit Sich selbst zu haben: aber auch so noch haben es edle Seelen mit Andern!

Antiph. Und wenn Sie doch nur um Sich sehen wollten! — Ein finsterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da ist weder Erleuchtung, noch Sitz. —

Philok. Erleuchtung? Wenn diese Fackel nur Einen Gegenstand erleuchtet! — Und Sitz? — Zu Ihren Füßen, Madame — (feurig) Antiph. (sehr ernsthaft) Mein Herr —

Philok. (auf einmal kalt) Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will sagen, auf der Erde. — Die nackte, harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geschwind, Dromo, spring in mein Zelt; hole Feldstühle, Tisch, Lichter — lauf! laß dir helfen! — die Fackel laß da! — Oder nimm sie nur mit! — Nein, laß sie da! gieb her! — Lauf! Lauf! (Dromo giebt ihm die Fackel und läuft ab)

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Antiph. Nimmermehr, mein Herr; ich geb es nimmermehr zu! — Es geschieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen; mit Gewalt Besitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann sollte sich dieser Gewalt schämen!

Philok. Ich beschwöre Sie, Madam —

Antiph. Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie Sich, mein Herr; verlassen Sie mich! — Was würde die Welt sagen! Meine Ehre, mein Name —

Philok. Ihr Name, Madam? — Als ob dieser nicht schon durch Ihren grausamen Entschluß über alle Verleumdung erhaben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu lästern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewisser Tod, Madam — bei diesem unmäßigen Schmerze, bei dieser gänzlichen Versäumung aller Pflichten der Selbsterhaltung, ist er so nahe, als gewiß — Ihr gewisser Tod drückt bald ein Siegel auf Ihre Ehre, das — Kurz, Madam, ich habe Ihre Erlaubniß; ich kann nicht anders, als sie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entschlossenheit ebenso sehr, als an Ihrer Lebensart, an Ihrer Menschlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen sterben: und ich muß leben, für das Vaterland leben, dessen Knecht ich bin. Ein Jedes gehe seinen Weg, ohne das Andre zu irren.— Ja, Madam; Sie erlauben mir, diese Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, Alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben befiehlt: essen, trinken, schlafen — Ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach! — Können Sie glauben, Madam, daß ich heute noch den ersten Bissen in meinen Mund nehmen soll? So geht es uns armen Soldaten! — (eilig ab)

Sechster Auftritt.

Antiphila. Mysis.

Antiph. Mysis, Mysis, das Alles ist deine Schuld! Unglückliche! —

Mysis. Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort schlafen?

Antiph. Sollte ich noch seinen verliebten Erdreistungen mich mehr aussetzen?

Mysis. Freilich verlohnte es sich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuschlagen, den man so entzückt. Die möchte ich sehen, die es hätte unterlassen können. Auch noch am Rande des Grabes ist es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von

dessen Aufrichtigkeit man so versichert ist. Er glaubte, Sie schliefen wirklich.

Antiph. Was spricht die Närrin? — Fort! diesen Augenblick muß ich nicht versäumen. — Laß uns fliehen, Mysis! Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

Mysis. Fliehen, ist die Gefahr so groß?

Antiph. Was ist dir? Was für Unsinn sprichst du? — Gefahr! Ich sehe keine Gefahr, aber nichts soll meine Betrübniß unterbrechen — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

Mysis. Liebste, beste Frau, in dieser späten, finstern Nacht, außer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

Antiph. Es sind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erste beste zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig ist. (gegen den Sarg gewendet) Geliebter Schatten, verzeihe diese kurze Trennung! — Und nun, Mysis —

Mysis. Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit sein; wir werden ihm schwerlich entkommen. Er wird uns zurückbringen. Und sich zurückbringen lassen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wissen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beste Frau! —

Antiph. So bleib, Nichtswürdige! (geht)

Mysis. O, allein habe ich hier nichts zu schaffen! (im Begriff, ihr zu folgen)

Antiph. (auf den Stufen des Ausganges) Götter, es ist zu spät! — Er kömmt schon.

Siebenter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Philok. Wohin, Madam? wo wollen Sie hin, Schönste? (Antiphila, ohne ihm zu antworten, steigt die Stufen wieder herab, und geht nach den Särgen in der Vertiefung) — Rede du, Mysis: wo wollte deine Gebieterin hin?

Mysis. Sie fliehen, Herr Hauptmann.

Philok. Mich fliehen! Mich fliehen! Was sagst du?

Antiph. (die sich kurz umwendet) Nein, mein Herr; nicht Sie fliehen; blos Ihnen Platz machen: das wollt ich — das wollte ich, (indem sie sich wieder dem Ausgang nähert) Sie bestehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten sind vergebens. Es sei: was Sie thun sollten, will ich thun. Philok. Madam! — Mysis!

Mysis. Geben Sie mir die Fakel, Herr Hauptmann! Sie ist Ihnen hinderlich.

Philok. (der ihr die Fackel giebt und die Antiphila bei der Hand ergreift) Und das sollte ich verstatten?

Antiph. (die ihre Hand los windet) Ich will es hoffen, mein Herr —

Philok. Ach, so verzeihen Sie meinem Irrthume, Madam! — Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Härte bei so viel Empfindung sein könne. Man ist sonst so mitleidig, wenn man sich selbst unglücklich fühlt. — Ich sehe, Madam, Sie sind bestimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich bescheide mich: so nachgeben wollen, heißt auf seinem Rechte mehr, als jemals bestehen. Ich gehe beschämt, gekränkt, aller Rechte der Gastfreiheit verweigert, auch der verweigert, die der Tiger einem verirrten, müden Wanderer, der in seine Höhle schlafen kömmt, nicht immer versagt — Aber genug, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

Antiph. Ich erlasse Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweisen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit!

Philok. Hier ist Gerechtigkeit und Bewunderung eines.

Antiph. Ich fühlte alles Beleidigende dieser (etwas höhnisch) verbindlichen Wendung. — Und doch (sanft) schmerzt es mich, so verkannt zu werden. Ich bitte: treten Sie an meine Stelle —

Philok. Nein, Madam; ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich selbst zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

Antiph. Die Götter wissen es, wie gern immer unser Dach den Fremdling, den Schutzlosen aufgenommen! Ganz Ephesus nannte Cassandern den Gastfreien. — Aber wer fodert in einem Grabmale das Gastrecht?

Philok. Cassander! — Wen nennen Sie da, Madam?

Antiph. Wen sonst, als ihn?

Philok. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Cassandern, des Metrophanes Sohn? Antiph. Des Metrophanes Sohn.

Philok. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Antiph. Den Phylarchen.

Philok. Den Phylarchen? den großmüthigen, bei allen Bedürfnissen des Staats sich selbst erbietenden Liturgen?

Antiph. Ihn! eben ihn!

Philok. Und dieser Cassander ist todt? und dieser Cassander war Ihr Gemahl? Antiph. Und Sie haben ihn gekannt?

Philok. Ob ich ihn gekannt habe? diesen tapfersten, edelsten, besten aller Männer von Ephesus!

Antiph. Besten aller Männer! Dies war er! — war er! (indem sie sich wendet, und mit gerungenen Händen nach den Särgen geht)

Philok. (der ihr folgen will) Ob ich ihn gekannt?

Mysis. (ihn zurückhaltend) Ein Wort, Herr Hauptmann —

Philok. Was willst du, Mysis?

Mysis. Im Vertrauen, Herr Hauptmann — Sie können doch lesen? Philok. Warum nicht?

Mysis. Geschriebenes, und in Stein Gehauenes?

Philok. Beides.

Mysis. Und haben ein gut Gedächtniß, Herr Hauptmann?

Philok. So ziemlich. Aber mach ein Ende: was willst du? —

Mysis. Nun so wette ich, daß Sie unsern Todten nicht gekannt haben — Philok. Aber du hörst es ja —

Mysis. Sondern daß Sie, bei dem Scheine Ihrer Fackel, das Epitaph draußen über dem Eingange gelesen haben.

Philok. Verleumderin! — Aber liebe Mysis, wette, was du willst; du sollst Alles gewinnen: nur sei mir nicht zuwider — Unterstütze mich —

Mysis. Nur frisch! das Eisen glüht; folgen Sie ihr —

Philok. (der ihr in der Vertiefung nachgehet) Ob ich Cassandern gekannt? Wir thaten zusammen unsern ersten Feldzug. In so feurigen Jahren knüpft gemeinschaftliche Gefahr die zärtlichsten Freundschaften. Die unsere ward durch meinen Aufenthalt an dem persischen Hofe unterbrochen. Darauf entstand dieser Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Cassandern vorher umarmen zu dürfen. Und indeß — indeß hat ihn die grausame Parze abgefodert! O, ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madam, hat kein Recht, sich neben dem Ihrigen zu äußern.

Antiph. (sich langsam mit Empfindung gegen ihn wendend) Ach! Sie waren sein Freund? — Ich kenne die Rechte der Freundschaft, so wie die Rechte der Liebe. Liebe ist nichts, als die innigste Gattung der Freundschaft. Welcher Empfindung könnte sich die Freundschaft vor den Augen der Liebe zu schämen haben? — Nein, mein Herr, ersticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen so rühmlich ist: nicht diese Thräne, (indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Gesicht von ihr abwendet) die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns Beiden so werth war. —

Mysis. O, liebste Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübniß würde der Ihrigen nur mehr Nahrung geben. Wir brauchen niemand, der uns noch wehmüthiger macht, als wir schon sind.

Philok. Woran erinnerst du deine Gebieterin? — Doch ich kann dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

Antiph. Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht so schnell! — Diesem geht nichts an, was ich dem Unbekannten sagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verlust schätzen: wie ich allein den Ihrigen. —

Achter Auftritt.

Dromo (mit einigen Stücken von dem Befohlenen). **Antiphila. Philokrates. Mysis.**

Dromo. Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das Andre ist droben vor dem Eingange, wo ich es niedersetzen lassen. Komm, Mysis, hilf mir es herunter bringen.

Mysis. Nicht so schnell, Herr Landsknecht! Es streitet sich noch, ob ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

Philok. O, Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entseelte, der hier ruhet, den diese Göttliche beweinet — war mein Freund, der erste Freund meiner Jugend.

Dromo. Was plaudert denn die also? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weisen? — Komm, komm, laß dich die Mühe nicht verdrießen (er zieht sie mit fort, und nach und nach bringen sie das Befohlene herunter und in Ordnung)

Philok. O, Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönste, Beste — wie kann ich die Freundin meines Freundes anders nennen, als meine Freundin! — Wenn und wo ich auch seinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber itzt — da ich es sehe, mit diesen unglücklichen Augen es selbst sehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

Antiph. Wenigstens zu verlieren geglaubt. Denn seine Liebe zu mir war so groß, so unsäglich —

Philok. Nicht größer, nicht unsäglicher, als ihr Werth! — In welcher Verzweiflung muß er gestorben sein! Ich durfte sicher sein Herz nach dem meinigen beurtheilen. Was ich empfinde, das in meinem vorgehen würde, das ging Alles in seinem vor. Das Licht des Tages verlassen, ist schmerzlich; schmerzlich ist es, sich vielleicht selbst verlassen müssen, aufhören, sich zu fühlen, sich sagen zu können: das bist du! das gilt dir! — Aber was ist Alles das gegen den Schmerz, ein Wesen zu verlassen, das wir mehr, als das Licht des Tages, mehr, als uns selbst lieben? — Doch welche Reden, die ich führe! Ist das die Zusprache, die Sie, Schönste, von mir erwarten? Ich sollte Oel in Ihre Wunden gießen, und reiße sie von neuem auf — Ich Unbesonnener!

Antiph. Nein, mein Herr, nein! — Solche Wunden weigern sich aller Linderung. Nur in ihnen wühlen ist Wollust.

Philok. Allerdings, allerdings! Doch mir verbieten Geschlecht und Stand und Bestimmung, solchen wollüstigen Schmerzen nachzuhängen. Allen ziemt nicht Alles. Dem Mann, dem Krieger ist eine Thräne vergönnt, aber kein Strom von Thränen, der unverkleinerlich nur aus so schönen Augen über so zärtliche Wangen rollt. — Wo denkt er hin, der Soldat, der sich durch Bejammerung eines verstorbenen Freundes weichherzig macht? Er soll gefaßt sein, jeden Augenblick ihm zu folgen; er soll gefaßt sein, dem Tod unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten, entgegen zu gehen: und er weinet, ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? — Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre, ist das Einzige, was ihm schrecklich sein soll. Dort durfte es mich schaudern, bei den schimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen. — — — — — — — — — — — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi. (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um) Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist dus? — Wen suchst du? — Mich? ‖ Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier. Und warum wunderts dich? ‖ Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen? ‖ Nun, jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen? ‖ Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus gieng, ‖ Sich mit Sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hieng; ‖ Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick, als Schritt verriethen, ‖ Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten. ‖ Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist? ‖ Ich floh ihm nach, und seh — —

Henzi. Was?

Wernier. Daß es ihm verdreußt. ‖ Ach! bin ich nicht mehr werth, sein Unglück mit zu tragen? ‖ Ist er nicht Freunds genug, mirs ungefragt zu sagen? ‖ Hab ichs an ihm verdient, daß er so grausam ist, ‖ Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt? ‖ Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten? ‖ Als wir, zu patriotisch, die Hassenswerthen haßten, ‖ Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland ‖ Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst, entband. ‖ Bern seufzet noch, wie vor. Die Helden sind vertrieben; ‖ Doch ist ihr bester Theil in dir zurück geblieben. ‖ Bern sieht allein auf dich; Bern hofft allein von dir, ‖ Freiheit und Rach und Wol. Drum Henzi, gönne mir ‖ Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet, ‖ Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet. ‖ Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an? ‖ O, daß mein schwacher Geist dich nicht errathen kann! ‖ O, könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken, ‖ Und, was du mir verhehlst, dir unbewußt entrücken! ‖ O, stünde mir dein Geist so frei, wie dein Gesicht, ‖ Und schlöß ich dann daraus, was jede Miene spricht! ‖ Ich gäbe, könnt es sein, dein Mißtraun zu bestrafen, ‖ Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen. ‖ Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr, ‖ Wer dir den Dienst gethan, daß ich dein Freund es wär. ‖ Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen, ‖ Ich weiß, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen. ‖ Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus, ‖ Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus. ‖ So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien? ‖ So hattest du mich mehr, als dieses Haus, zu scheuen? ‖ Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein? ‖ Wird ihm Bern heiliger, als Genf und Frankreich sein? ‖ Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen. ‖ Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Vergebnes Flehen! ‖ Sprich! Sage, was dich quält? Warum beschwer ich dich? ‖ Was suchst du hier so früh? Wie? Du verläßest mich? ‖ Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich kniecnd bitten?

Henzi. O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten! ‖ O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke werth, ‖ Als, daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt. ‖ Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine? ‖ Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine. ‖ Frei, fröhlich, ungequält hab ich dir sonst gedeucht; ‖ Denn sich verstellen ist bei kleinen Uebeln leicht. ‖ Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen, ‖ Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entrissen? ‖ O, wär es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt! ‖ Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt. ‖ Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen, ‖ Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen. ‖ O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt! ‖ Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt! ‖ Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen, ‖ Und morgen, liebster Freund — —

Wernier. Wär ich für Gram vergangen. ‖ O Bern? O Vaterland? Ha, ja, dein großer Geist, ‖ Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt. ‖ Wie selig, Henzi, ists, fürs Vaterland sich grämen, ‖ Und sein verlaßnes Wol freiwillig auf sich nehmen. ‖ Doch sei nicht ungerecht, und glaube, daß in mir ‖ Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket, wie in dir. ‖ Theil deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen, ‖ So kann ich doch, wie du, für Bern mein Leben lassen. ‖ Nicht morgen, heute noch, eröffne mir die Bahn, ‖ Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi. O, sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre, ‖ Ertrüg ich mein Geschick, wanns einzig meines wäre. ‖ Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt, ‖ Der dienen kann und will; ich spräch als jener Held: ‖ Glückselig Vaterland! du kannst mich nicht versorgen, ‖ Der Helden sind zu viel; und bliebe gern verborgen. ‖ Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt; ‖ Und wenn den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt; ‖ Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen, ‖ Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen; ‖ Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt; ‖ Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt; ‖ Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren, ‖ Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren; ‖ Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut, ‖ Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut; ‖ Freiheit! wann uns von dir, du aller Tugend Same, ‖ Du aller Laster Gift, nichts bleibet, als der Name: ‖ Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört, ‖ So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier. Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er sagte. ‖ O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto waget! ‖ Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust! ‖ Gönn ihr den süßen Stoß, wann du vor Blut dich graust. ‖ Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden, ‖ Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden. ‖ Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält. ‖ Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt. ‖ Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wüthrich stützet, ‖ Zum Wol des Vaterlands verschworne Helden schützet. ‖ Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt ‖ Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat. ‖ Sobald man Freiheit, Bern! als ihre Lösung höret, ‖ Muß ich der erste sein, der das Geschrei vermehret. ‖ O, hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir! ‖ Und Bern wär heut noch frei, und frei gehorcht es dir! ‖ Warum kenn ich sie nicht und trage gleiche Bürde, ‖ Daß mir des Staates Wol, wie ihnen sauer würde, ‖ Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann: ‖ „So sauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran, ‖ Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen. ‖ Seid stark, und laßt dies Glück auch euer Kind genießen!"

Henzi. Du willst sie kennen? Wernier. Ja!

Henzi. So kenn sie dann in mir!

Wernier. O, redte Henzi wahr! Henzi. Kenn sie in mir!

Wernier. In dir? ‖ Und hast mir nichts gesagt? Mußt

ich in deinen Augen ‖ Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen? ‖ Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es schon, ‖ Du hast mirs noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn! (er umarmt ihn) ‖ Doch eile, lehre mich, wer? wo sind deine Glieder? ‖ Sie sind des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder? ‖ Wie weit ists? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein? ‖ Doch, du regierst das Werk, wie kanns zu tadeln sein? ‖ Vergieb den ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte, ‖ Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi. Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil. ‖ Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters, als Berns Heil. ‖ Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen, ‖ Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen, ‖ Der dreimal mächtge Gott straf uns und unser Kind, ‖ Wenn sein allsehend Aug uns eigennützig findt; ‖ Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen, ‖ Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen, ‖ Wann nach vollbrachter That — — doch so weit kommt es nie, ‖ Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein, als sie. ‖ Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen, ‖ Der unverfälschte Rest von freien Schweizer Samen, ‖ Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt, ‖ Der Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt, ‖ Die sinds, und Andre mehr, die heut im Rath es wagen, ‖ Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen. ‖ Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für sie das Wort — —

Wernier. Und morgen zieht ihr dann, aus Bern vertrieben, fort. ‖ Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören! ‖ Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören! ‖ Ja, führe nur das Wort! donnre, wie Cicero, ‖ Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst du auch so. ‖ Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen setzen, ‖ Giebt unglückselgen Stoff, daß sies nur mehr verletzen. ‖ Besinn dich, wie es gieng, nun ists das fünfte Jahr — — Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßts nur gar!

Henzi. Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite, ‖ Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite. ‖ Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein; ‖ Denn länger, als den Tag, soll Bern nicht dienstbar sein. ‖ Ich selbst kann tausend Mann mit Flint und Schwert bewehren, ‖ Die bei dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren. ‖ Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt, ‖ Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer Fahne dringt? ‖ Doch Alles wird man eh, als dieses Aeußre, wagen. ‖ Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen. ‖ Drum wolle Gott, der Rath vernähm uns heute noch! ‖ Denn heute noch ists Zeit, und linderte sein Joch, ‖ Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret, ‖ Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret. ‖ Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht, ‖ Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht. ‖ Freund, kann es möglich sein, daß die sich glücklich schätzen, ‖ Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen? ‖ Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein, ‖ Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er sich raubet, ein?

Wernier. So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret, ‖ Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret. ‖ Doch, welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz, ‖ Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz ‖ Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte, ‖ Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte. ‖ Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich ‖ Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi. Freund, so beschämst du mich?

Wernier. Nun wol, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen! ‖ Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? — Was sagt das Schweigen?

Henzi. Freund, dies verlange nicht!

Wernier. Wie? Komm doch! Soll ich nun ‖ Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi. Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier. Allein, ich will sie sehen.

Henzi. Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier. Fuetter, Richard, Wyß — — die solltens, sprachst du, sein. ‖ Sind sie es nicht?

Henzi. Sie sinds, doch sind sies nicht allein! ‖ Es hat ein Ungeheuer sich unter uns gedrungen, ‖ Der flüchtge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen. ‖ Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg und Staat, ‖ Den Rach und Grausamkeit uns zugeführet hat; ‖ Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen, ‖ Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen. ‖ Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu den tollen Geist, ‖ Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier. Wer ists?

Henzi. Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte, ‖ Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier. Wer? Dücret? Henzi. Eben der!

Wernier. Der ehrenlose Mann? ‖ Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an? ‖ O, speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache, ‖ Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache. ‖ O, speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt, ‖ Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat. ‖ Wer wird sich lieber nicht zur Sklaverei bequemen, ‖ Wenn er die Freiheit soll von Dücrets Händen nehmen? ‖ O, heute stoßt ihn noch — —

Henzi. Und so verlangst du wol, ‖ Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll? ‖ Sonst wär es längst geschehn — —

Wernier. O, dem ist vorzubeugen! ‖ Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi. Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — — ‖ Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind! ‖ Ich hab ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden. ‖ Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi. Er hat ihn doch gesehn.

Dücret. Ha! Alles steht uns bei. ‖ Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frei.

Henzi. Ein Geist, wie du, hat stets die Vorsicht ausgeschlagen. ‖ Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen? ‖ An Muthe fehlt mirs nicht, doch an Bedacht fehlts dir.

Dücret. O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier? ‖ Vertraust du dich dem auch?

Henzi. Kann ich mich dir vertrauen, ‖ So kann ich doch wol auch auf einen Berner bauen.

Dücret. Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist. ‖ Was hilfts, ein Berner sein, wenn man ein Sklave ist? ‖ Ich kenn ihn mehr, als du. Er ist dem Rath gewogen, ‖ Sonst hätt er längst mit mir ein festes Band vollzogen. ‖ Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann? ‖ Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann. ‖ Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe ‖ Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe. ‖ Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi. O, laß der frechen Zung nicht allzusehr den Lauf! Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret. Das kann man hören, ‖ Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi. Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr! ‖ Doch schweig davon — — Kommt bald Wiß und Fuetter her? ‖ Ich habe Vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret. So wird auch dieser Tag wol ungebraucht verfließen. ‖ Es ist gnug überlegt. Wag, was man wagen muß, ‖ Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß! ‖ Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken, ‖ Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken! ‖ Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus, ‖ Und lösch mit Feur und Schwert Berns Schimpf und Knechtschaft aus. ‖ Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi. Nur feig zu Grausamkeiten. ‖ Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten. ‖ Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt, ‖ Er, der der Großen Herz, wie Wasserbäche lenkt, ‖ Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet, ‖ Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet? ‖ Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret. Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz. ‖ Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen, ‖ Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi. Schweig, Lästrer! Ich erwies an dir sonst mit der That ‖ Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat. ‖ Bist du nicht hassenswerth?

Dücret. Nun wol, man mag mich hassen, ‖ Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen. ‖ Ich bin schadlos genug. Sei du die Lust der Welt, ‖ Und dien, gerechter Mann, so lang es dir gefällt.

Henzi. Fein höhnisch! Dienst du nicht, wenn du den Lastern dienest?

Dücret. Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du dich nichts erkühnest? ‖ Was soll dir dann die Macht?

Henzi. Durch sie Bern zu befreien, ‖ Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu sein. ‖ Er bleibe, was er ist, wann er uns

nicht mehr drücket, ‖ Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket, ‖ Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland, ‖ Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand. ‖ Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret. Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben. ‖ Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann, ‖ Doch Tugend allzuviel. Henzi. Die man nie haben kann.

Dücret. Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden? ‖ Wer sich zu dienen scheut, der scheu sich nicht, zu morden. ‖ Die Noth heißt Alles gut. Sie hebt das Laster auf; ‖ Und bald wirds Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf. ‖ Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln schonen? ‖ Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen. ‖ Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein, ‖ Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein, ‖ So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen, ‖ Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen. ‖ So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich, ‖ Und deine Gütigkeit scheint Allen hinderlich. ‖ Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt dir die Namen wissen, ‖ Die Alle diese Nacht durch uns erkalten müssen. ‖ Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rath; ‖ Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat. ‖ Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken! ‖ Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken. ‖ Was wagt man — —

Henzi. (lieset) Steiger? Wie? Der soll der Erste sein? ‖ Der Redlichste des Raths? Das geh ich nimmer ein. ‖ Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen? ‖ Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen. ‖ Er kann Berns Vater sein. Bern seufzet noch um ihn. ‖ Drum laß uns ihn den Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn!

Dücret. Wol! durch den Tod. —

Henzi. (zerreißt das Blatt) Da nimm die unglückselge Rolle ‖ Und sage deiner Brut — — —

Dücret. Daß Henzi dienen wolle? ‖ Daß ihm des Feindes Blut, wie seines, kostbar ist? ‖ Daß er des Staates Wol um Steigers Wol vergißt?

Henzi. Ja, Rasender! (geht zornig ab)

Dritter Auftritt.

Dücret. Er geht? Henzi! Henzi! Verräther! ‖ Ha! deiner Weichlichkeit schien ich ein Missethäter? ‖ Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund? ‖ Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind? ‖ Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — — ‖ Und sollt er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — — ‖ Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hinderniß! Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach ist allzu süß. (geht ab)

Andrer Aufzug. Erster Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret. Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache. ‖ Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache! ‖ Der Tag ist endlich da. Und — — wär er schon vorbei! ‖ Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei! ‖ Ich seh gerechte Scham durch eure Wangen dringen; ‖ Doch, kann die Scham allein die Freiheit wieder bringen? (Fuetter sieht ihn zornig an) ‖ So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter. Schweig! diesen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur. ‖ Wahr ists; wir schämen uns der ungeerbten Ketten, ‖ Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten. ‖ Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer sein; ‖ Sich für das Vaterland, und nicht für sich, befrein; ‖ Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen; ‖ Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu strafen, ‖ Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist, wie du, ‖ Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh, ‖ Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen, ‖ Es würdig unternähm —

Dücret. Dein Stolz ist zu verlachen! ‖ Denn gleichwol braucht ihr mich.

Fuetter. So braucht ein Arzt das Gift, ‖ Das außer seiner Hand nur hämische Morde stiftt.

Dücret. Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben, ‖ Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben. ‖ Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön, ‖ Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn, ‖ Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen, ‖ Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen. ‖ Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt ‖ Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt? ‖ Hab ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen? ‖ Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schließen. ‖ So tugendhaft ihr seid, so durstig nach der Ehr; ‖ Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr. ‖ Hab ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket? ‖ Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket? ‖ Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß, ‖ Doch wär er ohne mich, zum mindsten, waffenlos. ‖ Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen, ‖ Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden. ‖ Geht! schickt den kühnsten Held ohn dieses in den Streit; ‖ Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit! ‖ Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu sagen? ‖ Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen. ‖ Nur darum seht ihr mich mit neidschem Hochmuth an, ‖ Daß ich kein Bürger bin, doch mehr, als er gethan. ‖ Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren. ‖ Beschimpfet ihr mich gleich, und wünscht, mich zu entbehren, ‖ Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hinderniß; ‖ Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ. ‖ Er kennet seinen Werth. O! möchtet ihr ihn kennen, ‖ Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen. ‖ Für alle seine Müh, für alle die Gefahr, ‖ Verlangt er statt des Danks: man stell ihn größer dar. ‖ Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben, ‖ Ja, dem dies Alles weicht, die Tugend aufzugeben. ‖ Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist, ‖ Von großen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt; ‖ Die selten Helden schafft, doch öfters sie ersticket, ‖ Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket; ‖ Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt, ‖ Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist: ‖ Die opfr ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet, ‖ Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet. ‖ Folgt mir! Geht nicht in Rath; und spart euch auf die Nacht, ‖ Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht. ‖ Was sollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen, ‖ Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen? ‖ Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt, ‖ Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß. Wahr ists: wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig. ‖ Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig, ‖ Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht, ‖ Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht. ‖ Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben, ‖ Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben, ‖ Sein Beispiel schimpfet uns — —

Dücret. Zwar ist der Schimpf sehr klein, ‖ Doch, möcht er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard. Schweig, Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet. ‖ Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet. ‖ Dein Ruhm ist Neides werth; und dieser gnüge dir! ‖ Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir. ‖ Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen. ‖ Steh ab! Es möchte dich, statt alles Dankes, hassen. ‖ Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht, ‖ Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht; ‖ Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset, ‖ Ob sie des Wüthrichs flucht und seinen Tod doch hasset. ‖ Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath; ‖ Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat. ‖ Sein Wink, sein Wol sei uns die heiligste der Pflichten, ‖ Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten. ‖ Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut; ‖ Ich thu das an ihm, was er am Staate thut! ‖ Er unterdrückt sein Recht; ich will sein Blut verspritzen. ‖ Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen! ‖ Kommt, Wyß, Fuetter kommt!

Fuetter. Wohin, erhitztes Paar?

Richard. Wohin die Freiheit ruft; in rühmliche Gefahr. ‖ Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüthen, ‖ Des künftgen Morgens Glück soll Alles froh vergüten!

Fuetter. Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich? ‖ Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in euch? ‖ Ihr seid des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket, ‖ Das nur auf Freiheit sinnt, da ihr nur Rache denket. ‖ Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich. ‖ Nennt mich nicht euer Glied, dies Bündniß schimpfte mich. ‖ Geht! raset, mordet nur, und stürzet eure Brüder, ‖ Sind es Tyrannen gleich, mit sammt dem Staate nieder! ‖ Doch wißt, ich werd es sein, der euch dem Rath entdeckt, ‖ Und eurer blinden Wuth gewissre Grenzen steckt. ‖ Der Staat versprach in euch sich edle, freie Bürger, ‖ Und findet im voraus leichtsinnige Brüder-Würger? ‖ Welch Bubenstück,

hebt ihr die Freiheit also an, ‖ Ist schrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann? ‖ Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand und Bürde, ‖ Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde. ‖ O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual ‖ Steht deiner Tugend vor — —

Dücret. Spar auf ein andermal ‖ Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wirds bald geschehen, ‖ Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen. ‖ Geschieht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir. ‖ Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür! ‖ Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wol schon verrathen.

Fuetter. Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten. ‖ Geh nur! steck Andere mit deinem Mißtraun an. ‖ Wer thäte so was? — — Doch vielleicht hast dus gethan? ‖ Du nur — —

Dücret. Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe, ‖ Daß Steiger selbst vielleicht in eur Geheimniß dringe? ‖ Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht, ‖ Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht; ‖ Daß es mit jedermann den großen Vorsatz theilet, ‖ Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet; ‖ Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath ‖ Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard. Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ists? Du mußt ihn nennen! ‖ Es soll nur Eines sein: ihn tödten und ihn kennen. ‖ Er soll dem Himmel eh, als unsrer Straf entfliehn! ‖ Wer ist es?

Fuetter. Wer? Wyß. Wer ists?

Dücret. Hier kömmt er! strafet ihn! (geht ab)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi. Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage, ‖ So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage. ‖ Der große Tag ist da, der Bern und euer Wol, ‖ Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll. ‖ Doch wünsch ich, blieb er nur so lange noch entfernet, ‖ Bis ihr, was Tugend sei, was eure Pflicht, gelernet. ‖ Noch kennt ihr Beides nicht; und wünschet, frei zu sein? ‖ Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn! ‖ Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben, ‖ Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben; ‖ Doch Alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil. ‖ Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil; ‖ Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen, ‖ Nicht unbelohnt zu sein, und nie zur Lehr gedrungen ‖ Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn, ‖ Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn: ‖ Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten; ‖ Nur ungestörte Wahl gleichgiltger Mod und Sitten; ‖ Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt Lohns Genuß, ‖ Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß; ‖ Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten, ‖ Statt eines Königes herrschsüchtigen Eitelkeiten, ‖ Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt, ‖ Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt: ‖ Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen, ‖ Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen. ‖ Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann, ‖ Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann? ‖ Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden? ‖ Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden? ‖ Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an. ‖ Seid ihr Rebellen? Wol! Geht, sucht euch euren Mann! ‖ Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen, ‖ Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (spöttisch) Gewiß, ein feiner Griff! hört und bewundert ihn! ‖ Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn, ‖ Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden? ‖ Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi. Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht! ‖ Ich hör es allzuwol, daß Dücret aus euch spricht. ‖ Wars ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen? ‖ Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen? ‖ Scheint der, der für sich nichts, und Alles für den Staat ‖ Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath? ‖ Wie? oder ist bei euch, wer sich ein Missethäter ‖ Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräther? ‖ Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan. ‖ Der Zorn war tugendhaft. Er stünd euch Allen an. ‖ Die unglückselge Roll riß ich in hundert Stücken. ‖ O, möcht ein Gleiches mir mit euren Herzen glücken! ‖ Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt, ‖ Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt. ‖ Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen, ‖ Und nicht den, der euch straft, das, was er strafet, hassen. ‖ Wann eure Wuth nur Blut der Bürger sucht, ‖ So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht. ‖ Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter. Was Rolle? Steiger? Sterben? — ‖ Versteht ihr was hiervon?

Wyß. Genug, uns zu verderben. ‖ Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich. ‖ Je mehr ich ihn bestreit, je mehr bestärkt er sich. ‖ Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter. Wie? Zweifl ich länger noch, ob er, ob Dücret trüget? ‖ Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht; ‖ Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht. ‖ Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen. ‖ Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen. ‖ Allein erkläre dich! Wer dürstt nach Bürger-Blut? ‖ Wir, deine —?

Henzi. Gütger Gott! So schöpf ich wieder Muth? ‖ So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde? ‖ Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde! ‖ So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand ‖ Die blutgen Urthel schrieb, die mich auf euch entbrannt? ‖ So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — — ‖ Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen. ‖ Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist, ‖ Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter. Ha! welche Teufels-List! O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betrügen? — — ‖ Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen? ‖ Seid ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt, ‖ Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard. Nicht der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet, ‖ Der Redlichkeit und Wort für nichts, als Worte schätzet, ‖ Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund ‖ Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint, ‖ Der aus blöder Begier, sich Alle zu verbinden, ‖ Auch Alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

Henzi. Genug! ich höre schon, worauf dein Eifer geht. ‖ Wahr ists, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht. ‖ Ich hab ihm unsern Zweck — —

Fuetter. Du hast — — Wyß. O Lasterthaten!

Henzi. Hört mich!

Richard. Wir hörens schon. Wir sind — —

Wyß. Wir sind verrathen!

Fuetter. So hast du Wort und Schwur — —

Henzi. Die hab ich nicht verletzt, ‖ Weil ihr dies neue Glied selbst euer würdig schätzt. ‖ Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet, ‖ Der nur die Tugend mehr, als seine Freiheit liebet, ‖ Sonst Alles für sie wagt, und für euch wagen wird.

Fuetter. Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt, ‖ So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß. Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi. Wer, so wie ich, gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß. Wie? nicht vonnöthen? Ei! du tugendhafter Mann, ‖ Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann! ‖ Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen, ‖ Wann du verrathen willst, und wir nicht murren sollen? ‖ „Ein Freund hat mich erfleht!" O, träfe der Verrath ‖ Nur unser Glücke mehr, und weniger den Staat, ‖ So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen, ‖ So wär er größer nicht, als wir die Strafe wissen. ‖ Doch einem Feind des Staats wär dies mehr Gnad, als Pein, ‖ Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein. ‖ Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen, ‖ Für deren Freiheit wir nun nichts, als sterben können. ‖ Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürdger Freund ‖ Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi. Er selber steht dafür! Jedoch, ich seh ihn kommen, ‖ Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erstaunen) Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn)

Henzi. Wie nun? Umarmt ihr euren Feind? ‖ Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund! ‖ Flieht ihn, er ist, wie ich, ein Schwätzer und Verräther, ‖ Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter! ‖ Flieht ihn! er ist mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß. O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!‖ Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard. Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket. ‖ Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,‖ Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut &c.

Ein Vade mecum
für den Hrn. Sam. Gotth. Lange,
Pastor in Laublingen.

Mein Herr Pastor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maßgebung Ihrer Politik, einem Dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein, ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht sein; ich will sie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich anfangs ein vorläufiges Kompliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen, kritischen Kenntniß seiner Sprache einen untrüglichen Geschmack und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien; und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwingliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als in einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, sagte ich bei mir selbst, hat niemand das Publikum vor dieser Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß Andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen Sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen Sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweite Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch, außer Ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte: daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwei kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen!

1. B. Od. 1. *Sublimi feriam sidera vertice.*

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten! Erstlich entschuldigen Sie Sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwol durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen ebenso wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann: daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern blos und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler, als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweite Ursache ansehn. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das Genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht! Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich vor stolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen; was sagt er denn? Wir sprechen im gemeinen Leben: vor Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανον ἁμμιν ἁλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas Andres in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herab schauet — — O, daß er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht: tragen, weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, daß Sie denken, *feriam* heiße: ich will tragen; weil Sie Sich erinnern, von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein.

1. B. Od. 2. *galeaeque leves.*

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es blos auf meinen Befehl so heißen solle? Wahrhaftig, Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie levis nach der Meinung großer Stylisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, daß

in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie Sich bei diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber ebenso unwissend sein, als Sie, so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch schon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich! Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. -- Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmaß, so wenig, als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs soll Horaz noch einmal die erste Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie Sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kann ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen, dem Uebersetzer, auf Herr Langen, den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck sein würde? Und ob das Beiwort *non lenis* ein nicht sanfter ihm nicht weit anständiger sei? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zusahe, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen müsse. Bei einem Manne, wie Sie, pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes; Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch blos auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz sein muß: qui n'aimes à voir que l'éclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O, zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11. *Vina liques.*

Zerlaß den Wein! Ich habe diesen Ausdruck getadelt und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedrückt, und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich, die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich sie nöthig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen: liquare heiße zerlassen und zerschmelzen; Beides aber sei nicht einerlei. Beides aber, sage ich, ist einerlei, weil Beides in dem Hauptbegriffe flüssig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmelzen hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius, alvum liquare, auch schmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüssig. und folglich auch klar machen, wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden! — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Commentator aus dem 16. Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär ebenso abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, so merken Sie Sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterschied nach dem Wörterbuche übersetzen. Bei vertex hätten Sie dieses thun sollen, und nicht hier; hier, wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht angieng.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vinum liquare soll: den Wein filtriren oder ihn durchseigen, heißen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem Letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch, worauf gieng denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bei dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sei vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß sein gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wol gar der Branntwein gefriert. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüssig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich anfangs vorgestellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben sein; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen:

O, wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— —Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1. *Gravesque principum amicitiae.*

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige, weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anders, als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wol sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand: den Dacier und den Batteux. Jener sagt: vous nous découvrez le sécret des funestes ligues des Princes; dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores! Acron setzt für graves: perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellus endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas pro-

cerum coitiones — —. Sagen Sie mir, ist es nun noch blos Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie Sich noch von ihm sagen, daß Horàz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji, sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wol zufrieden gewesen sein, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig, und das ist abgeschmackt. Bei schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß Sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen sein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches, als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae*, welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher, als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr Gemeines sei, mit dem Worte *gravis* den Begriff schädlich, schrecklich, fürchterlich, zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr, als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie Sich auch hier Ihres Starrkopfs: il appèle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avaient fait aux Romains, comme il a déjà appelé le siècle de Pyrrha *grave*, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beiwort, welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Od. 4. *Cujus octavum trepidavit aetas Claudere lustrum.*

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle zittern heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie Sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie hab ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts, als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor! Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen sein. Nun wol! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftstellern, eilen heiße; und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen! Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen! Drei Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23sten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bei der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu: verbum est celeritatis. Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt Aller sein können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — —. Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsamen Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heißen, weil man in dem 40sten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas Seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40sten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, Sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Silbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, Sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen sein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte sein sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetischen Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner sein kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbei: sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie Sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht sein, und was ich lobe, muß falsch sein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht, mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet?

Wahrhaftig! Sie müssen jetzt ihre Augen nicht bei Sich gehabt haben; oder Ihre Uebersetzung hat ein Anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollten das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich sein würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5. *Nondum munia comparis aequare (valet).*

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, übersetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das Erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret: c'est un mot honnête, so kann nur einer, welcher gar kein Französisch kann, wie Sie, hinzusetzen: merks, ein edel Wort! Merks selber: honnête

heißt nicht edel, sondern ehrbar! Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wol aber edle. Jene haben schon Chabotius und Andre in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzu setzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe sind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort ist, welches von den Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Uebersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht, mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht, die Dienste ihres Nebengespanns zu erwidern, und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt, und table noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage: zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen sein, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als, die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwidern können; so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heißen könne. Sie fangen schon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will blos noch ein Paar Zeugnisse für mich anführen, und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula ‖ Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heißen Küssen entziehen soll also nicht das Gegentheil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen Alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann: Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor! Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer, und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht, und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. „Es läßt sich", sagt er, „nichts Galanters und nichts besser Ausgedrücktes, als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber hat man nicht wol verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen detorquet ab osculo, und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es thut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall blos aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch Alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch, ich will das Letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann. Welcher von den Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche Beide sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine Bessern

wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wol thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andren Fontes anführen. Allein sie führen keine an: was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im Geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli, noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Ἐκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechelschen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑςερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Wann es Ihnen, mein Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite Ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie Folgendes finden werden: „Im Anfange hieß sein dritter Name Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato heißen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude? Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an! Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr, als drei Namen gehabt; er hieß Priscus, bis er anfieng Cato zu heißen: sobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe: welcher von den Catonen Priscus genennet worden; so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten erst Priscus, und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu sein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten, als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten, und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig sein wollen, und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen! — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwol dem Dichter erlaubt sein, diese zwei Namen zusammen zu bringen. Gut! und das ist der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntniß der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er sein will. Dieses zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so, wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch nothwendig sein müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch Wunders halber diejenige, die in diesem Punkte so etwas Besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sei? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sei mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht Sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrei hätten Sie weglassen sollen — —. Lassen Sie Sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieser Stelle sich in zwei Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter, als alles Andre, gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie Alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wol wegen der alleraußerordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr, als einem Orte, lese, daß er ganze Nächte bei dem Weine gesessen und ganze Tage bei dem Brettspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius &c. verstehen unter *priscus* einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet sogar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit, qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Silbenmaß wäre. — — Doch, was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Wehrmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie Ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht blos einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst beifügen sollen. Doch, das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwol durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch eine Periode mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomino, man muß den jüngern Cato, und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe? Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismus die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein Einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden Alles. Die erste stehet in dem 19. Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Pastor; Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken, wie in unsrer streitigen Stelle, die Rede; sollte wol Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter die alten, nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum,
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname gewesen ist, warum soll er es auch nicht hier sein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheißen. Nicht Herr Pastor? Den

Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen: nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Prof. Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts, als einem Horazischen Epitheto, macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum*, quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato durch das Beiwort des Aeltern zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beigefallen sind. Doch, wahrhaftig, ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr, als ich und Sie können. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Parthei gegen mich, welches mir sehr angenehm sein wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarch.

Der griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse Dreierlei. Erstlich: daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sei, welcher den Zunamen Cato geführt; zweitens: daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; drittens: daß er vorher den Namen Priscus geführt habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusschen Familie gewesen sei, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweideutig. Er sagt: Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht ebenso wol heißen: Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusschen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch, es mag das Letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt: Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Dieses ist offenbar falsch, und er hätte, anstatt Κατωνα, nothwendig Κατον schreiben sollen, weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato, sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: Romani experientem Catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig sein: das Adjectivum mag catus heißen, vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beispiele des Aelius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam, und gleichwol nicht Cato sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen sein, weil cordatus das Beiwort ist, und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname sein, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sei des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr, man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann, das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7. B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt Er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati, und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen historischen Umstand höchst warscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wol wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen sollte gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs Höchste der Unterschied, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sei in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiedenen Schriftstellern mehr, als einmal, Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, sowie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beiwortes in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wol könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewicht mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts, als ein Unterscheidungswort ist; bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher blos deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit, quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch! Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat! — — Doch, lassen Sie uns weiter rücken!

3. B. 27. Od.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O, Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfiengen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist; und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte, mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke. Du weißts nicht, und bist des großen Jupiters Gattin. Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch, ich brauche diese Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten, den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sei nun auf die eine, oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo! Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sei dem Zusammenhange gemäßer. Ich sage: nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewisser bestimmen können, als durch das gleich darauf folgende:

Mitte singultus, bene ferre magnam ‖ Disce Fortunam?

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: Glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu sein, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bei diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen sein müsse. Sie sagt:

Πη με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ρα τις ἐσσι θεος; — — — —
— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τον δε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen — Zähne heißen, so würde Ihre Uebersetzung gleichwol noch fehlerhaft sein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit: die Ziege sieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr, als wahrnehmen, Herr Pastor! Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne sein. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen, und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie sein wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich komme ich auf die Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu sein, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden, fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre, und hätte nur ein einziges, anderes Exempel angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben; denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wol, und dieses hätte in Ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß Beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est — —.

Ja, wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie, mein Herr Lange, sind, noch zu wenig sein wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorant. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich anfangs lauter Fehler, wie das ducentia, vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch, was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun. Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich sein soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich sein soll; sie sollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut, als wenn ich sie angemerkt hätte. Zur Sache!

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier mache also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Silbenmaß sein würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Hr. Pastor: Die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen: Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmissnen Wellen
Des gelben Tibers am Etruscischen Ufer ꝛc.

Falsch! Es muß heißen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmissnen Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenstern, sondern das trübe Siebengestirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben sollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu setzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch sein; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus, die nach dieser Insel genennt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro,

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wolgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche,
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Rosenbette geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreit, und wenn die Liebe mich reizet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweitens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15. Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch Ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Uebersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntniß der alten römischen Maße haben! Merken Sie Sich doch, daß Diota so viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen, ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erstlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, sondern Atlas, antis. Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio? ‖ Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich Clio, was ists vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leyer;
Was ists vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feierlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor Sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem ist, was Dacier und Andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lyre était pour les louanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae. Dieses geben Sie so: Wenn deine Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine befleckt. Ei! wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Theil des Schiffs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch Gnossus scharfe Pfeile, zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen, was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnossisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte, die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt, daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum, als den geweihten Weinstock. Prius heißt eher, ja; allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts Schlechterm besetzt werden, als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwei entsetzliche, geographische Schnitzer. Sie sagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie sagen der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwol Formiae. Sie haben sich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne, wie Sie, wird Alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein ebenso abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos, die Geburtsstadt des Apollo. Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie ein wenig besser, welche Worte ἐπίκοινα sind. Ein Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres sel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bei der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite malten, wenn sie sequor mit dem Dativo construirten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem ‖ Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und es kann kein Druckfehler sein, weil er sowol über dem Texte, als über der Uebersetzung stehet: An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmacktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch, wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sei ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr, wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie Sich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen soll. Zweitens sagen Sie Panthus, anstatt, daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Silbenmaß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italienische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile sagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heißen. Der Fehler ist größer, als man denken wird. Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemandem, als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calensche Hippe, und sollten die Calesische sagen; ein Fehler, den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo ‖ Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28. Ode des ersten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen ebenso unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine, so hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß nicht näher ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht Großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß, wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu übersetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hämus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landschaft Aemonien, oder welches einerlei ist, Thessalien, den Berg Hämus machen? Und wer heißt Ihnen denn auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut, Alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten, wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller sein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir! — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr Leichtes sein würde, zwei hundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die fünfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie Sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe, die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen sein, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Kritik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde, noch des Himmels besitzen; kurz: daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, Alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist: über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher bessre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglück sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie blos in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein Andrer sein, als eben der Hr. P. N., dessen Sie auf der 21. Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie!

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht, als aus seinen Schriften, gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sei nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich", sind seine Worte, „wollte ich es niemandem rathen, Herrn Lange anzugreifen, der etwa noch — — — — — — — — — —. Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht— — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas Leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen: es verdroß mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberflusse sei, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgiltig sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen; ohne Zweifel! Zwar nein; Verleumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich, ohne die bis jetzt berührten Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wol haben leiden können, daß Sie als ein senex ABC-darius mich einen jungen, frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was zu nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöcherische Gelehrten-Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wol auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wol finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABC-Bücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehlung zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Laokoon:

oder

über die Grenzen der Malerei und Poesie.

Ὑλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.

Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἡ κατα Σ. ἐνδ.

Vorrede.

Der Erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor, beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein Zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen: auf Handlungen, auf Gedanken sowol, als auf Formen.

Ein Dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Der erste war der Liebhaber; der zweite der Philosoph; der dritte der Kunstrichter.

Jene Beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Malerei, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen sein, mit welcher wir noch itzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig, zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichrern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wol in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führet, übersehen zu müssen glaubet.

Gleichwol übersahen es die Alten nicht; sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowol in den Gegenständen, als in der Art ihrer Nachahmung, (Ὑλῃ και τροποις μιμησεως) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt sein; Alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem Einen oder dem Andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja, diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführet. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung Alles, was wir nun wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist, als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei; und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; sowie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine, vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzet Herr Winkelmann in eine edele Einfalt und stille Größe, sowol in der Stellung, als im Ausdrucke. „Sowie die Tiefe des Meeres", sagt er, „allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele."

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebet kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet, wie des Sophokles Philoktet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person, und mehr, als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand, und blies den Figuren derselben mehr, als gemeine Seelen, ein, u. s. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu sein.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächstdem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet." Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heiligen Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ! — Man hat den dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer, als die übrigen, gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen ἁ, ἁ, φευ, ἀτταται, ὦ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieser Aufzug bestehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen declamiret werden mußten, als bei einer zusammenhangenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich ebenso lange dauern lassen, als die andern. Er scheinet dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen sein.

Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus schreiet laut; nicht, um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, schreiet so gräßlich, als schrieen zehn tausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde, noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten, nordischen Heldenmuths. Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz: nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus, wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äußere Gewalt sie wecket, und dem Steine weder seine

Klarheit, noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossner Stille zur Schlacht führet, so merken die Ausleger sehr wol an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerket haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillestand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftiget, welches auf beiden Theilen nicht ohne heiße Thränen abgehet; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern, zu weinen; οὐδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen, zu weinen, sagt Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wol; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne; indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. Νεμεσσωμαι γε μεν οὐδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Orte den verständigen Sohn des weisen Nestor sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet, der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules, die lächerlichsten, unerträglichsten Personen auf der Bühne sein würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alten Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer, als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere, wärmere Leidenschaft, so wie jede andere, deutliche Vorstellung, ausschließet.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wol mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrücket.

II.

Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen, alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzet, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts, als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestaltenen Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sei so ungestalten, wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man doch mein Gemälde gern sehen; nicht in sofern es dich vorstellt, sondern in sofern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß."

Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, lebte in der verächtlichsten Armuth. Und Pyreicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter, mit alle dem Fleiße eines niederländischen Malers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten, und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, des Kothmalers; obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hilfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius, gehalten wird. Es verdammte die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine ikonische gesetzet. Der mittelmäßigen Portraits sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen; denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen; und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischet. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bei uns scheinet sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas Wahres zu erblicken. Den Müttern des Aristomenes, des Aristodamas, Alexanders des Großen, des Scipio, des Augustus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; und die schönen Bildsäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wol haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte blos festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei.

Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, daß alles Andere,

worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet sein müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bei dem Künstler nur der ernste.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo diese Milderung nicht stattfinden konnte, wo der Jammer ebenso verkleinernd, als entstellend gewesen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte, ist bekannt, und es sind viel artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagt dieser, in den traurigen Physiognomien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener, daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sei. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition Beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil er das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellet. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urtheile! Man lasse ihn schreien, und sehe! Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße, weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerret und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewies wenig Geschmack, als er einen alten, bärtigen Kopf, mit aufgerissenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab. Muß ein Gott schreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemälde des Timanthes sollte geschrieen haben. Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreien öffnen.

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten, körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl, an mehrern alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meisters, war nicht der sophokleische, der so gräßlich schrie, daß die lokrischen Felsen und die euböischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster, als wild. Der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe? Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie.

III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vors erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen; sollten nicht andere, von ihnen unabhängige, Betrachtungen zu machen sein, warum demohngeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maß halten, und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr, als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören, wenn er aber schreiet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner: Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders, als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich — verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder grauet. La Mettrie, der sich als einen zweiten Demokrit malen und stechen lassen, lacht nur die ersten Male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öftrer, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspresset, läßt entweder bald nach, oder zerstöret das leidende Subject. Wann also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreiet, so schreiet er doch nicht unabläßlich. Und nur dieses scheinbar Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des

Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheinet Timomachus Vorwürfe des äußersten Affects am liebsten gewählet zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeußerste nicht sowol erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortrefflich verstanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpfet. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald blos die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über Alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit große und häufige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern, unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen, und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äußersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter, der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durftest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern? — „Zum Henker mit dir auch im Gemälde!“ setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen. Ajax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet, sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt, und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax; nicht weil er eben itzt raset, sondern weil man siehet, daß er geraset hat; weil man die Größe seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man siehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maß halten müssen, und finde, daß sie allesammt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wol irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen stehet, die sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln sein kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiß. Oft vernachlässiget er dieses Mittel gänzlich; versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schöne, doch eine gleichgiltige ertheilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmet ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreiet, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthiget hiernächst den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf, und führet sie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes, besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien; was kann diese kleine, überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreiet, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wol that, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter ebenso wol, daß er ihn schreien ließ?

Aber Virgil ist hier blos ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen sein? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemands Geschrei; einen andern dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht blos einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kömmt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervorzubringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen blos willkührlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreien und brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wol anders, als wie das Maß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann: und wer weiß, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln sind, daß sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Theil derselben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Theil hinwegsetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter, ohne dieses Beispiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehangen hätten, in sofern er nämlich die ganze Geschichte, eben dieser ihm vortheilhaften Umstände wegen, wählte) — er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere, sympathetische Glut, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatralisch sein, als eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von

Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welcher jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn blos von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet sein. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle Außerordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirket, ohne zu tödten, ist noch dazu weit unwahrscheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.

2. So groß und schrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wol, daß sie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls, für sich betrachtet, nicht besonders rühren konnten, die aber durch diese Verbindung einen ebenso melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Diese Uebel waren: völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. Man denke sich einen Menschen in diesen Umständen, man gebe ihm aber Gesundheit und Kräfte und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgiltig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derselben genießen, nicht sehr reizend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beistandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste, unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften stehet, erleichtern, gegen die er unverholen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken ebenso wenig jemand anders hilft, als er sich selbst helfen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammen schlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erreget Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts, als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubet sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O, des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bei sich; ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzessin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen sein. Nichts hingegen ist ernsthafter, als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weiß einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses heißen denn auch die Pariser Kunstrichter: über die Alten triumphiren; und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück la Difficulté vaincue zu benennen.

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreiet, er bekömmt die gräßlichsten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht; ein Mann also, bei welchem man nicht leicht eine falsche Delicatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen Andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstößig, wenn man sie zu heftig ausdrückt. „Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger, und einem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weinet und schreiet. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, so fahren wir natürlicher Weise zusammen, und ziehen unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn gewissermaßen ebenso wol, als der, den er getroffen. Gleichwol aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, ebenso heftig schreien zu können, als er." — Nichts ist betrüglicher, als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzeln Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne, reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzeln Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören. Aber nicht immer, nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles Mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das Geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das Alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Größe bestand bei den alten Griechen in einer ebenso unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger, als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen." Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, Alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergetzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht

haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern, und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Cothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Senecaschen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnet, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig, als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, ebenso wenig können philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich, noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheinet, so wie ihn itzt Natur, itzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem Andern weislich vorgebauet, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreiet, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfodern scheinet. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu sein pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nämlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das Einzige ist, was sie beschäftiget, und der Zuschauer daher nicht sowol auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sei so schwach oder so stark es will, entstehet, oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekömmt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheinet, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirket wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nämlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts, als nach Rache schnaubet. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hilfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott, und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er, wie ein Mädchen, weinen und winseln müssen. Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen, noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht könnten, so müßte ich erst wissen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedienet habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani, und von den neuern den Montfaucon nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß Beide von ohngefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sei, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sei. Denn vielleicht hat der Dichter ebenso wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern Beide haben aus einerlei älterer Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle sein können. Denn als die Werke dieses griechischen Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerstörung Iliums, sein ganzes zweites Buch, aus ihm nicht so sowol nachgeahmet, als treulich übersetzt habe. Wäre nun also Pisander auch in der Geschichte des Laokoon Virgils Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen Künstler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter zu holen, und die Muthmaßung von ihrem Zeitalter gründet sich auf nichts.

Indeß, wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, so würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzählet worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sei, von welchen wir noch itzt bei griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung des Virgils im Geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählet, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wol anders, als nach seiner Zeit gelebt und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch zuziehet, äußert sich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angst überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in seinen Augen; sein Gehirn leidet; er raset; er verblindet. Erst, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, sendet Minerva zwei schreckliche Drachen, die aber blos die Kinder des Laokoon ergreifen. Umsonst strecken diese die Hände nach ihrem Vater aus; der arme, blinde Mann kann ihnen nicht helfen; sie werden zerfleischt, und die Schlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst geschieht von ihnen nichts; und daß dieser Umstand dem Quintus nicht eigen, sondern vielmehr allgemein angenommen müsse gewesen sein, bezeiget eine Stelle des Lykophron, wo diese Schlangen das Beiwort der „Kinderfresser" führen.

War er aber, dieser Umstand, bei den Griechen allgemein angenommen, so würden sich griechische Künstler schwerlich erkühnt

haben, von ihm abzuweichen, und schwerlich würde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die Art, wie ein römischer Dichter, abgewichen wären, wenn sie diesen Dichter nicht gekannt hätten, wenn sie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf diesem Punkte, meine ich, müßte man bestehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil ist der Erste und Einzige, welcher sowol Vater, als Kinder, von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hätten thun sollen: also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgil gethan haben.

Ich empfinde sehr wol, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts Historisches weiter daraus schließen will, so glaube ich wenigstens, daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Kritikus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es blos annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrei habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künstlern? Montfaucon will ihn bei dem Dichter nicht finden. Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hilfe kömmt, ergreifen sie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt sein, in deren verständiges Auge Alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowol, als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Demohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei sein, als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben sein. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen sein, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirket worden. Der ebenso oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden, spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter anderm aus einem Blatte des Franz Cleyn mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler ebenso sehr, als die andre, auf die sie Alle fallen, die sie aber nicht sowol anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheinet er, mit seinen beiden Söhnen, völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellet werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sei, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschiehet. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiednen Stoffe ebenso gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet sein müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, ebenso viel Schönheit, als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder dieses nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht sein, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand: es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja, sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst

mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheinet vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinüber tragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit, selbst zu denken. Und diese ihre eigenen Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst ebenso groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: der Dichter soll den Künstler nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten. Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit sein sollte. Es mußte aus der Zeit sein, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu sein verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde des Virgil ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute, poetische Schilderung auch ein gutes, wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in soweit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; blos aus Erwägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wol die Dinge selbst', oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten sein. Ich will sagen: wenn nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedienet, in dem Werke des Dichters von ebenso guter Wirkung sein können? Ohnstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft, durch das Auge, schön. Das nämliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obschon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir die Voraussetzung, Virgil habe die Künstler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben geworden ist. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, so kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verursacht haben würden, die sich bei ihm nicht äußern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde geliefert haben? Ich begreife wol, wie seine vor sich selbst arbeitende Phantasie ihn auf diesen und jenen Zug bringen können; aber die Ursachen, warum seine Beurtheilungskraft schöne Züge, die er vor Augen gehabt, in diese anderen Züge verwandeln zu müssen glaubte, diese wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünket sogar, wenn Virgil die Gruppe zu seinem Vorbilde gehabt hätte, daß er sich schwerlich würde haben mäßigen können, die Verstrickung aller drei Körper in einen Knoten gleichsam nur errathen zu lassen. Sie würde sein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben; als daß sie nicht auch in seiner Beschreibung mehr vorstechen sollte. Ich habe gesagt: es war itzt die Zeit nicht, diese Verstrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr würde ihr in dem Schatten, worin sie der Dichter lassen mußte, einen sehr entscheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artist ohne dieses Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bei dem Artisten gesehen hätte, nicht ohne dasselbe gelassen haben.

Der Artist hatte die dringendsten Ursachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geschrei ausbrechen zu lassen. Wenn aber der Dichter die so rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunstwerke vor sich gehabt hätte, was hätte ihn ebenso unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anstande und großmüthiger Geduld, welche aus dieser Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geschrei seines Laokoon zu schrecken? Richardson sagt: Virgils Laokoon muß schreien, weil der Dichter nicht sowol Mitleid für ihn, als Schrecken und Entsetzen bei den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardson nicht erwogen zu haben scheinet, daß der Dichter die Beschreibung nicht in seiner eignen Person macht, sondern sie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug bestürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geschrei, sondern der Mangel aller Gradation bis zu diesem Geschrei, auf welche das Kunstwerk den Dichter natürlicher Weise hätte bringen müssen, wann er es, wie wir es voraussetzen, zu seinem Vorbilde gehabt hätte. Richardson füget hinzu: die Geschichte des Laokoon solle blos zu der pathetischen Beschreibung der endlichen Zerstörung leiten; der Dichter habe sie also nicht interessanter machen dürfen, um unsere Aufmerksamkeit, welche diese letzte, schreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerstreuen. Allein das heißt die Sache aus einem malerischen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem sie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerstörung sind bei dem Dichter kein Gemälde neben einander; sie machen beide kein Ganzes aus, das unser Auge auf einmal übersehen könnte oder sollte; und nur in diesem Falle wäre es zu besorgen, daß unsere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beider Beschreibungen folgen auf einander, und ich sehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hätte; es sei denn, daß die folgende an sich selbst nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Ursache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände und verstricken die Füße. So sehr dem Auge diese Vertheilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — — micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das sind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch malerischer gekommen wären, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen wären, als was er uns itzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings; aber sie muß nicht dabei verweilen, sie muß sie nicht aufs Reine zu bringen suchen, sie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beide zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgilische Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmalerisch.

Wären aber auch schon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, so wären sie doch blos willkührlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieses thut, ist der Vorsatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man also nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wol diesen und jenen Theil. Gut; doch welches sind denn diese einzeln Theile, die in der Beschreibung und in dem Kunstwerke so genau

übereinstimmen, daß sie der Dichter aus diesem entlehnet zu haben scheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das Alles gab dem Dichter sowol, als dem Artisten, die Geschichte. Außer dem Historischen kommen sie in nichts überein, als darin, daß sie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verstricken. Allein der Einfall hierzu entsprang aus dem veränderten Umstande, daß den Vater eben dasselbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Diese Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, scheinet Virgil gemacht zu haben; denn die griechische Tradition sagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Ansehung jener gemeinschaftlichen Verstrickung, auf einer oder der andern Seite, Nachahmung sein soll, so ist sie wahrscheinlicher auf der Seite der Künstler, als des Dichters zu vermuthen. In allem Uebrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es der Künstler ist, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorsatz, den Dichter nachzuahmen, noch dabei bestehen kann, indem ihn die Bestimmung und die Schranken seiner Kunst dazu nöthigten; ist es hingegen der Dichter, welcher den Künstler nachgeahmet haben soll, so sind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider diese vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche sie demohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunstwerk älter sei, als die poetische Beschreibung.

VII.

Wenn man sagt, der Künstler ahme den Dichter, oder der Dichter ahme den Künstler nach, so kann dieses zweierlei bedeuten. Entweder der Eine macht das Werk des Andern zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben Beide einerlei Gegenstände der Nachahmung, und der Eine entlehnet von dem Andern die Art und Weise, es nachzuahmen.

Wenn Virgil den Schild des Aeneas beschreibet, so ahmet er den Künstler, welcher diesen Schild gemacht hat, in der ersten Bedeutung nach. Das Kunstwerk, nicht das, was auf dem Kunstwerke vorgestellet worden, ist der Gegenstand seiner Nachahmung, und wenn er auch schon das mit beschreibt, was man darauf vorgestellet sieht, so beschreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache selbst. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, so würde dieses eine Nachahmung von der zweiten Gattung sein. Denn er würde nicht diese Gruppe, sondern das, was diese Gruppe vorstellet, nachgeahmet, und nur die Züge seiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bei der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bei der andern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste oder der Natur sein. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmt er ihre Nachahmungen nach, und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachten müssen: so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Uebereinstimmungen können bei zeitverwandten Künstlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselsweisen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustutzen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem Poeten bei jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue oder auf jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen sehr zweideutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. Spence schrieb seinen Polymetis mit vieler klassischer Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte, alte Kunstwerke herzuholen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber demohngeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch sein muß.

Es ist ganz natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den geflügelten Blitz auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios, milesc Romane, corusci
Fulminis et rutilas scutis diffuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke. Es kann sein, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte, auch von den alten Waffenschmieden auf den Helmen und Schilden vorgestellet wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den Addison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen. Mich dünkt selbst, daß ich die Stelle des Ovid, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin hält, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personificiret, und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen Aurae verehret haben. Ich gebe es zu, daß, wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermessäule vergleicht, man das Aehnliche in dieser Vergleichung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Säule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der blos das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe des Gottes trägt, und weil wir weder Hände, noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket.— Erläuterungen von dieser Art sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich sein sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding, und nicht als Nachahmung, vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, dem zu Folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein, wenn Tibull die Gestalt des Apollo malet, wie er ihm im Traume erschienen: — der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmet; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die itzt ihrem Geliebten zugeführet wird: — warum müssen diese Züge von alten, berühmten Gemälden erborgt sein? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen sein, mag tausend und tausendmal sein copiret worden, war darum die bräutliche Scham selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Malers? Oder, wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht roth, brennend nennet: mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? Oder, wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibet, und sie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebet, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Prozession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Wesen zu machen? Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieses vortreffliche, poetische Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielet hat, in welchem dieser Flußgott, als wirklich eine Brücke zerbrechend, vorgestellet wird? — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich bedaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst sein könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern, statt eigenthümlicher Phantasie, Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben, so ekel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wässrigen Auslegungen der schalsten Wortforscher nimmermehr sein können. Noch mehr bedauere ich, daß Spencen selbst Addison hierin vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle ebenso wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist.

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubet, daß beide Künste bei den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebote stehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmalerischen Schönheiten den malerischen vorzuziehen: daran scheinet er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bei dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner. Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürlichen Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est: — —

heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid. Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen, und zeigte sich ohne Hörner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollten ihn nun auch die Künstler darstellen, und mußten daher alle Zusätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Hörner gewesen, die an dem Diadem befestiget waren, die man an einem Kopfe in dem königl. Cabinet zu Berlin sehen kann. Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckt, und daher an den Statuen des Bacchus ebenso selten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern ebenso oft beigeleget wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anspielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künstler hingegen wurden sie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube, eben darum den Beinamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er sich sowol schön, als schrecklich zeigen konnte, so war es wol natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleudern bei den römischen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence. Er antwortet: es war ein besonderes Vorrecht dieser zwei Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den samothracischen Geheimnissen erfuhr; weil aber die Artisten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelassen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen. Ich möchte Spencen dagegen fragen: Arbeiteten diese gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet sein konnten? Standen die Artisten auch bei den Griechen in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrentheils geborne Griechen? Und so weiter!

Statius und Valerius Flaccus schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Spence siehet sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist, als dem Bildhauer und Maler? Das hätte er daraus schließen sollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sei, was unschicklich sein würde, wenn man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorstellte. Folglich müssen die Dichter gefehlt haben. „Statius und Valerius sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verderbten Geschmack und ihre schlechte Beurtheilungskraft. Bei den Dichtern aus einer bessern Zeit wird man dergleichen Verstoßungen wider den malerischen Ausdruck nicht finden."

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterscheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius, noch des Valerius in diesem Fall annehmen, sondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geistigen Wesen, wie sie der Künstler vorstellet, sind nicht völlig ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künstler sind sie personificirte Abstracta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkenntlich sein sollen. Bei dem Dichter hingegen sind sie wirkliche, handelnde Wesen, die über ihrem allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecte haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenem vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts, als die Liebe; er muß ihr also alle die sittsame, verschämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestät, als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieterische, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet sich nie. Bei dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abscheus ebenso fähig sein muß, als der Zuneigung. Was Wunder also, daß sie bei ihm in Zorn und Wuth entbrennet, besonders, wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzet?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler in zusammengesetzten Werken die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Wesen, so gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müssen wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widersprechen, wenn sie schon keine unmittelbaren Folgen desselben sind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: diese Handlung kann der Künstler sowol, als der Dichter, vorstellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um so viel kenntlicher. Allein, wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos, rächen will, in vergrößerter, wilder Gestalt mit fleckigen Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam.

Eben dieses thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu, nec crine prior, solvisse jugalem
Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
Limina. —

Oder man kann sagen: Der Dichter allein besitzet das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern, und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen, zwei Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurnen Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewaffnet; in Gesellschaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will: so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester; und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wol zusehen, ob sie Beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen sein, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehret.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypsipyle ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete, mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freie Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm, keine mit Hörnern finden, so ist dieses vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehret worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wuth der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Anbetung verunreiniget war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowol von der einen, als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles Andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdienet diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hilfsmittel der Religion war, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne sahe; ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts von jenem so viel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nämlich als Künstler nicht, freiwillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler nämlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus sie gezogen worden.

Gegentheils kann man sich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunst zu groß vorstellen. Spence giebt hiervon ein sonderbares Beispiel. Er fand beim Ovid, daß Vesta in ihrem Tempel unter keinem persönlichen Bilde verehret worden; und dieses dünkte ihm genug, daraus zu schließen, daß es überhaupt keine Bildsäulen von dieser Göttin gegeben habe, und daß Alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Vesta, sondern eine Vestalin vorstelle. Eine seltsame Folge! Verlor der Künstler darum sein Recht, ein Wesen, dem die Dichter eine bestimmte Persönlichkeit gegeben, das sie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das sie in Gefahr kommen lassen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was sie sonst von ihr erzählen, verlor er, sage ich, darum sein Recht, dieses Wesen auch nach seiner Art zu personificiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begeht dabei noch diesen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewissen Tempel der Vesta, nämlich von dem zu Rom sagt, auf alle Tempel dieser Göttin ohne Unterschied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie sie in diesem Tempel zu Rom verehret ward, so ward sie nicht überall verehret, so war sie selbst nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menschlicher oder thierischer Gestalt vorgestellt wissen; und darin bestand ohne Zweifel die Verbesserung, die er in dem Dienste der Vesta machte, daß er alle persönliche Vorstellung von ihr daraus verbannte. Ovid selbst lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa Bildsäulen der Vesta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Priesterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. Daß sogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römischen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art gewesen, als sie Numa verordnet, scheinen verschiedene alte Inschriften zu beweisen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird. Auch zu Corinth war ein Tempel der Vesta ohne alle Bildsäule, mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward. Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Vesta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. Die Jasseer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel stand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf sie falle. Plinius gedenkt einer sitzenden, von der Hand des Scopas, die sich zu seiner Zeit in den Servilianischen Gärten zu Rom befand. Zugegeben, daß es uns itzt schwer wird, eine bloße Vestalin von einer Vesta selbst zu unterscheiden, beweiset dieses, daß sie auch die Alten nicht unterscheiden können, oder wol gar nicht unterscheiden wollen? Gewisse Kennzeichen sprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, lassen sich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beileget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte selbst nicht recht, was er sahe.

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeiget, wie wenig er über die Grenzen der Poesie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrifft," sagt er, „so ist es doch sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben so sparsam sind, weit sparsamer, als man es bei Göttinnen, denen sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten sollte."

Was heißt das anders, als sich wundern, daß, wenn die Dichter von ihnen reden, sie nicht in der stummen Sprache der Maler thun? Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehn:

Ipsa diu positis lethum praedixerat astris
Uranie —

warum soll er, in Rücksicht auf den Maler, dazusetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Eben dieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bei den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten. „Es verdient angemerkt zu werden," sagt er, „daß die römischen Dichter von den besten dieser moralischen Wesen weit weniger sagen, als man erwarten sollte. Die Artisten sind in diesem Stücke viel reicher, und wer wissen will, was jedes derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der römischen Kaiser zu Rathe ziehen. — Die Dichter sprechen von diesen Wesen zwar öfters, als von Personen; überhaupt aber sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übrigem Ansehen sehr wenig." —

Wenn der Dichter Abstracta personificiret, so sind sie durch den Namen und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisiret.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personificirten Abstractis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder, weil sie etwas anders sind und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand, eine andere an eine Säule gelehnet, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter, sind keine allegorischen Wesen, sondern blos personificirte Abstracta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich

machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibet, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth nichts weiß?

Was Spencen so sehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müssen die Bedürfnisse der Malerei nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu sein Ursache hätten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedienet sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewähret ist, so ist die geflissentliche Uebertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistentheils auf das Hauptwerk am wenigsten: nämlich, ihre Wesen handeln zu lassen, und sich durch die Handlungen derselben zu charakterisiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstracta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts Allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beigelegt werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule, an welche sich die Standhaftigkeit lehnet, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit ist. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcan, sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterschiede jener allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas Aehnliches.

XI.

Auch der Graf Caylus scheinet zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen ausschmücken solle. Der Graf verstand sich besser auf die Malerei, als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden, wovon ich das Wesentlichste, zu besserer Erwägung, hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten malerischen Dichter, mit dem Homer, mit dieser zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen, noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geschichte darbiete, und wie so viel vollkommner ihm die Ausführung gelingen müsse, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte, doppelte Nachahmung. Der Maler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, sondern er soll es auch mit den nämlichen Zügen nachahmen; er soll den Dichter nicht blos als Erzähler, er soll ihn als Dichter nutzen.

Diese zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemälden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Ursache scheinet diese zu sein. Bei dem Artisten dünket uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoon und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bei diesem seinem Bilde für das Schwerere und Größere halten, fehlen, und nur das Geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnet, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer, als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thomson eine schöne Landschaft darstellet, hat mehr gethan, als der sie gerade von der Natur copiret. Dieser siehet sein Urbild vor sich; jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubet. Dieser macht aus lebhaften, sinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler das Verdienst der Erfindung zu erlassen, ebenso natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen dasselbe bei ihm entspringen müssen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhange, so ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht sei, ob sie ihm oder einem Anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so gehet doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage unter einander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth:

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich sein würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren. Diesen Vortheil hat auch der Maler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht blos sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamem Nachsinnen und Rathen nöthiget, so erkaltet unsere Begierde, gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen, gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man Beides zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das Vornehmste bei weitem nicht ist, was wir von dem Maler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unsers

Vergnügens zu sein scheinet, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt sein. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschähe es jedoch, so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig sein, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo Andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publikum so gelehrt sein soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemälde geben können, bekannt und geläufig sein sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler besser gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovid, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten; aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so lasse man das Publikum in seinem Geleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu sein, was es sein soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemalt. Ich weiß nicht, wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr, als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeichelei gewesen sei. Sondern vornehmlich, weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, Allen verständlich zu sein, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu malen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraus sehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich sein würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; impetus animi, sagt Plinius, et quaedam artis libido, ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geschichte eines Jalysus, einer Cydippe und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellet haben.

XII.

Homer bearbeitete eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen: sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr ist Alles sichtbar, und auf einerlei Art sichtbar.

Wenn also der Graf Caylus die Gemälde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemäldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowol die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das Schlimmste dabei ist nur dieses, daß durch die malerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. E. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so gehet bei dem Dichter dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubet der Einbildungskraft, die Scene zu erweitern, und läßt ihr freies Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Malerei aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene, nothwendige Theile der Maßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maßstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff waget, tritt zurück, und fasset mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzsteine hingewälzet hatten.

Ἡ δ' ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης.

Um die Größe dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Grenzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleudert, von welcher Statur soll die Göttin sein? Soll ihre Statur der Größe des Steines proportionirt sein, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreimal größer ist, als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreimal größern Stein schleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemessen sein, so entstehet eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Ἑπτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Maler dem Gotte diese außerordentliche Größe geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger.

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erheben, und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malerei vollführet diese Herabsetzung. In ihrer verschwindet vollends Alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzet. Größe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er seinen vorzüglichsten Helden beilegt, müssen in dem Gemälde auf das gemeine Maß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerlei Wesen, die weiter an nichts, als an äußerlichen, verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malerei bedienet, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllet. Diese Wolke scheinet aus dem Homer selbst entlehnet zu sein. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihn keine andere, als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen, und so davon führen: als den Paris von der Venus, den Idäus vom Neptun, den Hektor vom Apollo. Und diesen Nebel, diese Wolke, wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für „unsichtbar machen“ sein soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisiret, und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen stehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Malerei herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes symbolisches Zeichen, das den befreiten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen! Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stoßen: τρις δ' ἠερα τυψε βαθειαν. Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt

des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher lehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt. In der That aber sind des Achilles Augen hier ebenso wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; sondern der Dichter setzt das Eine und das Andere nur blos hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

Den homerischen Nebel aber haben sich die Maler nicht blos in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat oder gebraucht haben würde; bei Unsichtbarwerdungen, bei Verschwindungen: sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemälde erkennen soll, was die Personen des Gemäldes entweder alle, oder zum Theil nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weiß ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar sein ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden; sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkührliches, und kein natürliches Zeichen bei den Malern ist; dieses willkührliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte; denn sie brauchen es eben sowol, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wol aus diesen Gemälden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters sein, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern blos von seinem malerischen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sei das Gemälde der Pest. Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen: was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen starben, und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Βη δε κατ᾽ οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ᾽ ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
᾿Εκλαγξαν δ᾽ ἀρ ὀϊςοι ἐπ᾽ ὠμων χωομενοιο,
Αὐτου κινηθεντος· ὁ δ᾽ ἠϊε νυκτι ἐοικως.
῾Εζετ᾽ ἐπειτ᾽ ἀπανευθε νεων, μετα δ᾽ ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ᾽ ἀργυρεοιο βιοιο.
Οὐρηας μεν πρωτον ἐπῳχετο, καὶ κυνας ἀργους.
Αὐταρ ἐπειτ᾽ αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ᾽· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, steiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellet — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemälden führet.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat: Die rathpflegenden, trinkenden Götter. Ein goldner, offener Pallast, willkührliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute, plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind.

Οἱ δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγοροωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια ῾Ηβη
Νεκταρ ἐῳνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
Δειδεχατ᾽ ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσοροωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier ebenso weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeiget: so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemälde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillestand bricht, und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? Als das von dem beiderseitigen Angriffe? Als das von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemälde des Homer keine Gemälde für den Artisten geben? daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde sein würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeiget? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wann ihrer auch noch so viele, wann sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nicht schließen läßt.

XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.

Fern sei es, diesem Einfalle, auch nur durch unser Stillschweigen, das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheinet wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowol Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wol die größte Aehnlichkeit sein, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorne Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftiget hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzet die

mannigfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtsschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich blos von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden, als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen.

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag ist voller musikalischer Gemälde, die den Pinsel müssig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wol nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden blos sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte. Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Sehne an, öffnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten, wohlbefiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Sehne, zieht die Sehne mit sammt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Sehne nahet sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen schlägt tönend auseinander, die Sehne schwirret, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden, zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowol, als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser sein. Obschon beide Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig sind: so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare, fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare, stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen, neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In sofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malet nichts, als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo Homer malet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte, schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wol das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen, körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird demohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehn. Z. E. Will

Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowol, wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr, als einen Zug, und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, Alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr, als eines war, so mußte in der Beschreibung ebenso viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Ἡβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα, ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, αὐταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
'Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· αὐταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' 'εβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malet, ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

— — — Μαλακον δ' ἐνδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον.
Εἱλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, sowie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Malt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— Σκηπτρον ἐχων', το μεν Ἡφαιςος καμε τευχων·
Ἡφαιςος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αὐταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Ἀργειφοντῃ·
Ἑρμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αὐταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ἀτρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεςῃ·
Αὐταρ ὁ αὐτε Θυες' Ἀγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Ἀργεϊ παντι ἀνασσειν·

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homer diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das Unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (Ζευς Κρονιων) ein ehrwürdiger Alte gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (Διακτορῳ Ἀργειφοντῃ) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (Πελοπι πληξιππῳ) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, (ποιμην λαων) sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεςῃ) der Weg gebahnet worden, das, was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde, als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber demohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so Vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geschichte des Scepters blos als einen Kunstgriff, uns bei einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν οὐποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Οὐδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες Ἀχαιων
Ἐν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιςας
Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht sowol daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkan; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste, die beste Faust zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstrecket; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinem blinden Zorne, einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht blos da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen: einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wol poliret, und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken, eine nach der andern, vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders, als entstanden sehen können.

— — — Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος
Ἀγριου, ὁν ρα ποτ' αὐτος ὑπο ςερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς ςηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἠραρε τεκτων,
Παν δ' εὐ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht blos auf einander folgend, sie sind auch willkührlich; und

als willkührliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst fänden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beispiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bei mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es ist wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich sind, so ist es gar wol möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers ebenso wol auf einander folgen lassen kann, als sie in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in sofern sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht blos verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht blos klar und deutlich sein; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren, sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu sein aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer mehr malen; und nun wollen wir sehen, in wieferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malerei schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr, als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersiehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wann sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann.

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane ‖ Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin, ‖ Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne, ‖ Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn. ‖ Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen, ‖ Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand, ‖ Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen, ‖ Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant. ‖ Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle, ‖ In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel, ‖ Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt; ‖ Die holde Blume zeigt die zwei vergoldten Schnäbel, ‖ Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt. ‖ Dort wirft ein glänzend Blatt in Finger ausgekerbet, ‖ Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein; ‖ Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet, ‖ Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein. ‖ Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Haide, ‖ Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malet. Malt, aber ohne alle Täuschung malet. Ich will nicht sagen, daß, wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemälde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag sein, daß alle poetischen Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht leugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter sein soll, so müssen keine einzelnen Theile darin vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet scheinen; unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düster sein würde?“ Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilet, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf diese Schönheit selbst, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwol kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß diese Zeilen, in Ansehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsätzlich verleugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur vor sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet, zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen sind: sondern ich spreche es der Rede, als dem Mittel der Poesie, ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich gehet; und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kömmt, und indem jenes in dieses aufgelöset wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat, und nur auf deutliche und so viel möglich vollständige Begriffe gehet: können diese aus der Poesie ausgeschlossenen Schilderungen der Körper gar wol Platz haben, und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da, wo er dogmatisiret, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. Virgil in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvae
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtae sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detrectans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior; quaeque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein schönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus etc.

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die Kennzeichen eines schönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu setzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fassen lassen oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgiltig sein.

Außer diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — — Lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.

Der männliche Pope sahe auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß, wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh, wie möglich, entsagen müsse, und erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Rayme der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewol, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.

XVIII.

Und dennoch sollte selbst Homer in diese frostigen Ausmalungen körperlicher Gegenstände verfallen sein? —

Ich will hoffen, daß es nur sehr wenige Stellen sind, auf die man sich desfalls berufen kann; und ich bin versichert, daß auch diese wenigen Stellen von der Art sind, daß sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu sein scheinen, vielmehr bestätigen.

Es bleibt dabei: die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, sowie der Raum das Gebiet des Malers.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben dasselbe Gemälde bringen, so wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabinischen Jungfrauen, und derselben Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, sein liederliches Leben und sein Elend und seine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, den der gute Geschmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach erzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des Malers, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch, sowie zwei billige, freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des Andern innerstem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wol aber auf den äußersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des Andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthiget siehet, friedlich von beiden Theilen compensiret: so auch die Malerei und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen, historischen Gemälden der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblick der Haupthandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freiheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem, was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich blos einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphael macht. „Alle Falten," sagt er, „haben bei ihm ihre Ursachen, es sei durch ihr eigen Gewicht, oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal siehet man in ihnen, wie sie vorher gewesen; Raphael hat auch sogar in diesem Bedeutung gesucht. Man siehet an den Falten, ob ein Bein oder Arm vor dieser Regung vor oder hinten gestanden, ob das Glied von Krümme zur Ausstreckung gegangen oder gehet, oder ob es ausgestreckt gewesen und sich krümmet." Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwei verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammen bringt. Denn da dem Fuße, welcher hinten gestanden und sich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von sehr steifem Zeuge, der aber eben darum zur Malerei ganz unbequem ist: so giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im Geringsten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfordert; sondern läßt man es eine andere Falte machen, so ist es der vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Demohngeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vortheil dabei findet, uns diese beiden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdienet der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich; auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu thun verstattet; warum sollte er nicht auch dann und wann ein zweites solches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wann es die Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wol gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem Homer sei z. E. ein Schiff entweder nur das schwarze Schiff oder das hohle Schiff oder das schnelle Schiff, höchstens das wolberuderte, schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzusetzet: Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, 'οκτακνημα, runde, eherne, achtspeichige Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξηλατον, ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowol, als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwei freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein bloßes Gleichniß beweiset und rechtfertiget nichts; sondern dieses muß sie rechtfertigen: Sowie dort bei dem Maler die zwei verschiednen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bei dem Dichter die mehrern Züge für die verschiednen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kömmt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter, sondern sie hat auch für diese gehäuften Beiwörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die französische, welche z. E. jenes Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten," drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwol ist der Sinn hier nichts, und das Gemälde Alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwätzer. Ein Schicksal, das den guten Homer unter der Feder der gewissenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beiwörter meistens in ebenso kurze, gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derselben kann sie der griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichigen" — — aber „Räder" schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein schwankes, verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem ersten Prädicate, und läßt die andern nachfolgen; er sagt: „runde Räder, eherne, achtspeichige." So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge, und dann mit seinen Zufälligkeiten

bekannt. Diesen Vortheil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides ist eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennachsetzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen; wir müssen sagen: runde Räder, ehern und achtspeichig. Allein in diesem statu kommen unsere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf, und scheine den Schild vergessen zu wollen: den Schild des Achilles; dieses berühmte Gemälde, in dessen Rücksicht vornämlich Homer vor Alters als ein Lehrer der Malerei betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wol ein einzelner, körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander dem Dichter nicht vergönnet sein soll? Und diesen Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer malet nämlich den Schild nicht als einen fertigen, vollendeten, sondern als einen werdenden Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht den Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er den Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem Gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmet, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis Alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beim Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf seinen Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu sein, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wol verstatteten. Es waren Prophezeiungen, von welchen es freilich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart ebenso deutlich geäußert hätte, als sie der Dichter hernach ausleget. Prophezeiungen als Prophezeiungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwol lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das Meiste. Wenn ihn aber dieses entschuldiget, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinern Geschmacke werden mir Recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bei dem Virgil ungefähr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anstatt, daß wir bei dem Homer nicht blos die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geschäftigen Gott mit seinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam;

den Vorhang auf einmal niederfallen, und versetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet und bestaunet, und betastet und versuchet, hebt sich die Beschreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist und Da ist, Nahe dabei stehet, und Nicht weit davon siehet man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemälde hiernächst nicht Aeneas macht, als welcher sich an den bloßen Figuren ergetzet und von der Bedeutung derselben nichts weiß,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich ebenso viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: so bleibet die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimmt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses oder etwas Anders vorgestellet ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstutzet, aber nicht das große Genie, das sich auf die eigene, innere Stärke seines Werks verläßt, und alle äußeren Mittel, interessant zu werden, verachtet. Der Schild des Aeneas ist folglich ein wahres Einschiebsel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln: ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Der Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt, so mußte der Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war: diese Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homer thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er einen Schild machen soll, der seiner würdig ist; Virgil hingegen scheinet ihn den Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem der Schild lange fertig ist.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terrasson und Andere gegen den Schild des Homer machen, sind bekannt. Ebenso bekannt ist das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß diese Letztern sich manchmal zu weit einlassen und, in Zuversicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die ebenso unrichtig sind, als wenig sie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer den Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange desselben unmöglich Raum haben können, unternahm Boivin, ihn mit Bemerkung der erforderlichen Maße zeichnen zu lassen. Sein Einfall mit den verschiedenen concentrischen Zirkeln ist sehr sinnreich, obschon die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß dazu geben, auch sich sonst keine Spur findet, daß die Alten auf diese Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer selbst σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künstlich ausgearbeitetes Schild nennet, so würde ich lieber, um mehr Raum auszusparen, die concave Fläche mit zu Hilfe genommen haben; denn es ist bekannt, daß die alten Künstler diese nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiset. Doch nicht genug, daß sich Boivin dieses Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorstellungen selbst, denen er auf dem sonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verschaffen mußte, indem er das, was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild ist, in zwei bis drei besondere Bilder zertheilte. Ich weiß wol, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen sollen: sondern, anstatt daß er sich bemühte, den Forderungen seiner Gegner ein Genüge zu leisten, hätte er ihnen zeigen sollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beispiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt sagt:

Λαοι δ' είν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι· ἐνθα δε νεικος
'Ωρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον είνεκα ποινης
'Ανδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
'Αμφω δ' ἱεσθην ἐπι ἰςορι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Είατ' ἐπι ξεςοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr, als ein einziges Gemälde, angeben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtshandels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbuße für einen verübten Todtschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen

soll, kann sich auf einmal nicht mehr, als einen einzigen Augenblick desselben, zu Nutzen machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urtheilspruches, oder welchen er sonst, vor oder nach oder zwischen diesen Augenblicken, für den bequemsten hält. Diesen einzigen Augenblick macht er so prägnant, wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuschungen aus, welche die Kunst in Darstellung sichtbarer Gegenstände vor der Poesie voraus hat. Von dieser Seite aber unendlich zurückgelassen, was kann der Dichter, der eben diesen Vorwurf mit Worten malen soll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er sich gleichfalls seiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches sind diese? Die Freiheit, sich sowol über das Vergangene, als über das Folgende des einzigen Augenblicks in dem Kunstwerke auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeiget, sondern auch das, was uns dieser nur kann errathen lassen. Durch diese Freiheit, durch dieses Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künstler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichsten, wenn die Wirkung derselben gleich lebhaft ist; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringet, als das andere dem Auge darstellen kann. Nach diesem Grundsatze hätte Boivin die Stelle des Homer beurtheilen sollen, und er würde nicht so viel besondere Gemälde daraus gemacht haben, als verschiedene Zeitpunkte er darin zu bemerken glaubte. Es ist wahr, es konnte nicht wol Alles, was Homer sagt, in einem einzigen Gemälde verbunden sein; die Beschuldigung und Ableugnung, die Darstellung der Zeugen und der Zuruf des getheilten Volkes, das Bestreben der Herolde, den Tumult zu stillen, und die Aeußerungen der Schiedsrichter, sind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander bestehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige, wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuschildern, ist die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und sich nicht in den Schranken der Kunst hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzählen, aber nimmermehr ein Gemälde selbst hervorbringen kann.

Gleicherweise zertheilt Boivin das Gemälde der belagerten Stadt in drei verschiedene Gemälde. Er hätte es ebenso wol in zwölfe theilen können, als in drei. Denn da er den Geist des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes sich unterwerfen müsse: so hätte er weit mehr Uebertretungen dieser Einheiten finden können, daß es fast nöthig gewesen wäre, jedem besondern Zuge des Dichters ein besonderes Feld auf dem Schilde zu bestimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr, als zehn verschiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem ἐν μεν ἐτευξε, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ' ἐτιθει, oder ἐν δε ποικιλλε Ἀμφιγυηεις anfängt. Wo diese Eingangsworte nicht stehen, hat man kein Recht, ein besonderes Gemälde anzunehmen; im Gegentheil muß Alles, was sie verbinden, als ein Einziges betrachtet werden, dem nur blos die willkürliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte er sich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringsten Zug einfließen lassen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er so verfahren, wie seine Tadler es verlangen: es ist wahr, so würden diese Herren an ihm nichts auszusetzen, aber in der That auch kein Mensch von Geschmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ sich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, sondern glaubte noch etwas ganz besonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieser so zerstückten Gemälde nach den strengsten Regeln der heutiges Tages üblichen Malerei angegeben sei. Contrast, Perspectiv, die drei Einheiten: Alles fand er darin auf das beste beobachtet. Und ob er schon gar wol wußte, daß, zu Folge guter, glaubwürdiger Zeugnisse, die Malerei zu den Zeiten des trojanischen Krieges noch in der Wiege gewesen, so mußte doch entweder Homer, vermöge seines göttlichen Genies, sich nicht sowol an das, was die Malerei damals oder zu seiner Zeit leisten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was sie überhaupt zu leisten im Stande sei; oder auch jene Zeugnisse selbst mußten so glaubwürdig nicht sein, daß ihnen die augenscheinliche Aussage des künstlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieses wenigstens wird sich niemand überreden lassen, der aus der Geschichte der Kunst etwas mehr, als die bloßen Data der Historienschreiber weiß. Denn daß die Malerei zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit gewesen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder so einer sagt, sondern vornehmlich, weil er aus den Kunstwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß sie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemälde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemälde des Homerischen Schildes bestehen zu können glaubet. Die zwei großen Stücke dieses Meisters zu Delphi, von welchen uns Pausanias eine so umständliche Beschreibung hinterlassen, waren offenbar ohne alle Perspective. Dieser Theil der Kunst ist den Alten gänzlich abzusprechen, und was Pope beibringt, um zu beweisen, daß Homer schon einen Begriff davon gehabt habe, beweiset weiter nichts, als daß ihm selbst nur ein sehr unvollständiger Begriff davon beigewohnet. „Homer," sagt er, „kann kein Fremdling in der Perspective gewesen sein, weil er die Entfernung eines Gegenstandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt z. E. daß die Kundschafter ein wenig weiter, als die andern Figuren, gelegen, und daß die Eiche, unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bei Seite gestanden. Was er von dem mit Heerden und Hütten und Ställen übersäeten Thale sagt, ist augenscheinlich die Beschreibung einer großen, perspectivischen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch schon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die nicht alle in ihrer vollen Größe ausgedruckt werden konnten; woraus es denn gewissermaßen unstreitig, daß die Kunst, sie nach der Perspective zu verkleinern, damaliger Zeit schon bekannt gewesen." Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspectivisch. Die Perspective erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen bestimmten, natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es, was den alten Gemälden fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des Polygnotus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu stehen scheinen sollten, über einander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiednen Figuren und ihrer Gruppen allgemeine gewesen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen, als die vordersten, und über sie wegsehen, sich schließen läßt: so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des Homer annimmt, und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in Ein Gemälde verbinden lassen, nicht unnöthiger Weise trennet. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straßen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeier gieng, indem auf dem Markte ein wichtiger Prozeß entschieden ward, erfordert diesem zu Folge kein doppeltes Gemälde, und Homer hat es gar wol als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpunkte vorstellte, daß er die freie Aussicht zugleich in die Straßen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemälden nur gelegentlich durch die Scenemalerei gekommen ist; und auch, als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen sein, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemälden unter den Alterthümern des Herculanums so häufige und mannigfaltige Fehler gegen die Perspective finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde.

Doch, ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punkt zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmann versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf.

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen, schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind: so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheit ein. Gleichwol ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronik mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlich erhelle, wie thöricht es sei, etwas zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bei ihm lese:

'Ην ἡ γυνη περικαλλης, εὐοφρυς, εὐχρουςατη,
Εὐπαρειος, εὐπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ἑλικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ροδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιςον, αὐτοχρουν,
'Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πυρινη,
'Ως εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρᾳ πορφυρᾳ.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την εὐοπτον 'Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönches sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert:

Di persona era tanto ben formata, ‖ Quanto mai finger san Pittori industri: ‖ Con bionda chioma, lunga e annodata, ‖ Oro non è, che più risplenda, e lustri, ‖ Spargeasi per la guancia delicata ‖ Misto color di rose e di ligustri. ‖ Di terso avorio era la fronte lieta, ‖ Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi ‖ Son due negri occhi, anzi due chiari soli, ‖ Pietosi à riguardar, à mover parchi, ‖ Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli, ‖ E ch' indi tutta la faretra scarchi, ‖ E che visibilmente i cori involi. ‖ Quindi il naso per mezo il viso scende ‖ Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due vallette, ‖ La bocca sparsa di natio cinabro, ‖ Quivi due filze son di perle elette, ‖ Che chiude', ed apre un bello e dolce labro; ‖ Quindi escon le cortesi parolette, ‖ Da render molle ogni cor rozo e scabro; ‖ Quivi si forma quel soave riso, ‖ Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte, ‖ Il collo è tondo, il petto colmo e largo; ‖ Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte, ‖ Vengono e van, come onda al primo margo, ‖ Quando piacevole aura il mar combatte. ‖ Non potria l' altre parti veder Argo, ‖ Ben si può giudicar, che corrisponde, ‖ A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta, ‖ Et la candida man spesso si vede, ‖ Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta, ‖ Dove nè nodo appar, nè vena eccede. ‖ Si vede al fin de la persona augusta ‖ Il breve, asciutto, e ritondetto piede. ‖ Gli angelici sembianti nati in cielo ‖ Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bei Gelegenheit des Pandämoniums: Einige lobten das Werk, Andere den Meister des Werks. Das Lob des Einen ist also nicht allezeit auch das Lob des Andern. Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel Besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich öfters ganz widersprechende Urtheile vergleichen lassen, eben wie hier. Dolce, in seinem Gespräche von der Malerei, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Ariost ein außerordentliches Aufheben machen; ich hingegen wähle sie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben Beide Recht. Dolce bewundert darin die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeiget; ich aber sehe blos auf die Wirkung, welche die Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler sind; und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Maler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte gerade am schlechtesten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlet die Schilderung des Ariost allen Malern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste Warnung, was einem Ariost mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag sein, daß, wenn Ariost sagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san Pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, sowie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studieret, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweiset. Er mag sich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,'

als den vollkommensten Coloristen, als einen Titian zeigen; man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch so deutlich schließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget; man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechischen, und von griechischen Künstlern auch Römern geliehenen Nasen finden; was nutzt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht uns Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Geblüts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringet, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? Oder erleichtert er uns auch nur im Geringsten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und schmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, et di larghezza angusta

was für ein Bild geben diese allgemeinen Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, möchten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei dem Dichter sehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, etwas sehen zu wollen.

In diesem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, ist auch Virgil ziemlich glücklich gewesen. Auch seine Dido ist ihm weiter nichts, als pulcherrima Dido. Wenn er ja umständlicher etwas an ihr beschreibet, so ist es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem.

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künstler zu einem Lehrlinge sagte, der eine sehr geschmückte Helena gemalt hatte: da du sie nicht schön malen können, hast du sie reich gemalt, so würde Virgil antworten: Es liegt nicht an mir, daß ich sie nicht schön malen können; der Tadel trifft die Schranken meiner Kunst; mein Lob sei, mich innerhalb dieser Schranken gehalten zu haben.

Ich darf hier die beiden Lieder des Anakreon nicht vergessen, in welchen er uns die Schönheit seines Mädchens und seines Bathylls zergliedert. Die Wendung, die er dabei nimmt, macht Alles gut. Er glaubt, einen Maler vor sich zu haben, und läßt ihn unter seinen Augen arbeiten. So, sagt er, mache mir das Haar; so die Stirne, so die Augen, so den Mund, so Hals und Busen, so Hüft und Hände! Was der Künstler nur theilweise zusammen setzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur theilweise vorschreiben. Seine Absicht ist nicht, daß wir in dieser mündlichen Direction des Malers die ganze Schönheit der geliebten Gegenstände erkennen und fühlen sollen; er selbst empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimmt eben daher den Ausdruck der Kunst zu Hilfe, deren Täuschung er so sehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunst, als auf sein Mädchen zu sein scheinet. Er sieht nicht das Bild, er sieht sie selbst, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden öffnen werde:

Ἀπεχει· βλεπω γαρ αὐτην.
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls ist die Anpreisung des schönen Knaben mit der Anpreisung der Kunst und des Künstlers so in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich bestimmt habe. Er sammelt die schönsten Theile aus verschiednen Gemälden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieser Theile das Charakteristische war; den Hals nimmt er von einem Adonis, Brust und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künstlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐςω,
Τον Ἀδωνιδος παρελθων,
Ἐλεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει
Διδυμας τε χειρας Ἑρμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Ἀπολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weiß auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweisung auf die schönsten, weiblichen Bildsäulen alter Künstler. Was heißt aber dieses sonst, als bekennen, daß die Sprache vor sich selbst hier ohne Kraft ist; daß die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummet, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dienet?

XXI.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenket, indem sie die Fußstapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme und schönes Haar gehabt: eben der Dichter weiß demohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der Alles weit übersteiget, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Aeltesten des Trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu dem andern:

Οὐ νεμεσις, Τρωας και ἐϋκνημιδας Ἀχαιους
Τοιῃδ' ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πασχειν·
Αἰνως ἀθανατῃσι θεῃς εἰς ὠπα ἐοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wol werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet?

Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wolgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bei dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die schönste, vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiret, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den schönen Körper seiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
Quantum et quale latus! quam juvenile femur!

sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit thut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem, als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur errathen lassen, in der That aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er, was er ist: ein transitorisches Schöne, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloßer Formen oder Farben: so muß der Reiz in dem nämlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles, was noch in dem Gemälde der Alcina gefällt und rühret, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kömmt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdseligkeit um sich blicken und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund ist entzückt, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen verschließen; sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für sich schon, ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert, weniger, weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns seine Weiße und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes in eine oder zwei Stanzen zusammen gedränget, weit mehr thun würden, als die fünfe alle, in welche sie Ariost zerstreuet und mit kalten Zügen der schönen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthunlichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz beleben.

Τρυφερου δ' ἐσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmorenen Nacken lassen alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner malerischen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinne die schönste Rundung, das schönste Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἐσω scheinet mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halse die schönste Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr, bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reiz, war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beispiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

XXII.

Zeuxis malte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmten Zeilen des Homer, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und Beide verdienten, gekrönet zu werden.

Denn sowie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blos

in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler uns die Schönheit nach nichts, als ihren Bestandtheilen, und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hilfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da stand. Denn es ist wahrscheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona malte.

Man vergleiche hiermit, Wunders halber, das Gemälde, welches Caylus dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des Homer vorzeichnet: „Helena, mit einem weißen Schleier bedeckt, erscheinet mitten unter verschiedenen, alten Männern, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muß sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen. Die Scene ist über einem von den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann sich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude der Stadt verlieren; jenes würde kühner lassen, eines aber ist so schicklich, wie das andere."

Man denke sich dieses Gemälde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführet, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schließen soll? Turpe senilis amor: ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen sogleich hinzu:

'Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke; wären sie das, was sie in dem Gemälde des Caylus erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verschleierte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier lassen können. Zwar Homer giebt ihr denselben ausdrücklich:

Αὐτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν
Ὡρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straßen damit zu gehen; und wenn auch schon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben scheinet, so war es nicht das erstemal, daß sie die Alten sahen; ihr Bekenntniß durfte also nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden, bei dieser Gelegenheit nur zum erstenmale bekannten. In dem Gemälde findet so etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt; und ich werde äußerst betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermummte, verschleierte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier, und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, soweit Umriß unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt sein sollte, und er nennt den Schleier blos als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wol fähig: Hélène couverte d'un voile blanc), so entstehet eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas Geläufiges, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr, als Schönheit? Und sind wir auch in Gemälden schon gewohnt, sowie auf der Bühne, die häßlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äußert?

In Wahrheit: das Gemälde des Caylus würde sich gegen das Gemälde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homer war vor Alters ohnstreitig fleißiger gelesen, als itzt. Dennoch findet man sogar vieler Gemälde nicht erwähnet, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten. Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten scheinen sie fleißig genutzt zu haben; diese malten sie; und in diesen Gegenständen fühlten sie wol, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte Zeuxis auch die Penelope gemalt; und des Apelles Diana war die Homerische in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der Letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf. Handlungen aber aus dem Homer zu malen, blos weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten; schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu sein; und konnte es nicht sein, so lange sie noch die Kunst in den engern Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden, wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich, aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts Gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen sowol, als in dem andern, harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedne, ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bei dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen:

Ἠ, και κυανεῃσιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
'Αμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν 'Ολυμπον·

ihm bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hilfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen sei. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und ebenso erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, übersieht das Wesentlichste und begnügt sich mit etwas ganz Allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlicheren Befriedigung, etwas sehr Specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbrauen liege, quanta pars animi sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennet. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässiget hatten. Noch Myron war in beiden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, und nach eben Demselben war Pythagoras Leontinus der Erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. „Dieser Apollo," sagt er, „und der Antinous sind Beide in eben demselben Pallaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Zuschauer mit Bewunderung erfüllet, so setzet ihn der Apollo in Erstaunen; und zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas mehr als Menschliches, zeiget, welches sie gemeiniglich gar nicht zu beschreiben im Stande sind. Und diese Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin reisete, diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was itzo gesagt worden, besonders, daß die Füße und Schenkel, in Ansehung der obern Theile, zu lang und zu breit sind. Und Andreas Sacchi, einer der größten italienischen Maler, scheinet eben dieser Meinung gewesen zu sein, sonst würde er schwerlich (in einem berühmten Gemälde, welches itzo in England ist) seinem Apollo, wie er den Tonkünstler Pasquilini krönet, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu sein scheinet. Ob wir gleich an sehr großen Werken oft sehen,

daß ein geringerer Theil aus der Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier der Fall nicht sein. Denn an einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen sein verlängert worden, sonst würde es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblicke gehalten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem Theile derselben zu sein geschienen." — Alles dieses ist sehr einleuchtend; und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen giebt, welches blos aus diesem Zusatze von Größe in den Abmessungen der Füße und Schenkel entspringet. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so läßt er ihn sagen:

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν εὐρεας ὠμους,
Ἀμφω δ' ἑζομενω, γεραρωτερος ἠεν Ὀδυσσευς.

„Wann Beide standen, so ragte Menelaus mit den breiten Schultern hoch hervor; wann aber Beide saßen, war Ulysses der Ansehnlichere." Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches Beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unschickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabei das Gegentheil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Wesen nach, kein Vorwurf der Poesie sein können; und dennoch hat Homer die äußerste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und sie nach ihren Theilen neben einander geschildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnet, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht ebenso wol gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das; aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des Homer. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu sein aufhöret, wird sie dem Dichter brauchbar; und was er vor sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse gemischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns, in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfodert. Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu grell und zu schneidend sein muß, daß die Opposita, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art sein müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das Γελοιον seiner lehrreichen Mährchen, vermittelst der Ungestaltheit, auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele sind, wie Oel und Essig, die, wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdenn fließen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue, daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete, gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter sein, als der schöne und gesunde Wicherlei den seinen. — So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, ebenso wenig würde er es ohne dieselbe sein. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes: Alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das Οὐ φθαρτικον, welches Aristoteles unumgänglich zu dem Lächerlichen verlanget; sowie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contrast von keiner Wichtigkeit sein, und uns nicht sehr interessiren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem Thersites selbst seine hämische Verkleinerung des Agamemnon theurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen: und wir würden aufhören, über ihn zu lachen. Denn dieses Scheusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein größeres Uebel scheinet, als alle seine Gebrechen und Laster. Um die Erfahrung hiervon zu machen, lese man sein Ende bei dem Quintus Calaber. Achilles bedauert, die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der schmähsüchtige Thersites macht ihm diese Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wollust, die auch den wackersten Mann zu Unsinnigkeiten verleite,

— — — ἡτ' ἀφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu versetzen, schlägt er ihn so unsanft zwischen Back und Ohr, daß ihm Zähne und Blut und Seele mit eins aus dem Halse stürzen. Zu grausam! Der jähzornige, mörderische Achilles wird mir verhaßter, als der tückische, knurrende Thersites; das Freudengeschrei, welches die Griechen über diese That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwert zücket, seinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch.

Gesetzt aber gar, die Verhetzungen des Thersites wären in Meuterei ausgebrochen, das aufrührerische Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte seine Heerführer verrätherisch zurückgelassen, die Heerführer wären hier einem rachsüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgericht über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdenn die Häßlichkeit des Thersites erscheinen? Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Häßlichkeit allezeit schrecklich. Ich weiß dieses nicht besser zu erläutern, als mit ein Paar vortrefflichen Stellen des Shakespeare. Edmund, der Bastard des Grafen von Gloster, im König Lear, ist kein geringerer Bösewicht, als Richard, Herzog von Glocester, der sich durch die abscheulichsten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen „Richard der Dritte" bestieg. Aber wie kömmt es, daß jener bei weitem nicht so viel Schaudern und Entsetzen erwecket, als dieser? Wenn ich den Bastard sagen höre:

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law ‖ My Services are bound; wherefore should I ‖ Stand in the Plage of Custom, and permit ‖ The curtesie of Nations to deprive me, ‖ For that I am some twelve, or fourteen Moonshines ‖ Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base? ‖ When my dimensions are as well compact, ‖ My mind as gen'rous, and my shape as true ‖ As honest Madam's Issue? Why brand they thus ‖ With base? with baseness? bastardy, base? base? ‖ Who, in the lusty stealth of Nature, take ‖ More composition and fierce quality, ‖ Than doth, within a dull, stale, tired Bed, ‖ Go to creating a whole tribe of Fops, ‖ Got 'tween a-sleap and wake?

so höre ich einen Teufel, aber ich sehe ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Glocester sagen:

But I, that am not shap'd for sportive Tricks, ‖ Nor made to court an am'rous looking-glass, ‖ I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty, ‖ To strut before a wanton, ambling Nymph; ‖ I, that am curtail'd of this fair proportion, ‖ Cheated of feature by dissembling nature, ‖ Deform'd, unfinish'd, sent before my time ‖ Into this breathing world, scarce half made up, ‖ And that so lamely and unfashionably, ‖ That dogs barg at me, as I halt by them: ‖ Why I (in this weak piping

time of Peace) ‖ Have no delight to pass away the time; ‖ Unless to spy my shadow in the sun, ‖ And descant on mine own deformity. ‖ And therefore, since I cannot prove a Lover, ‖ To entertain these fair well-spoken days, ‖ I am determined, to prove a Villain!
so höre ich einen Teufel und sehe einen Teufel, in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch ist dem Maler davon zu machen vergönnet?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malerei, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrücken. Als jener gehören ihr alle sichtbaren Gegenstände zu: als diese schließt sie sich nur auf diejenigen sichtbaren Gegenstände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle! Ein scharfsinniger Kunstrichter hat dieses bereits von dem Ekel bemerkt. „Die Vorstellungen der Furcht," sagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. s. w. können nur Unlust erregen, in soweit wir das Uebel für wirklich halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sei, in angenehme Empfindungen aufgelöset werden. Die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilfts dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang nicht aus der Voraussetzung, daß das Uebel wirklich sei, sondern aus der bloßen Vorstellung desselben, und diese ist wirklich da. Die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung."

Eben dieses gilt von der Häßlichkeit der Formen. Diese Häßlichkeit beleidiget unser Gesicht, widerstehet unserm Geschmacke an Ordnung und Uebereinstimmung, und erwecket Abscheu, ohne Rücksicht auf die wirkliche Existenz des Gegenstandes, an welchem wir sie wahrnehmen. Wir mögen den Thersites weder in der Natur, noch im Bilde sehen; und wenn schon sein Bild weniger mißfällt, so geschieht dieses doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit seiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu sein aufhöret, sondern weil wir das Vermögen besitzen, von dieser Häßlichkeit zu abstrahiren, und uns blos an der Kunst des Malers zu vergnügen. Aber auch dieses Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunst angewendet worden, und diese Ueberlegung wird selten fehlen, die Geringschätzung des Künstlers nach sich zu ziehen.

Aristoteles giebt eine andere Ursache an, warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreuesten Abbildung Vergnügen gewähren: die allgemeine Wißbegierde des Menschen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαςον, was ein jedes Ding ist, oder wenn wir daraus schließen können, ὁτι οὑτος ἐκεινος, daß es dieses oder jenes ist. Allein auch hieraus folget, zum Besten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unserer Wißbegierde entspringt, ist momentan, und dem Gegenstande, über welchen sie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenstande, der es erweckt, wesentlich. Wie kann also jenes diesem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beschäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit besiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, desto mehr stelle ich mich dieser Wirkung blos, so daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verschwindet, und mir nichts, als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit, übrig bleibet. Nach den Beispielen, welche Aristoteles giebt, zu urtheilen, scheinet es, als habe er auch selbst die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenständen rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Diese Beispiele sind reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn sie auch nicht häßlich sind; und dieser Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, ist es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöset wird. So auch mit den Leichnamen; das schärfere Gefühl des Mitleids, die schreckliche Erinnerung an unsere eigene Vernichtung ist es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenstande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieser fatalen Erinnerung kann uns ein Zusatz von schmeichelhaften Umständen entweder gänzlich abziehen, oder sich so unzertrennlich mit ihr vereinigen, daß wir mehr Wünschenswürdiges, als Schreckliches, darin zu bemerken glauben.

Da also die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor sich selbst kein Vorwurf der Malerei, als schöner Kunst, sein kann: so käme es noch darauf an, ob sie ihr, nicht ebenso wol wie der Poesie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verstärken, nützlich sein könne.

Darf die Malerei, zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, sich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, so grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es ist unleugbar, daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann; besonders, wenn eine Affection nach Reiz und Ansehen damit verbunden wird. Es ist ebenso unstreitig, daß schädliche Häßlichkeit, sowie in der Natur, also auch im Gemälde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieses Schreckliche, welches schon vor sich vermischte Empfindungen sind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet sich die Malerei hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerket, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive, ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie höret von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu sein, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue, besondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen, und wirket nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wol lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possirlich war, wird in der Folge blos abscheulich. Nicht anders gehet es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieses überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Episode des Thersites aus der Reihe seiner Homerischen Gemälde wegzulassen. Aber hat man darum auch Recht, sie aus dem Homer selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke dieser Meinung ist. Ich verspare es auf einen andern Ort, mich weitläufiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter zwischen dem Ekel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äußert sich bei der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenschaften," sagt er, „können auch außer der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters schmeicheln; indem sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde, sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, dem Traurigen sein Unmuth lieber ist, als alle freudigen Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz anders aber verhält es sich mit dem Ekel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennet in denselben keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnet die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur, noch in der Nachahmung, zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst noch andere mit dem Ekel verwandte Empfindungen erkennet, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren, welche kann ihm näher verwandt sein, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren ebenso wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja, dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Ekels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Ekel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Ekel ausgesetzet zu sein glaubet. „Jene beiden," sagt er, „durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzugroße Weichheit der Körper, die den berührenden Fiebern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, aber blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche, oder dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Gegenstände des Ekels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermal in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider sein können. Gleichwol ist es gewiß, daß wir etwas dabei empfinden, welches dem Ekel schon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darin zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigem gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders, als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet sein.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Ekelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger, als das Häßliche an und vor sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getrauete ich mich doch wol zu behaupten, daß der Dichter wenigstens einige ekelhafte Züge als ein Ingrediens zu den nämlichen vermischten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärket.

Das Ekelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Ekelhaften in Contrast gesetzet, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bei dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach.

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφῃρεθη
Ὑπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της σεληνης τας ὁδους
Και τας περιφορας, εἰτ' ἀνω κεχηνοτος
'Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ἡσθην γαλεωτῃ καταχεσαντι Σωκρατους.

Man lasse es nicht ekelhaft sein, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche ist verschwunden. Die drolligsten Züge von dieser Art hat die hottentottische Erzählung, Tquassouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer englischen Wochenschrift voller Laune, die man dem Lord Chesterfield zuschreibet. Man weiß, wie schmutzig die Hottentotten sind; und wie Vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Ekel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase, schlappe, bis auf den Nabel herabhängende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizet, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dies denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dies höre man in der edeln Sprache des Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte sich des Lachens!

Mit dem Schrecklichen scheinet sich das Ekelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein ekelhaftes Schreckliche. Dem Longin mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Hesiodus das Της ἐκ μεν ῥινων μυξαι ῥεον; doch mich dünkt, nicht sowol, weil es ein ekler Zug ist, als weil es ein blos ekler Zug ist, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen, über die Finger hervorragenden Nägel, (μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑπησαν) scheinet er nicht tadeln zu wollen. Gleichwol sind lange Nägel nicht viel weniger ekel, als eine fließende Nase. Aber die langen Nägel sind zugleich schrecklich; denn sie sind es, welche die Wangen zerfleischen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παρειων
Αἱμ' ἀπελειβετ' ἐραζε — — —

Hingegen eine fließende Nase ist weiter nichts, als eine fließende Nase; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man lese bei dem Sophokles die Beschreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da ist nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu sehen, außer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher, hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken, verlassenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieses traurige, fürchterliche Gemälde? Mit einem Zusatze von Ekel. „Ha!" fährt Neoptolem auf einmal zusammen, „hier trocknen zerrissene Lappen, voll Blut und Eiter!"

ΝΕ. Ὁρω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Οὐδ' ἐνδον οἰκοποιος ἐςι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κοὐδεν ἐσθ' ὑποςεγον;
ΝΕ. Αὐτοξυλον γ' ἐκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ἰου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ῥακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beim Homer der geschleifte Hektor durch das von Blut und Staub entstellte Gesicht und zusammenverklebte Haar

Squallentem barbam et concretos sanguine crines

(wie es Virgil ausdrückt) ein ekler Gegenstand, aber eben dadurch um so viel schrecklicher, um so viel rührender. Wer kann die Strafe des Marsyas, beim Ovid, sich ohne Empfindung des Ekels denken?

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidæque sine ulla
Pelle micant venæ: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Ekelhafte hier an seiner Stelle ist? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche ist selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabei interessiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häufen. Doch dieses muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter fast einzig und allein durch das Ekelhafte offen stehet. Es ist das Schreckliche des Hungers. Selbst im gemeinen Leben drücken wir die äußerste Hungersnoth nicht anders, als durch die Erzählungen aller der unnahrhaften, ungesunden und besonders ekeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müssen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers selbst in uns erregen kann, so nimmt sie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichsten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieses sucht sie zu erregen, um uns aus der Unlust desselben schließen zu lassen, wie stark jene Unlust sein müsse, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht schlagen würden. Ovid sagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abschickte:

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger selbst wäre, hat diese ansteckende Kraft nicht; Erbarmen und Gräuel und Ekel kann er empfinden lassen, aber keinen Hunger. Diesen Gräuel hat Ovid in dem Gemälde der Fames nicht gesparet, und in dem Hunger des Ere=

sichthons sind, sowol bei ihm, als bei dem Kallimachus, die ekelhaften Züge die stärksten. Nachdem Eresichthon Alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verschonet hatte, die seine Mutter der Vesta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straßen die Brocken und schmutzigen Ueberbleibsel von fremden Tischen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Ἑςιᾳ ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηςο
Αἰτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in seine eigenen Glieder setzen, um seinen Leib mit seinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Cœpit; et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen so stinkend, so unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speisen bewirken sollte, desto schrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beim Apollonius:

Τυτθον δ' ἠν ἀρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Οὐ κε τις οὐδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Οὐδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
'Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαςερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus diesem Gesichtspunkte die ekele Einführung der Harpyen beim Virgil entschuldigen; aber es ist kein wirklicher, gegenwärtiger Hunger, den sie verursachen, sondern nur ein entstehender, den sie prophezeien; und noch dazu löset sich die ganze Prophezeiung endlich in ein Wortspiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geschichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die ekelhafteste, gräßlichste Stellung, in die er ihn mit seinem ehemaligen Verfolger in der Hölle setzet; sondern auch die Verhungerung selbst ist nicht ohne Züge des Ekels, der uns besonders da sehr merklich überfällt, wo sich die Söhne dem Vater zur Speise anbieten.

Ich komme auf die ekelhaften Gegenstände in der Malerei. Wenn es auch schon ganz unstreitig wäre, daß es eigentlich gar keine ekelhaften Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen es sich von sich selbst verstünde, daß die Malerei, als schöne Kunst, ihrer entsagen würde: so müßte sie dennoch die ekelhaften Gegenstände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe sie auch dem Gesichte ekel macht. Pardenone läßt, in einem Gemälde von dem Begräbnisse Christi, einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson mißbilliget dieses deswegen, weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß sein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sei es dem Maler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erwecket Ekel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Ekelhafte, nicht des Ekelhaften wegen; sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Ekelhaften um so viel mehr. Es verlieret in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort mit den Bestandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger vermischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbei, sobald der erste gierige Blick gesättiget, trennet es sich wiederum gänzlich, und liegt in seiner eigenen, cruden Gestalt da.

XXIV.

Des Herrn Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung, in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfassers Meinung von dem Laokoon zu wissen; nicht zwar von der Kunst des Werkes, über welche er sich schon anderwärts erkläret hat, als nur von dem Alter desselben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben scheinet? Oder denen, welche die Künstler dem Dichter nacharbeiten lassen?

Es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß er von einer gegenseitigen Nachahmung gänzlich schweiget. Wo ist die absolute Nothwendigkeit derselben? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwischen dem poetischen Gemälde und dem Kunstwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige, und nicht vorsätzliche Aehnlichkeiten sind; und daß das eine so wenig das Vorbild des andern gewesen, daß sie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sei, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe: aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gütige Schicksal," sagt er, „welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst erhalten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon, nebst seinen beiden Söhnen, vom Agesander, Apollodorus und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht bestimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher diese Künstler geblühet haben, angeben kann."

In einer Anmerkung setzet er hinzu: „Plinius meldet kein Wort von der Zeit, in welcher Agesander und die Gehilfen an seinem Werke gelebet haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler in der acht und achtzigsten Olympias geblühet haben, und auf dessen Wort haben Andere, als Richardson, nachgeschrieben. Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des Polycletus Schülern, für einen von unsern Künstlern genommen, und da Polycletus in der sieben und achtzigsten Olympias geblühet, so hat man seinen vermeinten Schüler eine Olympias später gesetzet: andere Gründe kann Maffei nicht haben."

Er konnte ganz gewiß keine anderen haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabei bewenden, diesen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklet Schüler, und Athenodorus, der Gehilfe des Agesander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen sein. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias, aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beifügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, ziehet, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis, die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter sein kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefähr aus seiner Zeit sein müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk sein könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers sein können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kaiser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehilfen die Zeitverwandten

eines Stronghlion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes sein? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzet? Und wann noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe sich aus nichts schließen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht ebenso wol in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoon würdig zu sein achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoon gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle schließen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrscheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urtheile!

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung namhaft gemacht, so fährt er folgender Gestalt fort: Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genennet werden, ist Diogenes von Athen derjenige, dessen Zeitalter am unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat also unter dem Augustus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydectes und Hermolaus, des zweiten Pythodorus und Artemon, so wie des Aphrodisius Trallianus, ebenso unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen: Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis. Ich frage: Kann dieses wol nur so viel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläste der Kaiser angefüllet gewesen? In dem Verstande nämlich, daß die Kaiser sie überall zusammen suchen, und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht! Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Palläste der Kaiser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kaiser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon daher schließen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hätten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so würde Pausanias ein oder das andere Werk von ihnen gesehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bei ihm vor, allein Hardtuin hat sehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pausanias nennet die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des erstern zu Koronea in Boeotien sahe, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister giebet, die in den allerersten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kaiser gewiß nicht ihre Palläste ausgezieret haben. Noch weniger ist auf die andere Vermuthung des Hardtuin zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens sei, dessen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzuthun.

Ist es aber sonach außer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydectes und Hermolaus mit den übrigen unter den Kaisern gelebet, deren Palläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: so dünkt mich, kann man auch denjenigen Künstlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergehet. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur: Wären Agesander, Polydorus und Athenodorus so alte Meister, als wofür sie Herr Winkelmann hält; wie unschicklich würde ein Schriftsteller, dem die Präcision des Ausdruckes keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneuesten Meister springen müßte, diesen Sprung mit einem „Gleichergestalt“ thun?

Doch man wird einwenden, daß sich dieses Similiter nicht auf die Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf einen andern Umstand beziehe, welchen diese, in Betrachtung der Zeit, so unähnlichen Meister mit einander gemein gehabt hätten. Plinius rede nämlich von solchen Künstlern, die in Gemeinschaft gearbeitet, und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben wären, als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des gemeinschaftlichen Werks allein anmaßen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläufig gewesen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) so wären ihre sämmtlichen Namen darüber vernachlässiget worden. Dieses sei den Meistern des Laokoon, dieses sei so manchen andern Meistern widerfahren, welche die Kaiser für ihre Palläste beschäftiget hätten.

Ich gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoon erwähnet? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles, eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieses Timarchides, von welchen ein gemeinschaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war. Herr Winkelmann sagt selbst, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr, als einen Vater, gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne. Und Plinius sollte sich nur auf die einzigen Agesander, Polydorus und Athenodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich nur auf die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um so viel wahrscheinlicher, je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoon unter den ersten Kaisern geblühet haben, gewiß in einem sehr hohen Grade. Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in welche sie Herr Winkelmann setzet, gearbeitet; hätte der Laokoon selbst in Griechenland ehedem gestanden: so müßte das tiefe Stillschweigen, welches die Griechen von einem solchen Werke (opere omnibus et picturae et statuariae artis praeponendo) beobachtet hätten, äußerst befremden. Es müßte äußerst befremden, wenn so große Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland ebenso wenig, wie von dem Laokoon, zu sehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meisterstück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Augustus wäre verfertiget worden, so dürfte es doch gar nicht sonderbar scheinen, daß erst Plinius seiner gedacht, seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere sich nur, was er von einer Venus des Scopas sagt, die zu Rom in einem Tempel des Mars stand, quemcunque alium locum nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gern eine Nachahmung des Virgilischen Laokoon sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiele mir eine Muthmaßung bei, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten sie denken, war es Asinius Pollio, der den Laokoon des Virgil durch griechische Künstler ausführen ließ. Pollio war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und scheinet sogar ein eigenes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. Denn wo sonst, als in einem eigenen Werke über dieses Gedicht, können so leicht die einzeln Anmerkungen gestanden haben, die Servius aus ihm anführt? Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück, als Laokoon, vollkommen angemessen: ut fuit acris vehementiae sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaste des Titus stand, noch ganz unzertrennet an einem besondern Orte beisammen gewesen zu sein scheinet: so möchte diese Muthmaßung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus selbst gethan haben, was wir dem Pollio zuschreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoon unter den ersten Kaisern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht sein können, als sie Herr Winkelmann angiebt, durch eine kleine Nachricht bestärket, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese:

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal Alexander Albani, im Jahre 1717, in einem großen Gewölbe, welches im Meere versunken lag, eine Vase entdecket, welche von schwarz gräulichem Marmor ist, den man itzo Bigio nennet, in welche die Figur eingefüget war; auf derselben befindet sich folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ.

Athanodorus, des Agesander Sohn, aus Rhodus, hat es gemacht. Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apollodorus (Polydorus) des Agesander Sohn: denn dieser Athanodorus kann kein anderer sein, als der, welchen Plinius nennet. Es beweiset ferner diese Inschrift, daß sich mehr Werke der Kunst, als nur allein drei, wie Plinius will, gefunden haben, auf welchen die Künstler das Wort „Gemacht" in vollendeter und bestimmter Zeit gesetzet, nämlich ἐποιησε, fecit: er berichtet, daß die übrigen Künstler aus Bescheidenheit sich in unbestimmter Zeit ausgedrückt, ἐποιει, faciebat."

Darin wird Herr Winkelmann wenig Widerspruch finden, daß der Athanodorus in dieser Inschrift kein anderer, als der Athenodorus sein könne, dessen Plinius unter den Meistern des Laokoon gedenket. Athanodorus und Athenodorus ist auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten sich des dorischen Dialekts. Allein über das, was er sonst daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erste, daß Athenodorus ein Sohn des Agesander gewesen sei, mag hingehen. Es ist sehr wahrscheinlich, nur nicht unwidersprechlich. Denn es ist bekannt, daß es alte Künstler gegeben, die, anstatt sich nach ihrem Vater zu nennen, sich lieber nach ihrem Lehrmeister nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus saget, leidet nicht wol eine andere Auslegung.

Aber wie? Diese Inschrift soll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß sie nicht mehr, als drei Kunstwerke gefunden, zu welchen sich ihre Meister in der vollendeten Zeit (anstatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Diese Inschrift? Warum sollen wir erst aus dieser Inschrift lernen, was wir längst aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht schon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der sogenannten Vergötterung des Homer, Ἀρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vase zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? u. s. w.

Herr Winkelmann kann sagen: „Wer weiß dieses besser, als ich? Aber, wird er hinzusetzen, desto schlimmer für den Plinius. Seinem Vorgeben ist also um so öfter widersprochen; es ist um so gewisser widerlegt."

Noch nicht! Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr sagen ließe, als er wirklich sagen wollen? Wenn also die angeführten Beispiele nicht das Vorgeben des Plinius, sondern blos das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieses Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und so ist es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in seiner Zueignungsschrift an den Titus von seinem Werke mit der Bescheidenheit eines Mannes sprechen, der es selbst am besten weiß, wie viel demselben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer solchen Bescheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, viel versprechende Büchertitel (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er sich ein wenig aufgehalten, und sagt: Et ne in totum videar Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscripsere, et tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte, auf die Worte des Plinius, pingendi fingendique conditoribus, aufmerksam zu sein. Plinius sagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit sich zu seinem Werke zu bekennen, allgemein gewesen; daß sie von allen Künstlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er sagt ausdrücklich, daß nur die ersten, alten Meister, jene Schöpfer der bildenden Künste, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre Zeitverwandte, diese kluge Bescheidenheit gehabt hätten; und da er diese nur allein nennet, so giebt er stillschweigend, aber deutlich genug, zu verstehen, daß ihre Nachfolger, besonders in den spätern Zeiten, mehr Zuversicht auf sich selber geäußert.

Dieses aber angenommen, wie man es annehmen muß, so kann die entdeckte Aufschrift von dem einen der drei Künstler des Laokoon ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr sein, daß, wie Plinius sagt, nur etwa drei Werke vorhanden gewesen, in deren Aufschriften sich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienet; nämlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklet, des Nicias, des Lysippus. Aber das kann sodann seine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und seine Gehilfen Zeitverwandte des Apelles und Lysippus gewesen sind, zu welchen sie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr so schließen: Wenn es wahr ist, daß unter den Werken der ältern Künstler, eines Apelles, eines Polyklet und der übrigen aus dieser Classe, nur etwa drei gewesen sind, in deren Aufschriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr ist, daß Plinius diese drei Werke selbst namhaft gemacht hat: so kann Athenodorus, von dem keines dieser drei Werke ist, und der sich demohngeachtet auf seinen Werken der vollendeten Zeit bedienet, zu jenen alten Künstlern nicht gehören; er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lysippus sein, sondern er muß in spätere Zeiten gesetzt werden.

Kurz: ich glaube, es ließe sich als ein sehr zuverlässiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das ἐποιησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kaisern, geblühet haben. Von dem Kleomenes ist es unstreitig; von dem Archelaus ist es höchst wahrscheinlich; und von dem Salpion kann wenigstens das Gegentheil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeschlossen.

Herr Winkelmann selbst mag hierüber Richter sein! Doch protestire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künstler, welche ἐποιησε gebraucht, unter die späten gehören: so gehören darum nicht alle, die sich des ἐποιει bedienet, unter die ältern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem großen Manne so wol anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellet haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen möchte. Ich glaube, eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir Alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen sein; aber ich finde nichts dergleichen bei ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das sein, daß meine Besorgniß nicht eingetroffen.

„Einige", sagt Herr Winkelmann, „machen aus dieser Statue einen Discobolus, das ist, der mit dem Disco, oder mit einer Scheibe von Metall, wirft, und dieses war die Meinung des berühmten Herrn von Stosch in einem Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung des Standes, worin dergleichen Figur will gesetzt sein. Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß sich mit dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem der Wurf geschehen soll, liegt die Kraft auf dem nächsten Schenkel, und das linke Bein ist müßig: hier aber ist das Gegentheil. Die ganze Figur ist vorwärts geworfen und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestrecket. Der rechte Arm ist neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken Arme sieht man den Riem von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet sind, und daß die Figur sich mit dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren scheinet, so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte für eine Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem gefährlichen

Stande besonders verdient gemacht hat. Den Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter den Griechen vermuthlich niemals widerfahren; und dieses Werk scheinet älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu sein."

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist ebenso wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth, wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieser nämlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nämlichen Stellung setzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue ist Chabrias.

Der Beweis ist folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieses Feldherrn.

Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo, victoria fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheinet nicht vollkommen die nämliche zu sein, in welcher wir die Borghesische Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, ist beiden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Knie gegen das Schild stemmen und hinter demselben den Feind abwarten sollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zusammen lesen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen, als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo genu, scuto projectaque hasta impetum hostis excipit; sie zeigt, was Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiset das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüßig sein würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmet die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein; und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sei, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst, in Ansehung der Kunst, etwas daran bemerket, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beifalls würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die klassischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Belesenheit, bei den ausgebreitetsten, feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachläßigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten, der besten fremden Hand überließen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger, als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß sich durch die bloße Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst ebenso wenig, wie in der Poesie, erreichen lasse, daß sowol Dichter, als Maler, lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das blos Mögliche wählen müsse, so setzt er hinzu: „Die Möglichkeit und Wahrheit, welche Longin von einem Maler im Gegensatze des Unglaublichen bei dem Dichter fodert, kann hiermit sehr wol bestehen." Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben; denn er zeiget die zwei größten Kunstrichter in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß Longin so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas Aehnliches von der Beredsamkeit und Dichtkunst, aber keinesweges von der Dichtkunst und Malerei. Ὡς δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, οὐκ ἀν λαθοι σε, schreibt er an seinen Terentian; οὐδ ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐςιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια. Und wiederum: Οὐ μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντη το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φαντασιας, καλλιςον ἀει το ἐμπρακτον και ἐναληθες. Nur Junius schiebt, anstatt der Beredsamkeit, die Malerei hier unter; und bei ihm war es, nicht bei dem Longin, wo Herr Winkelmann gelesen hatte: Praesertim cum Poeticae phantasiae finis sit ἐκπληξις, Pictoriae vero, ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις, ut loquitur idem Longinus, u. s. w. Sehr wol; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm ebenso gegangen sein: „Alle Handlungen," sagt er, „und Stellungen der griechischen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsus nannten." Die alten Künstler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweisen sein. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longin zu verstehen zu geben scheinet, auch nur dem einzigen Theodor eigen. Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας εἰδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐςι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἡ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δει. Ja, ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredsamkeit und Poesie giebt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann, als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden; und nur das höchste Pathos an der unrechten Stelle ist Parenthyrsus. In der Malerei aber würde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus sein, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äußert, noch so wol entschuldiget werden könnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der Geschichte der Kunst blos daher entstanden sein, weil Herr Winkelmann in der Geschwindigkeit nur den Junius, und nicht die Quellen selbst, zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beispiele zeigen will, daß bei den Griechen alles Vorzügliche in allerlei Kunst und Arbeit besonders geschätzet worden, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Verewigung seines Namens gelangen können; so führet er unter anderm auch dieses an: „Wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Wagen oder Wagschalen: er hieß Parthenius." Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenal, auf die er sich desfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur in dem Kataloge des Junius gelesen haben. Denn hätte er den Juvenal selbst nachgesehen, so würde er sich nicht von der Zweideutigkeit des Wortes lanx haben verführen lassen, sondern sogleich aus dem Zusammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wagschalen, sondern Teller und Schüsseln meine. Juvenal rühmt nämlich den Catullus, daß er es bei einem gefährlichen Sturme zur See, wie der Biber, gemacht, welcher sich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er seine kostbarsten Sachen ins Meer werfen lassen, um nicht mit sammt dem Schiffe unterzugehen. Diese kostbaren Sachen beschreibt er, und sagt unter anderm:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances

Parthenio factas, urnae cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
Adde et bascaudas et mille escaria, multum
Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkesseln stehen, was können es anders sein, als Teller und Schüsseln? Und was will Juvenal anders sagen, als daß Catull sein ganzes silbernes Eßgeschirr, unter welchem sich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen lassen. Parthenius, sagt der alte Scholiast, caelatoris nomen. Wenn aber Grangäus in seinen Anmerkungen zu diesem Namen hinzusetzt: sculptor, de quo Plinius, so muß er dieses wol nur auf gutes Glück hingeschrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künstlers dieses Namens.

„Ja," fährt Herr Winkelmann fort, „es hat sich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte." Aber auch dieses kann er nicht daher genommen haben, wohin er seine Leser verweiset: aus dem Leben des Homer, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welchen der Dichter diesem Lederarbeiter den Namen Tychius beilegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich gesagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von Homers Bekanntschaft so geheißen, dem er durch Einschaltung seines Namens seine Freundschaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen: Ἀπεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς ʼεδεξατο αὐτον ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον, ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ ʼΙλιαδι τοιςδε.

Αἰας δʼ ἐγγυθεν ἠλθε φερων σακος ἠυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος καμε τευχων
Σκυτοτομων ὀχʼ ἀριςος, Ὑλῃ ἐνι οἰκια ναιων.

Es ist also gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann versichern will; der Name des Sattlers, welcher den Schild des Ajax gemacht hatte, war schon zu Homers Zeiten so vergessen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuschieben.

Verschiedene andere kleine Fehler sind bloße Fehler des Gedächtnisses, oder betreffen Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringet. Z. E.

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem sich Parrhasius rühmte, daß er ihm in der Gestalt erschienen sei, in welcher er ihn gemalt.

Tauriscus war nicht aus Rhodus, sondern aus Tralles in Lydien.

Die Antigone ist nicht die erste Tragödie des Sophokles.

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennet, dürfte es für Krokylegmus halten.

Hamburgische Dramaturgie.

Von 1767 bis 1769 zum Theil in einzelnen Blättern als Wochenschrift erschienen.

Ankündigung.

Es wird sich leicht errathen lassen, daß die neue Verwaltung des hiesigen Theaters die Veranlassung des gegenwärtigen Blattes ist.

Der Endzweck desselben soll den guten Absichten entsprechen, welche man den Männern, die sich dieser Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders, als beimessen kann. Sie haben sich selbst hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeußerungen sind, sowol hier, als auswärts, von dem feinern Theile des Publikums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Besten verdienet, und zu unsern Zeiten sich versprechen darf.

Freilich giebt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabsichten sie wider die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind.

Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verstattet, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden!

So glücklich sei Hamburg in Allem, woran seinem Wohlstande und seiner Freiheit gelegen: denn es verdienet, so glücklich zu sein!

Als Schlegel zur Aufnahme des dänischen Theaters — (ein deutscher Dichter des dänischen Theaters!) — Vorschläge that, von welchen es Deutschland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, sie zur Aufnahme des unsrigen zu thun: war dieses der erste und vornehmste, „daß man den Schauspielern selbst die Sorge nicht überlassen müsse, für ihren Verlust und Gewinnst zu arbeiten." Die Prinzipalschaft unter ihnen hat eine freie Kunst zu einem Handwerke herabgesetzt, welches der Meister mehrentheils desto nachläßiger und eigennütziger treiben läßt, je gewissere Kunden, je mehrere Abnehmer, ihm Nothdurft oder Luxus versprechen.

Wenn hier also bis itzt auch weiter noch nichts geschehen wäre, als daß eine Gesellschaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen, sich verbunden hätte: so wäre dennoch, blos dadurch, schon viel gewonnen. Denn aus dieser ersten Veränderung können, auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publikums, leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf.

An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gesparet werden; ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte! Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe, natürlicher Weise, noch weiter entfernt: und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses, als jenes, ist.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch, was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Diese Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowol des Dichters, als des Schauspielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke ist keine Kleinigkeit: aber Wahl setzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meisterstücke aufgeführet werden sollten, so sieht man wol, woran die Schuld liegt. Indeß ist es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist; und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man es nur aus einander zu setzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Composition, weil der Text dazu elend ist.

Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeiget sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers zu setzen sei. Den Einen um etwas tadeln, was der Andere versehen hat, heißt Beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die

Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauschet gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache, als er selbst, warum das Eine oder das Andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme: sind Dinge, die sich nicht wol mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen, noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beispiele hiervon sich von unsern Schauspielern zu versprechen. — Doch, ich will die Erwartung des Publikums nicht höher stimmen. Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht, und der zu viel erwartet.

Heute geschieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entscheiden; sie muß aber nicht Alles entscheiden sollen. In den ersten Tagen werden sich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe kosten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erste Blatt dieser Schrift soll daher nicht eher, als mit dem Anfange des künftigen Monats erscheinen.

Hamburg, den 22. April 1767.

Erstes Stück.

Den 1. Mai 1767.

Das Theater ist den 22. vorigen Monats mit dem Trauerspiele, „Olint und Sophronia," glücklich eröffnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutschen Originale anfangen, welches hier noch den Reiz der Neuheit habe. Der innere Werth dieses Stückes konnte auf eine solche Ehre keinen Anspruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn sich zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können.

Olint und Sophronia ist das Werk eines jungen Dichters, und sein unvollendet hinterlassenes Werk. Cronegk starb allerdings für unsere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet sich sein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile seiner Freunde, für dieselbe noch hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat. Und welcher dramatische Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in seinem sechs und zwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht ebenso zweifelhaft zu lassen?

Der Stoff ist die bekannte Episode beim Tasso. Eine kleine, rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuschaffen, ist so leicht nicht. Zwar kostet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wissen, daß diese neuen Verwickelungen weder das Interesse schwächen, noch der Wahrscheinlichkeit Eintrag thun; sich aus dem Gesichtspunkte des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Person versetzen können; die Leidenschaften nicht beschreiben, sondern vor den Augen des Zuschauers entstehen, und ohne Sprung, in einer so illusorischen Stetigkeit wachsen zu lassen, daß dieser sympathisiren muß, er mag wollen oder nicht: das ist es, was dazu nöthig ist; was das Genie, ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der blos witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert.

Tasso scheinet in seinem „Olint und Sophronia," den Virgil in seinem Nisus und Euryalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in diesen die Stärke der Freundschaft geschildert hatte, wollte Tasso in jenen die Stärke der Liebe schildern. Dort war es heldenmüthiger Diensteifer, der die Probe der Freundschaft veranlaßte: hier ist es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, sich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Tasso nur das Mittel ist, wodurch er die Liebe so wirksam zeiget, ist in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieser in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbesserung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn sie hat ihn verleitet, was bei dem Tasso so simpel und natürlich, so wahr und menschlich ist, so verwickelt und romanenhaft, so wunderbar und himmlisch zu machen, daß nichts darüber!

Beim Tasso ist es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Christ, noch Mahomedaner ist, sondern sich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zusammengesponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moschee zu bringen. Warum machte Cronegk aus diesem Zauberer einen mahomedanischen Priester? Wenn dieser Priester in seiner Religion nicht ebenso unwissend war, als es der Dichter zu sein scheinet, so konnte er einen solchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moscheen. Cronegk verräth sich in mehrern Stücken, daß ihm eine sehr unrichtige Vorstellung von dem mahomedanischen Glauben beigewohnet. Der gröbste Fehler aber ist, daß er eine Religion überall des Polytheismus schuldig macht, die fast mehr, als jede andere, auf die Einheit Gottes dringet. Die Moschee heißt ihm „ein Sitz der falschen Götter," und den Priester selbst läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüsten,
Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Christen!"

Der sorgsame Schauspieler hat in seiner Tracht das Costume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten gesucht; und er muß solche Ungereimtheiten sagen!

Beim Tasso kömmt das Marienbild aus der Moschee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menschenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabei im Spiele gewesen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;" aber Bild ist Bild, und dieser armselige Aberglaube giebt dem Olint eine sehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine so kleine That sein Volk an den Rand des Verderbens zu stellen. Wenn er sich hernach freiwillig dazu bekennet: so ist es nichts mehr, als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beim Tasso läßt ihn blos die Liebe diesen Schritt thun; er will Sophronien retten oder mit ihr sterben; mit ihr sterben, blos um mit ihr zu sterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette besteigen, so sei es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, bestimmt, von dem nämlichen Feuer verzehret zu werden, empfindet er blos das Glück einer so süßen Nachbarschaft, denket an nichts, was er jenseit dem Grabe zu hoffen habe, und wünschet nichts, als daß diese Nachbarschaft noch enger und vertrauter sein möge, daß er Brust gegen Brust drücken, und auf ihren Lippen seinen Geist verhauchen dürfe.

Dieser vortreffliche Kontrast zwischen einer lieben, ruhigen, ganz geistigen Schwärmerin, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, ist beim Cronegk völlig verloren. Sie sind beide von der kältesten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie, für die Religion sterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Lust dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wol behalten, einen angehenden tragischen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerspiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Gesinnungen Bewunderung erregen sollen: so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen; denn was man öfters, was man an Mehrern sieht, höret man auf zu bewundern. Hierwider hatte sich Cronegk schon in seinem Codrus sehr versündiget. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freiwilligen Tode für dasselbe, hätte den Codrus allein auszeichnen sollen: er hätte als ein einzelnes Wesen einer ganz besondern Art dastehen müssen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Elesinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? sind Alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unsere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verlieret sich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Christ ist, das Alles hält gemartert werden und sterben für ein Glas Wasser trinken. Wir hören diese frommen Bravaden so oft, aus so verschiedenem Munde, daß sie alle Wirkung verlieren.

Die zweite Anmerkung betrifft das christliche Trauerspiel insbesondere. Die Helden desselben sind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der gesunden Vernunft zu laut erschallet, als daß jeder Rasende, der sich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller seiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod stürzet, den Titel eines Märtyrers sich anmaßen dürfte. Wir wissen itzt zu wol die falschen Märtyrer von den wahren zu unterscheiden; wir verachten jene ebenso sehr, als wir diese verehren, und höchstens können sie uns eine melancholische Thräne über die Blindheit und den Unsinn auspressen, deren wir die Menschheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch, diese Thräne ist keine von den angenehmen, die das Trauerspiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen

Märtyrer zu seinem Helden wählet: daß er ihm ja die lautersten und triftigsten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit setze, den Schritt zu thun, durch den er sich der Gefahr blos stellet! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich suchen, nicht höhnisch ertrotzen lasse! Sonst wird uns sein frommer Held zum Abscheu, und die Religion selbst, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe schon berühret, daß es nur ein ebenso nichtswürdiger Aberglaube sein konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moschee wieder zu entwenden. Es entschuldiget den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein solcher Aberglaube allgemein war, und bei vielen guten Eigenschaften bestehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts Befremdendes haben würde. Denn er schrieb sein Trauerspiel ebenso wenig für jene Zeiten, als er es bestimmte, in Böhmen oder Spanien gespielt zu werden. Der gute Schriftsteller, er sei von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos schreibet, seinen Witz, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur, was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdiget er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber, ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken.

Zweites Stück.

Den 5. Mai 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das christliche Trauerspiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen sein. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade sein mögen, so wenig können sie uns doch auf dem Theater gefallen, wo Alles, was zu dem Charakter der Personen gehöret, aus den natürlichsten Ursachen entspringen muß. Wunder dulden wir da nur in der physikalischen Welt; in der moralischen muß Alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralischen Welt sein soll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entschlusse, zu jeder Aenderung der geringsten Gedanken und Meinungen, müssen, nach Maßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen sein, und jene müssen nie mehr hervorbringen, als sie nach der strengsten Wahrheit hervor bringen können. Der Dichter kann die Kunst besitzen, uns durch Schönheiten des Detail über Mißverhältnisse dieser Art zu täuschen; aber er täuscht uns nur einmal, und sobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beifall, den er uns abgelauschet hat, zurück. Dieses auf die vierte Scene des dritten Akts angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätte bewegen können, aber viel zu unvermögend sind, Bekehrung an einer Person zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthusiasmus hat. Beim Tasso nimmt Clorinde auch das Christenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erst, nachdem sie kurz vorher erfahren, daß ihre Eltern diesem Glauben zugethan gewesen: feine, erhebliche Umstände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichsam mit eingeflochten wird. Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beispiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen bestürmet, und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuthen, als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuschauers etwas hätte geschehen müssen.

Selbst der Polyeukt des Corneille ist, in Absicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es seine Nachahmungen immer mehr geworden sind, so dürfte die erste Tragödie, die den Namen einer christlichen verdienet, ohne Zweifel noch zu erwarten sein. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Christ als Christ uns interessiret. — Ist ein solches Stück aber auch wol möglich? Ist der Charakter des wahren Christen nicht etwa ganz untheatralisch? Streiten nicht etwa die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichsten Züge sind, mit dem ganzen Geschäfte der Tragödie, welches Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen sucht? Widerspricht nicht etwa seine Erwartung einer belohnenden Glückseligkeit nach diesem Leben der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle großen und guten Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu sehen wünschen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu übersteigen vermag, diese Bedenklichkeiten unwidersprechlich widerlegt, wäre also mein Rath: — man ließe alle bisherigen, christlichen Trauerspiele unaufgeführet. Dieser Rath, welcher aus den Bedürfnissen der Kunst hergenommen ist, welcher uns um weiter nichts, als sehr mittelmäßige Stücke bringen kann, ist darum nichts schlechter, weil er den schwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn sie Gesinnungen, auf die sie sich nur an einer heiligen Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater soll niemandem, wer es auch sei, Anstoß geben; und ich wünschte, daß es auch allem genommenen Anstoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte sein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das Uebrige hat eine Feder in Wien dazu gefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes ist dabei nicht sehr sichtbar. Der Ergänzer hat, allem Ansehen nach, die Geschichte ganz anders geendet, als sie Cronegk zu enden Willens gewesen. Der Tod löset alle Verwirrungen am besten; darum läßt er beide sterben, den Olint und die Sophronia. Beim Tasso kommen sie Beide davon; denn Clorinde nimmt sich mit der uneigennützigsten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freilich schwer, zu errathen, wie er zwei Nebenbuhlerinnen aus einander setzen wollen, ohne den Tod zu Hilfe zu rufen. In einem andern, noch schlechtern Trauerspiele, wo eine von den Hauptpersonen ganz aus heiler Haut starb, fragte ein Zuschauer seinen Nachbar: Aber woran stirbt sie denn? — Woran? am fünften Akte, antwortete dieser. In Wahrheit; der fünfte Akt ist eine garstige, böse Staupe, die Manchen hinreißt, dem die ersten vier Akte ein weit längeres Leben versprachen. —

Doch, ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlassen. So mittelmäßig es ist, so ausnehmend ist es vorgestellet worden. Ich schweige von der äußern Pracht; denn diese Verbesserung unsers Theaters erfordert nichts, als Geld. Die Künste, deren Hilfe dazu nöthig ist, sind bei uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künstler wollen ebenso bezahlt sein, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden sein, wenn unter vier, fünf Personen, einige vortrefflich, und die andern gut gespielet haben. Wen in den Nebenrollen ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel so sehr beleidiget, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist.

Herr Eckhof war Evander; Evander ist zwar der Vater des Olint, aber im Grunde doch nicht viel mehr, als ein Vertrauter. Indeß mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennet ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.

Die eingestreuten Moralen sind Cronegks beste Seite. Er hat, in seinem Codrus und hier, so manche in einer so schönen, nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von seinen Versen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider sucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelsteine, und witzige Antithesen für gesunden Verstand einzuschwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem ersten Akte, hatten eine besondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht."

Die andere,

„Wer schlimm von Andern denkt, ist selbst ein Bösewicht."

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieses Parterre findet Geschmack an Maximen; auf dieser Bühne könnte sich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde sie gern besuchen. Theils fiel es mir zu-

gleich mit auf, wie schielend, wie falsch, wie anstößig diese vermeinten Maximen wären, und ich wünschte sehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmle den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmet zu werden. Ich weiß wol, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders, als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen, und doch gegen sich und Andere damit prahlen. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so gräßlich, als ununterrichtend, und nichts, als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspieles hält. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstraße zur Hölle ausschreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauspieler sprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören? Was ist es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in solchem Falle ebenso unterhaltend finden sollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß ebenso wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen.

Es verstehet sich also von selbst, daß die moralischen Stellen vorzüglich wol gelernet sein wollen. Sie müssen ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte, mit einer Leichtigkeit gesprochen werden, daß sie keine mühsamen Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen.

Ebenso ausgemacht ist es, daß kein falscher Accent uns muß argwöhnen lassen, der Akteur plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation ist zur Noth auch einem Papagei beizubringen. Wie weit ist der Akteur, der eine Stelle nur versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man sich einmal ins Gedächtniß gepräget hat, lassen sich sehr richtig hersagen, auch indem sich die Seele mit ganz andern Dingen beschäftiget; aber alsdann ist keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig sein; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Akteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben scheinen. Die Empfindung ist überhaupt immer das Streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann sein, wo man sie nicht erkennet; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist. Denn die Empfindung ist etwas Inneres, von dem wir nur nach seinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun ist es möglich, daß gewisse Dinge in dem Baue des Körpers diese Merkmale entweder gar nicht verstatten, oder doch schwächen und zweideutig machen. Der Akteur kann eine gewisse Bildung des Gesichts, gewisse Mienen, einen gewissen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenschaften, ganz andere Gesinnungen zu verbinden gewohnt sind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken soll. Ist dieses, so mag er noch so viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er ist mit sich selbst im Widerspruche. Gegentheils kann ein Anderer so glücklich gebauet sein; er kann so entscheidende Züge besitzen; alle seine Muskeln können ihm so leicht, so geschwind zu Gebote stehen; er kann so feine, so vielfältige Abänderungen der Stimme in seiner Gewalt haben; kurz: er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem so hohen Grade beglückt sein, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht ursprünglich, sondern nach irgend einem guten Vorbilde spielet, von der innigsten Empfindung beseelet scheinen wird, da doch Alles, was er sagt und thut, nichts als mechanische Nachäffung ist.

Ohne Zweifel ist dieser, ungeachtet seiner Gleichgiltigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer, als jener. Wenn er lange genug nichts, als nachgeäffet hat, haben sich endlich eine Menge kleiner Regeln bei ihm gesammelt, nach denen er selbst zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Gesetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewisse Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch diese körperlichen Veränderungen bewirket werden) er zu einer Art der Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorstellung kräftig genug ist, etwas von den nicht freiwilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Dasein wir fast allein auf das innere Gefühl zuverlässig schließen zu können glauben. Ein solcher Akteur soll z. E. die äußerste Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er seine Rolle nicht einmal recht verstehet, daß er die Gründe dieses Zornes weder hinlänglich zu fassen, noch lebhaft genug sich vorzustellen vermag, um seine Seele selbst in Zorn zu setzen. Und ich sage: wenn er nur die allergröbsten Aeußerungen des Zornes einem Akteur von ursprünglicher Empfindung abgelernet hat und getreu nachzumachen weiß — den hastigen Gang, den stampfenden Fuß, den rauhen, bald kreischenden, bald verbissenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternden Lippen, das Knirschen der Zähne u. s. w. — wenn er, sage ich, nur diese Dinge, die sich nachmachen lassen, sobald man will, gut nachmacht: so wird dadurch unfehlbar seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unserm Willen abhangen; sein Gesicht wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskeln werden schwellen; kurz — er wird ein wahrer Zorniger zu sein scheinen, ohne es zu sein, ohne im Geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte.

Nach diesen Grundsätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu bestimmen gesucht, welche äußerlichen Merkmale diejenigen Empfindungen begleiten, mit der moralische Betrachtungen wollen gesprochen sein, und welche von diesen Merkmalen in unserer Gewalt sind, so daß sie jeder Akteur, er mag die Empfindung selbst haben oder nicht, darstellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral ist ein allgemeiner Satz, der, als solcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will also mit Gelassenheit und einer gewissen Kälte gesagt sein.

Allein dieser allgemeine Satz ist zugleich das Resultat von Eindrücken, welche individuelle Umstände auf die handelnden Personen machen; er ist kein bloßer symbolischer Schluß; er ist eine generalisirte Empfindung, und als diese will er mit Feuer und einer gewissen Begeisterung gesprochen sein.

Folglich mit Begeisterung und Gelassenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Mischung von beiden, in der aber, nach Beschaffenheit der Situation, bald dieses, bald jenes hervorsticht.

Ist die Situation ruhig, so muß sich die Seele durch die Moral gleichsam einen neuen Schwung geben wollen; sie muß über ihr Glück oder ihre Pflichten blos darum allgemeine Betrachtungen zu machen scheinen, um durch diese Allgemeinheit selbst jenes desto lebhafter zu genießen, diese desto williger und muthiger zu beobachten.

Ist die Situation hingegen heftig, so muß sich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verstehe) gleichsam von ihrem Fluge zurückholen; sie muß ihren Leidenschaften das Ansehen der Vernunft, stürmischen

Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entschließungen geben zu wollen scheinen.

Jenes erfodert einen erhabnen und begeisterten Ton; dieses einen gemäßigten und feierlichen. Denn dort muß das Raisonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raisonnement sich auskühlen.

Die meisten Schauspieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen ebenso stürmisch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen beten sie dieselben ebenso gelassen her, als das Uebrige. Daher geschieht es denn aber auch, daß sich die Moral weder in den einen, noch in den andern bei ihnen ausnimmt; und daß wir sie in jenen ebenso unnatürlich, als in diesen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stickerei von dem Grunde abstechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geschmack ist.

Durch ihre Gestus verderben sie vollends Alles. Sie wissen weder, wenn sie deren dabei machen sollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele sich auf einmal zu sammeln scheinet, um einen überlegenden Blick auf sich oder auf das, was sie umgiebt, zu werfen: so ist es natürlich, daß sie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelassener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wol um sich schauen kann. Mit eins tritt der fortschreitende Fuß fest auf, die Arme sinken, der ganze Körper zieht sich in den wagrechten Stand; eine Pause — und dann die Reflexion. Der Mann steht da in einer feierlichen Stille, als ob er sich nicht stören wollte, sich selbst zu hören. Die Reflexion ist aus — wieder eine Pause — und so, wie die Reflexion abgezielet, seine Leidenschaft entweder zu mäßigen oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder setzet allmählig das Spiel seiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Gesicht bleiben während der Reflexion die Spuren des Affekts; Miene und Auge sind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge nicht so urplötzlich in unserer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in diesen ausdrückenden Mienen, in diesem entbrannten Auge, und in dem Ruhestande des ganzen übrigen Körpers, bestehet die Mischung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen gesprochen sein will.

Mit eben dieser Mischung will sie auch in ruhigen Situationen gesagt sein; nur mit dem Unterschiede, daß der Theil der Aktion, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige sein muß. Nämlich: da die Seele, wenn sie nichts, als sanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen diesen sanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben sucht, so wird sie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote stehen, dazu beitragen lassen; die Hände werden in voller Bewegung sein; nur der Ausdruck des Gesichts kann so geschwind nicht nach, und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrschen, aus der sie der übrige Körper gern heraus arbeiten möchte.

Viertes Stück.

Den 12. Mai 1767.

Aber von was für Art sind die Bewegungen der Hände, mit welchen in ruhigen Situationen die Moral gesprochen zu sein liebet?

Von der Chironomie der Alten, das ist von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeschrieben hatten, wissen wir nur sehr wenig; aber dieses wissen wir, daß sie die Händesprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der sich aus dem, was unsere Redner darin zu leisten im Stande sind, kaum die Möglichkeit sollte begreifen lassen. Wir scheinen von dieser ganzen Sprache nichts, als ein unartikulirtes Geschrei behalten zu haben; nichts, als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wissen, wie diesen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie sie unter einander zu verbinden, daß sie nicht blos eines einzeln Sinnes, sondern eines zusammenhangenden Verstandes fähig werden.

Ich bescheide mich gern, daß man bei den Alten den Pantomimen nicht mit dem Schauspieler vermengen muß. Die Hände des Schauspielers waren bei weitem so geschwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bei diesem vertraten sie die Stelle der Sprache; bei jenem sollten sie nur den Nachdruck vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verschaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht blos natürliche Zeichen; viele derselben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieser mußte sich der Schauspieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte sich also seiner Hände sparsamer, als der Pantomime, aber ebenso wenig vergebens, als dieser. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verstärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgiltigen Bewegungen, durch deren beständigen, einförmigen Gebrauch ein so großer Theil von Schauspielern, besonders das Frauenzimmer, sich das vollkommene Ansehen von Drahtpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand die Hälfte einer krüppeligen Achte, abwärts vom Körper, beschreiben, oder mit beiden Händen zugleich die Luft von sich wegrudern, heißt ihnen: Aktion haben; und wer es mit einer gewissen Tanzmeistergrazie zu thun geübt ist, o! der glaubt, uns bezaubern zu können.

Ich weiß wol, daß selbst Hogarth den Schauspielern befiehlt, ihre Hand in schönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren diese Linien, in Ansehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig sind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um sich zum Agiren dadurch geschickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren selbst in weiter nichts, als in der Beschreibung solcher schöner Linien, immer nach der nämlichen Direktion, bestehe.

Weg also mit diesem unbedeutenden Portebras, vornemlich bei moralischen Stellen weg mit ihm! Reiz am unrechten Orte ist Affektation und Grimasse; und eben derselbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. Ich sehe einen Schulknaben sein Sprüchelchen aufsagen, wenn der Schauspieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder seine Moral gleichsam vom Rocken spinnet.

Jede Bewegung, welche die Hand bei moralischen Stellen macht, muß bedeutend sein. Oft kann man bis in das Malerische damit gehen, wenn man nur das Pantomimische vermeidet. Es wird sich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, diese Gradation von bedeutenden zu malerischen, von malerischen zu pantomimischen Gesten, ihren Unterschied und ihren Gebrauch, in Beispielen zu erläutern. Itzt würde mich dieses zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Gesten eine Art giebt, die der Schauspieler vor allen Dingen wol zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es sind dieses, mit einem Worte, die individualisirenden Gestus. Die Moral ist ein allgemeiner Satz, aus den besondern Umständen der handelnden Personen gezogen; durch seine Allgemeinheit wird er gewissermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausschweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerksamen oder weniger scharfsinnigen Zuhörer nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wenn es daher ein Mittel giebt, diese Beziehung sinnlich zu machen, das Symbolische der Moral wiederum auf das Anschauende zurückzubringen, und wann dieses Mittel gewisse Gestus sein können, so muß sie der Schauspieler ja nicht zu machen versäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am besten verstehen. Ich nehme es, wie mir es itzt beifällt; der Schauspieler wird sich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere besinnen. — Wenn Olint sich mit der Hoffnung schmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er so grausam mit den Christen nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: so kann Evander, als ein alter Mann, nicht wol anders, als ihm die Betrüglichkeit unsrer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betrügen!"

Sein Sohn ist ein feuriger Jüngling, und in der Jugend ist man vorzüglich geneigt, sich von der Zukunft nur das Beste zu versprechen.

„Da sie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft."

Doch indem besinnt er sich, daß das Alter zu dem entgegengesetzten Falle nicht weniger geneigt ist; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederschlagen, und fähret fort:

„Das Alter quält sich selbst, weil es zu wenig hofft."

Diese Sentenzen mit einer gleichgiltigen Aktion, mit einer nichts, als schönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit schlimmer sein, als sie ganz ohne Aktion hersagen. Die einzige ihnen an-

gemessene Aktion ist die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Besondere einschränkt. Die Zeile:

„Da sie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft"

muß in dem Tone, mit dem Gestu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint gesprochen werden, weil Olint es ist, dessen unerfahrne, leichtgläubige Jugend bei dem sorgsamen Alten diese Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen:

„Das Alter quält sich selbst, weil es zu wenig hofft"

erfordert den Ton, das Achselzucken, mit dem wir unsere eigenen Schwachheiten zu gestehen pflegen, und die Hände müssen sich nothwendig gegen die Brust ziehen, um zu bemerken, daß Evander diesen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er selbst der Alte sei, von dem er gelte. —

Es ist Zeit, daß ich von dieser Ausschweifung über den Vortrag der moralischen Stellen wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darin findet, hat man lediglich den Beispielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts, als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Hensel gespielt, die ohnstreitig eine von den besten Aktricen ist, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat. Ihr besonderer Vorzug ist eine sehr richtige Deklamation; ein falscher Accent wird ihr schwerlich entwischen; sie weiß den verworrensten, holprigsten, dunkelsten Vers, mit einer Leichtigkeit, mit einer Präcision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den vollständigsten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht selten ein Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeuget. Ich glaube die Liebeserklärung, welche sie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger schweigen; ‖ Verstellung oder Stolz sei niedern Seelen eigen. ‖ Olint ist in Gefahr, und ich bin außer mir — ‖ Bewundernd sah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir; ‖ Mein Herz, das vor sich selbst sich zu entdecken scheute, ‖ War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite. ‖ Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin, ‖ Und itzt erkenn ich erst, wie klein, wie schwach ich bin. ‖ Itzt, da dich Alle die, die dich verehrten, hassen; ‖ Da du zur Pein bestimmt, von jedermann verlassen, ‖ Verbrechern gleich gestellt, unglücklich und ein Christ, ‖ Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend bist! ‖ Itzt wag ichs zu gestehn: itzt kenne meine Triebe!"

Wie frei, wie edel war dieser Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunst beseelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberströmung des Herzens sprach ihr Mitleid! Mit welcher Entschlossenheit gieng sie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraschend brach sie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntnisses zu sprechen. Die Augen zur Erde geschlagen, nach einem langsamen Seufzer, in dem furchtsamen, gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe sich so erklärt, empfand, daß sie sich so erklären sollte. Sie entschloß sich als Heldin, ihre Liebe zu gestehen, und gestand sie als ein zärtliches, schamhaftes Weib. So Kriegerin, als sie war, so gewöhnt sonst in Allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren sie hervor, diese der Sittsamkeit so schweren Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freimüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der sorglosesten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affekts fort:

— — — Und stolz auf meine Liebe, ‖ Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann, ‖ Biet ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an."

Denn die Liebe äußert sich nun als großmüthige Freundschaft; und die Freundschaft spricht ebenso dreist, als schüchtern die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15. Mai 1767.

Es ist unstreitig, daß die Schauspielerin durch diese meisterhafte Absetzung der Worte

„Ich liebe dich, Olint, —"

der Stelle eine Schönheit gab, von der sich der Dichter, bei dem Alles in dem nämlichen Flusse von Worten daher rauscht, nicht das geringste Verdienst beimessen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in diesen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht besorgte sie, den Geist des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht scheute sie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter sagt, sondern, was er hätte sagen sollen, gespielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer sein, als so ein Vorwurf? Freilich muß sich nicht jeder Schauspieler einbilden, dieses Lob verdienen zu können. Denn sonst möchte es mit den armen Dichtern übel aussehen.

Cronegk hat wahrlich aus seiner Clorinde ein sehr abgeschmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und demohngeachtet ist sie noch der einzige Charakter, der uns bei ihm interessiret. So sehr er die schöne Natur in ihr verfehlt, so thut noch die plumpe, ungeschlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur sind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern sympathisiren. Nur gegen das Ende, wo sie mit in den begeisterten Ton fällt, wird sie uns ebenso gleichgiltig und ekel. Alles ist Widerspruch in ihr, und immer springt sie von einem Aeußersten auf das andere. Kaum hat sie ihre Liebe erklärt, so fügt sie hinzu:

„Wirst du mein Herz verschmähn? Du schweigst? — Entschließe dich; ‖ Und wenn du zweifeln kannst — so zittre!"

So zittre? Olint soll zittern? er, den sie so oft in dem Tumulte der Schlacht unerschrocken unter den Streichen des Todes gesehen? Und soll vor ihr zittern? Was will sie denn? Will sie ihm die Augen auskratzen? — O, wenn es der Schauspielerin eingefallen wäre, für diese ungezogene weibliche Gasconade „so zittre!" zu sagen: ich zittere! Sie konnte zittern, so viel sie wollte, ihre Liebe verschmäht, ihren Stolz beleidiget zu finden. Das wäre sehr natürlich gewesen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm mit dem Messer an der Gurgel fodern, das ist so unartig, als lächerlich.

Doch, was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlstandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer besoffenen Marketenderin rasen zu lassen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das Einzige, was die Schauspielerin zu seinem Besten noch thun könnte, wäre vielleicht dieses, wenn sie sich von seinem wilden Feuer nicht so ganz hinreißen ließe, wenn sie ein wenig an sich hielte, wenn sie die äußerste Wuth nicht mit der äußersten Anstrengung der Stimme, nicht mit den gewaltsamsten Geberden ausdrückte.

Wenn Shakespeare nicht ein ebenso großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens ebenso gut gewußt, was zu der Kunst des Einen, als was zu der Kunst des Andern gehöret. Ja vielleicht hat er über die Kunst des Erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen ist. „Ich bitte euch," läßt er ihn unter andern zu den Komödianten sagen, „sprecht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte; die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir sie so heraushalset, wie es manche von unsern Schauspielern thun: seht, so wäre mir es ebenso lieb gewesen, wenn der Stadtschreier meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit eurer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht Alles hübsch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, so zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige giebt."

Man spricht so viel von dem Feuer des Schauspielers; man zerstreitet sich so sehr, ob ein Schauspieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweise anführen, daß ein Schauspieler ja wol am unrechten Orte heftig oder wenigstens heftiger sein könnte, als es die Umstände erfodern: so haben die, welche es leugnen, Recht zu sagen, daß in solchem Falle der Schauspieler nicht zu viel Feuer, sondern zu wenig Verstand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wol darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verstehen. Wenn Geschrei und Kontorsionen Feuer sind, so ist es wol unstreitig, daß der Akteur darin zu weit gehen kann. Besteht aber das Feuer in der Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das ihrige dazu beitragen, um seinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: so müßten wir diesen Schein

der Wahrheit nicht bis zur äußersten Illusion getrieben zu sehen wünschen, wenn es möglich wäre, daß der Schauspieler allzuviel Feuer in diesem Verstande anwenden könnte. Es kann also auch nicht dieses Feuer sein, dessen Mäßigung Shakespeare, selbst in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenschaft verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegung meinen; und der Grund ist leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringste Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauspieler sich in beiden Stücken mäßigen müsse. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußersten Anstrengung nicht widerwärtig würden; und allzu schnelle, allzu stürmische Bewegungen werden selten edel sein. Gleichwol sollen weder unsere Augen, noch unsere Ohren beleidiget werden; und nur alsdenn, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenschaften Alles vermeidet, was diesen oder jenen unangenehm sein könnte, haben sie das Glatte und Geschmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn sie den höchsten Eindruck machen, und ihm das Gewissen verstockter Frevler aus dem Schlafe schrecken sollen.

Die Kunst des Schauspielers stehet hier zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz sein; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzulange darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unsern Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll.

Es könnte leicht sein, daß sich unsere Schauspieler bei der Mäßigung, zu der sie die Kunst auch in den heftigsten Leidenschaften verbindet, in Ansehung des Beifalles nicht allzuwol befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie ist freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und selten wird sie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwidern. Auch das deutsche Parterre ist noch ziemlich von diesem Geschmacke, und es giebt Akteurs, die schlau genug von diesem Geschmacke Vortheil zu ziehen wissen. Der Schläfrigste rafft sich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen soll, zusammen, erhebet auf einmal die Stimme und überladet die Aktion, ohne zu überlegen, ob der Sinn seiner Rede diese höhere Anstrengung auch erfodere. Nicht selten widerspricht sie sogar der Verfassung, mit der er abgehen soll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerksam auf ihn zu sein, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatschen. Nachzischen sollte es ihm! Doch leider ist es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Aktion der übrigen Schauspieler in diesem Stücke etwas zu sagen. Wenn sie nur immer bemüht sein müssen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: so kann auch der Beste nicht anders, als in einem sehr unzweideutigen Lichte erscheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verursacht, nicht mit entgelten lassen, so sind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweisen, die er verdienet.

Den Beschluß des ersten Abends machte **der Triumph der vergangenen Zeit**, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des le Grand. Es ist eines von den drei kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel „der Triumph der Zeit" im Jahr 1724 auf die französische Bühne brachte, nachdem er den Stoff desselben bereits einige Jahre vorher unter der Aufschrift „die lächerlichen Verliebten" behandelt, aber wenig Beifall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabei zum Grunde liegt, ist drollig genug, und einige Situationen sind sehr lächerlich. Nur ist das Lächerliche von der Art, wie es sich mehr für eine satyrische Erzählung, als auf die Bühne schickt. Der Sieg der Zeit über Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines sechszigjährigen Gecks und einer ebenso alten Närrin, daß die Zeit nur über ihre Reize keine Gewalt sollte gehabt haben, ist zwar lächerlich; aber diesen Geck und diese Närrin selbst zu sehen, ist ekelhafter, als lächerlich.

Sechstes Stück.

Den 19. Mai 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuschauer, vor und nach dem großen Stücke des ersten Abends, nicht gedacht. Sie schreiben sich von einem Dichter her, der es mehr, als irgend ein anderer, versteht, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben. Womit könnte ich diese Blätter besser auszieren, als wenn ich sie meinen Lesern ganz mittheile? Hier sind sie! Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünsche nur, daß manches darin nicht in den Wind gesagt sei!

Sie wurden beide ungemein wol, die erstere mit alle dem Anstande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einschmeichelnden Verbindlichkeit gesprochen, die der besondere Inhalt einer jeden erfoderte.

Prolog

(gesprochen von Madame Löwen).

Ihr Freunde, denen hier das mannigfache Spiel ‖ Des Menschen, in der Kunst der Nachahmung, gefiel: ‖ Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, bessern Seelen, ‖ Wie schön, wie edel ist die Lust, sich so zu quälen; ‖ Wenn bald die süße Thrän, indem das Herz erweicht, ‖ In Zärtlichkeit zerschmilzt, still von den Wangen schleicht, ‖ Bald die bestürmte Seel, in jeder Nerv erschüttert, ‖ Im Leiden Wollust fühlt, und mit Vergnügen zittert! ‖ O sagt, ist diese Kunst, die so eur Herz zerschmelzt, ‖ Der Leidenschaften Strom so durch eur Inners wälzt, ‖ Vergnügend, wenn sie rührt, entzückend, wenn sie schrecket, ‖ Zu Mitleid, Menschenlieb und Edelmuth erwecket, ‖ Die Sittenbilderin, die jede Tugend lehrt, ‖ Ist die nicht eurer Gunst und eurer Pflege werth?

Die Fürsicht sendet sie mitleidig auf die Erde, ‖ Zum Besten des Barbars, damit er menschlich werde; ‖ Weiht sie, die Lehrerin der Könige zu sein, ‖ Mit Würde, mit Genie, mit Feur vom Himmel ein; ‖ Heißt sie mit ihrer Macht durch Thränen zu ergetzen, ‖ Das stumpfeste Gefühl der Menschenliebe wetzen; ‖ Durch süße Herzensangst und angenehmes Graun ‖ Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun; ‖ Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden ‖ Zum Menschen, Bürger, Freund und Patrioten bilden.

Gesetze stärken zwar der Staaten Sicherheit, ‖ Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit: ‖ Doch deckt noch immer List den Bösen vor dem Richter, ‖ Und Macht wird oft der Schutz erhabner Bösewichter. ‖ Wer rächt die Unschuld dann? Weh dem gedrückten Staat, ‖ Der, statt der Tugend, nichts, als ein Gesetzbuch hat! ‖ Gesetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen, ‖ Gesetze, die man lehrt des Hasses Urtheil sprechen, ‖ Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Parteilichkeit ‖ Für eines Solons Geist, den Geist der Drückung leiht! ‖ Da lernt Bestechung bald, um Strafen zu entgehen, ‖ Das Schwert der Majestät aus ihren Händen drehen: ‖ Da pflanzet Herrschbegier, sich freuend des Verfalls ‖ Der Redlichkeit, den Fuß der Freiheit auf den Hals; ‖ Läßt den, der sie vertritt, in Schimpf und Banden schmachten, ‖ Und das blutschuldge Beil der Themis Unschuld schlachten!

Wenn der, den kein Gesetz straft oder strafen kann, ‖ Der schlaue Bösewicht, der blutige Tyrann, ‖ Wenn der die Unschuld drückt, wer wagt es, sie zu decken? ‖ Den sichert tiefe List, und diesen waffnet Schrecken. ‖ Wer ist ihr Genius, der sich entgegen legt? — ‖ Wer? Sie, die itzt den Dolch und itzt die Geißel trägt, ‖ Die unerschrockne Kunst, die allen Mißgestalten ‖ Strafloser Thorheit wagt, den Spiegel vorzuhalten; ‖ Die das Geweb enthüllt, worin sich List verspinnt, ‖ Und den Tyrannen sagt, daß sie Tyrannen sind; ‖ Die, ohne Menschenfurcht, vor Thronen nicht erblödet, ‖ Und mit des Donners Stimm ans Herz der Fürsten redet; ‖ Gekrönte Mörder schreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht, ‖ Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht; ‖ Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erscheinen, ‖ Die große Kunst, mit der wir lachen oder weinen.

Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb und Lehrbegier; ‖ In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier. ‖ Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen flossen, ‖ Mit edler Weichlichkeit die euren mit vergossen; ‖ Habt redlich euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint, ‖ Und ihr aus voller Brust den Beifall zuge-

weint: ‖ Wie sie gehaßt, geliebt, gehoffet und gescheuet, ‖ Und eurer Menschlichkeit im Leiden euch erfreuet. ‖ Lang hat sie sich umsonst nach Bühnen umgesehn; ‖ In Hamburg fand sie Schutz: Hier sei denn ihr Athen! ‖ Hier, in dem Schoß der Ruh, im Schutze weiser Gönner, ‖ Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner; ‖ Hier reifet — ja, ich wünsch, ich hoff, ich weissag es — ‖ Ein zweiter Roscius, ein zweiter Sophokles, ‖ Der Gräciens Kothurn Germanien erneure. ‖ Und ein Theil dieses Ruhms, ihr Gönner, wird der eure. ‖ O, seid desselben werth! Bleibt eurer Güte gleich; ‖ Und denkt, o denkt daran, ganz Deutschland sieht auf euch!

Epilog.

(gesprochen von Madame Hensel)

Seht hier! so standhaft stirbt der überzeugte Christ! ‖ So lieblos hasset der, dem Irrthum nützlich ist, ‖ Der Barbarei bedarf, damit er seine Sache, ‖ Sein Ansehn, seinen Traum, zu Lehren Gottes mache. ‖ Der Geist des Irrthums war Verfolgung und Gewalt, ‖ Wo Blindheit für Verdienst, und Furcht für Andacht galt. ‖ So konnt er sein Gespinnst von Lügen, mit den Blitzen ‖ Der Majestät, mit Gift, mit Meuchelmord beschützen. ‖ Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut: ‖ Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut. ‖ Verfolgen muß man die und mit dem Schwert bekehren, ‖ Die anders Glaubens sind, als die Ismenors lehren. ‖ Und mancher Aladin sieht, staatsklug oder schwach, ‖ Dem schwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach, ‖ Und muß mit seinem Schwert den, welchen Träumer hassen, ‖ Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen lassen. ‖ Abscheuliches Meisterstück der Herrschsucht und der List, ‖ Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos ist! ‖ O Lehre, die erlaubt, die Gottheit selbst mißbrauchen, ‖ In ein unschuldig Herz des Hasses Dolch zu tauchen; ‖ Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug, ‖ Dich, Greuel, zu verschmähn, wer leiht mir einen Fluch! ‖ Ihr Freund, in deren Brust der Menschheit edle Stimme ‖ Laut für die Heldin sprach, als sie dem Priester-Grimme ‖ Ein schuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit sank: ‖ Habt Dank für dies Gefühl, für jede Thräne Dank! ‖ Wer irrt, verdient nicht Zucht des Hasses oder Spottes: ‖ Was Menschen hassen lehrt, ist keine Lehre Gottes! ‖ Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind, ‖ Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menschen sind. ‖ Belehret, duldet sie; und zwingt nicht die zu Thränen, ‖ Die sonst kein Vorwurf trifft, als daß sie anders wähnen! ‖ Rechtschaffen ist der Mann, den, seinem Glauben treu, ‖ Nichts zur Verstellung zwingt, zu böser Heuchelei; ‖ Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt, ‖ Sie freudig, wie Olint, mit seinem Blut versiegelt. ‖ Solch Beispiel, edle Freund, ist eures Beifalls werth: ‖ O, wol uns! hätten wir, was Cronegk schön gelehrt, ‖ Gedanken, die ihn selbst so sehr veredelt haben, ‖ Durch unsre Vorstellung tief in eur Herz gegraben! ‖ Des Dichters Leben war schön, wie sein Nachruhm ist; ‖ Er war, und — o verzeiht die Thrän! — und starb ein Christ. ‖ Ließ sein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten, ‖ Um sie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten. ‖ Versaget, hat euch itzt Sophronia gerührt, ‖ Denn seiner Asche nicht, was ihr mit Recht gebührt, ‖ Den Seufzer, daß er starb, den Dank für seine Lehre, ‖ Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre. ‖ Uns aber, edle Freund, ermuntre Gütigkeit; ‖ Und hätten wir gefehlt, so tadelt; doch verzeiht. ‖ Verzeihung muthiget zu edlerem Erkühnen, ‖ Und feiner Tadel lehrt das höchste Lob verdienen. ‖ Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt, ‖ In welcher tausend Quins für einen Garrick sind; ‖ Erwartet nicht zu viel, damit wir immer steigen, ‖ Und — doch nur euch gebührt zu richten, uns, zu schweigen.

Siebentes Stück.

Den 22. Mai 1767.

Der Prolog zeiget das Schauspiel in seiner höchsten Würde, indem er es als das Supplement der Gesetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem sittlichen Betragen des Menschen, welche, in Ansehung ihres unmittelbaren Einflusses auf das Wol der Gesellschaft, zu unbeträchtlich, und in sich selbst zu veränderlich sind, als daß sie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufsicht des Gesetzes zu stehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern so unbegreiflich, in sich selbst so ungeheuer, in ihren Folgen so unermeßlich sind, daß sie entweder der Ahndung der Gesetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienst geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erstern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie, und auf die andern, als auf außerordentliche Erscheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erstaunen und das Herz in Tumult setzen, die Tragödie einzuschränken. Das Genie lacht über alle die Grenzscheidungen der Kritik. Aber so viel ist doch unstreitig, daß das Schauspiel überhaupt seinen Vorwurf entweder diesseits oder jenseits der Grenzen des Gesetzes wählet, und die eigentlichen Gegenstände desselben nur insofern behandelt, als sie sich entweder in das Lächerliche verlieren oder bis in das Abscheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilet bei einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerspiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Hrn. von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen, und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päbste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubet haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wol gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten? Doch, was der Tragicus in seinem Werke sehr unschicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wol auffassen. Menschlichkeit und Sanftmuth verdienen bei jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann so entfernt sein, den wenigstens unser Herz nicht sehr natürlich und dringend finden sollte.

Uebrigens stimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bei, welches der Dichter dem seligen Cronegk ertheilet. Aber ich werde mich schwerlich bereden lassen, daß er mit mir über den poetischen Werth des kritisirten Stückes nicht ebenfalls einig sein sollte. Ich bin sehr betroffen gewesen, als man mich versichert, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverholnes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Nebenabsichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, sie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Absicht gehabt, ihnen die Lesung eines Dichters zu verleiden, den ungekünstelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterste Moral empfehlen. Diese Eigenschaften werden ihn jederzeit schätzbar machen, ob man ihm schon andere absprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewisse Jahre erfordern, weit unter welchen er starb. Sein Codrus ward von den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften gekrönet, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, sondern als das beste von denen, die damals um den Preis stritten. Mein Urtheil nimmt ihm also keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog ist einer Mißdeutung ausgesetzt gewesen, von der sie gerettet zu werden verdienet. Der Dichter sagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt,
In welcher tausend Quins für einen Garrick sind."

Quin, habe ich darwider erinnern hören, ist kein schlechter Schauspieler gewesen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomsons besonderer Freund, und die Freundschaft, in der ein Schauspieler mit einem Dichter, wie Thomson, gestanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für seine Kunst erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieses Vorurtheil, für sich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde gespielet; daß er besonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leisten gewußt; daß er im Komischen die Rolle des Falstaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieses macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverständniß liegt blos darin, daß man annimmt, der Dichter habe diesem allgemeinen und außerordentlichen Schauspieler einen schlechten, und für schlecht durchgängig erkannten, entgegen setzen wollen. Quin soll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man sie alle Tage sieht; einen Mann, der überhaupt seine Sache so gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden ist; der auch diesen und jenen Charakter ganz vortrefflich spielet, so wie ihm seine Figur, seine Stimme, sein Temperament dabei zu Hilfe kommen. So ein Mann ist sehr brauchbar, und kann mit

allem Rechte ein guter Schauspieler heißen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in seiner Kunst zu sein, für den das einstimmige Gerücht schon längst den Garrick erkläret hat. Ein solcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anstehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was?“ sagen sie, „Garrick der größte Akteur? Er schien ja nicht über das Gespenst erschrocken, sondern er war es. Was ist das für eine Kunst, über ein Gespenst zu erschrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geist gesehen hätten, so würden wir ebenso ausgesehen und eben das gethan haben, was er that. Der Andere hingegen, der König, schien wol auch etwas gerührt zu sein, aber als ein guter Akteur gab er sich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zudem sprach er alle Worte so deutlich aus, und redete noch einmal so laut, als jener kleine, unansehnliche Mann, aus dem ihr so ein Aufhebens macht!“

Bei den Engländern hat jedes neue Stück seinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfasser selbst oder ein Freund desselben abfasset. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verschiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geschwindern Verständnisse der zum Grunde liegenden Geschichte des Stückes dienen, dazu brauchen sie ihn zwar nicht. Aber er ist darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wissen hunderterlei darin zu sagen, was das Auditorium für den Dichter oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, sowol über ihn, als über die Schauspieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen sie sich des Epilogs, sowie sich wol Plautus dessen manchmal bedienet, um die völlige Auflösung des Stücks, die in dem fünften Akte nicht Raum hatte, darin erzählen zu lassen; sondern sie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geschilderten Sitten und über die Kunst, mit der sie geschildert worden; und das Alles in dem schnurrigsten, launigsten Tone. Diesen Ton ändern sie auch nicht einmal gern bei dem Trauerspiele; und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß nach dem blutigsten und rührendsten die Satyre ein so lautes Gelächter aufschlägt, und der Witz so muthwillig wird, daß es scheinet, es sei die ausdrückliche Absicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Gespötte zu treiben. Es ist bekannt, wie sehr Thomson wider diese Narrenschellen, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünschte, daß auch bei uns neue Originalstücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publikum gebracht würden, so versteht es sich von selbst, daß bei dem Trauerspiele der Ton des Epilogs unserm deutschen Ernste angemessener sein müßte. Nach dem Lustspiele könnte er immer so burlesk sein, als er wollte. Dryden ist es, der bei den Engländern Meisterstücke von dieser Art gemacht hat, die noch itzt mit dem größten Vergnügen gelesen werden, nachdem die Spiele selbst, zu welchen er sie verfertiget, zum Theil längst vergessen sind. Hamburg hätte einen deutschen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unsern Dichtern Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen, so gut, als der Engländer, verstehen würde.

Achtes Stück.

Den 26. Mai 1767.

Die Vorstellungen des ersten Abends wurden den zweiten wiederholt.

Den dritten Abend (Freitags den 24. v. M.) ward **Melanide** aufgeführet. Dieses Stück des Nivelle de la Chaussee ist bekannt. Es ist von der rührenden Gattung, der man den spöttischen Beinamen der **Weinerlichen** gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Lust hätten, zu weinen, so sind verschiedene Stücke von dieser Gattung etwas mehr, als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß französischer Trauerspiele verdienet, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen sie es ungefähr so weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter seine Kunst besser verstanden hätte.

Melanide ist kein Meisterstück von dieser Gattung; aber man sieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat sich, selbst auf dem französischen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerst gespielt ward. Der Stoff, sagt man, sei aus einem Roman, Mademoiselle de Bontems betitelt, entlehnet. Ich kenne diesen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Akts aus ihm genommen ist, so muß ich einen Unbekannten, anstatt des de la Chaussee, um das beneiden, weswegen ich wol eine Melanide gemacht zu haben wünschte.

Die Uebersetzung war nicht schlecht; sie ist unendlich besser, als eine italienische, die in dem zweiten Bande der theatralischen Bibliothek des Diodati stehet. Ich muß es zum Troste des größten Haufens unserer Uebersetzer anführen, daß ihre italienischen Mitbrüder meistentheils noch weit elender sind, als sie. Gute Verse indeß in gute Prosa übersetzen, erfodert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wol sagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich Alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern sein kann. Aber eine Uebersetzung aus Versen macht sie zugleich wässerig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versificateur, den nie das Silbenmaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher oder später sagen ließe, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Uebersetzer dieses nicht zu unterscheiden weiß; wenn er nicht Geschmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen: so wird er uns alle Nachläßigkeiten seines Originals überliefert, und ihnen nichts, als die Entschuldigung, benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Aktrice gespielet, die nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erschien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einsicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem silbernen Tone der sonoresten, lieblichsten Stimme, mit dem offensten, ruhigsten und gleichwol ausdrucksfähigsten Gesichte von der Welt, das feinste, schnellste Gefühl, die sicherste, wärmste Empfindung, die sich, zwar nicht immer so lebhaft, als es viele wünschen, doch allezeit mit Anstand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt sie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intensiver Accente verursacht Monotonie; aber ohne ihr diese vorwerfen zu können, weiß sie dem sparsamern Gebrauche derselben durch eine andere Feinheit zu Hilfe zu kommen, von der, leider! sehr viele Akteurs ganz und gar nichts wissen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Musik das Movement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welcher der Takt gespielt wird. Dieses Movement ist durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle, bis zu dem letzten, gespielt werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Deklamation hingegen ist es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehrern Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdenn, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären und aus der nämlichen Anzahl von Silben des nämlichen Zeitmaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie, weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rücksicht auf den in dem ganzen Perioden herrschenden Affekt, von einerlei Werth und Belang sein können: so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachläßig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilet, sie dehnet und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben, uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich; und ob sie sich schon durch keine künstlichen Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht blos aus einem fertigen Gedächtnisse fließet. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Movement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht blos in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprigen und Geschmeidigen, an den rechten Stellen damit verbunden: so entstehet

jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann. Und in dieser Musik, sage ich, ist die Aktrice, von welcher ich spreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intensiven Accente auf einzelne Worte, worauf sie sich weniger befleißiget, noch hinzufüget, blos dadurch seiner Deklamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande ist. Doch vielleicht hat sie auch diese in ihrer Gewalt; und ich urtheile blos so von ihr, weil ich sie noch in keinen Rollen gesehen, in welchen sich das Rührende zum Pathetischen erhebet. Ich erwarte sie in dem Trauerspiele, und fahre indeß in der Geschichte unsers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags den 27. v. M.) ward ein neues deutsches Original, betitelt **Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe**, aufgeführet. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfasser, der uns sagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publikums erhalten hätten. Ich kenne sie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müssen sie nicht ganz schlecht sein.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen sind aus der neuen Heloise des Rousseau entlehnet. Ich wünschte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geschritten, die Beurtheilung dieses Romans in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, gelesen und studiert hätte. Er würde mit einer sicheren Einsicht in die Schönheiten seines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher gewesen sein.

Der Wert der neuen Heloise ist, von der Seite der Erfindung, sehr gering, und das Beste darin ganz und gar keiner dramatischen Bearbeitung fähig. Die Situationen sind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten so weit von einander entfernt, daß sie sich, ohne Gewaltsamkeit, in den engen Raum eines Schauspiels von drei Aufzügen nicht zwingen lassen. Die Geschichte konnte sich auf der Bühne unmöglich so schließen, wie sie sich in dem Romane nicht sowol schließt, als verlieret. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekömmt seine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß seine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rousseau ist? Doch Julie des Rousseau oder nicht: wem liegt daran? Wenn sie nur sonst eine Person ist, die interessiret. Aber eben das ist sie nicht; sie ist nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug schwatzet, wenn sich Hr. Heufeld auf eine schöne Stelle im Rousseau besinnet. „Julie" sagt der Kunstrichter, dessen Urtheils ich erwähnet habe, „spielt in der Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muster der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft." Dieses Letztere wird sie durch ihren Gehorsam, durch die Aufopferung der Liebe, durch die Gewalt, die sie über ihr Herz gewinnet. Wenn nun aber von allen diesen in dem Stücke nichts zu hören und zu sehen ist: was bleibt von ihr übrig, als, wie gesagt, das schwache, verführerische Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rousseau hat Herr Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund schmecket bei uns ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchter und auf den Ton der großen Welt aufmerksamer sein wollten. — St. Preux spielt schon bei dem Rousseau eine sehr abgeschmackte Figur. „Sie nennen ihn Alle" sagt der angeführte Kunstrichter, „den Philosophen. Den Philosophen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdienet? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzet. In seiner Liebe ist er abenteuerlich, schwülstig ausgelassen, und in seinem übrigen Thun und Lassen findet sich nicht die geringste Spur von Ueberlegung. Er setzet das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft, und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerin oder von seinem Freunde an der Hand geführet zu werden." — Aber wie tief ist der deutsche Siegmund noch unter diesem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, seinen aufgeklärten Verstand zu zeigen und die thätige Rolle des rechtschaffenen Mannes zu spielen. Aber Siegmund in der Komödie ist weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus seiner Schwachheit eine Tugend macht, und sich sehr beleidiget findet, daß man seinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine ganze Wirksamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürschchen will sich schlagen und erstechen.

Der Verfasser hat es selbst empfunden, daß sein Siegmund nicht in genugsamer Handlung erscheinet; aber er glaubt, diesem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Mensch seines gleichen, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müsse zum voraus annehmen, daß er ein rechtschaffener Mann sei, wie er beschrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, lauter rechtschaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten."

Es ist recht wol gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter Anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt; wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren Thaten sehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf Anderer Wort, zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; es läßt uns völlig gleichgiltig, und wenn wir nie die geringste eigene Erfahrung davon erhalten, so hat es sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen. Weit gefehlt also, daß wir deswegen, weil Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichsten, vollkommensten jungen Menschen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit sein sollten: so fangen wir vielmehr an, in die Einsicht aller dieser Personen ein Mißtrauen zu setzen, wenn wir nie mit unsern eigenen Augen etwas sehen, was ihre günstige Meinung rechtfertiget. Es ist wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperson nicht viel große Handlungen verrichten. Aber, wer verlangt denn große? Auch in den kleinsten kann sich der Charakter schildern; und nur die, welche das meiste Licht auf ihn werfen, sind, nach der poetischen Schätzung, die größten. Wie traf es sich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußersten Narrheiten Gelegenheit zu schaffen, die einem Menschen in seinen Umständen nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten sind auch darnach, könnte der Verfasser antworten: doch, das wird er wol nicht. Sie möchten aber noch so natürlich herbeigeführet, noch so fein behandelt sein: so würden darum die Narrheiten selbst, die wir ihn zu begehen im Begriffe sehen, ihre üble Wirkung auf unsere Idee von dem jungen, stürmischen Scheinweisen, nicht verlieren. Daß er schlecht handele, sehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beispielen, sondern in den allgemeinsten, schwankendsten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da sie einen Andern von ihm zu Gemahle nehmen soll, als den ihr Herz gewählet hatte, wird beim Rousseau nur kaum berührt. Herr Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden stoßen. Ich war um die Ausführung dieser Aktion besorgt. Aber vergebens; unsere Schauspieler hatten sie so wol concertiret; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, so viel Anstand dabei beobachtet, und dieser Anstand that der Wahrheit so wenig Abbruch, daß ich mir gestehen mußte, diesen Akteurs könne man so etwas anvertrauen, oder keinem. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, sich in ihrem Gesichte Blut zeigen soll. Es kann ihm lieb sein, daß dieses unterlassen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Ekelhaften getrieben werden. Gut, wenn in solchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu sehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich sehen.

Die darauf folgende Scene ist die hervorragendste des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rousseau. Ich weiß selbst nicht, welcher

Unwille sich in die Empfindung des Pathetischen mischet, wenn wir einen Vater seine Tochter fußfällig um etwas bitten sehen. Es beleidiget, es kränket uns, denjenigen so erniedriget zu erblicken, dem die Natur so heilige Rechte übertragen hat. Dem Rousseau muß man diesen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Masse ist zu groß, die er in Bewegung setzen soll. Da keine Gründe bei Julien anschlagen wollen; da ihr Herz in der Verfassung ist, daß es sich durch die äußerste Strenge in seinem Entschlusse nur noch mehr befestigen würde: so konnte sie nur durch die plötzliche Ueberraschung der unerwartetsten Begegnung erschüttert und in einer Art von Betäubung umgelenket werden. Die Geliebte sollte sich in die Tochter, verführerische Zärtlichkeit in blinden Gehorsam verwandeln; da Rousseau kein Mittel sahe, der Natur diese Veränderung abzugewinnen, so mußte er sich entschließen, ihr sie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzustehlen. Auf keine andere Weise konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß sie den inbrünstigsten Liebhaber dem kältesten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da diese Aufopferung in der Komödie nicht erfolget; da es nicht die Tochter, sondern der Vater ist, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern sollen, durch die Rousseau blos das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derselben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit setzen wollte? — Doch, Kritik und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, so würden wir um eine Scene gekommen sein, die, wenn sie schon nicht so recht in das Ganze passen will, doch sehr kräftig ist; er würde uns ein hohes Licht in seiner Copie vermalt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof diese Scene ausführte, die Aktion, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beschwor, wären es allein werth gewesen, eine kleine Unschicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemandem, als dem kalten Kunstrichter, bei Zergliederung des Planes merklich wird.

Das Nachspiel dieses Abends war der Schatz, die Nachahmung des plautinschen Trinummus, in welcher der Verfasser alle die komischen Scenen seines Originals in einen Aufzug zu concentriren gesucht hat. Er ward sehr wol gespielt. Die Akteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomischen so nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbschieriger Einfall, eine Unbesonnenheit, ein Wortspiel, langsam und stotternd vorgebracht wird; wenn sich die Personen auf Armseligkeiten, die weiter nichts, als den Mund in Falten setzen sollen, noch erst viel besinnen: so ist die Langeweile unvermeidlich. Possen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind. Es sind keine Frauenzimmer in diesem Stücke; das Einzige, welches noch anzubringen gewesen wäre, würde eine frostige Liebhaberin sein; und freilich lieber keines, als so eines. Sonst möchte ich es niemandem rathen, sich dieser Besonderheit zu befleißigen. Wir sind zu sehr an die Untermengung beider Geschlechter gewöhnet, als daß wir, bei gänzlicher Vermissung des reizendern, nicht etwas Leeres empfinden sollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzosen Destouches, das nämliche Lustspiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und sind daher genöthiget gewesen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in seiner Geschichte des italienischen Theaters, als eines von den besten alten Lustspielen desselben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel der verborgne Schatz und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italienischen Bühne zu Paris, und auch dieses einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführet. Es fand keinen Beifall, und ist erst nach dem Tode des Verfassers, und also verschiedene Jahre später, als der deutsche Schatz, im Drucke erschienen. Plautus selbst ist nicht der erste Erfinder dieses so glücklichen, und von Mehrern mit so vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes gewesen; sondern Philemon, bei dem es eben die simple Aufschrift hatte, zu der es im Deutschen wieder zurückgeführet worden. Plautus hatte seine ganz eigne Manier in Benennung seiner Stücke; und meistentheils nahm er sie von dem allerunerheblichsten Umstande her. Dieses z. E. nennte er Trinummus, den Dreiling, weil der Sykophant einen Dreiling für seine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienstags den 28. April) war das unvermuthete Hinderniß oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annalen des französischen Theaters nachschlagen, so finden wir, daß die lustigsten Stücke dieses Verfassers gerade den allerwenigsten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgne Schatz, noch das Gespenst mit der Trommel, noch der poetische Dorfjunker, haben sich darauf erhalten; und sind, selbst in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführet worden. Es beruhet sehr viel auf dem Tone, in welchem sich ein Dichter ankündiget, oder in welchem er seine besten Werke verfertiget. Man nimmt stillschweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, sich von diesem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünket man sich berechtiget, darüber zu stutzen. Man sucht den Verfasser in dem Verfasser, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, sobald man nicht das Nämliche findet. Destouches hatte in seinem verheiratheten Philosophen, in seinem Ruhmredigen, in seinem Verschwender, Muster eines feinern, höhern Komischen gegeben, als man vom Moliere, selbst in seinen ernsthaftesten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunstrichter, die so gern classificiren, dieses zu seiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts, als zufällige Wahl war, erklärten sie für vorzüglichen Hang und herrschende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, schien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was sieht Kunstrichtern ähnlicher, als daß sie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe sie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht sagen, daß das Niedrigkomische des Destouches mit dem Moliereschen von einerlei Güte sei. Es ist wirklich um vieles steifer; der witzige Kopf ist mehr darin zu spüren, als der getreue Maler; seine Narren sind selten von den behaglichen Narren, wie sie aus den Händen der Natur kommen, sondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie sie die Kunst schnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladen; sein Schulwitz, seine Masuren, sind daher frostiger, als lächerlich. Aber demohngeachtet — und nur dieses wollte ich sagen, — sind seine lustigen Stücke am wahren Komischen so geringhaltig noch nicht, als sie ein verzärtelter Geschmack findet; sie haben Scenen mitunter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen ansehnlichen Rang unter den komischen Dichtern versichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Lustspiel in einem Aufzuge, betitelt die neue Agnese.

Madame Gertrude spielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war sie die gefällige, feurige Freundin eines gewissen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machst du mich, Bernard! rief sie einst in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe, einfältige Mädchen: Aber Mama, wer ist denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte sich verrathen, faßte sich aber geschwind. Es ist der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradiese. Nicht lange, so ward die Tochter mit einem gewissen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in seinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht; Mama beschleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen ebenso schöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngst von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt sie, tobt. Nun was denn, liebe Mama? sagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben sich den H. Bernhard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieses ist eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weise Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beschenkte. Favart fand es gerade so erbaulich, als die Fabel zu einer komischen Oper sein muß. Er sahe nichts Anstößiges darin, als die Namen der Heiligen, und diesem Anstoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platonische Weise, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Gestalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau besucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und so weiter. Kurz, es entstand die Operette Isabelle und Gertrude oder die vermeinten Sylphen; welche diese Grundlage zur neuen Agnese ist. Man hat die Sitten darin den unsrigen näher zu bringen gesucht; man hat sich aller Anständigkeit beflissen; das liebe Mädchen ist von der reizendsten, verehrungswürdigsten Unschuld; und durch das Ganze sind eine Menge gute, komische

Einfälle verstreuet, die zum Theil dem deutschen Verfasser eigen sind. Ich kann mich in die Veränderungen selbst, die er mit seiner Urschrift gemacht, nicht näher einlassen; aber Personen von Geschmack, welchen diese nicht unbekannt war, wünschten, daß er die Nachbarin anstatt des Vaters beibehalten hätte. — Die Rolle der Agnese spielte Mademoiselle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Aktrice verspricht, und daher die beste Aufmunterung verdienet. Alter, Figur, Miene, Stimme, Alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob sich, bei diesen Naturgaben, in einer solchen Rolle schon vieles von selbst spielet: so muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugestehen, die Vorbedacht und Kunst, aber gerade nicht mehr und nicht weniger, verriethen, als sich an einer Agnese verrathen darf.

Den sechsten Abend (Mittwochs den 29. April) ward die **Semiramis des Hrn. von Voltaire** aufgeführet.

Dieses Trauerspiel ward im Jahre 1748 auf die französische Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht in der Geschichte dieser Bühne gewissermaßen Epoche. — Nachdem der Herr von Voltaire seine Zayre und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, daß die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. „Von uns Franzosen," sagt er, „hätten die Griechen eine geschicktere Exposition und die große Kunst, die Auftritte unter einander so zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Person weder ohne Ursache kömmt, noch abgehet, lernen können." „Von uns," sagt er, „hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen mit einander sprechen; wie der Dichter mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können." — O freilich; was ist von den Franzosen nicht Alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch, was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt. Ein Einziges vermißte er bei seiner Bühne: daß die großen Meisterstücke derselben nicht mit der Pracht aufgeführet würden, deren doch die Griechen die kleinen Versuche einer erst sich bildenden Kunst gewürdiget hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem schlechtesten Geschmacke, wo sich in einem schmutzigen Parterre das stehende Volk drängt und stößt, beleidigte ihn mit Recht; und besonders beleidigte ihn die barbarische Gewohnheit, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, wo sie den Akteurs kaum so viel Platz lassen, als zu ihren nothwendigsten Bewegungen erforderlich ist. Er war überzeugt, daß blos dieser Uebelstand Frankreich um vieles gebracht habe, was man bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er seine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das Alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. Der Dichter glaubte das Muster zu einer ganz besondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es schon nicht für die französische Bühne, so wie sie war, sondern, so wie er sie wünschte, gemacht hatte: so ward es dennoch auf derselben, vor der Hand, so gut gespielet, als es sich ohngefähr spielen ließ. Bei der ersten Vorstellung saßen die Zuschauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wol ein altväterisches Gespenst in einem so galanten Zirkel mögen erscheinen sehen. Erst bei den folgenden Vorstellungen ward dieser Unschicklichkeit abgeholfen; die Akteurs machten sich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Besten eines so außerordentlichen Stückes, war, ist nach der Zeit die beständige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie gesagt, Semiramis in diesem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibet man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illusion, als dem Vorrechte entsagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Junius 1767.

Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertiget sie mit so eignen Gründen, daß es sich der Mühe lohnet, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man schrie und schrieb von allen Seiten", sagt der Herr von Voltaire, „daß man an Gespenster nicht mehr glaube, und daß die Erscheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders, als kindisch sein könne. Wie?" versetzt er dagegen, „das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unsere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiliget, und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern?

Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer, als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wol; das ganze Alterthum hat Gespenster geglaubt. Die dramatischen Dichter des Alterthums hatten also Recht, diesen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführet finden, so wäre es unbillig, ihm nach unsern bessern Einsichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, diese unsere bessern Einsichten theilende dramatische Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht! — Aber wenn er seine Geschichte in jene leichtgläubigeren Zeiten zurücklegt? Auch alsdenn nicht! Denn der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen und durch die Täuschung rühren. Wenn es also wahr ist, daß wir itzt keine Gespenster mehr glauben; wenn dieses Nichtglauben die Täuschung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuschung wir unmöglich sympathisiren können: so handelt itzt der dramatische Dichter wider sich selbst, wenn er uns demohngeachtet solche unglaubliche Mährchen ausstaffiret; alle Kunst, die er dabei anwendet, ist verloren.

Folglich? Folglich ist es durchaus nicht erlaubt, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist diese Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß; und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unserer Philosophie trotzet, und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen, und die Voraussetzung wird nur falsch sein. Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt worden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben itzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast ebenso viel dafür, als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken, den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und Viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der größte Haufe schweigt und verhält sich gleichgiltig, und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im Geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt

in uns Allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wol, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich.

Shakespeares Gespenst kömmt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgiebt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheinet, stören den Betrug und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses Einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündiget, tritt das voltairesche Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein; und durch diese edlere Art verdarb er Alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle guten Sitten unter den Gespenstern sind, dünket mich kein rechtes Gespenst zu sein; und Alles, was die Illusion hier nicht befördert, störet die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äußern; Alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Heerde dummer Statisten dazu ab; und wenn man sie auf das Glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affekts die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen, noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirket auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist Viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich sterbe! und die Andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ohngefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Junius 1767.

Ich bemerke noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaires Gespenst ist nichts, als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist; es interessirt uns für sich selbst nicht im Geringsten. Shakespeares Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieser Unterschied entsprang, ohne Zweifel, aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder; Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von Beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage sein; aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltairen als ein Wesen, das noch jenseit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist, mit welchem wir also Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte blos damit lehren, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wol eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache.

Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger, als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche, vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blos um seinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich so viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren lerne, die außerordentlichen Lasterthaten zu strafen, außerordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmäßiges Stück sein. Besonders, da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist ohnstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch, ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu sagen, wie es hier aufgeführet worden. Man hat alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Die Bühne ist geräumig genug, die Menge von Personen ohne Verwirrung zu fassen, die der Dichter in verschiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen sind neu, von dem besten Geschmacke, und sammeln den so oft abwechselnden Ort, so gut als möglich, in einen.

Den siebenten Abend (Donnerstags den 30. April) ward der verheirathete Philosoph, vom Destouches, gespielet.

Dieses Lustspiel kam im Jahr 1727 zuerst auf die französische Bühne, und fand so allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag sechs und dreißigmal aufgeführet ward. Die deutsche Uebersetzung ist nicht die prosaische aus den zu Berlin übersetzten sämmtlichen Werken des Destouches; sondern eine in Versen, an der mehrere Hände geflickt und gebessert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verse, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es ist unbeschreiblich, wie schwer dergleichen Stellen dem Schauspieler das Agiren machen; und doch werden wenig französische Stücke sein, die auf irgend einem deutschen Theater jemals besser ausgefallen wären, als dieses auf unserm. Die Rollen sind alle auf das schicklichste besetzt, und besonders spielet Madame Löwen die launige Celiante als eine Meisterin, und Herr Ackermann den Geront unverbesserlich. Ich kann es überhoben sein, von dem Stücke selbst zu reden. Es ist zu bekannt, und gehört unstreitig unter die Meisterstücke der französischen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen sehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags den 1. Mai) war das Kaffeehaus oder die Schottländerin des Hrn. von Voltaire.

Es ließe sich eine lange Geschichte von diesem Lustspiele machen. Sein Verfasser schickte es als eine Uebersetzung aus dem Englischen des Hume, nicht des Geschichtschreibers und Philosophen, sondern eines Andern dieses Namens, der sich durch das Trauerspiel „Douglas“ bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeschenke des Goldoni etwas Aehnliches; besonders scheint der Don Marzio des Goldin das Urbild des Frelon gewesen zu sein. Was aber dort blos ein bösartiger Kerl ist, ist hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger desto geschwinder auf seinen geschwornen Feind, den Journalisten Freron,

fallen möchten. Diesen wollte er damit zu Boden schlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich versetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämischen Neckereien der französischen Gelehrten unter sich keinen Antheil nehmen, sehen über die Persönlichkeiten dieses Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts, als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bei uns nicht fremd ist. Wir haben unsere Frelons so gut, wie die Franzosen und Engländer, nur daß sie bei uns weniger Aufsehen machen, weil uns unsere Literatur überhaupt gleichgiltiger ist. Fiele das Treffende dieses Charakters aber auch gänzlich in Deutschland weg, so hat das Stück doch, noch außer ihm, Interesse genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unserer Gunst erhalten. Wir lieben seine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer selbst haben sich dadurch geschmeichelt gefunden.

Denn nur seinetwegen haben sie erst kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er sich gewachsen zu sein rühmte. Colman, unstreitig itzt ihr bester komischer Dichter, hat die Schottländerin unter dem Titel des englischen Kaufmannes übersetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So sehr der Herr von Voltaire die englischen Sitten auch kennen will, so hatte er doch häufig dagegen verstoßen; z. E. darin, daß er seine Lindane auf einem Kaffeehause wohnen läßt. Colman miethet sie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und diese Frau ist weit anständiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen, verlassenen Schönen, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den englischen Geschmack kräftiger zu machen gesucht. Lady Alton ist nicht blos eine eifersüchtige Furie; sie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geschmack und Gelehrsamkeit sein, und giebt sich das Ansehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrscheinlicher zu machen, in der sie mit dem elenden Frelon stehet, den er Spatter nennet. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt sich des Vaters der Lindane ebenso eifrig an, als der Lindane selbst. Was im Französischen der Lord Falbridge zu dessen Begnadigung thut, thut im Englischen Freeport, und er ist es allein, der Alles zu einem glücklichen Ende bringt.

Die englischen Kunstrichter haben in Colmans Umarbeitung die Gesinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere sehr wol ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen sie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eifersüchtige Ehefrau auf dem Ackermannischen Theater ehedem hier gesehen, und nach der diejenigen, die sich ihrer erinnern, ungefähr urtheilen können. Der englische Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darin genähret; die ganze Verwickelung ist in dem ersten Akte sichtbar. Hiernächst hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den besten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meinen sie, hätte nicht den geringsten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müssen; seine gute That verliere dadurch alles Verdienst u. s. w.

Es ist an dieser Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß sind wir Deutschen es sehr wol zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter ist. Die englische Manier in diesem Punkte zerstreuet und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen; so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wicherley würden uns, ohne diesen Aushau des allzu wollüstigen Wuchses, unausstehlich sein. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; diese sind zum Theil bei weitem so verworren nicht, als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Uebersetzung von der Schottländerin, die in dem ersten Theile der theatralischen Bibliothek des Diodati stehet. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, sowie die deutsche; nur eine Scene zum Schlusse hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire sagte, Frelon werde in der englischen Urschrift am Ende bestraft; aber so verdient diese Bestrafung sei, so habe sie ihm doch dem Hauptinteresse zu schaden geschienen; er habe sie also weggelassen. Dem Italiener dünkte diese Entschuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Bestrafung des Frelon aus seinem Kopfe; denn die Italiener sind große Liebhaber der poetischen Gerechtigkeit.

Dreizehntes Stück.

Den 12. Junius 1767.

Den neunten Abend (Montags den 4. Mai) sollte Cenie gespielet werden. Es wurden aber auf einmal mehr, als die Hälfte der Schauspieler, durch einen epidemischen Zufall außer Stand gesetzet, zu agiren; und man mußte sich so gut zu helfen suchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agnese, und gab das Singspiel, die Gouvernante.

Den 10. Abend (Dienstags den 5. Mai) ward der poetische Dorfjunker, vom Destouches, aufgeführt.

Dieses Stück hat im Französischen drei Aufzüge, und in der Uebersetzung fünfe. Ohne diese Verbesserung war es nicht werth, in die deutsche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Professor Gottsched aufgenommen zu werden, und seine gelehrte Freundin, die Uebersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen. Was kostet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünfe zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man schlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann gehet, so kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und sagen: Meine Damen und Herren, treten Sie ein wenig ab; die Zwischenakte sind des Putzens wegen erfunden, und was hilft Ihr Spielen, wenn das Parterre nicht sehen kann? — Die Uebersetzung selbst ist sonst nicht schlecht, und besonders sind der Fr. Professorin die Knittelverse des Masuren, wie billig, sehr wol gelungen. Ob sie überall ebenso glücklich gewesen, wo sie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müssen geglaubt, würde sich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbesserung dieser Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeinet hatte, habe ich demohngeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne spielt, läßt Destouches den Masuren zu ihr sagen: „Sie setzen mich in Erstaunen, Mademoisell; ich habe Sie für eine Virtuosin gehalten. O pfui! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es nur wissen. Aber man kann ja, fällt ihr Masuren ein, Beides wol zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuosin, sein. Nein, sagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich sein kann. Ich eine Virtuosin!" Man erinnere sich, was Madame Gottsched, anstatt des Worts „Virtuosin" gesetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! sagte man, daß sie das that. Sie fühlte sich auch so etwas von einer Virtuosin zu sein, und ward über den vermeinten Stich böse. Aber sie hätte nicht böse werden sollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Person einer dummen Agnese, sagt, hätte die Frau Professorin immer, ohne Maulspitzen, nachsagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuosin, anstößig; Wunder ist deutscher; zudem giebt es unter unsern Schönen fünfzig Wunder gegen eine Virtuosin; die Frau wollte rein und verständlich übersetzen; sie hatte sehr recht.

Den Beschluß dieses Abends machte die stumme Schönheit von Schlegel.

Schlegel hatte dieses kleine Stück für das neuerrichtete kopenhagensche Theater geschrieben, um auf demselben in einer dänischen Uebersetzung aufgeführet zu werden. Die Sitten darin sind daher auch wirklich dänischer, als deutsch. Demohngeachtet ist es unstreitig unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist. Schlegel hatte überall eine ebenso fließende, als zierliche Versification, und es war ein Glück für seine Nachfolger, daß er seine größeren Komödien nicht auch in Versen schrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und so würden sie nicht allein seine Lehre, sondern auch sein Beispiel wider sich gehabt haben. Er hatte sich ehedem der gereimten Komödie sehr lebhaft angenommen: und je glücklicher er die Schwierigkeiten derselben überstiegen hätte, desto unwiderleglicher würden seine Gründe geschienen haben. Doch, als er selbst Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unsägliche Mühe es koste, nur einen Theil derselben zu übersteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus diesen überstiegenen Schwierigkeiten entstehet, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müsse, schadlos halte. Die Franzosen waren ehedem so ekel, daß man ihnen die prosaischen Stücke des Moliere, nach seinem Tode, in Verse bringen mußte; und noch itzt hören sie

ein prosaisches Lustspiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutschen sind auch hierin? soll ich sagen, billiger oder gleichgiltiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorsetzt. Was wäre es auch, wenn sie itzt schon wählen und ausmustern wollten?

Die Rolle der stummen Schönen hat ihre Bedenklichkeiten. Eine stumme Schöne, sagt man, ist nicht nothwendig eine dumme, und die Schauspielerin hat Unrecht, die eine alberne, plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels stumme Schönheit ist allerdings dumm zugleich; denn daß sie nichts spricht, kömmt daher, weil sie nichts denkt. Das Feine dabei würde also dieses sein, daß man sie überall, wo sie, um artig zu scheinen, denken müßte, unartig machte, dabei aber ihr alle die Artigkeiten ließe, die blos mechanisch sind, und die sie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E., ihre Verbeugungen, brauchen gar nicht bäurisch zu sein; sie können so gut und zierlich sein, als sie nur immer ein Tanzmeister lehren kann; denn warum sollte sie von ihrem Tanzmeister nichts gelernt haben, da sie sogar Quadrille gelernt hat? Und sie muß Quadrille nicht schlecht spielen; denn sie rechnet fest darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altväterisch, noch schlumpig sein; denn Frau Praatgern sagt ausdrücklich:

„Bist du vielleicht nicht wol gekleidet? — Laß doch sehn!
Nun! — dreh dich um! — das ist ja gut, und sitzt galant.
Was sagt denn der Phantast, dir fehlte der Verstand?"

In dieser Musterung der Fr. Praatgern überhaupt hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeußerliche seiner stummen Schönen zu sein wünsche. Gleichfalls schön, nur nicht reizend.

„Laß sehn, wie trägst du dich? — den Kopf nicht so zurücke!"

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeister; man muß also Charlotten den Tanzmeister ansehen, und je mehr, je besser; denn das schadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr sind die zierlich steifen Tanzmeistermanieren gerade die, welche der stummen Schönheit am meisten entsprechen; sie zeigen die Schönheit in ihrem besten Vortheile, nur daß sie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat sie Verstand? der seh nur ihre Blicke!"

Recht wol, wenn man eine Schauspielerin mit großen, schönen Augen zu dieser Rolle hat. Nur müssen sich diese schönen Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müssen langsam und stier sein; sie müssen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen setzen wollen, aber nichts sagen.

„Geh doch einmal herum! — Gut! hieher! — Neige dich!
Da haben wirs, das fehlt. Nein, sieh! So neigt man sich."

Diese Zeilen versteht man ganz falsch, wenn man Charlotten eine bäurische Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wol gelernt sein, und, wie gesagt, ihrem Tanzmeister keine Schande machen. Frau Praatgern muß sie nur noch nicht affektirt genug finden. Charlotte verbeugt sich, und Frau Praatgern will, sie soll sich dabei zieren. Das ist der ganze Unterschied, und Madame Löwen bemerkte ihn sehr wol, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern sonst eine Rolle für sie ist. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewissen Gesichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauschung einer Tochter ist, durchaus nicht lassen.

Den eilften Abend (Mittwochs den 6. Mai) ward Miß Sara Sampson aufgeführet.

Man kann von der Kunst nichts mehr verlangen, als was Madame Hensel in der Rolle der Sara leistet, und das Stück ward überhaupt sehr gut gespielet. Es ist ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meisten Theatern. Ob der Verfasser mit allen diesen Verkürzungen so recht zufrieden ist, daran zweifle ich fast. Man weiß ja, wie die Autores sind; wenn man ihnen auch nur einen Nietnagel nehmen will, so schreien sie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freilich ist der übermäßigen Länge eines Stücks durch das bloße Weglassen nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfasser die fremden Verkürzungen nicht anstehen, so mache er selbst welche, falls es ihm der Mühe werth dünket, und er nicht von denjenigen ist, die Kinder in die Welt setzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Hensel starb ungemein anständig, in der malerischsten Stellung; und besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein Weniges erhoben ward und gleich wieder sank: das letzte Aufflattern eines verlöschenden Lichts, der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung: aber er sehe sie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16. Junius 1767.

Das bürgerliche Trauerspiel hat an dem französischen Kunstrichter, welcher die Sara seiner Nation bekannt gemacht, einen sehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzosen billigen sonst selten etwas, wovon sie kein Muster unter sich selbst haben.

Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzeln Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen.

„Man thut dem menschlichen Herzen Unrecht," sagt auch Marmontel, „man verkennet die Natur, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt: diese sind pathetischer, als Alles; diese behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geschlechtsname, die Geburt des Unglücklichen ist, den seine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde und das verführerische Beispiel ins Spiel verstricket, der seinen Wohlstand und seine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängnisse seufzet, von Scham und Reue zerrissen? Wenn man fragt, wer er ist; so antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu seiner Marter ist er Gemahl und Vater: seine Gattin, die er liebet und von der er geliebet wird, schmachtet in der äußersten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brot verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geschichte der Helden eine rührendere, moralischere, mit einem Worte, tragischere Situation! Und wenn sich endlich dieser Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er sich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wolle: was fehlet diesem schmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo sich zu den Schrecknissen des Todes marternde Vorstellungen, wie glücklich er habe leben können, gesellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu sein? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet sich denn nicht dieses Wunderbare genugsam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unschuld zum Verbrechen, von der süßesten Ruhe zur Verzweiflung; kurz: in dem äußersten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit gestürzet?"

Man lasse aber diese Betrachtungen den Franzosen von ihren Diderots und Marmontels noch so eingeschärft werden: es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwung kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmern umgehen; und Gesellschaft mit seines gleichen ist so viel, als schlechte Gesellschaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und sie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der sie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen verstehet. Der Versuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemälde der Dürftigkeit nennet, hat schon große Schönheiten; und bis die Franzosen daran Geschmack gewinnen, hätten wir es für unser Theater adoptiren sollen.

Was der erstgedachte Kunstrichter an der deutschen Sara aussetzet, ist zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfasser wird lieber seine Fehler behalten, als sich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert sich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: „Man kann nicht immer Alles ausführen,

was uns unsere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichen, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklig; aber es befindet sich sonst ganz gut."

Den zwölften Abend (Donnerstags den 7. Mai) ward der Spieler, von Regnard, aufgeführet.

Dieses Stück ist ohne Zweifel das beste, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anspruch. Er beklagte sich, daß ihm Regnard die Anlage und verschiedene Scenen gestohlen habe; Regnard schob die Beschuldigung zurück, und itzt wissen wir von diesem Streite nur so viel mit Zuverlässigkeit, daß einer von Beiden der Plagiarius gewesen. Wenn es Regnard war, so müssen wir es ihm wol noch dazu danken, daß er sich überwinden konnte, die Vertraulichkeit seines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte sich, blos zu unserm Besten, der Materialien, von denen er voraus sahe, daß sie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen sehr elenden Spieler, wenn er gewissenhafter gewesen wäre. Doch hätte er die That eingestehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbnen Ehre lassen müssen.

Den dreizehnten Abend (Freitags den 8. Mai) ward der verheirathete Philosoph wiederholet; und den Beschluß machte der Liebhaber als Schriftsteller und Bedienter.

Der Verfasser dieses kleinen, artigen Stücks heißt Cerou; er studierte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu spielen gab. Es fällt ungemein wol aus.

Den vierzehnten Abend (Montags den 11. Mai) wurden die kokette Mutter, von Quinault, und der Advokat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die besten Stücke gerechnet, die sich auf dem französischen Theater aus dem vorigen Jahrhunderte erhalten haben. Es ist wirklich viel gutes Komisches darin, dessen sich Moliere nicht hätte schämen dürfen. Aber der fünfte Akt und die ganze Auflösung hätte weit besser sein können; der alte Sklave, dessen in den vorhergehenden Akten gedacht wird, kömmt nicht zum Vorscheine; das Stück schließt mit einer kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatralische Handlung vorbereitet worden. Sonst ist es in der Geschichte des französischen Theaters deswegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darin der erste von seiner Art ist. Die kokette Mutter ist auch sein eigentlichster Titel nicht, und Quinault hätte es immer bei dem zweiten „die veruneinigten Verliebten" können bewenden lassen.

Der Advokat Patelin ist eigentlich ein altes Possenspiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu seiner Zeit außerordentlichen Beifall fand. Es verdiente ihn auch wegen der ungemeinen Lustigkeit und des guten Komischen, das aus der Handlung selbst und aus der Situation der Personen entspringet, und nicht auf bloßen Einfällen beruhet. Bruegs gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführet wird. Herr Eckhof spielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienstags den 12. Mai) ward Lessings Freigeist vorgestellt.

Man kennt ihn hier unter dem Titel „des beschämten Freigeistes," weil man ihn von dem Trauerspiele des Herrn von Brave, das eben diese Aufschrift führet, unterscheiden wollen. Eigentlich kann man wol nicht sagen, daß derjenige beschämt wird, welcher sich bessert. Adrast ist auch nicht einzig und allein der Freigeist; sondern es nehmen mehrere Personen an diesem Charakter Theil. Die eitle, unbesonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgiltige Lisidor, der spitzbübische Johann, sind alles Arten von Freigeistern, die zusammen den Titel des Stücks erfüllen müssen. Doch, was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorstellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen sind ohne Ausnahme wol besetzt; und besonders spielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anstande, den dieser Charakter erfordert, um den endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adrast verkennet, und auf dem die ganze Katastrophe beruhet, dagegen abstechen zu lassen.

Den Beschluß dieses Abends machte das Schäferspiel des Herrn Pfeffels, der Schatz.

Dieser Dichter hat sich, außer diesem kleinen Stücke, noch durch ein anders, „der Eremit," nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Interesse zu legen gesucht, als gemeiniglich unsere Schäferspiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe ist. Sein Ausdruck ist nur öfters ein wenig zu gesucht und kostbar, wodurch die ohnedem schon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchst studiertes Ansehen bekommen, und zu nichts, als frostigen Spielwerken des Witzes werden. Dieses gilt besonders von seinem Eremiten, welches ein kleines Trauerspiel sein soll, das man, anstatt der allzulustigen Nachspiele, auf rührende Stücke könnte folgen lassen. Die Absicht ist recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19. Junius 1767.

Den sechzehnten Abend (Mittwochs den 13. Mai) ward die Zayre des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geschichte," sagt der Herr von Voltaire, wird es nicht unangenehm sein, zu wissen, wie dieses Stück entstanden. Verschiedene Damen hatten dem Verfasser vorgeworfen, daß in seinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, seiner Meinung nach, die Tragödie auch eben nicht der schicklichste Ort für die Liebe sei; wenn sie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, so wolle er ihnen welche machen, so gut, als ein Anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet und fand großen Beifall. Man nennt es zu Paris ein christliches Trauerspiel, und es ist oft, anstatt des Polyeukts, vorgestellet worden."

Den Damen haben wir also dieses Stück zu verdanken, und es wird noch lange das Lieblingsstück der Damen bleiben. Ein junger, feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein stolzer Sieger, nur von der Schönheit besiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freien, zugänglichen Sitz einer unumschränkten Gebieterin verwandelt; ein verlassenes Mädchen, zur höchsten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre schönen Augen erhöhet; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion streiten, das sich zwischen seinen Gott und seinen Abgott theilet, das gern fromm sein möchte, wenn es nur nicht aufhören sollte, zu lieben; ein Eifersüchtiger, der sein Unrecht erkennet und es an sich selbst rächet: wenn diese schmeichelnden Ideen das schöne Geschlecht nicht bestechen, durch was ließe es sich denn bestechen?

Die Liebe selbst hat Voltairen die Zayre diktirt: sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen; und das „Romeo und Julie" vom Shakespeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten, geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnet, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire verstehet, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistyl der Liebe vortrefflich; das ist, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophistin und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzelist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste; oder hat gleichwol Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht, die Shakespeare gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eifersucht läßt sich ungefähr eben das sagen. Der eifersüchtige Orosmann spielt, gegen den eifersüchtigen Othello des Shakespeare, eine sehr kahle Figur. Und doch ist Othello offenbar das Vorbild des Orosmann gewesen. Cibber sagt, Voltaire habe sich des Brandes bemächtiget, der den tragischen Scheiterhaufen des Shakespeare in Glut gesetzt. Ich hätte gesagt: eines Brandes aus diesem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmet. Wir hören in dem Orosmann einen Eifersüchtigen reden, wir sehen ihn die rasche That eines Eifersüchtigen begehen; aber von der Eifersucht selbst lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen ist das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei; da können wir Alles lernen, was sie angeht, sie erwecken und sie vermeiden.

Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der Alles besser verstanden hat, als die Franzosen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht lesen. — Ich ergreife diese Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorsätzlich vergessen zu wollen

scheinet. Wir haben eine Uebersetzung vom Shakespeare. Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die sie darin bemerkt haben: sondern, weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder Andere, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öftrer verstoßen, und aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. So wie er uns den Shakespeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die er uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zayre! Der Verfasser brachte sie im Jahre 1733 auf die Pariser Bühne; und drei Jahr darauf ward sie ins Englische übersetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane gespielt. Der Uebersetzer war Aaron Hill, selbst ein dramatischer Dichter, nicht von der schlechtesten Gattung. Voltaire fand sich sehr dadurch geschmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der stolzen Bescheidenheit, in der Zuschrift seines Stücks an den Engländer Fackener davon sagt, verdient gelesen zu werden. Nur muß man nicht Alles für vollkommen so wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltaires Schriften überhaupt nicht mit dem skeptischen Geiste lieset, in welchem er einen Theil derselben geschrieben hat!

Er sagt z. E. zu seinem englischen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der sich selbst Addison unterworfen; denn Gewohnheit ist so mächtig, als Vernunft und Gesetz. Diese gar nicht vernünftige Gewohnheit bestand darin, daß jeder Akt mit Versen beschlossen werden mußte, die in einem ganz andern Geschmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten diese Verse eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem sie abgeht, vergleicht sich sehr poetisch mit einem Rehe, Cato mit einem Felsen, und Cleopatra mit Kindern, die so lange weinen, bis sie einschlafen. Der Uebersetzer der Zayre ist der Erste, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr so entfernten Geschmack zu behaupten. Er hat diesen Gebrauch abgeschafft; er hat es empfunden, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet sich überall verbergen müsse, um uns nur den Helden erkennen zu lassen.“

Es sind nicht mehr, als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle; und das ist für den Hrn. von Voltaire eben nicht viel. Wahr ist es, daß die Engländer, vom Shakespeare an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Versen mit ein Paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß diese gereimten Zeilen nichts, als Vergleichungen enthielten, daß sie nothwendig Vergleichungen enthalten müssen, das ist grundfalsch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragischen Dichter seines Volkes auch gelesen habe, so etwas unter die Nase sagen können. Zweitens ist es nicht an dem, daß Hill in seiner Uebersetzung der Zayre von dieser Gewohnheit abgegangen. Es ist zwar beinahe nicht glaublich, daß der Hr. von Voltaire die Uebersetzung seines Stücks nicht genauer sollte angesehen haben, als ich oder ein Anderer. Gleichwol muß es so sein! Denn so gewiß sie in reimfreien Versen ist, so gewiß schließt sich auch jeder Akt mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten sie freilich nicht; aber, wie gesagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakespeare, und Johnson, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie sie Alle heißen, ihre Aufzüge schließen, sind sicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill also besonders? Hätte er aber auch wirklich das Besondere gehabt, das ihm Voltaire leihet: so wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire sein läßt. Noch bis diese Stunde erscheinen in England ebenso viel, wo nicht noch mehr Trauerspiele, deren Akte sich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill selbst hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verschiedene, noch nach der Uebersetzung der Zayre, gemacht, sich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was ist es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn sie da sind, können sie vielleicht dem Orchester noch nutzen; als Zeichen nämlich, nach den Instrumenten zu greifen, welches Zeichen auf diese Art weit schicklicher aus dem Stücke selbst abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüssel giebt.

Sechzehntes Stück.

Den 23. Junius 1767.

Die englischen Schauspieler waren zu Hills Zeiten ein wenig sehr unnatürlich; besonders war ihr tragisches Spiel äußerst wild und übertrieben; wo sie heftige Leidenschaften auszudrücken hatten, schrieen und geberdeten sie sich als Besessene; und das Uebrige tönten sie in einer steifen, strotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Silbe den Komödianten verrieth. Als er daher seine Uebersetzung der Zayre aufführen zu lassen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zayre einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie gespielt hatte. Er urtheilte so: Dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verlernen; wenn sie sich nur ein Paar Stunden überreden kann, das wirklich zu sein, was sie vorstellet, so darf sie nur reden, wie ihr der Mund gewachsen, und Alles wird gut gehen. Es gieng auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine sehr geübte, sehr erfahrene Person einer solchen Rolle Genüge leisten könne, wurden beschämt. Diese junge Aktrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erste Versuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meisterstück. Es ist merkwürdig, daß auch die französische Schauspielerin, welche die Zayre zuerst spielte, eine Anfängerin war. Die junge, reizende Mademoiselle Gossin ward auf einmal dadurch berühmt, und selbst Voltaire ward so entzückt über sie, daß er sein Alter recht kläglich bedauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profession, sondern ein Mann von Stande war. Er spielte aus Liebhaberei, und machte sich nicht das geringste Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das so schätzbar, als irgend ein anders ist. In England sind dergleichen Exempel von angesehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitspielen, nicht selten. „Alles, was uns dabei befremden sollte“, sagt der Hr. von Voltaire, „ist dieses, daß es uns befremdet. Wir sollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der französische Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernspielern getanzt; und man hat weiter nichts besonders dabei gefunden, als daß diese Art von Lustbarkeit aus der Mode gekommen. Was ist zwischen den beiden Künsten für ein Unterschied, als daß die eine über die andere ebenso weit erhaben ist, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfodern, über blos körperliche Fertigkeiten sind?“

Ins Italienische hat der Graf Gozzi die Zayre übersetzt; sehr genau und sehr zierlich; sie stehet in dem dritten Theile seiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieser? Mit der einzigen Freiheit, die sich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man schwerlich zufrieden sein. Nachdem sich Orosmann erstochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein Paar Worte sagen, uns über das Schicksal des Nerestan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken so gelassen wegsterben zu lassen. Er legt also dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winseln und Verzweiflung.

Es ist doch sonderbar, wie weit sich hier der deutsche Geschmack von dem wälschen entfernet! Dem Wälschen ist Voltaire zu kurz; uns Deutschen ist er zu lang. Kaum hat Orosmann gesagt „verehret und gerochen;“ kaum hat er sich den tödtlichen Stoß beigebracht, so lassen wir den Vorhang niederfallen. Ist es denn aber auch wahr, daß der deutsche Geschmack dieses so haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehrern Stücken: aber warum machen wir sie? Wollen wir denn im Ernst, daß sich ein Trauerspiel, wie ein Epigramm schließen soll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelassenen, ernsten Deutschen die flatternde Ungeduld, sobald die Execution vorbei, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch so wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch so unentbehrliche Worte wären? Doch, ich forsche vergebens nach der Ursache einer Sache, die nicht ist. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauspieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten

Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nerestan noch theilen: aber wir sollen nicht. Und warum sollen wir nicht? Auf dieses warum, weiß ich kein darum. Sollten wol die Orosmanns-Spieler daran Schuld sein? Es wäre begreiflich genug, warum sie gern das letzte Wort haben wollten. Erstochen und geklatscht! Man muß Künstlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bei keiner Nation hat die Zayre einen schärfern Kunstrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Akteurs dieses Namens auf dem Amsterdamer Theater, fand so viel daran auszusetzen, daß er es für etwas Kleines hielt, eine bessere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere, in der die Bekehrung der Zayre das Hauptwerk ist, und die sich damit endet, daß der Sultan über seine Liebe sieget und die christliche Zayre mit aller der Pracht in ihr Vaterland schicket, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß ist; der alte Lusignan stirbt vor Freuden. Wer ist begierig, mehr davon zu wissen? Der einzige, unverzeihliche Fehler eines tragischen Dichters ist dieser, daß er uns kalt läßt; er interessire uns, und mache mit den kleinen mechanischen Regeln, was er will. Die Duime können wol tadeln, aber den Bogen des Ulysses müssen sie nicht selber spannen wollen. Dieses sage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbesserung auf den Ungrund der Kritik, geschlossen wissen möchte. Duims Tadel ist in vielen Stücken ganz gegründet; besonders hat er die Unschicklichkeiten, deren sich Voltaire in Ansehung des Orts schuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugsam motivirten Auftreten und Abgehen der Personen, sehr wol angemerkt. Auch ist ihm die Ungereimtheit der sechsten Scene im dritten Akte nicht entgangen. „Orosmann", sagt er, „kömmt, Zayren in die Moschee abzuholen; Zayre weigert sich, ohne die geringste Ursache von ihrer Weigerung anzuführen; sie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) stehen. Ist das wol seiner Würde gemäß? Reimet sich das wol mit seinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zayren, sich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen? — Guter Duim! wenn sich Zayre deutlicher erkläret hätte: wo hätten denn die andern Akte sollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? — Ganz Recht! auch die zweite Scene des dritten Akts ist ebenso abgeschmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zayren; Zayre geht abermals ohne die geringste, nähere Erklärung ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröstet sich desfalls in einem Monologe. Aber, wie gesagt, die Verwickelung oder Ungewißheit mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Katastrophe an einem Haare hängt, so hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem stärkern."

Die letzterwähnte Scene ist sonst diejenige, in welcher der Schauspieler, der die Rolle des Orosmann hat, seine feinste Kunst in alle dem bescheidenen Glanze zeigen kann, in dem sie nur ein ebenso feiner Kenner zu empfinden fähig ist. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und diesen Uebergang durch das stumme Spiel so natürlich zu machen wissen, daß der Zuschauer durchaus durch keinen Sprung, sondern durch eine zwar schnelle, aber doch dabei merkliche Gradation mit fortgerissen wird. Erst zeiget sich Orosmann in aller seiner Großmuth, willig und geneigt, Zayren zu vergeben, wenn ihr Herz bereits eingenommen sein sollte, falls sie nur aufrichtig genug ist, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht seine Leidenschaft aufs neue, und er fodert die Aufopferung seines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, sie unter dieser Bedingung aller seiner Huld zu versichern. Doch da Zayre auf ihrer Unschuld bestehet, wider die er so offenbare Beweise zu haben glaubet, bemeistert sich seiner nach und nach der äußerste Unwille. Und so geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles, was Remond de Saint Albine in seinem Schauspieler hierbei beobachtet wissen will, leistet Herr Eckhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunstrichters gewesen sein.

Siebzehntes Stück.

Den 26. Junius 1767.

Den siebzehnten Abend (Donnerstags den 14. Mai) ward der Sidney, von Gresset, aufgeführet.

Dieses Stück kam im Jahre 1745 zuerst aufs Theater. Ein Lustspiel wider den Selbstmord konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzosen sagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unenglisch finden; er geht nicht rasch genug zu Werke; er philosophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er sie begangen zu haben glaubt, zu wenig; seine Reue könnte schimpflicher Kleinmuth scheinen; ja, sich von einem französischen Bedienten so angeführt zu sehen, möchte von Manchen für eine Beschämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch, so wie das Stück ist, scheinet es für uns Deutsche recht gut zu sein. Wir mögen eine Raserei gern mit ein wenig Philosophie bemänteln, und finden es unserer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geständniß, falsch philosophirt zu haben, uns abgewinnet. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein französischer Prahler ist, so herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidiget. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorsicht desselben dem Tode nicht näher ist, als der Gesundesten einer, so läßt ihn Gresset ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Rosalia! — Hamilton! — und du, dessen glücklicher Eifer u. s. w." Warum diese Rangordnung? Ist es erlaubt, die Dankbarkeit der Politesse aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erste Wort, der erste Ausdruck der Freude, so Bedienter, so weit unter seinem Herrn und seines Herrn Freunden er auch immer ist. Wenn ich Schauspieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun sollen. Wenn ich schon, wider seine Vorschrift, nicht das erste Wort an meinen Erretter richten dürfte, so würde ich ihm wenigstens den ersten gerührten Blick zuschicken, mit der ersten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Rosalien und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es sei uns immer angelegener, Menschlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof spielt den Sidney so vortrefflich — Es ist ohnstreitig eine von seinen stärksten Rollen. Man kann die enthusiastische Melancholie, das Gefühl der Fühllosigkeit, wenn ich so sagen darf, worin die ganze Gemüthsverfassung des Sidney bestehet, schwerlich mit mehr Kunst, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von malenden Gesten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichsam Figur und Körper giebt, und seine innersten Empfindungen in sichtbare Gegenstände verwandelt! Welcher fortreißende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beschluß machte diesen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Französischen des l'Affichard, unter dem Titel: Ist er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darin vorkommen muß, der es hauptsächlich um den alten Adel zu thun ist. Ein junger, wohlerzogener Mensch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt sich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieses Punkts ab. Der junge Mensch hielt sich nur für den Pflegesohn eines gewissen bürgerlichen Lisanders, aber es findet sich, daß Lisander sein wahrer Vater ist. Nun wäre weiter an die Heirath nicht zu denken, wenn nicht Lisander selbst sich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablassen müssen. In der That ist er von ebenso guter Geburt, als der Marquis; er ist des Marquis Sohn, den jugendliche Ausschweifungen aus dem väterlichen Hause vertrieben. Nun will er seinen Sohn brauchen, um sich mit seinem Vater auszusöhnen. Die Aussöhnung gelingt und macht das Stück gegen das Ende sehr rührend. Da also der Hauptton desselben rührender, als komisch ist: sollte uns nicht auch der Titel mehr jenes, als dieses erwarten lassen? Der Titel ist eine wahre Kleinigkeit; aber dasmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erschöpfen; aber er sollte doch auch nicht irre führen. Und dieser thut es ein wenig. Was ist leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutschen Verfassers von dem Originale gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimische Ansehen, das fast allen von dem französischen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freitags den 15. Mai) ward das Gespenst mit der Trommel gespielt.

Dieses Stück schreibt sich eigentlich aus dem Englischen des Addison her. Addison hat nur eine Tragödie und nur eine

Komödie gemacht. Die dramatische Poesie überhaupt war sein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß sich überall aus dem Handel zu ziehen; und so haben seine beiden Stücke, wenn schon nicht die höchsten Schönheiten ihrer Gattung, wenigstens andere, die sie noch immer zu sehr schätzbaren Werken machen. Er suchte sich mit dem einen sowol, als mit dem andern, der französischen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addisons, und diese Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geschmacke der Engländer werden. Begnüge sich damit, wer keine höheren Schönheiten kennet!

Destouches, der in England persönlichen Umgang mit Addison gehabt hatte, zog das Lustspiel desselben über einen noch französischern Leisten. Wir spielen es nach seiner Umarbeitung, in der wirklich Vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kälter und kraftloser geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, so hat Madame Gottsched, von der sich die deutsche Uebersetzung herschreibt, das englische Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergestellet.

Den neunzehnten Abend (Montags den 18. Mai) ward der verheirathete Philosoph, von Destouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigsten Abend (Dienstags den 19. Mai) gespielet wurde.

Dieses Lustspiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabei so herzlich, als der Unwissendste aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten sein müssen, und die Fehler vielleicht nur willkührliche Regeln betreffen, über die man sich leichter hinaussetzen kann, als es die Kunstrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch! Er hat alles Uebliche aus den Augen gesetzt: immerhin! Sein Demokrit sieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; sein Athen ist ein ganz anderes Athen, als wir kennen: nun wol; so streiche man Demokrit und Athen aus, und setze blos erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß so gut, als ein Anderer gewußt, daß um Athen keine Wüste und keine Tiger und Bäre waren; daß es, zu der Zeit des Demokrit, keinen König hatte u. s. w. Aber er hat das Alles itzt nicht wissen wollen; seine Absicht war, die Sitten seines Landes unter fremdem Namen zu schildern. Diese Schilderung ist das Hauptwerk des komischen Dichters, und nicht die historische Wahrheit.

Andere Fehler möchten schwerer zu entschuldigen sein: der Mangel des Interesse, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Personen, das abgeschmackte Geschwätz des Demokrit, nicht deswegen nur abgeschmackt, weil es der Idee widerspricht, die wir von dem Demokrit haben, sondern weil es Unsinn in jedes andern Munde sein würde, der Dichter möchte ihn genannt haben, wie er wolle. Aber was übersieht man nicht bei der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler setzen? Der Charakter des Strabo ist gleichwol schwer zu bestimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen soll; er ändert seinen Ton gegen jeden, mit dem er spricht; bald ist er ein feiner, witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverschämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis ist ungemein komisch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoisell Beauval und la Thorilliere diese Scenen zuerst spielten, hat sich von einem Akteur zum andern, von einer Aktrice zur andern fortgepflanzt. Es sind die unanständigsten Grimassen; aber da sie durch die Ueberlieferung bei Franzosen und Deutschen geheiliget sind, so kömmt es niemandem ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wol hüten zu sagen, daß man sie eigentlich kaum in dem niedrigsten Possenspiele dulden sollte. Der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter ist der Charakter des Thaler; ein wahrer Bauer, schalkisch und gerade zu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetischen Seite betrachtet, nichts weniger, als episodisch, sondern zu Auflösung des Knoten ebenso schicklich, als unentbehrlich ist.

Achtzehntes Stück.

Den 30. Junius 1767.

Den ein und zwanzigsten Abend (Mittwochs den 20. Mai) wurde das Lustspiel des Marivaux, die falschen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat fast ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet: sein erstes Stück ist vom Jahre 1712, und sein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zwei und siebzig. Die Zahl seiner Lustspiele beläuft sich auf einige dreißig, wovon mehr, als zwei Drittheile, den Harlekin haben, weil er sie für die italienische Bühne verfertigte. Unter diese gehören auch „die falschen Vertraulichkeiten," die 1763 zuerst, ohne besondern Beifall, gespielet, zwei Jahre darauf aber wieder hervorgesucht wurden, und desto größern erhielten.

Seine Stücke, so reich sie auch an mannigfaltigen Charakteren und Verwicklungen sind, sehen sich einander dennoch sehr ähnlich. In allen der nämliche schimmernde, und öfters allzugesuchte Witz; in allen die nämliche metaphysische Zergliederung der Leidenschaften; in allen die nämliche blumenreiche, neologische Sprache. Seine Plane sind nur von einem sehr geringen Umfange; aber, als ein wahrer Kallipides seiner Kunst, weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner, und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, sub Auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Prof. Gottsched, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutschen Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen. Ich sage, geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperson war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig, gekleidet. Wahrlich, ein großer Triumph für den guten Geschmack!

Auch die falschen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutschen Uebersetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernste; wenn er unter fremdem Namen zu dulden ist, warum nicht auch unter seinem? „Er ist ein ausländisches Geschöpf;" sagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt sich, wie sich kein Mensch unter uns trägt:" — so braucht er nicht erst lange zu sagen, wer er ist. „Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage zu einem andern Stücke erscheinen zu sehen." Man muß ihn als kein Individuum, sondern als eine ganze Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falschen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gassen, vorkömmt; sondern es sind Harlekine; die Gattung leidet tausend Varietäten; der im Timon ist nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieser in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelassen. Warum wollen wir ekler, in unsern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender sein, als — ich will nicht sagen, die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas anders, als der Harlekin? Hatte er nicht auch seine eigene, besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, sie mochten sich nun in die Geschichte des Stücks schicken oder nicht?

Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit ebenso vieler Laune, als Gründlichkeit, vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon. Es wird darin beiläufig von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleinst der Lobredner des Harlekin zu werden. Itzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein; er ist es immer gewesen. Den Entwurf, den ihm Herr Möser wider den Harlekin in den Mund legt, kann er sich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Außer dem Harlekin kömmt in den falschen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bediente vor, der die ganze Intrigue führet. Beide wurden sehr wol gespielt; und unser Theater hat überhaupt an den Herren Hensel und Merschy ein Paar Akteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum besser verlangen kann.

Den zwei und zwanzigsten Abend (Donnerstags den 21. Mai) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführet.

Der Name Du Belloy kann niemandem unbekannt sein, der in der neuern französischen Literatur nicht ganz ein Fremdling ist. Des Verfassers der Belagerung von Calais! Wenn es dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm

eifersüchtig ist; auf daß die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; daß, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählet, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer, als unsere barbarischsten Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgiltigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebauet werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllet. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den Wunsch, daß eine reiche, blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für Andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. „Dem Himmel sei Dank, ruft nicht blos der Wucherer Albinus, daß unsere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!"

— — — — — — — — Eu!

Rem poteris servare tuam! — — — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im Geringsten mit den freien Künsten in Verbindung stehet. Aber,

— — — haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit — —

Doch, ich vergesse mich. Wie gehört das Alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Mensch, der sich auf die Rechte legen wollte oder sollte. Sollte, wird es wol mehr gewesen sein. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bei Seite, und ward Komödiant. Er spielte einige Zeit unter der französischen Truppe zu Braunschweig, machte verschiedene Stücke, kam wieder in sein Vaterland, und ward geschwind durch ein Paar Trauerspiele so glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrsamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutschen Genie, das diesen Weg einschlagen wollte! Verachtung und Bettelei würden sein gewissestes Los sein!

Das erste Trauerspiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war sein zweites. Titus fand keinen Beifall und ward nur ein einzigesmal gespielt. Aber Zelmire fand desto größern; es ward vierzehnmal hinter einander aufgeführt, und die Pariser hatten sich noch nicht daran satt gesehen. Der Inhalt ist von des Dichters eigener Erfindung.

Ein französischer Kunstrichter nahm hiervon Gelegenheit, sich gegen die Trauerspiele von dieser Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre," sagt er, „ein Stoff aus der Geschichte weit lieber gewesen. Die Jahrbücher der Welt sind an berüchtigten Verbrechen ja so reich; und die Tragödie ist ja ausdrücklich dazu, daß sie uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorstellen soll. Indem sie so den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Asche schuldig ist, befeuert sie zugleich die Herzen der Itztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zayre, Alzire, Mahomed, doch auch nur Geburten der Erdichtung wären. Die Namen der beiden Ersten sind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten ist historisch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen sich Christen und Türken, zur Ehre Gottes, ihres gemeinschaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bei der Eroberung von Mexico haben sich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraste zwischen den europäischen und amerikanischen Sitten, zwischen der Schwärmerei und der wahren Religion, äußern müssen. Und was den Mahomed anbelangt, so ist er der Auszug, die Quintessenz, so zu reden, aus dem ganzen Leben dieses Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das schönste, philosophischste Gemälde, das jemals von diesem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden."

Neunzehntes Stück.

Den 3. Julius 1767.

Es ist einem jeden vergönnt, seinen eigenen Geschmack zu haben; und es ist rühmlich, sich von seinem eigenen Geschmacke Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen, wahren Geschmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen, und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen. Der angeführte französische Schriftsteller fängt mit einem bescheidenen „Uns wäre lieber gewesen" an, und geht zu so allgemein verbindenden Aussprüchen fort, daß man glauben sollte, dieses Uns sei aus dem Munde der Kritik selbst gekommen. Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert.

Nun hat es Aristoteles längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ohngefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätiget wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht.

Die zweite Erinnerung des nämlichen französischen Kunstrichters gegen die Zelmire des Du Belloy ist wichtiger. Er tadelt, daß sie fast nichts, als ein Gewebe mannigfaltiger, wunderbarer Zufälle sei, die, in den engen Raum von vier und zwanzig Stunden zusammengepreßt, aller Illusion unfähig würden. Eine seltsam ausgesparte Situation über die andere! ein Theaterstreich über den andern! Was geschieht nicht Alles! was hat man nicht Alles zu behalten! Wo sich die Begebenheiten so drängen, können schwerlich alle vorbereitet genug sein. Wo uns so vieles überrascht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraschen. „Warum muß sich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm seine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichsam vom Himmel? Ist die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu schleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor ersticht, nimmt er an den Verbrechen seines Herrn auf die entschlossenste Weise Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geschienen, so hatte er sie doch sogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügigen Ursachen giebt hiernächst der Dichter nicht manchmal den wichtigsten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und sich wiederum in dem Grabmale verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns sorgfältig diesen kleinen Umstand einschärfen. Denn wenn Polidor anders gienge, wenn er der Prinzessin das Gesicht, anstatt den Rücken, zuwendete: so würde sie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo diese zärtliche Tochter unwissend ihren Vater seinen Henkern überliefert, diese so vorstechende, auf alle Zuschauer so großen Eindruck machende Scene, fiele weg. Wäre es gleichwol nicht weit natürlicher gewesen, wenn Polidor, indem er wieder in

das Grabmal flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugerufen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freilich wäre es so natürlicher gewesen, als daß die ganzen letzten Akte sich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht, ob er seinen Rücken dahin oder dorthin kehret, gründen müssen. Mit dem Billet des Azor hat es die nämliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweiten Akte gleich mit, so wie er es hätte mitbringen sollen, so war der Tyrann entlarvet, und das Stück hatte ein Ende."

Die Uebersetzung der Zelmire ist nur in Prosa. Aber wer wird nicht lieber eine körnige, wohlklingende Prosa hören wollen, als matte, geradebrechte Verse? Unter allen unsern gereimten Uebersetzungen werden kaum ein halbes Dutzend sein, die erträglich sind. Und daß man mich ja nicht bei dem Worte nehme, sie zu nennen! Ich würde eher wissen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen sollte. Die beste ist an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzose war schon nicht der größte Versifikateur, sondern stümperte und flickte; der Deutsche war es noch weniger, und indem er sich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen seines Originals gleich treu zu übersetzen, so ist es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zu förmlichem Unsinne werden mußte. Der Ausdruck ist dabei meistens so niedrig, und die Construction so verworfen, daß der Schauspieler allen seinen Adel nöthig hat, jenem aufzuhelfen, und allen seinen Verstand brauchet, diese nur nicht verfehlen zu lassen. Ihm die Deklamation zu erleichtern, daran ist vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf französische Verse so viel Fleiß zu wenden, bis in unserer Sprache ebenso wässerig korrekte, ebenso grammatikalisch kalte Verse daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetischen Schmuck der Franzosen in unsere Prosa übertragen, so wird unsere Prosa dadurch eben noch nicht sehr poetisch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entstehen, der aus den prosaischen Uebersetzungen englischer Dichter entstanden ist, in welchen der Gebrauch der kühnsten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen, cadensirten Wortfügung, uns an Besoffene denken läßt, die ohne Musik tanzen. Der Ausdruck wird sich höchstens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als sich die theatralische Deklamation über den gewöhnlichen Ton der gesellschaftlichen Unterhaltungen erheben soll. Und sonach wünschte ich unserm prosaischen Uebersetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Silbenmaß überhaupt ein kindischer Zwang sei, dem sich der dramatische Dichter am wenigsten Ursache habe zu unterwerfen. Denn hier kömmt es blos darauf an, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen; entweder Verstand und Nachdruck der Versifikation, oder diese jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war seine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metrische der Poesie nur Kitzelung der Ohren ist, und zur Verstärkung des Ausdrucks nichts beitragen kann; in der unsrigen hingegen ist es etwas mehr, und wir können der griechischen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenschaften, die darin ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die französischen Verse haben nichts, als den Werth der überstandenen Schwierigkeit für sich; und freilich ist dieses nur ein sehr elender Werth.

Die Rolle des Antenor hat Herr Borchers ungemein wol gespielt; mit aller der Besonnenheit und Heiterkeit, die einem Bösewichte von großem Verstande so natürlich zu sein scheinen. Kein mißlungener Anschlag wird ihn in Verlegenheit setzen; er ist an immer neuen Ränken unerschöpflich; er besinnt sich kaum, und der unerwartetste Streich, der ihn in seiner Blöße darzustellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch fester aufdrückt. Diesen Charakter nicht zu verderben, ist von Seiten des Schauspielers das getreueste Gedächtniß, die fertigste Stimme, die freieste, nachläßigste Aktion, unumgänglich nöthig. Hr. Borchers hat überhaupt sehr viele Talente, und schon das muß ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er sich in alten Rollen ebenso gern übet, als in jungen. Dieses zeiget von seiner Liebe zur Kunst; und der Kenner unterscheidet ihn sogleich von so vielen andern jungen Schauspielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, sich in lauter galanten, liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu lassen, ihr vornehmster, auch wol öfters ihr einziger Beruf zum Theater ist.

Zwanzigstes Stück.

Den 7. Julius 1767.

Den drei und zwanzigsten Abend (Freitags den 22. Mai) ward Cenie aufgeführet.

Dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Uebersetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntnisse, welches sie von sich selbst ablegt, „daß sie die Ehre, welche man durch Uebersetzung oder auch Verfertigung theatralischer Stücke erwerben könne, allezeit nur für sehr mittelmäßig gehalten habe," läßt sich leicht vermuthen, daß sie, diese mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur sehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einige lustige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigenen Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese verkennt, und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen. Z. E. Dorimond hat dem Mericourt eine ansehnliche Verbindung, nebst dem vierten Theile seines Vermögens, zugedacht. Aber das ist das Wenigste, worauf Mericourt geht; er verweigert sich dem großmüthigen Anerbieten, und will sich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben scheinen. „Wozu das?" sagt er. „Warum wollen Sie Sich Ihres Vermögens berauben? Genießen Sie Ihrer Güter selbst; sie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekostet." J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben, gutherzigen Alten antworten. „Ich will ihrer genießen, ich will euch Alle glücklich machen." Vortrefflich! Hier ist kein Wort zu viel! Die wahre nachläßige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden ist, von seiner Güte spricht, wenn er davon sprechen muß! Seines Glückes genießen, Andere glücklich machen: Beides ist ihm nur Eines; das Eine ist ihm nicht blos eine Folge des Andern, ein Theil des Andern; das Eine ist ihm ganz das Andere: und so wie sein Herz keinen Unterschied darunter kennet, so weiß auch sein Mund keinen darunter zu machen; er spricht, als ob er das Nämliche zweimal spräche, als ob beide Sätze wahre tautologische Sätze, vollkommen identische Sätze wären; ohne das geringste Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem sie eine Partikel erst fühlbar machen soll! Und dennoch, wie glaubt man wol, daß die Gottschedin jene acht Worte übersetzt hat? „Alsdenn werde ich meiner Güter erst recht genießen, wenn ich euch Beide dadurch werde glücklich gemacht haben." Unerträglich! Der Sinn ist vollkommen übergetragen, aber der Geist ist verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erstickt. Dieses Alsdenn, mit seinem Schwanze von Wenn; dieses Erst; dieses Recht; dieses Dadurch: lauter Bestimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine frostige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verstehen, darf ich nur sagen, daß ungefähr auf diesen Schlag das ganze Stück übersetzt ist. Jede feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasirt, jeder affektvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöset worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen contrastiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abscheulichste Weise. Indem Cenie ihre Mutter erkennet, ruft sie: „Frau Mutter! o welch ein süßer Name!" Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft! Der herbe Titel zieht das ganze, der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen. Und in dem Augenblicke, da sie ihren Vater findet, wirft sie sich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth?" ihm in die Arme. Mon père! auf deutsch: Gnädiger Herr Vater! Was für ein respectuöses Kind! Wenn ich Dorsainville wäre, ich hätte es ebenso gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieser Anrede.

Madame Löwen spielt die Orphise: man kann sie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung spielen. Jede Miene spricht das ruhige Bewußtsein ihres verkannten Werthes; und sanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es

kömmt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag sprechen, oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltner Fehler, ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exerciret. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond ist ganz Dorimond. Diese Mischung von Sanftmuth und Ernst, von Weichherzigkeit und Strenge, wird gerade in so einem Manne wirklich sein, oder sie ist es in keinem. Wann er zum Schlusse des Stücks vom Mericourt sagt: „Ich will ihm so viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber sehen mag ich ihn nicht mehr!" wer hat den Mann gelehrt, mit ein Paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen, uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land ist, dieses Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böses Land!

Tot linguae, quot membra viro! — —

Den vier und zwanzigsten Abend (Freitags den 25. Mai) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführet.

Amalia wird von Kennern für das beste Lustspiel dieses Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Interesse, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern, gedankenreichern Dialog, als seine übrigen komischen Stücke. Die Rollen sind hier sehr wol besetzt; besonders macht Madame Böck den Manley oder die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig sehr unwahrscheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer so lange verkannt zu sehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatischen Stücke zwar ein romanenhaftes Ansehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß sie nicht sehr komische, auch wol sehr interessante Scenen veranlassen sollten. Von dieser Art ist die fünfte des letzten Akts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinselstriche zu lindern, und mit dem Uebrigen in eine sanftere Haltung zu vertreiben, wol rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geschieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in diesem zudringlichen Tone spricht. Ich will nicht untersuchen, wie weit es mit der weiblichen Bescheidenheit bestehen könne, gewisse Dinge, obschon unter der Verkleidung, so zu brüsquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert lassen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art sei, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wol hätte feiner anfangen können; daß man über einen schnellen Strom nicht in gerader Linie schwimmen zu wollen verlangen müsse; daß — wie gesagt, ich will diese Vermuthungen ungeäußert lassen; denn es könnte leicht bei einem solchen Handel mehr, als eine rechte Art geben. Nachdem nämlich die Gegenstände sind; obschon alsdenn noch gar nicht ausgemacht ist, daß diejenige Frau, bei der die eine Art fehlgeschlagen, auch allen übrigen Arten Obstand halten werde. Ich will blos bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, ebenso sehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja, wenn ich mir auch einer mehr, als Crebillonschen, Fähigkeit bewußt gewesen wäre, mich zwischen beide Klippen durchzustehlen: so weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeschlagen wäre. Besonders da sich dieser andere Weg hier von selbst öffnet. Manley oder Amalia wußte ja, daß Freemann mit seiner vorgeblichen Frau nicht gesetzmäßig verbunden sei. Warum konnte er also nicht dieses zum Grunde nehmen, sie ihm gänzlich abspänstig zu machen, und sich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunstbezeugungen zu thun, sondern als einen ernsthaften Liebhaber anzutragen, der sein ganzes Schicksal mit ihr zu theilen bereit sei? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht sagen unsträflich, aber doch unsträflicher geworden sein; er würde, ohne sie in ihren eigenen Augen zu beschimpfen, darauf haben bestehen können; die Probe wäre ungleich verführerischer, und das Bestehen in derselben ungleich entscheidender für ihre Liebe gegen Freemann gewesen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabei abgesehen haben; anstatt daß man itzt nicht wol errathen kann, was sie nun weiter thun können, wenn sie unglücklicher Weise in ihrer Verführung glücklich gewesen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Lustspiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es besteht ungefähr aus ein Dutzend Scenen von der äußersten Lebhaftigkeit. Es dürfte schwer sein, in einen so engen Bezirk mehr gesunde Moral, mehr Charaktere, mehr Interesse zu bringen. Die Manier dieses liebenswürdigen Schriftstellers ist bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres, niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünf und zwanzigsten Abend (Dienstags den 26. Mai) ward die „Zelmire des Du Belloy" wiederholt.

Ein und zwanzigstes Stück.

Den 10. Julius 1767.

Den sechs und zwanzigsten Abend (Freitags, den 29. Mai) ward die Mutterschule des Nivelle de la Chaussee aufgeführet.

Es ist die Geschichte einer Mutter, die für ihre unpartheiische Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen, schmeichlerischen Sohn, die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter diesem Titel. Aber bei ihm ist es die Geschichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes, gehorsames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erziehet, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz: sie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil sie keine Gefahr kennet; sie verliebt sich in den ersten, in den besten, ohne Mama darum zu fragen, und Mama mag dem Himmel danken, daß es noch so gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernsthafte Betrachtungen anzustellen, in dieser setzt es mehr zu lachen. Die eine ist der Pendant der anderen; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr sein, beide an einem Abende hinter einander besuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erste Stück ist von fünf Akten, das andere von einem.

Den sieben und zwanzigsten Abend (Montags den 1. Junius) ward die Nanine des Herrn von Voltaire gespielt.

Nanine? fragten sogenannte Kunstrichter, als dieses Lustspiel im Jahre 1749 zuerst erschien. Was ist das für ein Titel? Was denkt man dabei? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bei einem Titel denken soll. Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalte verräth, desto besser ist er. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder viere, die den Hauptcharakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehöret des Plautus Miles gloriosus. Wie kömmt es, daß man noch nicht angemerket, daß dieser Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte sein Stück blos Gloriosus, so wie er ein anderes Truculentus überschrieb. Miles muß der Zusatz eines Grammatikers sein. Es ist wahr, der Prahler, den Plautus schildert, ist ein Soldat; aber seine Prahlereien beziehen sich nicht blos auf seinen Stand und seine kriegerischen Thaten. Er ist in dem Punkte der Liebe ebenso großsprecherisch; er rühmt sich nicht allein der tapferste, sondern auch der schönste und liebenswürdigste Mann zu sein. Beides kann in dem Worte Gloriosus liegen; aber sobald man Miles hinzufügt, wird das gloriosus nur auf das erstere eingeschränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der diesen Zusatz machte, eine Stelle des Cicero verführt; aber hier hätte ihm Plautus selbst mehr als Cicero gelten sollen. Plautus selbst sagt:

ALAZON Graece huic nomen est Comoediae,
Id nos latine GLORIOSUM dicimus — —

und in der Stelle des Cicero ist es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeinet sei. Der Charakter eines großsprecherischen Soldaten kam in mehreren Stücken vor. Cicero kann ebenso wol auf den Thraso des Terenz gezielet haben. — Doch dieses beiläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt schon einmal geäußert zu haben. Es könnte sein, daß die Sache so unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem schönen Titel eine schlechte Komödie gemacht, und blos des schönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem schlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet worden, so wird kaum einer zu erdenken sein, nach welchem besonders die Franzosen nicht schon ein Stück genannt hätten. Der ist längst da gewesen! ruft man. Der auch schon! Dieser würde vom Moliere, jener vom Destouches entlehnet sein! Entlehnet? Das kömmt aus den schönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewissen Charakter dadurch,

daß er seinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn stillschweigend gebraucht hätte, so würde ich ihn wiederum stillschweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber so wage es einer einmal, und mache z. E. einen neuen Misanthropen. Wann er auch keinen Zug von dem Molierschen nimmt, so wird sein Misanthrop doch immer nur eine Copie heißen. Genug, daß Moliere den Namen zuerst gebraucht hat. Jener hat Unrecht, daß er funfzig Jahr später lebet, und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menschlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts sagt, so sagt der andere Titel desto mehr: Nanine, oder das besiegte Vorurtheil. Und warum soll ein Stück nicht zwei Titel haben? Haben wir Menschen doch auch zwei, drei Namen. Die Namen sind der Unterscheidung wegen; und mit zwei Namen ist die Verwechselung schwerer, als mit einem. Wegen des zweiten Titels scheinet der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit sich gewesen zu sein. In der nämlichen Ausgabe seiner Werke heißt er auf einem Blatte „das besiegte Vorurtheil;" und auf dem andern „der Mann ohne Vorurtheil." Doch, beides ist nicht weit aus einander. Es ist von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich sei, die Rede. Kurz: die Geschichte der Nanine ist die Geschichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil schon einige Jahre vorher ein Paar Stücke unter diesem Namen erschienen waren, und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boissy und des De la Chaussee sind auch ziemlich kahle Stücke; und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu sein, etwas weit Besseres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Lustspiele. Es hat aber auch sehr viel lächerliche Scenen, und nur in sofern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechseln, will Voltaire diese in der Komödie geduldet wissen. Eine ganz ernsthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, ist ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen, und von dem Lächerlichen zum Rührenden, sehr natürlich. Das menschliche Leben ist nichts, als eine beständige Kette solcher Uebergänge, und die Komödie soll ein Spiegel des menschlichen Lebens sein. „Was ist gewöhnlicher," sagt er, „als daß in dem nämlichen Hause der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter seufzet, der Sohn sich über Beide aufhält, und jeder Anverwandte bei der nämlichen Scene etwas anders empfindet? Man verspottet in einer Stube sehr oft, was in der Stube neben an äußerst bewegt; und nicht selten hat eben dieselbe Person in eben derselben Viertelstunde über eben dieselbe Sache gelacht und geweinet. Eine sehr ehrwürdige Matrone saß bei einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie stand um sie herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, sie rang die Hände und rief: „O Gott! laß mir, laß mir dieses Kind, nur dieses; magst du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheirathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte sie bei dem Aermel und fragte: Madame, auch die Schwiegersöhne? Das kalte Blut, der komische Ton, mit denen er diese Worte aussprach, machten einen solchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß sie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; Alles folgte ihr und lachte; die Kranke selbst, als sie es hörte, wäre vor Lachen fast erstickt."

„Homer," sagt er an einem andern Orte, „läßt sogar die Götter, indem sie das Schicksal der Welt entscheiden, über den possierlichen Anstand des Vulkan lachen. Hektor lacht über die Furcht seines kleinen Sohnes, indem Andromache die heißesten Thränen vergießt. Es trifft sich wol, daß mitten unter den Gräueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunst oder sonst eines traurigen Verhängnisses, ein Einfall, eine ungefähre Posse, trotz aller Beängstigung, trotz alles Mitleids, das unbändigste Lachen erregt. Man befahl in der Schlacht bei Speyer einem Regimente, daß es keinen Pardon geben sollte. Ein deutscher Offizier bat darum, und der Franzose, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen; nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Diese Naivetät gieng sogleich von Mund zu Munde; man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Sosias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung streiten zu wollen!"

Sehr wol! Aber streitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernsthafte Komödie für eine ebenso fehlerhafte, als langweilige Gattung erkläret? Vielleicht damals, als er es schrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen.

Zwei und zwanzigstes Stück.

Den 14ten Julius 1767.

Den acht und zwanzigsten Abend (Dienstags den 2. Junius) ward der Advokat Patelin wiederholt, und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beschlossen.

Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen. Sie beweisen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt, und daß nur die Augen ein wenig selten sind, denen sie sich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unsere Thorheiten sind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben sehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben sich unsere Virtuosen an eine allzuflache Manier gewöhnet. Sie machen sie ähnlich, aber nicht hervorspringend. Sie treffen; aber da sie ihren Gegenstand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, so mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir sehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald satt gesehen, und deren allzuschneidende Außenlinien uns gleich an die Täuschung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und ekel; wann sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachläßigkeit, auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus der sich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß sie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verstand leihen, das Armselige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, sagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zusammen ist, dieser Herr Stephan und diese Frau Stephan! Herr Stephan ist ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwol muß seine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne so viel Umstände machen! Wir sind freilich sehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein so gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann sie nicht hinschicken, und ausnehmen lassen, und machen lassen. Der Mann wird ja wol bezahlen; und er muß ja wol.

Ganz gewiß! sagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter schrieb zu den Zeiten unserer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es ist nicht erlaubt, daß die Aktrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte sie nicht Roberonde, Benedictine, Respectueuse, — (ich habe die andern Namen vergessen, ich würde sie auch nicht zu schreiben wissen) — dafür sagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueste Stoff ist, wornach Madame Stephan lechzet, so muß es auch die neueste Tracht sein. Wie können wir es sonst wahrscheinlich finden, daß sie darüber krank geworden?

Und ich, sagte eine dritte (es war die gelehrteste), finde es sehr unanständig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man sieht wol, was den Verfasser zu dieser — wie soll ich es nennen? — Verkennung unserer Delicatesse gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig sein; die Stephan sollte es noch anziehen; und in vier und zwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja, er durfte sich nicht einmal zu einem kleinen Nachspiele vier und zwanzig Stunden gar wol erlauben. Denn Aristoteles sagt — Hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen.

Den neun und zwanzigsten Abend (Mittwochs den 3. Junius) ward nach der Melanide des De la Chausse, der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann, gespielet.

Der Verfasser dieses Stücks ist Herr Hippel in Danzig. Es ist reich an drolligen Einfällen; nur Schade, daß ein jeder, sobald er den Titel hört, alle diese Einfälle voraussieht. National

ist es auch genug; oder vielmehr provincial. Und dieses könnte leicht das andere Extremum werden, in das unsere komischen Dichter verfielen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Lustspiel kann einen doppelten Titel haben; doch versteht sich, daß jeder etwas anders sagen muß. Hier ist das nicht; der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann, sagen ziemlich das Nämliche; außer daß das erste ohngefähr die Karrikatur von dem andern ist.

Den dreißigsten Abend (Donnerstags den 4. Junius) ward der Graf von Essex, von Thomas Corneille, aufgeführt.

Dieses Trauerspiel ist fast das einzige, welches sich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutschen Bühnen noch öfterer wiederholt, als auf den französischen. Es ist vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geschichte bearbeitet hatte.

„Es ist gewiß“, schreibt Corneille, „daß der Graf von Essex bei der Königin Elisabeth in besonderen Gnaden gestanden. Er war von Natur sehr stolz. Die Dienste, die er England geleistet hatte, bliesen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beschuldigten ihn eines Einverständnisses mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählet hatten. Der Verdacht, der dieserwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, wird in Verhaft gezogen, verurtheilt, und nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet. So viel hat mir die Historie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Last legt, daß ich sie in einem wichtigen Stücke verfälscht hätte, weil ich mich des Vorfalles mit dem Ringe nicht bedienet, den die Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er sich jemals eines Staatsverbrechens schuldig machen sollte, gegeben habe: so muß mich dieses sehr befremden. Ich bin versichert, daß dieser Ring eine Erfindung des Calprenede ist, wenigstens habe ich in keinem Geschichtsschreiber das Geringste davon gelesen.“

Allerdings stand es Corneillen frei, diesen Umstand mit dem Ringe zu nutzen oder nicht zu nutzen; aber darin gieng er zu weit, daß er ihn für eine poetische Erfindung erklärte. Seine historische Richtigkeit ist neuerlich fast außer Zweifel gesetzt worden; und die bedächtlichsten, skeptischsten Geschichtsschreiber, Hume und Robertson, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertson in seiner Geschichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Elisabeth vor ihrem Tode verfiel, so sagt er: „Die gemeinste Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrscheinlichste, war diese, daß dieses Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Essex entstanden sei. Sie hatte eine ganz außerordentliche Achtung für das Andenken dieses unglücklichen Herrn; und wiewol sie oft über seine Hartnäckigkeit klagte, so nannte sie doch seinen Namen selten ohne Thränen. Kurz vorher hatte sich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf ihrem Todbette lag, wünschte die Königin zu sehen und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, dessen Verhehlung sie nicht ruhig würde sterben lassen. Wie die Königin in ihr Zimmer kam, sagte ihr die Gräfin: Essex habe, nachdem ihm das Todesurtheil gesprochen worden, gewünscht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majestät ihm ehemals selbst vorgeschrieben. Er habe ihr nämlich den Ring zuschicken wollen, den sie ihm, zur Zeit der Huld, mit der Versicherung geschenkt, daß, wenn er ihr denselben bei einem etwaigen Unglücke als ein Zeichen senden würde, er sich ihrer völligen Gnade wiederum versichert halten sollte. Lady Scroop sei die Person, durch welche er ihn habe übersenden wollen; durch ein Versehen aber sei er nicht in der Lady Scroop, sondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt (er war einer von den unversöhnlichsten Feinden des Essex), und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurück zu senden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat sie dieselbe um Vergebung; allein Elisabeth, die nunmehr sowol die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einsahe, daß sie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigensinnes gehabt, antwortete: „Gott mag euch vergeben; ich kann es nimmermehr!“ Sie verließ das Zimmer in großer Entsetzung, und von dem Augenblicke an sanken ihre Lebensgeister gänzlich. Sie nahm weder Speise, noch Trank zu sich; sie verweigerte sich allen Arzeneien; sie kam in kein Bette; sie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polster, ohne ein Wort zu sprechen, in Gedanken sitzen; einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde geschlagenen Augen; bis sie endlich, von innerlicher Angst der Seelen und von so langem Fasten ganz entkräftet, den Geist aufgab.

Drei und zwanzigstes Stück.

Den 17. Julius 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Essex auf eine sonderbare Weise kritisirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Essex ein vorzüglich gutes Stück sei; aber das ist leicht zu erweisen, daß viele von den Fehlern, die er daran tadelt, theils sich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten sind, die seiner Seits eben nicht den richtigsten und würdigsten Begriff von der Tragödie voraussetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein sehr profunder Historikus sein will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß, und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth sind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der englischen Geschichte nur wenig gewußt; und zum Glücke für den Dichter war das damalige Publikum noch unwissender. Itzt, sagt er, kennen wir die Königin Elisabeth und den Grafen Essex besser; itzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verstoßungen wider die historische Wahrheit schärfer aufgemutzet werden.

Und welches sind denn diese Verstoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als sie dem Grafen den Prozeß machen ließ, acht und sechzig Jahr alt war. Es wäre also lächerlich, sagt er, wenn man sich einbilden wollte, daß die Liebe den geringsten Antheil an dieser Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geschieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geschehen denken, ist das so lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Essex abgegeben war,“ sagt Hume, „fand sich die Königin in der äußersten Unruhe und in der grausamsten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, stritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß sie in diesem quälenden Zustande mehr zu beklagen war, als Essex selbst. Sie unterzeichnete und widerrufte den Befehl zu seiner Hinrichtung einmal über das andere; itzt war sie fast entschlossen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er sollte leben. Die Feinde des Grafen ließen sie nicht aus den Augen; sie stellten ihr vor, daß er selbst den Tod wünsche, daß er selbst erkläret habe, wie sie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrscheinlicher Weise that diese Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königin, die der Graf sonach lieber durch seinen Tod befestigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als sich seine Feinde davon versprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenschaft, die sie so lange für den unglücklichen Gefangnen genähret hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsstarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie versahe sich dieses Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ sie dem Rechte endlich seinen Lauf.“

Warum sollte Elisabeth nicht noch in ihrem acht und sechzigsten Jahre geliebt haben, sie, die sich so gern lieben ließ? Sie, der es so sehr schmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es so wol aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen schien? Die Welt muß in diesem Stücke keine eitlere Frau jemals gesehen haben. Ihre Höflinge stellten sich daher alle in sie verliebt, und bedienten sich gegen Ihro Majestät, mit allem Anscheine des Ernstes, des Styls der lächerlichsten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, schrieb er an seinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weisen sollte, in welchem ihm die Königin eine Venus, eine Diana, und ich weiß nicht was, war. Gleichwol war diese Göttin damals schon sechzig Jahr alt. Fünf Jahr darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgesandter in Frankreich, die nämliche Sprache

mit ihr. Kurz, Corneille ist hinlänglich berechtiget gewesen, ihr alle die verliebte Schwachheit beizulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der stolzen Königin in einen so interessanten Streit bringet.

Ebenso wenig hat er den Charakter des Essex verstellet oder verfälschet. Essex, sagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas Merkwürdiges gethan. Aber, wenn er es nicht war, so glaubte er es doch zu sein. Die Vernichtung der spanischen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er so sehr für sein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn sich jemand die geringste Ehre davon anmaßte. Er erbot sich, mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Nottingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen seinen Sohn, gegen jeden von seinen Anverwandten, zu beweisen, daß sie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von seinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobhan, sehr verächtlich sprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heißen. Es ist nicht erlaubt, sagt er, eine so neue Geschichte so gröblich zu verfälschen, und Männer von so vornehmer Geburt, von so großen Verdiensten, so unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kömmt es ja gar nicht darauf an, was diese Männer waren, sondern wofür sie Essex hielt; und Essex war auf seine eigenen Verdienste stolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Essex sagen läßt, daß es nur an seinem Willen gemangelt, den Thron selbst zu besteigen, so läßt er ihn freilich etwas sagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müssen: „Wie? Essex auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich gewesen?“ Denn Voltaire hätte sich erinnern sollen, daß Essex von mütterlicher Seite aus dem königlichen Hause abstammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbesonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Ansprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das Erste sein, ihn zu versichern, daß er selbst dergleichen ehrgeizige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von sich ablehnte, ist nicht viel weniger, als was ihn Corneille voraussetzen läßt.

Indem also Voltaire durch das ganze Stück nichts, als historische Unrichtigkeiten, findet, begeht er selbst nicht geringe. Ueber eine hat sich Walpole schon lustig gemacht. Wenn nämlich Voltaire die erstern Lieblinge der Königin Elisabeth nennen will, so nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leicester. Er wußte nicht, daß Beide nur eine Person waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwei verschiedenen Personen machen könnte. Ebenso unverzeihlich ist das Hysteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Essex gab. Es ist falsch, daß er sie nach seiner unglücklichen Expedition in Irland bekam; er hatte sie lange vorher bekommen; und es ist so wenig wahr, daß er damals den Zorn der Königin durch die geringste Erniedrigung zu besänftigen gesucht, daß er vielmehr auf die lebhafteste und edelste Art mündlich und schriftlich seine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu seiner Begnadigung auch nicht wieder den ersten Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die historische Unwissenheit des Herrn von Voltaire an? Ebenso wenig, als ihn die historische Unwissenheit des Corneille hätte angehen sollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieser gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille sei ein Roman: wenn er rührend ist, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter sich wahrer Namen bedienet hat?

Weswegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen? oder nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese, als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist Alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können.

Vier und zwanzigstes Stück.

Den 21. Julius 1767.

Wenn der Charakter der Elisabeth des Corneille das poetische Ideal von dem wahren Charakter ist, den die Geschichte der Königin dieses Namens beilegt; wenn wir in ihr die Unentschlüssigkeit, die Widersprüche, die Beängstigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein stolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Elisabeth, ich will nicht sagen, bei diesen und jenen Umständen wirklich verfallen ist, sondern auch nur verfallen zu können vermuthen lassen, mit wahren Farben geschildert finden: so hat der Dichter Alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, untersuchen; ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wol solcher Personen, über welche die Geschichte selbst in Zweifel ist, mit Zeugnissen belegen zu lassen: heißt ihn und seinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man diese Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung, noch Chicane sein. Denn Voltaire ist selbst ein tragischer Dichter, und ohnstreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meister in einer Kunst sein, und doch falsche Begriffe von der Kunst haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die ist, wie die ganze Welt weiß, sein Werk nun gar nicht. Was ihr in seinen Schriften hier und da ähnlich sieht, ist nichts, als Laune; aus bloßer Laune spielt er dann und wann in der Poetik den Historikus, in der Historie den Philosophen, und in der Philosophie den witzigen Kopf.

Sollte er umsonst wissen, daß Elisabeth acht und sechzig Jahr alt war, als sie den Grafen köpfen ließ? Im acht und sechzigsten Jahre noch verliebt, noch eifersüchtig! Die große Nase der Elisabeth dazu genommen, was für lustige Einfälle muß das geben? Freilich stehen diese lustigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; also da, wo sie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht, zu seinem Commentator zu sagen: „Mein Herr Notenmacher, diese Schwänke gehören in eure allgemeine Geschichte, nicht unter meinen Text. Denn es ist falsch, daß meine Elisabeth acht und sechzig Jahr alt ist. Weiset mir doch, wo ich das sage! Was ist in meinem Stücke, das euch hinderte, sie nicht ungefähr mit dem Essex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr sagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter: Welche Sie? Eure Elisabeth im Rapin de Thoyras; das kann sein. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras gelesen? Warum seid ihr so gelehrt? Warum vermengt ihr diese Elisabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernst, daß die Erinnerung bei dem und jenem Zuschauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal gelesen hat, lebhafter sein werde, als der sinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Aktrice in ihren besten Jahren auf ihn macht? Er sieht ja meine Elisabeth; und seine eigenen Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure acht und sechzigjährige Elisabeth ist. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als seinen eignen Augen?“ —

So ungefähr könnte sich auch der Dichter über die Rolle des Essex erklären. „Euer Essex im Rapin de Thoyras“, könnte er sagen, „ist nur der Embryo von dem meinigen. Was sich jener zu sein dünkte, ist meiner wirklich. Was jener, unter glücklichern Umständen, für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin selbst zugesteht; wollt ihr meiner Königin nicht ebenso viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Essex ist ein verdienter und großer, aber stolzer und unbiegsamer Mann. Eurer war in der That weder so groß, noch so unbiegsam: desto schlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegsam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe seinen Namen zu lassen.“

Kurz: die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von

Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wol, so brauche er sie! Nur daß man ihm hierauf ebenso wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Diesen Punkt von der historischen Wahrheit abgerechnet, bin ich sehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterschreiben. Essex ist ein mittelmäßiges Stück, sowol in Ansehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem seufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht sein kann, als aus edelmüthigem Stolze, sich nicht zu Entschuldigungen und Bitten herabzulassen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichste Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzose wol haben mußte. Der Styl ist in der Grundsprache schwach; in der Uebersetzung ist er oft kriechend geworden. Aber überhaupt ist das Stück nicht ohne Interesse, und hat hier und da glückliche Verse; die aber im Französischen glücklicher sind, als im Deutschen. „Die Schauspieler“, setzt der Herr von Voltaire hinzu, „besonders die in der Provinz, spielen die Rolle des Essex gar zu gern, weil sie in einem gestickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erscheinen können. Der Graf ist ein Held von der ersten Klasse, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens ist die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt so klein, daß die, welche nicht ganz schlecht sind, noch immer Zuschauer an sich ziehen, wenn sie von guten Akteurs nur aufgestutzet werden.“

Er bestätiget dieses allgemeine Urtheil durch verschiedene, einzelne Anmerkungen, die ebenso richtig, als scharfsinnig sind, und deren man sich vielleicht, bei einer wiederholten Vorstellung, mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichsten also hier mit; in der festen Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genusse nicht schadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am schärfesten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen sind, welche das Theater am fleißigsten besuchen.

„Die Rolle des Cecil ist eine Nebenrolle, und eine sehr frostige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in seiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narcissus geschildert hat.“

„Die vorgebliche Herzogin von Irton ist eine vernünftige, tugendhafte Frau, die sich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Elisabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieser Charakter würde sehr schön sein, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt sie blos die Stelle eines Freundes. Das ist für das Theater nicht hinlänglich.“

„Mich dünket, daß Alles, was die Personen in dieser Tragödie sagen und thun, immer noch sehr schielend, verwirret und unbestimmt ist. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verständlich, und jede Gesinnung plan und natürlich sein: das sind die ersten, wesentlichsten Regeln. Aber was will Essex? Was will Elisabeth? Worin besteht das Verbrechen des Grafen? Ist er schuldig, oder ist er fälschlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unschuldig hält, so muß sie sich seiner annehmen. Ist er aber schuldig: so ist es sehr unvernünftig, die Vertraute sagen zu lassen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu stolz dazu sei. Dieser Stolz schickt sich sehr wol für einen tugendhaften, unschuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwiesen ist. Er soll sich unterwerfen: sagt die Königin. Ist das wol die eigentliche Gesinnung, die sie haben muß, wenn sie ihn liebt? Wenn er sich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Elisabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich selbst: sagt die Königin. Ah, Madame; wenn es so weit mit Ihnen gekommen ist, wenn Ihre Leidenschaft so heftig geworden: so untersuchen Sie doch die Beschuldigungen Ihres Geliebten selbst, und verstatten nicht, daß ihn seine Feinde unter Ihrem Namen so verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwol ganz ohne Grund, heißt.“

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für schuldig oder für unschuldig hält. Er stellt der Königin vor, daß der Anschein öfters betrüge, daß man Alles von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit seiner Richter zu besorgen habe. Gleichwol nimmt er seine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieses nöthig, wenn er seinen Freund nicht strafbar glaubte? Aber was soll der Zuschauer glauben? Der weiß ebenso wenig, woran er mit der Verschwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn ist.“

„Salisbury sagt der Königin, daß man die Unterschrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt sich im Geringsten nicht einfallen, einen so wichtigen Umstand näher zu untersuchen. Gleichwol war sie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf diese Eröffnung, die sie doch begierigst hätte ergreifen müssen. Sie erwidert blos mit andern Worten, daß der Graf allzu stolz sei, und daß sie durchaus wolle, er solle um Gnade bitten.“

„Aber warum sollte er um Gnade bitten, wenn seine Unterschrift nachgemacht war?“

Fünf und zwanzigstes Stück.

Den 24. Julius 1767.

„Essex selbst betheuert seine Unschuld; aber warum will er lieber sterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann sie mit einem einzigen Worte zu Boden schlagen; und er thut es nicht. Ist das dem Charakter eines so stolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton so widersinnig handeln: so hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von seiner Leidenschaft mehr bemeistert zeigen müssen. Die Heftigkeit des Affekts kann Alles entschuldigen; aber in dieser Heftigkeit sehen wir ihn nicht.“

Der Stolz der Königin streitet unaufhörlich mit dem Stolze des Essex; ein solcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieser Stolz sie handeln läßt, so ist er bei der Elisabeth sowol, als bei dem Grafen, bloßer Eigensinn. Er soll mich um Gnade bitten; ich will sie nicht um Gnade bitten: das ist die ewige Leier. Der Zuschauer muß vergessen, daß Elisabeth entweder sehr abgeschmackt oder sehr ungerecht ist, wenn sie verlangt, daß der Graf sich ein Verbrechen soll vergeben lassen, welches er nicht begangen, oder sie nicht untersucht hat. Er muß es vergessen, und er vergißt es wirklich, um sich blos mit den Gesinnungen des Stolzes zu beschäftigen, der dem menschlichen Herzen so schmeichelhaft ist.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieses Trauerspiels ist, was sie sein sollte; alle sind verfehlt; und gleichwol hat es gefallen. Woher dieses Gefallen? Offenbar aus der Situation der Personen, die für sich selbst rührend ist. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führet, wird immer interessiren; die Vorstellung seines Schicksals macht, auch ohne alle Hilfe der Poesie, Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit selbst machen würde.“

So viel liegt für den tragischen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch diese allein können die schwächsten, verwirrtesten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer solche Stücke sind, in welchen sich gute Akteurs am vortheilhaftesten zeigen. Selten wird ein Meisterstück so meisterhaft vorgestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht, weil sie in dem Mittelmäßigen mehr von dem ihrigen hinzuthun können; vielleicht, weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu sein; vielleicht, weil in dem Mittelmäßigen Alles nur auf einer oder zwei hervorstehenden Personen beruhet, anstatt, daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Person ein Hauptakteur sein müßte, und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Essex können alle diese und mehrere Ursachen zusammen kommen. Weder der Graf, noch die Königin, sind von dem Dichter mit der Stärke geschildert, daß sie durch die Aktion nicht noch weit stärker werden könnten. Essex spricht so stolz nicht, daß ihn der Schauspieler nicht in jeder Stellung, in jeder Geberde, in jeder Miene, noch stolzer zeigen könnte. Es ist sogar dem Stolze wesentlich, daß er sich weniger durch Worte, als durch das übrige Betragen, äußert. Seine Worte sind öfters bescheiden, und es läßt sich nur sehen, nicht hören, daß es eine stolze Bescheidenheit ist. Diese Rolle muß also nothwendig in der Vorstellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben: je subalterner Cecil und Salisbury gespielt werden, desto mehr ragt Essex hervor. Ich darf es also nicht erst lange sagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgiltigste Akteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Elisabeth ist es nicht völlig so; aber doch kann sie auch schwerlich ganz verunglücken. Elisabeth ist so zärtlich, als stolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz

beides zugleich sein kann; aber wie eine Aktrice beides gleich gut vorstellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur selbst trauen wir einer stolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit, und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, sage ich: denn die Kennzeichen des einen widersprechen den Kennzeichen des andern. Es ist ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig sind; hat sie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, so kann sie die Leidenschaft, die sich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber schwerlich werden wir ihr glauben, daß sie dieselbe so lebhaft empfindet, als sie sagt. Wie kann eine Aktrice nun weiter gehen, als die Natur? Ist sie von einem majestätischen Wuchse, tönt ihre Stimme voller und männlicher, ist ihr Blick dreist, ist ihre Bewegung schnell und herzhaft: so werden ihr die stolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie steht es mit den zärtlichen? Ist ihre Figur hingegen weniger imponirend; herrscht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein bescheidnes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; ist in ihrer Bewegung mehr Anstand und Würde, als Kraft und Geist: so wird sie den zärtlichen Stellen die völligste Genüge leisten; aber auch den stolzen? Sie wird sich nicht verderben, ganz gewiß nicht; sie wird sich noch genug absetzen; wir werden eine beleidigte, zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur eine Elisabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hause zu schicken. Ich meine also, die Aktricen, welche die ganze doppelte Elisabeth uns gleich täuschend zu zeigen vermögend wären, dürften noch seltner sein, als die Elisabeths selber; und wir können und müssen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut gespielt, und die andere nicht ganz verwahrloset wird.

Madame Löwenhat in der Rolle der Elisabeth sehr gefallen; aber, jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf sie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die stolze Monarchin, sehen und hören lassen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre bescheidene Aktion, ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unser Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinstert, wenn es kaum anders sein kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin, oder diese unter jener leiden sollte: so, glaube ich, ist es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit, verloren geht.

Es ist nicht blos eigensinniger Geschmack, wenn ich so urtheile; noch weniger ist es meine Absicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meisterin in ihrer Kunst sein würde, wenn ihr diese Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künstler, er sei von einem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltner beurtheilet wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studieren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte sagen, daß sich Gründe anführen lassen, warum es besser ist, wenn die Aktrice mehr die zärtliche, als die stolze Elisabeth ausdrückt. Stolz muß sie sein, das ist ausgemacht: und daß sie es ist, das hören wir. Die Frage ist nur, ob sie zärtlicher, als stolz, oder stolzer, als zärtlich scheinen soll; ob man, wenn man unter zwei Aktricen zu wählen hätte, lieber die zur Elisabeth nehmen sollte, welche die beleidigte Königin, mit allem drohenden Ernste, mit allen Schrecken der rächerischen Majestät, auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eifersüchtige Liebhaberin, mit allen kränkenden Empfindungen der verschmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängstigung über seine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über seinen Verlust, angemessener wäre? Und ich sage: diese!

Denn erstlich wird dadurch die Verdoppelung des nämlichen Charakters vermieden. Essex ist stolz; und wenn Elisabeth auch stolz sein soll, so muß sie es wenigstens auf eine andere Art sein. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders, als dem Stolze untergeordnet sein kann, so muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf sich eine höhere Miene giebt, als ihm zukömmt; so muß die Königin etwas weniger zu sein scheinen, als sie ist. Beide auf Stelzen, mit der Nase nur immer in der Luft, einhertreten, Beide mit Verachtung auf Alles, was um sie ist, herabblicken lassen, würde die ekelste Einförmigkeit sein. Man muß nicht glauben können, daß Elisabeth, wenn sie an des Essex Stelle wäre, ebenso, wie Essex, handeln würde. Der Ausgang weiset es, daß sie nachgebender ist, als er; sie muß also auch gleich vom Anfange nicht so hoch daherfahren, als er. Wer sich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anstrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wissen darum doch, daß Elisabeth die Königin ist, wenn sich gleich Essex das königlichere Ansehen giebt.

Zweitens ist es in dem Trauerspiele schicklicher, daß die Personen in ihren Gesinnungen steigen, als daß sie fallen. Es ist schicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein stolzer von der Zärtlichkeit sich fortreißen läßt. Jener scheint sich zu erheben, dieser zu sinken. Eine ernsthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der Alles scheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorsam verschaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird, und nach den kleinen Bedürfnissen ihrer Leidenschaft seufzet, ist fast, fast lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eifersucht erinnert, daß sie Königin ist, erhebt sich über sich selbst, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Den 28. Julius 1767.

Den ein und dreißigsten Abend (Mittwochs den 10. Junius) ward das Lustspiel der Madame Gottsched, die Hausfranzösin oder die Mamsell, aufgeführet.

Dieses Stück ist eines von den sechs Originalen, mit welchen 1744, unter Gottschedischer Geburtshilfe, Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward. Man sagt, es sei, zur Zeit seiner Neuheit, hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdienet: gar keinen. Das Testament, von eben derselben Verfasserin, ist noch so etwas; aber die Hausfranzösin ist ganz und gar nichts. Noch weniger, als nichts: denn sie ist nicht allein niedrig, und platt, und kalt, sondern noch oben darein schmutzig, ekel, und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von diesem Allen schenken wird. —

Den zwei und dreißigsten Abend (Donnerstags den 11. Junius) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orchester bei unsern Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, so haben Kenner schon längst gewünscht, daß die Musik, welche vor und zwischen und nach dem Stücke gespielt wird, mit dem Inhalte desselben mehr übereinstimmen möchte. Herr Scheibe ist unter den Musicis derjenige, welcher zuerst hier ein ganz neues Feld für die Kunst bemerkte. Da er einsahe, daß, wenn die Rührung des Zuschauers nicht auf eine unangenehme Art geschwächt und unterbrochen werden sollte, ein jedes Schauspiel seine eigene musikalische Begleitung erfordere, so machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Versuch, besondere, diesen Stücken entsprechende Symphonien zu verfertigen, welche bei der Gesellschaft der Neuberin, hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführet wurden; sondern ließ sich auch in einem besondern Blatte seines kritischen Musikus umständlich darüber aus, was überhaupt der Komponist zu beobachten habe, der in dieser neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien," sagt er, „die zu einem Schauspiele verfertiget werden, sollen sich auf den Inhalt und die Beschaffenheit desselben beziehen. Es gehören also zu den Trauerspielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Lustspielen. So verschieden die Tragödien und Komödien unter sich selbst sind, so verschieden muß auch die dazu gehörige Musik sein. Insbesondere aber hat man auch wegen der verschiedenen Abtheilungen der Musik in den Schauspielen auf die Beschaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu sehen. Daher muß die Anfangssymphonie sich auf den ersten Aufzug des Stückes beziehen; die Symphonien aber, die zwischen den Aufzügen vor-

kommen, müssen theils mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufzuges, theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzuges übereinkommen; sowie die letzte Symphonie dem Schlusse des letzten Aufzuges gemäß sein muß."

„Alle Symphonien zu Trauerspielen müssen prächtig, feurig und geistreich gesetzt sein. Insonderheit aber hat man den Charakter der Hauptpersonen und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach seine Erfindung einzurichten. Dieses ist von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald diese, bald jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff gewesen ist. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat: so wird man gleich sehen, daß sich keineswegs einerlei Musik dazu schicket. Ein Trauerspiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden oder die Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch solche Symphonien, die gewissermaßen das Prächtige und Ernsthafte der Kirchenmusik beweisen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Trauerspiele herrschen: so muß auch die Musik weit feuriger und lebhafter sein. Von dieser letztern Art sind die Trauerspiele: Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordert hingegen schon eine etwas veränderte Musik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in diesen Stücken von einer andern Beschaffenheit sind und mehr Veränderung der Affekte zeigen."

„Ebenso müssen die Komödiensymphonien überhaupt frei, fließend, und zuweilen auch scherzhaft sein; insbesondere aber sich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. Sowie die Komödie bald ernsthafter, bald verliebter, bald scherzhafter ist, so muß auch die Symphonie beschaffen sein. Z. E. die Komödien, der Falke und die beiderseitige Unbeständigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlorne Sohn. So würden sich auch nicht die Symphonien, die sich zum Geizigen, oder zum Kranken in der Einbildung, sehr wol schicken möchten, zum Unentschlüssigen oder zum Zerstreuten, schicken. Jene müssen schon lustiger und scherzhafter sein, diese aber verdrießlicher und ernsthafter."

„Die Anfangssymphonie muß sich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß sie auch den Anfang desselben vorbereiten, und folglich mit dem ersten Auftritte übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen bestehen, sowie es der Komponist für gut findet. — Die Symphonien zwischen den Aufzügen aber, weil sie sich nach dem Schlusse des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten sollen, werden am natürlichsten zwei Sätze haben können. Im ersten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende sehen. Doch ist solches nur allein nöthig, wenn die Affekte einander allzu sehr entgegen sind; sonst kann man auch wol nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfnisse der Vorstellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. s. w. indeß besorget werden können. — Die Schlußsymphonie endlich muß mit dem Schlusse des Schauspiels auf das Genaueste übereinstimmen, um die Begebenheit den Zuschauern desto nachdrücklicher zu machen. Was ist lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weise sein Leben verloren hat, und es folgt eine lustige und lebhafte Symphonie darauf? Und was ist abgeschmackter, als wenn sich die Komödie auf eine fröhliche Art endiget, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" — —

„Da übrigens die Musik zu den Schauspielen blos allein aus Instrumenten bestehet, so ist eine Veränderung derselben sehr nöthig, damit die Zuhörer desto gewisser in der Aufmerksamkeit erhalten werden, die sie vielleicht verlieren möchten, wenn sie immer einerlei Instrumente hören sollten. Es ist aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangssymphonie sehr stark und vollständig ist, und also desto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Instrumente muß also vornehmlich in den Zwischensymphonien erscheinen. Man muß aber wol urtheilen, welche Instrumente sich am besten zur Sache schicken, und womit man dasjenige am gewissesten ausdrücken kann, was man ausdrücken soll. Es muß also auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man seine Absicht geschickt und sicher erreichen will. Sonderlich aber ist es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwischensymphonien einerlei Veränderung der Instrumente anwendet. Es ist allemal besser und angenehmer, wenn man diesen Uebelstand vermeidet."

Dieses sind die wichtigsten Regeln, um auch hier die Tonkunst und Poesie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe sie lieber mit den Worten eines Tonkünstlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der sich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunstrichter bekommen nicht selten von den Musicis den Vorwurf, daß sie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunst zu leisten im Stande sei. Die mehresten müssen es von ihren Kunstverwandten erst hören, daß die Sache zu bewerkstelligen ist, ehe sie die geringste Aufmerksamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln selbst waren leicht zu machen; sie lehren nur, was geschehen soll, ohne zu sagen, wie es geschehen kann. Der Ausdruck der Leidenschaften, auf welchen Alles dabei ankömmt, ist noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es schon Tonkünstler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich sind, so mangelt es doch unstreitig noch an einem Philosophen, der ihnen die Wege abgelernt, und allgemeine Grundsätze aus ihren Beispielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger diese Beispiele werden, je mehr sich die Materialien zu dieser Herleitung sammeln, desto eher können wir sie uns versprechen; und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünstler in dergleichen dramatischen Symphonien geschehen könnte. In der Vokalmusik hilft der Text dem Ausdrucke allzusehr nach; der schwächste und schwankendste wird durch die Worte bestimmt und verstärkt: in der Instrumentalmusik hingegen fällt diese Hilfe weg, und sie sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtschaffen sagt. Der Künstler wird also hier seine äußerste Stärke anwenden müssen; er wird unter den verschiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die sie am deutlichsten ausdrücken; wir werden diese öfterer hören, wir werden sie mit einander öfterer vergleichen, und durch die Bemerkung dessen, was sie beständig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unser Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von selbst. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unsers Theaters hat man sich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orchester in einen bessern Stand zu setzen, sondern es haben sich auch würdige Männer bereit finden lassen, die Hand an das Werk zu legen, und Muster in dieser Art von Compositionen zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen sind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigne Symphonien verfertiget; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Den 31. Julius 1767.

Ich will es versuchen, einen Begriff von der Musik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein sinnliches Vergnügen ist, desto weniger läßt es sich mit Worten beschreiben; man kann nicht wol anders, als in allgemeine Lobsprüche, in unbestimmte Ausrufungen, in kreischende Bewunderung damit verfallen, und diese sind ebenso ununterrichtend für den Liebhaber, als ekelhaft für den Virtuosen, den man zu ehren vermeinet; — sondern blos nach den Absichten, die ihr Meister dabei gehabt, und nach den Mitteln überhaupt, deren er sich, zur Erreichung derselben, bedienen wollen.

Die Anfangssymphonie bestehet aus drei Sätzen. Der erste Satz ist ein Largo nebst den Violinen, mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß ist durch Fagotte verstärkt. Sein Ausdruck ist ernsthaft; manchmal gar wild und stürmisch; der Zuhörer soll vermuthen, daß er ein Schauspiel ungefähr dieses Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieses Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewissensangst, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran; und der zweite Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beschäftiget sich also mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satze vermischen sich die beweglichen Tonwendungen mit stolzen; denn die Bühne eröffnet sich mit mehr, als gewöhnlicher Pracht; Semiramis nahet sich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie diese Herrlichkeit das Auge spüren muß, soll sie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter ist Allegretto, und die Instrumente sind, wie in dem ersten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige besondere, kleinere Sätze haben.

Die Musik zwischen den Akten hat durchgängig nur einen einzigen Satz, dessen Ausdruck sich auf das Vorhergehende be-

ziehet. Einen zweiten, der sich auf das Folgende bezöge, scheinet Herr Agricola also nicht zu billigen. Ich würde hierin sehr seines Geschmackes sein. Denn die Musik soll dem Dichter nichts verderben; der tragische Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraschende, mehr, als ein anderer; er läßt seinen Gang nicht gern voraus verrathen; und die Musik würde ihn verrathen, wenn sie die folgende Leidenschaft angeben wollte. Mit der Anfangssymphonie ist es ein anders; sie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch sie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben, und nicht stärker, nicht bestimmter, als ihn ungefähr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wol das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verschiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen soll, müssen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieser Grund wider einen zweiten Satz zwischen den Akten ist aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der sich aus den Schranken der Musik ergiebt, bestärkt. Denn gesetzt, daß die Leidenschaften, welche in zwei auf einander folgenden Akten herrschen, einander ganz entgegen wären, so würden nothwendig auch die beiden Sätze von ebenso widriger Beschaffenheit sein müssen. Nun begreife ich sehr wol, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenschaft zu der ihr entgegenstehenden, zu ihrem völligen Widerspiele, ohne unangenehme Gewaltsamkeit bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er steiget die ganze Leiter von Sprosse zu Sprosse, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringsten Sprung zu thun. Aber kann dieses auch der Musikus? Es sei, daß er es in Einem Stücke, von der erforderlichen Länge, ebenso wol thun könne; aber in zwei besondern, von einander gänzlich abgesetzten Stücken, muß der Sprung, z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame, nothwendig sehr merklich sein und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußersten in das Andere, aus der Finsterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Itzt zerschmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal sollen wir rasen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unsere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen Andern? Alles das kann die Musik nicht bestimmen; sie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unserer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume; und alle diese unordentlichen Empfindungen sind mehr abmattend, als ergetzend. Die Poesie hingegen läßt uns den Faden unserer Empfindungen nie verlieren; hier wissen wir nicht allein, was wir empfinden sollen, sondern auch, warum wir es empfinden sollen; und nur dieses Warum macht die plötzlichsten Uebergänge nicht allein erträglich, sondern auch angenehm. In der That ist diese Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Musik aus der Vereinigung mit der Poesie ziehet; ja vielleicht der allergrößte. Denn es ist bei weitem nicht so nothwendig, die allgemeinen, unbestimmten Empfindungen der Musik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewissen einzeln Gegenstand der Freude einzuschränken, weil auch jene dunkeln, schwanken Empfindungen noch immer sehr angenehm sind; als nothwendig es ist, abstechende, widersprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um sie durch diese Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannigfaltiges, sondern auch Uebereinstimmung des Mannigfaltigen bemerke. Nun aber würde, bei dem doppelten Satze zwischen den Akten eines Schauspiels, diese Verbindung erst hinten nach kommen; wir würden es erst hinten nach erfahren, warum wir aus einer Leidenschaft in eine ganz entgegengesetzte überspringen müssen: und das ist für die Musik so gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal seine üble Wirkung gethan, und er hat uns darum nicht weniger beleidiget, weil wir nun einsehen, daß er uns nicht hätte beleidigen sollen. Man glaube aber nicht, daß sonach überhaupt alle Symphonien verwerflich sein müßten, weil alle aus mehrern Sätzen bestehen, die von einander unterschieden sind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas Anders aus, aber nicht etwas Verschiednes; oder vielmehr, sie drücken das Nämliche, und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verschiednen Sätzen verschiedne, sich widersprechende Leidenschaften ausdrückt, ist ein musikalisches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenschaft herrschen, und jeder besondere Satz muß eben dieselbe Leidenschaft, blos mit verschiednen Abänderungen, es sei nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherlei Vermischungen mit verwandten andern Leidenschaften, ertönen lassen, und in uns zu erwecken suchen. Die Anfangssymphonie war vollkommen von dieser Beschaffenheit; das Ungestüme des ersten Satzes zerfließt in das Klagende des zweiten, welches sich in dem dritten zu einer Art von feierlichen Würde erhebet. Ein Tonkünstler, der sich in seinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affekt abbricht, um mit dem folgenden einen neuen, ganz verschiednen Affekt anzuheben, und auch diesen fahren läßt, um sich in einen dritten, ebenso verschiednen, zu werfen, kann viel Kunst ohne Nutzen verschwendet haben; kann überraschen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unserm Herzen sprechen, und sympathetische Regungen in ihm erwecken will, muß ebenso wol Zusammenhang beobachten, als wer unsern Verstand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zusammenhang, ohne die innigste Verbindung aller und jeder Theile, ist die beste Musik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig ist; nur der Zusammenhang macht sie zu einem festen Marmor, an dem sich die Hand des Künstlers verewigen kann.

Der Satz nach dem ersten Akte sucht also lediglich die Besorgnisse der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter diesen Akt gewidmet hat; Besorgnisse, die noch mit einiger Hoffnung vermischt sind: ein Andante mesto, blos mit gedämpften Violinen und Bratsche.

In dem zweiten Akte spielt Assur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Musik bestimmen sollte. Ein Allegro assai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitspielende Fagotte verstärkt, drückt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch sich wieder erholenden Stolz dieses treulosen und herrschsüchtigen Ministers aus.

In dem dritten Akte erscheint das Gespenst. Ich habe, bei Gelegenheit der ersten Vorstellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire diese Erscheinung auf die Anwesenden machen läßt. Aber der Tonkünstler hat sich, wie billig, daran nicht gekehrt; er holt es nach, was der Dichter unterlassen hat, und ein Allegro aus dem E moll, mit der nämlichen Instrumentenbesetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verschiedentlich abwechseln, schildert kein stummes und träges Erstaunen, sondern die wahre wilde Bestürzung, welche eine dergleichen Erscheinung unter dem Volke verursachen muß.

Die Beängstigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unser Mitleid; wir bedauern die Reuende, so schuldig wir auch die Verbrecherin wissen. Bedauern und Mitleid läßt also auch die Musik ertönen: in einem Larghetto aus dem A moll, mit gedämpften Violinen und Bratsche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folget auch auf den fünften Akt nur ein einziger Satz, ein Adagio aus dem E dur, nächst den Violinen und der Bratsche, mit Hörnern, mit verstärkenden Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbasse gehen. Der Ausdruck ist den Personen des Trauerspiels angemessene, und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rücksicht, wie mich deucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde ebenso würdig, als mächtig, erhebt.

Die Absichten eines Tonkünstlers merken, heißt ihm zugestehen, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll kein Räthsel sein, dessen Deutung ebenso mühsam, als schwankend ist. Was ein gesundes Ohr am geschwindesten in ihm vernimmt, das und nichts anders hat er sagen wollen; sein Lob wächst mit jeder Verständlichkeit; je leichter, je allgemeiner diese, desto verdienter jenes. — Es ist kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Hrn. Agricola ist es ein so viel größerer, daß in dieser seiner Composition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

Acht und zwanzigstes Stück.

Den 4. August 1767.

Den drei und dreißigsten Abend (Freitags den 12. Junius) ward die Nanie wiederholt, und den Beschluß machte der Bauer mit der Erbschaft, aus dem Französischen des Marivaux.

Dieses kleine Stück ist hier Waare für den Platz, und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben lassen, von dem er hundert tausend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben, wie vornehme Leute leben, erhebt seine Lise

zur Madame, findet geschwind für seinen Hans und für seine Grete eine ansehnliche Partie, Alles ist richtig, aber der hinkende Bote kömmt nach. Der Makler, bei dem die hundert tausend Mark gestanden, hat Bankerott gemacht, Jürge ist wieder nichts, wie Jürge, Hans bekömmt den Korb, Grete bleibt sitzen, und der Schluß würde traurig genug sein, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; gesund und vergnügt waren sie, gesund und vergnügt bleiben sie.

Diese Fabel hätte jeder erfinden können; aber Wenige würden sie so unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligste Laune, der schnurrigste Witz, die schalkischste Satyre, lassen uns vor Lachen kaum zu uns selbst kommen; und die naive Bauernsprache giebt Allem eine ganz eigene Würze. Die Uebersetzung ist von Krieger, der das französische Patois in den hiesigen platten Dialekt meisterhaft zu übertragen gewußt hat. Es ist nur Schade, daß verschiedene Stellen höchst fehlerhaft und verstümmelt abgedruckt worden. Einige müßten nothwendig in der Vorstellung berichtiget und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der ersten Scene:

Jürge. He, he, he! Giv mie doch fief Schilling kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Lise. He, he, he! Segge doch, heft du Schrullen med dienen fief Schilling kleen Geld? wat wist du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie fief Schilling kleen Geld, seg ik die. Lise. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düssen Jungen, de mie mienen Bündel op dee Reise bed in unse Dörp dragen hed, un ik bün ganß licht un sacht hergahn. Lise. Büst du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wielt veel kummoder is.

Lise. Da heest du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch resnabel. Wo veel maaktt? So veel is dat. Een Maark hed se mie dahn; da, da ist. Nehmtt hen; so ist richdig.

Lise. Un du verdeihst fief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik met ehm doch en Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von Ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, ji dörftt man seggen. Maake Fro, smiet ehm noch een Schillink hen; bi uns regnet man so.

Wie ist das? Jürge ist zu Fuße gegangen, weil es kommoder ist? Er fodert fünf Schillinge, und seine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau soll dem Jungen noch einen Schilling hinschmeißen? warum thut er es nicht selbst? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Französische wird man sich schwerlich aus dem Hause finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, sondern mit der Kutsche: und darauf geht sein „Wielt veel kummoder is." Aber die Kutsche gieng vielleicht bei seinem Dorfe nur vorbei, und von da, wo er abstieg, ließ er sich bis zu seinem Hause das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, sondern das hat er für die Kutsche bezahlen müssen, und er erzählt ihr nur, wie geschwind er mit dem Kutscher darüber fertig geworden.

Den vier und dreißigsten Abend (Montags den 29sten Junius) ward der Zerstreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube schwerlich, daß unsere Großväter den deutschen Titel dieses Stücks verstanden hätten. Noch Schlegel übersetzte Distrait durch Träumer. Zerstreut sein, ein Zerstreuter, ist lediglich nach der Analogie des Französischen gemacht. Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen; sondern wir wollen sie brauchen, nachdem sie einmal gemacht sind. Man versteht sie nunmehr, und das ist genug.

Regnard brachte seinen Zerstreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringsten Beifall. Aber vier und dreißig Jahr darauf, als ihn die Komödianten wieder vorsuchten, fand er einen so viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten sie beide nicht Unrecht. Jenes strenge Publikum verwarf das Stück als eine gute, förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab; dieses geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es ist: für eine Farce, für ein Possenspiel, das zu lachen machen soll; man lachte, und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

— non satis est risu diducere rictum
Auditoris — — —

und dieses:

— et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Versification, die noch dazu sehr fehlerhaft und nachläßig ist, kann dem Regnard dieses Lustspiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter seiner Hauptperson fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmsten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu lassen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel sagen.

Wider dieses Urtheil ist nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität fassen will, desto mehr. Ein Zerstreuter soll kein Vorwurf für die Komödie sein. Warum nicht? Zerstreut sein, sagt man, sei eine Krankheit, ein Unglück; und kein Laster. Ein Zerstreuter verdiene ebenso wenig ausgelacht zu werden, als einer, der Kopfschmerzen hat. Die Komödie müsse sich nur mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. Wer aber von Natur zerstreut sei, der lasse sich durch Spöttereien ebenso wenig bessern, als ein Hinkender.

Aber ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung, als üble Angewohnheit sein? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, seinen itzigen sinnlichen Eindrücken zu Folge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt; sie ist nur abwesend, sie ist nur anderwärts thätig. Aber so gut sie dort sein kann, so gut kann sie auch hier sein; es ist ihr natürlicher Beruf, bei den sinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu sein; es kostet Mühe, sie dieses Berufs zu entwöhnen, und es sollte unmöglich sein, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es sei; die Zerstreuung sei unheilbar: wo steht es denn geschrieben, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Aber lachen und verlachen ist sehr weit auseinander. Wir können über einen Menschen lachen, bei Gelegenheit seiner lachen, ohne ihn im Geringsten zu verlachen. So unstreitig, so bekannt dieser Unterschied ist, so sind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rousseau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entstanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, sagt er z. E., macht uns über den Misanthropen zu lachen; und doch ist der Misanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiset sich also als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Misanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt, wer er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entspringt, in die ihn der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Hochachtung nicht das Geringste. Der Zerstreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir schätzen seine übrigen guten Eigenschaften, wie wir sie schätzen sollen; ja ohne sie würden wir nicht einmal über seine Zerstreuung lachen können. Man gebe diese Zerstreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und sehe, ob sie noch lächerlich sein wird? Widrig, ekel, häßlich wird sie sein; nicht lächerlich.

Neun und zwanzigstes Stück.

Den 7. August 1767.

Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger blos und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer, allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst; in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe: eingeräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern könne — desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelten Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Auch dem Frei-

gebigen ist der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht spielt, ist der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die sie nicht haben, haben Andere, mit welchen sie leben müssen; es ist ersprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Collision kommen kann; ersprießlich, sich wider alle Eindrücke des Beispiels zu verwahren. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arzenei; und die ganze Moral hat kein kräftigers, wirksamers, als das Lächerliche. —

Das Räthsel, oder: Was den Damen am meisten gefällt, ein Lustspiel in einem Aufzuge von Herr Löwen machte diesen Abend den Beschluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und Mährchen geschrieben hätten, so würde das französische Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müssen. Am meisten hat sich die komische Oper aus diesen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plait aux dames gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Lustspiele von vier Aufzügen, welches, unter dem Titel La Fée Urgèle, von den italienischen Komödianten zu Paris im December 1765 aufgeführet ward. Herr Löwen scheinet nicht sowol dieses Stück, als die Erzählung des Voltaire selbst, vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung einer Bildsäule mit auf den Marmorblock zu sehen hat, aus welchem sie gemacht worden; wenn die primitive Form dieses Blockes es zu entschuldigen vermag, daß dieses oder jenes Glied zu kurz, diese oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: so ist die Kritik auf einmal abgewiesen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung seines Stücks in Anspruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrscheinlicheres, wer da kann! Herr Löwen selbst giebt sein Räthsel für nichts anders, als für eine kleine Plaisanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn sie gut gespielt wird. Verwandlung und Tanz und Gesang concurriren zu dieser Absicht; und es wäre bloßer Eigensinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo ist zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeister, der das Abgeschmackte und Wahnsinnige der irrenden Ritterschaft einsieht, sich nicht so recht in eine Fabel passen will, die sich auf die Wirklichkeit der Zauberei gründet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie gesagt, es ist eine Plaisanterie; und Plaisanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünf und dreißigsten Abend (Mittwochs den 1. Julius) ward, in Gegenwart Sr. Königl. Majestät von Dänemark, die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er sich auf dieses Trauerspiel das Meiste einbilde, daß er es weit über seinen Cinna und Cid setze, daß seine übrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in diesem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, starke Verse, ein gründliches Raisonnement, heftige Leidenschaften, ein von Akt zu Akt immer wachsendes Interesse. —

Es ist billig, daß wir uns bei dem Meisterstücke dieses großen Mannes verweilen.

Die Geschichte, auf die es gebauet ist, erzählt Appianus Alexandrinus, gegen das Ende seines Buchs von den syrischen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener einige Zeit an dem Hofe ihres Königes Phraates, mit dessen Schwester Rodogune er sich vermählte. Inzwischen bemächtigte sich Diodotus, der den vorigen Königen gedienet hatte, des syrischen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter dessen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber schaffte er den jungen König aus dem Wege, setzte sich selbst die Krone auf und gab sich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schicksal desselben und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs zu Rhodus, wo er sich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon, und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er seine Waffen gegen den Phraates, und foderte die Befreiung seines Bruders. Phraates, der sich des Schlimmsten besorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts desto weniger kam es zwischen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieser den kürzern zog, und sich aus Verzweiflung selbst entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in sein Reich gekehret war, ward von seiner Gemahlin Cleopatra aus Haß gegen die Rodogune umgebracht; obschon Cleopatra selbst, aus Verdruß über diese Heirath, sich mit dem nämlichen Antiochus, seinem Bruder, vermählet hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon sie den ältesten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, eigenhändig mit einem Pfeile erschoß; es sei nun, weil sie besorgte, er möchte den Tod seines Vaters an ihr rächen, oder weil sie sonst ihre grausame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngste Sohn hieß Antiochus; er folgte seinem Bruder in der Regierung, und zwang seine abscheuliche Mutter, daß sie den Giftbecher, den sie ihm zugedacht hatte, selbst trinken mußte."

In dieser Erzählung lag Stoff zu mehr, als einem Trauerspiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekostet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erschaffen, kostete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die usurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grausam genug rächen zu können glaubet. Diese also nahm er heraus; und es ist unstreitig, daß sonach sein Stück nicht Rodogune, sondern Cleopatra heißen sollte. Er gestand es selbst, und nur weil er besorgte, daß die Zuhörer diese Königin von Syrien mit jener berühmten, letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechseln dürften, wollte er lieber von der zweiten, als von der ersten Person den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich," sagte er, „dieser Freiheit um so eher bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten selbst es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach seinem Helden zu benennen, sondern es ohne Bedenken auch wol nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat, und weit episodischer ist, als Rodogune; so hat z. E. Sophokles eines seiner Trauerspiele „die Trachinerinnen" genannt, welches man itziger Zeit schwerlich anders, als „den sterbenden Herkules" nennen würde." Diese Bemerkung ist an und für sich sehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; sie glaubten im Geringsten nicht, daß er den Inhalt angeben müsse; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterschieden ward, und hiezu ist der kleinste Umstand hinlänglich. Allein, gleichwol glaube ich schwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er „die Trachinerinnen" überschrieb, würde haben „Deianira" nennen wollen. Er stand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführerischen Titel zu geben, einen Titel, der unsere Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt richtet, dessen möchte er sich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Besorgniß des Corneille gieng hiernächst zu weit; wer die ägyptische Cleopatra kennet, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten ist, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann sie auch mit dieser nicht verwechseln. Wenigstens hätte Corneille in dem Stück selbst den Namen Cleopatra nicht so sorgfältig vermeiden sollen; die Deutlichkeit hat in dem ersten Akte darunter gelitten; und der deutsche Uebersetzer that daher sehr wol, daß er sich über diese kleine Bedenklichkeit wegsetzte. Kein Scribent, am wenigsten ein Dichter, muß seine Leser oder Zuhörer so gar unwissend annehmen: er darf auch gar wol manchmal denken: was sie nicht wissen, das mögen sie fragen!

Dreißigstes Stück.

Den 11. August 1767.

Cleopatra, in der Geschichte, ermordet ihren Gemahl, erschießt den einen von ihren Söhnen, und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und sie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieselbe Quelle. Wenigstens läßt es sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eifersucht ein wüthendes Eheweib zu einer ebenso wüthenden Mutter machte. Sich eine zweite Gemahlin an die Seite gestellet zu sehen, mit dieser die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und stolzes Herz leicht zu dem Entschlusse, das gar nicht zu besitzen, was es nicht allein besitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der schuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An diese hatte die Mutter in der Hitze ihrer Leidenschaft nicht gedacht, oder nur als an ihre Söhne gedacht, von deren Ergebenheit sie versichert sei, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Eltern wählen müßte, ohnfehlbar sich für den zuerst beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber so nicht; der Sohn ward König, und der König sahe in der Cleopatra nicht die Mutter, sondern die Königsmörderin. Sie hatte Alles von ihm zu fürchten; und

von dem Augenblicke an, er Alles von ihr. Noch kochte die Eifersucht in ihrem Herzen; noch war der treulose Gemahl in seinen Söhnen übrig: sie fieng an Alles zu hassen, was sie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbsterhaltung stärkte diesen Haß; die Mutter war fertiger, als der Sohn; die Beleidigerin fertiger, als der Beleidigte; sie begieng den zweiten Mord, um den ersten ungestraft begangen zu haben; sie begieng ihn an ihrem Sohne, und beruhigte sich mit der Vorstellung, daß sie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beschlossen habe, daß sie eigentlich nicht morde, daß sie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schicksal des ältern Sohnes wäre auch das Schicksal des jüngern geworden; aber dieser war rascher, oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das sie ihm bereitet hat; ein unmenschliches Verbrechen rächet das andere; und es kömmt blos auf die Umstände an, auf welcher Seite wir mehr Verabscheuung oder mehr Mitleid empfinden sollen.

Dieser dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts: für den Stümper Alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter, wunderbarer Zwischenfall; Alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizet das Genie; und den Stümper schrecket er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurück zu führen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen; Alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, sondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche gehet, wenn er sich an Werke waget, die dem Genie allein vorgesparet bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese mit einander zu verbinden, ihre Faden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz; und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiednen Farben entstehet denn eine Contextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennet: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der andern anders erscheinet; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille seinen Stoff mehr, als ein Genie, oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieser Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt; der Witz Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geschichte, ihren Gemahl aus Eifersucht um. Aus Eifersucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldin sein, die noch wol ihren Mann gerne verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß sie nicht so sehr schmerzen, als daß Rodogune Königin sein soll, wie sie; das ist weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal ist der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünstelteres Laster, als die Eifersucht. Zweitens ist der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüstete das weibliche Geschlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltthätigkeiten aus; es soll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur seine Reize sollen es mächtig machen; nur durch Liebkosungen soll es herrschen, und soll nicht mehr beherrschen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrschen, blos des Herrschens wegen, gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet sind, die keine andere Glückseligkeit kennet, als zu gebieten, zu tyrannisiren, und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu setzen; so eine Frau kann wol einmal, auch mehr als einmal, wirklich gewesen sein, aber sie ist demohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die so eine Frau ist, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, sich alle Verbrechen erlaubet, die mit nichts, als mit machiavellischen Maximen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts, und Medea ist gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grausamkeiten, welche Medea begeht, begeht sie aus Eifersucht. Einer zärtlichen, eifersüchtigen Frau will ich noch Alles vergeben; sie ist das, was sie sein soll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize, Frevelthaten verübet, empört sich das ganze Herz; und alle Kunst des Dichters kann sie uns nicht interessant machen. Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen; und wenn wir unsere Neugierde gesättiget haben, so danken wir dem Himmel, daß sich die Natur nur alle tausend Jahre einmal so verirret, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Kenntniß uns ersprießlich sein könnte. Man gehe die ganze Geschichte durch; unter fünfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne gestürzet und ermordet haben, ist kaum eine, von der man nicht beweisen könnte, daß nur beleidigte Liebe sie zu diesem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter selbst zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat sich schwerlich eine so weit vergangen. Viele, nachdem sie als beleidigte Gattinnen die Regierung an sich gerissen, haben diese Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet: das ist wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürrischen, treulosen Gatten Alles, was die Unterwürfigkeit Kränkendes hat, zu sehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre, mit der äußersten Gefahr erlangte, Unabhängigkeit nicht um so viel schätzbarer hätte sein sollen. Aber sicherlich hat keine das bei sich gedacht und empfunden, was Corneille seine Cleopatra selbst von sich sagen läßt: die unsinnigsten Bravaden des Lasters. Der größte Bösewicht weiß sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht sich selbst zu überreden, daß das Laster, welches er begeht, kein so großes Laster sei, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es ist wider alle Natur, daß er sich des Lasters, als Lasters, rühmet; und der Dichter ist äußerst zu tadeln, der aus Begierde etwas Glänzendes und Starkes zu sagen, uns das menschliche Herz so verkennen läßt, als ob seine Grundneigungen auf das Böse, als auf das Böse, gehen könnten.

Dergleichen mißgeschilderte Charaktere, dergleichen schaudernde Tiraden, sind indeß bei keinem Dichter häufiger, als bei Corneillen, und es könnte leicht sein, daß sich zum Theil sein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es ist wahr, Alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig sein sollte, und wirklich auch keines fähig ist: das Laster. Den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen; aber nicht den Großen. Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.

Ein und dreißigstes Stück.

Den 14. August 1767.

In der Geschichte rächet sich Cleopatra blos an ihrem Gemahle; an Rodogunen konnte oder wollte sie sich nicht rächen. Bei dem Dichter ist jene Rache längst vorbei; die Ermordung des Demetrius wird blos erzählt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will seine Cleopatra nicht auf halbem Wege stehen lassen; sie muß sich noch gar nicht gerächet zu haben glauben, wenn sie sich nicht auch an Rodogunen rächet. Einer Eifersüchtigen ist es allerdings natürlich, daß sie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unversöhnlicher ist, als gegen ihren treulosen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie gesagt, ist wenig oder gar nicht eifersüchtig; sie ist blos ehrgeizig; und die Rache einer Ehrgeizigen sollte nie der Rache einer Eifersüchtigen ähnlich sein. Beide Leidenschaften sind zu sehr unterschieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen sein könnten. Der Ehrgeiz ist nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache streitet mit dem Edelmuthe zu sehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maß und Ziel sein sollte. So lange er seinen Zweck verfolgt, kennet sie keine Grenzen; aber kaum hat er diesen erreicht, kaum ist seine Leidenschaft befriediget, als auch seine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportionirt sie nicht sowol nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu besorgenden. Wer ihm nicht weiter schaden kann, von dem vergißt er es auch wol, daß er ihm geschadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er; und wen er verachtet, der ist weit unter seiner Rache. Die Eifersucht hingegen ist eine Art von Neid; und Neid ist ein kleines, kriechendes Laster, das keine andere Befriedigung kennet, als das gänzliche Verderben seines Gegenstandes. Sie tobet in einem Feuer fort; nichts kann sie versöhnen; da die Beleidigung, die

sie erwecket hat, nie aufhöret, die nämliche Beleidigung zu sein, und immer wächset, je länger sie dauert; so kann auch ihr Durst nach Rache nie erlöschen, die sie spät oder früh, immer mit gleichem Grimme, vollziehen wird. Gerade so ist die Rache der Cleopatra beim Corneille; und die Mißhelligkeit, in der diese Rache also mit ihrem Charakter stehet, kann nicht anders, als äußerst beleidigend sein. Ihre stolzen Gesinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, lassen sie uns als eine große, erhabne Seele betrachten, die alle unsere Bewunderung verdienet. Aber ihr tückischer Groll; ihre hämische Rachsucht gegen eine Person, von der ihr weiter nichts zu befürchten stehet; die sie in ihrer Gewalt hat; der sie, bei dem geringsten Funken von Edelmuthe, vergeben müßte; ihr Leichtsinn, mit dem sie nicht allein selbst Verbrechen begeht, mit dem sie auch Andern die unsinnigsten so plump und geradehin zumuthet: machen sie uns wiederum so klein, daß wir sie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß diese Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches, abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset, und die erste Stelle im Tollhause verdienet.

Aber nicht genug, daß Cleopatra sich an Rodogunen rächet: der Dichter will, daß sie es auf eine ganz ausnehmende Weise thun soll. Wie fängt er dieses an? Wenn Cleopatra selbst Rodogunen aus dem Wege schafft, so ist das Ding viel zu natürlich: denn was ist natürlicher, als seine Feindin hinzurichten? Gienge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß sie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählet gewesen; laßt uns erdichten, daß nach seinem Tode sich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge sind, daß dem ältesten der Thron gehöret, daß die Mutter es aber beständig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteste sei; laßt uns erdichten, daß sich endlich die Mutter entschlossen, dieses Geheimniß zu entdecken, oder vielmehr nicht zu entdecken, sondern an dessen Statt denjenigen für den ältesten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu setzen, welcher eine gewisse Bedingung eingehen wolle: laßt uns erdichten, daß diese Bedingung der Tod der Rodogune sei. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen sind in Rodogunen sterblich verliebt; wer von beiden seine Geliebte umbringen will, der soll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit setzen? Wir wollen versuchen. Laßt uns also weiter erdichten, daß Rodogune den Anschlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß sie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch sonst keinem Menschen es bekannt hat, noch bekennen will, daß sie fest entschlossen ist, unter den Prinzen weder diesen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahle zu wählen, daß sie allein den wählen wolle, welcher sich ihr am würdigsten erzeigen werde; Rodogune muß gerächet sein wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächet sein wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde seine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Diese Prinzen sind gut angekommen! Die sollen zu thun haben, wenn sie sich herauswickeln wollen! Die Mutter sagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde seine Geliebte! Und die Geliebte sagt: wer mich haben will, ermorde seine Mutter! Es versteht sich, daß es sehr tugendhafte Prinzen sein müssen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Respekt für den Teufel von Mama, und ebenso viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn sie nicht beide sehr tugendhaft sind, so ist die Verwicklung so arg nicht, als es scheinet; oder sie ist zu arg, daß es gar nicht möglich ist, sie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und schlägt die Prinzessin todt, um den Thron zu haben: damit ist es aus. Oder der andere geht hin und schlägt die Mutter todt, um die Prinzessin zu haben: damit ist es wieder aus. Oder sie gehen beide hin und schlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: so kann es gar nicht aus werden. Oder sie schlagen beide die Mutter todt und wollen beide das Mädchen haben: und so kann es wiederum nicht auswerden. Aber wenn sie beide fein tugendhaft sind, so will keiner weder die eine, noch die andere todt schlagen; so stehen sie beide hübsch und sperren das Maul auf, und wissen nicht, was sie thun sollen: und das ist eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch ein sehr sonderbares Ansehen bekommen, daß die Weiber darin ärger, als rasende Männer, und die Männer weibischer, als die armseligsten Weiber handeln: aber was schadet das? Vielmehr ist dieses ein Vorzug des Stückes mehr; denn das Gegentheil ist so gewöhnlich, so abgedroschen! —

Doch im Ernste: ich weiß nicht, ob es viel Mühe kostet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie versucht, ich möchte es auch schwerlich jemals versuchen. Aber das weiß ich, daß es einem sehr sauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen sind; weil nicht die mindeste Spur in der Geschichte davon zu finden. Diese Bedenklichkeit hätte sich Corneille immer ersparen können. „Vielleicht", sagt er, „dürfte man zweifeln, ob sich die Freiheit der Poesie so weit erstrecket, daß sie unter bekannten Namen eine ganze Geschichte erdenken darf; so wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzählung im ersten Akte, welche die Grundlage des Folgenden ist, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das Geringste vorkömmt, welches einigen historischen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Resultat einer Geschichte beibehalten, so sind alle vorläufigen Umstände, alle Einleitungen zu diesem Resultate in unserer Gewalt. Wenigstens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten ist völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und sehe, ob sie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Resultat, die letzten Wirkungen in den Begegnissen ihrer Heldin, zu welchen jeder auf einem besondern Wege, durch ihm eigenthümliche Mittel gelanget, so daß wenigstens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfassers sein muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Aristoteles zum Muster einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch sehr darnach aussieht, daß sie weiter nichts, als eine Erdichtung ist, indem sie sich blos auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem sie geopfert werden sollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeschoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo sowol die Haupthandlung, als die Episoden, sowol der Knoten, als die Auflösung, gänzlich erdichtet sind, und aus der Historie nichts, als die Namen haben."

Allerdings durfte Corneille mit den historischen Umständen nach Gutdünken verfahren. Er durfte z. E. Rodogunen so jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat sehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geschichte nachrechnet, daß Rodogune so jung nicht könne gewesen sein; sie habe den Demetrius geheirathet, als die beiden Prinzen, die itzt doch wenigstens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit gewesen wären. Was geht das den Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheirathet; sie war sehr jung, als sie der Vater heirathen wollte, und nicht viel älter, als sich die Söhne in sie verliebten. Voltaire ist mit seiner historischen Controle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in seiner allgemeinen Weltgeschichte dafür verificiren wollte!

Zwei und dreißigstes Stück.

Den 18. August 1767.

Mit den Beispielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele stellen sich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und sonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erste Bestimmung also gewesen, genau in die Fußtapfen der Geschichte zu treten, und weder zur Rechten, noch zur Linken auszuweichen. Aber sie irren sich. Denn schon Thespis ließ sich um die historische Richtigkeit ganz unbekümmert. Es ist wahr, er zog sich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu sagen, daß Solon sich besser auf die Gesetze des Staats, als der Dichtkunst verstanden: so läßt sich den Folgerungen, die man aus seiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunst bediente sich unter dem Thespis schon aller Vorrechte, als sie sich, von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Thespis ersann, erdichtete, ließ die bekanntesten Personen sagen und thun, was er wollte: aber er wußte seine Erdichtungen vielleicht weder wahrscheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen also nur

das Unwahre, ohne die geringste Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne sein Gegengift mit sich zu führen, leicht von übeln Folgen sein könnte.

Ich fürchte sehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts, als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle diese Erdichtungen? Machen sie in der Geschichte, die er damit überladet, das Geringste wahrscheinlicher? Sie sind nicht einmal für sich selbst wahrscheinlich. Corneille prahlte damit, als mit sehr wunderbaren Anstrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wol wissen sollen, daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten einen schöpfrischen Geist beweise.

Der Poet findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; ein solche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts, als das bloße Factum, und dieses ist ebenso gräßlich, als außerordentlich. Es giebt höchstens drei Scenen, und da es von allen nähern Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Scenen. — Was thut also der Poet?

So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit, oder die magere Kürze, der größere Mangel seines Stückes scheinen.

Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinlichen Verbrechen nicht wol anders, als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmählige Stufen durchzuführen; daß wir überall nichts, als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, von dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein empfinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu sein glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde: so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgnen Organisation desselben auf die Spur gekommen und sie zu entwickeln verstehet.

Hingegen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdienet, der weiter nichts, als ein witziger Kopf, als ein guter Versifikateur ist; dem, sage ich, wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare desselben zu finden vermeinet, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß so wenig, worin eigentlich dieser Schrecken und dieses Mitleid bestehet, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieses zu erwecken, nur immer seine Zuflucht zu den außerordentlichsten, gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten, nehmen zu müssen vermeinet. Kaum hat er also in der Geschichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, so sieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwischen beiden Verbrechen auszufüllen, und sie mit Dingen auszufüllen, die wenigstens ebenso befremdend sind, als diese Verbrechen selbst. Alles dieses, seine Erfindungen und die historischen Materialien, knetet er denn in einen fein langen, fein schwer zu fassenden Roman zusammen; und wenn er es so gut zusammen geknetet hat, als sich nur immer Heksel und Mehl zusammen kneten lassen; so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Akten und Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt rasen und reimen, — und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankömmt, ist das Wunder fertig; es heißt ein Trauerspiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — gelesen und angesehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beibehalten oder vergessen, so wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich sie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches die Schriften so gut, als die Menschen haben, ist seine Rodogune nun länger als hundert Jahr, als das größte Meisterstück des größten tragischen Dichters von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa, bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wol ohne Grund sein? Wo haben die Menschen so lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen, und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war; und vor langer Weile studierte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfange des itzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien, ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerspielen der Griechen und seiner Landesleute des sechzehnten Seculi voll, und der fand an der Rodogune gleichfalls vieles auszusetzen. Endlich kam vor einigen Jahren sogar auch ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Corneilleschen Namens, (denn, weil er reich war und ein sehr gutes Herz hatte, so nahm er sich einer armen verlassnen Enkelin dieses großen Dichters an, ließ sie unter seinen Augen erziehen, lehrte sie hübsche Verse machen, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. s. w.) aber gleichwol erklärte er die Rodogune für ein sehr ungereimtes Gedicht, und wollte sich des Todes verwundern, wie ein so großer Mann, als der große Corneille, solch widersinniges Zeug habe schreiben können. — Bei einem von diesen ist der Dramaturgist ohnstreitig in die Schule gegangen; und aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem letztern; denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen eröffnet. Diesem ganz gewiß betet er nach; — oder ist es nicht diesem, wenigstens dem Welschen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn, daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?

Ich rede von diesen meinen Vorgängern mehr bei der nächsten Wiederholung der Rodogune. Meine Leser wünschen aus der Stelle zu kommen; und ich mit ihnen. Itzt nur noch ein Wort von der Uebersetzung, nach welcher dieses Stück aufgeführet worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelsche von Bressand, sondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt lieget; in gereimten Alexandrinern. Sie darf sich gegen die beste von dieser Art nicht schämen, und ist voller starker, glücklicher Stellen. Der Verfasser aber, weiß ich, hat zu viel Einsicht und Geschmack, als daß er sich einer so undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu übersetzen, muß man bessere Verse machen können, als er selbst.

Drei und dreißigstes Stück

Den 21. August 1767.

Den sechs und dreißigsten Abend (Freitags den 3. Julius) ward das Lustspiel des Herrn Favart, Soliman der Zweite, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majestät von Dänemark, aufgeführet.

Ich mag nicht untersuchen, wie weit es die Geschichte bestätiget, daß Soliman II. sich in eine europäische Sklavin verliebt habe, die ihn so zu fesseln, so nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit seines Reichs, sich förmlich mit ihr verbinden und sie zur Kaiserin erklären müssen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von seinen moralischen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italienerin soll gewesen sein, zu einer Französin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine französische, einen so seltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzählung des Marmontel sagen soll; nicht, daß sie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntnissen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen, ausgeführet, und mit der Eleganz und Anmuth geschrieben wäre, welche diesem Verfasser so eigen sind; von dieser Seite ist sie vortrefflich, allerliebst. Aber es soll eine moralische Erzählung sein, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moralische sitzt. Allerdings ist sie nicht so schlüpfrig, so anstößig, als eine Erzählung des La Fontaine oder Grecourt: aber ist sie darum moralisch, weil sie nicht ganz unmoralisch ist?

Ein Sultan, der in dem Schoße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und ekel gemacht hat, der seine schlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes, wieder gespannet und gereizet wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft; dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende: der Lecker hat sich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde: auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Svada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher, als wohlgestaltet; Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeichelei, die nicht blos dieser Sultan, auch mancher deutsche Fürst, dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wol noch plumper, zu hören bekommen, und mit der unter zehnen neune, so gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beschimpfung, die sie wirklich enthält, zu fühlen.) Und sowie dieses Eingangscompliment, so das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un Français — En vérité, ces Turcs sont plaisants — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un Français. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Serraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr ebenso glücklich sein will, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnte sich wol der Mühe!

Marmontel fängt seine Erzählung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch sehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an sich selbst schließen: Wie ist es möglich, daß eine kleine, aufgestülpte Nase die Gesetze eines Reiches umstoßen können? Man sollte also fast glauben, daß er blos diese Bemerkung, dieses anscheinende Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung, durch ein Exempel erläutern wollen. Doch diese Lehre wäre unstreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede selbst, daß er eine ganz andere und weit speciellere dabei zur Absicht gehabt. „Ich nahm mir vor," sagt er, „die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Ansehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte also zum Beispiele einen Sultan und eine Sklavin, als die zwei Extrema der Herrschaft und Abhängigkeit." Allein Marmontel muß sicherlich auch diesen seinen Vorsatz während der Ausarbeitung vergessen haben; fast nichts zielet dahin ab; man sieht nicht den geringsten Versuch einiger Gewaltsamkeit von Seiten des Sultans; er ist gleich bei den ersten Insolenzen, die ihm die galante Französin sagt, der zurückhaltendste, nachgebendste, gefälligste, folgsamste, unterthänigste Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden sein würde. Also nur gerade heraus: Entweder es liegt gar keine Moral in dieser Erzählung des Marmontel, oder es ist die, auf welche ich, oben bei dem Charakter des Sultans, gewiesen — der Käfer, wenn er alle Blumen durchschwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miste liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatischen Dichter ist es gleich viel, ob sich aus seiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und also war die Erzählung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geschickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart, und sehr glücklich. Ich rathe Allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzählungen bereichern wollen, die Favartsche Ausführung mit dem Marmontelschen Urstoffe zusammen zu halten. Wenn sie die Gabe zu abstrahiren haben, so werden ihnen die geringsten Veränderungen, die dieser gelitten, und zum Theil leiden müssen, lehrreich sein, und ihre Empfindung wird sie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Spekulation wol unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generalisiret hat, ob er es schon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechanischen Gesetze, mit denen sich kahle Kunstrichter herumschlagen, und deren Beobachtung sie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bei einer von diesen Veränderungen stehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzosen selbst über das Stück gefällt haben. Anfangs äußern sie ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontel. „Soliman der Zweite," sagen sie, „war einer von den größten Fürsten seines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiser, dessen Andenken ihnen theurer wäre, als dieses Solimans; seine Siege, seine Talente und Tugenden, machten ihn selbst bei den Feinden verehrungswürdig, über die er siegte: aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel spielen? Roxelane war, nach der Geschichte, eine verschlagene, ehrgeizige Frau, die, ihren Stolz zu befriedigen, der kühnsten, schwärzesten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falsche Zärtlichkeit so weit zu bringen wußte, daß er wider sein eigenes Blut wüthete, daß er seinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unschuldigen Sohnes befleckte: und diese Roxelane ist bei dem Marmontel eine kleine närrische Kokette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut, als böse. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen sie, wol erlaubt? Darf ein Poet oder ein Erzähler, wenn man ihm auch noch so viel Freiheit verstattet, diese Freiheit wol bis auf die allerbekanntesten Charaktere erstrecken? Wenn er Facta nach seinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia verbuhlt und einen Sokrates galant schildern?"

Das heißt einem mit aller Bescheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr schon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger sein müssen, als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, diese, insofern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerlei Factum sich aus ganz verschiednen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, sondern in der Erkenntniß bestehet, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervor zu bringen pflegen, und hervor bringen müssen. Gleichwol hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäische Sklavin gegeben, die sich zur gesetzmäßigen Gemahlin des Kaisers zu machen gewußt: das ist das Factum. Die Charaktere dieser Sklavin und dieses Kaisers bestimmen die Art und Weise, wie dieses Factum wirklich geworden; und da es durch mehr, als eine Art von Charakteren, wirklich werden können; so steht es freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von diesen Arten er wählen will; ob die, welche die Historie bestätiget, oder eine andere; so wie der moralischen Absicht, die er mit seiner Erzählung verbindet, das eine oder das andere gemäßer ist. Nur sollte er sich, im Fall daß er andere Charaktere, als die historischen, oder wol gar diesen völlig entgegen gesetzte wählet, auch der historischen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Personen das bekannte Factum beilegen, als bekannten Personen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehret unsere Kenntniß, oder scheinet sie wenigstens zu vermehren, und ist dadurch angenehm. Dieses widerspricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und ist dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehrern Personen gemein sein kann; die Charaktere hingegen als etwas Wesentliches und Eigenthümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen,

wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzet; diese hingegen darf er wol ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheinet uns die Individualität aufzuheben und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren, und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind.

Vier und dreißigstes Stück.

Den 25. August 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freiwillig gewählten Charakteren selbst, es sei von Seiten der innern Wahrscheinlichkeit oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie bestehen; nicht aber dieser. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervor zu bringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als insofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so oft, so gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?" O, laßt uns ja schweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; Alles, was wir besser wissen, als er, beweiset blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Soliman hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Soliman, und seine Roxelane eine ganz andere Roxelane sein mögen, als mich die Geschichte kennen lehret: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob sie schon nicht aus dieser wirklichen Welt sind, sie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch ebenso genau verbunden sind, als in dieser; zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz: zu der Welt eines Genies, das — (es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen) das, sage ich, um das höchste Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzet, vertauscht, verringert, vermehret, um sich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet. Doch da ich dieses in dem Werke des Marmontel nicht finde, so kann ich es zufrieden sein, daß man ihm auch jenes nicht für genossen ausgehen läßt. Wer uns nicht schadlos halten kann oder will, muß uns nicht vorsätzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es sei nun, nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, sind wir berechtiget, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet oder sich schaffet, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinstimmung: — Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich itzt stärker, itzt schwächer äußern, nachdem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug sein können, sie von schwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten sein:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal giebt, so kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen auf einmal der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wol; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Serraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hatte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delia verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Gunst genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia nach dem Genusse auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane, nach diesem kritischen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: „Beim Mahomed, wo habe ich meine Augen gehabt!"

Ich leugne nicht, daß bei alle den Widersprüchen, die uns diesen Soliman so armselig und verächtlich machen, er nicht wirklich sein könnte. Es giebt Menschen genug, die noch kläglichere Widersprüche in sich vereinigen. Aber diese können auch, eben darum, keine Gegenstände der poetischen Nachahmung sein. Sie sind unter ihr; denn ihnen fehlet das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widersprüche selbst, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derselben, zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bei seinem Soliman zu thun offenbar weit entfernt gewesen. Einen Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die

Absicht! — Mit Absicht handeln ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten, um zu dichten, die nur nachahmen, um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem ebenso geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen, aber absichtlosen Gebrauches ihrer Mittel entspringet. Es ist wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es sind seine Vocübungen; auch braucht es sie in größeren Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unserer wärmern Theilnehmung: allein mit der Anlage und Ausbildung seiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Absichten; die Absicht, uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu lassen haben; die Absicht, uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Absicht, uns jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglücke, dieses hingegen als häßlich und unglücklich selbst im Glücke, zu zeigen; die Absicht, bei Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abschreckung für uns Statt hat, wenigstens unsere Begehrungs- und Verabscheuungskräfte mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, die es zu sein verdienen, und diese Gegenstände jederzeit in ihr wahres Licht zu stellen, damit uns kein falscher Tag verführt, was wir begehren sollten, zu verabscheuen, und was wir verabscheuen sollten, zu begehren.

Was ist nun von diesen allen in dem Charakter des Soliman, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich schon gesagt habe: Nichts. Aber von manchem ist gerade das Gegentheil darin; ein Paar Leute, die wir verachten sollten, wovon uns das eine Ekel und das andere Unwille eigentlich erregen müßte; ein stumpfer Wollüstling, eine abgefeimte Buhlerin, werden uns mit so verführerischen Zügen, mit so lachenden Farben geschildert, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mancher Ehemann sich daraus berechtiget zu sein glaubte, seiner rechtschaffnen

und so schönen, als gefälligen Gattin überdrüßig zu sein, weil sie eine Elmire und keine Roxelane ist.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unsere eigenen Fehler sind, so haben die angeführten französischen Kunstrichter Recht, daß sie alle das Tadelhafte des Marmontelschen Stoffes dem Favart mit zur Last legen. Dieser scheinet ihnen sogar dabei noch mehr gesündiget zu haben, als jener. „Die Wahrscheinlichkeit", sagen sie, „auf die es vielleicht in einer Erzählung so sehr nicht ankömmt, ist in einem dramatischen Stücke unumgänglich nöthig; und diese ist in dem gegenwärtigen auf das äußerste verletzet. Der große Soliman spielet eine sehr kleine Rolle, und es ist unangenehm, so einen Helden nur immer aus so einem Gesichtspunkte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans ist noch mehr verunstaltet; da ist auch nicht ein Schatten von der unumschränkten Gewalt, vor der Alles sich schmiegen muß. Man hätte diese Gewalt wol lindern können; nur ganz vertilgen hätte man sie nicht müssen. Der Charakter der Roxelane hat wegen seines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kömmt, wie sieht es dann mit ihm aus? Ist ihre Rolle im Geringsten wahrscheinlich? Sie spricht mit dem Sultan, wie mit einem Pariser Bürger; sie tadelt alle seine Gebräuche; sie widerspricht in Allem seinem Geschmacke, und sagt ihm sehr harte, nicht selten sehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte sie das Alles sagen können, wenn sie es nur mit gemessenern Ausdrücken gesagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Soliman von einer jungen Landstreicherin so hofmeistern zu hören? Er soll sogar die Kunst zu regieren, von ihr lernen. Der Zug mit dem verschmähten Schnupftuche ist hart; und der mit der weggeworfenen Tabakspfeife ganz unerträglich."

Fünf und dreißigstes Stück.

Den 28. August 1767.

Der letztere Zug, muß man wissen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat sich ihn nicht erlaubt. Auch ist der erstere bei diesem feiner, als bei jenem. Denn beim Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; sie scheinet es der Delia lieber zu gönnen, als sich selbst; sie scheinet es zu verschmähen: das ist Beleidigung. Beim Marmontel hingegen läßt sich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben, und giebt es der Delia in seinem Namen; sie beuget damit einer Gunstbezeigung nur vor, die sie selbst noch nicht anzunehmen Willens ist, und das mit der uneigennützigsten, gutherzigsten Miene: der Sultan kann sich über nichts beschweren, als daß sie seine Gesinnungen so schlecht erräth, oder nicht besser errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen sahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verschlagen, besonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieser Person nehmen wollte. Denn ohngeachtet, daß seine Roxelane noch unbedachtsamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibet, so hat er sie dennoch zu einem bessern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf diese Veränderung wollte ich oben kommen; und mich dünkt, sie ist so glücklich und vortheilhaft, daß sie von den Franzosen bemerkt, und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane ist wirklich, was sie scheinet, ein kleines närrisches, vermessenes Ding, dessen Glück es ist, daß der Sultan Geschmack an ihm gefunden, und das die Kunst versteht, diesen Geschmack durch Hunger immer gieriger zu machen, und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis sie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen steckt mehr, sie scheinet die kecke Buhlerin mehr gespielt zu haben, als zu sein, durch ihre Dreistigkeiten den Sultan mehr auf die Probe gestellt, als seine Schwäche gemißbraucht zu haben. Denn kaum hat sie den Sultan dahin gebracht, wo sie ihn haben will, kaum erkennt sie, daß seine Liebe ohne Grenzen ist, als sie gleichsam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kömmt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgesöhnet werden. „Nun kenn ich dich, Sultan; ich habe deine Seele bis in ihre geheimsten Triebfedern erforscht; es ist eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch mich kennen. Ich liebe dich, Soliman; ich muß dich wol lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freiheit zurück; sei mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir sonst sehr eitel, sehr ungerecht scheinen müssen. Nein, thue nichts, als was dich dein Gesetz zu thun berechtiget. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung schuldig ist. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; sieh hier in Roxelanen — nichts, als deine unterthänige Sklavin!" So sagt sie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Kokette verschwindet, und ein liebes, ebenso vernünftiges, als drolliges Mädchen steht vor uns; Soliman höret auf, uns verächtlich zu scheinen, denn diese bessere Roxelane ist seiner Liebe würdig; wir fangen sogar in dem Augenblicke an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu sehr zu lieben schien, er möchte sie bei ihrem Worte fassen, der Liebhaber möchte den Despoten wieder annehmen, sobald sich die Liebhaberin in die Sklavin schickt; eine kalte Danksagung, daß sie ihn noch zu rechter Zeit von einem so bedenklichen Schritte zurück halten wollen, möchte anstatt einer feurigen Bestätigung seines Entschlusses erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was sie durch muthwillige Vermessenheiten so mühsam gewonnen: doch diese Furcht ist vergebens, und das Stück schließt sich zu unserer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieser Veränderung? Ist sie blos willkührlich, oder fand er sich durch die besondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel seiner Erzählung diesen vergnügendern Ausgang? Ist das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit ist, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterschied sich zwischen der Handlung der aesopischen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moralischen Erzählung, welche die Absicht hat, einen allgemeinen moralischen Satz zur Intuition zu bringen. Wir sind zufrieden, wenn diese Absicht erreicht wird, und es ist uns gleichviel, ob es durch eine vollständige Handlung, die für sich ein wohlgegründetes Ganze ausmacht, geschiehet oder nicht; der Dichter kann sie abbrechen, wo er will, sobald er sich an seinem Ziele sieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schicksale der Personen nehmen, durch welche er sie ausführen läßt, ist er unbekümmert; er hat uns nicht interessiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unserm Verstande, nicht mit unserm Herzen zu thun dieses mag befriediget werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, bestimmte, aus seiner Fabel fließende Lehre keinen Anspruch; es gehet entweder auf die Leidenschaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen seiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend sind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewähret; und beides erfordert eine gewisse Vollständigkeit der Handlung, ein gewisses befriedigendes Ende, welches wir bei der moralischen Erzählung nicht vermissen, weil alle unsere Aufmerksamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derselben ein so einleuchtendes Beispiel giebt.

Wenn es also wahr ist, daß Marmontel durch seine Erzählung lehren wollte, die Liebe lasse sich nicht erzwingen, sie müsse durch Nachsicht und Gefälligkeit, nicht durch Ansehen und Gewalt erhalten werden: so hatte er Recht, so aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts, als Nachgeben gewonnen; was wir dabei von ihrem und des Sultans Charakter denken, ist ihm ganz gleichgiltig, mögen wir sie doch immer für eine Närrin und ihn für nichts Bessers halten. Auch hat er gar nicht Ursache, uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch so wahrscheinlich sein, daß den Sultan seine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm also eines der wildesten; unbekümmert, ob es eine solche Gefälligkeit werth sei oder nicht.

Allein, als Favart diese Erzählung auf das Theater bringen wollte, so empfand er bald, daß durch die dramatische Form die Intuition des moralischen Satzes größten Theils verloren gehe, und daß, wenn sie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachsende Vergnügen doch nicht so groß und lebhaft sei, daß man dabei ein anderes, welches dem Drama wesentlicher ist, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns ebenso rein gedachte, als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidiget uns aber von Seiten dieser mehr, als der Widerspruch, in welchem wir ihren moralischen Werth oder Unwerth mit der

Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß sich dieser entweder selbst damit betrogen hat, oder uns wenigstens damit betrügen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebet, muthwilligen Thorheiten den Anstrich heiterer Weisheit giebt, und Laster und Ungereimtheiten mit allen betrügerischen Reizen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausstaffiret. Je mehr unsere ersten Blicke dadurch geblendet werden, desto strenger verfährt unsere Ueberlegung; das häßliche Gesicht, das wir so schön geschminkt sehen, wird für noch einmal so häßlich erklärt, als es wirklich ist; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für einen Giftmischer oder für einen Blödsinnigen will gehalten sein. So wäre es dem Favart, so wäre es seinen Charakteren des Soliman und der Roxelane ergangen; und das empfand Favart. Aber da er diese Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne sich eine Menge Theaterspiele zu verderben, die er so vollkommen nach dem Geschmacke seines Parterres zu sein urtheilte, so blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten, und zugleich befriediget diese Hochachtung unsere Neugierde und Besorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illusion des Drama weit stärker ist, als einer bloßen Erzählung, so interessiren uns auch die Personen in jenem weit mehr, als in dieser, und wir begnügen uns nicht, ihr Schicksal blos für den gegenwärtigen Augenblick entschieden zu sehen, sondern wir wollen uns auf immer desfalls zufrieden gestellet wissen.

Sechs und dreißigstes Stück.

Den 1. September 1767.

So unstreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders, als mit Spott und Verachtung, nicht anders, als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; so gewiß ohne sie der Kaiser in unsern Augen nichts, als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiserin nichts, als eine häßliche, verschmitzte Serbinette gewesen wäre, von der wir voraus gesehen hätten, daß sie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweiten, noch ganz anders mitspielen werde: so leicht und natürlich dünkt uns doch auch diese Wendung selbst; und wir müssen uns wundern, daß sie demohngeachtet so manchem Dichter nicht beigefallen, und so manche drollige und dem Ansehen nach wirklich komische Erzählung in der dramatischen Form darüber verunglücken müssen.

Zum Exempel die Matrone von Ephesus. Man kennt dieses beißende Mährchen, und es ist unstreitig die bitterste Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tausendmal nach erzählt; und da es selbst in der schlechtesten Copie noch immer gefiel, so glaubte man, daß es ein ebenso glücklicher Stoff auch für das Theater sein müsse. Houdar de la Motte und Andere machten den Versuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieser Versuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes, höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedienet, bei weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich Ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen, verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wol auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht Statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergetzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir blos ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken, und sagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem besondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus Imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und diese Strafe scheinet sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, liederliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten, und auch nicht behalten; müßte die Matrone so weit gehen, und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den sieben und dreißigsten Abend (Sonnabends den 4. Julius) wurden Nanine und der Advokat Patelin wiederholt.

Den acht und dreißigsten Abend (Dienstags den 7. Julius) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieses Trauerspiel auf Veranlassung der Merope des Maffei; vermuthlich im Jahr 1737, und vermuthlich zu Cirey, bei seiner Urania, der Marquise du Chatelet. Denn schon im Jänner 1738 lag die Handschrift davon zu Paris bei dem Pater Brumoy, der als Jesuit und als Verfasser des Théâtre des Grecs am geschicktesten war, die besten Vorurtheile dafür einzuflößen, und die Erwartung der Hauptstadt diesen Vorurtheilen gemäß zu stimmen. Brumoy zeigte sie den Freunden des Verfassers, und unter andern mußte er sie auch dem alten Vater Tournemine schicken, der, sehr geschmeichelt, von seinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerspiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verstand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückschrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunstrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke selbst vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommensten Trauerspielen, für ein wahres Muster erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verloren gegangen; oder vielmehr, dieses ist nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergestellt.

So sehr hierdurch nun auch Voltaire beruhiget sein mußte, so schien er sich doch mit der Vorstellung nicht übereilen zu wollen, welche erst im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von seiner staatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er sich nur immer davon versprechen konnte. Merope fand den außerordentlichsten Beifall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille sehr vorzüglich; sein Stuhl auf dem Theater ward beständig frei gelassen, wenn der Zulauf auch noch so groß war, und wenn er kam, so stand jedermann auf: eine Distinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdiget werden. Corneille ward im Theater, wie in seinem Hause, angesehen; und wenn der Hausherr erscheinet, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas Anders: das Parterre ward begierig, den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen, und rufte und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten, und sich begaffen und beklatschen lassen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindische Neugierde des Publikums oder die eitele Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter aussieht? Nicht, wie andere Menschen? Und wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblicke auf nichts begieriger ist, als die Figur des Meisters dagegen zu halten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzeln Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Young sagt von der Sonne, es wäre Sünde bei den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist es dieser: Der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwenglich, daß es dem rohern Menschen zu verzeihen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sei, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverläßiges von der Person und den Lebensumständen des

Homer wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten, rauschenden Fluße, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsere Rechnung dabei, es zu vergessen, daß Homer, der Schulmeister in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, welcher uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach sein, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. So wenig schmeichelhaft also im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Person zu kennen, sein müßte: (und was hat er dabei auch wirklich vor dem ersten, dem besten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel gesehen zu haben, eben so begierig ist?) so wol scheinet sich doch die Eitelkeit der französischen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariser Parterre sahe, wie leicht ein Voltaire in diese Falle zu locken sei, wie zahm und geschmeidig so ein Mann durch zweideutige Caressen werden könne: so machte es sich dieses Vergnügen öftrer, und selten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, dessen Verfasser nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier, haben fast Alle an diesem Pranger gestanden. Wie manches Armesündergesichte muß darunter gewesen sein! Die Posse gieng endlich so weit, daß sich die Ernsthafteren von der Nation selbst darüber ärgerten. Der sinnreiche Einfall des weisen Polichinell ist bekannt. Und nur erst ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach sich rufen zu lassen. Er erschien durchaus nicht; sein Stück war mittelmäßig, aber dieses sein Betragen desto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beispiel einen solchen Uebelstand lieber abgeschafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Sieben und dreißigstes Stück.

Den 4. September 1767.

Ich habe gesagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlasset worden. Aber veranlasset, sagt wol zu wenig: denn jene ist ganz aus dieser entstanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch sicherlich eine ganz andere Merope geschrieben haben.

Also, um die Copie des Franzosen richtig zu beurtheilen, müssen wir zuvörderst das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetische Verdienst des letztern gehörig zu schätzen, müssen wir vor allen Dingen einen Blick auf die historischen Facta werfen, auf die er seine Fabel gegründet hat.

Maffei selbst fasset diese Facta, in der Zueignungsschrift seines Stückes, folgender Gestalt zusammen. „Daß, einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, sich im Peloponnesus wieder festgesetzet, dem Kresphont das Messenische Gebiete durch das Los zugefallen; daß die Gemalin dieses Kresphonts Merope geheißen; daß Kresphont, weil er dem Volke sich allzu günstig erwiesen, von den Mächtigern des Staats mit sammt seinen Söhnen umgebracht worden, den jüngsten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten seiner Mutter erzogen ward; daß dieser jüngste Sohn, Namens Aepytus, als er erwachsen, durch Hilfe der Arkader und Dorier sich des väterlichen Reiches wieder bemächtiget und den Tod seines Vaters an dessen Mördern gerächet habe: dieses erzählet Pausanias. Daß, nachdem Kresphont mit seinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geschlechte der Herakliden war, die Regierung an sich gerissen; daß dieser die Merope gezwungen, seine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen lassen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieses berichtet Apollodorus. Daß Merope selbst den geflüchteten Sohn unbekannter Weise tödten wollen; daß sie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den sie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn selbst sei; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieses meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führet."

Es wäre zu verwundern, wenn eine solche Geschichte, die so besondere Glückswechsel und Erkennungen hat, nicht schon von den alten Tragicis wäre genutzt worden. Und was sollte sie nicht? Aristoteles, in seiner Dichtkunst, gedenkt eines Kresphont, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da sie im Begriffe sei, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in seiner zweiten Abhandlung vom Fleischessen, zielt ohne Zweifel auf eben dieses Stück, wenn er sich auf die Bewegung beruft, in welcher das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebet, und auf die Furcht, die jeden Zuschauer befalle, daß der Streich geschehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Aristoteles erwähnet dieses Kresphont zwar ohne Namen des Verfassers; da wir aber bei dem Cicero und mehrern Alten einen Kresphont des Euripides angezogen finden, so wird er wol kein anderes, als das Werk dieses Dichters gemeinet haben.

Der Pater Tournemine sagt in dem obgedachten Briefe: „Aristoteles, dieser weise Gesetzgeber des Theaters, hat die Fabel der Merope in die erste Klasse der tragischen Fabeln gesetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets tragiques.) Euripides hatte sie behandelt, und Aristoteles meldet, daß, so oft der Kresphont des Euripides auf dem Theater des witzigen Athens vorgestellet worden, dieses an tragische Meisterstücke so gewöhnte Volk ganz außerordentlich sei betroffen, gerührt und entzückt worden." — Hübsche Phrases, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irret sich in beiden Punkten. Bei dem letztern hat er den Aristoteles mit dem Plutarch vermengt, und bei dem erstern den Aristoteles nicht recht verstanden. Jenes ist eine Kleinigkeit, aber über dieses verlohnet es der Mühe, ein Paar Worte zu sagen, weil Mehrere den Aristoteles ebenso unrecht verstanden haben.

Die Sache verhält sich, wie folget. Aristoteles untersucht, in dem vierzehnten Kapitel seiner Dichtkunst, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erreget werde. Alle Begebenheiten, sagt er, müssen entweder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgiltigen Personen vorgehen. Wenn ein Feind seinen Feind tödtet, so erweckt weder der Anschlag, noch die Ausführung der That, sonst weiter einiges Mitleid, als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden ist. Und so ist es auch bei gleichgiltigen Personen. Folglich müssen die tragischen Begebenheiten sich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder sonst auf eine empfindliche Weise mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieses aber kann entweder mit oder ohne Wissen und Vorbedacht geschehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: so entstehen daraus vier Klassen von Begebenheiten, welche den Absichten des Trauerspiels mehr oder weniger entsprechen. Die erste: wenn die That wissentlich mit völliger Kenntniß der Person, gegen welche sie vollzogen werden soll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn sie wissentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte: wenn die That unwissend, ohne Kenntniß des Gegenstandes, unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Person, an der er sie vollzogen, zu spät kennen lernet. Die vierte: wenn die unwissend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darin verwickelten Personen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von diesen vier Klassen giebt Aristoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope in dem Kresphont davon zum Beispiele anführet: so haben Tournemine und Andere dieses so angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieses Trauerspiels überhaupt von der vollkommensten Gattung tragischer Fabeln zu sein erkläre.

Indeß sagt doch Aristoteles kurz zuvor, daß eine gute tragische Fabel sich nicht glücklich, sondern unglücklich enden müsse. Wie kann dieses beides bei einander bestehen? Sie soll sich unglücklich enden, und gleichwol läuft die Begebenheit, welche er nach jener Klassifikation allen andern tragischen Begebenheiten vorziehet, glücklich ab. Widerspricht sich nicht also der große Kunstrichter offenbar?

Victorius, sagt Dacier, sei der einzige, welcher diese Schwierigkeit gesehen; aber da er nicht verstanden, was Aristoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: so habe er auch nicht einmal den geringsten Versuch gewagt, sie zu heben. Aristoteles, meinet Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, sondern wolle nur lehren, auf wie mancherlei Art der Dichter tragische Begebenheiten behandeln könne, ohne das Wesentliche, was die Geschichte davon meldet, zu verändern, und welche von diesen Arten die beste sei. Wenn z. E. die Ermor-

dung der Klytämnestra durch den Orest der Inhalt des Stückes sein sollte, so zeige sich, nach dem Aristoteles, ein vierfacher Plan, diesen Stoff zu bearbeiten, nämlich entweder als eine Begebenheit der erstern, oder der zweiten, oder der dritten, oder der vierten Klasse; der Dichter müsse nun überlegen, welcher hier der schicklichste und beste sei. Diese Ermordung als eine Begebenheit der erstern Klasse zu behandeln, finde darum nicht Statt, weil sie nach der Historie wirklich geschehen müsse, und durch den Orest geschehen müsse. Nach der zweiten darum nicht, weil sie zu gräßlich sei. Nach der vierten darum nicht, weil Klytämnestra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden solle. Folglich bleibe ihm nichts, als die dritte Klasse übrig.

Die dritte! Aber Aristoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht blos in einzeln Fällen, nach Maßgebung der Umstände, sondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öftrer so: Aristoteles behält bei ihm Recht, nicht weil er Recht hat, sondern weil er Aristoteles ist. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf der andern eine ebenso schlimme. Wenn nun der Gegner die Besonnenheit hat, anstatt nach jener in diese zu stoßen: so ist es ja doch um die Untrüglichkeit seines Alten geschehen, an der ihm, im Grunde, noch mehr, als an der Wahrheit selbst zu liegen scheinet. Wenn so viel auf die Uebereinstimmung der Geschichte ankömmt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter diesen nicht auch solche geben, die durchaus nach dem ersten oder zweiten Plane behandelt werden müssen? Die Ermordung der Klytämnestra müßte eigentlich nach dem zweiten vorgestellet werden; denn Orestes hat sie wissentlich und vorsätzlich vollzogen: der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieser tragischer ist, und der Geschichte doch nicht geradezu widerspricht. Gut, es sei so: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einschlagen, als den zweiten? Denn sie muß sie umbringen, und sie muß sie wissentlich umbringen; Beides ist aus der Geschichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann also unter diesen Planen Statt finden? Der in einem Falle der vorzüglichste ist, kömmt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben: so mache man die Anwendung nicht auf historische, sondern auf blos erdichtete Begebenheiten. Gesetzt, die Ermordung der Klytämnestra wäre von dieser letztern Art, und es hätte dem Dichter frei gestanden, sie vollziehen oder nicht vollziehen zu lassen, sie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu lassen. Welchen Plan hätte er dann wählen müssen, um eine so viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier sagt selbst: den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, so geschähe es blos aus Achtung gegen die Geschichte. Den vierten also? Den also, welcher sich glücklich schließt? Aber die besten Tragödien, sagt eben der Aristoteles, der diesem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilet, sind ja die, welche sich unglücklich schließen? Und das ist ja eben der Widerspruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn also gehoben? Bestätiget hat er ihn vielmehr.

Acht und dreißigstes Stück.

Den 8. September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leistet. Unsern deutschen Uebersetzer der Aristotelischen Dichtkunst hat sie eben sowenig befriediget. Er trägt seine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier bestreiten, aber ihn doch sonst erheblich genug dünken, um seinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu lassen, als einen neuen Versuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten sei. „Ich überlasse," schließt er, „einer tiefern Einsicht, diese Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer Erklärung finden, und scheinet mir wahrscheinlich, daß unser Philosoph dieses Kapitel nicht mit seiner gewöhnlichen Vorsicht durchgedacht habe."

Ich bekenne, daß mir dieses nicht sehr wahrscheinlich scheinet. Eines offenbaren Widerspruchs macht sich ein Aristoteles nicht leicht schuldig. Wo ich dergleichen bei so einem Manne zu finden glaube, setze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in seinen Verstand. Ich verdoppele meine Aufmerksamkeit, ich überlese die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er sich widersprochen, als bis ich aus dem ganzen Zusammenhange seines Systems ersehe, wie und wodurch er zu diesem Widerspruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm diesen Widerspruch gewissermaßen unvermeidlich machen müssen, so bin ich überzeugt, daß er nur anscheinend ist. Denn sonst würde er dem Verfasser, der seine Materie so oft überdenken müssen, gewiß am ersten aufgefallen sein, und nicht mit mir ungeübterm Leser, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe also stehen, verfolge den Faden seiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und sage mir immer: Aristoteles kann irren, und hat oft geirret; aber daß er hier etwas behaupten sollte, wovon er auf der nächsten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Aristoteles nicht. Endlich findet sichs auch.

Doch ohne weitere Umstände; hier ist die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einsicht mache ich desfalls keinen Anspruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Bescheidenheit gegen einen Philosophen, wie Aristoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Aristoteles dem tragischen Dichter mehr, als die gute Abfassung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern gesucht, als eben diese. Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornemlich zum Dichter macht: Sitten, Gesinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως; und eine Handlung ist ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung ist das Ganze, die Begebenheiten sind die Theile dieses Ganzen: und so wie die Güte eines jeden Ganzen auf der Güte seiner einzeln Theile und deren Verbindung beruhet, so ist auch die tragische Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen sie bestehet, jede für sich und alle zusammen, den Absichten der Tragödie mehr oder weniger entsprechen. Nun bringt Aristoteles alle Begebenheiten, welche in der tragischen Handlung Statt haben können, unter drei Hauptstücke: des Glückswechsels, περιπετειας; der Erkennung, ἀναγνωρισμου; und des Leidens, παθους. Was er unter den beiden erstern versteht, zeigen die Worte genugsam; unter dem dritten aber faßt er Alles zusammen, was den handelnden Personen Verderbliches und Schmerzliches widerfahren kann: Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechsel und die Erkennung, sind das, wodurch sich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος, von der einfachen, ἁπλῳ, unterscheidet; sie sind also keine wesentlichen Stücke der Fabel; sie machen die Handlung nur mannigfaltiger, und dadurch schöner und interessanter; aber eine Handlung kann auch ohne sie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt sich gar keine tragische Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerspiel haben, die Fabel desselben mag einfach oder verwickelt sein; denn sie gehen geradezu auf die Absicht des Trauerspiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechsel, nicht jede Erkennung, sondern nur gewisse Arten derselben diese Absicht erreichen, sie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig, als vortheilhaft sind. Indem nun Aristoteles aus diesem Gesichtspunkte die verschiednen unter drei Hauptstücke gebrachten Theile der tragischen Handlung, jeden insbesondere, betrachtet und untersuchet, welches der beste Glückswechsel, welches die beste Erkennung, welches die beste Behandlung des Leidens sei: so findet sich in Ansehung des erstern, daß derjenige Glückswechsel der beste, das ist der fähigste, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, sei, welcher aus dem Bessern in das Schlimmere geschieht; und in Ansehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beste in dem nämlichen Verstande sei, wenn die Personen, unter welchen das Leiden bevorstehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieses Leiden zur Wirklichkeit gelangen soll, einander kennen lernen, so daß es dadurch unterbleibt.

Und dieses soll sich widersprechen? Ich verstehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringsten Widerspruch findet. Der Philosoph redet von verschiedenen Theilen: warum soll denn das, was er von diesem Theile behauptet, auch von jenem gelten müssen? Ist denn die möglichste Vollkommenheit des einen nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder ist die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechsel und das, was Aristoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwei verschiedene Dinge sind, wie sie es sind, warum soll sich nicht ganz etwas Verschiedenes von ihnen sagen lassen? Oder ist es unmöglich, daß

ein Ganzes Theile von entgegengesetzten Eigenschaften haben kann? Wo sagt Aristoteles, daß die beste Tragödie nichts, als die Vorstellung einer Veränderung des Glückes in Unglück sei? Oder, wo sagt er, daß die beste Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung dessen hinauslaufen müsse, an dem eine grausam widernatürliche That verübet werden sollen? Er sagt weder das eine, noch das andere von der Tragödie überhaupt, sondern jedes von einem besondern Theile derselben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß, und auch wol gar keinen haben kann. Der Glückswechsel kann sich mitten in dem Stücke ereignen, und wenn er schon bis an das Ende fortdauert, so macht er doch nicht selbst das Ende: so ist z. E. der Glückswechsel im Oedip, der sich bereits zum Schlusse des vierten Akts äußert, zu dem aber noch mancherlei Leiden (παθη) hinzukommen, mit welchen sich eigentlich das Stück schließet. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stück zur Vollziehung gelangen sollen, und in dem nämlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, so daß durch diese Erkennung das Stück nichts weniger, als geendet ist; wie in der zweiten Iphigenia des Euripides, wo Orestes, auch schon in dem vierten Akte, von seiner Schwester, die ihn aufzuopfern im Begriffe ist, erkannt wird. Und wie vollkommen wol jener tragischste Glückswechsel mit der tragischsten Behandlung des Leidens sich in einer und eben derselben Fabel verbinden lasse, kann man an der Merope selbst zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß sie nicht auch die erstere haben könnte, wenn nämlich Merope, nachdem sie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu schützen, entweder ihr eigenes oder dieses geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte sich dieses Stück nicht ebenso wol mit dem Untergange der Mutter, als des Tyrannen schließen? Warum sollte es einem Dichter nicht frei stehen können, um unser Mitleiden gegen eine so zärtliche Mutter auf das Höchste zu treiben, sie durch ihre Zärtlichkeit selbst unglücklich werden zu lassen? Oder warum sollte es ihm nicht erlaubt sein, den Sohn, den er der frommen Rache seiner Mutter entrissen, gleichwol den Nachstellungen des Tyrannen unterliegen zu lassen? Würde eine solche Merope, in beiden Fällen, nicht wirklich die beiden Eigenschaften des besten Trauerspiels verbinden, die man bei dem Kunstrichter so widersprechend findet?

Ich merke wol, was das Mißverständniß veranlasset haben kann. Man hat sich einen Glückswechsel aus dem Bessern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechsel denken können. Gleichwol kann beides gar wol ohne das andere sein; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nämliche Person treffen muß, und wenn es die nämliche Person trifft, daß eben nicht beides sich zu der nämlichen Zeit ereignen darf, sondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verursachet werden kann. Ohne dieses zu überlegen, hat man nur an solche Fälle und Fabeln gedacht, in welchen beide Theile entweder zusammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausschließt. Daß es dergleichen giebt, ist unstreitig. Aber ist der Kunstrichter deswegen zu tadeln, der seine Regeln in der möglichsten Allgemeinheit abfaßt, ohne sich um die Fälle zu bekümmern, in welchen seine allgemeinen Regeln in Collision kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzet ihn eine solche Collision mit sich selbst in Widerspruch? Er sagt: dieser Theil der Fabel, wenn er seine Vollkommenheit haben soll, muß von dieser Beschaffenheit sein; jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er gesagt, daß jede Fabel diese Theile alle nothwendig haben müsse? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die sie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieser glücklichen nicht ist; wenn sie euch nur den besten Glückswechsel, oder nur die beste Behandlung des Leidens erlaubt: so untersuchet, bei welchem von beiden ihr am besten überhaupt fahren würdet, und wählet. Das ist es Alles!

Neun und dreißigstes Stück.

Den 11. September 1767.

Am Ende zwar mag sich Aristoteles widersprochen, oder nicht widersprochen haben; Tournemine mag ihn recht verstanden, oder nicht recht verstanden haben: die Fabel der Merope ist weder in dem einen, noch in dem andern Falle, so schlechterdings für eine vollkommene tragische Fabel zu erkennen. Denn hat sich Aristoteles widersprochen, so behauptet er ebenso wol gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erst untersucht werden, wo er das größere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er sich aber, nach meiner Erklärung, nicht widersprochen, so gilt das Gute, was er davon sagt, nicht von der ganzen Fabel, sondern nur von einem einzeln Theile derselben. Vielleicht war der Mißbrauch seines Ansehens bei dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jesuiterkniff, um uns mit guter Art zu verstehen zu geben, daß eine so vollkommene Fabel von einem so großen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meisterstück werden müssen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leser werden fragen: „Wer ist denn dieser Tournemine? Wir kennen keinen „Tournemine." Denn Viele dürften ihn wirklich nicht kennen; und Manche dürften so fragen, weil sie ihn gar zu gut kennen; wie Montesquieu.

Sie belieben also, anstatt des Pater Tournemine den Herrn von Voltaire selbst zu substituiren. Denn auch er sucht uns von dem verlornen Stücke des Euripides die nämlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er sagt, daß Aristoteles in seiner unsterblichen Dichtkunst nicht anstehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der interessanteste Augenblick der ganzen griechischen Bühne sei. Auch er sagt, daß Aristoteles diesem Coup de théâtre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch versichert er uns gar, daß er dieses Stück des Euripides für das rührendste von allen Stücken desselben gehalten habe. Dieses letztere ist nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er sagt weder, wie es heißt, noch wer der Verfasser desselben sei; geschweige, daß er es für das rührendste von allen Stücken des Euripides erkläre.

Aristoteles soll nicht anstehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der interessanteste Augenblick der ganzen griechischen Bühne sei! Welche Ausdrücke: nicht anstehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der interessanteste Augenblick der ganzen griechischen Bühne! Sollte man hieraus nicht schließen: Aristoteles gehe mit Fleiß alle interessanten Augenblicke, welche ein Trauerspiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verschiedenen Beispiele, die er von jedem insbesondere bei allen, oder wenigstens den vornehmsten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich so dreist, als sicher, den Ausspruch für diesen Augenblick bei dem Euripides. Gleichwol ist es nur eine einzelne Art von interessanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beispiele anführet; gleichwol ist er nicht einmal das einzige Beispiel von dieser Art. Denn Aristoteles fand ähnliche Beispiele in der Iphigenia, wo die Schwester den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennet, eben da die erstern im Begriffe sind, sich gegen die andern zu vergehen.

Das zweite Beispiel von der Iphigenia ist wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieses Dichters gewesen: so wäre es doch sonderbar, daß Aristoteles alle drei Beispiele von einer solchen glücklichen Erkennung gerade bei demjenigen Dichter gefunden hätte, der sich der unglücklichen Peripetie am meisten bediente. Warum zwar sonderbar? Wir haben ja gesehen, daß die eine die andere nicht ausschließt; und obschon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt also glücklich sich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und sie also völlig in der Manier schlossen, durch die sich Euripides den Charakter des tragischsten von allen tragischen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geschehen oder nicht geschehen, läßt sich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kresphontes übrig sind, nicht schließen. Sie enthalten nichts, als Sittensprüche und moralische Gesinnungen, von spätern Schriftstellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringste Licht auf die Oekonomie des Stückes. Aus dem einzigen, bei dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens ist, scheinet zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Messenischen Staate noch nicht wieder hergestellet gewesen; und aus ein paar andern sollte man fast schließen, daß die Ermordung des Kresphontes und seiner zwei ältern Söhne entweder einen Theil der Handlung selbst ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen sei; welches beides sich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der

erst verschiedene Jahre nachher seinen Vater und seine Brüder zu rächen kam, nicht wol zusammen reimet. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel selbst. Wenn diese Erkennung, wenn diese Rache des jüngern Sohnes der vornehmste Inhalt gewesen: wie konnte das Stück Kresphontes heißen? Kresphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus, und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte, und dieses der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachstellungen des Polyphonts sicher zu bleiben. Der Vater muß längst todt sein, wenn sich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtiget. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerspiel nach einer Person benennet worden, die gar nicht darin vorkömmt? Corneille und Dacier haben sich geschwind über diese Schwierigkeit hinweg zu setzen gewußt, indem sie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kresphont geheißen; aber mit welcher Wahrscheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung seine Richtigkeit hat, mit der sich Maffei schmeichelte: so können wir den Plan des Kresphontes ziemlich genau wissen. Er glaubte ihn nämlich bei dem Hyginus, in der hundert und vier und achtzigsten Fabel, gefunden zu haben. Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt größten Theils für nichts, als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch schon vor ihm Reinesius gewesen war; und empfiehlt daher den neuen Dichtern, lieber in diesem verfallenen Schachte nach alten tragischen Fabeln zu suchen, als sich neue zu erdichten. Der Rath ist nicht übel, und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wissen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu seinem Thyest aus dieser Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verständiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, sondern vielleicht gerade der allerkleinste Theil sein, der in dieser Absicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zusammengesetzt zu sein; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, geflossen sein, zu welchen die Tragödienschreiber selbst ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer sonst die Compilation gemacht, scheinet selbst die Tragödien als abgeleitete, verdorbene Bäche betrachtet zu haben; indem er an verschiedenen Stellen das, was weiter nichts, als die Glaubwürdigkeit eines tragischen Dichters vor sich hatte, ausdrücklich von der alten, echtern Tradition absondert. So erzählt er z. E. die Fabel von der Ino, und die Fabel von der Antiope, zuerst nach dieser, und darauf in einem besondern Abschnitte nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigstes Stück.

Den 15. September 1767.

Damit will ich jedoch nicht sagen, daß, weil über der hundert und vier und achtzigsten Fabel der Name des Euripides nicht stehe, sie auch nicht aus dem Kresphont desselben könne gezogen sein. Vielmehr bekenne ich, daß sie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerspieles hat; so daß, wenn sie keines gewesen ist, sie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, dessen Plan der alten Simplicität weit näher käme, als alle neueren Meropen. Man urtheile selbst: die Erzählung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, ist nach allen ihren Umständen folgende:

Kresphontes war König von Messenien, und hatte mit seiner Gemahlin Merope drei Söhne, als Polyphontes einen Aufstand gegen ihn erregte, in welchem er, nebst seinen beiden ältesten Söhnen, das Leben verlor. Polyphontes bemächtigte sich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhre Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gastfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu lassen. Je mehr Telephontes heranwuchs, desto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte sich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und versprach also demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieses erfuhr Telephontes; und da er sich nunmehr fähig fühlte, seine Rache zu unternehmen, so machte er sich heimlich aus Aetolien weg, gieng nach Messenien, kam zu dem Tyrannen, sagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgesetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn so lange in seinem Pallaste zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward also in das Gastzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einschlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechselseitigen Botschaften gebraucht, weinend zu Meropen, und meldete ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg sei, ohne daß man wisse, wo er hingekommen. Sogleich eilet Merope, der es nicht unbekannt geblieben, wessen sich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gastzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt, und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten Beide gemeinschaftliche Sache, und Merope stellte sich gegen ihren Gemahl ruhig und versöhnt. Polyphontes dünkte sich aller seiner Wünsche gewähret, und wollte den Göttern durch ein feierliches Opfer seinen Dank bezeigen. Als sie aber alle um den Altar versammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen sich stellte, auf den König; der Tyrann fiel, und Telephontes gelangte zu dem Besitze seines väterlichen Reiches.

Auch hatten, schon in dem sechzehnten Jahrhunderte, zwei italienische Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerspielen, Kresphont und Merope, aus dieser Fabel des Hyginus genommen, und waren sonach, wie Maffei meinet, in die Fußstapfen des Euripides getreten, ohne es zu wissen. Doch dieser Ueberzeugung ohngeachtet, wollte Maffei selbst sein Werk so wenig zu einer bloßen Divination über den Euripides machen, und den verlornen Kresphont in seiner Merope wieder aufleben lassen, daß er vielmehr mit Fleiß von verschiedenen Hauptzügen dieses vermeintlichen Euripidischen Planes abgieng, und nur die einzige Situation, die ihn vornemlich darin gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen suchte.

Die Mutter nämlich, die ihren Sohn so feurig liebte, daß sie sich an dem Mörder desselben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu schildern, und, mit Ausschließung aller andern Liebe, durch diese einzige reine und tugendhafte Leidenschaft sein ganzes Stück zu beleben. Was dieser Absicht also nicht vollkommen zusprach, ward verändert; welches besonders die Umstände von Meropens zweiter Verheirathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlin des Polyphont sein; denn es schien dem Dichter mit der Gewissenhaftigkeit einer so frommen Mutter zu streiten, sich den Umarmungen eines zweiten Mannes überlassen zu haben, in dem sie den Mörder ihres ersten kannte, und dessen eigene Erhaltung es erforderte, sich durchaus von Allen, welche nähere Ansprüche auf den Thron haben könnten, zu befreien. Der Sohn mußte nicht bei einem vornehmen Gastfreunde seines väterlichen Hauses, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß seines Standes und seiner Bestimmung, erzogen sein: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weise, wenn sie nicht durch die beständigen Vorstellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abwesender Gegenstand gerathen kann, gereizet und angestrenget wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Absicht kommen, sich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er sich selbst dafür ausgiebt, sondern weil eine gewisse Verbindung von Zufällen diesen Verdacht auf ihn ziehet: denn kennt er seine Mutter, so ist ihre Verlegenheit bei der ersten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freies Spiel genug.

Und diesen Veränderungen zu Folge kann man sich den Maffeischen Plan ungefähr vorstellen. Polyphontes regieret bereits funfzehn Jahre, und doch fühlet er sich auf dem Throne noch nicht befestiget genug. Denn das Volk ist noch immer dem Hause seines vorigen Königes zugethan, und rechnet auf den letzten geretteten Zweig desselben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, sich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr seine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiset ihn mit diesem Vorwande zu empfindlich ab; und nun sucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm seine Verstellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am schärfesten in sie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landstraße über einem Morde ergriffen hat. Aegisth, so nannte sich der Jüngling, hatte nichts gethan, als sein eignes Leben gegen einen Räuber vertheidiget; sein Ansehen verräth so viel Adel und Unschuld, seine Rede so viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewisse Falte seines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit

ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten; und der König begnadiget ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngsten Sohn, den sie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertrauet hatte, mit dem Befehle, ihn als sein eigenes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für seinen Vater hält, heimlich verlassen, um die Welt zu sehen; aber er ist nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnet immer das Schlimmste; auf der Landstraße ist jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn gewesen wäre? So denkt sie, und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verschiedene Umstände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornemlich aber durch einen Ring bestärket, den man bei dem Aegisth gefunden, und von dem ihr gesagt wird, daß ihn Aegisth dem Erschlagenen abgenommen habe. Es ist dieses der Siegelring ihres Gemahls, den sie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachsen und es Zeit sein würde, ihm seinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt sie den Jüngling, für den sie vorher selbst gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigner Hand durchstoßen. Der Jüngling erinnert sich in diesem Augenblicke seiner Eltern; ihm entfährt der Name Messene; er gedenkt des Verbots seines Vaters, diesen Ort sorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kömmt der König dazu, und der Jüngling wird befreiet. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, so tief verfällt sie wiederum darein zurück, als sie siehet, wie höhnisch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun ist Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts soll ihn vor ihrer Rache schützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorsaale sei, wo er eingeschlafen, und kömmt mit einer Axt, ihm den Kopf zu spalten; und schon hat sie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der sich kurz zuvor in eben den Vorsaal eingeschlichen, und den schlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und fliehet, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach, und würde ihn leicht durch ihre stürmische Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn sie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen soll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; sie muß zu dem Altare, aber sie will eher sterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegisth sich kennen gelehrt; Aegisth eilet in den Tempel, dränget sich durch das Volk, und — das Uebrige wie bei dem Hyginus.

Ein und vierzigstes Stück.

Den 18. September 1767.

Je schlechter es, zu Anfange dieses Jahrhunderts, mit dem italienischen Theater überhaupt aussahe, desto größer war der Beifall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite, Romani scriptores, cedite, Graii,
Nescio, quid majus nascitur Oedipode:

schrie Leonardo Adami, der nur noch die ersten zwei Akte in Rom davon gesehen hatte. In Venedig ward 1714 das ganze Carneval hindurch fast kein anderes Stück gespielt, als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie sehen und wieder sehen; und selbst die Operbühnen fanden sich darüber verlassen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt; und in sechzehn Jahren (von 1714—1730) sind mehr, als dreißig Ausgaben, in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Französische, ins Englische, ins Deutsche übersetzt; und man hatte vor, sie mit allen diesen Uebersetzungen zugleich drucken zu lassen. Ins Französische war sie bereits zweimal übersetzt, als der Herr von Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieses durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könnte, wovon er die Ursachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher seiner eignen Merope vorsetzte, umständlich angiebt.

„Der Ton," sagt er, „sei in der italienischen Merope viel zu naiv und bürgerlich, und der Geschmack des französischen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße simple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders, als unter gewissen Zügen der Kunst sehen; und diese Züge müßten zu Paris weit anders, als zu Verona sein." Das ganze Schreiben ist mit der äußersten Politesse abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle seine Nachläßigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung seines Nationalgeschmacks geschrieben; es sind wol noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritisiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzosen wird sie gar bald zur Last, wenn seine Eitelkeit im Geringsten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß; und der Franzose will ebenso groß, als liebenswürdig scheinen.

Was folgt also auf die galante Zueignungsschrift des Hrn. von Voltaire? Ein Schreiben eines gewissen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei ebenso viel Grobheiten sagt, als ihm Voltaire Verbindliches gesagt hatte. Der Styl dieses de la Lindelle ist ziemlich der Voltairische Styl; es ist Schade, daß eine so gute Feder nicht mehr geschrieben hat, und übrigens so unbekannt geblieben ist. Doch Lindelle sei Voltaire, oder sei wirklich Lindelle: wer einen französischen Januskopf sehen will, der vorne auf die einschmeichelndste Weise lächelt, und hinten die hämischsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben; am wenigsten aber beide. Aus Höflichkeit bleibet Voltaire diesseits der Wahrheit stehen, und aus Verkleinerungssucht schweifet Lindelle bis jenseit derselben. Jener hätte freimüthiger, und dieser gerechter sein müssen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen sollte, daß der nämliche Schriftsteller sich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er sich dort unter seinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer so hoch an, als er will, daß er einer der erstern unter den Italienern sei, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu schreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichste Interesse aus der reinsten Tugend entspringe. Er beklage es, so sehr als ihm beliebt, daß die falsche Delicatesse seiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichtesten, natürlichsten Mitteln, welche die Umstände zur Verwicklung darbieten, von den unstudierten, wahren Reden, welche die Sache selbst in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariser Parterre hat unstreitig sehr Unrecht, wenn es seit dem königlichen Ringe, über den Boileau in seinen Satyren spottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will; wenn es seine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem allerunschicklichsten Mittel der Erkennung seine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt zu allen Zeiten eine Art von Erkennung, eine Art von Versicherung der Person verbunden hat. Es hat sehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Mensch, der sich für den Sohn gemeiner Eltern hält, und in dem Lande auf Abenteuer ganz allein herumschweift, nachdem er einen Mord verübt, demohngeachtet nicht soll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus sieht, daß er der Held des Stückes werden müsse; wenn es beleidiget wird, daß man einem solchen Menschen keinen kostbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähnrich in des Königs Armee sei, der nicht de belles Nippes besitze. Das Pariser Parterre, sage ich, hat in diesen und ähnlichen Fällen Unrecht: aber warum muß Voltairen auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm, als dem Maffei Unrecht zu geben scheinen wollen? Wenn die französische Höflichkeit gegen Ausländer darin besteht, daß man ihnen auch in solchen Stücken Recht giebt, wo sie sich schämen müßten, Recht zu haben, so weiß ich nicht, was beleidigender und einem freien Menschen unanständiger sein kann, als diese französische Höflichkeit. Das Geschwätz, welches Maffei seinen alten Polydor von lustigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor diesen beigewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Interesse aufs Höchste gestiegen und die Einbildungskraft der Zuschauer mit ganz andern Dingen beschäftiget ist: dieses Nestorische, aber am unrechten Orte Nestorische Geschwätz, kann durch keine Verschiedenheit des Geschmacks unter verschiedenen cultivirten Völkern entschuldiget werden; hier muß der Geschmack überall der nämliche sein, und der Italiener hat nicht seinen eignen, sondern hat gar keinen Geschmack, wenn er nicht ebenso wol dabei gähnet und darüber unwillig wird, als der Franzose. „Sie haben," sagt Voltaire zu dem Marquis, „in Ihrer Tragödie jene schöne und rührende Vergleichung des Virgils:

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos queritur foetus — — —

übersetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir so eine Freiheit nehmen wollte, so würde man mich damit in die Epopee verweisen. Denn Sie glauben nicht, wie streng der Herr ist, dem wir zu gefallen suchen müssen; ich meine unser Publikum. Dieses verlangt, daß in der Tragödie überall der Held, und nirgends der Dichter sprechen soll, und meinet, daß bei kritischen Vorfällen, in Rathsversammlungen, bei einer heftigen Leidenschaft, bei einer dringenden Gefahr, kein König, kein Minister poetische Vergleichungen zu machen pflege." Aber verlangt denn dieses Publikum etwas Unrechtes? meinet es nicht, was die Wahrheit ist? Sollte nicht jedes Publikum eben dieses verlangen? eben dieses meinen? Ein Publikum, das anders richtet, verdient diesen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italienische Publikum zu so einem Publiko machen wollen, weil er nicht Freimüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu sagen, daß er hier und an mehrern Stellen luxurire, und seinen eigenen Kopf durch die Tapete stecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichnisse überhaupt schwerlich eine schickliche Stelle in dem Trauerspiele finden können, hätte er anmerken sollen, daß jenes Virgilische von dem Maffei äußerst gemißbraucht worden. Bei dem Virgil vermehret es das Mitleiden, und dazu ist es eigentlich geschickt; bei dem Maffei aber ist es in dem Munde desjenigen, der über das Unglück, wovon es das Bild sein soll, triumphiret, und müßte nach der Gesinnung des Polyphont mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere, und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler scheuet sich Voltaire nicht, lieber dem Geschmacke der Italiener überhaupt, als einem einzeln Dichter aus ihnen, zur Last zu legen, und dünkt sich von der allerfeinsten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröstet, daß es seine ganze Nation nicht besser verstehe, als er; daß seine Fehler die Fehler seiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für sich gut oder schlecht sei, sondern was die Nation dafür wollte gelten lassen. „Wie hätte ich es wagen dürfen," fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber auch zugleich mit einem Schnippchen in der Tasche, gegen den Marquis fort, „bloße Nebenpersonen so oft mit einander sprechen zu lassen, als Sie gethan haben? Sie dienen bei Ihnen, die interessanten Scenen zwischen den Hauptpersonen vorzubereiten; es sind die Zugänge zu einem schönen Pallaste; aber unser ungeduldiges Publikum will sich auf einmal in diesem Pallaste befinden. Wir müssen uns also schon nach dem Geschmacke eines Volkes richten, welches sich an Meisterstücken satt gesehen hat, und also äußerst verwöhnt ist." Was heißt dieses anders, als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat sehr, sehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es sei fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen sollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzose; ich weiß zu leben; ich werde niemandem etwas Unangenehmes unter die Nase reiben. Ohne Zweifel haben Sie diese kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiße gemacht; weil sie gerade so sind, wie sie Ihre Nation braucht. Ich wünschte, daß ich auch so wohlfeil davon kommen könnte; aber leider ist meine Nation so weit, so weit, daß ich noch viel weiter sein muß, um meine Nation zu befriedigen. Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden, als Sie; aber da jedoch meine Nation, die Ihre Nation so sehr übersieht" — Weiter darf ich meine Paraphrasis wol nicht fortsetzen; denn sonst.

Desinit in piscem mulier formosa superne:

aus der Höflichkeit wird Persifflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutschen von der Sache nichts wissen) und aus der Persifflage: dummer Stolz.

Zwei und vierzigstes Stück.

Den 22. September 1767

Es ist nicht zu leugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italienischen Geschmacks nur deswegen an seinem Vorgänger zu entschuldigen scheinet, um sie der italienischen Nation überhaupt zur Last zu legen, daß, sage ich, diese und noch mehrere, und noch größere, sich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in seiner Jugend viel Neigung zur Poesie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verse in allen verschiedenen Stylen der berühmtesten Dichter seines Landes: doch diese Neigung und diese Leichtigkeit beweisen für das eigentliche Genie, welches zur Tragödie erfodert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er sich auf die Geschichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob diese Studien die rechte Nahrung für das tragische Genie sind. Er war unter Kirchenväter und Diplome vergraben, und schrieb wider die Pfaffen und Basnagen, als er, auf gesellschaftliche Veranlassung, seine Merope vor die Hand nahm, und sie in weniger, als zwei Monaten, zu Stande brachte. Wenn dieser Mann, unter solchen Beschäftigungen, in so kurzer Zeit ein Meisterstück gemacht hätte, so müßte er der außerordentlichste Kopf gewesen sein; oder eine Tragödie überhaupt ist ein sehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter, von gutem klassischem Geschmacke, der so etwas mehr für eine Erholung, als für eine Arbeit ansieht, die seiner würdig wäre, leisten kann, das leistete auch er. Seine Anlage ist gesuchter und ausgedrechselter, als glücklich; seine Charaktere sind mehr nach den Zergliederungen des Moralisten oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geschildert; sein Ausdruck zeigt von mehr Phantasie, als Gefühl; der Literator und der Versificateur läßt sich überall spüren, aber nur selten das Genie und der Dichter.

Als Versificateur läuft er den Beschreibungen und Gleichnissen zu sehr nach. Er hat verschiedene ganz vortreffliche, wahre Gemälde, die in seinem Munde nicht genug bewundert werden könnten; aber in dem Munde seiner Person unerträglich sind, und in die lächerlichsten Ungereimtheiten ausarten. So ist es z. E. zwar sehr schicklich, daß Aegisth seinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umständlich beschreibet, denn auf diesen Umständen beruhet seine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennet, alle, selbst die allerkleinsten Phänomena malet, die den Fall eines schweren Körpers ins Wasser begleiten, wie er hinein schießt, mit welchem Geräusche er das Wasser zertheilet, das hoch in die Luft spritzet, und wie sich die Fluth wieder über ihm zuschließt: das würde man auch nicht einmal einem kalten, geschwätzigen Advokaten, der für ihn spräche, verzeihen, geschweige ihm selbst. Wer vor seinem Richter stehet und sein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in seiner Erzählung so kindisch genau sein könnte.

Als Literator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechischen Sitten und für das Costume bezeigt, mit welchem wir sie bei dem Homer und Euripides geschildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht sagen veredelt, sondern unserm Costume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerspiele nicht mehr schädlich, als zuträglich sein soll. Auch hat er zu geflissentlich schöne Stellen aus den Alten nachzuahmen gesucht, ohne zu unterscheiden, aus was für einer Art von Werken er sie entlehnt, und in was für eine Art von Werken er sie überträgt. Nestor ist in der Epopee ein gesprächiger, freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter, ekler Salbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen: so würde uns der Literator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es sodann für seine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kresphontes übrig sind, zu nutzen, und seinem Werke getreulich einzuflechten. Wo er also geglaubt hätte, daß sie sich hinpaßten, hätte er sie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen sich der Weg seines Dialogs richten und schlingen müssen. Welcher pedantische Zwang! Und wozu? Sind es nicht diese Sittensprüche, womit man seine Lücken füllet, so sind es andere.

Demohngeachtet möchten sich wiederum Stellen finden, wo man wünschen dürfte, daß sich der Literator weniger vergessen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen, und Merope einsieht, in welcher Gefahr sie zweimal gewesen sei, ihren eignen Sohn umzubringen, so läßt er die Ismene voller Erstaunen ausrufen: „Welche wunderbare Begebenheit; wunderbarer, als sie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!"

Con così strani avvenimenti uom forse
Non vide mai favoleggiar le scene.

Maffei hat sich nicht erinnert, daß die Geschichte seines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, dessen Gedichte den ersten Samen des Drama ausstreuten. Ich würde diese Unachtsamkeit niemandem, als ihm aufmutzen, der sich in der Vorrede entschuldigen zu müssen glaubte, daß er den Namen Messene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieses Namens gewesen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit solchen Kleinigkeiten halten, wie er will: nur verlangt man, daß er sich immer gleich bleibet, und daß er sich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben soll, daß er den Anstoß viel-

mehr aus Unwissenheit nicht gesehen, als nicht sehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeiten nicht gefallen, wenn sie auch keinen Anachronismus enthielten. Der tragische Dichter sollte Alles vermeiden, was die Zuschauer an ihre Illusion erinnern kann; denn sobald sie daran erinnert sind, so ist sie weg. Hier scheinet es zwar, als ob Maffei die Illusion eher noch bestärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte „Bühne und erdichten" sind der Sache schon nachtheilig, und bringen uns geraden Weges dahin, wovon sie uns abbringen sollen. Dem komischen Dichter ist es eher erlaubt, auf diese Weise seiner Vorstellung Vorstellungen entgegen zu setzen; denn unser Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuschung nicht, den unser Mitleiden erfordert.

Ich habe schon gesagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitspielt. Nach seinem Urtheile hat Maffei sich mit dem begnügt, was ihm sein Stoff von selbst anbot, ohne die geringste Kunst dabei anzuwenden; sein Dialog ist ohne alle Wahrscheinlichkeit, ohne allen Anstand und Würde; da ist so viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Possenspiele, in der Bude des Harlekin zu dulden wäre; Alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulschnitzern. „Mit einem Worte," schließt er, „das Werk des Maffei enthält einen schönen Stoff, ist aber ein sehr elendes Stück. Alle Welt kömmt in Paris darin überein, daß man die Vorstellung desselben nicht würde haben aushalten können; und in Italien selbst wird von verständigen Leuten sehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfasser auf seinen Reisen die elendesten Schriftsteller in Sold genommen, seine Tragödie zu übersetzen; er konnte leichter einen Uebersetzer bezahlen, als sein Stück verbessern."

Sowie es selten Komplimente giebt ohne alle Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob sein, wenn er sich begnügte, ihn blos zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und gehet mit ihm so blind, als treulos, zu Werke. Er schämt sich nicht, offenbare Lügen zu sagen, augenscheinliche Verfälschungen zu begehen, um nur ein recht hämisches Gelächter aufschlagen zu können. Unter drei Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweien, die seinen Gegner streifen oder treffen, trifft einer unfehlbar den zugleich mit, dem seine Klopffechterei Platz machen soll, Voltairen selbst. Voltaire scheinet dieses auch zum Theil gefühlt zu haben, und ist daher nicht saumselig, in der Antwort an Lindellen den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er sich zugleich mit vertheidigen zu müssen glaubt. Dieser ganzen Correspondenz mit sich selbst, dünkt mich, fehlt das interessanteste Stück: die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch diese der Hr. von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war sie etwa so nicht, wie er sie durch seine Schmeichelei zu erschleichen hoffte? Nahm sich Maffei etwa die Freiheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des französischen Geschmacks ins Licht zu stellen? ihm zu zeigen, warum die französische Merope ebenso wenig in Italien, als die italienische in Frankreich gefallen könne? —

Drei und vierzigstes Stück.

Den 25. September 1767.

So etwas läßt sich vermuthen. Doch ich will lieber beweisen, was ich selbst gesagt habe, als vermuthen, was Andere gesagt haben könnten.

Lindern, vors erste, ließe sich der Tadel des Lindelle fast in allen Punkten. Wenn Maffei gefehlt hat, so hat er doch nicht immer so plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er sagt z. E., Aegisth, wenn ihn Merope nunmehr erstechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königin werde durch dieses Wort „alter Vater" so gerühret, daß sie von ihrem Vorsatze ablasse und auf die Vermuthung komme, Aegisth könne wol ihr Sohn sein. Ist das nicht, setzt er höhnisch hinzu, eine sehr gegründete Vermuthung? Denn freilich ist es ganz etwas Sonderbares, daß ein junger Mensch einen alten Vater hat! „Maffei", fährt er fort, „hat mit diesem Fehler, diesem Mangel von Kunst und Genie, einen andern Fehler verbessern wollen, den er in der erstern Ausgabe seines Stückes begangen hatte. Aegisth rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und dieser Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren Sohn anvertrauet hatte. Bei dem Namen Polydor hätte die Königin gar nicht mehr zweifeln müssen, daß Aegisth ihr Sohn sei; und das Stück wäre aus gewesen. Nun ist dieser Fehler zwar weggeschafft; aber seine Stelle hat ein noch weit gröberer eingenommen." Es ist wahr, in der ersten Ausgabe nennt Aegisth den Polydor seinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben ist von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin stutzt blos bei dem Namen Polydor, der den Aegisth gewarnet habe, ja keinen Fuß in das Messenische Gebiet zu setzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; sie fodert blos nähere Erklärung; und ehe sie diese erhalten kann, kömmt der König dazu. Der König läßt den Aegisth wieder los binden, und da er die That, weswegen Aegisth eingebracht worden, billiget und rühmet, und sie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verspricht: so muß wol Merope in ihren ersten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn sein, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieser Schluß muß nothwendig bei ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereuet es nunmehr auch, daß sie eines bloßen Namens wegen, den ja wol Mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

> Che dubitar? misera, ed io da un nome
> Trattener mi lasciai, quasi un tal nome
> Altri aver non potesse —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können sie nicht anders, als in der Meinung vollends bestärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverlässigste, gewisseste Nachricht haben müsse. Ist denn das also nun so gar abgeschmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich gestehen, daß ich die Verbesserung des Maffei nicht einmal für sehr nöthig halte. Laßt es den Aegisth immerhin sagen, daß sein Vater Polydor heiße! Ob es sein Vater oder sein Freund war, der so hieße, und ihn vor Messene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope ohne alle Widerrede das für wahrscheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubet, da sie weiß, daß er ihrem Sohne so lange, so eifrig nachgestellt, als das, was sie aus der bloßen Uebereinstimmung eines Namens schließen könnte. Freilich, wenn sie wüßte, daß sich die Meinung des Tyrannen, Aegisth sei der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts, als ihre eigene Vermuthung, gründe: so wäre es etwas anders. Aber dieses weiß sie nicht; vielmehr hat sie allen Grund, zu glauben, daß er seiner Sache werde gewiß sein. — Es versteht sich, daß ich das, was man zur Noth entschuldigen kann, darum nicht für schön ausgebe; der Poet hätte unstreitig seine Anlage viel feiner machen können; sondern ich will nur sagen, daß auch so, wie er sie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt; und daß es gar wol möglich und wahrscheinlich ist, daß Merope in ihrem Vorsatze der Rache verharren, und bei der ersten Gelegenheit einen neuen Versuch, sie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich also beleidiget finden möchte, wäre nicht dieses, daß sie zum zweitenmale, ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kömmt: sondern dieses, daß sie zum zweitenmale durch einen glücklichen, ungefähren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrscheinlichkeit sich bestimmen ließe; denn die Leidenschaft, in der sie ist, könnte auch den Gründen der schwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er sich so viel Freiheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren desselben so verschwenderisch ist, als mit den gemeinsten, ordentlichsten Begebenheiten. Daß der Zufall einmal der Mutter einen so frommen Dienst erweiset, das kann sein; wir wollen es um so viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraschung gefällt. Aber daß er zum zweitenmale die nämliche Uebereilung auf die nämliche Weise verhindern werde, das sieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieselbe Ueberraschung, wiederholt, hört auf Ueberraschung zu sein; ihre Einförmigkeit beleidiget, und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar ebenso abenteuerlich, aber nicht ebenso mannigfaltig zu sein weiß, als der Zufall.

Von den augenscheinlichen und vorsätzlichen Verfälschungen des Lindelle will ich nur zwei anführen. — „Der vierte Akt," sagt er, „fängt mit einer kalten und unnöthigen Scene zwischen dem Tyrannen und der Vertrauten der Merope an; hierauf begegnet diese Vertraute, ich weiß selbst nicht wie, dem jungen Aegisth, und beredet ihn, sich in dem Vorhause zur Ruhe zu begeben, damit, wenn er eingeschlafen wäre, ihn die Königin mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er schläft auch wirklich ein, so wie er es versprochen hat. O schön! und die Königin kömmt zum zweitenmale, mit einer Axt in der Hand,

um den jungen Menschen umzubringen, der ausdrücklich deswegen schläft. Diese nämliche Situation, zweimal wiederholt, verräth die äußerste Unfruchtbarkeit; und dieser Schlaf des jungen Menschen ist so lächerlich, daß in der Welt nichts lächerlicher sein kann." Aber ist es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu diesem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle. Aegisth trifft die Vertraute an und bittet sie, ihm doch die Ursache zu entdecken, warum die Königin so ergrimmt auf ihn sei. Die Vertraute antwortet, sie wolle ihm gern Alles sagen, aber ein wichtiges Geschäft rufe sie itzt wo anders hin; er solle einen Augenblick hier verziehen; sie wolle gleich wieder bei ihm sein. Allerdings hat die Vertraute die Absicht, ihn der Königin in die Hände zu liefern; sie beredet ihn, zu bleiben, aber nicht zu schlafen; und Aegisth, welcher, seinem Versprechen nach, bleibet, schläft, nicht seinem Versprechen nach, sondern schläft, weil er müde ist, weil es Nacht ist, weil er nicht siehet, wo er die Nacht sonst werde zubringen können, als hier. — Die zweite Lüge des Lindelle ist von eben dem Schlage. „Merope," sagt er, „nachdem sie der alte Polydor an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, was für eine Belohnung er dafür verlange; und der alte Narr bittet sie, ihn zu verjüngen." Bittet sie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienstes," antwortet der Alte, „ist dieser Dienst selbst; ist dieses, daß ich dich vergnügt sehe. Was könntest du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünschen; aber das stehet weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Last meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. s. w." Heißt das: erleichtere Du mir diese Last? gieb du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht sagen, daß eine solche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem schicklichsten Orte stehe, ob sie schon vollkommen in dem Charakter des Polydor ist. Aber ist denn jede Unschicklichkeit Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und sein Dichter im eigentlichsten Verstande wahnwitzig sein, wenn dieser jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt? — Anlügt! Lügen! Verdienen solche Kleinigkeiten wol so harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, soll das einem dritten nicht wichtig genug sein, ihm zu sagen, daß er gelogen hat? —

Vier und vierzigstes Stück.

Den 29. September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire so gut, als den Maffei trifft, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte, bei welchen es Voltaire selbst fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte gesagt, daß es sehr schwache und unedle Merkmale wären, aus welchem Merope bei dem Maffei schließe, daß Aegisth der Mörder ihres Sohnes sei. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künstlicher angelegt hat, als ich, Meropen glauben zu machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes sei. Er konnte sich eines Ringes dazu bedienen, und das durfte ich nicht; denn seit dem königlichen Ringe, über den Boileau in seinen Satyren spottet, würde das auf unserem Theater sehr klein scheinen." Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüstung anstatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit sich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüstung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegisth, wenn er erwachsen wäre, sich keine neue Rüstung kaufen dürfe, und sich mit der alten seines Vaters behelfen könne? Der vorsichtige Alte! Ließ er sich nicht auch ein Paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geschah es, damit Aegisth einmal an dieser Rüstung erkannt werden könne? So eine Rüstung gab es wol nicht mehr? Es war wol eine Familienrüstung, die Vulkan selbst dem Großvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüstung? Oder wenigstens mit schönen Figuren und Sinnbildern versehen, an welchen sie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren sogleich wieder erkannten? Wenn das ist: so mußte sie der Alte freilich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Ursache, ihm verbunden zu sein, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bei welchen ein Anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an ein so nützliches Möbel dachte. Wenn Aegisth schon das Reich seines Vaters verlor, so mußte er doch nicht auch die Rüstung seines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweitens hatte sich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heirathen will. Als ob das Voltairische das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder Maffei, noch ich, haben die Ursachen dringend genug gemacht, warum Polyphont durchaus Meropen zu seiner Gemahlin verlangt. Das ist vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen solchen Fehler für sehr gering halte, wenn das Interesse, welches er hervor bringt, beträchtlich ist." Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in diesem Umstande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire diese Veränderung anzunehmen, wenn er seinen Vortheil nicht dabei sahe? —

Der Punkte sind mehrere, bei welchen Voltaire eine ähnliche Rücksicht auf sich selbst hätte nehmen können: aber welcher Vater sieht alle Fehler seines Kindes? Der Fremde, dem sie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht scharfsinniger zu sein, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater ist. Gesetzt also, ich wäre dieser Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er seine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer lasse, daß seine Personen oft ohne Ursache aufträten und abgiengen; alles wesentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armseligsten Poeten nicht mehr verzeihe. — Wesentliche Fehler dieses? Doch das ist die Sprache der französischen Kunstrichter überhaupt; die muß ich ihm schon lassen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So wesentlich oder unwesentlich sie aber auch sein mögen; wollen wir es Lindellen auf sein Wort glauben, daß sie bei den Dichtern seines Volks so selten sind? Es ist wahr, sie sind es, die sich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber sie sind es auch, die entweder diesen Regeln eine solche Ausdehnung geben, daß es sich kaum mehr der Mühe verlohnet, sie als Regeln vorzutragen, oder sie auf eine solche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidiget, sie so beobachtet zu sehen, als gar nicht. Besonders ist Voltaire ein Meister, sich die Fesseln der Kunst so leicht, so weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, sich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er sich oft so plump und schwer, und macht so ängstliche Verdrehungen, daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an ein besonderes Klotz geschmiedet. Es kostet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten; doch da es, bei der gemeinen Klasse von Kunstrichtern, noch so sehr Mode ist, es fast aus keinem andern, als aus diesem, zu betrachten; da es der ist, aus welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrei erheben: so will ich doch erst genauer hinsehen, ehe ich in ihr Geschrei mit einstimme.

1. Die Scene ist zu Messene, in dem Pallaste der Merope. Das ist, gleich Anfangs, die strenge Einheit des Ortes nicht, welche, nach den Grundsätzen und Beispielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Pallast, sondern nur ein Theil des Pallastes sein, wie ihn das Auge aus einem und eben demselben Standorte zu übersehen fähig ist. Ob sie ein ganzer Pallast, oder eine ganze Stadt, oder eine ganze Provinz ist, das macht im Grunde einerlei Ungereimtheit. Doch schon Corneille gab diesem Gesetze, von dem sich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bei den Alten findet, die weitere Ausdehnung und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend sei. Wenn er seine besten Stücke von dieser Seite rechtfertigen wollte, so mußte er wol so nachgebend sein. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht sein. Ich sage also nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieser, bald nach einer andern Aussicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bei diesen Abwechselungen auch die Vorsicht gebrauchen sollen, die Corneille dabei empfahl: sie müssen nicht in dem nämlichen Akte, am wenigsten in der nämlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfange des Akts ist, muß durch diesen ganzen Akt dauern; und ihn vollends in eben derselben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, ist die äußerste Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Akt der Merope mag auf einem freien Platze, unter einem Säulengange, oder in einem Saale spielen, in dessen Vertiefung das Grabmal des Kresphontes zu sehen, an welchem die Königin den Aegisth mit eigner Hand hinrichten will: was kann man sich armseliger vorstellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegisth wegführet, diese Vertiefung hinter sich zuschließen muß? Wie schließt er sie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm

nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt sagt, gepaßt hat, so ist es auf diesen; besonders wenn man zugleich die Ursache erwägt, warum Aegisth so plötzlich abgeführt, durch diese Maschinerie so augenblicklich aus dem Gesichte gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben so ein Vorhang wird in dem fünften Akte aufgezogen. Die ersten sechs Scenen spielen in einem Saale des Pallastes: und mit der siebenten erhalten wir auf einmal die offene Aussicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke sehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieser Anblick dieses Wunders wol werth? Man wird sagen, die Thüren dieses Tempels eröffnen sich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einsicht in denselben. Ich verstehe; dieser Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majestät Schloßkapelle, die gerade an den Saal stieß und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchstdieselben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur sollten wir sie dieses Weges nicht allein herauskommen, sondern auch hereingehen sehen; wenigstens den Aegisth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzesten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, seine That schon vollbracht haben soll.

Fünf und vierzigstes Stück.

Den 2. Oktober 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es sich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke sich einmal alles das, was er in seiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geschehen; und sage, wie viel Ungereimtheiten man sich dabei denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreißig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es ist wahr, ich sehe zwar keine physikalischen Hindernisse, warum alle die Begebenheiten in diesem Zeitraume nicht hätten geschehen können; aber desto mehr moralische. Es ist freilich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getrauet sein kann; besonders, wenn man es mit Gewalt vor den Priester schleppen darf. Aber wenn es geschieht, verlangt man nicht eine so gewaltsame Beschleunigung durch die allertriftigsten und dringendsten Ursachen gerechtfertiget zu wissen? Findet sich hingegen auch kein Schatten von solchen Ursachen, wodurch soll uns, was blos physikalischer Weise möglich ist, denn wahrscheinlich werden? Der Staat will sich einen König wählen; Polyphont und der abwesende Aegisth können allein dabei in Betrachtung kommen; um die Ansprüche des Aegisth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter desselben heirathen; an eben demselben Tage, da die Wahl geschehen soll, macht er ihr den Antrag; sie weiset ihn ab; die Wahl geht vor sich, und fällt für ihn aus; Polyphont ist also König, und man sollte glauben, Aegisth möge nunmehr erscheinen, wenn er wolle, der neuerwählte König könne es, vors erste, mit ihm ansehen. Nichts weniger; er bestehet auf der Heirath, und bestehet darauf, daß sie noch desselben Tages vollzogen werden soll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erstenmale seine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein so alter Soldat, und ein so hitziger Freier! Aber seine Freierei ist nichts, als Politik. Desto schlimmer; diejenige, die er in sein Interesse verwickeln will, so zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als sie glauben mußte, daß ihn ihre Hand vornemlich auf den Thron verhelfen sollte; aber nun ist er König, und ist es geworden, ohne sich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole seinen Antrag, und vielleicht giebt sie es näher; er lasse ihr Zeit, den Abstand zu vergessen, der sich ehedem zwischen ihnen befand, sich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht ist nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er sie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, sie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß sie gezwungen worden? Werden sie ihn nicht auch darum hassen zu müssen glauben? Werden sie nicht auch darum dem Aegisth, sobald er sich zeigt, beizutreten, und in seiner Sache zugleich die Sache seiner Mutter zu betreiben, sich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schicksal dem Tyrannen, der ganze funfzehn Jahr sonst so bedächtlich zu Werke gegangen, diesen Aegisth nun selbst in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Ansprüche zu besitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer ist, als die Verbindung mit seiner Mutter: es soll und muß geheirathet sein, und noch heute, und noch diesen Abend; der neue König will bei der alten Königin noch diese Nacht schlafen, oder es geht nicht gut. Kann man sich etwas Komischeres denken? In der Vorstellung, meine ich; denn daß es einem Menschen, der nur einen Funken von Verstande hat, einkommen könne, wirklich so zu handeln, widerlegt sich von selbst. Was hilft es nun also dem Dichter, daß die besondern Handlungen eines jeden Akts zu ihrer wirklichen Ereignung ungefähr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorstellung dieses Aktes geht; und daß diese Zeit mit der, welche auf die Zwischenakte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert: hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieser Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geist. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Mensch wird es an Einem Tage thun. Es ist an der physischen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moralische dazu kommen, deren Verletzung Allen und jeden empfindlich ist, anstatt daß die Verletzung der erstern, ob sie gleich meistens eine Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer so allgemein anstößig ist, weil diese Unmöglichkeit Vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke, von einem Orte zum andern gereiset wird, und diese Reise allein mehr, als einen ganzen Tag erfordert, so ist der Fehler nur denen merklich, welche den Abstand des einen Ortes von dem andern wissen. Nun aber wissen nicht alle Menschen die geographischen Distanzen; aber alle Menschen können es an sich selbst merken, zu welchen Handlungen man sich Einen Tag, und zu welchen man sich mehrere nehmen sollte. Welcher Dichter also die physische Einheit der Zeit nicht anders, als durch Verletzung der moralischen, zu beobachten verstehet, und sich kein Bedenken macht, diese jener aufzuopfern, der verstehet sich sehr schlecht auf seinen Vortheil, und opfert das Wesentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigstens noch eine Nacht zu Hilfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erst den Morgen darauf vollzogen. Auch ist es bei ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron besteiget; die Begebenheiten pressen sich folglich weniger; sie eilen, aber sie übereilen sich nicht. Voltairens Polyphont ist ein Ephemeron von einem Könige, der schon darum den zweiten Tag nicht zu regieren verdienet, weil er den ersten seine Sache so gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, sagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringsten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung der Scenen," sagt Corneille, „ist eine große Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns von der Stetigkeit der Handlung besser versichern, als die Stetigkeit der Vorstellung. Sie ist aber doch nur eine Zierde, und keine Regel; denn die Alten haben sich ihr nicht immer unterworfen u. s. w." Wie? ist die Tragödie bei den Franzosen seit ihrem großen Corneille so viel vollkommener geworden, daß das, was dieser blos für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler ist? Oder haben die Franzosen seit ihm das Wesentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß sie auf Dinge einen so großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns diese Frage entschieden ist, mag Corneille immer wenigstens eben so glaubwürdig sein, als Lindelle; und was nach jenem also eben noch kein ausgemachter Fehler bei dem Maffei ist, mag gegen den minder streitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben sollte. Wenn z. E. in dem ersten Akte Polyphont zu der Königin kömmt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Ist dieses Zimmer der Ort, wo er sich gegen seinen Vertrauten so frei herauslassen sollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth sich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wissen müssen, nur daß wir sie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen seiner Personen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es ebenso oft falsch, welches wol noch schlimmer ist. Es ist nicht genug, daß eine Person sagt, warum sie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einsehen, daß sie darum kommen müssen. Es ist nicht genug, daß sie sagt, warum sie abgeht, man muß auch in dem Folgenden sehen, daß sie wirklich darum abgegangen ist. Denn sonst ist das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand, und keine Ursache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweiten Akts abgeht, um, wie er sagt, die Freunde der Königin zu versammeln; so müßte man

von diesen Freunden und von dieser Versammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, so ist sein Vorgeben ein schülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der ersten besten Lüge, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er sagt, sondern um, ein Paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wieder kommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu lassen wußte. Noch ungeschickter geht Voltaire mit dem Schlusse ganzer Akte zu Werke. Am Ende des dritten sagt Poliphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feierlichen Verbindung schon Alles bereit sei; und so geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, sondern geht mit einer Exklamation zu einer andern Couliffe hinein; worauf Poliphont den vierten Akt wieder anfängt, und nicht etwa seinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt ist (denn er irrte sich, es hat mit der Trauung noch Zeit), sondern wiederum mit seinem Erox Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hause in seinem Gemache mit ihm hätte schwatzen sollen. Nun schließt auch der vierte Akt, und schließt vollkommen, wie der dritte. Poliphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope selbst schreiet:

Courons tous vers le temple on m'attend mon outrage;

und zu den Opferpriestern, die sie dahin abholen sollen, sagt sie:

Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden sie doch gewiß zu Anfange des fünften Akts in dem Tempel sein, wo sie nicht schon gar wieder zurück sind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergessen, und kömmt noch einmal wieder, und schickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwischen dem dritten und vierten, und zwischen dem vierten und fünften Akte geschieht demnach nicht allein das nicht, was geschehen sollte; sondern es geschieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Akt schließen blos, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechs und vierzigstes Stück.

Den 6. Oktober 1767.

Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und eben denselben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide; aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie, unter neunmalen, siebenmal weit mehr dabei gewannen, als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplifiren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheit der Zeit und des Ortes nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei: so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes, führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn diese Orte zusammen nur nicht gar zu weit auseinander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe, sondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen so gut, als dem andern zukommen könne. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter; und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette gieng, wenigstens nicht öfterer, als einmal, zu Bette gieng, mochte sich doch sonst noch so viel und mancherlei darin ereignen, ließen sie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieses verdacht haben; denn unstreitig lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort sagt, bohre das Brett, wo es am dünnsten ist. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren lassen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickeste Kante, den astigsten Theil des Brettes zeigen, und schreien: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwol schreien die französischen Kunstrichter alle so; besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben! — Doch mir ekelt, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!

Die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeschmackt Polyphont bei dem Maffei öfters spricht und handelt, ist Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht, über die heillosen Maximen zu spotten, die Maffei seinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelsten und Besten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüste zu versenken, die es entkräften und weibisch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade, ungestraft zu lassen u. s. w., wenn es einen Tyrannen giebt, der diesen unsinnigen Weg zu regieren einschlägt, wird er sich dessen auch rühmen? So schildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber so hat noch keiner von sich selbst gesprochen. — Es ist wahr, so gar frostig und wahnwitzig läßt Voltaire seinen Polyphont nicht deklamiren; aber mitunter läßt er ihn doch auch Dinge sagen, die gewiß kein Mann von dieser Art über die Zunge bringt. Z. E.:

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait sur nous à pas lents descendre la vengence —

Ein Polyphont sollte diese Betrachtung wol machen; aber er macht sie nie. Noch weniger wird er sie in dem Augenblicke machen, da er sich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbesonnen und in den Tag hinein er gegen Meropen handelt, habe ich schon berührt. Sein Betragen gegen den Aegisth sieht einem ebenso verschlagenen, als entschlossenen Manne, wie ihn uns der Dichter vom Anfange schildert, noch weniger ähnlich. Aegisth hätte bei dem Opfer gerade nicht erscheinen müssen. Was soll er da? Ihm Gehorsam schwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geschrei seiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geschehen, was er zuvor selbst besorgte? Er hat sich für seine Person Alles von dem Aegisth zu versehen; Aegisth verlangt nur sein Schwert wieder, um den ganzen Streit zwischen ihnen mit eins zu entscheiden; und diesen tollkühnen Aegisth läßt er sich an dem Altare, wo das erste das beste, was ihm in die Hand fällt, ein Schwert werden kann, so nahe kommen? Der Polyphont des Maffei ist von diesen Ungereimtheiten frei; denn dieser kennt den Aegisth nicht, und hält ihn für seinen Freund. Warum hätte Aegisth sich ihm also bei dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf seine Bewegungen Acht; der Streich war geschehen, und er zu dem zweiten schon bereit, ehe es noch einem Menschen einkommen konnte, den ersten zu rächen.

„Merope," sagt Lindelle, „wenn sie bei dem Maffei erfährt, daß ihr Sohn ermordet sei, will dem Mörder das Herz aus dem Leibe reißen und es mit ihren Zähnen zerfleischen. Das heißt, sich wie eine Kannibalin, und nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken; das Anständige muß überall beobachtet werden." Ganz recht; aber obgleich die französische Merope delikater ist, als daß sie so in ein rohes Herz, ohne Salz und ohne Schmalz, beißen sollte: so dünkt mich doch, ist sie im Grunde ebenso gut Kannibalin, als die italienische. —

Sieben und vierzigstes Stück.

Den 9. October 1767.

Und wie das? — Wenn es unstreitig ist, daß man den Menschen mehr nach seinen Thaten, als nach seinen Reden richten muß; daß ein rasches Wort, in der Hitze der Leidenschaft ausgestoßen, für seinen moralischen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber Alles beweiset: so werde ich wol Recht haben. Merope, die sich in der Ungewißheit, in welcher sie von dem Schicksale ihres Sohnes ist, dem bangsten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichste besorgt, und in der Vorstellung, wie unglücklich ihr abwesender Sohn vielleicht sei, ihr Mitleid über alle Unglückliche erstrecket, ist das schöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da sie den Verlust des Gegenstandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin sinkt, und plötzlich, sobald sie den Mörder in ihrer Gewalt höret, wieder aufspringt, und tobet, und wüthet, und die blutigste, schrecklichste Rache an ihm zu vollziehen drohet, und wirklich vollziehen würde, wenn er sich eben unter ihren Händen befände: ist eben dieses Ideal, nur in dem Stande einer gewaltsamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnet, was es an Schönheit und Rührung verloren hat. Aber Merope, die sich zu dieser Rache Zeit nimmt, Anstalten dazu vorkehret, Feierlichkeiten dazu anordnet, und selbst die Henkerin sein, nicht tödten, sondern martern, nicht strafen, sondern ihre Augen an der Strafe weiden will: ist das auch noch eine Mutter? Freilich wol; aber eine Mutter, wie wir sie uns unter den Kannibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin ist. — Diese Handlung der Merope gefalle, wem da will; mir sage er es nur nicht, daß sie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht ebenso sehr verachten, als verabscheuen soll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieses zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er sagen, Merope müsse ja wol den Aegisth mit eigner Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de théâtre, den Aristoteles so sehr anpreise, der die empfindlichen Athenienser ehedem so sehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde sich wiederum irren, und die willkührlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff selbst nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegisth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert es nicht, daß sie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und so scheinet sie es auch bei dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug seines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und sagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte sie gehört, daß ein Fremder angelangt sei, der sich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieser Fremde ruhig unter ihrem Dache schlafe; sie ergreift das erste das beste, was ihr in die Hände fällt, eilet voller Wuth in das Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geschieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geschehen sollte. Das war sehr simpel und natürlich, sehr rührend und menschlich! Die Athenienser zitterten für den Aegisth, ohne Meropen verabscheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen selbst, die durch die gutartigste Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich blos für den Aegisth zittern; denn auf ihre Merope bin ich so ungehalten, daß ich es ihr fast gönnen möchte, sie vollführte den Streich. Möchte sie es doch haben! Kann sie sich Zeit zur Rache nehmen, so hätte sie sich auch Zeit zur Untersuchung nehmen sollen. Warum ist sie so eine blutdürstige Bestie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; sie mache in der ersten Hitze mit dem Mörder, was sie will, ich verzeihe ihr, sie ist Mensch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn sie finden sollte, wie sehr sie ihre erste rasche Hitze zu verwünschen habe. Aber, Madame, einen jungen Menschen, der Sie kurz zuvor so sehr interessirte, an dem Sie so viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unschuld erkannten, weil man eine alte Rüstung bei ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen sollte, als den Mörder Ihres Sohnes, an dem Grabmale seines Vaters, mit eigner Hand abschlachten zu wollen, Leibwache und Priester dazu zu Hilfe zu nehmen — O pfui, Madame! Ich müßte mich sehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unschicklichkeit, mit welcher Polyphont nach funfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, ebenso wenig ein Fehler des Stoffes ist, habe ich schon berührt. Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kresphonts geheirathet; und es ist sehr glaublich, daß selbst Euripides diesen Umstand so angenommen hatte. Warum sollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beim Voltaire, Meropen itzt nach funfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, hätten sie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war sehr in der Denkungsart der alten griechischen Frauen, daß sie ihren Abscheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und sie zu ihren zweiten Männern annahmen, wenn sie sahen, daß den Kindern ihrer ersten Ehe Vortheil daraus erwachsen könne. Ich erinnere mich, etwas Aehnliches in dem griechischen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem gelesen zu haben, wo eine Mutter das Kind selbst, welches sie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine sehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bei der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire selbst in den Mund legt, hinreichend gewesen wäre, die Aufführung seiner Merope zu rechtfertigen, wenn er sie als die Gemahlin des Polyphont eingeführet hätte. Die kalten Scenen einer politischen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich sehe mehr, als einen Weg, wie das Interesse durch diesen Umstand fast noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnet hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen bessern geben könne, daß dieser bessere eben der sei, der schon vor Alters befahren worden, so begnügte er sich auf jenem ein Paar Sandsteine aus dem Gleise zu räumen, über die er meinet, daß sein Vorgänger fast umgeschmissen hätte. Würde er wol sonst auch dieses von ihm beibehalten haben, daß Aegisth, unbekannt mit sich selbst, von ungefähr nach Messene gerathen, und daselbst durch kleine zweideutige Merkmale in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder seiner selbst sei? Bei dem Euripides kannte sich Aegisth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorsatze, sich zu rächen, nach Messene, und gab sich selbst für den Mörder des Aegisth aus; nur daß er sich seiner Mutter nicht entdeckte, es sei aus Vorsicht, oder aus Mißtrauen, oder aus was sonst für Ursache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln lassen. Ich habe zwar oben dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehler geworden. Daß sich Aegisth nicht kennet, daß er von ungefähr nach Messene kömmt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt), für den Mörder des Aegisth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geschichte ein sehr verwirrtes, zweideutiges und romanenhaftes Ansehen, sondern schwächt auch das Interesse ungemein. Bei dem Euripides wußte es der Zuschauer von dem Aegisth selbst, daß er Aegisth sei, und je gewisser er es wußte, daß Merope ihren eignen Sohn umzubringen kommt, desto größer mußte nothwendig das Schrecken sein, das ihn darüber befiel, desto quälender das Mitleid, welches er voraus sahe, falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bei dem Maffei und Voltaire hingegen vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wol selbst sein könne, und unser größtes Schrecken ist auf den einzigen Augenblick verspart, in welchem es Schrecken zu sein aufhöret. Das Schlimmste dabei ist noch dieses, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen lassen, eben die Gründe sind, aus welchen es Merope selbst vermuthen sollte; und daß wir ihn, besonders bei Voltairen, nicht in dem allergeringsten Stücke näher und zuverläßiger kennen, als sie ihn selbst kennen kann. Wir trauen also diesen Gründen entweder ebenso viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen ebenso viel, so halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schicksal, das sie ihm zugedacht, kann uns nicht sehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, so tadeln wir Meropen, daß sie nicht besser darauf merket, und sich von weit seichtern Gründen hinreißen läßt. Beides aber taugt nicht.

Acht und vierzigstes Stück.

Den 13. October 1767.

Es ist wahr, unsere Ueberraschung ist größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegisth Aegisth ist, als bis es Merope selbst erfährt. Aber das armselige Ver-

gnügen einer Ueberraschung! Und was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen, so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Ja, unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverläßiger wir es vorausgesehen haben.

Ich will über diesen Punkt den besten französischen Kunstrichter für mich sprechen lassen. „In den verwickelten Stücken," sagt Diderot, „ist das Interesse mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen ist es mehr die Wirkung der Reden, als des Plans. Allein worauf muß sich das Interesse beziehen? Auf die Personen? Oder auf die Zuschauer? Die Zuschauer sind nichts, als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich sind es die Personen, die man vor Augen haben muß. Ohnstreitig! Diese lasse man den Knoten schürzen, ohne daß sie es wissen; für diese sei Alles undurchdringlich; diese bringe man, ohne daß sie es merken, der Auflösung immer näher und näher. Sind diese nur in Bewegung, so werden wir Zuschauer den nämlichen Bewegungen schon auch nachgeben, sie schon auch empfinden müssen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung vor dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in der ersten Scene verrathen würde, und aus diesem Umstande selbst das allerstärkeste Interesse entspränge. — Für den Zuschauer muß Alles klar sein. Er ist der Vertraute einer jeden Person; er weiß Alles, was vorgeht, Alles, was vorgegangen ist; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts Bessers thun kann, als daß man ihm gerade voraussagt, was noch vorgehen soll. — O, ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig versteht ihr die Kunst, und wie wenig besitzt ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche ihr sie bauet, und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen so parador scheinen, als sie wollen: so viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich ist, dem Zuschauer einen wichtigen Vorfall so lange zu verhehlen, bis er sich ereignet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Interesse gerade das Gegentheil erfordert. Der Dichter bewerkstelliget durch sein Geheimniß eine kurze Ueberraschung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns stürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeschlagen wird, den kann ich auch nur Einen Augenblick bedauern. Aber wie steht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich sehe, daß sich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zusammenziehet, und lange Zeit darüber verweilet? — Meinetwegen mögen die Personen alle einander nicht kennen; wenn sie nur der Zuschauer alle kennet. — Ja, ich wollte fast behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verschweigungen nothwendig sind, ein undankbarer Stoff ist; daß der Plan, in welchem man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht so gut ist, als der, in welchem man sie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beschäftigen müssen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich sind. Das ganze Gedicht wird ein Zusammenhang von kleinen Kunstgriffen werden, durch die man weiter nichts, als eine kurze Ueberraschung hervorzubringen vermag. Ist hingegen Alles, was die Personen angeht, bekannt: so sehe ich in dieser Voraussetzung die Quelle der allerheftigsten Bewegungen. — Warum haben gewisse Monologen eine so große Wirkung? Darum, weil sie mir die geheimen Anschläge einer Person vertrauen, und diese Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllet. — Wenn der Zustand der Personen unbekannt ist, so kann sich der Zuschauer für die Handlung nicht stärker interessiren, als die Personen. Das Interesse aber wird sich für den Zuschauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat, und es fühlet, daß Handlung und Reden ganz anders sein würden, wenn sich die Personen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was sie wirklich sind, mit dem, was sie thun oder thun wollen, vergleichen kann."

Dieses auf den Aegisth angewendet, ist es klar, für welchen von beiden Planen sich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuschauer gleich vom Anfange den Aegisth ebenso gut kennen, als er sich selbst; oder für den neuern des Maffei, den Voltaire so blindlings angenommen, wo Aegisth sich und den Zuschauern ein Räthsel ist, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zusammenhange von kleinen Kunstgriffen" macht, die weiter nichts, als eine kurze Ueberraschung, hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, seine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewissen Erwartungen und plötzlichen Ueberraschungen, die sich auf den Zuschauer beziehen, für ebenso neu als gegründet auszugeben. Sie sind neu, in Ansehung ihrer Abstraction, aber sehr alt in Ansehung der Muster, aus welchen sie abstrahiret worden. Sie sind neu, in Betrachtung, daß seine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter diese Vorgänger gehört weder Aristoteles, noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren ist, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieses Gegentheil hätte bestärken können, dessen gute Wirkung sie weder den meisten, noch den besten Stücken der Alten abgesehen hatten.

Unter diesen war besonders Euripides seiner Sache so gewiß, daß er fast immer den Zuschauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er sie führen wollte. Ja, ich wäre sehr geneigt, aus diesem Gesichtspunkte die Vertheidignng seiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kriticis so sehr mißfallen. „Nicht genug," sagt Hedelin, „daß er meistentheils Alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von seinen Hauptpersonen den Zuhörern geradezu erzählen läßt, um ihnen auf diese Weise das Folgende verständlich zu machen: er nimmt auch wol öfters einen Gott dazu, von dem wir annehmen müssen, daß er Alles weiß, und durch den er nicht allein, was geschehen ist, sondern auch Alles, was noch geschehen soll, uns kund macht. Wir erfahren sonach gleich anfangs die Entwicklung und die ganze Katastrophe, und sehen jeden Zufall schon von weiten kommen. Dieses aber ist ein sehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beständig herrschen sollen, gänzlich zuwider ist und alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die fast einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraschung beruhen." Nein: der tragischste von allen tragischen Dichtern dachte so geringschätzig von seiner Kunst nicht; er wußte, daß sie einer weit höhern Vollkommenheit fähig wäre, und daß die Ergetzung einer kindischen Neugierde das Geringste sei, worauf sie Anspruch mache. Er ließ seine Zuhörer also, ohne Bedenken, von der bevorstehenden Handlung ebenso viel wissen, als nur immer ein Gott davon wissen konnte; und versprach sich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht sowol von dem, was geschehen sollte, als von der Art, wie es geschehen sollte. Folglich müßte den Kunstrichtern hier eigentlich weiter nichts anstößig sein, als nur dieses, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangnen und des Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunstgriff beizubringen gesucht; daß er ein höheres Wesen, welches wol noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebrauchet; und daß er dieses höhere Wesen sich geradezu an die Zuschauer wenden lassen, wodurch die dramatische Gattung mit der erzählenden vermischt werde. Wenn sie aber ihren Tadel sodann blos hierauf einschränkten, was wäre denn ihr Tadel? Ist uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verstohlner Weise zugeschanzt wird? Giebt es nicht Dinge, besonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders, als ein Gott, wissen kann? Und wenn das Interesse auf solchen Dingen beruht, ist es nicht besser, daß wir sie durch die Darzwischenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermischung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern sondre man sie so genau von einander ab, als möglich: aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und eben demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch, und untersuche blos, ob es diese höheren Absichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob so ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama ist? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieser Zwitter mehr vergnügt, mehr erbauet, als die gesetzmäßigsten Geburten eurer correcten Racinen, oder wie sie sonst heißen. Weil der Maulesel weder Pferd, noch Esel ist, ist er darum weniger eines von den nutzbarsten, lasttragenden Thieren? —

Neun und vierzigstes Stück.

Den 16. October 1767.

Mit einem Worte: wo die Tadler des Euripides nichts, als den Dichter, zu sehen glauben, der sich aus Unvermögen, oder aus Gemächlichkeit, oder aus beiden Ursachen, seine Arbeit so leicht machte, als möglich; wo sie die dramatische Kunst in

ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich diese in ihrer Vollkommenheit zu sehen, und bewundere in jenem den Meister, der im Grunde ebenso regelmäßig ist, als sie ihn zu sein verlangen, und es nur dadurch weniger zu sein scheinet, weil er seinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der sie keinen Begriff haben.

Denn es ist klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen so viel Aergerniß machen, auch ohne diese Prologe vollkommen ganz, und vollkommen verständlich sind. Streichet z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkur, vor der Hekuba den Prolog des Polydor weg; laßt jenen sogleich mit der Morgenandacht des Jon, und diese mit den Klagen der Hekuba anfangen; sind beide darum im geringsten verstümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggestrichen habt, vermissen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nämlichen Gang, den nämlichen Zusammenhang? Bekennet sogar, daß die Stücke, nach eurer Art zu denken, desto schöner sein würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreusa will vergiften lassen, der Sohn dieser Kreusa ist; daß die Kreusa, welche Jon von dem Altar zu einem schmählichen Tode reißen will, die Mutter dieses Jon ist; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren solle. Denn alles dieses würde die trefflichsten Ueberraschungen geben, und diese Ueberraschungen würden noch dazu vorbereitet genug sein: ohne daß ihr sagen könntet, sie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der hellesten Wolke hervor; sie erfolgten nicht, sondern sie entstünden; man wolle euch nicht auf einmal etwas entdecken, sondern etwas aufheften. Und gleichwol zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwol werft ihr ihm noch Mangel der Kunst vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen ist. Einen wollüstigen Schößling schneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den gesunden Baum zu schelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es ist wahr, es heißt sehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht ebenso viel Einsicht, ebenso viel Geschmack könne gehabt haben, als ihr; und es wundert euch um so viel mehr, wie er bei dieser großen Einsicht, bei diesem feinen Geschmacke, dennoch einen so groben Fehler begehen können: so tretet zu mir her, und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides sahe es so gut, als wir, daß z. E. sein Jon ohne den Prolog bestehen könne; daß er, ohne denselben, ein Stück sei, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuschauers bis an das Ende unterhalte: aber eben an dieser Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuschauer erst in dem fünften Akte, daß Jon der Sohn der Kreusa sei: so ist es für ihn nicht ihr Sohn, sondern ein Fremder, ein Feind, den sie in dem dritten Akte aus dem Wege räumen will; so ist es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher sich Jon in dem vierten Akte rächen will, sondern blos die Meuchelmörderin. Wo sollten aber alsdenn Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die sich etwas aus übereintreffenden Umständen hätte ziehen lassen, daß Jon und Kreusa einander wol näher angehen könnten, als sie meinen, würde dazu nicht hinreichend gewesen sein. Diese Vermuthung mußte zur Gewißheit werden; und wenn der Zuhörer diese Gewißheit nur von außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er sie einer von den handelnden Personen selbst zu danken haben konnte: war es nicht immer besser, daß der Dichter sie ihm auf die einzige mögliche Weise ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieser Weise, was ihr wollt: genug, sie hat ihn sein Ziel erreichen helfen; seine Tragödie ist dadurch, was eine Tragödie sein soll; und wenn ihr noch unwillig seid, daß er die Form dem Wesen nachgesetzet hat, so versorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts, als Stücken, wo das Wesen der Form aufgeopfert ist, und ihr seid belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreusa, wo euch kein Gott etwas voraussagt, wo ihr Alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verschlagne Zigeunerin ausfragt; immerhin gefalle sie euch besser, als des Euripides Jon: und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Aristoteles den Euripides den tragischsten von allen tragischen Dichtern nennet, so sahe er nicht blos darauf, daß die meisten seiner Stücke eine unglückliche Katastrophe haben; ob ich schon weiß, daß Viele den Stagyriten so verstehen. Denn das Kunststück wäre ihm ja wol bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von seinen Personen gesund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde sich ebenso tragisch dünken dürfen, als Euripides. Aristoteles hatte unstreitig mehrere Eigenschaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm diesen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuschauern alle das Unglück, welches seine Personen überraschen sollte, lange vorher zeigte, um die Zuschauer auch dann schon mit Mitleiden für die Personen einzunehmen, wenn diese Personen selbst sich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung sein, daß der Dichter dieser Freundschaft des Philosophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von schönen Sittensprüchen, den er so verschwenderisch in seinen Stücken ausstreuet. Ich denke, daß er ihr weit mehr schuldig war; er hätte ohne sie ebenso spruchreich sein können; aber vielleicht würde er ohne sie nicht so tragisch geworden sein. Schöne Sentenzen und Moralen sind überhaupt gerade das, was wir von einem Philosophen, wie Sokrates, am seltensten hören; sein Lebenswandel ist die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menschen und uns selbst kennen; auf unsere Empfindungen aufmerksam sein; in allen die ebensten und kürzesten Wege der Natur ausforschen und lieben; jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen: das ist es, was wir in seinem Umgange lernen; das ist es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Ersten in seiner Kunst machte. Glücklich der Dichter, der so einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire scheinet es empfunden zu haben, daß es gut sein würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erst in Schutz nimmt, und den sie bald darauf als den Mörder ihres Aegisth hinrichten will, der nämliche Aegisth sei, sofort könne aussetzen lassen. Aber der Jüngling kennt sich selbst nicht; auch ist sonst niemand da, der ihn besser kennte, und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut also der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wissen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eignen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er sehr sinnreich an! Auf so einen Kunstgriff konnte sich nur ein Voltaire besinnen! — Er läßt, sobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erste, was er sagt, mit großen, schönen, leserlichen Buchstaben den ganzen, vollen Namen, „Aegisth“ setzen; und so weiter über jede seiner folgenden Reden. Nun wissen wir es; Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn schon mehr, wie einmal, bei diesem Namen genannt; und wenn sie das auch nicht gethan hätte, so dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Personen nachsehen; da steht es lang und breit! Freilich ist es ein wenig lächerlich, wenn die Person, über deren Reden wir nun schon zehnmal den Namen Aegisth gelesen haben, auf die Frage:

> — — — Narbas vous est connu?
> Le nom d'Egiste au moins jusqu'à vous est venu?
> Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

> Mon père est un vieillard accablé de misère;
> Policlete est son nom; mais Egiste, Narbas,
> Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freilich ist es sehr sonderbar, daß wir von diesem Aegisth, der nicht Aegisth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königin antwortet, sein Vater heiße Polyklet, er nicht auch hinzusetzt, er heiße so und so. Denn einen Namen muß er doch haben; und den hätte der Herr von Voltaire ja wol schon mit erfinden können, da er so viel erfunden hat! Leser, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verstehen, können leicht darüber irre werden. Sie lesen, daß hier ein Bursche gebracht wird, der auf der Landstraße einen Mord begangen hat; dieser Bursche, sehen sie, heißt Aegisth; aber er sagt, er heiße nicht so, und sagt doch auch nicht, wie er heiße: o, mit dem Burschen, schließen sie, ist es nicht richtig; das ist ein abgefeimter Straßenräuber, so jung er ist, so unschuldig er sich stellt. So, sage ich, sind unerfahrene Leser zu denken in Gefahr; und doch glaube ich in allem Ernste, daß es für die erfahrnen Leser besser ist, auch so gleich anfangs zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling ist, als gar nicht. Nur daß man mir nicht sage, daß diese Art, sie davon zu unterrichten, im Geringsten künstlicher und feiner sei, als ein Prolog, im Geschmacke des Euripides! —

Funfzigstes Stück.

Den 20. October 1767.

Bei dem Maffei hat der Jüngling seine zwei Namen, wie es sich gehört; Aegisth heißt er als der Sohn des Polydor, und Kresphont als der Sohn der Merope. In dem Verzeichnisse der handelnden Personen wird er auch nur unter jenem eingeführt, und Becelli rechnet es seiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienst an, daß dieses Verzeichniß den wahren Stand des Aegisth nicht voraus verrathe. Das ist, die Italiener sind von den Ueberraschungen noch größere Liebhaber, als die Franzosen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht; anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wol sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben; anstatt kurzweiliger, auch wol ein wenig scandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen: anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke; schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte; mitunter wol gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären, wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freilich einmal wegzukommen suchen. — Ich wollte eigentlich nur erweisen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts, als die Merope des Maffei sei; und ich meine, dieses habe ich erwiesen. Nicht ebenderselbe Stoff, sagt Aristoteles, sondern ebendieselbe Verwicklung und Auflösung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ebendieselben Stücke zu halten sind. Also, nicht weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geschichte behandelt hat, sondern weil er sie mit ihm auf ebendieselbe Art behandelt hat, ist er hier für weiter nichts, als für den Uebersetzer und Nachahmer desselben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht blos wieder hergestellet; er hat eine eigene Merope gemacht: denn er gieng völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorsatze, ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Interesse blos aus der mütterlichen Zärtlichkeit entspringe, schuf er die ganze Fabel um; gut oder übel, das ist hier die Frage nicht; genug, er schuf sie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze so umgeschaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt ist; er entlehnte von ihm die politischen Ursachen, aus welchen der Tyrann nun erst, nach funfzehn Jahren, auf diese Vermählung dringen zu müssen glaubet; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope sich selbst nicht kennet; er entlehnte von ihm, wie und warum dieser von seinem vermeinten Vater entkömmt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegisth als einen Mörder nach Messene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder seiner selbst gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegisth zum erstenmale erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegisth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen sterben soll, die Entdeckung seiner Mitschuldigen: mit einem Worte, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflösung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bei welchem Polyphont umgebracht werden sollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feier, und vielleicht, daß er blos darum seinen Tyrannen itzt erst auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieses Opfer desto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es ist wahr, Voltaire gab verschiedenen von den Umständen, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anstatt daß beim Maffei Polyphont bereits funfzehn Jahre regieret hat, läßt er die Unruhen in Messene ganze funfzehn Jahre dauern, und den Staat so lange in der unwahrscheinlichsten Anarchie verharren. Anstatt daß beim Maffei Aegisth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwei Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen desselben, anfleht. Anstatt daß beim Maffei Aegisth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire diesen Verdacht durch eine Rüstung entstehen, u. s. w. Aber alle diese Veränderungen betreffen die unerheblichsten Kleinigkeiten, die fast alle außer dem Stücke sind und auf die Oekonomie des Stückes selbst keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich sie Voltairen noch gern als Aeußerungen seines schöpferischen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müssen vermeinte, in allen seinen Folgen zu ändern verstanden hätte. Ich will mich an dem mittelsten von den angeführten Beispielen erklären. Maffei läßt seinen Aegisth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er sich mit ihm auf dem Wege allein sieht, ohnfern einer Brücke über die Pamise; Aegisth erlegt den Räuber und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, ist für mein feines, edles Parterre ein viel zu niedriges Bild; besser, aus diesem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegisth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwei; so ist die Heldenthat des Aegisth desto größer, und der, welcher von diesen zweien entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter! Wenn Aegisth den einen von diesen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdenn? Er trägt den todten Körper auch ins Wasser. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landstraße in den nahen Fluß; das ist ganz begreiflich: aber aus dem Tempel in den Fluß, dieses auch? War denn außer ihnen niemand in diesem Tempel? Es sei so; auch ist das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe sich noch denken: aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegisth trägt den Körper in den Fluß, weil er sonst verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bei Seite geschafft sei, daß sodann nichts seine That verrathen könne; daß diese sodann, mit sammt dem Körper, in der Fluth begraben sei. Aber kann des Voltairens Aegisth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweite hätte nicht entkommen müssen. Wird sich dieser begnügen, sein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihn nicht, wenn er auch noch so furchtsam ist, von weitem beobachten? Wird er ihn nicht mit seinem Geschrei verfolgen, bis ihn Andere festhalten? Wird er ihn nicht anklagen und wider ihn zeugen! Was hilft es dem Mörder also, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier ist ein Zeuge, welcher es nachweisen kann. Diese vergebene Mühe hätte er sparen, und dafür eilen sollen, je eher je lieber über die Grenze zu kommen. Freilich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Wasser geworfen werden; es war Voltairen ebenso nöthig, als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Besichtigung desselben aus ihrem Irrthume gerissen werden konnte; nur daß, was bei diesem Aegisth sich selber zum Besten thut, er bei jenem blos, dem Dichter zu gefallen, thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Ursache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieser Ursache brauche, die nunmehr von nichts, als von seinem Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbesserung. Die nämlich, durch welche er den wiederholten Versuch der Merope, sich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphont, geschehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und besonders ist die zweite Scene des vierten Akts ganz vortrefflich. Ich wünschte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Akts von beiden Seiten erfolgen zu müssen das Ansehen hat, mit mehrerer Kunst hätte getheilet werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführet wird, und die Vertiefung sich hinter ihm schließt, ist ein sehr gewaltsames Mittel. Es ist nicht ein Haar besser, als die übereilte Flucht, mit der sich Aegisth bei dem Maffei rettet, und über die Voltaire seinen Lindelle so spotten läßt. Oder vielmehr, diese Flucht ist um vieles natürlicher, wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zusammen gebracht, und uns nicht gänzlich die ersten rührenden Ausbrüche ihrer beiderseitigen Empfindungen gegen einander, vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung über-

haupt nicht getheilet haben, wenn er seine Materie nicht hätte dehnen müssen, um fünf Akte damit vollzumachen. Er jammert mehr, als einmal, über cette longue carrière de cinq actes qui est prodigieusement difficile à remplir sans épisodes — Und nun für diesesmal genug von der Merope!

Ein und funfzigstes Stück.

Den 23. October 1767.

Den neun und dreißigsten Abend (Mittwochs den 8. Julius) wurden der verheirathete Philosoph und die neue Agnese wiederholt.

Chevrier sagt, daß Destouches sein Stück aus einem Lustspiele des Campistron geschöpft habe, und daß, wenn dieser nicht seinen Jaloux desabusé geschrieben hätte, wir wol schwerlich einen verheiratheten Philosophen haben würden. Die Komödie des Campistron ist unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß sie auf irgend einem deutschen Theater wäre gespielt worden; auch ist keine Uebersetzung davon vorhanden. Man dürfte also vielleicht um so viel lieber wissen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier sei.

Die Fabel des Campistronschen Stücks ist kurz diese: Ein Bruder hat das ansehnliche Vermögen seiner Schwester in Händen, und um dieses nicht herausgeben zu dürfen, möchte er sie lieber gar nicht verheirathen. Aber die Frau dieses Bruders denkt besser, oder wenigstens anders, und um ihren Mann zu vermögen, seine Schwester zu versorgen, sucht sie ihn auf alle Weise eifersüchtig zu machen, indem sie verschiedne junge Mannspersonen sehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, sich um ihre Schwägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die List gelingt; der Mann wird eifersüchtig und williget endlich, um seiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um sich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung seiner Schwester mit Clitandern, einem Anverwandten seiner Frau, dem zu gefallen sie die Rolle der Kokette gespielt hatte. Der Mann sieht sich berückt, ist aber sehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde seiner Eifersucht überzeugt wird.

Was hat diese Fabel mit der Fabel des verheiratheten Philosophen Aehnliches? Die Fabel nicht das geringste. Aber hier ist eine Stelle aus dem zweiten Akte des Campistronschen Stücks, zwischen Dorante, so heißt der Eifersüchtige, und Dubois, seinem Sekretär. Diese wird gleich zeigen, was Chevrier gemeinet hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrießlich, ärgerlich, alle meine ehemalige Heiterkeit ist weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer ist denn dieser Tyrann, dieser Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung. **Dubois.** Hassen Sie sie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe sie, und liebe sie so sehr — Verwünschte Qual!

Dubois. Sie sind doch wol nicht eifersüchtig?

Dorante. Bis zur Raserei.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eifersüchtig? Sie, der Sie von jeher über Alles, was Eifersucht heißt, —

Dorante. Gelacht und gespottet. Desto schlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt so hinreißen zu lassen! In das Geschrei der Narren einzustimmen, die sich über die Ordnung und Zucht unserer ehrlichen Vorfahren so lustig machen! Und ich stimmte nicht blos ein; es währte nicht lange, so gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht gesprochen! Eheliche Treue, beständige Liebe, pfui, wie schmeckt das nach dem kleinstädtischen Bürger! Der Mann, der seiner Frau nicht allen Willen läßt, ist ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn sie auch Andern gefällt und zu gefallen sucht, gehört ins Tollhaus. So sprach ich, und mich hätte man da sollen ins Tollhaus schicken. —

Dubois. Aber warum sprachen Sie so?

Dorante. Hörst du nicht? Weil ich ein Geck war, und glaubte, es ließe noch so galant und weise. — Inzwischen wollte mich meine Familie verheirathet wissen. Sie schlugen mir ein junges, unschuldiges Mädchen vor; und ich nahm es. Mit der, dachte ich, soll es gute Wege haben; die soll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe sie itzt nicht besonders, und der Besitz wird mich noch gleichgiltiger gegen sie machen. Aber wie sehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich schöner, täglich reizender. Ich sah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und itzt bin ich so verliebt, so verliebt in sie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin so eifersüchtig! — Daß ich mich schäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde sind mir zuwider — und verdächtig; die ich sonst nicht ofte genug um mich haben konnte, sehe ich itzt lieber gehen, als kommen. Was haben sie auch in meinem Hause zu suchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleien, die sie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verstand; der andere erhebt ihr gefälliges Wesen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmlischen Augen, und den ihre schönen Zähne. Alle finden sie höchst reizend, höchst anbetungswürdig; und immer schließt sich ihr verdammtes Geschwätze mit der verwünschten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin. **Dubois.** Ja, ja, es ist wahr, so geht es zu.

Dorante. O, sie treiben ihre unverschämte Kühnheit wol noch weiter! Kaum ist sie aus dem Bette, so sind sie um ihre Toilette. Da solltest du erst sehen und hören! Jeder will da seine Aufmerksamkeit und seinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeschmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterei die andere, ein kitzelndes Histörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Mienen, mit Liebäugeleien, die meine Frau so leutselig annimmt, so verbindlich erwidert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannst du glauben, Dubois? Ich muß es wol mit ansehen, daß sie ihr die Hand küssen. **Dubois.** Das ist arg!

Dorante. Gleichwol darf ich nicht muksen. Denn was würde die Welt dazu sagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslassen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weisen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gassenhauer auf mich zum Vorscheine kommen u. s. w.

Diese Situation muß es sein, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheiratheten Philosophen gefunden hat. So wie der Eifersüchtige des Campistron sich schämet, seine Eifersucht auszulassen, weil er sich ehedem über diese Schwachheit allzulustig gemacht hat: so schämt sich auch der Philosoph des Destouches, seine Heirath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernsthafte Liebe gespottet, und den ehelosen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freien und weisen Manne anständig sei. Es kann auch nicht fehlen, daß diese ähnliche Scham sie nicht Beide in mancherlei ähnliche Verlegenheiten bringen sollte. So ist z. E. die, in welcher sich Dorante beim Campistron siehet, wenn er von seiner Frau verlangt, ihm die überlästigen Besucher vom Halse zu schaffen, diese aber ihn bedeutet, daß das eine Sache sei, die er selbst bewerkstelligen müsse, fast die nämliche mit der bei dem Destouches, in welcher sich Arist befindet, wenn er es selbst dem Marquis sagen soll, daß er sich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eifersüchtige, wenn seine Freunde in seiner Gegenwart über die Eifersüchtigen spotten, und er selbst sein Wort dazu geben muß, ungefähr auf gleiche Weise, als hier der Philosoph, wenn er sich muß sagen lassen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorsichtig sei, als daß er sich zu einer Thorheit, wie das Heirathen, sollte haben verleiten lassen.

Demohngeachtet aber sehe ich nicht, warum Destouches bei seinem Stücke nothwendig das Stück des Campistron vor Augen gehabt haben müßte; und mir ist es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieses auch nicht vorhanden wäre. Die verschiedensten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel sind, jene sich äußern zu lassen und ins Spiel zu setzen: so muß man nicht die Situationen, sondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man bestimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genennt zu werden verdiene. Umgekehrt ist es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger wesentlich sind, und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entspringt. Aehnliche Situationen geben also ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anstatt daß sie in den Tragödien fast gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unseres Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke seines Vaters besorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der Königlichen Druckerei zu Paris erschien, meldet uns, in der Vorrede zu dieser Ausgabe, eine

besondere, dieses Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nämlich habe sich in England verheirathet, und aus gewissen Ursachen seine Verbindung geheim halten müssen. Eine Person aus der Familie seiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb gewesen; und dieses habe Gelegenheit zu dem verheiratheten Philosophen gegeben. Wenn dieses wahr ist, — und warum sollten wir es seinem Sohne nicht glauben? — so dürfte die vermeinte Nachahmung des Campistron um so eher wegfallen.

Zwei und funfzigstes Stück.

Den 27. October 1767.

Den vierzigsten Abend (Donnerstags den 9. Julius) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführet.

Dieses Lustspiel ist unstreitig eines der besten deutschen Originale. Es war, so viel ich weiß, das letzte komische Werk des Dichters, das seine frühern Geschwister unendlich übertrifft, und von der Reife seines Urhebers zeiget. Der „geschäftige Müßiggänger" war der erste jugendliche Versuch, und fiel aus, wie alle solche jugendliche Versuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen, und räche sich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben! Er enthält das kalteste, langweiligste Alltagsgewäsche, das nur immer in dem Hause eines Meißnischen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß seine Vorstellung dürfte auszuhalten sein. Der Geheimnißvolle ist um vieles besser; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden ist, den Moliere in der Stelle geschildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu diesem Stücke wollte genommen haben. Molieres Geheimnißvoller ist ein Geck, der sich ein wichtiges Ansehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs spielen will, um von den Wölfen nicht gefressen zu werden. Daher kömmt es auch, daß er so viel Aehnliches mit dem Charakter des Mißtrauischen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nuancen des nämlichen Charakters, können nicht anders, als in einer so kleinen und armseligen, oder so menschenfeindlichen und häßlichen Seele sich finden, daß ihre Vorstellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abscheu erwecken müssen, als Lachen. Der Geheimnißvolle ist wol sonst hier aufgeführet worden; man versichert mich aber auch durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung ist es mir sehr begreiflich, daß man ihn läppischer gefunden habe, als lustig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführet worden, und so oft er noch aufgeführet worden, überall und jederzeit einen sehr vorzüglichen Beifall erhalten; und daß sich dieser Beifall auf wahre Schönheiten gründen müsse, daß er nicht das Werk einer überraschenden, blendenden Vorstellung sei, ist daher klar, weil ihn noch niemand nach Lesung des Stücks zurückgenommen. Wer es zuerst gelesen, dem gefällt es um so viel mehr, wenn er es spielen sieht: und wer es zuerst spielen gesehen, dem gefällt es um so viel mehr, wenn er es lieset. Auch haben es die strengsten Kunstrichter ebenso sehr seinen übrigen Lustspielen, als diese überhaupt dem gewöhnlichen Prasse deutscher Komödien vorgezogen.

„Ich las," sagt einer von ihnen, „den geschäftigen Müßiggänger: die Charaktere schienen mir vollkommen nach dem Leben; solche Müßiggänger, solche in ihre Kinder vernarrte Mütter, solche schalwitzige Besuche, und solche dumme Pelzhändler sehen wir alle Tage. So denkt, so lebt, so handelt der Mittelstand unter den Deutschen. Der Dichter hat seine Pflicht gethan, er hat uns geschildert, wie wir sind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf den „Triumph der guten Frauen." Welcher Unterschied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, echten Witz in ihren Gesprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange."

Der vornehmste Fehler, den ebenderselbe Kunstrichter daran bemerkt hat, ist der, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsch sind. Und leider muß man diesen zugestehen. Wir sind aber in unsern Lustspielen schon zu sehr an fremde, und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß er eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander", heißt es, „ist ein französischer Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachstellt, keinem im Ernste gewogen ist, alle ruhigen Ehen in Uneinigkeit zu stürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden sucht, und der bei allem diesen kein schlechtes Herz hat. Die herrschende Verderbniß der Sitten und Grundsätze scheinet ihn mit fortgerissen zu haben. Gottlob! daß ein Deutscher, der so leben will, das verderbteste Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlassen, und nunmehr in zehn Jahren nicht gesehen hat, kömmt auf den Einfall, ihn aufzusuchen. Sie kleidet sich als eine Mannsperson, und folgt ihm, unter dem Namen Philint, in alle Häuser nach, wo er Aventuren sucht. Philint ist witziger, flatterhafter und unverschämter, als Nikander. Das Frauenzimmer ist dem Philint mehr gewogen, und sobald er mit seinem frechen, aber doch artigen Wesen sich sehen läßt, stehet Nikander da, wie verstummt. Dieses giebt Gelegenheit zu sehr lebhaften Situationen. Die Erfindung ist artig, der zweifache Charakter wol gezeichnet und glücklich in Bewegung gesetzt; aber das Original zu diesem nachgeahmten Petitmaitre ist gewiß kein Deutscher."

„Was mir", fährt er fort, „sonst an diesem Lustspiele mißfällt, ist der Charakter des Agenor. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieser Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyrannisiret seine unschuldige Juliane auf das unwürdigste, und hat recht seine Lust, sie zu quälen. Grämlich, so oft er sich sehen läßt, spöttisch bei den Thränen seiner gekränkten Frau, argwöhnisch bei ihren Liebkosungen, boshaft genug, ihre unschuldigsten Reden und Handlungen durch eine falsche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eifersüchtig, hart, unempfindlich, und, wie sie sich leicht einbilden können, in seiner Frauen Kammermädchen verliebt. — Ein solcher Mann ist gar zu verderbt, als daß wir ihm eine schleunige Besserung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher sich die Falten seines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane, noch die Leser, wissen recht, was er will. Ebenso wenig hat der Dichter Raum gehabt, seine Besserung gehörig vorzubereiten und zu veranstalten. Er mußte sich begnügen, dieses gleichsam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu schaffen hatte. Kathrine, dieses edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, sagt gar recht am Ende des Lustspiels: Die geschwindesten Bekehrungen sind nicht allemal die aufrichtigsten! Wenigstens so lange dieses Mädchen im Hause ist, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit stehen."

Ich freue mich, daß die beste deutsche Komödie dem richtigsten deutschen Beurtheiler in die Hände gefallen ist. Und doch war es vielleicht die erste Komödie, die dieser Mann beurtheilte.

Drei und funfzigstes Stück.

Den 3. November 1767.

Den ein und vierzigsten Abend (Freitags den 10. Julius) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr wiederholt.

„Cenie," sagt Chevrier gerade heraus, „führet den Namen der Frau von Graffigni, ist aber ein Werk des Abts von Voisenon. Es war anfangs in Versen; weil aber die Frau von Graffigni, der es erst in ihrem vier und funfzigsten Jahre einfiel, die Schriftstellerin zu spielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, so ward Cenie in Prosa gebracht. Mais l'auteur, fügt er hinzu, y a laissé 81 vers qui y existent dans leur entier." Das ist, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerstreuten Zeilen zu verstehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Versen gewesen, so ist es sehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die französischen Verse kommen überhaupt der Prosa so nahe, daß es Mühe kosten soll, nur in einem etwas gesuchteren Style zu schreiben, ohne daß sich nicht von selbst ganze Verse zusammen finden, denen nichts, wie der Reim, mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verse machen, können dergleichen Verse am ersten entwischen; eben weil sie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es also ebenso wenig zu vermeiden, als zu beobachten verstehen.

Was hat Cenie sonst für Merkmale, daß sie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne geflossen sein? „Das Frauenzimmer überhaupt," sagt Rousseau, „liebt keine einzige Kunst, versteht sich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich sein, die nichts als leichten Witz, nichts als Geschmack, nichts als Anmuth, höchstens Gründlichkeit und Philosophie verlangen. Es kann sich Wissenschaft, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich durch Mühe und Arbeit erwerben lassen. Aber jenes himmlische

Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um sich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredsamkeit, jene erhabenen Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innersten unseres Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen."

Also fehlen sie wol auch der Genie? Oder, wenn sie ihr nicht fehlen, so muß Genie nothwendig das Werk eines Mannes sein? Rousseau selbst würde so nicht schließen. Er sagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt absprechen zu müssen glaube, wolle er darum keiner Frau insbesondere streitig machen (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes). Und dieses sagt er eben auf Veranlassung der Genie; eben da, wo er die Graffigni als die Verfasserin derselben anführt. Dabei merke man wol, daß Graffigni seine Freundin nicht war, daß sie Uebels von ihm gesprochen hatte, daß er sich an eben der Stelle über sie beklagt. Demohngeachtet erklärt er sie lieber für eine Ausnahme seines Satzes, als daß er im Geringsten auf das Vorgeben des Chevrier anspielen sollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt gewesen wäre.

Chevrier hat mehr solche verkleinerliche, geheime Nachrichten. Eben dieser Abt, wie Chevrier wissen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komische Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht sie, die Aktrice, von der er sagt, daß sie kaum lesen könne. Sein Beweis ist ein Gassenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es ist allerdings wahr, daß die Gassenhauer in der französischen Geschichte überhaupt unter die glaubwürdigsten Dokumente gehören.

Warum ein Geistlicher ein sehr verliebtes Singspiel unter fremdem Namen in die Welt schicke, ließe sich endlich noch begreifen. Aber warum er sich zu einer Genie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, ist schwerlich abzusehen. Dieser Abt hat ja sonst mehr, als ein Stück, aufführen und drucken lassen, von welchen ihn jedermann als den Verfasser kennet, und die der Genie bei weitem nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und fünfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, ist es wahrscheinlich, daß er es gerade mit seinem besten Werke würde gethan haben? —

Den zwei und vierzigsten Abend (Montags den 13. Julius) ward die Frauenschule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits seine Männerschule gemacht, als er im Jahre 1662 diese Frauenschule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde sich sehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit geprediget würde. Es sind beides witzige Possenspiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachsen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerschule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darin hätte lehren wollen, als daß das dümmste Mädchen noch immer Verstand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufsicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachsicht und Freiheit. Wirklich ist für das weibliche Geschlecht in der Frauenschule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit diesem Titel auf die Ehestandsregeln in der zweiten Scene des dritten Akts gesehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichsten Stoffe zur Tragödie und Komödie," sagt Trublet, „sind der Cid und die Frauenschule. Aber beide sind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als diese Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Diese Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle."

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieses meine. Oder falls es ihm so schon verständlich genug war, wenn er es doch auch seinen Lesern mit ein Paar Worten hätte verständlich machen wollen. Ich wenigstens bekenne, daß ich gar nicht absehe, wo Fontenelle mit diesem Räthsel hingewollt. Ich glaube, er hat sich versprochen; oder Trublet hat sich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieser Männer, der Stoff der Frauenschule so besonders glücklich ist, und Moliere in der Ausführung desselben nur zu kurz gefallen: so hätte sich dieser auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff ist nicht von ihm, sondern theils aus einer spanischen Erzählung, die man bei dem Scarron unter dem Titel „die vergebliche Vorsicht" findet, theils aus den spaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem seiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit seiner Geliebten gekommen, ohne zu wissen, daß dieser Freund sein Nebenbuhler ist.

„Die Frauenschule," sagt der Herr von Voltaire, „war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar Alles nur Erzählung, aber doch so künstliche Erzählung ist, daß Alles Handlung zu sein scheinet."

Wenn das Neue hierin bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen sehen. — Aber ist es denn auch wahr, daß Alles darin erzählt wird? daß Alles nur Handlung zu sein scheint? Voltaire hätte diesen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen sollen; oder, anstatt ihn in ein anscheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigstens die Antwort beifügen sollen, die Moliere selbst darauf ertheilte, und die sehr passend ist. Die Erzählungen nämlich sind in diesem Stücke, vermöge der innern Verfassung desselben, wirkliche Handlung; sie haben Alles, was zu einer komischen Handlung erforderlich ist; und es ist bloße Wortklauberei, ihnen diesen Namen hier streitig zu machen. Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten wollte Moliere vornemlich schildern; ihn müssen wir also vornemlich sehen, wie er sich bei dem Unfalle, der ihm drohet, geberdet; und dieses hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unsern Augen hätte vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen lassen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß zu verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progressen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubet; das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz demohngeachtet sein Ziel glücklich verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlungen, als Alles, was außer der Scene vorgeht. Selbst in der Erzählung der Agnese von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft ist mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen sähen.

Also, anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß Alles darin Handlung scheine, obgleich Alles nur Erzählung sei, glaubte ich mit mehrerem Rechte sagen zu können, daß Alles Handlung darin sei, obgleich Alles nur Erzählung zu sein scheine.

Vier und funfzigstes Stück.

Den 6. November 1767.

Den drei und vierzigsten Abend (Dienstags den 14. Julius) ward die Mutterschule de La Chaussee, und den vier und vierzigsten Abend (als den 15.) der Graf von Essex wiederholt.

Da die Engländer von jeher so gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, so kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerspielen über diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Das älteste ist das von Joh. Banks, unter dem Titel: der unglückliche Liebling oder Graf von Essex. Es kam 1682 aufs Theater und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzosen schon drei Essexe: des Calprenede von 1638, des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille, von eben diesem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzosen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen sein, so würden sie sich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerspiel von 1611, in welchem man die Geschichte und den Charakter des Grafen, unter fremdem Namen, zu finden glaubte.

Banks scheint keinen von seinen französischen Vorgängern gekannt zu haben. Er ist aber einer Novelle gefolgt, die den Titel „Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen von Essex" führet, wo er den ganzen Stoff sich so in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn blos zu dialogiren, ihm blos die äußere dramatische Form zu ertheilen brauchte. Hier ist der ganze Plan, wie er von dem Verfasser der unten angeführten Schrift zum Theil ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Lesern nicht unangenehm ist, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

Um unser Mitleid gegen den unglücklichen Grafen desto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entschuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabensten Eigenschaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem

vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er seine Leidenschaften nicht besser in seiner Gewalt hat. Burleigh, der erste Minister der Königin, der auf ihre Ehre sehr eifersüchtig ist und den Grafen wegen der Gunstbezeigungen beneidet, mit welchen sie ihn überhäuft, bemüht sich unablässig, ihn verdächtig zu machen. Hierin steht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind ist, treulich bei; und Beide werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen sonst geliebt hatte, nun aber, weil sie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was sie nicht besitzen kann, zu verderben sucht. Die ungestüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und sie erreichen ihre Absicht auf folgende Weise.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generalissimus, mit einer sehr ansehnlichen Armee gegen den Tyrone geschickt, welcher in Irland einen gefährlichen Aufstand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln sahe sich der Graf genöthiget, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil seine Truppen durch Strapazen und Krankheiten sehr abgemattet waren, Tyrone aber mit seinen Leuten sehr vortheilhaft postiret stand. Da diese Unterhandlung zwischen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Mensch dabei zugegen sein durfte: so wurde sie der Königin als ihrer Ehre höchst nachtheilig, und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgestellet, daß Essex mit den Rebellen in einem heimlichen Verständnisse stehen müsse. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten sie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches sie aber so wenig zu verstatten geneigt ist, daß sie sich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen sehr aufgebracht bezeiget. Sie wiederholt die vorigen Dienste, welche der Graf der Nation erwiesen, und erklärt, daß sie die Undankbarkeit und den boshaften Neid seiner Ankläger verabscheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Essex, nimmt sich zugleich seiner auf das lebhafteste an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen solchen Mann nicht unterdrücken zu lassen; und seine Feinde müssen vor diesesmal schweigen. (Erster Akt.)

Indeß ist die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger als zufrieden, sondern läßt ihm befehlen, seine Fehler wieder gut zu machen und Irland nicht eher zu verlassen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben und Alles wieder beruhiget habe. Doch Essex, dem die Beschuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn seine Feinde bei ihr anzuschwärzen suchen, ist viel zu ungeduldig, sich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieser unbedachtsame Schritt macht seinen Feinden ebenso viel Vergnügen, als seinen Freunden Unruhe; besonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim verheirathet ist, vor den Folgen. Am meisten aber betrübt sich die Königin, da sie sieht, daß ihr durch dieses rasche Betragen aller Vorwand benommen ist, ihn zu vertreten, wenn sie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die sie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm trägt, erregen in ihrer Brust den grausamsten Kampf. Sie streitet lange mit sich selbst, ob sie den verwegenen Mann nach dem Tower schicken, oder den geliebten Verbrecher vor sich lassen und ihm erlauben soll, sich gegen sie selbst zu rechtfertigen. Endlich entschließt sie sich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einschränkung; sie will ihn sehen, aber sie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wol verlieren soll, für seine Vergehungen sobald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham sind bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig. Die Königin ist auf die letztere gelehnet, und scheinet tief im Gespräche zu sein, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzusehen. Nachdem sie ihn eine Weile vor sich knieen lassen, verläßt sie auf einmal das Zimmer und gebietet Allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu lassen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorsam zu sein; selbst Southampton gehet mit ihr ab, kömmt aber bald mit der trostlosen Rutland wieder, ihren Freund bei seinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf schickt die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandostab abzunehmen; er weigert sich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände zurück zu liefern, und beiden Ministern wird, sowol von ihm, als von dem Southampton, sehr verächtlich begegnet. (Zweiter Akt.)

Die Königin, der dieses sein Betragen sogleich hinterbracht wird, ist äußerst gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren sich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobsprüche vertragen, die ihm die unbedachtsame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilet; ja, diese sind ihr noch mehr zuwider, als jene, weil sie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebet. Zuletzt befiehlt sie demohngeachtet, daß er vor sie gebracht werden soll. Er kömmt und versucht es, seine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er desfalls beibringt, scheinen ihr viel zu schwach, als daß sie ihren Verstand von seiner Unschuld überzeugen sollten. Sie verzeihet ihm, um der geheimen Neigung, die sie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entsetzt sie ihn aller seiner Ehrenstellen, in Betrachtung dessen, was sie sich selbst als Königin schuldig zu sein glaubt. Und nun ist der Graf nicht länger vermögend, sich zu mäßigen; seine Ungestümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient sich verschiedner Ausdrücke, die zu sehr wie Vorwürfe klingen, als daß sie den Zorn der Königin nicht aufs höchste treiben sollten. Auch antwortet sie ihm darauf, wie es Zornigen sehr natürlich ist, ohne sich um Anstand und Würde, ohne sich um die Folgen zu bekümmern: nämlich, anstatt der Antwort, giebt sie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es seine Königin, daß es nicht sein König ist, der ihn geschlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau ist, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, sich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beschwört ihn, sich zu fassen; aber er wiederholt seine ihr und dem Staate geleisteten Dienste nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, so wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußersten Wuth; und niemand, als Southampton, bleibt bei ihm, der Freundschaft genug hat, sich itzt eben am wenigsten von ihm trennen zu lassen. (Dritter Akt.)

Der Graf geräth über sein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unsinnig in der Stadt herum, schreiet über das ihm angethane Unrecht, und schmähet auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergesagt, und sie giebt Befehl, sich der beiden Grafen zu versichern. Es wird Mannschaft gegen sie ausgeschickt, sie werden gefangen genommen und in den Tower in Verhaft gesetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat sich der Zorn der Königin gelegt, und günstigern Gedanken für den Essex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn also, ehe er zum Verhöre geht, Allem, was man ihr darwider sagt, ungeachtet, nochmals sehen; und da sie besorgt, seine Verbrechen möchten zu strafbar befunden werden, so giebt sie ihm, um sein Leben wenigstens in Sicherheit zu setzen, einen Ring, mit dem Versprechen, ihm gegen diesen Ring, sobald er ihn ihr zuschicke, Alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Fast aber bereuet sie es wieder, daß sie so gütig gegen ihn gewesen, als sie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt ist; und es von der Rutland selbst erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Akt.)

Fünf und funfzigstes Stück.

Den 10. November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geschieht; Essex wird nach den Gesetzen schuldig befunden und verurtheilet, den Kopf zu verlieren; sein Freund Southampton desgleichen. Nun weiß zwar Elisabeth, daß sie als Königin den Verbrecher begnadigen kann; aber sie glaubt auch, daß eine solche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verathen würde, die keiner Königin gezieme; und also will sie so lange warten, bis er ihr den Ring senden und selbst um sein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geschehen möge, schickt sie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an seine Rettung zu denken. Nottingham stellt sich, das zärtlichste Mitleid für ihn zu fühlen; und er vertrauet ihr das kostbare Unterpfand seines Lebens, mit der demüthigsten Bitte an die Königin, es ihm zu schenken. Nun hat Nottingham Alles, was sie wünschet; nun steht es bei ihr, sich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anstatt also das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet sie ihn auf das boshafteste, und malt ihn so stolz, so trotzig, so fest entschlossen ab, nicht um Gnade zu bitten, sondern es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Versicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilet, das Urtheil ohne Anstand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von

Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück desselben wirklich nahe geht, sondern weil sie sich einbildet, daß Essex die Bitterkeit seiner Strafe um so vielmehr empfinden werde, wenn er sieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, seinem mitschuldigen Freunde nicht entstehe. In eben dieser Absicht räth sie der Königin auch, seiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor seiner Hinrichtung zu sehen. Die Königin williget in beides, aber zum Unglücke für die grausame Rathgeberin: denn der Graf giebt seiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die sich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführet, erhält. Aus diesem Briefe ersieht sie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben und sie durch diese Verrätherin um sein Leben bitten lassen. Sogleich schickt sie und läßt die Vollstreckung des Urtheils untersagen; doch Burleigh und Raleigh, dem sie aufgetragen war, hatten so sehr damit geeilet, daß die Botschaft zu spät kömmt. Der Graf ist bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer sich, verbannt die abscheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt Allen, die sich als Feinde des Grafen erwiesen hatten, ihren bittersten Unwillen zu erkennen."

Aus diesem Plane ist genugsam abzunehmen, daß der Essex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinstimmung ist, als sich in dem Essex des Corneille findet. Banks hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten, nur daß er verschiedne Begebenheiten näher zusammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schicksal seines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige ist ebenso wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden sich, wie ich schon angemerkt, in der Historie, nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit; so wie es auch von diesem zu vermuthen. Denn es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpfand ihrer Gnade itzt erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte, und der Fall, sich dessen zu gebrauchen, schon wirklich da war. Dieser Ring sollte sie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals gewesen, als er ihn von ihr erhalten; und diese Erinnerung sollte ihm alsdann alle das Verdienst wiedergeben, welches er unglücklicher Weise in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieses Zeichens, dieser Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt sie ihrer günstigen Gesinnungen auch auf so wenige Stunden nicht mächtig zu sein, daß sie sich mit Fleiß auf eine solche Art fesseln will? Wenn sie ihm im Ernste vergeben hat, wenn ihr wirklich an seinem Leben gelegen ist: wozu das ganze Spiegelgefechte? Warum konnte sie es bei den mündlichen Versicherungen nicht bewenden lassen? Gab sie den Ring, blos um den Grafen zu beruhigen, so verbindet er sie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen oder nicht. Gab sie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung desselben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen versichert zu sein: wie kann sie in einer so wichtigen Sache seiner tödtlichsten Feindin glauben? Und hatte sich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen sie selbst als eine solche bewiesen?

So wie Banks also den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beste Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit bessere thun, wenn ihn die Königin ganz vergessen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu spät, eingehändiget würde, indem sie eben von der Unschuld oder wenigstens geringern Schuld des Grafen noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stückes lange müssen vorhergegangen sein, und blos der Graf hätte darauf rechnen müssen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er gesehen, daß man auf seine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu sehr wider ihn eingenommen sei, als daß er sie zu überzeugen hoffen könne, daß er sie also zu bewegen suchen müsse. Und indem sie so bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung seiner Unschuld und die Erinnerung ihres Versprechens, ihn auch dann, wenn er schuldig sein sollte, für unschuldig gelten zu lassen, müßten sie auf einmal überraschen, aber nicht eher überraschen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen stehet, gerecht und erkenntlich zu sein.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in sein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerspiele! Wie englisch, wie unanständig! — Ehe meine feinern Leser zu sehr darüber spotten, bitte ich sie, sich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Hr. von Voltaire darüber gemacht hat, ist in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage," sagt er, „dürfte man es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu lassen. Die Schauspieler selbst wissen nicht, wie sie sich dabei anstellen sollen; sie thun nur, als ob sie eine gäben. Nicht einmal in der Komödie ist so etwas mehr erlaubt; und dieses ist das einzige Exempel, welches man auf der tragischen Bühne davon hat. Es ist glaublich, daß man unter andern mit deswegen den Cid eine Tragikomödie betitelte; und damals waren fast alle Stücke des Scuderie und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange der Meinung gewesen, daß sich das ununterbrochene Tragische, ohne alle Vermischung mit gemeinen Zügen, gar nicht aushalten lasse. Das Wort Tragikomödie selbst ist sehr alt; Plautus braucht es, seinen Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des Sosias zwar komisch, Amphitruo selbst aber in allem Ernste betrübt ist." — Was der Herr von Voltaire nicht alles schreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrsamkeit zeigen will, und wie sehr er meistentheils damit verunglückt!

Es ist nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragischen Bühne ist. Voltaire hat den Essex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgesetzt, daß die tragische Bühne seiner Nation allein diesen Namen verdiene. Unwissenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwissenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, ist eben so unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorstellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Personen, die einen vergnügten Ausgang hat; das ist der Cid, und die Ohrfeige kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieser Ohrfeige ungeachtet nannte Corneille hernach sein Stück eine Tragödie, sobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Katastrophe haben müsse. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomoedia: aber er braucht es blos im Scherze; und gar nicht, um eine besondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in diesem Verstande kein Mensch abgeborgt, bis es in dem sechzehnten Jahrhunderte den spanischen und italienischen Dichtern einfiel, gewisse von ihren dramatischen Mißgeburten so zu nennen. Wenn aber auch Plautus seinen Amphitruo im Ernste so genannt hätte, so wäre es doch nicht aus der Ursache geschehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Sosias an der Handlung nimmt, komisch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragisch ist: nicht darum hätte Plautus sein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn sein Stück ist ganz komisch, und wir belustigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo ebenso sehr, als an des Sosias seiner; sondern darum, weil diese komische Handlung größtentheils unter höhern Personen vorgehet, als man in der Komödie zu sehen gewohnt ist. Plautus selbst erklärt sich darüber deutlich genug:

> Faciam ut commixta sit Tragicocomoedia:
> Nam me perpetuo facere ut sit Comoedia
> Reges quo veniant et di, non par arbitror.
> Quid igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,
> Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

Sechs und funfzigstes Stück.

Den 13. November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal ist es doch nun so, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von seines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine so schimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Gesetze dafür verschaffen können, vergebens ist. Sie will nicht von einem dritten bestraft, sie will von dem Beleidigten selbst gerächet, und auf eine ebenso eigenmächtige Art gerächet sein, als sie erwiesen worden. Ob es die wahre oder die falsche Ehre ist, die dieses gebietet, davon ist hier die Rede nicht. Wie gesagt, es ist nun einmal so.

Und wenn es nun einmal in der Welt so ist: warum soll es nicht auch auf dem Theater so sein? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange sind: warum nicht auch hier?

„Die Schauspieler," sagt Herr von Voltaire, „wissen nicht, wie sie sich dabei anstellen sollen." Sie wüßten es wol; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag setzt sie in Feuer; die Person erhält ihn, aber sie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verstellung auf; sie gerathen aus ihrer Fassung; Scham und Verwirrung äußert sich wider Willen auf ihrem Gesichte; sie sollten zornig aussehen, und sie sehen albern aus; und jeder Schauspieler, dessen

eigene Empfindungen mit seiner Rolle in Collision kommen, macht uns zu lachen.

Es ist dieses nicht der einzige Fall, in welchem man die Abschaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauspieler kann ohnstreitig unter der Maske mehr Contenance' halten; seine Person findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn sie ja ausbricht, so werden wir diesen Ausbruch weniger gewahr.

Doch, der Schauspieler verhalte sich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatische Dichter arbeitet zwar für den Schauspieler, aber er muß sich darum nicht Alles versagen, was diesem weniger thunlich und bequem ist. Kein Schauspieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwol darf es ihm der Dichter vorschreiben; gleichwol darf er den einen sagen lassen, daß er es den andern werden sieht. Der Schauspieler will sich nicht ins Gesichte schlagen lassen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es schmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in seiner Kunst so weit noch nicht gebracht hat, daß ihn so etwas nicht verwirret; wenn er seine Kunst so sehr nicht liebet, daß er sich, ihr zum Besten, eine kleine Kränkung will gefallen lassen: so suche er über die Stelle so gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß sich der Dichter seinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen soll, als er sich der Person wegen macht, die er ihn vorstellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Essex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräsentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuschauer will vielleicht keine Ohrfeige geben sehen? Oder höchstens nur einem Bedienten, den sie nicht besonders schimpft, für den sie eine seinem Stande angemessene Züchtigung ist? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanständig! — Und wenn sie das nun eben sein soll? Wenn eben diese Unanständigkeit die Quelle der gewaltsamsten Entschließungen, der blutigsten Rache werden soll und wird? Wenn jede geringere Beleidigung diese schrecklichen Wirkungen nicht hätte haben können? Was in seinen Folgen so tragisch werden kann, was unter gewissen Personen nothwendig so tragisch werden muß, soll dennoch aus der Tragödie ausgeschlossen sein, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Possenspiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, sollen wir ein andermal nicht erschrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wissen möchte, so wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann sie da haben? Traurige? die sind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die sind unter ihr und gehören dem Possenspiele. Gar keine? so verlohnte es nicht der Mühe, sie geben zu lassen. Wer sie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer sie bekömmt, nichts als knechtischen Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt also den beiden Extremis, der Tragödie und dem Possenspiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder spotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorstellen sehen oder ihn mit einiger Aufmerksamkeit auch nur gelesen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großsprecherische Gormas den alten würdigen Diego zu schlagen sich erdreistet? Ob er nicht das empfindlichste Mitleid für diesen, und den bittersten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die diese schimpfliche Begegnung nach sich ziehen müsse, in die Gedanken geschossen und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllet? Gleichwol soll ein Vorfall, der alle diese Wirkung auf ihn hat, nicht tragisch sein?

Wenn jemals bei dieser Ohrfeige gelacht worden, so war es sicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben itzt eine von seinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeschickte Art, mit der sich der Schauspieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß sich geschwind in die Lippe und eilte, sich wieder in die Täuschung zu versetzen, aus der fast jede gewaltsamere Handlung den Zuschauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wol die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs stehen, dem Beleidigten Genugthuung zu schaffen; für jede andere würde sich der Sohn weigern dürfen, seinem Vater den Vater seiner Geliebten aufzuopfern. Für diese einzige läßt das Pundonor weder Entschuldigung, noch Abbitte gelten; und alle gütlichen Wege, die selbst der Monarch dabei einleiten will, sind fruchtlos. Corneille ließ nach dieser Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu stellen, sehr wol antworten:

> Ces satisfactions n'apaissent point une ame:
> Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.
> Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
> C'est de déshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen schnurstracks zuwider liefen. Corneille erhielt also zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulassen; und sie wurden aus dem Munde der Schauspieler verbannt. Aber jeder Zuschauer ergänzte sie aus dem Gedächtnisse und aus seiner Empfindung.

In dem Essex wird die Ohrfeige dadurch noch kritischer, daß sie eine Person giebt, welche die Gesetze der Ehre nicht verbinden. Sie ist Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige, wehrhafte Frau würde er spotten; denn eine Frau kann weder schimpfen, noch schlagen. Aber diese Frau ist zugleich der Souverain, dessen Beschimpfungen unauslöschlich sind, da sie von seiner Würde eine Art von Gesetzmäßigkeit erhalten. Was kann also natürlicher scheinen, als daß Essex sich wider diese Würde selbst auflehnt und gegen die Höhe tobet, die den Beleidiger seiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigstens nicht, was seine letzten Vergehungen sonst wahrscheinlich hätten machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entsetzung seiner Ehrenstellen konnte und durfte ihn so weit nicht treiben. Aber durch eine so knechtische Behandlung außer sich gebracht, sehen wir ihn Alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entschuldigung unternehmen. Die Königin selbst muß ihn aus diesem Gesichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben so ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geschichte zu verdienen scheinet, wo das, was er hier in der ersten Hitze der gekränkten Ehre thut,' aus Eigennutz und andern niedrigen Absichten geschieht.

Der Streit, sagt die Geschichte, bei welchem Essex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er sahe, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer sehr verächtlichen Geberde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und seine fuhr nach dem Degen. Er schwur, daß er diesen Schimpf weder leiden könne, noch wolle; daß er ihn selbst von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und so begab er sich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über diesen Vorfall schrieb, ist mit dem würdigsten Stolz abgefaßt, und er schien fest entschlossen, sich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwol finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade und in der völligen Wirksamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Diese Versöhnlichkeit, wenn sie ernstlich war, macht uns eine sehr schlechte Idee von ihm, und keine viel bessere, wenn sie Verstellung war. In diesem Falle war er wirklich ein Verräther, der sich Alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu sein glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über diese Verschmälerung seiner Einkünfte verblendete ihn so, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geschichte, und verachten ihn. Aber nicht so bei dem Banks, der seinen Aufstand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treulosen Absichten gegen seine Königin beigelegt. Sein Fehler ist der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der blos durch die Bosheit seiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geschenkt war.

Sieben und funfzigstes Stück.

Den 17. November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Essex über die Ohrfeige ausstieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit sammt Alexandern, beifügen läßt. Sein Essex ist überhaupt zu viel Prahler; und es fehlet wenig, daß er nicht ein ebenso großer Gasconier ist, als der Essex des Gasconiers Calprenede. Dabei erträgt er sein Unglück viel zu kleinmüthig, und ist bald gegen die Königin ebenso kriechend, als er vorher vermessen gegen sie war. Banks hat ihn zu sehr nach dem Leben geschildert. Ein Charakter, der sich so leicht vergißt, ist kein Charakter, und eben daher der dramatischen Nachahmung unwürdig. In der Geschichte kann man dergleichen Widersprüche mit sich selbst für Verstellung halten, weil wir in der Geschichte doch selten das Innerste des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wissen sollten,

ob seine Gesinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinstimmen oder nicht. Ja, sie mögen es oder sie mögen es nicht: der tragische Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verstellung fällt der Charakter weg, bei der Verstellung die Würde desselben.

Mit der Elisabeth hat er in diesen Fehler nicht fallen können. Diese Frau bleibt sich in der Geschichte immer so vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit selbst, ihre heimliche Liebe zu dem Essex hat er mit vieler Anständigkeit behandelt; sie ist auch bei ihm gewissermaßen noch ein Geheimniß. Seine Elisabeth klagt nicht, wie die Elisabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Glut und Schicksal; sie spricht von keinem Gifte, das sie verzehre; sie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem sie ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er um sie allein seufzen solle, u. s. w. Keine von diesen Armseligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie spricht nie als eine Verliebte; aber sie handelt so. Man hört es nie, aber man sieht es, wie theuer ihr Essex ehedem gewesen, und noch ist. Einige Funken Eifersucht verrathen sie; sonst würde man sie schlechterdings für nichts, als für seine Freundin halten können.

Mit welcher Kunst aber Banks ihre Gesinnungen gegen den Grafen in Action zu setzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt sich allein und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird sie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich sei allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich so kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu sein. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erst auf meinen Knien dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was ists, das dich bekümmert? Was ist es, das diese erhabene Seele so tief herab beuget? — Oder ist dir nicht wol?

Die Königin. Steh auf; ich bitte dich. — Mir ist ganz wol. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüssig zu werden. — Neue Kronen sind, wie neue Kränze; die frischesten sind die lieblichsten. Meine Sonne neiget sich; sie hat in ihrem Mittage zu sehr gewärmet; man fühlet sich zu heiß; man wünscht, sie wäre schon untergegangen. — Erzähle mir doch, was sagt man von der Ueberkunft des Essex?

Nottingham. — Von seiner Ueberkunft — sagt man — nicht das Beste. Aber von ihm — er ist für einen so tapfern Mann bekannt. —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir so dienet? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl so gering zu schätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekostet. —

Nottingham. Ja wol. — Und doch sollte Essex, bei so viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er sollte nicht sterben?

Die Königin. Er soll! — Er soll sterben, und in den empfindlichsten Martern soll er sterben! — Seine Pein sei, wie seine Verrätherei, die größte von allen! — und dann will ich seinen Kopf und seine Glieder, nicht unter den finstern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchsten Zinnen will ich sie aufgesteckt wissen, damit jeder, der vorübergeht, sie erblicke und ausrufe: Siehe da, den stolzen, undankbaren Essex! Diesen Essex, welcher der Gerechtigkeit seiner Königin trotzte! — Wol gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was sagst du, Nottingham? Meinest du nicht auch? — Du schweigst? Warum schweigst du? Willst du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil du es denn befiehlst, Königin, so will ich Dir Alles sagen, was die Welt von diesem stolzen, undankbaren Manne spricht. —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was sagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von dir, Königin? — Wer ist es, der von dir nicht mit Entzücken und Bewunderung spräche? Der Nachruhm eines verstorbenen Heiligen ist nicht lauterer, als dein Lob, von dem Aller Zungen ertönen. Nur dieses einzige wünschet man, und wünschet es mit den heißesten Thränen, die aus der reinsten Liebe gegen dich entspringen, — dieses einzige, daß du geruhen möchtest, ihren Beschwerden gegen diesen Essex abzuhelfen, einen solchen Verräther nicht länger zu schützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königin. Wer hat mir vorzuschreiben?

Nottingham. Dir vorzuschreiben? — Schreibet man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefester Unterwerfung anflehet? — Und so flehet dich Alles wider den Mann an, dessen Gemüthsart so schlecht, so boshaft ist, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu spielen. — Wie stolz! wie aufgeblasen! Und wie unartig, pöbelhaft stolz; nicht anders, als ein elender Lakei auf seinem bunten, verbrämten Rock! — Daß er tapfer ist, räumt man ihm ein; aber so, wie es der Wolf oder der Bär ist, blind zu, ohne Plan und Vorsicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, ist fern von ihm. Die geringste Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raset über ein Nichts; Alles soll sich vor ihm schmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer selbst, der den ersten Samen des Lasters in dem Himmel ausstreuete, war nicht ehrgeiziger und herrschsüchtiger, als er. Aber, so wie dieser aus dem Himmel stürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferst dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — (bei Seite) Gift und Blattern auf ihrer Zunge! — Gewiß, Nottingham, du solltest dich schämen, so etwas auch nur nachzusagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es ist nicht einmal wahr, daß der Pöbel das sagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünscht, daß er es sagen möchte.

Nottingham. Ich erstaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du gebotest mir selbst, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünscht dir dieses Gebot kam! wie vorbereitet du darauf warest! Auf einmal glühte dein Gesicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute sich, überzufließen, und jedes Wort, jede Geberde hatte seinen längst abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe. Ich maß ihn nach deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin seine Königin. Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auch hat er sich der gräßlichsten Verbrechen gegen meine Person schuldig gemacht. Mich hat er beleidigt, aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidiget haben? Du hast keine Gesetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er streben könnte. Was findest du denn also für ein grausames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu schlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schicksal selbst erklärt sich wider diesen Mann, und doch scheinet er dir kein Mitleid, keine Entschuldigung zu verdienen? — Nottingham. Ich bekenne es, Königin, —

Die Königin. Geh, es sei dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her! —

Acht und funfzigstes Stück.

Den 20. November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erscheinet Rutland. Man erinnere sich, daß Rutland, ohne Wissen der Königin, mit dem Essex vermählt ist.

Die Königin. Kömmst du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geschickt. — Wie ists? Ich finde dich seit einiger Zeit so traurig. Woher diese trübe Wolke, die dein holdes Auge umziehet? Sei munter, liebe Rutland, ich will dir einen wackern Mann suchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königin so gnädig auf mich herabsiehet.

Die Königin. Wie kannst du so reden? — Ich liebe dich; ja wol liebe ich dich. — Du sollst es daraus schon sehen! —

Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Essex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen.

Rutland. (bei Seite) Wie fahre ich bei diesem theuern Namen zusammen! Mein Gesicht wird mich verrathen. Ich fühl es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir sage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein so überraschendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienest. — Komm, Rutland, ich will dir Alles sagen. Du sollst mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirst du es auch gehört haben, wie sehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann schreiet; was für Verbrechen es ihm zur Last leget. Aber das Schlimmste weißt du vielleicht noch nicht? Er ist heute aus Irland angekommen, wider meinen ausdrücklichen Befehl, und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelassen.

Rutland. Darf ich dir, Königin, wol sagen, was ich denke? — Das Geschrei des Volkes ist nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß ist öfters so ungegründet —

Die Königin. Du sprichst die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er ist demohngeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, so will ich mich nicht unter ihr Joch bringen lassen. Sie vergessen, daß ich ihre Königin bin. — Ah, Liebe; so ein Freund hat mir längst gefehlt, gegen den ich so meinen Kummer ausschütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königin — dich so leiden zu sehen, die ich so bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in deiner Brust zu beschwören und Balsam in deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, so wärest du mein guter Engel! mitleidige, beste Rutland! — Sage, ist es nicht Schade, daß so ein braver Mann ein Verräther sein soll? daß so ein Held, der wie ein Gott verehret ward, sich so erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von dir sprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von dir sprechen hören!

Die Königin. Hast du ihn wirklich von mir sprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeisterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl spricht, dessen er nicht mächtig ist. Sie ist, sagte er, die Göttin ihres Geschlechts, so weit über alle anderen Frauen erhaben, daß das, was wir in diesen am meisten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten sind, ein größeres Licht dagegen abzusetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert sich in ihr, wie der schwache Schimmer eines Sternes in dem Alles überströmenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts übersteigt ihre Güte; die Huld selbst beherrschet, in ihrer Person, diese glückliche Insel; ihre Gesetze sind aus dem ewigen Gesetzbuche des Himmels gezogen und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er sich dann mit einem Seufzer, der sein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß sie nicht unsterblich sein kann! Ich wünsche ihn nicht zu erleben, den schrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit diesen Abglanz von sich zurückruft, und mit eins sich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer so neu, als wahr in deinem Lobe, dessen unversiegende Quelle von den lautersten Gesinnungen gegen dich überströmte —

Die Königin. O Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugnisse, das du ihm giebst!

Rutland. Und kannst ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Gesetze übertreten. — Ich muß mich schämen, ihn länger zu schützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu sehen.

Rutland. Ihn nicht zu sehen, Königin? nicht zu sehen? — Bei dem Mitleid, das seinen Thron in deiner Seele aufgeschlagen, beschwöre ich dich, — du mußt ihn sehen! Schämen? wessen? daß du mit einem Unglücklichen Erbarmen hast? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen sollte Könige schimpfen? — Nein, Königin; sei auch hier dir selbst gleich! Ja, du wirst es; du wirst ihn sehen, wenigstens einmal sehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl so geringschätzen können? Ihn, der sich so eigenmächtig vor meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieses zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er sich sahe. Er hörte, was hier vorgieng; wie sehr man ihn zu verkleinern, ihn dir verdächtig zu machen suche. Er kam also, zwar ohne Erlaubniß, aber in der besten Absicht; in der Absicht, sich zu rechtfertigen, und dich nicht hintergehen zu lassen.

Die Königin. Gut; so will ich ihn denn sehen, und will ihn gleich sehen. — O, meine Rutland, wie sehr wünsche ich es, ihn noch immer ebenso rechtschaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre diese günstigen Gedanken! Deine königliche Seele kann keine gerechteren hegen. — Rechtschaffen! So wirst du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn schwören; bei aller deiner Herrlichkeit für ihn schwören, daß er es nie aufgehöret zu sein. Seine Seele ist reiner, als die Sonne, die Flecken hat, und irdische Dünste an sich ziehet, und Geschmeiß ausbrütet. — Du sagst, er ist tapfer; und wer sagt es nicht? Aber ein tapferer Mann ist keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtiget; wie furchtbar er dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze seiner Indien wider dich verschwendete. Sein Name floh vor deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe diese noch eintrafen, hatte öfters schon sein Name gesiegt.

Die Königin. (bei Seite) Wie beredt sie ist! — Ha! dieses Feuer, diese Innigkeit, — das bloße Mitleid gehet so weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (zu ihr) Und dann, Rutland, seine Gestalt —

Rutland. Recht, Königin; seine Gestalt. — Nie hat eine Gestalt den innern Vollkommenheiten mehr entsprochen! — Bekenn es, du, die du selbst so schön bist, daß man nie einen schönern Mann gesehen! So würdig, so edel, so kühn und gebieterisch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem so sanften, lieblichen Umrisse! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das seltene Muster der Kunst, die aus hundert Gegenständen zusammen suchen muß, was sie hier bei einander findet!

Die Königin. (bei Seite) Ich dacht es! — Das ist nicht länger auszuhalten. — (zu ihr) Wie ist dir, Rutland? Du geräthst außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was spielt so den Meister über dich? Ist es blos deine Königin, ist es Essex selbst, was diese wahre oder diese erzwungene Leidenschaft wirket? — (bei Seite) Sie schweigt; — ganz gewiß, sie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Busen erregt? u. s. w.

Hier erscheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu sagen, daß Essex ihren Befehl erwarte. Er soll vor sie kommen. „Rutland“, sagt die Königin, „wir sprechen einander schon weiter; geh nur! — Nottingham, tritt du näher!“ Dieser Zug der Eifersucht ist vortrefflich. Essex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie sie verständiger und glücklicher vorbereitet sein könnte. Essex anfangs, scheinet sich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da sie ihm befiehlt, sich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwol hätte Alles das die Königin so weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht schon durch Eifersucht erbittert gewesen wäre. Es ist eigentlich die eifersüchtige Liebhaberin, welche schlägt, und die sich nur der Hand der Königin bedienet. Eifersucht überhaupt schlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte diese Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Essex des Corneille gemacht haben. Sie sind so charakteristisch, so voller Leben und Wahrheit, daß das Beste des Franzosen eine sehr armselige Figur dagegen macht.

Neun und funfzigstes Stück.

Den 24. November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Uebersetzung nicht beurtheilen. Von seinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müssen. Er ist zugleich so gemein und so kostbar, so kriechend

und so hochtrabend, und das nicht von Person zu Person, sondern ganz durchaus, daß er zum Muster dieser Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwischen beiden Klippen, so gut als möglich, durchzuschleichen gesucht; dabei aber doch an der einen lieber, als an der andern, scheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülstigen gehütet, als vor dem Platten. Die Mehresten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn schwülstig und tragisch halten Viele so ziemlich für einerlei; nicht nur viele der Leser, auch viele der Dichter selbst. Ihre Helden sollten, wie andere Menschen sprechen? Was wären das für Helden? Ampullæ et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blasen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen lassen", sagt Diderot (man merke, daß er vornehmlich von seinen Landsleuten spricht), „das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle, prächtige Versification beibehalten, die sich doch nur für Sprachen von sehr abgemessenen Quantitäten und sehr merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten gesetzte und mit Instrumenten begleitete Deklamation so wol schickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem Gespräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir fahren lassen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muster nehmen dürfen. Alle Personen sprechen und unterhalten sich da auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müssen also fast immer mit Zurückhaltung und Rücksicht auf ihre Würde sprechen; sie können sich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den ersten, den besten Worten entladen; sie müssen sie abwägen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtentheils zwischen ihren vier Wänden lassen: was können wir für Ursache haben, sie demohngeachtet immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen? Sie hört niemand, als dem sie es erlauben wollen, sie zu hören; mit ihnen spricht niemand, als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die also selbst im Affekte sind, und weder Lust, noch Muße haben, Ausdrücke zu controliren. Das war nur von dem Chore zu besorgen, der, so genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und stets die handelnden Personen mehr richtete, als an ihrem Schicksale wirklichen Antheil nahm. Umsonst beruft man sich desfalls auf den höhern Rang der Personen. Vornehme Leute haben sich besser ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber sie affectiren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken, als er. Am wenigsten in Leidenschaften, deren jeder seine eigene Beredsamkeit hat, mit der allein die Natur begeistert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die sich der Unerzogenste so gut verstehet, als der Polirteste.

Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung sein. Sie zeigt von keiner Empfindung und kann keine hervorbringen. Aber wol verträgt sie sich mit den simpelsten, gemeinsten, plattesten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Elisabeth sprechen lasse, weiß ich wol, hat noch keine Königin auf dem französischen Theater gesprochen. Den niedrigen, vertraulichen Ton, in dem sie sich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adligen Landfrau angemessen finden. „Ist dir nicht wol? — Mir ist ganz wol. Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig; ein wenig unruhig bin ich. — Erzähle mir doch! — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach! gemach! — Du eiferst dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auf den Kopf schlagen. — Wie ists? Sei munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen. — Wie kannst du so reden? — Du sollst es schon sehen. — Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen lehnen. — Ich dacht es! — Das ist nicht länger auszuhalten." — Ja wol ist es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunstrichter sagen —

Werden vielleicht auch manche von meinen Lesern sagen. — Denn leider giebt es Deutsche, die noch weit französischer sind, als die Franzosen. Ihnen zu gefallen, habe ich diese Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritisiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr so unendlich beleidigen, die dem Dichter so schwer zu finden waren, die er mit so vieler Ueberlegung dahin und dorthin streuete, um den Dialog geschmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anschein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen sie sehr witzig zusammen auf einen Faden, und wollen sich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achselzucken: „man hört wol, daß der gute Mann die große Welt nicht kennet; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verstand das besser; aber Racine lebte auch bei Hofe."

Demohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Desto schlimmer für die Königinnen, wenn sie wirklich nicht so sprechen, nicht so sprechen dürfen. Ich habe es lange schon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht ist, wo ein Dichter die Natur studiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affektirt sprechen, als sie wollen: seine Königinnen müssen natürlich sprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu, und tröste sich immer, wenn er schon sonst keine Königinnen gesprochen hat.

Nichts ist züchtiger und anständiger, als die simple Natur. Grobheit und Wust ist ebenso weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabnen. Das nämliche Gefühl, welches die Grenzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstigste Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit, in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwol scheinet die Engländer vornehmlich nur der eine in ihrem Banks beleidiget zu haben. Sie tadelten weniger seinen Schwulst, als die pöbelhafte Sprache, die er so edle und in der Geschichte ihres Landes so glänzende Personen führen lasse; und wünschten lange, daß sein Stück von einem Manne, der den tragischen Ausdruck mehr in seiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. Dieses geschah endlich auch. Fast zu gleicher Zeit machten sich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war seiner Profession nach ein Maurer, und vertauschte, wie der alte Ben Johnson, seine Kelle mit der Feder. Nachdem er schon einen Band Gedichte auf Subscription drucken lassen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er seinen Essex 1753 aufs Theater. Als dieser zu London gespielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin gespielt. Aber Brook ließ seinen erst einige Jahre hernach drucken; und so kann es wol sein, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben sowol den Essex des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Essex von einem James Ralph vorhanden sein. Ich gestehe, daß ich keinen gelesen habe, und alle drei nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Essex des Brook, sagt ein französischer Kunstrichter, daß er das Feuer und das Pathetische des Banks mit der schönen Poesie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland und über derselben Verzweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls hinzufügt, ist merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariser Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen spanischen Essex habe ich gelesen, der viel zu sonderbar ist, als daß ich nicht im Vorbeigehen etwas davon sagen sollte. —

Sechzigstes Stück.

Den 27. November 1767.

Er ist von einem Ungenannten, und führet den Titel: Für seine Gebieterin sterben. Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joseph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vier und siebzigste Stück ist. Wenn er verfertiget worden, weiß ich nicht; ich sehe auch nichts, woraus es sich ungefähr abnehmen ließe. Das ist klar, daß sein Verfasser weder die französischen und englischen Dichter, welche die nämliche Geschichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er ist ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leser nicht vorgreifen.

Essex kömmt von seiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abstatten. Wie er anlangt, hört er, daß sie sich zwei Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Diese Blanca ist die Geliebte des Grafen, und auf diesem Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele heimliche Zusammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er sich dahin und bedient sich des Schlüssels, den er noch von der

Gartenthüre bewahret, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es ist natürlich, daß er sich seiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern schleichet, wird er an dem schattigen Ufer eines durch denselben geleiteten Armes der Themse ein Frauenzimmer gewahr (es ist ein schwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen in dem Wasser sitzt und sich abkühlet. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit stehen, ob sie schon das Gesicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. Diese Schönheit, wie billig, wird weitläufig beschrieben, und besonders werden über die allerliebsten weißen Füße in dem klaren Wasser sehr spitzfindige Dinge gesagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwei krystallene Säulen in einem fließenden Krystalle stehen sieht; er weiß vor Erstaunen nicht, ob das Wasser der Krystall ihrer Füße ist, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kristall des Wassers sind, der sich in diese Form condensirt hat. Noch verwirrter macht ihn die halbe schwarze Maske auf dem weißen Gesichte: er kann nicht begreifen, in welcher Absicht die Natur ein so göttliches Monstrum gebildet und auf seinem Gesichte so schwarzen Basalt mit so glänzendem Elfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung oder zur Verspottung? Kaum hat sich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als unter der Ausrufung: Stirb, Tyrannin! ein Schuß auf sie geschieht, und gleich darauf zwei maskirte Männer mit bloßem Degen auf sie los gehen, weil der Schuß sie nicht getroffen zu haben scheinet. Essex besinnt sich nicht lange, ihr zu Hilfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und sie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück und bittet ihn, sein Leben nicht in Gefahr zu setzen. Sie sieht, daß er verwundet ist, knüpft ihre Schärpe los und giebt sie ihm, sich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, sagt sie, soll diese Schärpe dienen, mich euch zu seiner Zeit zu erkennen zu geben; itzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen entsteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe, und ich beschwöre euch daher um eure Verschwiegenheit. Sie geht, und Essex bleibt voller Erstaunen über diese sonderbare Begebenheit, über die er mit seinem Bedienten, Namens Cosme, allerlei Betrachtungen anstellt. Dieser Cosme ist die lustige Person des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als sein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hilfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache und versperrte ihm den Eingang. Furchtsam ist Cosme für viere; und das sind die spanischen Narren gemeiniglich alle. Essex bekennt, daß er sich unfehlbar in die schöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht schon so völlig Besitz von seinem Herzen genommen hätte, daß sie durchaus keiner andern Leidenschaft darin Raum lasse. Aber, sagt er, wer mag sie wol gewesen sein? Was dünkt dich, Cosme? — Wer wirds gewesen sein, antwortet Cosme, als des Gärtners Frau, die sich die Beine gewaschen? — Aus diesem Zuge kann man leicht auf das Uebrige schließen. Sie gehen endlich Beide wieder fort; es ist zu spät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen sein; Essex getraut sich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verschiebt seinen Besuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene ist noch auf dem Landgute in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es ist des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Elisabeth eine Verbindung mit seinem jüngsten Bruder vorgeschlagen. Dieses ist der Herzog von Alanzon. Er ist, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft, nach England gekommen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt sich Alles, sowol von Seiten des Parlaments, als der Königin, sehr wol dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt sich in sie. Itzt kömmt er und bittet Floren, ihm in seiner Liebe behilflich zu sein. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das Geringste von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr stehet, zu entdecken. Sie sagt blos, Blanca suche sich zu verheirathen, und da sie hierauf sich mit einem Manne, dessen Stand so weit über den ihrigen erhaben sei, doch keine Rechnung machen könne, so dürfte sie schwerlich seiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf diesen Einwurf die Lauterkeit seiner Absichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier sind in diesem Punkte lange so strenge und delikat nicht, als die Franzosen.) Er hat einen Brief an die Blanca geschrieben, den Flora übergeben soll. Er wünscht, es selbst mit anzusehen, was dieser Brief für Eindruck auf sie machen werde. Er schenkt Floren eine güldne Kette, und Flora versteckt ihn in eine anstoßende Gallerie, indem Blanca mit Cosme hereintritt, welcher ihr die Ankunft seines Herrn meldet.

Essex kömmt. Nach den zärtlichsten Bewillkommnungen der Blanca, nach den theuersten Versicherungen des Grafen, wie sehr er ihrer Liebe sich würdig zu zeigen wünsche, müssen sich Flora und Cosme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er sich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem sie ihm drei Jahre widerstanden, habe sie endlich sich ihm ergeben, und ihn, unter Versicherung, sie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice duenno de mi honor: der Ausdruck sagt im Spanischen ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beiderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sei. Nun aber habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. —

Ein und sechzigstes Stück.

Den 1. December 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksal der Maria von Schottland. Wir erfahren (denn Essex selbst muß alles das ohne Zweifel längst wissen), daß ihr Vater und Bruder dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen und in dem Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanca die Elisabeth haßt; daß sie fest entschlossen ist, sich an ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdiget. Aber Blanca ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm, wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgnen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht blos zum Mitschuldigen machen zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich, ihrem Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müsse sterben; ihr Name sei allgemein verhaßt; ihr Tod sei eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr, als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen.

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanca, seine theure Blanca, kann ihm eine solche Verrätherei zumuthen? Wie sehr schämt er sich in diesem Augenblicke seiner Liebe! Aber was soll er thun! Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu erkennen geben? Wird sie darum weniger bei ihren schändlichen Gesinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich: Blanca, seine ihm immer noch theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er sie durch Bitten und Vorstellungen von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht wissen, was für ein rachsüchtiges Geschöpf eine beleidigte Frau ist; wie wenig es sich durch Flehen erweichen und durch Gefahr abschrecken läßt. Wie leicht könnte sie seine Abrathung, sein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß sie sich einem Andern entdeckte, der so gewissenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe Alles unternähme? — Dieses in der Geschwindigkeit überlegt, faßt er den Vorsatz, sich zu verstellen, um den Roberto, so heißt der Oheim der Blanca, mit allen seinen Anhängern in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Essex nicht sogleich antwortet. „Graf,“ sagt sie, „wenn du erst lange mit dir zu Rathe gehst, so liebst Du mich nicht. Auch nur zweifeln, ist Ver-

brechen. Undankbarer! — Sei ruhig, Blanca! erwiedert Essex: ich bin entschlossen. — Und wozu? — Gleich will ich dir es schriftlich geben."

Essex setzt sich nieder, an ihren Oheim zu schreiben, und indem tritt der Herzog aus der Gallerie näher. Er ist neugierig zu sehen, wer sich mit der Blanca so lange unterhält; und erstaunt, den Grafen von Essex zu erblicken. Aber noch mehr erstaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Essex hat an den Roberto geschrieben und sagt der Blanca den Inhalt seines Schreibens, das er sofort durch den Cosme abschicken will. Roberto soll mit allen seinen Freunden einzeln nach London kommen; Essex will ihn mit seinen Leuten unterstützen; Essex hat die Gunst des Volks; nichts wird leichter sein, als sich der Königin zu bemächtigen; sie ist schon so gut, als todt. — Erst müßt ich sterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf sie los. Blanca und der Graf erstaunen über diese plötzliche Erscheinung; und das Erstaunen des Letztern ist nicht ohne Eifersucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bei sich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertiget die Blanca, und versichert, daß sie von seiner Anwesenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und sei von selbst hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten.

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch kostbarern Leben der Königin, bei — Aber genug, daß Ich es sage: Blanca ist unschuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie diese Erklärung zu danken. Auf Sie ist im Geringsten nicht dabei gesehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht?

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie sind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das sagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Absicht mag auch gewesen sein —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um so weniger darf ich mich dieses Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verlustig sind. Wären Sie so unbescholten, als ich Sie sonst geglaubt, so würde ich Sie zu züchtigen wissen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Essex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht sind, ein Mann von Ehre: so sollten Sie wol empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Essex? Wenn Sie dieser berufene Krieger sind: wie können Sie so viele große Thaten durch eine so unwürdige That vernichten wollen? —

Zwei und sechzigstes Stück.

Den 4. December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm sein Unrecht in einem etwas gelindern Tone vorzuhalten. Er ermahnt ihn, sich eines Bessern zu besinnen; er will es vergessen, was er gehört habe; er ist versichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einstimme, und daß sie selbst ihm eben das würde gesagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er schließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in Sich! Stehen Sie von einem so schändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie selbst! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen, so erinnern Sie Sich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen Henker!" — Hiermit entfernt sich der Herzog. Essex ist in der äußersten Verwirrung; es schmerzt ihn, sich für einen Verräther gehalten zu wissen; gleichwol darf er es itzt nicht wagen, sich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß sich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da seiner Königin am getreuesten gewesen sei, als er es am wenigsten zu sein geschienen. So spricht er mit sich selbst: zur Blanca aber sagt er, daß er den Brief sogleich an ihren Oheim senden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen, nachdem sie ihren Unstern verwünscht, sich aber noch damit getröstet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog sei, welcher von dem Anschlage des Grafen wisse.

Die Königin erscheinet mit ihrem Kanzler, dem sie es vertrauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wol besetze; und morgen will sie nach London zurückkehren. Der Kanzler ist der Meinung, die Meuchelmörder aufsuchen zu lassen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der sie anzeigen werde, eine ansehnliche Belohnung zu verheißen, sollte er auch selbst ein Mitschuldiger sein. „Denn da es ihrer zwei waren," sagt er, „die den Anfall thaten, so kann leicht einer davon ebenso ein treuloser Freund sein, als er ein treuloser Unterthan ist." — Aber die Königin mißbilliget diesen Rath; sie hält es für besser, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu lassen, daß es Menschen gegeben, die sich einer solchen That erkühnen dürfen. „Man muß," sagt sie, „die Welt glauben machen, daß die Könige so wol bewacht werden, daß es der Verrätherei unmöglich ist, an sie zu kommen. Außerordentliche Verbrechen werden besser verschwiegen, als bestraft. Denn das Beispiel der Strafe ist von dem Beispiele der Sünde unzertrennlich; und dieses kann oft ebenso sehr anreizen, als jenes abschrecken."

Indem wird Essex gemeldet und vorgelassen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge seiner Expedition abstattet, ist kurz. Die Königin sagt ihm auf eine sehr verbindliche Weise: „Da ich euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges schon genug." Sie will von keinen nähern Umständen hören, bevor sie seine Dienste nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen sogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Essex sind allein; das Gespräch wird vertraulicher; Essex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt sie, und Essex würde es aus dieser bloßen Bemerkung schließen, daß er sie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht schon geschlossen hätte. Die Königin hat den Grafen schon längst heimlich geliebt; und nun ist sie ihm sogar das Leben schuldig. Es kostet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verschiedne Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob sein Herz schon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das Letzte giebt er ihr durch seine Antworten gewissermaßen zu verstehen, und zugleich, daß er für eben diese Person mehr empfinde, als er derselben zu entdecken sich erkühnen dürfe. Die Königin ist auf dem Punkte, sich ihm zu erkennen zu geben: doch siegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Ebenso sehr hat der Graf mit seinem Stolze zu kämpfen: er kann sich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er schon die Vermessenheit dieses Gedankens erkennet. (Daß diese Scene größtentheils aus Reden bestehen müsse, die jedes seitab führet, ist leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder so lange warten, bis der Kanzler das Patent bringe. Er bringt es; sie überreicht es ihm; er bedankt sich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Essex. Eitler Wahnsinn! —

Die Königin! Wie blind! —

Essex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willst du, daß ich mich herabsetze? —

Essex. So hoch willst du, daß ich mich versteige? —

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Essex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du stürzest mich bis in den Abgrund, —

Essex. Du erhebest mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Essex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeistert: —

Essex. Aber, weil du meiner Seele dich bemächtiget: —

Die Königin. So stirb da, und komm nie auf die Zunge!

Essex. So stirb da, und komm nie über die Lippen!

(Ist das nicht eine sonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der Eine hört, was der Andere nicht sagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, sondern aus der Seele. Man sage jedoch nicht, daß man ein Spanier sein muß, um an solchen unnatürlichen Künsteleien Geschmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutsche ebenso viel Geschmack daran; denn unsere Staats- und Helden-Actionen wimmelten davon, die in Allem nach den spanischen Mustern zugeschnitten waren.)

Nachdem die Königin den Essex beurlaubet und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen Beide auf verschiedene Seiten ab und machen dem ersten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke

der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche sie Jornadas, Tagewerke, nennen. Ihre allerältesten Stücke hatten viere: sie krochen, sagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erste, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er schon die ersten Stücke seiner Jugend, oder vielmehr seiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieses aus einer Stelle in des Letztern „Neuen Kunst, Komödien zu machen;" mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerspruche finde, wo sich dieser den Ruhm anmaßt, die spanische Komödie von fünf Akten, aus welchen sie sonst bestanden, auf drei gebracht zu haben. Der spanische Literator mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.

Drei und sechzigstes Stück.

Den 8. December 1767.

Die Königin ist von dem Landgute zurückgekommen, und Essex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um sich keinen Augenblick vermissen zu lassen. Er eröffnet mit seinem Cosme den zweiten Akt, der in dem königlichen Schlosse spielt. Cosme hat, auf Befehl des Grafen, sich mit Pistolen versehen müssen; der Graf hat heimliche Feinde; er besorgt, wenn er des Nachts spät vom Schlosse gehe, überfallen zu werden. Er heißt dem Cosme, die Pistolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und sie von Floren aufheben zu lassen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca ist eifersüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; sie könnte sie haben wollen; und er würde sie ihr abschlagen müssen. Indem er sie dem Cosme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Cosme will sie geschwind verstecken: aber es kann so geschwind nicht geschehen, daß es Blanca nicht merken sollte. Blanca nimmt den Grafen mit sich zur Königin; und Essex ermahnt im Abgehen den Cosme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten und sie niemandem zu zeigen.

Cosme hat, unter seinen andern guten Eigenschaften, auch diese, daß er ein Erzplauderer ist. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geschwür im Leibe davon zu bekommen; und das Verbot des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er sich dieser Gefahr bereits sechs und dreißig Stunden ausgesetzt habe. Er giebt Floren die Pistolen und hat den Mund schon auf, ihr auch die ganze Geschichte von der maskirten Dame und der Schärpe zu erzählen. Doch eben besinnt er sich, daß es wol eine würdigere Person sein müsse, der er sein Geheimniß zuerst mittheile. Es würde nicht lassen, wenn sich Flora rühmen könnte, ihn dessen deflorirt zu haben. (Ich muß von allerlei Art des spanischen Witzes eine kleine Probe einzuflechten suchen.)

Cosme darf auf diese würdigere Person nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu sehr gequält, daß sie sich nicht, sobald als möglich, von dem Grafen losmachen sollen, um zu erfahren, was Cosme vorhin so hastig vor ihr zu verbergen gesucht. Sie kömmt also sogleich zurück, und nachdem sie ihn zuerst gefragt, warum er nicht schon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf schicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreisen werde: verlangt sie zu wissen, was er da versteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Cosme läßt nicht lange in sich dringen. Er sagt ihr Alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimmt sie ihm ab. Die Art, mit der er sich seines Geheimnisses entlediget, ist äußerst ekel. Sein Magen will es nicht länger bei sich behalten; es stößt ihm auf; es kneipt ihn; er steckt den Finger in den Hals; er giebt es von sich; und um einen bessern Geschmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geschwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen. Blanca kann aus seinem verwirrten Geschwätze zwar nicht recht klug werden: sie versteht aber doch so viel daraus, daß die Schärpe das Geschenk einer Dame ist, in die Essex verliebt werden könnte, wenn er es nicht schon sei. „Denn er ist doch nur ein Mann;" sagt sie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertrauet hat! Der beste ist noch so schlimm!" — Um seiner Untreue also zuvorzukommen, will sie ihn je eher, je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein und ist äußerst niedergeschlagen. Blanca fragt, ob sie die übrigen Hofdamen rufen soll: aber die Königin will lieber allein sein; nur Irene soll kommen und vor dem Zimmer singen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Essex liebt die Blanca: aber er ist ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin sein zu wollen. Er wirft sich diesen Ehrgeiz selbst vor; er bestraft sich deswegen; sein Herz gehört der Blanca; eigennützige Absichten müssen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affekt besiegen. Er will sich also lieber wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird: und die Königin, als sie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber sie bleiben Beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu singen. Sie singt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, dessen Sinn dieser ist: „Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o, so laß das Mitleid, welches sie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindest, daß ich es bin, der sie führet." Der Königin gefällt das Lied; und Essex findet es bequem, ihr durch dasselbe auf eine versteckte Weise seine Liebe zu erklären. Er sagt, er habe es glossiret, und bittet um Erlaubniß, ihr seine Glosse vorsagen zu dürfen. In dieser Glosse beschreibt er sich als den zärtlichsten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, sich dem geliebten Gegenstande zu entdecken. Die Königin lobt seine Poesie: aber sie mißbilliget seine Art zu lieben. „Eine Liebe", sagt sie unter andern, „die man verschweigt, kann nicht groß sein; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man sich durch das Schweigen muthwillig verlustig."

Vier und sechzigstes Stück.

Den 11. December 1767.

Der Graf versetzt, daß die vollkommenste Liebe die sei, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe sei Belohnung. Sein Stillschweigen selbst mache sein Glück: denn so lange er seine Liebe verschweige, sei sie noch unverworfen, könne er sich noch von der süßen Vorstellung täuschen lassen, daß sie vielleicht dürfe genehmigt werden. Der Unglückliche sei glücklich, so lange er noch nicht wisse, wie unglücklich er sei. Die Königin widerlegt die Sophistereien als eine Person, der selbst daran gelegen ist, daß Essex nicht länger darnach handle: und Essex, durch diese Widerlegung erdreistet, ist im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weise wagen müsse; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Diese Erscheinung der Blanca bewirkt einen von den sonderbarsten Theaterstreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die sie dem Cosme abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Essex gewahr wird.

Essex. So sei es gewagt! — Frisch! Sie ermuntert mich selbst. Warum will ich an der Krankheit sterben, wenn ich an dem Hilfsmittel sterben kann? Was fürchte ich noch? — Königin, wann denn also, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majestät, —

Essex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was seh ich! — Sag ihm, er soll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, sag ihm das!

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majestät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es ist kein Zweifel mehr! — Geh! unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich selbst zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was ist das? — Ich gehe.

Essex. Blanca ist weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eifersucht!

Essex. Mich zu erklären. — (Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.)

Die Königin. Mein Geschenk in fremden Händen! Bei Gott! — Aber ich muß mich schämen, daß eine Leidenschaft so viel über mich vermag!

Essex. Wenn denn also, — wie Ihre Majestät gesagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — sehr theuer zu stehen kömmt; — wenn man viel edler stirbt: — so will auch ich, —

Die Königin. Warum sagen Sie das, Graf?

Essex. Weil ich hoffe, daß, wann ich — Warum fürchte ich mich noch? — wann ich Ihro Majestät meine Leidenschaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was sagen Sie da, Graf? An mich richtet sich das? Wie? Thor! Unsinniger! Kennen Sie mich auch? Wissen Sie, wer ich bin? Und wer Sie sind? Ich muß glauben, daß Sie den Verstand verloren. —

Und so fahren Ihro Majestät fort, den armen Grafen auszufenstern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wisse, wie weit der Himmel über alle menschliche Erfrechungen erhaben sei. Ob er nicht wisse, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrausen müsse? Ob er nicht wisse, daß die Dünste, welche sich zur Sonne erhöben, von ihren Strahlen zerstreuet würden? — Wer vom Himmel gefallen zu sein scheint, ist Essex. Er zieht sich beschämt zurück und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angesicht zu meiden, nie ihren Pallast wieder zu betreten, und sich glücklich zu schätzen, daß sie ihm den Kopf lasse, in welchem sich so eitle Gedanken erzeugen können. Er entfernt sich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu lassen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinstimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frei gestanden, auf welchem Fuße sie mit dem Grafen stehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müsse, oder ihre Ehre sei verloren. Der Herzog faßt den Entschluß, den er wol fassen muß; er will sich seiner Liebe entschlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verspricht er sogar, sich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn sie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen sie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald in tiefen Gedanken wieder zurück. Sie ist mit sich selbst im Streit, ob der Graf auch wol so schuldig sei, als er scheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur so ähnlich ist. — Der Herzog tritt sie an. Er sagt, er komme, sie um eine Gnade zu bitten, um welche sie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde sich näher darüber erklären; er wolle sie zusammen allein lassen: und so läßt er sie.

Die Königin wird neugierig, und Blanca verwirrt. Endlich entschließt sich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhangen; sie will es seiner Rechtschaffenheit nicht länger anheim stellen, was sie durch Gewalt erhalten kann. Sie flehet die Elisabeth um Mitleid an: die Elisabeth, die Frau, nicht die Königin. Denn da sie eine Schwachheit ihres Geschlechts bekennen müsse: so suche sie in ihr nicht die Königin, sondern nur die Frau.

Fünf und sechzigstes Stück.

Den 15. December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkosungen, und besonders Thränen, sind vermögend, auch die reinste Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir diese Erfahrung zu stehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Essex. Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführerische Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Essex?

Blanca. Er selbst, Königin. —

Die Königin. (bei Seite) Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu sagen brauchte; weit mehr, als sie selbst zu hören wünscht. Sie höret, wo und wie der Graf glücklich gewesen; und als sie endlich auch höret, daß er ihr die Ehe versprochen, und daß Blanca auf die Erfüllung dieses Versprechens dringe: so bricht der so lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnet das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichste und verbietet ihr schlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieser Eifer der Königin Eifersucht sein müsse: und giebt es ihr zu verstehen.

Die Königin. Eifersucht? — Nein; blos deine Aufführung entrüstet mich. — Und gesetzt, — ja gesetzt, — ich liebte den Grafen. Wenn ich, — ich ihn liebte, und eine Andere wäre so vermessen, so thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was sage ich, zu lieben? — ihn nur anzusehen, — was sage ich, anzusehen? — sich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kommen zu lassen: das sollte dieser Andern nicht das Leben kosten? — Du siehest, wie sehr mich eine blos vorausgesetzte, erdichtete Eifersucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren thun würde. Itzt stelle ich mich nur eifersüchtig; hüte dich, mich es wirklich zu machen!

Mit dieser Drohung geht die Königin ab und läßt die Blanca in der äußersten Verzweiflung. Dieses fehlte noch zu den Beleidigungen, über die sich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will sie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war schon beschlossen: aber warum soll Blanca noch erst warten, bis sie ein Anderer für sie vollzieht? Sie will sie selbst bewerkstelligen, und noch diesen Abend. Als Kammerfrau der Königin muß sie sie auskleiden helfen; da ist sie mit ihr allein, und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie sieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, sich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verschiedne Briefschaften, die ihm die Königin nur auf den Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor dem Schlafengehen noch durchsehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachsamkeit, mit der sie ihren Reichsgeschäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubet den Kanzler. Nun ist sie allein und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigern Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben," sagt sie, „von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt?" Dieser Zug ist vortrefflich! Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie itzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca ist ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Last macht. Bis sie der Tod von dieser Marter befreie, will sie bei dem Bruder des Todes Linderung suchen: und so fällt sie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein und hat eine von den Pistolen des Grafen, die sie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte sie, zu Anfange dieses Akts, nicht vergebens dahin tragen lassen.) Sie findet die Königin allein und entschlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte sie sich wünschen? Aber eben hat der Graf die Blanca gesucht, und sie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geschieht. Er kömmt also, sie hier zu suchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderischen Arm zu fallen und ihr die Pistole, die sie auf die Königin schon gespannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und Alles kömmt aus dem Schlosse herzugelaufen. Die Königin. (im Erwachen) Ha! Was ist das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geschieht hier?

Essex. (mit der Pistole in der Hand) Grausamer Zufall!

Die Königin. Was ist das, Graf?

Essex. Was soll ich thun?

Die Königin. Blanca, was ist das?

Blanca. Mein Tod ist gewiß!

Essex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Essex. (bei Seite) Wozu soll ich mich entschließen? Schweige ich, so fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: so werde ich der nichtswürdige Verkläger der meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuersten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Bist du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch Beide rufen: Verrätherin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch diesen Namen verdienen. Wenn Eines von euch mein Leben suchte, so bin ich es dem Andern schuldig. Wem bin ich es schuldig, Graf? Wer suchte es, Blanca? Ihr schweigt? — Wol, schweigt nur! Ich will in dieser Ungewißheit bleiben; ich will den Unschuldigen nicht wissen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich ebenso sehr schmerzen, meinen Beschützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherei vergeben, ich will sie ihr verdanken: wenn dafür der Graf nur unschuldig war.

Aber der Kanzler sagt: Wenn es die Königin schon hierbei wolle bewenden lassen, so dürfe er es doch nicht; das Verbrechen sei zu groß; sein Amt erfodere, es zu ergründen; besonders da aller Anschein sich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es untersuchen. — Graf, — Essex. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit — (bei Seite) Aber wie sehr fürchtet meine Liebe, sie zu hören! — War es Blanca? Essex. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Essex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es also?

Essex. Schreckliches Schicksal! — Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wissen es nicht? — Und wie kömmt dieses mörderische Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf schweigt, und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis sich die Sache mehr aufhellet, soll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweite Aufzug schließt.

Sechs und sechzigstes Stück.

Den 18. December 1767.

Der dritte Aufzug fängt sich mit einem langen Monologe der Königin an, die allen Scharfsinn der Liebe aufbietet, den Grafen unschuldig zu finden. Die „Vielleicht“ werden nicht gesparet, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Besonders geht sie mit den Voraussetzungen wider die Blanca ein wenig sehr weit; sie denkt über diesen Punkt überhaupt lange so zärtlich und sittsam nicht, als wir es wol wünschen möchten, und als sie auf unsern Theatern denken müßte.

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr seine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeugen; dieser, ihr einen neuen Beweis, der sich wider den Essex äußert, vorzulegen. Auf der Pistole, die man ihm aus der Hand genommen, steht sein Name; sie gehört ihm; und wem sie gehört, der hat sie unstreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts scheinet den Essex unwidersprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Cosme hat, bei anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und ist angehalten worden. Seine Reise sieht einer Flucht sehr ähnlich, und eine solche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen seines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird also vor den Kanzler gebracht, und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem sich Cosme rechtfertiget, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er sagen soll, wo er hingewollt, läßt er sich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm sein Graf an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieser Brief enthält. Er wird gelesen, und Cosme erstaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgesehen gewesen. Aber noch mehr erstaunt er über den Schluß desselben, worin der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto seine Antwort sicher bestellen könne. „Was höre ich?“ ruft Cosme. „Ich ein Vertrauter? bei diesem und jenem? ich bin kein Vertrauter; in bin niemals einer gewesen und will auch in meinem Leben keiner sein. — Habe ich wol das Ansehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wissen, was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu nehmen. Ich ein Vertrauter, ich, dem das geringste Geheimniß zur Last wird? Ich weiß, zum Exempel, daß Blanca und mein Herr einander lieben, und daß sie heimlich mit einander verheirathet sind: es hat mir schon lange das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur sagen, damit Sie hübsch sehen, meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel Wichtigeres ist: ich würde es ebenso wol sagen.“ Diese Nachricht schmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der sie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch sein Stillschweigen brechen zu müssen und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weise angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Bestrafung des Verräthers, und sobald die Königin wieder allein ist, reizen sie sowol beleidigte Majestät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beschließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilet habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden solle. Der Graf betheuert seine Unschuld.

Der Kanzler. Ihre Unschuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber so viele Beweise wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geschrieben? Ist es nicht ihr eigenhändiger Name? Essex. Allerdings ist er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie in dem Zimmer der Blanca nicht ausdrücklich den Tod der Königin beschließen hören?

Essex. Was er gehört hat, hat er freilich gehört.

Der Kanzler. Sahe die Königin, als sie erwachte, nicht die Pistole in Ihrer Hand? Gehört die Pistole, auf der Ihr Name gestochen, nicht Ihnen?

Essex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So sind Sie ja schuldig.

Essex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto schrieben?

Essex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätherischen Vorsatz aus Ihrem eignen Munde vernehmen mußte? Essex. Weil es der Himmel so wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß sich das mörderische Werkzeug in Ihren Händen fand?

Essex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück und nicht Schuld ist: wahrlich, Freund, so spielet Ihnen Ihr Schicksal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müssen.

Essex. Schlimm genug.

„Wissen Ihro Gnaden nicht,“ fragte Cosme, der dabei ist, „ob sie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler antwortet Nein, weil ihn sein Herr hinlänglich gerechtfertiget habe; und der Graf ersucht den Kanzler, zu verstatten, daß er die Blanca noch vor seinem Tode sprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er als Richter ihm diese Bitte versagen müsse, weil beschlossen worden, seine Hinrichtung so heimlich, als möglich, geschehen zu lassen, aus Furcht vor den Mitverschwornen, die er vielleicht sowol unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, sich zum Tode zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünschte blos deswegen die Blanca noch einmal zu sprechen, um sie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, so will er es schriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, sein Leben für sie hinzugeben; bei diesem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bei ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er sie beschwören, es nicht fruchtlos bleiben zu lassen. Es ist Nacht; er setzt sich nieder zu schreiben und befiehlt Cosmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, sogleich nach seinem Tode der Blanca einzuhändigen. Cosme geht ab, um indeß erst auszuschlafen.

Sieben und sechzigstes Stück.

Den 22. December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wol schwerlich erwartet hätte. Alles ist ruhig und stille, als auf einmal eben die Dame, welcher Essex in dem ersten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Gesichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es ist die Königin. „Der Graf,“ sagt sie vor sich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das schreiet um Rache. Durch seine Verurtheilung ist der Gerechtigkeit ein Genüge geschehen: nun geschehe es auch der Dankbarkeit und Liebe.“ Indem sie näher kömmt, wird sie gewahr, daß der Graf schreibt. „Ohne Zweifel,“ sagt sie, „an seine Blanca! Was schadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurigsten, uneigennützigsten Liebe: itzt schweige die Eifersucht! — „Graf!“ — Der Graf hört sich rufen, sieht hinter sich, und springt voller Erstaunen auf. „Was seh ich!“ — „Keinen Traum,“ fährt die Königin fort, „sondern die Wahrheit. Eilen Sie, Sich davon zu überzeugen, und lassen Sie uns kostbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie erinnern Sich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen sterben sollen; und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüssel des Gefängnisses zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier ist er; nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir so theuer ist.“

Essex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich sonst so viel gewagt haben, als ich wage?

Essex. Wie sinnreich ist das Schicksal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück selbst unglücklich zu machen. Ich scheine glücklich, weil die mich zu befreien kömmt, die meinen Tod will: aber ich bin um so viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. —

Die Königin versteht hieraus genugsam, daß sie Essex kennet. Er verweigert sich der Gnade, die sie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, sie mit einer andern zu vertauschen.

Die Königin. Und mit welcher?

Essex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß sie in Ihrem Vermögen steht, — mit der Gnade, mir das Angesicht meiner Königin sehen zu lassen. Es ist die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beschwöre ich Sie, Madame, mir diese Gnade zu erzeigen.

Die Königin. (vor sich) Was soll ich thun? Vielleicht, wenn er mich sieht, daß er sich rechtfertiget! Das wünsche ich ja nur. Essex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame!

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wol! aber nehmen Sie erst diesen Schlüssel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich itzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie gesichert wissen.

Essex. (indem er den Schlüssel nimmt) Ich erkenne diese Vorsicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schicksal auf dem Angesichte der Königin oder dem Ihrigen zu lesen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines sind, so gehört doch nur das, welches Sie noch sehen, mir ganz allein; denn das, welches sie nun erblicken (indem sie die Maske abnimmt), ist der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erst sprach, ist nicht mehr.

Essex. Nun sterbe ich zufrieden! Zwar ist es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte diese Wohlthat des Gesetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir selbst, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienste zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleistet —

Die Königin. An diese habe ich mich schon selbst erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, ist größer, als Ihre Dienste.

Essex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu versprechen? Die Königin. Nichts.

Essex. Wenn die Königin so streng ist, so rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Diese wird doch wol gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Diese hat schon mehr gethan, als sie sollte: sie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Essex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben schuldig ist?

Die Königin. Sie haben schon gehört, daß ich diese Dame nicht bin. Aber gesetzt, ich wäre es, gebe ich Ihnen nicht ebenso viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Essex. Wo das? Dadurch doch wol nicht, daß Sie mir den Schlüssel gegeben? Die Königin. Dadurch allerdings.

Essex. Der Weg, den mir dieser Schlüssel eröffnen kann, ist weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken soll, muß nicht meiner Furchtsamkeit zu dienen scheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit diesem Schlüssel für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um sie vergossen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit diesem elenden Schlüssel für alles das abzulohnen? Ich will mein Leben einem anständigern Mittel zu danken haben, oder sterben. (indem er nach dem Fenster geht)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Essex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens und meiner Entehrung! Wenn bei dir alle meine Hoffnung beruhet, so empfange die Fluth in ihrem tiefsten Abgrunde alle meine Hoffnung! (er öffnet das Fenster und wirft den Schlüssel durch das Gitter in den Kanal) Durch die Flucht wäre mein Leben viel zu theuer erkauft.

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben sehr übel gethan.

Essex. Wann ich sterbe, so darf ich wenigstens laut sagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlasse. — Will sie aber diesen Vorwurf nicht: so denke sie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieses unanständigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienste: es steht bei ihr, sie zu belohnen, oder mit dem Andenken derselben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun. Essex. So muß ich dann sterben?

Die Königin. Ohnfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königin muß dem Rechte seinen Lauf lassen. Morgen müssen Sie sterben; und es ist schon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es ist nun einmal das Schicksal der Könige, daß sie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als Andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorsicht! —

Acht und sechzigstes Stück.

Den 25. December 1767.

Noch einige Wortwechsel zum Abschiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und Beide, der Graf und die Königin, gehen ab; jedes von einer besondern Seite. Im Herausgehen, muß man sich einbilden, hat Essex Cosmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geschrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieser damit herein und sagt, daß man seinen Herrn zum Tode führe; sobald es damit vorbei sei, wolle er den Brief, so wie er es versprochen, übergeben. Indem er ihn aber ansieht, erwacht seine Neugierde. „Was mag dieser Brief wol enthalten? Eine Ehevorschreibung? die käme ein wenig zu spät. Die Abschrift von seinem Urtheile? die wird er doch nicht der schicken, die es zur Wittwe macht. Sein Testament? auch wol nicht. Nun was denn?“ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm schon einmal fast das Leben gekostet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe seines Herrn stünde. „Wäre ich nicht,“ sagte er, „bei einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hol der Geier die Vertrautschaft! Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!“ Kurz, Cosme beschließt, den Brief zu erbrechen, und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerst betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das so wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geschwind genug los werden zu können; er zittert über dem bloßen Gedanken, daß man es in seinen Händen finden könne, ehe er es freiwillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Kanzler heraus. Cosme will sie den Kanzler nur erst abfertigen lassen, und tritt bei Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; sie soll sogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk soll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit stummer Zunge Treue und Gehorsam zurufe. Den Kopf soll der Kanzler in den Saal bringen und, nebst dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen lassen; hierauf die Großen des Reichs versammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich sie an diesem Beispiele ihrer Pflicht zu erinnern und ihnen einzuschärfen, daß ihre Königin ebenso strenge zu sein wisse, als sie gnädig sein zu können wünsche: und das Alles, wie sie der Dichter sagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.

Der Kanzler geht mit diesen Befehlen ab, und Cosme tritt die Königin an. „Diesen Brief,“ sagt er, „hat mir mein Herr gegeben, ihn nach seinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß selbst nicht warum; und da ich Dinge darin finde, die Ihro Majestät wissen müssen, und die dem Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: so bringe ich ihn Ihro Majestät, und nicht der Blanca.“ Die Königin nimmt den Brief und lieset: „Blanca, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit dir zu sprechen: empfange also meine Ermahnung schriftlich. Aber vors erste lerne mich kennen; ich bin nie der Verräther gewesen, der ich dir vielleicht geschienen; ich versprach, dir in der bewußten Sache behilflich zu sein, blos um der Königin desto nachdrücklicher zu dienen und den Roberto, nebst seinen Anhängern, nach London zu locken. Urtheile, wie groß meine Liebe ist, da ich demohngeachtet eher selbst sterben, als dein Leben in Gefahr setzen will. Und nun die Ermahnung: Stehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizet; du hast mich nun nicht mehr; und es möchte sich nicht alle Tage einer finden, der dich so sehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich sterben wollte.“ —

„Mensch!“ ruft die bestürzte Königin, „was hast du mir da gebracht?“ Nun? sagt Cosme, bin ich noch ein Vertrauter? —

„Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler: einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geschwind!" — Und eben wird er gebracht: sein Leichnam nämlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überströmte, ihren Grafen unschuldig zu wissen: so groß sind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu sehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

So schließt sich dieses Stück, bei welchem ich meine Leser vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir sind mit den dramatischen Werken der Spanier so wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt oder auch nur auszugsweise mitgetheilet hätte. Denn die Virginia des Augustino de Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben, aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der correcten Manier der Franzosen, regelmäßig, aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wol ehedem muß gedacht haben. Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfassers nicht besser gerathen ist; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben diesen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: so mögen sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die echten spanischen Stücke sind vollkommen nach der Art dieses Essex. In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger; das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen: aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel; eine sehr sinnreiche Verwicklung; sehr viele und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgesparteſten Situationen; meistens sehr wol angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das sind allerdings Schönheiten: ich sage nicht, daß es die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie zum Theil sehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit, und sage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten solcher Art übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterstreiche und Situationen?

Anständigkeit: wird man sagen. — Nun ja; Anständigkeit. Alle ihre Verwicklungen sind anständiger und einförmiger; alle ihre Theaterstreiche anständiger und abgedroschener; alle ihre Situationen anständiger und gezwungener. Das kömmt von der Anständigkeit!

Aber Cosme, dieser spanische Hanswurst; diese ungeheure Verbindung der pöbelhaftesten Possen mit dem feierlichsten Ernste; diese Vermischung des Komischen und Tragischen, durch die das spanische Theater so berüchtiget ist? Ich bin weit entfernt, diese zu vertheidigen. Wenn sie zwar blos mit der Anständigkeit stritte, — man versteht schon, welche Anständigkeit ich meine; — wenn sie weiter keinen Fehler hätte, als daß sie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen; daß sie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel, und allen den Gaukeleien zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit besserm Stoffe sei, als er: so würde mir die unsinnigste Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernst, von Schwarz auf Weiß, willkommner sein, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armseligkeiten mehr heißen, unfehlbar einschläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neun und sechzigstes Stück.

Den 29. December 1767.

Lope de Vega, ob er schon als der Schöpfer des spanischen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits so daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anstimmen mußte. In seinem Lehrgedichte über die Kunst, neue Komödien zu machen, dessen ich oben schon gedacht, jammert er genug darüber. Da er sahe, daß es nicht möglich sei, nach den Regeln und Mustern der Alten für seine Zeitgenossen mit Beifall zu arbeiten: so suchte er der Regellosigkeit wenigstens Grenzen zu setzen; das war die Absicht dieses Gedichts. Er dachte, so wild und barbarisch auch der Geschmack der Nation sei, so müsse er doch seine Grundsätze haben; und es sei besser, auch nur nach diesen mit einer beständigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klassischen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müssen dergleichen beobachten, wenn sie gefallen wollen. Diese also, aus dem bloßen Nationalgeschmacke hergenommen, wollte er festsetzen; und so ward die Verbindung des Ernsthaften und Lächerlichen die erste.

„Auch Könige," sagt er, „könnet ihr in euern Komödien auftreten lassen. Ich höre zwar, daß unser weiser Monarch (Philipp der Zweite) dieses nicht gebilliget; es sei nun, weil er einsahe, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es der Würde eines Königes zuwider glaubte, so mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieses wieder zur ältesten Komödie zurückkehren heißt, die selbst Götter einführte, wie unter andern in dem Amphitruo des Plautus zu sehen: und ich weiß gar wol, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, die älteste Komödie nicht sehr lobt. Es fällt mir also freilich schwer, unsere Mode zu billigen. Aber da wir uns nun einmal in Spanien so weit von der Kunst entfernen, so müssen die Gelehrten schon auch hierüber schweigen. Es ist wahr, das Komische mit dem Tragischen vermischet, Seneca mit dem Terenz zusammengeschmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Pasiphae war. Doch diese Abwechselung gefällt nun einmal; man will nun einmal keine anderen Stücke sehen, als die halb ernsthaft und halb lustig sind; die Natur selbst lehrt uns diese Mannigfaltigkeit, von der sie einen Theil ihrer Schönheit entlehnet."

Die letzten Worte sind es, weswegen ich diese Stelle anführe. Ist es wahr, daß uns die Natur selbst in dieser Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Possierlichen und Ernsthaften, des Lustigen und Traurigen, zum Muster dienet? Es scheinet so. Aber wenn es wahr ist, so hat Lope mehr gethan, als er sich vornahm; er hat nicht blos die Fehler seiner Bühne beschöniget; er hat eigentlich erwiesen, daß wenigstens dieser Fehler keiner ist: denn nichts kann ein Fehler sein, was eine Nachahmung der Natur ist.

„Man tadelt," sagt einer von unsern neuesten Scribenten, „an Shakespeare, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis zu Jak Fallstaff am besten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat, — daß seine Stücke keinen oder doch nur einen sehr fehlerhaften, unregelmäßigen und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß Komisches und Tragisches darin auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen seltsamen Einfall oder barokischen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es ihm hernach sehr schwer wird, uns wieder in die Fassung zu setzen, worin er uns haben möchte. — Man tadelt das und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des menschlichen Lebens sind."

„Das Leben der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper selbst, in sofern wir sie als ebenso viel moralische Wesen betrachten, gleicht den Haupt- und Staats-Actionen im alten gothischen Geschmacke in so vielen Punkten, daß man beinahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser letztern wären klüger gewesen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die heimliche Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur ebenso getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen sein ließen, sie zu verschönern. Um itzt nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu sagen, daß in diesen Stücken, so wie im Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten Acteurs gespielt werden, — was kann ähnlicher sein, als es beide Arten der Haupt- und Staats-Actionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Disposition der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu sein pflegen. Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraschen sie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren? Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daß sich begreifen läßt, warum sie kamen oder warum sie wieder verschwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlassen? Wie oft sehen wir die größesten Wirkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht? Wie oft das

Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich Alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich sehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herabspringenden Gott oder durch einen frischen Degenhieb den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöset, aber doch aufgeschnitten, welches in sofern auf eines hinausläuft, daß auf die eine oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuschauer klatschen oder zischen können, wie sie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine wichtige Person in den komischen Tragödien, wovon wir reden, der edle Hanswurst vorstellt, der sich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unserer Voreltern, auf dem Theater der Hauptstadt des deutschen Reiches erhalten zu wollen scheinet. Wollte Gott, daß er seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viel große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst — oder, welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst — aufführen gesehen? Wie oft haben die größesten Männer, dazu geboren, die schützenden Genii eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu sein, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen schnakischen Streich von Hanswurst oder solchen Leuten vereitelt sehen müssen, welche, ohne eben sein Wamms und seine gelben Hosen zu tragen, doch gewiß seinen ganzen Charakter an sich trugen? Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung selbst lediglich daher, daß Hanswurst durch irgend ein dummes und schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den gescheidten Leuten, eh sie sichs versehen können, ihr Spiel verderbt?" —

Wenn in dieser Vergleichung des großen und kleinen, des ursprünglichen und nachgebildeten, heroischen Possenspiels — die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, aber für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu sein scheinet. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wol einmal über den — Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier, als gar nicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgiltigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht, daß es einige Leser mehr dadurch bekömmt. Die wenigern, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem nichts gelegen.

Siebzigstes Stück.

Den 1. Januar 1768.

Wenn in dieser Vergleichung, sage ich, die satyrische Laune nicht zu sehr hervorstäche, so würde man sie für die beste Schutzschrift des komisch tragischen oder tragisch komischen Drama (Mischspiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden), für die geflissentlichste Ausführung des Gedankens beim Lope halten dürfen. Aber zugleich würde sie auch die Widerlegung desselben sein. Denn sie würde zeigen, daß eben das Beispiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit rechtfertigen soll, ebenso gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst sein, oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst, Kunst zu sein, aufhören; wenigstens keine höhere Kunst sein, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der seltsamste kann so seltsam nicht sein, daß er nicht natürlich scheinen könnte; blos und allein der scheinet es nicht, bei welchem viel zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaß und Verhältniß, zu viel von dem zeiget, was in jeder andern Kunst die Kunst ausmacht; der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste.

Als Kritikus dürfte unser Verfasser ganz anders sprechen. Was er hier so sinnreich aufstützen zu wollen scheinet, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbarischen Geschmacks verdammen, wenigstens als die ersten Versuche der unter ungeschlachteten Völkern wieder auflebenden Kunst vorstellen, an deren Form irgend ein Zusammenfluß gewisser äußerlichen Ursachen oder das Ohngefähr den meisten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigsten, auch wol ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde schwerlich sagen, daß die ersten Erfinder des Mischspiels (da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?) die Natur ebenso getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen sein lassen, sie zu verschönern."

Die Worte „getreu und verschönert" von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenstande der Nachahmung, gebraucht, sind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wissen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; selbst was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt Andere, welche die Verschönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die schöner sein wolle, als die Natur, sei eben darum nicht Natur. Beide erklären sich für Verehrer der einzigen Natur, so wie sie ist: jene finden in ihr nichts zu vermeiden, diese nichts hinzuzusetzen. Jenen also müßte nothwendig das gothische Mischspiel gefallen; sowie diese Mühe haben würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden.

Wann dieses nun aber nicht erfolgte? Wann jene, so große Bewunderer sie auch von der gemeinsten und alltäglichsten Natur sind, sich dennoch wider die Vermischung des Possenhaften und Interessanten erklärten? Wann diese, so ungeheuer sie auch Alles finden, was besser und schöner sein will, als die Natur, dennoch das ganze griechische Theater, ohne den geringsten Anstoß von dieser Seite, durchwandelten? Wie wollten wir diesen Widerspruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erst behauptet, widerrufen müssen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer solchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir streiten, mit dem menschlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, ist doch so richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: Es ist wahr und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässiget die andere Hälfte gänzlich; sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist Alles mit Allem verbunden; Alles durchkreuzt sich, Alles wechselt mit Allem, Alles verändert sich, eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeiten zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein, so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns drohet, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten.

Nur wenn eben diese Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man sieht schon, wo ich hinaus will.—

Den fünf und vierzigsten Abend (Freitags den 12. Julius) wurden die Brüder des Hrn. Romanus und das Orakel vom Saint-Foix gespielt.

Das erstere Stück kann für ein deutsches Original gelten, ob es schon größtentheils aus den Brüdern des Terenz genommen ist. Man hat gesagt, daß auch Moliere aus dieser Quelle geschöpft habe, und zwar seine Männerschule. Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkungen über dieses Vorgeben, und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen; wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt: wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere. Wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen, wenig behilflich sein könnte: secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann: so kommt er nach und nach in die Materie, und das Uebrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. Also auch itzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwa mehr muthwillig, als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich selbst.

„Die Brüder des Terenz," sagt Herr von Voltaire, „können höchstens die Idee zu der Männerschule gegeben haben. In den Brüdern sind zwei Alte verschiedner Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verschieden erziehen; ebenso sind in der Männerschule zwei Vormünder, ein sehr strenger und ein sehr nachsehender: das ist die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern ist fast ganz und gar keine Intrigue: die Intrigue in der Männerschule hingegen ist fein, und unterhaltend und komisch. Eine von den Frauenzimmern des Terenz, welche eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, erscheinet blos auf dem Theater, um nieder zu kommen. Die Isabelle des Moliere ist fast immer auf der Scene und zeigt sich immer witzig und reizend, und verbindet sogar die Streiche, die sie ihrem Vormunde spielt, noch mit Anstand. Die Entwicklung in den Brüdern ist ganz unwahrscheinlich; es ist wider die Natur, daß ein Alter, der sechzig Jahre ärgerlich und streng und geizig gewesen, auf einmal lustig und höflich und freigebig werden sollte. Die Entwicklung in der Männerschule aber ist die beste von allen Entwicklungen des Moliere; wahrscheinlich, natürlich, aus der Intrigue selbst hergenommen, und was ohnstreitig nicht das Schlechteste daran ist, äußerst komisch."

Ein und siebzigstes Stück.

Den 5. Januar 1768.

Es scheinet nicht, daß der Herr von Voltaire, seitdem er aus der Klasse bei den Jesuiten gekommen, den Terenz viel wieder gelesen habe. Er spricht ganz so davon, als von einem alten Traume; es schwebt ihm nur noch so was davon im Gedächtnisse; und das schreibt er auf gut Glück so hin, unbekümmert, ob es gehauen oder gestochen ist. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks sagt, „daß sie blos auf dem Theater erscheine, um nieder zu kommen." Sie erscheinet gar nicht auf dem Theater; sie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt blos ihre Stimme aus dem Hause; und warum sie eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, das läßt sich auch gar nicht absehen. Den Griechen und Römern war nicht Alles interessant, was es den Franzosen ist. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Wasser gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlassen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem sehr ungeschickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea ist der mürrische, strenge Vater, und dieser soll seinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das ist, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet seinen Charakter bis ans Ende. Donatus sagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, saevus Demea, Leno avarus u. s. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire sagen. Nach Belieben; wenn wir Deutsche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger gelesen und besser verstanden, als Voltaire. Doch es ist ja von keinem verlornen Stücke die Rede; es ist noch da, man lese selbst!

Nachdem Micio den Demea durch die triftigsten Vorstellungen zu besänftigen gesucht, bittet er ihn, wenigstens auf heute sich seines Aergernisses zu entschlagen, wenigstens heute lustig zu sein. Endlich bringt er ihn auch so weit; heute will Demea Alles gut sein lassen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelassen hat; die Sängerin, die diesem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es ist doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts kostet; aber zu singen wird sie nicht viel bekommen, sie soll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea allein ist, scheint es zwar, wenn man seine Worte so obenhin nimmt, als ob er völlig von seiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundsätzen des Micio zu handeln anfangen wolle. Doch die Folge zeigt es, daß man Alles das nur von dem heutigen Zwange, den er sich anthun soll, verstehen muß. Denn auch diesen Zwang weiß er hernach so zu nutzen, daß er zu der förmlichsten, hämischsten Verspottung seines gefälligen Bruders ausschlägt. Er stellt sich lustig, um die Andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er macht in dem verbindlichsten Tone die bittersten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, sondern er spielt den Verschwender; und wol zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Absicht, als um Alles, was er Verschwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieses erhellet unwidersprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der sich durch den Anschein betrügen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt. Hic ostendit Terentius, sagt Donatus, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meinet, selbst diese Verstellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts, als geschmählt und gepoltert habe: denn eine solche Verstellung erfodere mehr Gelassenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin ist Terenz ohne Tadel, und er hat Alles so vortrefflich motiviret, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit so genau beobachtet, bei dem geringsten Uebergange so feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur ist öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe sehr nöthig, sich das Spiel des Akteurs dabei zu denken; denn dieses schrieben die alten Dichter nicht bei. Die Deklamation hatte ihren eignen Künstler, und in dem Uebrigen konnten sie sich ohne Zweifel auf die Einsicht der Spieler verlassen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten. Nicht selten befanden sich unter diesen die Dichter selbst; sie sagten, wie sie es haben wollten; und da sie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis sie gespielt waren, als bis man sie gesehen und gehört hatte: so konnten sie es um so mehr überhoben sein, den geschriebenen Dialog durch Einschiebsel zu unterbrechen, in welchen sich der beschreibende Dichter gewissermaßen mit unter die handelnden Personen zu mischen scheinet. Wenn man sich aber einbildet, daß die alten Dichter, um sich diese Einschiebsel zu ersparen, in den Reden selbst jede Bewegung, jede Geberde, jede Miene, jede besondere Abänderung der Stimme, die man oabei zu beobachten, mit

anzudeuten gesucht: so irret man sich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer solchen Andeutung sich nicht die geringste Spur zeiget, und wo gleichwol der wahre Verstand nur durch die Errathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja in vielen scheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der Schauspieler durch jene ausdrücken muß.

Selbst in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden sich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewissermaßen die Mißdeutung beruhet, die ich bestreite. — Demea weiß nunmehr Alles, er hat es mit seinen eignen Augen gesehen, daß es sein ehrbarer, frommer Sohn ist, für den die Sängerin entführet worden, und stürzt mit dem unbändigsten Geschrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Gesicht.

Demea. Ha! da ist er, der mir sie beide verdirbt — meine Söhne, mir sie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O, so mäßige dich und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es soll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns blos bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warest du es nicht selbst, der es zuerst auf die Bahn brachte, daß sich ein jeder nur um den seinen bekümmern sollte? Antworte! u. s. w.

Wer sich hier nur an die Worte hält, und kein so richtiger Beobachter ist, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geschwind austobe, viel zu geschwind diesen gelassenern Ton anstimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affekt, wenn er aufs Aeußerste gekommen, nothwendig wieder sinken müsse; daß Demea, auf den Verweis seines Bruders, sich des ungestümen Jachzorns nicht anders, als schämen könne: das Alles ist auch ganz gut, aber es ist doch noch nicht das Rechte. Dieses lasse er sich also vom Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, sagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertæ poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati omissa saevitia ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er sich einbildet, daß sich gegen seine Beschwerden durchaus nichts einwenden lasse: so wird er sich bei dem Schelten gerade am wenigsten aufhalten, sondern zu den Beweisen eilen, um seinen Gegner durch eine so sonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen seines kochenden Geblüts nicht so unmittelbar gebieten kann; da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: so macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta: et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea sagt zwar, ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir: aber Gesicht und Geberde und Stimme verrathen genugsam, daß er sich noch nicht gemäßiget hat, daß er noch nicht wieder bei sich ist. Er bestürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle seine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

Zwei und siebzigstes Stück.

Den 8. Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im Geringsten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart seiner Kinder unwillig zu sein, ist ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nergeln. Micio muß auch nur abbrechen und sich begnügen, daß ihm die mürrische Laune, die er nicht ändern kann, wenigstens auf heute Frieden lassen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, sind meisterhaft.

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit diesen schönen Grundsätzen, mit dieser deiner lieben Nachsicht am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Besser, als du glaubest. — Und nun genug davon! Heute schenke dich mir. Komm, kläre dich auf!

Demea. Mags doch nur heute sein! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, sobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Bursche geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sei nur heute lustig! —

Demea. Auch das Mensch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird sich der Sohn gewiß nicht weg wünschen. Nur halte sie auch gut.

Demea. Da laß mich vorsorgen! Sie soll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlstaubs und Kohlstaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu soll sie mir am heißen Mittage stoppeln gehn, bis sie so trocken, so schwarz geworden, als ein Löschbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun bist du auf dem rechten Wege! — Und alsdenn, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr schlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachst du mich aus? — Bei so einer Gemüthsart, freilich, kannst du wol glücklich sein. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängst doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch schon wieder auf.

Bei dem „Lachst du mich aus?" des Demea merkt Donatus an: Hoc verbum vultae Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unvergleichlich! Demea, dessen voller Ernst es war, daß er die Sängerin nicht als Sängerin, sondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio selbst braucht nicht zu lachen; je ernsthafter er sich stellt, desto besser. Demea kann darum doch sagen: Lachst du mich aus? und muß sich zwingen wollen, sein eignes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider" sagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber so ungern, so kurz das Lachen auch ist: so große Wirkung hat es gleichwol. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich vors erste gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je seltner ihm diese wohlthätige Erschütterung ist, desto länger hält sie innerlich an; nachdem er längst alle Spur derselben auf seinem Gesichte vertilgt, dauert sie noch fort, ohne daß er es selbst weiß, und hat auf sein nächstfolgendes Betragen einen gewissen Einfluß. —

Aber wer hätte wol bei einem Grammatiker so feine Kenntnisse gesucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir itzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einsicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen klassischer Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht blos wegen der Sprache studiert zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterscheiden wissen. Daß aber dieser Donatus (Aelius) so vorzüglich reich an Bemerkungen ist, die unsern Geschmack bilden können, daß er die versteckteften Schönheiten seines Autors mehr, als irgend ein Anderer, zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von seinen größern Gaben, als von der Beschaffenheit seines Autors selbst. Das römische Theater war zur Zeit des Donatus noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch gespielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen gespielt, die sich aus den bessern Zeiten des römischen Geschmacks herschrieben: er durfte also nur anmerken, was er sahe und hörte; er brauchte also nur Aufmerksamkeit und Treue, um sich das Verdienst zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er selbst schwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauspieler mehr lernen könnte, als diesen Commentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unsern Schauspielern üblicher wird, wünschte ich sehr, daß man ihnen eine gute Uebersetzung davon in die Hände geben wollte. Es versteht sich, daß der Dichter dabei sein, und aus dem Commentar Alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrifft. Die Dacier hat in dieser Absicht den Donatus nur schlecht genutzt, und ihre Uebersetzung des Textes ist wässerig und steif. Eine neuere deutsche, die wir haben, hat das Verdienst der Richtigkeit so so, aber das Verdienst der komischen Sprache fehlt ihr gänzlich; und Donatus ist auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre also keine gethane Arbeit, was ich vorschlage: aber wer soll sie thun? Die nichts Bessers thun könnten, können auch dieses nicht: und die etwas Bessers thun könnten, werden sich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unsern Nachahmer zu kommen — Es ist doch sonderbar, daß auch Herr Romanus den falschen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben scheinet. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigstens läßt er sie mit dem Charakter seines Lysimon vorgehen. „Je Kinder," läßt er ihn rufen, „schweigt doch! Ihr überhäuft mich ja mit Liebkosungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, Alles schmeichelt mir, blos weil ich einmal ein bischen freundlich aussehe. Bin ichs denn, oder bin ichs nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! Es ist

doch hübsch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß so bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich so eine vergnügte Stunde gehabt hätte." Und Frontin sagt: „Nun, unser Alter stirbt gewiß bald! Die Veränderung ist gar zu plötzlich." Ja wol; aber das Sprichwort und der gemeine Glaube von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, soll doch wol nicht im Ernste hier etwas rechtfertigen?

Drei und siebzigstes Stück.

Den 12. Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun so macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!" Er ist es ganz und gar nicht, der sich nach der Weise der Andern, sondern die Andern sind es, die sich nach seiner Weise künftig zu bequemen versprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lysimon in unsern deutschen Brüdern bei der Vorstellung gleichwol immer so wol aufgenommen werden? Der beständige Rückfall des Lysimon in seinen alten Charakter macht sie komisch; aber bei diesem hätte es auch bleiben müssen. — Ich verspare das Weitere bis zu einer zweiten Vorstellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint=Foix, welches diesen Abend den Beschluß machte, ist allgemein bekannt und allgemein beliebt.

Den sechs und vierzigsten Abend (Montags den 20. Julius) ward Miß Sara, und den sieben und vierzigsten, Tags darauf, Nanine wiederholt. Auf die Nanine folgte der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Akte.

Oder, wie es wörtlicher und besser heißen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es ist einer von den Titeln, die nicht sowol den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewissen Einwendungen vorbauen sollen, die der Dichter gegen seinen Stoff oder dessen Behandlung vorher sieht. Ein Vater will seine Tochter an einen jungen Menschen verheirathen, den sie nie gesehen hat. Sie ist mit einem andern schon halb richtig, aber dieses auch schon seit so langer Zeit, daß es fast gar nicht mehr richtig ist. Unterdessen möchte sie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und spielt sogar, auf sein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuschrecken. Dieser kömmt; aber zum Glücke ist es ein so schöner, liebenswürdiger Mann, daß sie gar bald ihre Verstellung vergißt und in aller Geschwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle Leser und Zuschauer werden ausrufen: das ist auch sehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen so mühsam geschürzt hat, in einer einzigen nicht zu lösen, sondern mit eins zu zerhauen! Nun aber ist dieser Fehler in dem Titel selbst angekündiget, und durch diese Ankündigung gewissermaßen gerechtfertiget. Denn, wenn es nun wirklich einmal so einen Fall gegeben hat: warum soll er nicht auch vorgestellt werden können? Er sahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie so ähnlich: und sollte er denn eben deswegen um so unschicklicher zur Komödie sein? — Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennet, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht sehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf Eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang ist, daß Jungfer Argante den Eraſt, und nicht den Dorante heirathet, und dieser ist hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten ist so lau, so wetterlaunisch; sie liebt ihn, weil sie seit vier Jahren niemanden gesehen hat, als ihn; manchmal liebt sie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, so wie es kömmt; hat sie ihn lange nicht gesehen, so kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; sieht sie ihn alle Tage, so macht er ihr Langeweile; besonders stoßen ihr dann und wann Gesichter auf, gegen welche sie Dorantens Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so ekel findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Eraſt, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimmt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet sein würde, wenn sie bei jenem bliebe. Entwicklung hingegen ist ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involviret eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abspringt, ohne sich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil seiner Personen läßt. Und so ist es hier: Peter wird es mit Doranten schon ausmachen; der Dichter empfiehlt sich ihm.

Den acht und vierzigsten Abend (Mittwochs den 22. Julius) ward das Trauerspiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beschlusse Herzog Michel.

Dieses Stück ist ohnstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, im Geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richard auf die Bühne gebracht; aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich also," sagt er, „bei der Vergleichung schon viel verlieren: so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen."

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespeare will studiert, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespeare keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare, sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr, wie ein weitläufiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Ebenso würden aus einzeln Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig sein. Die Meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die Wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht, und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben sein, daß der Werth der Form den Werth der Materie bei weitem übersteiget.

Ich für meinen Theil bedauere es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespeares Richard so spät beigefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch ebenso original geblieben sein, als er itzt ist: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übergetragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespeares Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen, nicht vermögend gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht ebenso wol sein, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtentheils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht, und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwol wird er nicht ungehalten sein, sie auch von Andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilet; schal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch, Alles gilt ihm gleich; und auch das schalste, linkste, hämischste Urtheil ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in seinem Nutzen zu verwenden wissen: aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so etwas Außerordentliches halten: und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist ge=

meiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bei dem Verfasser, — höchstens nur bei einem oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte. — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der frühern! Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke so möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß ihr letztes immer ihr bestes ist! —

Vier und siebzigstes Stück.

Den 15. Januar 1768.

Zur Sache! — Es ist vornehmlich der Charakter des Richard, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht sein müsse. Denn weder mit des Einen, noch mit des Andern Unglücke lasse sich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieses ein, so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein, so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, ist unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unsers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Kluft, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten sein müssen; sollte dieser blutdürftige, seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maße erwecken?

Wol erweckt er Schrecken, wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsätzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menschen in eine Maschine: ehe sie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sei.

Bei den Franzosen führt Crebillon den Beinamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht sein sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragödie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen. Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht. Mitleid und Furcht, sagt er, soll die Tragödie erregen; nicht Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Ueberraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herschreibet, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. — Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen: man erlaube mir also einen kleinen Ausschweif.

„Das Mitleid", sagt Aristoteles, „verlangt einen, der unverdient leidet; und die Furcht einen unsers Gleichen. Der Bösewicht ist weder dieses, noch jenes: folglich kann auch sein Unglück weder das erste, noch das andere erregen."

Die Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hilfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat sich, „sagt einer aus der Menge", über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches sie an ihrer Allgemeinheit hindert und sie allzusehr einschränkt. Wenn Aristoteles durch den Zusatz „unsers Gleichen" nur blos die Aehnlichkeit der Menschheit verstanden hat, weil nämlich der Zuschauer und die handelnde Person beide Menschen sind, gesetzt auch, daß sich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abstand befände: so war dieser Zusatz überflüßig; denn er verstand sich von selbst. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Personen, oder solche, die einen vergeblichen Fehler an sich hätten, Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken entspringt ohnstreitig aus dem Gefühl der Menschlichkeit: denn jeder Mensch ist ihm unterworfen, und jeder Mensch erschüttert sich, vermöge dieses Gefühls, bei dem widrigen Zufalle eines andern Menschen. Es ist wol möglich, daß irgend jemandem einfallen könnte, dieses von sich zu leugnen: allein dieses würde allemal eine Verleugnung seiner natürlichen Empfindungen, und also eine bloße Prahlerei aus verderbten Grundsätzen, und kein Einwurf sein. — Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zustößt, so verlieren wir den Lasterhaften aus dem Gesichte, und sehen blos den Menschen. Der Anblick des menschlichen Elendes überhaupt macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir sodann haben, ist das Schrecken."

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was sagt das wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unsers Gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem Andern bevorstehet, ist ein mitleidiges Schrecken, und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen: Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts, als eine bloße Modification des Mitleids verstünde.

„Das Mitleid," sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe sowol, als der Unlust, unterschieden, denn das Mitleid ist eine Erscheinung. Aber wie vielerlei kann diese Erscheinung werden! Man ändre nur in dem bedauerten Unglück die einzige Bestimmung der Zeit: so wird sich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn sie hält das Unglück für geschehen und bejammert ihren gehabten Verlust. Was wir bei den Schmerzen des Philoktet fühlen, ist gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Qual, die dieser Tugendhafte auszustehen hat, ist gegenwärtig, und überfällt ihn vor unsern Augen. Wenn aber Oedip sich entsetzt, indem das große Geheimniß sich plötzlich entwickelt; wenn Monime erschrickt, als sie den eifersüchtigen Mithridates sich entfärben sieht; wenn die tugendhafte Desdemona sich fürchtet, da sie ihren sonst zärtlichen Othello so drohend mit ihr reden höret: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entsetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen sind verschieden, allein das Wesen der Empfindungen ist in allen diesen Fällen einerlei. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, uns an die Stelle des Geliebten zu setzen: so müssen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Person theilen, welches man sehr nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum sollten also nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eifersucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entstehen können? — Man sieht hieraus, wie gar ungeschickt der größte Theil der Kunstrichter die tragischen Leidenschaften in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mitleiden! Ist denn das theatralische Schrecken kein Mitleiden? Für wen erschrickt der Zuschauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch ziehet? Gewiß nicht für sich, sondern für den Aegisth, dessen Erhaltung man so sehr wünschet, und für die betrogne

Königin, die ihn für den Mörder ihres Sohnes ansiehet. Wollen wir aber nur die Unlust über das gegenwärtige Uebel eines Andern Mitleiden nennen: so müssen wir nicht nur das Schrecken, sondern alle übrigen Leidenschaften, die uns von einem Andern mitgetheilet werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden.“ —

Fünf und siebzigstes Stück.

Den 19. Januar 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte sie haben können und haben müssen. Gleichwol will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen dem alten nicht unterschieben; ich kenne jenes Verdienste um die Lehre von den vermischten Empfindungen zu wol; die wahre Theorie derselben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortrefflich auseinandergesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben: wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und solle nichts, als das eigentliche Mitleid, nichts, als die Unlust über das gegenwärtige Uebel eines Andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem Andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Uebel eines Andern, für diesen Andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Aehnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhänget sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierschen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studieren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabei fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beifüget, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwol hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einsahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sei, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nämlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beigesellet habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts, und ich möchte wol hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht ebenso wol Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber Alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unsers Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für eines von den Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde, noch der Uebermüthige, pflege mit Andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld sei für uns verloren, sei nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen: und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sei, welche bald mit, bald ohne dem Mitleid, sowie das Mitleid bald mit, bald ohne ihr, erreget werden könne, welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte seine Stücke schon alle geschrieben, als er sich hinsetzte, über die Dichtkunst des Aristoteles zu commentiren. Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet: und nach dieser Erfahrung würde er uns unstreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatischen Codex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieses scheinet er höchstens nur in Absicht auf die mechanischen Regeln der Kunst gethan zu haben. In den wesentlichern ließ er sich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verstoßen, gleichwol nicht wider ihn verstoßen haben wollte: so suchte er sich durch Auslegungen zu helfen, und ließ seinen vorgeblichen Lehrmeister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht und sie als die vollkommensten, untadelhaftesten Personen geschildert; er hatte die abscheulichsten Ungeheuer in dem Prusias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Aristoteles, daß sie zur Tragödie unschicklich wären, weil beide weder Mitleid, noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei diesem Widerspruche weder sein Ansehen, noch das Ansehen des Aristoteles leiden möge? „O,“ sagt er, „mit dem Aristoteles können wir uns hier leicht vergleichen. Wir dürfen nur annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß beide Mittel zugleich, sowohl Furcht, als Mitleid, nöthig wären, um die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht; sondern nach seiner Meinung sei auch eines zureichend. — Wir können diese Erklärung, fährt er fort, aus ihm selbst bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche er von der Ausschließung derjenigen Begebenheiten, die er in den Trauerspielen mißbilliget, giebt. Er sagt niemals: dieses oder jenes schickt sich in die Tragödie nicht, weil es blos Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder dieses ist daselbst unerträglich, weil es blos die Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; sondern er verwirft sie deswegen, weil sie, wie er sagt, weder Mitleid, noch Furcht, zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu erkennen, daß sie ihm deswegen nicht gefallen, weil ihnen sowol das eine, als das andere fehlet, und daß er ihnen seinen Beifall nicht versagen würde, wenn sie nur eines von beiden wirkten.“

Sechs und siebzigstes Stück.

Den 22. Januar 1768.

Aber das ist grundfalsch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch sonst auf die Verdrehungen ziemlich aufmerksam war, welche Corneille von dem Texte des Aristoteles

zu seinem Besten zu machen suchte, diese größte von allen übersehen können. Zwar, wie konnte er sie nicht übersehen, da es ihm nie einkam, des Philosophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie gesagt, es ist grundfalsch, was sich Corneille einbildet. Aristoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er seine eigenen Erklärungen vergessen können, man müßte glauben, daß er sich auf die handgreiflichste Weise widersprechen können. Wenn, nach seiner Lehre, kein Uebel eines Andern unser Mitleid erreget, was wir nicht für uns selbst fürchten: so konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden sein, welche nur Mitleid, und keine Furcht erreget; denn er hielt die Sache selbst für unmöglich; dergleichen Handlungen existirten ihm nicht; sondern sobald sie unser Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten sie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch diese Furcht erweckten sie Mitleid. Noch weniger konnte er sich die Handlung einer Tragödie vorstellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unser Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß Alles, was uns Furcht für uns selbst errege, auch unser Mitleid erwecken müsse, sobald wir Andere damit bedrohet oder betroffen erblickten; und das ist eben der Fall der Tragödie, wo wir Alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, sondern Anderen begegnen sehen.

Es ist wahr, wenn Aristoteles von den Handlungen spricht, die sich in die Tragödie nicht schicken, so bedient er sich mehrmals des Ausdrucks von ihnen, daß sie w e d e r Mitleid, n o c h Furcht erwecken. Aber desto schlimmer, wenn sich Corneille durch dieses w e d e r n o c h verführen lassen. Diese disjunctiven Partikeln involviren nicht immer, was er sie involviren läßt. Denn wenn wir zwei oder mehrere Dinge von einer Sache durch sie verneinen, so kömmt es darauf an, ob sich diese Dinge ebenso wol in der Natur von einander trennen lassen, als wir sie in der Abstraction und durch den symbolischen Ausdruck trennen können, wenn die Sache demohngeachtet noch bestehen soll, ob ihr schon das eine oder das andere von diesen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer sagen, sie sei weder schön, noch witzig; so wollen wir allerdings sagen, wir würden zufrieden sein, wenn sie auch nur eines von beiden wäre: denn Witz und Schönheit lassen sich nicht blos in Gedanken trennen, sondern sie sind wirklich getrennet. Aber wenn wir sagen, dieser Mensch glaubt weder Himmel, noch Hölle: wollen wir damit auch sagen, daß wir zufrieden sein würden, wenn er nur eines von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung sind relativ; wenn das eine ist, ist auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunst zu nehmen; wenn wir sagen, dieses Gemälde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung, noch Kolorit: wollen wir damit sagen, daß ein gutes Gemälde sich mit einem von beiden begnügen könne? — Das ist so klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Aristoteles von dem Mitleiden giebt, falsch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen fühlen könnten, die wir für uns selbst auf keine Weise zu besorgen haben!

Es ist wahr: es braucht unserer Furcht nicht, um Unlust über das physikalische Uebel eines Gegenstandes zu empfinden, den wir lieben. Diese Unlust entstehet blos aus der Vorstellung der Unvollkommenheit, so wie unsere Liebe aus der Vorstellung der Vollkommenheiten desselben; und aus dem Zusammenflusse dieser Lust und Unlust entspringet die vermischte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch sonach glaube ich nicht, die Sache des Aristoteles nothwendig aufgeben zu müssen.

Denn wenn wir auch schon, ohne Furcht für uns selbst, Mitleid für Andere empfinden können: so ist es doch unstreitig, daß unser Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und stärker und anzüglicher wird, als es ohne sie sein kann. Und was hindert uns anzunehmen, daß die vermischte Empfindung über das physikalische Uebel eines geliebten Gegenstandes nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns zu dem Grade erwächst, in welchem sie Affekt genannt zu werden verdienet?

Aristoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach seinen primitiven Regungen, er betrachtet es blos als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funken den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt er Philantropie: und nur den stärkern Regungen dieser Art, welche mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt er den Namen des Mitleids. Also behauptet er zwar, daß das Unglück eines Bösewichts weder unser Mitleid, noch unsere Furcht errege: aber er spricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Bösewicht ist noch Mensch, ist noch ein Wesen, das bei allen seinen moralischen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um sein Verderben, seine Vernichtung lieber nicht zu wollen, um bei dieser etwas Mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichsam, zu empfinden. Aber, wie schon gesagt, diese mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, sondern Philantropie. „Man muß,“ sagt er, „keinen Bösewicht aus unglücklichen in glückliche Umstände gelangen lassen: denn das ist das Untragischste, was nur sein kann; es hat nichts von Allem, was es haben sollte; es erweckt weder Philantropie, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Bösewicht sein, der aus glücklichen Umständen in unglückliche verfällt: denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philantropie, aber weder Mitleid, noch Furcht erwecken.“ Ich kenne nichts Kahleres und Abgeschmackteres, als die gewöhnlichen Uebersetzungen dieses Wortes Philantropie. Sie geben nämlich das Adjectivum davon im Lateinischen durch hominibus gratum im Französischen durch ce que peut faire quelque plaisir, und im Deutschen durch „was Vergnügen machen kann.“ Der einzige Goulston, so viel ich finde, scheinet den Sinn des Philosophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis sensu tangat übersetzt. Denn allerdings ist unter dieser Philantropie,. auf welche das Unglück auch eines Bösewichts Anspruch macht, nicht die Freude über seine verdiente Bestrafung, sondern das sympathetische Gefühl der Menschlichkeit zu verstehen, welches, trotz der Vorstellung, daß sein Leiden nichts, als Verdienst sei, dennoch in dem Augenblicke des Leidens in uns sich für ihn reget. Herr Curtius will zwar diese mitleidigen Regungen für einen unglücklichen Bösewicht nur auf eine gewisse Gattung der ihn treffenden Uebel einschränken. „Solche Zufälle des Lasterhaften,“ sagt er, „die weder Schrecken, noch Mitleid in uns wirken, müssen Folgen seines Lasters sein: denn treffen sie ihn zufällig oder wol gar unschuldig, so behält er in dem Herzen der Zuschauer die Vorrechte der Menschlichkeit, als welche auch einem unschuldig leidenden Gottlosen ihr Mitleid nicht versagt.“ Aber er scheinet dieses nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechens ist, können wir uns nicht entwehren, bei dem Anblicke dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge,“ sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „die sich um einen Verurtheilten in dichte Haufen dränget. Sie haben alle Greuel vernommen, die der Lasterhafte begangen; sie haben seinen Wandel, und vielleicht ihn selbst verabscheuet. Itzt schleppt man ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche Schaugerüste. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt sich auf die Zehen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein Urtheil ist gesprochen; sein Henker naht sich ihm; ein Augenblick wird sein Schicksal entscheiden. Wie sehnlich wünschen itzt Aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilt haben würden? Wodurch wird itzt ein Strahl der Menschenliebe wiederum bei ihnen rege? Ist es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entsetzlichsten physikalischen Uebel, die uns sogar mit einem Ruchlosen gleichsam aussöhnen und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale sein.“

Und eben diese Liebe, sage ich, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere, stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmet und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philantropie verstehet. Wir haben Recht, wenn wir sie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Aristoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um sie, wie gesagt, von dem höchsten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem sie, durch die Dazukunft einer wahrscheinlichen Furcht für uns selbst, Affekt werden, zu unterscheiden.

Sieben und siebzigstes Stück.

Den 26. Januar 1768.

Einem Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristoteles diesen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns selbst verknüpft sein müsse: was war es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug gewesen, wenn er blos gesagt hätte: die Tragödie soll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewirken. Denn der Zusatz der Furcht sagt nichts mehr, und macht das, was er sagen soll, noch dazu schwankend und ungewiß.

Ich antworte: Wenn Aristoteles uns blos hätte lehren wollen, welche Leidenschaften die Tragödie erregen könne und solle, so würde er sich den Zusatz der Furcht allerdings haben ersparen können und ohne Zweifel sich wirklich erspart haben; denn nie war ein Philosoph ein größerer Wortsparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenschaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereiniget werden sollten; und in dieser Absicht mußte er der Furcht insbesondere gedenken. Denn obschon nach ihm der Affekt des Mitleids weder in, noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns selbst sein kann; ob sie schon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids ist: so gilt dieses doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für Andere ist kein Ingredienz der Furcht für uns selbst. Sobald die Tragödie aus ist, höret unser Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrscheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns selbst schöpfen lassen. Diese nehmen wir mit; und so wie sie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, so hilft sie nun auch als eine vor sich fortdauernde Leidenschaft sich selbst reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß sie dieses thun könne und wirklich thue, fand es Aristoteles für nöthig, ihrer insbesondere zu gedenken.

Es ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine strenge logische Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne sich auf die blos wesentlichen Eigenschaften derselben einzuschränken, hat er verschiedene zufällige hineingezogen, weil sie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Diese indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmale in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht ist, welches Mitleid erreget. Ihrem Geschlechte nach ist sie die Nachahmung einer Handlung; sowie die Epopee und die Komödie, ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus diesen beiden Begriffen lassen sich vollkommen alle ihre Regeln herleiten, und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu bestimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigstens wüßte ich keinen Kunstrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu versuchen. Sie nehmen alle die dramatische Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun so ist, weil es einmal so ist, und das man so läßt, weil man es gut findet. Der einzige Aristoteles hat die Ursache ergründet, aber sie bei seiner Erklärung mehr vorausgesetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie," sagt er, „ist die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirket." So drückt er sich von Wort zu Wort aus. Wem sollte hier nicht der sonderbare Gegensatz „nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht," befremden? Mitleid und Furcht sind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Absicht zu erreichen, und die Erzählung kann sich nur auf die Art und Weise beziehen, sich dieser Mittel zu bedienen oder nicht zu bedienen. Scheinet hier also Aristoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheinet hier nicht offenbar der eigentliche Gegensatz der Erzählung, welches die dramatische Form ist, zu fehlen? Was thun aber die Uebersetzer bei dieser Lücke? Der eine umgeht sie ganz behutsam, und der andere füllt sie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachläßigte Wortfügung, an die sie sich nicht halten zu dürfen glauben, wenn sie nur den Sinn des Philosophen liefern. Dacier übersetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. s. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern durch Vorstellung der Handlung selbst uns vermittelst des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reiniget." O, sehr recht! Beide sagen, was Aristoteles sagen will, nur daß sie es nicht so sagen, wie er es sagt. Gleichwol ist auch an diesem Wie gelegen; denn es ist wirklich keine blos vernachläßigte Wortfügung. Kurz, die Sache ist diese: Aristoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfodere; daß wir längst vergangene oder fern in der Zukunft bevorstehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht so stark bemitleiden können, als ein anwesendes; daß es folglich nothwendig sei, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das ist nicht in der erzählenden Form, sondern als gegenwärtig, das ist in der dramatischen Form, nachzuahmen. Und nur dieses, daß unser Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, sondern fast einzig und allein durch die gegenwärtige Anschauung erreget wird, nur dieses berechtigte ihn, in der Erklärung anstatt der Form der Sache, die Sache gleich selbst zu setzen, weil diese Sache nur dieser einzigen Form fähig ist. Hätte er es für möglich gehalten, daß unser Mitleid auch durch die Erzählung erreget werden könne, so würde es allerdings ein sehr fehlerhafter Sprung gewesen sein, wenn er gesagt hätte: nicht durch die Erzählung, sondern durch Mitleid und „Furcht." Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatische Form zu erregen sei, so konnte er sich diesen Sprung der Kürze wegen erlauben. — Ich verweise desfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik.

Was endlich den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derselben bringen zu müssen glaubte: so ist bekannt, wie sehr, besonders in den neuern Zeiten, darüber gestritten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, daß Alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigenen Gedanken untergeschoben, ehe sie gewiß wußten, welches seine wären. Sie bestreiten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich ein, wie unwidersprechlich sie den Philosophen widerlegen, indem sie ihr eigenes Hirngespinnste zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieser Sache hier nicht einlassen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu sprechen scheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

1. Sie lassen den Aristoteles sagen: „die Tragödie solle uns, vermittelst des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigen." Der vorgestellten? Also, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: so ist es unsere Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe, unser Zorn, welchen die Tragödie reinigen soll? Das ist dem Aristoteles nie in den Sinn gekommen. Und so haben die Herren gut streiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Riesen; sie jagen, in der gewissen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren sich an keinen Sancho, der weiter nichts, als gesunden Menschenverstand hat und ihnen auf seinem bedächtlichern Pferde hinten nachruft, sich nicht zu übereilen, und doch nur erst die Augen recht aufzusperren. Των τοιουτων παθηματων, sagt Aristoteles: und das heißt nicht, der vorgestellten Leidenschaften; das hätten sie übersetzen müssen durch „dieser und dergleichen" oder „der erweckten Leidenschaften." Das τοιουτων bezieht sich lediglich auf das vorhergehende „Mitleid und Furcht;" die Tragödie soll unser Mitleid und unsere Furcht erregen, blos um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen. Er sagt aber τοιουτων, und nicht τουτων; er sagt, „dieser und dergleichen," und nicht blos „dieser," um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht blos das eigentlich sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle philantropischen Empfindungen, sowie unter der Furcht nicht blos die Unlust über ein uns bevorstehendes Uebel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, versteht. In diesem ganzen Umfange soll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unser Mitleid und unsere Furcht reinigen; aber auch nur diese reinigen, und keine anderen Leidenschaften. Zwar können sich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenschaften nützliche Lehren und Beispiele finden; doch sind diese nicht ihre Absicht; diese hat sie mit der Epopee und Komödie gemein, in sofern sie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ist, nicht aber in sofern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran

zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht Alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere: was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.

Acht und siebzigstes Stück.

Den 29. Januar 1768.

2. Da die Gegner des Aristoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenschaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: so war es natürlich, daß sie sich auch mit der Reinigung selbst irren mußten. Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläufiger zu handeln. „Weil man aber," sagt Corneille, „ganz und gar nichts von dieser Materie darin findet, so ist der größte Theil seiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß sie nicht ganz auf uns gekommen sei." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch schon in dem, was uns von seiner Dichtkunst noch übrig, es mag viel oder wenig sein, Alles zu finden, was er einem, der mit seiner Philosophie sonst nicht ganz unbekannt ist, über diese Sache zu sagen für nöthig halten konnte. Corneille selbst bemerkte eine Stelle, die uns nach seiner Meinung Licht genug geben könne, die Art und Weise zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenschaften in der Tragödie geschehe; nämlich die, wo Aristoteles sagt: „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unsers gleichen." Diese Stelle ist auch wirklich sehr wichtig, nur daß Corneille einen falschen Gebrauch davon machte, und nicht wol anders, als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenschaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke", sagt er, „von welchem wir unsers Gleichen befallen sehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; diese Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und diese Begierde ein Bestreben, die Leidenschaft, durch welche die Person, die wir bedauern, sich ihr Unglück vor unsern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu bessern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft sagt, daß man die Ursache abschneiden müsse, wenn man die Wirkung vermeiden wolle." Aber dieses Raisonnement, welches die Furcht blos zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenschaften bewirkt, ist falsch, und kann unmöglich die Meinung des Aristoteles sein; weil sonach die Tragödie gerade alle Leidenschaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Aristoteles ausdrücklich durch sie gereiniget wissen will. Sie könnte unsern Zorn, unsere Neugierde, unsern Neid, unsern Ehrgeiz, unsern Haß und unsere Liebe reinigen, sowie es die eine oder die andere Leidenschaft ist, durch die sich die bemitleidete Person ihr Unglück zugezogen. Nur unser Mitleid und unsere Furcht müßte sie ungereiniget lassen. Denn Mitleid und Furcht sind die Leidenschaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Personen empfinden; sind die Leidenschaften, durch welche die handelnden Personen uns rühren, nicht aber die, durch welche sie sich selbst ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem sie beides sind: das weiß ich wol. Aber noch kenne ich kein solches Stück: ein Stück nämlich, in welchem sich die bemitleidete Person durch ein übelverstandenes Mitleid oder durch eine übelverstandene Furcht ins Unglück stürze. Gleichwol würde dieses Stück das einzige sein, in welchem, so wie es Corneille versteht, das geschehe, was Aristoteles will, daß es in allen Tragödien geschehen soll; und auch in diesem einzigen würde es nicht auf die Art geschehen, auf die es dieser verlangt. Dieses einzige Stück würde gleichsam der Punkt sein, in welchem zwei gegen einander sich neigende gerade Linien zusammentreffen, um sich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar sehr konnte Dacier den Sinn des Aristoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte seines Autors aufmerksamer zu sein, und diese besagen es zu positiv, daß unser Mitleid und unsere Furcht durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie gereinigt werden sollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie sehr gering sein würde, wenn er blos hierauf eingeschränkt wäre: so ließ er sich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenschaften beizulegen. Wie nun Corneille diese für sein Theil leugnete und in Beispielen zeigte, daß sie mehr ein schöner Gedanke, als eine Sache sei, die gewöhnlicher Weise zur Wirklichkeit gelange: so mußte er sich mit ihm in diese Beispiele selbst einlassen, wo er sich denn so in der Enge fand, daß er die gewaltsamsten Drehungen und Wendungen machen mußte, um seinen Aristoteles mit sich durchzubringen. Ich sage, seinen Aristoteles: denn der rechte ist weit entfernt, solcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieser, um es abermals und abermals zu sagen, hat an keine anderen Leidenschaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen solle, als an unser Mitleid und unsere Furcht selbst; und es ist ihm sehr gleichgiltig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenschaften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung hätte sich Dacier allein halten sollen: aber freilich hätte er sodann auch einen vollständigern Begriff damit verbinden müssen. „Wie die Tragödie", sagt er, „Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das ist nicht schwer zu erklären. Sie erregt sie, indem sie uns das Unglück vor Augen stellet, in das unsers Gleichen durch nicht vorsätzliche Fehler gefallen sind; und sie reiniget sie, indem sie uns mit diesem nämlichen Unglücke bekannt macht, und uns dadurch lehret, es weder allzusehr zu fürchten, noch allzusehr davon gerührt zu werden, wann es uns wirklich selbst treffen sollte. — Sie bereitet die Menschen, die allerwidrigsten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die Allerelendsten geneigt, sich für glücklich zu halten, indem sie ihre Unglücksfälle mit weit größern vergleichen, die ihnen die Tragödie vorstellet. Denn in welchen Umständen kann sich wol ein Mensch finden, der bei Erblickung eines Oedip, eines Philoktet, eines Orest, nicht erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen die, welche diese Männer erdulden müssen, gar nicht in Vergleich kommen?" Nun das ist wahr; diese Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand sie fast mit den nämlichen Worten bei einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unsers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben sich duldet; daß folglich bei dem Elenden, dessen Mitleid nicht zu erregen ist, die Reinigung oder Linderung seiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm Alles, so wie er es sagt, gelten lassen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit gesagt? Ob er im Geringsten mehr damit gesagt, als, daß das Mitleid unsere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Foderung des Aristoteles. Denn wenn Aristoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer sieht nicht, daß dieses weit mehr sagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn, nach den verschiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Aristoteles ganz erschöpfen will, stückweise zeigen: 1. wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2. wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3. wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4. wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat sich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch diesen nur sehr schlecht, und auch diesen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer sich um einen richtigen und vollständigen Begriff von der Aristotelischen Reinigung der Leidenschaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in sich schließet. Da nämlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anderm beruhet, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extremum findet, zwischen welchen sie inne stehet: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzet. Gleichfalls muß das tragische Mitleid, in Ansehung der Furcht, dem „was zu viel" und dem „was zu wenig" steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids. Dacier aber, wie gesagt, hat nur gezeigt, wie das tragische Mitleid unsere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derselben abhelfe, oder sie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilsamern Grade erhöhe; geschweige, daß er auch das Uebrige sollte gezeigt haben. Die nach ihm

gekommen, haben, was er unterlassen, auch im Geringsten nicht ergänzet; aber wol sonst, um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu setzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbesondere zukommen; z. E. daß sie die Triebe der Menschlichkeit nähren und stärken, daß sie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster wirken solle, u. s. w. Lieber! welches Gedicht sollte das nicht? Soll es aber ein jedes, so kann es nicht das unterscheidende Kennzeichen der Tragödie sein; so kann es nicht das sein, was wir suchten.

Neun und siebzigstes Stück.

Den 2. Februar 1768.

Und nun wieder auf unsern Richard zu kommen. — Richard also erweckt ebenso wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande für die plötzliche Ueberraschung des Mitleids; noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles, für heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er diese erregte, würde er auch Mitleid erregen; so gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unsers Mitleids nur im Geringsten würdig fänden. Aber er ist so ein abscheulicher Kerl, so ein eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unsern Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das Geringste für ihn zu empfinden, ohne im Geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafe nur auf solche Verbrechen folge, sie auch unsrer erwarte. Und was ist endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach so vielen Missethaten, die wir mit ansehen müssen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Faust gestorben. Als der Königin dieses erzählt wird, läßt sie der Dichter sagen: Dies ist etwas! — Ich habe mich nie enthalten können, bei mir nachzusprechen: nein, das ist gar nichts! Wie mancher gute König ist so geblieben, indem er seine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard stirbt doch als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und so ein Tod sollte mich für den Unwillen schadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph seiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechische Sprache ist die einzige, welche ein eigenes Wort hat, diesen Unwillen über das Glück eines Bösewichts auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν. Sein Tod selbst, welcher wenigstens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen sollte, unterhält noch meine Nemesis. Du bist wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetische!

Man wird vielleicht sagen: Nun wol! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm, aber er ist darum nicht der Held desselben, nicht die Person, durch welche die Absicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel sein sollen, unser Mitleid für Andere zu erregen. Die Königin, Elisabeth, die Prinzen, erregen diese nicht Mitleid? —

Um allem Wortstreite auszuweichen: ja. Aber was ist es für eine fremde, herbe Empfindung, die sich in mein Mitleid für diese Personen mischt? die da macht, daß ich mir dieses Mitleid ersparen zu können wünschte? Das wünsche ich mir bei dem tragischen Mitleid doch sonst nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine so süße Qual.

Aristoteles hat es wol gesagt, und das wird es ganz gewiß sein! Er spricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das sich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unschuldiger Personen finde. Und sind nicht die Königin, Elisabeth, die Prinzen, vollkommen solche Personen? Was haben sie gethan? wodurch haben sie es sich zugezogen, daß sie in den Klauen dieser Bestie sind? Ist es ihre Schuld, daß sie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Besonders die kleinen, wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterscheiden können! Wer wird leugnen, daß sie unsern ganzen Jammer verdienen? Aber ist dieser Jammer, der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellet, und Verzweiflung von weitem nachschleicht, ist dieser Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße, wie er wolle — aber ist er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte?

Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet er sich doch auf etwas, das wirklich geschehen ist. — Das wirklich geschehen ist? es sei: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheinet. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm Alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht, und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt? — O, verschonet uns damit, ihr, die ihr unser Herz in eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben soll, wenn wir bei unserer Unterwerfung noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten sollen: so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beispiele solcher unverdienten, schrecklichen Verhängnisse so wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber der Personen des Richard keine einzige die erforderlichen Eigenschaften hat, die sie haben müßten, falls er wirklich das sein sollte, was er heißt: wodurch ist er gleichwol ein so interessantes Stück geworden, wofür ihn unser Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was ist denn seine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat sie. Und wenn er Wirkung hat: ist es nicht gleichviel, ob er diese oder ob er jene hat? Wenn er die Zuschauer beschäftiget, wenn er sie vergnügt: was will man denn mehr? Müssen sie denn nothwendig nur nach den Regeln des Aristoteles beschäftiget und vergnügt werden?

Das klingt so unrecht nicht, aber es ist darauf zu antworten: Ueberhaupt, wenn Richard schon keine Tragödie wäre, so bleibt er doch ein dramatisches Gedicht; wenn ihm schon die Schönheiten der Tragödie mangelten, so könnte er doch sonst Schönheiten haben. Poesie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Gesinnungen, einen feurigen hinreißenden Dialog; glückliche Veranlassungen für den Acteur, den vollen Umfang seiner Stimme mit den mannigfaltigsten Abwechselungen zu durchlaufen, seine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. s. w.

Von diesen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard ist ein abscheulicher Bösewicht: aber auch die Beschäftigung unsers Abscheues ist nicht ganz ohne Vergnügen, besonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participiret von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, ist Greuel; aber alle diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret.

Wir wollten, daß Richard seinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erspart uns das Mißvergnügen über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, so ist so viel Blut völlig umsonst vergossen worden; da es einmal vergossen ist, möchten wir es nicht gern, auch noch blos vor langer Weile, vergossen finden. Hinwiederum wäre dieses Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Absicht interessirte uns als zu erreichende Absicht; wenn sie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts, als das Abscheuliche derselben erblicken, würden wir wünschen, daß sie nicht erreicht wäre; diesen Wunsch sehen wir voraus, und uns schaudert vor der Erreichung.

Die guten Personen des Stücks lieben wir; eine so zärtliche, feurige Mutter, Geschwister, die so ganz eines in dem andern leben; diese Gegenstände gefallen immer, erregen immer die süßesten sympathetischen Empfindungen, wir mögen sie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu sehen, ist zwar herbe, ist zwar für unsere Ruhe, zu unserer Besserung kein sehr ersprießliches Gefühl: aber es ist doch immer Gefühl.

Und sonach beschäftiget uns das Stück durchaus, und vergnügt durch diese Beschäftigung unserer Seelenkräfte. Das ist wahr; nur die Folge ist nicht wahr, die man daraus zu ziehen meinet: nämlich, daß wir also damit zufrieden sein können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß diese vornehmlich haben, und alle anderen können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen; besonders, wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts, als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung ebenso wol zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigstes Stück.

Den 5. Februar 1768.

Wozu die sauere Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde.

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erreget werden: gleichwol will man lieber alle anderen darin erregen, als diese; gleichwol will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben: hingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen fast Alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur Wenige, und diese Wenigen nur sparsam, aus anderer Absicht.

Ich sage: wir, unser Volk, unsere Bühne; ich meine aber nicht blos uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wol, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben.

Kein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! — Man höre einen Franzosen selbst davon sprechen.

„Bei den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters," sagt der Herr von Voltaire, „fand sich ein verborgner Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von selbst keine höheren Ideen haben konnte, als ihm die großen Meister durch ihre Muster beibrachten. Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler aufgemutzt; er sagt nämlich, daß unsere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken solle, aufs höchste Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle der Erschütterung, und Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief genug giengen. Es ist nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französischen Theaters getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfasser der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern ebenso elenden, die Opern genannt, ist; daß seine kleinen gesellschaftlichen Gedichte das Kahlste und Gemeinste sind, was wir in dieser Gattung haben, daß er nichts, als ein Phrasesdrechsler war: man kann keinen Funken Genie haben, und gleichwol viel Witz und Geschmack besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er die Ursache, warum die meisten von unsern Stücken so matt und kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt: das andere hatten wir Alles."

Das ist: wir hatten Alles, nur nicht das, was wir haben sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Die Kälte aber," fährt er fort, „diese einförmige Mattigkeit, entsprang zum Theile von dem kleinen Geiste der Galanterie, der damals unter unsern Hofleuten und Damen so herrschte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte, nach dem Geschmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke sich hiervon noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen, politischen Raisonnements, dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho so kalt, und den Surena und Attila so elend gemacht haben. Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische von unserer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte: und diese war das enge, schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Aktion ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzählungen bestehen, und so wurden sie mehr Gespräche, als Spiele. Jeder Acteur wollte in einem langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieser Form fiel alle theatralische Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenschaften, alle die kräftigen Gemälde der menschlichen Unglücksfälle, die schrecklichen, bis in das Innerste der Seele dringenden Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anstatt es zu zerreißen."

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene lassen uns nichts, als den Fat oder den Schulmeister hören: und diese fodern, daß wir nichts, als den Menschen hören sollen.

Aber die zweite Ursache? — Sollte es möglich sein, daß der Mangel eines geräumigen Theaters und guter Verzierungen einen solchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Ist es wahr, daß jede tragische Handlung Pomp und Zurüstungen erfordert? Oder sollte der Dichter nicht vielmehr sein Stück so einrichten, daß es auch ohne diese Dinge seine völlige Wirkung hervorbrächte?

Nach dem Aristoteles sollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid," sagt der Philosoph, „läßt sich zwar durchs Gesicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst entspringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weise des bessern Dichters ist. Denn die Fabel muß so eingerichtet sein, daß sie, auch ungesehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringet; sowie die Fabel des Oedip, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Diese Absicht aber durch das Gesicht erreichen wollen, erfodert weniger Kunst, und ist deren Sache, welche die Vorstellung des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatralischen Verzierungen sind, davon will man mit den Stücken des Shakespeare eine sonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beständigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beistandes der Scenen und der ganzen Kunst des Decorateurs wol mehr, als eben diese? Gleichwol war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen sie gespielt wurden, aus nichts bestanden, als aus einem Vorhange von schlechtem, groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts, als die Einbildung, was dem Verständnisse des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hilfe kommen konnte; und demohngeachtet, sagt man, waren damals die Stücke

des Shakespeare ohne alle Scenen verständlicher, als sie es hernach mit denselben gewesen sind.

Wenn sich also der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo sie nöthig scheinet, ohne besondern Nachtheil seines Stücks wegbleiben kann: warum sollte es an dem engen, schlechten Theater gelegen haben, daß uns die französischen Dichter keine rührenderen Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen selbst.

Und das beweiset die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzosen eine schönere, geräumigere Bühne; keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet; die Coulissen sind leer; der Decorateur hat freies Feld; er malt und bauet dem Poeten Alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn, die wärmern Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug; ein Gespenst oben darein: und doch kenne ich nichts Kälteres, als seine Semiramis.

Ein und achtzigstes Stück.

Den 9. Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sei? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich für mein Theil hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die Alles unter Alle gleich vertheilet. Es giebt ebenso viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und ebenso viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will blos sagen, was die Franzosen gar wol haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: sie haben es noch nicht, weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freilich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur — durch ihre Eitelkeit! —

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen falle) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Kritik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sei: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender sein könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden, als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten) als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt: haben — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen — nichts anders, als das kahlste, wässerigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet, so sucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation; entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vu réussir sur nos théâtres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kömmt; beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden; itzt einmal Mitleid ohne Furcht; ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich, der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid: aber Furcht wol schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen sie doch! — So glaubte Corneille: und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wol auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen: so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereiniget werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen: die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen: genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahiret hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französischen Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen: aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit noch eher die erste, als die zweite Absicht erreichten. „Unsere Tragödie," sagt er, „ist, zu Folge jener, noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur sehr selten, die doch gleichwol die wichtigere ist, und sie reiniget die übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder, da sie gemeiniglich nichts, als Liebesintriguen enthält, wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und allein die Liebe sein, woraus denn klar erhellet, daß ihr Nutzen nur sehr klein ist." Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher französische Tragödien, welche der zweiten, als welche der ersten Absicht ein Genüge leisten. Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wol ins Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mit-

leid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragischen Dichter sind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht. Die sind selten mit den wesentlichen Foderungen des Aristoteles im Widerspruch: aber jene desto öfter. Denn nur weiter —

Zwei und achtzigstes Stück.

Den 12. Februar 1768.

4. Aristoteles sagt: man muß keinen ganz guten Mann ohne alle sein Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so was sei gräßlich. — Ganz recht, sagt Corneille; „ein solcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verursacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung also, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie sein soll, würde, wenn sie nicht sehr fein behandelt wäre, diese ersticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden sollte. Der Zuschauer würde mißvergnügt weggehen, weil sich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermischt, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen können. Aber — kömmt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen — „aber, wenn diese Ursache wegfällt, wenn es der Dichter so eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für sich, als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdenn? — O alsdenn, sagt Corneille, halte ich dafür, darf man sich gar kein Bedenken machen, auch den tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen." — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den Tag hineinschwatzen kann; wie man sich das Ansehen geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist gräßlich. Aus diesem Denn, aus dieser Ursache, macht Corneille ein Insofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragisch zu sein aufhört. Aristoteles sagt: es ist durchaus gräßlich, und eben daher untragisch. Corneille aber sagt: es ist untragisch, insofern es gräßlich ist. Dieses Gräßliche findet Aristoteles in dieser Art des Unglückes selbst: Corneille aber setzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber desselben verursacht. Er sieht nicht oder will nicht sehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders ist, als dieser Unwille; daß wenn auch dieser ganz wegfällt, jenes doch noch in seinem vollen Maße vorhanden sein kann: genug, daß vors erste mit diesem Quid pro quo verschiedene von seinen Stücken gerechtfertiget scheinen, die er so wenig wider die Regeln des Aristoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermessen genug ist, sich einzubilden, es habe dem Aristoteles blos an dergleichen Stücken gefehlt, um seine Lehre darnach näher einzuschränken und verschiedene Manieren daraus zu abstrahiren, wie demohngeachtet das Unglück des ganz rechtschaffenen Mannes ein tragischer Gegenstand werden könne. En voici, sagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a su prévoir, parce qu'on n'en voyait pas d'exemples sur les théâtres de son temps. Und von wem sind diese Exempel? Von wem anders, als von ihm selbst? Und welches sind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geschwind sehen! — „Die erste," sagt er, ist: „wenn ein sehr Tugendhafter durch einen sehr Lasterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkömmt, und so, daß der Lasterhafte sich selbst darin verstricket, wie es in der Rodogune und im Heraklius geschiehet, wo es ganz unerträglich würde gewesen sein, wenn in dem ersten Stücke Antiochus und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphiret hätten. Das Unglück der erstern erweckt ein Mitleid, welches durch den Abscheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erstickt wird, weil man beständig hofft, daß sich irgend ein glücklicher Zufall ereignen werde, der sie nicht unterliegen lasse." Das mag Corneille sonst jemandem weiß machen, daß Aristoteles diese Manier nicht gekannt habe! Er hat sie so wol gekannt, daß er sie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigstens mit ausdrücklichen Worten für angemessener der Komödie, als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieses vergessen hatte? Aber so geht es Allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört diese Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, sondern befindet sich nur auf dem Wege zum Unglücke; welches gar wol mitleidige Besorgnisse für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu sein. — Nun, die zweite Manier! „Auch kann es sich zutragen," sagt Corneille, „daß ein sehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl eines andern umkömmt, der nicht lasterhaft genug ist, unsern Unwillen allzusehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibet, mehr Schwachheit, als Bosheit zeiget. Wenn Felix seinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, so ist es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Christen, der ihn uns verabscheuungswürdig machen würde, sondern blos aus kriechender Furchtsamkeit, die sich nicht getrauet, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor dessen Hasse und Rache er in Sorgen stehet. Man fasset also wol einigen Unwillen gegen ihn und mißbilliget sein Verfahren; doch überwiegt dieser Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn seine wunderbare Bekehrung, zum Schlusse des Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern aussöhnen sollte." Tragische Stümper, denke ich, hat es wol zu allen Zeiten, und selbst in Athen gegeben. Warum sollte es also dem Aristoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus ebenso erleuchtet zu werden, als Corneille? Possen! Die furchtsamen, schwanken, unentschlossenen Charaktere, wie Felix, sind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr und machen sie noch oben darein ihrer Seits kalt und ekel, ohne sie auf der andern Seite im Geringsten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie gesagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abscheu, den sie erwecken; sondern in dem Unglücke selbst, das jene unverschuldet trifft; das sie einmal so unverschuldet trifft, als das andere, ihre Verfolger mögen böse oder schwach sein, mögen mit oder ohne Vorsatz ihnen so hart fallen. Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne alle ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht, als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeuget haben sollte, daß er ebenso unrichtig, als gotteslästerlich ist? — Das Nämliche würde sicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn sie Corneille nicht selbst näher anzugeben vergessen hätte.

5. Auch gegen das, was Aristoteles von der Unschicklichkeit eines ganz Lasterhaften zum tragischen Helden sagt, als dessen Unglück weder Mitleid, noch Furcht erregen könne, bringt Corneille seine Läuterungen bei. Mitleid zwar, gesteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob sich schon keiner von den Zuschauern der Laster desselben fähig glaube, und folglich auch desselben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: so könne doch ein jeder irgend eine jenen Lastern ähnliche Unvollkommenheit bei sich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derselben, gegen sie auf seiner Hut zu sein lernen. Doch dieses gründet sich auf den falschen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerspricht sich selbst. Denn ich habe schon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsere Furcht erregen könne, auch nothwendig unser Mitleid erregen müßte. Da er aber dieses, wie Corneille selbst zugesteht, nicht kann, so kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeschickt, die Absicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja, Aristoteles hält ihn hierzu noch für ungeschickter, als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittleren Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher besser, als schlimmer wählen solle. Die Ursache ist klar; ein Mensch kann sehr gut sein, und doch mehr, als eine Schwachheit haben, mehr, als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben; blos zu Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen; blos

zur Abstechung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf sie beruhen lassen, sowie in der Rodogune: und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet, und nicht jenes. Du Bos merket dabei auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber also sollte sich der Dichter, auch schon deswegen, ihrer so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hilfsmittel sind, durch die sie der Dichter desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser sein würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

Drei und achtzigstes Stück.

Den 16. Februar 1768.

6. Und endlich die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten Eigenschaft, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fodert! Sie sollen gut sein, die Sitten! — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel, als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödien übel aussehen, in welchen schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen.“ Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fodert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte sein, die sich mit dem moralisch Bösen ebenso wol verträgt, als mit dem moralisch Guten. Gleichwol meinet Aristoteles schlechterdings eine moralische Güte: nur daß ihm tugendhafte Personen, und Personen, welche in gewissen Umständen tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei sind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falsche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäresis ist, durch welche allein, nach unserm Weltweisen, freie Handlungen zu guten oder bösen Sitten werden, hat er gar nicht verstanden. Ich kann mich itzt nicht in einen weitläufigen Beweis einlassen; er läßt sich nur durch den Zusammenhang, durch die syllogistische Folge aller Ideen des griechischen Kunstrichters, einleuchtend genug führen. Ich verspare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieser ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille bei Verfehlung des richtigen Weges ergriffen. Dieser Ausweg lief dahin: daß Aristoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder strafbaren Neigung verstehe, sowie sie der eingeführten Person entweder eigenthümlich zukomme oder ihr schicklich beigeleget werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune,“ sagt er, „ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheue, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie Allem in der Welt vorziehet; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß. Eben dieses getraue ich mir von dem Lügner zu sagen. Das Lügen ist unstreitig eine lasterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt seine Lügen mit einer solchen Gegenwart des Geistes, mit so vieler Lebhaftigkeit vor, daß diese Unvollkommenheit ihm ordentlich wol läßt, und die Zuschauer gestehen müssen, daß die Gabe, so zu lügen, ein Laster sei, dessen kein Dummkopf fähig ist.“ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es ist um alle Wahrheit, um alle Täuschung, um allen sittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer bescheiden und einfältig ist, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantisch; das Laster aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Gesichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen: Thorheit blos durch die unglücklichen Folgen von dem Laster abschrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit desselben verbirgt! Die Folgen sind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß sie ebenso oft glücklich, als unglücklich fallen. Dieses bezieht sich auf die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Corneille sich dachte. Wie ich mir sie vorstelle, wie sie Aristoteles gelehrt hat, ist sie vollends nicht mit jenem trügerischen Glanze zu verbinden. Die falsche Folie, die so dem Laster untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine sind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben sollte. — Zwar hat schon Dacier dieser Erklärung widersprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Bossu dafür annimmt, nicht ebenso nachtheilig ist, wenigstens den poetischen Vollkommenheiten des Stücks ebenso nachtheilig werden kann. Er meinet nämlich: „die Sitten sollen gut sein“ heiße nichts mehr als, sie sollen gut ausgedrückt sein, qu'elles soient bien marquées. Das ist allerdings eine Regel, die, richtig verstanden, an ihrer Stelle aller Aufmerksamkeit des dramatischen Dichters würdig ist. Aber wenn es die französischen Muster nur nicht bewiesen, daß man „gut ausdrücken“ für *stark ausdrücken* genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck gesetzt, bis aus charakterisirten Personen personificirte Charaktere; aus lasterhaften oder tugendhaften Menschen hagere Gerippe von Lastern und Tugenden geworden sind. —

Hier will ich die Materie abbrechen. Wer ihr gewachsen ist, mag die Anwendung auf unsern Richard selbst machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wol nichts zu sagen. Auf welchem Theater wird er nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen? Krüger hat indeß das wenigste Verdienst darum; denn er ist ganz aus einer Erzählung in den Bremischen Beiträgen genommen. Die vielen guten satyrischen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, sowie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts, als die dramatische Form. Doch hat wirklich unsere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komischen, wie seine Candidaten beweisen. Wo er aber rührend und edel sein will, ist er frostig und affectirt. Hr. Löwen hat seine Schriften gesammelt, unter welchen man jedoch die *Geistlichen auf dem Lande* vermißt. Dieses war der erste dramatische Versuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloster in Berlin studierte.

Den neun und vierzigsten Abend (Donnerstags den 23. Julius) ward das Lustspiel des Hrn. von Voltaire, *die Frau, die Recht hat*, gespielt, und zum Beschlusse des L'Affichard *Ist er von Familie?* wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, ist eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für sein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es ist schon 1758 zu Carouge gespielt worden: aber noch nicht zu Paris, so viel ich weiß. Nicht als ob sie da seit der Zeit keine schlechtern Stücke gespielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wol gesorgt. Sondern weil — ich weiß selbst nicht. Denn ich wenigstens möchte doch noch lieber einen großen Mann in seinem Schlafrocke und seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Feierkleide sehen.

Charaktere und Interesse hat das Stück nicht; aber verschiedne Situationen, die komisch genug sind. Zwar ist auch das Komische aus dem allergemeinsten Fache, da es sich auf nichts, als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverständnisse gründet. Doch die Lacher sind nicht ekel; am wenigsten würden es unsere deutschen Lacher sein, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Uebersetzung das mot pour rire nur nicht meistens so unverständlich machte.

Den funfzigsten Abend (Freitags den 24. Julius) ward Gressets *Sidney* wiederholt. Den Beschluß machte *der sehende Blinde*.

Dieses kleine Stück ist vom Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und Alles einem alten Stücke des de Brosse abgeborgt. Ein Offizier, schon etwas bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in die er verliebt ist, als er Ordre bekömmt, sich zur Armee zu verfügen. Er verläßt seine Versprochene mit den wechselseitigen Versicherungen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Kaum aber ist er weg, so nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von diesem Offiziere an. Die Tochter desselben macht sich gleichergestalt die Abwesenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menschen, den sie liebt, im Hause auf. Diese doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um sich selbst davon zu überzeugen, ihnen schreiben läßt, daß er sein Gesicht verloren habe. Die List gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hilfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, sieht er Alles, was in seinem Hause vorgeht. Die Entwickelung läßt sich errathen; da der Offizier an der Unbeständigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, so erlaubt er seinem Sohne, sie zu heirathen, und der Tochter giebt er die nämliche Erlaubniß, sich mit ihrem Geliebten zu

verbinden. Die Scenen zwischen der Wittwe und dem Sohn des Offiziers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komisches; die Wittwe versichert, daß ihr der Zufall des Offiziers sehr nahe gehe, daß sie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt sie seinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm sonst ihre Zärtlichkeit durch Geberden. Das ist der Inhalt des alten Stücks vom de Brosse, und ist auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in diesem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben ist, um jene fünf Akte desto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater ist ein Onkel geworden, und was sonst dergleichen kleine Veränderungen mehr sind. Es mag endlich entstanden sein, wie es will; genug, es gefällt sehr. Die Uebersetzung ist in Versen, und vielleicht eine von den besten, die wir haben; sie ist wenigstens sehr fließend, und hat viele drollige Zeilen.

Vier und achtzigstes Stück.

Den 19. Februar 1768.

Den ein und funfzigsten Abend (Montags den 27. Julius) ward der Hausvater des Hrn. Diderot aufgeführt.

Da dieses vortreffliche Stück, welches den Franzosen nur so so gefällt, — wenigstens hat es mit Müh und Noth kaum ein oder zweimal auf dem Pariser Theater erscheinen dürfen, — sich, allem Ansehen nach, lange, sehr lange, und warum nicht immer? auf unsern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können gespielt werden: so hoffe ich Raum und Gelegenheit genug zu haben, Alles auszukramen, was ich sowol über das Stück selbst, als über das ganze dramatische System des Verfassers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. Nicht erst mit dem natürlichen Sohne in den beigefügten Unterredungen, welche zusammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot sein Mißvergnügen mit dem Theater seiner Nation geäußert. Bereits verschiedne Jahre vorher ließ er es sich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen sich seine Landsleute täuschen, und Europa sich von ihnen täuschen lassen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht sucht: in einem Buche, in welchem der persiflirende Ton so herrschet, daß den meisten Lesern auch das, was guter, gesunder Verstand darin ist, nichts, als Posse und Höhnerei zu sein scheinet. Ohne Zweifel hatte Diderot seine Ursachen, warum er mit seiner Herzensmeinung lieber erst in einem solchen Buche hervorkommen wollte: ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Dieses Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es itzt durchaus nicht geschrieben haben. Daran thut Diderot auch sehr wol; aber doch hat er es geschrieben und muß es geschrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius sein will. Auch ist es gewiß, daß nur ein solcher junger Mann dieses Buch schreiben konnte, der sich einmal schämen würde, es geschrieben zu haben.

Es ist ebenso gut, wenn die wenigsten von meinen Lesern dieses Buch kennen. Ich will mich auch wol hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dienet. —

Ein Kaiser — was weiß ich, wo und welcher? — hatte mit einem gewissen magischen Ringe gewisse Kleinode so viel häßliches Zeug schwatzen lassen, daß seine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geschlechte darüber brechen mögen; wenigstens nahm sie sich auf die ersten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majestät und ein Paar witzige Köpfe einzuschränken. Diese waren Selim und Riccaric: Selim ein Hofmann, und Riccaric ein Mitglied der Kaiserlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum studiret hatte und ein großer Verehrer desselben war, doch ohne Pedant zu sein. Mit diesen unterhält sich die Favoritin einstmals, und das Gespräch fällt auf den elenden Ton der akademischen Reden, über den sich niemand mehr ereifert, als der Sultan selbst, weil es ihn verdrießt, sich nur immer auf Unkosten seines Vaters und seiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wol voraussieht, daß die Akademie ebenso auch seinen Ruhm einmal dem Ruhme seiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in Allem beigefallen: und so spinnt sich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Lesern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren Sich, mein Herr, antwortete Riccaric dem Selim. Die Akademie ist noch itzt das Heiligthum des guten Geschmacks, und ihre schönsten Tage haben weder Weltweise, noch Dichter aufzuweisen, denen wir nicht andere aus unserer Zeit entgegensetzen könnten. Unser Theater ward für das erste Theater in ganz Afrika gehalten, und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk ist nicht der Tamerlan des Tuxigraphe! Es verbindet das Pathetische des Eurisope mit dem Erhabnen des Azophe. Es ist das klare Alterthum!"

„Ich habe," sagte die Favoritin, „die erste Vorstellung des Tamerlan gesehen, und gleichfalls den Faden des Stücks sehr richtig geführet, den Dialog sehr zierlich und das Anständige sehr wol beobachtet gefunden."

„Welcher Unterschied, Madame," unterbrach sie Riccaric, „zwischen einem Verfasser, wie Tuxigraphe, der sich durch Lesung der Alten genähret, und dem größten Theile unsrer Neuern!"

„Aber diese Neuern," sagt Selim, „die Sie hier so wacker über die Klinge springen lassen, sind doch bei weitem so verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bei ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es sind wahrlich nicht die Bemerkungen des weisen Almudir und des gelehrten Abdaldok, noch die Dichtkunst des scharfsinnigen Facardin, die ich alle nicht gelesen habe, welche es machen, daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Albaboukre, und so vieler andren Saracenen bewundre! Giebt es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen diese sie studierten?"

„Die Natur," antwortete Riccaric, „zeiget sich uns alle Augenblicke in verschiednen Gestalten. Alle sind wahr, aber nicht alle sind gleich schön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müssen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten scheinen. Es sind die gesammelten Erfahrungen, welche ihre Verfasser und deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch so vortrefflicher Kopf sein, so erlangt man doch nur seine Einsichten eine nach der andern; und ein einzelner Mensch schmeichelt sich vergebens, in dem kurzen Raume seines Lebens Alles selbst zu bemerken, was in so vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonst ließe sich behaupten, daß eine Wissenschaft ihren Ursprung, ihren Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiste zu verdanken haben könne, welches doch wider alle Erfahrung ist."

„Hieraus, mein Herr," antwortete ihm Selim, „folget weiter nichts, als daß die Neuern, welche sich alle die Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit gesammelt worden, reicher sein müssen, als die Alten: oder, wenn ihnen diese Vergleichung nicht gefällt, daß sie auf den Schultern dieser Kolossen, auf die sie gestiegen, nothwendig müssen weiter sehen können, als diese selbst. Was ist auch in der That ihre Naturlehre, ihre Astronomie, ihre Schiffskunst, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unsern? Warum sollten wir ihnen also in der Beredsamkeit und Poesie nicht ebenso wol überlegen sein?"

„Selim," versetzte die Sultane, „der Unterschied ist groß, und Riccaric kann Ihnen die Ursachen davon ein andermal erklären. Er mag Ihnen sagen, warum unsere Tragödien schlechter sind, als der Alten ihre: aber daß sie es sind, kann ich leicht selbst auf mich nehmen, Ihnen zu beweisen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben," fuhr sie fort, „daß Sie die Alten nicht gelesen haben. Sie haben Sich um zu viele schöne Kenntnisse beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt sein sollte. Nun setzen Sie gewisse Ideen, die sich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur deswegen anstößig sind, weil sich die Umstände geändert haben, bei Seite, und sagen Sie mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohlgewählt und interessant ist? ob sich die Handlung nicht gleichsam von selbst einleitet? ob der simple Dialog dem Natürlichen nicht sehr nahe kömmt? ob die Entwicklungen im Geringsten gezwungen sind? ob sich das Interesse wol theilt, und die Handlung mit Episoden überladen ist? Versetzen Sie Sich in Gedanken in die Insel Alindala; untersuchen Sie Alles, was da vorgieng, hören Sie Alles, was von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verschlagne Forfanti ans Land stiegen, da gesagt ward; nähern Sie Sich der Höhle des unglücklichen Polipsile; verlieren Sie kein Wort von seinen Klagen, und sagen Sie mir, ob das Geringste vorkömmt, was Sie in der Täuschung stören könnte? Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche Prüfung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der Vollkommenheit Anspruch machen kann: und Sie sollen gewonnen haben."

„Beim Brama!" rief der Sultan und gähnte; „Madame hat uns da eine vortreffliche akademische Vorlesung gehalten!"

„Ich verstehe die Regeln nicht," fuhr die Favoritin fort, „und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man sie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rühret. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauspiels in der so genauen Nachahmung einer Handlung bestehet, daß der ohne Unterbrechung betrogne Zuschauer bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein glaubt. Findet sich aber in den Tragödien, die Sie uns so rühmen, nur das Geringste, was diesem ähnlich sähe?"

Fünf und achtzigstes Stück.

Den 23. Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er ist meistens so vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder sein würde, wenn wirklich so viel Dinge in so kurzer Zeit geschehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heirath einer Prinzessin, der Fall eines Prinzen, alles das geschieht so geschwind, wie man eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verschwörung an? im ersten Akte wird sie entworfen; im zweiten ist sie beisammen; im dritten werden alle Maßregeln genommen, alle Hindernisse gehoben, und die Verschwornen halten sich fertig; mit nächstem wird es einen Aufstand setzen, wird es zum Treffen kommen, wol gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das Alles nennen Sie gut geführt, interessant, warm, wahrscheinlich? Ihnen kann ich nun so etwas am wenigsten vergeben, der Sie wissen, wie viel es oft kostet, die allerelendeste Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bei der kleinsten politischen Angelegenheit auf Einleitungen, auf Besprechungen und Berathschlagungen geht."

„Es ist wahr, Madame," antwortete Selim, „unsere Stücke sind ein wenig überladen; aber das ist ein nothwendiges Uebel; ohne Hilfe der Episoden würden wir uns vor Frost nicht zu lassen wissen."

„Das ist: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geist zu geben, muß man die Handlung weder so vorstellen, wie sie ist, noch so, wie sie sein sollte. Kann etwas Lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wol; es wäre denn etwa dieses, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate spielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert sein sollen, der auf dem Punkte ist, seine Geliebte, seinen Thron und sein Leben zu verlieren."

„Madame," sagte Mongogul, „Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß spielen, und ich will Ihnen gleich einige bestellen gehen." Hiermit stand er auf und gieng heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritin setzten die Unterredung unter sich fort.

„Wenigstens, Madame," erwiederte Selim, „werden Sie nicht leugnen, daß, wenn die Episoden uns aus der Täuschung heraus bringen, der Dialog uns wieder herein setzt. Ich wüßte nicht, wer das besser verstünde, als unsere tragischen Dichter."

„Nun, so versteht es durchaus niemand," antwortete Mirzoza. „Das Gesuchte, das Witzige, das Spielende, das darin herrscht, ist tausend und tausend Meilen von der Natur entfernt. Umsonst sucht sich der Verfasser zu verstecken; er entgeht meinen Augen nicht, und ich erblicke ihn unaufhörlich hinter seinen Personen. Cinna, Sertorius, Maximus, Aemilia, sind alle Augenblicke das Sprachrohr des Corneille. So spricht man bei unsern alten Saracenen nicht mit einander. Herr Riccaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus übersetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die sich durch den Mund derselben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu den Neuern sagen: Meine Herren, anstatt daß ihr euern Personen bei aller Gelegenheit Witz gebt, so sucht sie doch lieber in Umstände zu setzen, die ihnen welchen geben."

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und dem Dialoge unserer dramatischen Stücke gesagt hat, scheint es wol nicht," sagte Selim, „daß Sie den Entwicklungen wird Gnade widerfahren lassen."

„Nein, gewiß nicht," versetzte die Favoritin: „es giebt hundert schlechte für eine gute. Die eine ist nicht vorbereitet, die andere ereignet sich durch ein Wunder. Weiß der Verfasser nicht, was er mit einer Person, die er von Scene zu Scene ganze fünf Akte durchgeschleppt hat, anfangen soll: geschwind fertiget er sie mit einem guten Dolchstoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen, und ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wol jemals so gesprochen, wie wir deklamiren? Pflegen die Prinzen und Könige wol anders zu gehen, als sonst ein Mensch, der gut geht? Gesticuliren sie wol jemals, wie Besessene und Rasende? Und wenn Prinzessinnen sprechen, sprechen sie wol in so einem heulenden Tone? Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben: und ich, meines Theils, halte es fast für erwiesen, daß von allen Gattungen der Literatur, auf die sich die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade diese die unvollkommenste geblieben ist."

Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfalle gegen unsere theatralischen Werke, als Mongogul wieder herein kam. „Madame," sagte er, „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie fortfahren. Sie sehen, ich verstehe mich darauf, eine Dichtkunst abzukürzen, wenn ich sie zu lang finde."

„Lassen Sie uns," fuhr die Favoritin fort, „einmal annehmen, es käme einer ganz frisch aus Angote, der in seinem Leben von keinem Schauspiele etwas gehört hätte; dem es aber weder an Verstande, noch an Welt fehle; der ungefähr wisse, was an einem Hofe vorgehe; der mit den Anschlägen der Höflinge, mit der Eifersucht der Minister, mit den Hetzereien der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen sagte: Mein Freund, es äußern sich in dem Serraglio schreckliche Bewegungen. Der Fürst, der mit seinem Sohne mißvergnügt ist, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonbanda liebt, ist ein Mann, den ich für fähig halte, an beiden die grausamste Rache zu üben. Diese Sache muß, allem Ansehen nach, sehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, so will ich machen, daß Sie von Allem, was vorgeht, Zeuge sein können. — Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das Theater sieht, welches er für den Pallast des Sultans hält. Glauben Sie wol, daß trotz alles Ernstes, in dem ich mich zu erhalten bemühte, die Täuschung dieses Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müssen Sie nicht vielmehr gestehen, daß er, bei dem steifen Gange der Acteurs, bei ihrer wunderlichen Tracht, bei ihren ausschweifenden Geberden, bei dem seltsamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemessenen Sprache, bei tausend andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in der ersten Scene mir ins Gesicht lachen und gerade heraus sagen würde, daß ich ihn entweder zum besten haben wollte, oder daß der Fürst mit sammt seinem Hofe nicht wol bei Sinnen sein müßten."

„Ich bekenne," sagte Selim, „daß mich dieser angenommene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken geben, daß wir in das Schauspiel gehen mit der Ueberzeugung, der Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung selbst beizuwohnen?"

„Und sollte denn diese Ueberzeugung verwehren," erwiderte Mirzoza, „die Handlung auf die allernatürlichste Art vorzustellen?" —

Hier kömmt das Gespräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns also wieder, zu sehen, was wir gelesen haben. Den klaren, lautern Diderot! Aber alle diese Wahrheiten waren damals in den Wind gesagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem französischen Publico, als bis sie mit allem didaktischen Ernste wiederholt und mit Proben begleitet wurden, in welchen sich der Verfasser von einigen der gerügten Mängel zu entfernen, und den Weg der Natur und Täuschung besser einzuschlagen bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater seiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht sahe, auf dem wir es durchaus glauben sollen; warum er so viel Fehler in den gepriesenen Meisterstücken desselben fand: blos und allein, um seinen Stücken Platz zu schaffen. Er mußte die Methode seiner Vorgänger verschrieen haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nämlichen Methode er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan sein, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Mensch andern, als seinen kaufe. Und so fielen die Palissots über seine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch, in seinem natürlichen Sohne, manche Blöße gegeben. Dieser erste Versuch ist bei weitem das nicht, was der Hausvater ist. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantische in diesen Charakteren selbst, ein steifer kostbarer Dialog, ein pedantisches Geklingle von neumodisch philosophischen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Besonders zog die feierliche Theresia (oder Constantia, wie sie in dem Originale heißt), die so philosophisch selbst auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der sie nicht

mag, so weise von tugendhaften Kindern spricht, die sie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beigefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verschiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfasser nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die sie in dem blendenden Vortrage zu haben schienen.

Sechs und achtzigstes Stück.

Den 26. Februar 1768.

J. C. Diderot behauptete, daß es in der menschlichen Natur aufs höchste nur ein Dutzend wirklich komische Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verschiedenheiten unter den menschlichen Charakteren nicht so glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen, unvermischten Charaktere. Er schlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände auf die Bühne zu bringen; und wollte die Bearbeitung dieser zu dem besondern Geschäfte der ernsthaften Komödie machen. „Bisher," sagt er, „ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk gewesen; und der Stand war nur etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue: man suchte durchgängig die Umstände, in welchen er sich am besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks dienen. Diese Quelle scheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig übertrieben, so konnte der Zuschauer zu sich selbst sagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man spielt, sein Stand ist; seine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf sich anwenden."

Was Palissot hierwider erinnert, ist nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur so arm an ursprünglichen Charakteren sei, daß sie die komischen Dichter bereits sollten erschöpft haben. Moliere sahe noch genug neue Charaktere vor sich, und glaubte kaum den allerkleinsten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verschiedene derselben in der Geschwindigkeit entwirft, ist so merkwürdig, als lehrreich, indem sie vermuthen läßt, daß der Misanthrop schwerlich sein Non plus ultra in dem hohen Komischen dürfte geblieben sein, wann er länger gelebt hätte. Palissot selbst ist nicht unglücklich, einige neue Charaktere von seiner eignen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen mit seinen kriechenden Clienten; den Mann an seiner unrechten Stelle; den Arglistigen, dessen ausgekünstelte Anschläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns scheitern; den Scheinphilosophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit gesellschaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode sei. — Das sind wahrlich nicht gemeine Aussichten, die sich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da ist noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die sich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, sagt Palissot, der komischen Charaktere wirklich so wenige, und diese wenigen wirklich alle schon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieser Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müssen? Wird er nicht traurig oder lustig, ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch sein müssen? Wird es nicht blos dieser Charakter sein, der ihn aus der Klasse metaphysischer Abstracte heraushebt und eine wirkliche Person aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige sein?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Person, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moralischen Charakter haben; aber ich will, daß es ein solcher sein soll, der mit den Pflichten und Verhältnissen des Standes nicht streitet, sondern aufs beste harmoniret. Also, wenn diese Person ein Richter ist, so steht es mir nicht frei, ob ich ihn ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch machen will: er muß nothwendig ernsthaft und leutselig sein, und jedesmal es in dem Grade sein, den das vorhabende Geschäfte erfodert.

Dieses, sage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er sich einer andern Klippe genähert, nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Personen seiner Stände würden nie etwas anders thun, als was sie nach Pflicht und Gewissen thun müßten; sie würden handeln, völlig, wie es im Buche steht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorstellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug sein, daß es sich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür fest zu setzen, und für diese eine eigene Dichtkunst zu schreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere scheinet mir Diderot überhaupt nicht genug erkundiget zu haben. In seinen Stücken steuert er ziemlich gerade darauf los: und in seinen kritischen Seekarten findet sich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden sich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere sich nur, was er, bei Gelegenheit des Contrasts unter den Charakteren, von den Brüdern des Terenz sagt. „Die zwei contrastirten Väter darin sind mit so gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinsten Kunstrichter Trotz bieten kann, die Hauptperson zu nennen; ob es Micio oder ob es Demea sein soll? Fällt er sein Urtheil vor dem letzten Auftritte, so dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verständigen Mann gehalten hat, nichts, als ein Narr ist, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wol gar der verständige Mann sein könnte. Man sollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieses Drama fast sagen, der Verfasser sei durch den beschwerlichen Contrast gezwungen worden, seinen Zweck fahren zu lassen und das ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was ist aber daraus geworden? Dieses, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man sich interessiren soll. Vom Anfange her ist man für den Micio gegen den Demea gewesen, und am Ende ist man für keinen von beiden. Beinahe sollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwischen diesen zwei Personen hielte, und zeigte, worin sie beide fehlten."

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn sehr, diesen dritten Vater; es sei in dem nämlichen Stücke oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wissen, wie ein Vater sein soll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns Alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnet zu werden.

Diderot hat Recht: es ist besser, wenn die Charaktere blos verschieden, als wenn sie contrastirt sind. Contrastirte Charaktere sind minder natürlich und vermehren den romantischen Anstrich, an dem es den dramatischen Begebenheiten so schon selten fehlt. Für eine Gesellschaft im gemeinen Leben, wo sich der Contrast der Charaktere so abstechend zeigt, als ihn der komische Dichter verlangt, werden sich immer tausend finden, wo sie weiter nichts, als verschieden sind. Sehr richtig! Aber ist ein Charakter, der sich immer genau in dem graden Geleise hält, das ihm Vernunft und Tugend vorschreiben, nicht eine noch seltenere Erscheinung? Von zwanzig Gesellschaften im gemeinen Leben werden eher zehn sein, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung ihrer Kinder völlig entgegen gesetzte Wege einschlagen, als eine, die den wahren Vater aufweisen könnte. Und dieser wahre Vater ist noch dazu immer der nämliche, ist nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich sind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes vor sich unnatürlicher, sondern auch unter einander einförmiger sein, als es die sein können, welche Väter von verschiedenen Grundsätzen einführen. Auch ist es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Gesellschaften blos verschieden scheinen, sich von selbst contrastiren, sobald ein streitendes Interesse sie in Bewegung setzt. Ja, es ist natürlich, daß sie sich sodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu scheinen, als sie wirklich sind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau sich zu betragen scheinet: und der Laue wird kalt, wie Eis, um jenen so viel Uebereilungen begehen zu lassen, als ihm nur immer nützlich sein können.

Sieben und achtzig und acht und achtzigstes Stück.

Den 4. März 1768.

Und so sind andere Anmerkungen des Palissot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falsch. Er sieht den Ring, in den er mit seiner Lanze stoßen will, scharf genug; aber in

der Hitze des Ansprengens verrückt die Lanze, und er stößt den Ring gerade vorbei.

So sagt er über den natürlichen Sohn unter andern: „Welch ein seltsamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das Stück so? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt sie? Zu welcher Situation giebt sie Gelegenheit? Welche Lücke füllt sie auch nur? Was kann also die Absicht des Verfassers dabei gewesen sein? Ein Paar Betrachtungen über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? Welcher vernünftige Mensch weiß denn nicht von selbst, wie ungerecht ein solches Vorurtheil ist?"

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieser Umstand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrscheinlicher gewesen sein, daß Dorval seine Schwester nicht kennet, und seine Schwester von keinem Bruder weiß; es stand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umstande entlehnen können. — Wenn Diderot dieses antwortete, sag ich, wäre Palissot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwol ist der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe blos gestellet, mit welchem Palissot dem Dichter weit schärfer hätte zusetzen können. Diesem nämlich: daß der Umstand der unehelichen Geburt und der daraus erfolgten Verlassenheit und Absonderung, in welcher sich Dorval von allen Menschen so viele Jahre hindurch sahe, ein viel zu eigenthümlicher und besonderer Umstand ist, gleichwol auf die Bildung seines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieser diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eignen Lehre des Diderot ein komischer Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausschweifung über diese Lehre: und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer solchen Schrift zu widerstehen?

„Die komische Gattung," sagt Diderot, „hat Arten, und die tragische hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie ist der und der Mensch: es ist Regulus oder Brutus oder Cato, und sonst kein anderer. Die vornehmste Person einer Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menschen vorstellen. Gäbe man ihr von ungefähr eine so eigene Physiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum ähnlich wäre, so würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz scheinet mir einmal in diesen Fehler gefallen zu sein. Sein Heavtontimorumenos ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämet, zu welchem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang fliehet, sein Gesinde abschafft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar wol sagen, daß es so einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhunderte Ein Beispiel einer so seltsamen Betrübniß aufzuweisen haben."

Zuerst von der Instanz des Heavtontimorumenos. Wenn dieser Charakter wirklich zu tadeln ist: so trifft der Tadel nicht sowol den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer desselben, der ihn, allem Ansehen nach, in seinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle spielen lassen, als er in der Copie des Terenz spielet, in der sich seine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wol sehr einziehen müssen. Aber daß er von Menandern herrührt, dieses allein schon hätte mich wenigstens abgeschreckt, den Terenz desfalls zu verdammen. Das ὠ Μενανδρε και βιε, ποτερος ἀρ ὑμων ποτερον ἐμιμησατο ist zwar frostiger, als witzig gesagt: doch würde man es wol überhaupt von einem Dichter gesagt haben, der Charaktere zu schildern im Stande wäre, wovon sich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beispiel zeiget? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wol Ein solcher Charakter entfallen sein. Der furchtbarste Kampf schreibt sich leer; und wenn die Einbildungskraft sich keiner wirklichen Gegenstände der Nachahmung mehr erinnern kann, so componirt sie deren selbst, welches denn freilich meistens Karrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß schon Horaz, der einen so besonders zärtlichen Geschmack hatte, den Fehler, wovon die Rede ist, eingesehen, und im Vorbeigehen, aber fast unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle soll die in der zweiten Satyre des ersten Buchs sein, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengesetzte zu fallen pflegen. Fufidius," sagt er, „fürchtet für einen Verschwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für fünf Procent, und macht sich im voraus bezahlt. Je nöthiger der Andere das Geld braucht, desto mehr fodert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hause sind und itzt in die Welt treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieser Mensch wieder einen Aufwand mache, der seinen Einkünften entspricht? Weit gefehlt! Er ist sein grausamster Feind, und der Vater in der Komödie, der sich wegen der Entweichung seines Sohnes bestraft, kann sich nicht schlechter quälen: non se pejus cruciaverit." — Dieses schlechter, dieses pejus, will Diderot, soll hier einen doppelten Sinn haben; einmal soll es auf den Fufidius, und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meinet er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann sein, ohne sich auf die vorhabende Stelle anwenden zu lassen. Denn hier, dünkt mich, würde die beiläufige Anspielung dem Hauptverstande nachtheilig werden. Fufidius ist kein so großer Narr, wenn es mehr solche Narren giebt. Wenn sich der Vater des Terenz ebenso abgeschmackt peinigte, wenn er ebenso wenig Ursache hätte, sich zu peinigen, als Fufidius, so theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fufidius ist weniger seltsam und abgeschmackt. Nur alsdenn, wenn Fufidius ohne alle Ursache ebenso hart und grausam gegen sich selbst ist, als der Vater des Terenz mit Ursache ist, wenn jener aus schmutzigem Geize thut, was dieser aus Reu und Betrübniß that: nur alsdenn wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir diesen finden.

Und allerdings ist jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieses Vaters: die sich nicht selbst vergißt, die peiniget sich selbst. Es ist wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre sich ein Beispiel einer solchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefähr ebenso; nur mehr oder weniger, mit dieser oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er sahe daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht blos von dem Affekte hingerissen, thun, sondern auch bei kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben. Haec omnia recta, vera, debita putantes faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. s. w.

Menedemus aber, so heißt der Selbstpeiniger bei dem Terenz, hält sich nicht allein so hart aus Betrübniß; sondern, warum er sich auch jeden geringen Aufwand verweigert, ist die Ursache und Absicht vornehmlich dieses: um desto mehr für den abwesenden Sohn zu sparen und dem einmal ein desto gemächlicheres Leben zu versichern, den er itzt gezwungen, ein so ungemächliches zu ergreifen. Was ist hierin, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltsame darin bestehe, daß Menedemus selbst hackt, selbst gräbt, selbst ackert: so hat er wol in der Eil mehr an unsere neuere, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater itziger Zeit würde das freilich nicht so leicht thun: denn die wenigsten würden es zu thun verstehen. Aber die wohlhabensten, vornehmsten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und schämten sich nicht, selbst Hand anzulegen.

Doch Alles sei vollkommen, wie es Diderot sagt! Der Charakter des Selbstpeinigers sei wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieser ihm fast nur allein zukommenden Falte, zu einem komischen Charakter so ungeschickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher sein, als der Charakter seines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukömmt, als der Charakter dieses natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt," läßt er ihn von sich selbst sagen, „ward ich an einen Ort verschleudert, der die Grenze zwischen Einöde und Gesellschaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzusehen, die mich mit den Menschen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon erblicken. Dreißig Jahre lang irrte ich unter ihnen einsam, unbekannt und verabsäumet umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden, noch irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die meinige gesucht hätte." Daß ein natürliches Kind sich vergebens nach seinen Eltern, vergebens nach Personen umsehen kann, mit

welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das ist sehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die seinige gesucht hätte: das, sollte ich fast sagen, ist schlechterdings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz besonderer Umstände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieses so lange isolirten Wesens, zusammen gekommen sein, diese traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe sie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst, ein Bär geboren zu sein, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen sein! Man schleudere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: das Wasser heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

Gleichwol soll diese dreißigjährige Einsamkeit unter den Menschen den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich sehen? Wer kann sich in ihm erkennen? nur zum kleinsten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat sich Diderot auszusparen gesucht. Er sagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernsthaften Gattung werden die Charaktere oft ebenso allgemein sein, als in der komischen Gattung; sie werden aber allezeit weniger individuell sein, als in der tragischen.“ Er würde sonach antworten: Der Charakter des Dorval ist kein komischer Charakter; er ist ein Charakter, wie ihn das ernsthafte Schauspiel erfordert; wie dieses den Raum zwischen Komödie und Tragödie füllen soll, so müssen auch die Charaktere desselben das Mittel zwischen den komischen und tragischen Charakteren halten; sie brauchen nicht so allgemein zu sein, als jene, wenn sie nur nicht so völlig individuell sind, als diese; und solcher Art dürfte doch wol der Charakter des Dorval sein.

Also wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgiengen. Wir wollten untersuchen, ob es wahr sei, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe: das ist, ob es wahr sei, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von Menschen fassen und zugleich vorstellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Mensch, nur Regulus oder Brutus oder Cato sei und sein solle. Ist es wahr, so hat auch das, was Diderot von den Personen der mittlern Gattung sagt, die er die ernsthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter seines Dorval wäre so tadelhaft nicht. Ist es aber nicht wahr, so fällt auch dieses von selbst weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer so ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neun und achtzigstes Stück.

Den 8. März 1768.

Zuerst muß ich anmerken, daß Diderot seine Assertion ohne allen Beweis gelassen hat. Er muß sie für eine Wahrheit angesehen haben, die kein Mensch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und sollte er den wol gar in den wahren Namen der tragischen Personen gefunden haben? Weil diese Achilles, und Alexander, und Cato, und Augustus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Augustus wirkliche einzelne Personen gewesen sind: sollte er wol daraus geschlossen haben, daß sonach Alles, was der Dichter in der Tragödie sie sprechen und handeln läßt, auch nur diesen einzeln so genannten Personen, und keinem in der Welt zugleich mit, müsse zukommen können? Fast scheint es so.

Aber diesen Irrthum hatte Aristoteles schon vor zwei tausend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen stehende Wahrheit den wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und Poesie, so wie den größern Nutzen der letztern vor der erstern, gegründet. Auch hat er es auf eine so einleuchtende Art gethan, daß ich nur seine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer so offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm sein könne.

„Aus diesen also,“ sagt Aristoteles, „nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, „aus diesen also erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht ist, zu erzählen, was geschehen, sondern zu erzählen, von welcher Beschaffenheit das Geschehene, und was nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabei möglich gewesen. Denn Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede bringen kann, und sie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geschichte sein werden, als sie es in ungebundener waren, sondern darin unterscheiden sie sich, daß jener erzählet, was geschehen; dieser aber, von welcher Beschaffenheit das Geschehene gewesen. Daher ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher, als die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte auf das Besondere. Das Allgemeine aber ist, wie so oder so ein Mann nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sprechen und handeln würde, als worauf die Dichtkunst bei Ertheilung der Namen sieht. Das Besondere hingegen ist, was Alcibiades gethan oder gelitten hat. Bei der Komödie nun hat sich dieses schon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit abgefaßt ist, legt man die etwaigen Namen sonach bei, und macht es nicht, wie die Jambischen Dichter, die bei dem Einzeln bleiben. Bei der Tragödie aber hält man sich an die schon vorhandenen Namen; aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, was nie geschehen; da hingegen, was geschehen, offenbar möglich sein muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch sind auch in den Tragödien, in einigen nur ein oder zwei bekannte Namen, und die übrigen sind erdichtet; in einigen auch gar keiner, so wie in der Blume des Agathon. Denn in diesem Stücke sind Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger.“

In dieser Stelle, die ich nach meiner eigenen Uebersetzung anführe, mit welcher ich so genau bei den Worten geblieben bin, als möglich, sind verschiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falsch verstanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie, in Ansehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen sowol, als die andern, und selbst die Personen der Epopee nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so, wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem καθολου, in dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist, als die Geschichte; und wenn es wahr ist, daß derjenige komische Dichter, welcher seinen Personen so eigene Physiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot sagt, wiederum in ihre Kindheit zurücksetzen und in Satyre verkehren würde: so ist es auch ebenso wahr, daß derjenige tragische Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein sein, daß, sage ich, dieser die Tragödie entkräften und zur Geschichte erniedrigen würde.

Aber Aristoteles sagt auch, daß die Poesie auf dieses Allgemeine der Personen mit den Namen, die sie ihnen ertheile, ziele (οὐ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη), welches sich besonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieses ist es, was die Ausleger dem Aristoteles nachzusagen sich begnügt, im Geringsten aber nicht erläutert haben. Wol aber haben verschiedene sich so darüber ausgedrückt, daß man klar sieht, sie müssen entweder nichts, oder etwas ganz Falsches dabei gedacht haben. Die Frage ist: Wie sieht die Poesie, wenn sie ihren Personen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieser Personen? und wie ist diese ihre Rücksicht auf das Allgemeine der Person, besonders bei der Komödie, schon längst sichtbar gewesen?

Die Worte: ἔϛι δε καθολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποι' ἄττα

συμβαινει λεγειν, ἢ πραττειν κατα το εἰκος ἢ το ἀναγκαιον, οὗ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη, übersetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou necessairement, ce qui est le but de la poésie lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen so übersetzt sie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine ist, was einer, vermöge eines gewissen Charakters, nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieses Allgemeine ist der Endzweck der Dichtkunst, auch wenn sie den Personen besondere Namen beilegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über diese Worte stehen Beide für einen Mann; der eine sagt vollkommen eben das, was der andere sagt. Sie erklären Beide, was das Allgemeine ist; sie sagen Beide, daß dieses Allgemeine die Absicht der Poesie sei: aber wie die Poesie bei Ertheilung der Namen auf dieses Allgemeine sieht, davon sagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzose durch sein lors même, so wie der Deutsche durch sein auch wenn, offenbar, daß sie nichts davon zu sagen gewußt, ja daß sie gar nicht einmal verstanden, was Aristoteles sagen wollen. Denn dieses lors même, dieses auch wenn, heißt bei ihnen nichts mehr, als ob schon; und sie lassen den Aristoteles sonach blos sagen, daß ungeachtet die Poesie ihren Personen Namen von einzeln Personen beilege, sie demohngeachtet nicht auf das Einzelne dieser Personen, sondern auf das Allgemeine derselben gehe. Die Worte des Dacier zeigen dieses deutlich. Nun ist es wahr, daß dieses eigentlich keinen falschen Sinn macht; aber es erschöpft doch auch den Sinn des Aristoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poesie, ungeachtet der von einzeln Personen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Aristoteles sagt, daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine ziele, οὗ ϛοχαζεται. Ich sollte doch wol meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Ist es aber nicht einerlei: so geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt sie darauf? Und auf diese Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigstes Stück.

Den 11. März 1768.

Wie sie darauf ziele, sagt Aristoteles, dieses habe sich schon längst an der Komödie deutlich gezeigt: Ἐπι μεν οὐν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν· συϛησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὑτω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαϛον ποιουσιν. Ich muß auch hiervon die Uebersetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier sagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la comédie, car les poètes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance imposent après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plait, et n'imitent pas les poètes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux choses particulières. Und Curtius: „In dem Lustspiele ist dieses schon lange sichtbar gewesen. Denn wenn die Komödienschreiber den Plan der Fabel nach der Wahrscheinlichkeit entworfen haben, legen sie den Personen willkürliche Namen bei, und setzen sich nicht, wie die jambischen Dichter, einen besondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in diesen Uebersetzungen von dem, was Aristoteles hier vornehmlich sagen will? Beide lassen ihn weiter nichts sagen, als daß die komischen Dichter es nicht machten, wie die Jambischen (das ist: satyrischen Dichter), und sich an das Einzelne hielten, sondern auf das Allgemeine mit ihren Personen giengen, denen sie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plait beilegten. Gesetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Uebersetzer das οὑτω gelassen? Schien ihnen denn dieses οὑτω gar nichts zu sagen? Und doch sagt es hier Alles: denn diesem οὑτω zu Folge legten die komischen Dichter ihren Personen nicht allein willkürliche Namen bei, sondern sie legten ihnen diese willkührlichen Namen so, οὑτω, bei. Und wie so? So, daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine zielten: οὗ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη. Und wie geschah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will. Die Komödie gab ihren Personen Namen, welche, vermöge ihrer grammatischen Ableitung und Zusammensetzung, oder auch sonstigen Bedeutung, die Beschaffenheit dieser Personen ausdrückten: mit einem Worte, sie gab ihnen redende Namen; Namen, die man nur hören durfte, um sogleich zu wissen, von welcher Art die sein würden, die sie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum, sagt er bei Gelegenheit der ersten Zeile in dem ersten Aufzuge der Brüder, in comoediis, duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen personae incongruum dare vel officium quod sit a nomine diversum. Hinc servus fidelis Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel Polemon: juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum poëtae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit, nisi per ἀντιφρασιν nomen imposuerit jlocalariter, ut Misargyrides in Plauto dicitur trapezita. Wer sich durch noch mehr Beispiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz untersuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechischen genommen sind: so sind auch die Namen ihrer Personen griechischen Ursprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf sonst etwas, was diese Personen mit mehrern gemein haben können; wenn wir schon solche Etymologie nicht immer klar und sicher angeben können.

Ich will mich bei einer so bekannten Sache nicht verweilen: aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Aristoteles sich ihrer gleichwol da nicht erinnern können, wo Aristoteles so unwidersprechlich auf sie verweiset. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klarer sein, als was der Philosoph von der Rücksicht sagt, welche die Poesie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unleugbarer sein, als daß ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν, daß sich diese Rücksicht bei der Komödie besonders längst offenbar gezeigt habe? Von ihrem ersten Ursprunge an, das ist, sobald sich die Jambischen Dichter von dem Besondern zu dem Allgemeinen erhoben, sobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entstand: suchte man jenes Allgemeine durch die Namen selbst anzudeuten. Der großsprecherische, feige Soldat hieß nicht, wie dieser oder jener Anführer aus diesem oder jenem Stamme; er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarozer, der diesem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewisser armer Schlucker in der Stadt; er hieß Artotrogus, Brockenschröter. Der Jüngling, welcher durch seinen Aufwand, besonders auf Pferde, den Vater in Schulden setzte, hieß nicht, wie der Sohn dieses oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Sparroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wol nur eine Erfindung der neuern griechischen Komödie sein dürften, deren Dichtern es ernstlich verboten war, sich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Aristoteles diese neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bei seinen Regeln keine Rücksicht auf sie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd; aber es ist ebenso falsch, als falsch es ist, daß die ältere griechische Komödie sich nur wahrer Namen bedient habe.“ Selbst in denjenigen Stücken, deren vornehmste, einzige Absicht es war, eine gewisse bekannte Person lächerlich oder verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieser Person, die übrigen fast alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Ein und neunzigstes Stück.

Den 15. März 1768.

Ja, die wahren Namen selbst, kann man sagen, giengen nicht selten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzeln Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährlichste Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen und sich der Vergleichung preisgeben konnte! Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffenden Züge für nichts, als muthwillige Verleumdungen erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebung des Persönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe sich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechischen Komödie überhaupt Verschiednes sagen, was von den Gelehrten so genau noch nicht auseinandergesetzt wor-

den, als es wol verdiente. Es ließe sich anmerken, daß dieser Gebrauch keineswegs in der ältern griechischen Komödie allgemein gewesen, daß sich nur der und jener Dichter gelegentlich desselben erkühnet, daß er folglich nicht als ein unterscheidendes Merkmal dieser Epoche der Komödie zu betrachten. Es ließe sich zeigen, daß, als er endlich durch ausdrückliche Gesetze untersagt war, doch noch immer gewisse Personen von dem Schutze dieser Gesetze entweder namentlich ausgeschlossen waren oder doch stillschweigend für ausgeschlossen gehalten wurden. In den Stücken des Menander selbst wurden noch Leute genug bei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. Doch ich muß mich nicht aus einer Ausschweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. Sowie der Aristophanische Sokrates nicht den einzeln Mann dieses Namens vorstellte noch vorstellen sollte: sowie dieses personificirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden sollte; sowie blos der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte: so ist auch blos der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilet. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derselben zu erneuern: sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen. Nun ist zwar wahr, daß wir diesen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahirt haben: es folgt aber doch durchaus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurückführen müsse; er kann uns nicht selten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirklichen weiter nichts gemein haben, als daß sie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdstriche hergeflossen sind, welche ihre Lauterheit verdorben haben. In diesem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen. Und zwar aus einer doppelten Ursache: einmal, weil wir schon gewohnt sind, bei diesen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeiget; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen scheinen und Alles, was einmal geschehen, glaubwürdiger ist, als was nicht geschehen. Die erste der Ursachen fließt aus der Verbindung der Aristotelischen Begriffe überhaupt; sie liegt zum Grunde, und Aristoteles hatte nicht nöthig, sich umständlicher bei ihr zu verweilen; wol aber bei der zweiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Ursache. Doch diese liegt itzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgesammt haben sie weniger mißverstanden, als jene.

Nun also auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Aristoteles richtig erklärt zu haben glauben darf: so darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewiesen zu haben, daß die Sache selbst unmöglich anders sein kann, als sie Aristoteles lehret. Die Charaktere der Tragödie müssen ebenso allgemein sein, als die Charaktere der Komödie. Der Unterschied, den Diderot behauptet, ist falsch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anders verstehen, als Aristoteles darunter verstand.

Zwei und neunzigstes Stück.

Den 18. März 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht sein? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunstrichter, der sich fast ebenso ausdrückt, als Diderot, fast ebenso geradezu dem Aristoteles zu widersprechen scheint, und gleichwol im Grunde so wenig widerspricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunstrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiste Licht über diese Materie verbreitet hat.

Es ist dieses der englische Commentator der Horazischen Dichtkunst, Hurd: ein Schriftsteller aus derjenigen Klasse, die durch Uebersetzung bei uns immer am spätesten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreisen, um diese seine Bekanntmachung zu beschleunigen. Wenn der Deutsche, der ihr gewachsen wäre, sich noch nicht gefunden hat: so dürften vielleicht auch der Leser unter uns noch nicht viele sein, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann voll guten Willens übereile sich also lieber damit nicht, und sehe, was ich von einem noch unübersetzten guten Buche hier sage, ja für keinen Wink an, den ich seiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat seinem Commentar eine Abhandlung über die verschiednen Gebiete des Drama beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Gesetze dieser Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verschiednen Gattungen derselben festzusetzen. Gleichwol müsse auch dieses geschehen, um von dem eigenen Verdienste einer jeden Gattung insbesondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er also die Absicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen desselben, die er vor sich findet, der Tragödie, der Komödie und des Possenspiels, insbesondere festgesetzt: so folgert er, aus jener allgemeinen und aus diesen besondern Absichten sowol diejenigen Eigenschaften, welche sie unter sich gemein haben, als diejenigen, in welchen sie von einander unterschieden sein müssen.

Unter die letztern rechnet er, in Ansehung der Komödie und Tragödie, auch diese, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher sei. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racines Nero on the other hand, is not a picture of cruelty, but of a cruel man. D. i. „In dem nämlichen Geiste schildern die zwei Gattungen des Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general, die Tragödie particular. Der Geizige des Moliere ist nicht so eigentlich das Gemälde eines geizigen Mannes, als des Geizes selbst. Racinens Nero hingegen ist nicht das Gemälde der Grausamkeit, sondern nur eines grausamen Mannes."

Hurd scheinet so zu schließen: Wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfodert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen sein, wie sie wirklich in den Individuis existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allem ihrem Umfange zeigen können, lieber sind, als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben, so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner sein, als sie in der Natur existiren; angesehen dem Allgemeinen selbst, in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukömmt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzeln eben, wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will itzt nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen nicht ein bloßer Zirkel ist: ich will die Schlußfolge blos annehmen, so wie sie da liegt, und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstraks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es blos, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellet.

„Es wird aber," fährt er fort, „hier dienlich sein, einer doppelten Verstoßung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundsatz zu begünstigen scheinen könnte."

„Die erste betrifft die Tragödie, von der ich gesagt habe, daß sie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine, ihre Charaktere sind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das ist: die Absicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den charakteristischen Umständen, durch welche sich die Sitten schildern, so viel zusammenzieht, als die Komödie. Denn in jener wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, als so viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfodert. In dieser hingegen werden alle Züge, durch die er sich zu unterscheiden pflegt, mit Fleiß aufgesucht und angebracht."

„Es ist fast, wie mit dem Portraitmalen. Wenn ein großer Meister ein einzelnes Gesicht abmalen soll, so giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Gesichtern von der nämlichen Art nur so weit ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringsten eigenthümlichen Zuges geschehen kann. Soll eben derselbe Künstler hingegen einen Kopf überhaupt malen, so wird er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zusammen anzubringen suchen, von denen er in der gesammten Gattung bemerkt hat, daß sie die Idee am kräftigsten ausdrücken, die er sich itzt in Gedanken gemacht hat und in seinem Gemälde darstellen will."

„Ebenso unterscheiden sich die Schildereien der beiden Gattungen des Drama: woraus denn erhellet, daß, wenn ich den

tragischen Charakter partikular nenne, ich blos sagen will, daß er die Art, zu welcher er gehöret, weniger vorstellig macht, als der komische; nicht aber, daß das, was man von dem Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun, so wenig sein, als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen sein sollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet und umständlich erläutert habe."

„Was zweitens die Komödie anbelangt, so habe ich gesagt, daß sie generale Charaktere geben müsse, und habe zum Beispiele den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der Idee des Geizes, als eines wirklichen geizigen Mannes entspricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in diesem Beispiele selbst fehlerhaft; ob es schon sonst, mit der erforderlichen Erklärung, nicht ganz unschicklich sein wird, meine Meinung begreiflich zu machen."

„Da die komische Bühne die Absicht hat, Charaktere zu schildern, so meine ich, kann diese Absicht am vollkommensten erreicht werden, wenn sie diese Charaktere so allgemein macht, als möglich. Denn indem auf diese Weise die in dem Stücke aufgeführte Person gleichsam der Repräsentant aller Charaktere dieser Art wird, so kann unsere Lust an der Wahrheit der Vorstellung so viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es muß aber sodann diese Allgemeinheit sich nicht bis auf unsern Begriff von den möglichen Wirkungen des Charakters, im Abstracto betrachtet, erstrecken, sondern nur bis auf die wirkliche Aeußerung seiner Kräfte, sowie sie von der Erfahrung gerechtfertiget werden und im gemeinen Leben Statt finden können. Hierin haben Moliere, und vor ihm Plautus, gefehlt: statt der Abbildung eines geizigen Mannes haben sie uns eine grillenhafte, widrige Schilderung der Leidenschaft des Geizes gegeben. Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung, weil sie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen, unvermischten Leidenschaft ist, so fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Diese Lichter und Schatten sind die Vermischung verschiedener Leidenschaften, welche mit der vornehmsten oder herrschenden Leidenschaft zusammen den menschlichen Charakter ausmachen; und diese Vermischung muß sich in jedem dramatischen Gemälde von Sitten finden, weil es zugestanden ist, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden soll. Doch aber muß die Zeichnung der herrschenden Leidenschaft so allgemein entworfen sein, als es ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulassen will, damit der vorzustellende Charakter sich desto kräftiger ausdrücke."

Drei und neunzigstes Stück.

Den 22. März 1768.

„Alles dieses läßt sich abermals aus der Malerei sehr wol erläutern. In charakteristischen Porträten, wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben sollen, wird der Artist, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit ist, nicht auf die Möglichkeit einer abstracten Idee losarbeiten. Alles, was er sich vornimmt zu zeigen, wird dieses sein, daß irgend eine Eigenschaft die herrschende ist; diese drückt er stark und durch solche Zeichen aus, als sich in den Wirkungen der herrschenden Leidenschaft am sichtbarsten äußern. Und wenn er dieses gethan hat, so dürfen wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man will, als ein Compliment gegen seine Kunst, gar wol von einem solchen Portraite sagen, daß es uns nicht sowol den Menschen, als die Leidenschaft zeige; gerade so, wie die Alten von der berühmten Bildsäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß sie nicht sowol den zornigen Apollodorus, als die Leidenschaft des Zornes vorstelle. Dieses aber muß blos so verstanden werden, daß er die hauptsächlichsten Züge der vorgebildeten Leidenschaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er seinen Vorwurf ebenso, wie er jeden andern behandeln würde: das ist, er vergißt die mitverbundenen Eigenschaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaß und Verhältniß, welches man an einer menschlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur schildern, welche uns kein Beispiel von einem Menschen giebt, der ganz und gar in eine einzige Leidenschaft verwandelt wäre! Keine Metamorphosis könnte seltsamer und unglaublicher sein. Gleichwol sind Portraite, in diesem tadelhaften Geschmacke verfertiget, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn sie in einer Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen (denn ein gewöhnlicheres giebt es wol in dieser Gattung nicht) erblicken, und nach dieser Idee jede Muskel, jeden Zug angestrenget, verzerret und überladen finden, sicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach diesem Begriffe der Vortrefflichkeit würde Le Bruns Buch von den Leidenschaften eine Folge der besten und richtigsten moralischen Portraite enthalten: und die Charaktere des Theophrast müßten, in Absicht auf das Drama, den Charakteren des Terenz weit vorzuziehen sein."

„Ueber das erstere dieser Urtheile würde jeder Virtuose in den bildenden Künsten unstreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften wol nicht alle so seltsam finden; wenigstens, nach der Praxis verschiedener unserer besten komischen Schriftsteller und nach dem Beifalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es ließen sich leicht fast aus allen charakteristischen Komödien Beispiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatische Sitten nach abstracten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte sehen will, der darf nur B. Johnsons Jedermann aus seinem Humor vor sich nehmen; welches ein charakteristisches Stück sein soll, in der That aber nichts, als eine unnatürliche, und wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung einer Gruppe von für sich bestehenden Leidenschaften ist, wovon man das Urbild in dem wirklichen Leben nirgends findet. Dennoch hat diese Komödie immer ihre Bewunderer gehabt; und besonders muß Randolph von ihrer Einrichtung sehr bezaubert gewesen sein, weil er sie in seinem Spiegel der Muse ausdrücklich nachgeahmet zu haben scheint."

„Auch hierin, müssen wir anmerken, ist Shakespeare, so wie in allen andern noch wesentlichern Schönheiten des Drama, ein vollkommenes Muster. Wer seine Komödien in dieser Absicht aufmerksam durchlesen will, wird finden, daß seine auch noch so kräftig gezeichneten Charaktere, den größten Theil ihrer Rollen durch, sich vollkommen, wie alle anderen, ausdrücken, und ihre wesentlichen und herrschenden Eigenschaften nur gelegentlich, so wie die Umstände eine ungezwungene Aeußerung veranlassen, an den Tag legen. Diese besondere Vortrefflichkeit seiner Komödien entstand daher, daß er die Natur getreulich kopirte und sein reges und feuriges Genie auf Alles aufmerksam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen Dienliches aufstoßen konnte: da hingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Skribenten verleiten, sich um die Fertigkeit zu beeifern, diesen einen Zweck keinen Augenblick aus dem Gesichte zu lassen, und mit der ängstlichsten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beständigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über diese ungeschickte Anstrengung ihres Witzes sagen, daß sie mit den Personen ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewisse spaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen sie mit ihren Höflichkeiten so zusetzen, daß sie ihren Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, sondern nur immer, zum Vergnügen der Gesellschaft, Sprünge und Männerchen machen müssen."

Vier und neunzigstes Stück.

Den 25. März 1768.

Und so viel von der Allgemeinheit der komischen Charaktere und den Grenzen dieser Allgemeinheit nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig sein, noch erst die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben versichert, in wie weit auch den tragischen Charakteren, ob sie schon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot, und Beide mit dem Aristoteles übereinstimmen.

„Wahrheit," sagt er, „heißt in der Poesie ein solcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hingegen ein solcher, als sich zwar zu dem vorhabenden besondern Falle schicket, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmet. Diese Wahrheit des Ausdrucks in der dramatischen Poesie zu erreichen, empfiehlet Horaz zwei Dinge: einmal, die Sokratische Philosophie fleißig zu studieren; zweitens, sich um eine genaue Kenntniß des menschlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieser Schule ist, ad veritatem vitae propius accedere; dieses, um unserer Nachahmung eine desto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man sich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu

genau halten kann; und dieses auf doppelte Weise. Denn entweder kann der Künstler, wenn er die Natur nachbilden will, sich zu ängstlich befleißigen, alle und jede Besonderheiten seines Gegenstandes anzudeuten, und so die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er sich diese allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, sie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens nach seinem weitesten Umfange zusammen setzen; da er sie vielmehr von dem lautern Begriffe, der sich blos in der Vorstellung der Seele findet, hernehmen sollte. Dieses Letztere ist der allgemeine Tadel, womit die Schule der Niederländischen Maler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht, wie die italienische, von dem geistigen Ideale der Schönheit entlehnet. Jenes aber entspricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den niederländischen Meistern vorwirft und der dieser ist, daß sie lieber die besondere, seltsame und groteske, als die allgemeine und reizende Natur, sich zum Vorbilde wählen."

„Wir sehen also, daß der Dichter, indem er sich von der eigenen und besondern Wahrheit entfernet, desto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmet. Und hieraus ergiebt sich die Antwort auf jenen spitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poesie ausgegrübelt hatte, und nicht ohne Selbstzufriedenheit vorzutragen schien. Nämlich, daß die poetische Nachahmung uns die Wahrheit nur sehr von weitem zeigen könne. Denn, der poetische Ausdruck, sagt der Philosoph, ist das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters sind das Abbild der Dinge; und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in dem göttlichen Verstande existiret. Folglich ist der Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde eines Bildes, und liefert uns ursprüngliche Wahrheit nur gleichsam aus der dritten Hand. Aber alle diese Vernünftelei fällt weg, sobald man die nur gedachte Regel des Dichters gehörig fasset und fleißig in Ausübung bringet. Denn indem der Dichter von den Wesen Alles absondert, was allein das Individuum angehet und unterscheidet, überspringet sein Begriff gleichsam alle die zwischen inne liegenden besondern Gegenstände, und erhebt sich, so viel als möglich, zu dem göttlichen Urbilde, um so das unmittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn auch einsehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, welches der große Kunstrichter der Dichtkunst ertheilet, sagen wolle; daß sie, gegen die Geschichte genommen, das ernstere und philosophischere Studium sei: φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ἱςοριας ἐςιν. Die Ursache, welche gleich darauf folgt, ist nun gleichfalls sehr begreiflich: ἡ μεν γαρ ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱςορια τα καθ' ἑκαςον λεγει. Ferner wird hieraus ein wesentlicher Unterschied deutlich, der sich, wie man sagt, zwischen den zwei großen Nebenbuhlern der griechischen Bühne soll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es seinen Charakteren an Wahrheit fehle, so pflegte er sich damit zu verantworten, daß er die Menschen so schildere, wie sie sein sollten, Euripides aber so, wie sie wären. Σοφοκλης ἐφη αὐτος μεν οἱους δει ποιειν, Εὐριπιδης δε οἱοι εἰσι. Der Sinn hiervon ist dieser: Sophokles hatte durch seinen ausgebreitetern Umgang mit Menschen die eingeschränkte enge Vorstellung, welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere entsteht, in einen vollständigen Begriff des Geschlechts erweitert; der philosophische Euripides hingegen, der seine meiste Zeit in der Akademie zugebracht hatte und von da aus das Leben übersehen wollte, hielt seinen Blick zu sehr auf das Einzelne, auf wirklich existirende Personen geheftet, versenkte das Geschlecht in das Individuum, und malte folglich, den vorhabenden Gegenständen nach, seine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die zur Vollendung der poetischen Wahrheit erfodert wird."

„Ein Einwurf stößt gleichwol hier auf, den wir nicht unangezeigt lassen müssen. Man könnte sagen, daß philosophische Spekulationen die Begriffe eines Menschen eher abstract und allgemein machen, als sie auf das Individuelle einschränken müßten. Das Letztere sei ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenständen entspringe, die den Menschen zu betrachten vorkommen; und diesem Mangel sei nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man sich mit mehrern Individuis bekannt mache, als worin die Kenntniß der Welt bestehe; sondern auch dadurch, daß man über die allgemeine Natur der Menschen nachdenke, sowie sie in guten moralischen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfasser solcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menschlichen Natur nicht anders, als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es sei nun ihrer eignen oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bücher sonst von keinem Werthe sein würden. — Die Antwort hierauf, dünkt mich, ist diese. Durch Erwägung der allgemeinen Natur des Menschen lernet der Philosoph, wie die Handlung beschaffen sein muß, die aus dem Uebergewichte gewisser Neigungen und Eigenschaften entspringet: das ist, er lernet das Betragen überhaupt, welches der beigelegte Charakter erfodert. Aber deutlich und zuverlässig zu wissen, wie weit und in welchem Grade von Stärke sich dieser oder jener Charakter bei besondern Gelegenheiten wahrscheinlicher Weise äußern würde, das ist einzig und allein eine Frucht von unserer Kenntniß der Welt. Daß Beispiele von dem Mangel dieser Kenntniß bei einem Dichter, wie Euripides war, sehr häufig sollten gewesen sein, läßt sich nicht wol annehmen: auch werden, wo sich dergleichen in seinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden sollten, sie schwerlich so offenbar sein, daß sie auch einem gemeinen Leser in die Augen fallen müßten. Es können nur Feinheiten sein, die allein der wahre Kunstrichter zu unterscheiden vermögend ist; und auch diesem kann, in einer solchen Entfernung von Zeit, aus Unwissenheit der griechischen Sitten, wol etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit ist. Es würde also ein sehr gefährliches Unternehmen sein, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche Aristoteles diesem Tadel unterworfen zu sein geglaubt hatte. Aber gleichwol will ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich sie auch schon nicht nach aller Gerechtigkeit kritisiren sollte, wenigstens meine Meinung zu erläutern dienen kann."

Fünf und neunzigstes Stück.

Den 29. März 1768.

Die Geschichte seiner Elektra ist ganz bekannt. Der Dichter hatte, in dem Charakter dieser Prinzessin, ein tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu schildern, welches durch die Härte, mit der man sich gegen sie selbst betrug, erbittert war, und durch noch weit stärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine solche heftige Gemüthsverfassung, kann der Philosoph in seinem Winkel wol schließen, muß immer sehr bereit sein, sich zu äußern. Elektra, kann er wol einsehen, muß bei der geringsten schicklichen Gelegenheit ihren Groll an den Tag legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigen zu können wünschen. Aber zu welcher Höhe dieser Groll steigen darf? d. i. wie stark Elektra ihre Rachsucht ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menschlichen Geschlechte und mit den Wirkungen der Leidenschaften im Ganzen bekannt ist, dabei ausrufen kann: das ist unwahrscheinlich? Dieses auszumachen, wird die abstracte Theorie von wenig Nutzen sein. Sogar eine nur mäßige Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben ist hier nicht hinlänglich, uns zu leiten. Man kann eine Menge Individua bemerkt haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines solchen Grolles bis auf das Aeußerste getrieben hätte, zu rechtfertigen scheinen. Selbst die Geschichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, wo eine tugendhafte Erbitterung auch wol noch weiter getrieben worden, als es der Dichter hier vorgestellet. Welches sind denn nun also die eigentlichen Grenzen derselben, und wodurch sind sie zu bestimmen? Einzig und allein durch Bemerkung so vieler einzeln Fälle als möglich; einzig und allein vermittelst der ausgebreitetsten Kenntniß, wie viel eine solche Erbitterung über dergleichen Charaktere unter dergleichen Umständen im wirklichen Leben gewöhnlicher Weise vermag. So verschieden diese Kenntniß in Ansehung ihres Umfanges ist, so verschieden wird denn auch die Art der Vorstellung sein. Und nun wollen wir sehen, wie der vorhabende Charakter von dem Euripides wirklich behandelt worden.

In der schönen Scene, welche zwischen der Elektra und dem Orestes vorfällt, von dem sie aber noch nicht weiß, daß er ihr Bruder ist, kömmt die Unterredung ganz natürlich auf die Unglücksfälle der Elektra und auf den Urheber derselben, die Klytämnestra, so wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von ihren Drangsalen durch den Orestes befreiet zu werden. Das Gespräch, wie es hierauf weiter gehet, ist dieses:

Orestes. Und Orestes? Gesetzt, er käme nach Argos zurück —

Elektra. Wozu diese Frage, da er, allem Ansehen nach, niemals zurückkommen wird?

Orestes. Aber gesetzt, er käme! Wie müßte er es anfangen, um den Tod seines Vaters zu rächen?

Elektra. Sich eben deß erkühnen, wessen die Feinde sich gegen seinen Vater erkühnten.

Orestes. Wolltest du es wol mit ihm wagen, deine Mutter umzubringen?

Elektra. Sie mit dem nämlichen Eisen umbringen, mit welchem sie meinen Vater mordete!

Orestes. Und darf ich das, als deinen festen Entschluß, deinem Bruder vermelden?

Elektra. Ich will meine Mutter umbringen oder nicht leben! Das Griechische ist noch stärker:

„θανοιμι μητρος αἱμ' ἐπισφαξασ' ἐμης."

„*Ich will gern des Todes sein, sobald ich meine Mutter umgebracht habe!*"

„Nun kann man nicht behaupten, daß diese letzte Rede schlechterdings unnatürlich sei. Ohne Zweifel haben sich Beispiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umständen die Rache sich ebenso heftig ausgedrückt hat. Gleichwol, denke ich, kann uns die Härte dieses Ausdrucks nicht anders, als ein wenig beleidigen. Zum mindesten hielt Sophokles nicht für gut, ihn so weit zu treiben. Bei ihm sagt Elektra unter gleichen Umständen nur das: *Jetzt sei dir die Ausführung überlassen! Wäre ich aber allein geblieben, so glaube mir nur: Beides hätte mir gewiß nicht mißlingen sollen; entweder mit Ehren mich zu befreien, oder mit Ehren zu sterben!*"

„Ob nun diese Vorstellung des Sophokles der *Wahrheit*, in sofern sie aus einer ausgebreiteten Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, gesammelt worden, nicht weit gemäßer ist, als die Vorstellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen überlassen, die es zu beurtheilen fähig sind. Ist sie es, so kann die Ursache keine andere sein, als die ich angenommen: *daß nämlich Sophokles seine Charaktere so geschildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beispielen der nämlichen Gattung zu Folge, glaubte, daß sie sein sollten; Euripides aber so, als er in der engeren Sphäre seiner Beobachtungen erkannt hatte, daß sie wirklich wären.* —

Vortrefflich! Auch unangesehen der Absicht, in welcher ich diese langen Stellen des Hurd angeführet habe, enthalten sie unstreitig so viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leser wol erlassen wird, mich wegen Einschaltung derselben zu entschuldigen. Ich besorge nur, daß er meine Absicht selbst darüber aus den Augen verloren. Sie war aber diese: zu zeigen, daß auch Hurd, sowie Diderot, der Tragödie besondere, und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und demohngeachtet dem Aristoteles nicht widersprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetischen Charakteren, und folglich auch von den tragischen verlanget. Hurd erklärt sich nämlich so: der tragische Charakter müsse zwar partikular oder weniger allgemein sein, als der komische, d. i. er müsse die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorstellig machen; gleichwol aber müsse das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen sein, welches Aristoteles fordere.

Und nun wäre die Frage, ob Diderot sich auch so verstanden wissen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, sich nirgends in Widerspruch mit dem Aristoteles finden zu lassen? Mir wenigstens, dem daran gelegen ist, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein sagen, könnte es erlaubt sein, ihm diese Auslegung unterzuschieben, ihm diese Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieser Ausflucht selbst ein Wort! — Mich dünkt, es ist eine Ausflucht, und ist auch keine. Denn das Wort *Allgemein* wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verschiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragischen Charakter verneinen, ist die nämliche, in welcher es Hurd von ihm bejahet. Freilich beruhet eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere schlechterdings ausschlösse?

In der ersten Bedeutung heißt ein *allgemeiner* Charakter ein solcher, in welchem man das, was man an mehreren oder allen Individuis bemerkt hat, zusammen nimmt; es heißt mit einem Worte: *ein überladener* Charakter; es ist mehr die personificirte Idee eines Charakters, als eine charakterisirte Person. In der andern Bedeutung aber heißt ein *allgemeiner* Charakter ein solcher, in welchem man von dem, was an mehreren oder allen Individuis bemerkt worden, einen gewissen Durchschnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte *ein gewöhnlicher* Charakter, nicht zwar in sofern der Charakter selbst, sondern nur in sofern der Grad, das Maß desselben gewöhnlich ist.

Hurd hat vollkommen Recht, das καθολου des Aristoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Aristoteles diese Allgemeinheit ebenso wol von den komischen, als tragischen Charakteren erfodert: wie ist es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie ist es möglich, daß er zugleich *überladen* und *gewöhnlich* sein kann? Und gesetzt auch, er wäre so überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnson sind; gesetzt, er ließe sich noch gar wol in einem Individuo gedenken, und man habe Beispiele, daß er sich wirklich in mehrern Menschen ebenso stark, ebenso ununterbrochen geäußert habe: würde er demohngeachtet nicht auch noch viel *ungewöhnlicher* sein, als jene Allgemeinheit des Aristoteles zu sein erlaubet?

Das ist die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger, als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wol gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts, als Fermenta cognitionis ausstreuen.

Sechs und neunzigstes Stück.

Den 1. April 1768.

Den zwei und funfzigsten Abend (Dienstags den 28. Julius) wurden *des Herrn Romanus Brüder* wiederholt.

Oder sollte ich nicht vielmehr sagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nämlich, welche Donatus bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poëtae; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulae nomine poëta, quam de poëtae nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat seine Komödien zwar ohne seinen Namen herausgegeben, aber doch ist sein Name durch sie bekannt geworden. Noch itzt sind diejenigen Stücke, die sich auf unserer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung seines Namens, der in Provinzen Deutschlands genannt wird, wo er ohne sie wol nie wäre gehöret worden. Aber welches widrige Schicksal hat auch diesen Mann abgehalten, mit seinen Arbeiten für das Theater so lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehöret hätten, seinen Namen zu empfehlen, und sein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das Meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studia oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höhern Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht blos sagen gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wol z. E. in unsern höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm mehr, als den Bauch

erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kömmt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menander sagt Plutarch, daß sie mit seinen spätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wol, daß Menander starb? Wie viel Komödien meint man wol, daß er erst geschrieben hatte? Nicht weniger, als hundert und fünfe; und nicht jünger, als zwei und funfzig.

Keiner von allen unsern verstorbenen komischen Dichtern, von denen es sich noch der Mühe verlohnte, zu reden, ist so alt geworden; keiner von den itztlebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Und die Kritik sollte von ihnen nicht eben das zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es aber nur, und spreche!

Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sei Dank, itzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!" schreien sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!" So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und eben demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie: aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, insofern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anschauend erkennet: und nur von diesem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können, heißt mit andern Worten behaupten: daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen; heißt: das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt: es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch, einschränken.

Ebenso wenig wissen diese weisen Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater," sagen sie, „ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es den monarchischen Scepter der Kritik ertragen könne. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Raisonniren ist leichter, als selbst erfinden."

Heißt das: Gedanken in Worte kleiden; oder heißt es nicht vielmehr: Gedanken zu Worten suchen, und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom selbst Erfinden reden? Was für Beispiele haben sie denn gegeben? Was haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist, und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

Also ohne weitere Einleitung zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der ersten Vorstellung der Brüder des Hrn. Romanus annoch über dieses Stück versprach! — Die vornehmsten derselben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müssen geglaubet, um sie unsern Sitten näher zu bringen.

Was soll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieser Veränderungen sagen? Wenn wir so wenig Anstoß finden, römische oder griechische Sitten in der Tragödie geschildert zu sehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel ist, die Scene der erstern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk, die Scene der andern aber in unsere Heimat zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er seine Handlung vorgehen läßt, so genau als möglich zu schildern; da wir in dieser nur unsere eigenen Sitten von ihm geschildert zu sehen verlangen? „Dieses," sagt Pope an einem Orte, „scheinet dem ersten Ansehen nach bloßer Eigensinn, bloße Grille zu sein: es hat aber doch seinen guten Grund in der Natur. Das Hauptsächlichste, was wir in der Komödie suchen, ist ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von dessen Treue wir aber nicht so leicht versichert sein können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen ist es die Handlung, was unsere Aufmerksamkeit am meisten an sich ziehet. Einen einheimischen Vorfall aber für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man sich mit der Handlung größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte Geschichte verstattet."

Sieben und neunzigstes Stück.

Den 5. April 1768.

Diese Auflösung, genau betrachtet, dürfte wol nicht in allen Stücken befriedigend sein. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Absicht der Komödie nicht so gut entsprechen, als einheimische: so bleibt noch immer die Frage, ob die einheimischen Sitten nicht auch zur Absicht der Tragödie ein besseres Verhältniß haben, als fremde? Diese Frage ist wenigstens durch die Schwierigkeit, einen einheimischen Vorfall ohne allzumerkliche und anstößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfodern einheimische Sitten auch einheimische Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichtesten und gewissesten ihren Zweck erreichte, so müßte es ja doch wol besser sein, sich über alle Schwierigkeiten, welche sich bei Behandlung dieser finden, wegzusetzen, als in Absicht des Wesentlichsten zu kurz zu fallen, welches ohnstreitig der Zweck ist. Auch werden nicht alle einheimischen Vorfälle so merklicher und anstößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, ist man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Aristoteles hat schon angemerkt, daß es gar wol Begebenheiten geben kann und giebt, die sich vollkommen so ereignet haben, als sie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur selten sind, so hat er auch schon entschieden, daß sich der Dichter um den wenigern Theil seiner Zuschauer, der von den wahren Umständen vielleicht unterrichtet ist, lieber nicht bekümmern, als seiner Pflicht minder Genüge leisten müsse.

Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, beruhet auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehen. Der Dichter braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen Beschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach ihren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu schildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuschauer die Illusion.

Warum sollte nun der tragische Dichter sich dieses wichtigen, doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Ursache, sich die Arbeit so viel als möglich zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Hauptzweck zu sparen. Auch ihm kömmt auf die Illusion des Zuschauers Alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß sie ihrer ganz und gar entübriget sein könne. Aber sonach braucht sie auch keine fremden Sitten; und von dem Wenigen, was sie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer besser

sein, wenn es von einheimischen Sitten hergenommen ist, als von fremden.

Die Griechen wenigstens haben nie andere, als ihre eigenen Sitten, nicht blos in der Komödie, sondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche, barbarische Sitten entkräften wollen. Auf das Costume, welches unsern tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perserinnen des Aeschylus sein; und die Ursache, warum sie sich so wenig an das Costume binden zu dürfen glaubten, ist aus der Absicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich itzt gerade am wenigsten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimische Sitten auch in der Tragödie zuträglicher sein würden, als fremde: so setze ich schon als unstreitig voraus, daß sie es wenigstens in der Komödie sind. Und sind sie das, glaube ich wenigstens, daß sie es sind: so kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Absicht derselben mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders, als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche so besondere griechische und römische Sitten so innig verwebet sind, umzuschaffen. Das Beispiel erhält seine Kraft nur von seiner innern Wahrscheinlichkeit, die jeder Mensch nach dem beurtheilet, was ihm selbst am gewöhnlichsten ist. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erst mit Mühe in fremde Umstände versetzen müssen. Aber es ist auch keine leichte Sache mit einer solchen Umschaffung. Je vollkommner die Fabel ist, desto weniger läßt sich der geringste Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und schlimm, wenn man sich sodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verstande umzuschaffen.

Das Stück heißt „die Brüder," und dieses bei dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, sondern auch die beiden jungen Leute, Aeschinus und Ktesipho, sind Brüder. Demea ist dieser Beider Vater; Micio hat den einen, den Aeschinus, nur an Sohnesstatt angenommen. Nun begreife ich nicht, warum unserm Verfasser diese Adoption mißfallen. Ich weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch itzt gebräuchlich, und vollkommen auf dem nämlichen Fuß gebräuchlich ist, wie sie es bei den Römern war. Demohngeachtet ist er davon abgegangen: bei ihm sind nur die zwei Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach seiner Art erziehet. Aber desto besser! wird man vielleicht sagen. So sind denn auch die zwei Alten wirkliche Väter, und das Stück ist wirklich eine Schule der Väter, d. i. solcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht solcher, die sie freiwillig zwar übernommen, die sich ihrer aber schwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eignen Gemächlichkeit bestehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wol! Nur Schade, daß durch Auflösung dieses einzigen Knoten, welcher bei dem Terenz den Aeschinus und Ktesipho unter sich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater verbindet, die ganze Maschine aus einander fällt und aus Einem allgemeinen Interesse zwei ganz verschiedene entstehen, die blos die Convenienz des Dichters, und keineswegs ihre eigene Natur zusammen hält!

Denn ist Aeschinus nicht blos der angenommene, sondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea sich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich so nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verziehet, geschähe es auch in der besten Absicht von der Welt, so habe ich Recht, diesem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher, beim Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn ist, wenn es der eigene Sohn des Verziehers ist, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich diesen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder ist, ihn öfters und ernstlich warne? Unser Verfasser setzt den Demea aus dem Verhältnisse, in welchem er bei dem Terenz stehet, aber er läßt ihm die nämliche Ungestümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja, bei ihm schimpfet und tobet Demea noch weit ärger, als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an seines Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben muß." Wenn ihm nun aber dieser antwortete: „Du bist nicht klug, mein lieber Bruder, wenn du glaubest, du könntest an meinem Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube ist und bleibt, so wird, wie das Unglück, also auch der Schimpf nur meine sein. Du magst es mit deinem Eifer wol gut meinen, aber er geht zu weit; er beleidiget mich. Falls du mich nur immer so ärgern willst, so komm mir lieber nicht über die Schwelle! u. s. w." Wenn Micio, sage ich, dieses antwortete: nicht wahr, so wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht so antworten? Ja, müßte er wol eigentlich nicht so antworten?

Wie viel schicklicher eifert Demea beim Terenz. Dieser Aeschinus, den er ein so liederliches Leben zu führen glaubt, ist noch immer sein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindesstatt angenommen. Und dennoch bestehet der römische Micio weit mehr auf seinem Rechte, als der deutsche. Du hast mir, sagt er, deinen Sohn einmal überlassen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig ist;

— — — — — nam ambos curare, propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —

Diese versteckte Drohung, ihm seinen Sohn zurück zu geben, ist es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß sie alle väterlichen Empfindungen bei ihm unterdrücken soll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nämlichen Vorwürfe zu machen: aber er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er seinen Sohn nicht gänzlich will verderben lassen. Kurz, der Demea des Terenz ist ein Mann, der für das Wohl dessen besorgt ist, für den ihm die Natur zu sorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weise, aber die Weise macht den Grund nicht schlimmer. Der Demea unsers Verfassers hingegen ist ein beschwerlicher Zänker, der sich aus Verwandtschaft zu allen Grobheiten berechtiget glaubt, die Micio auf keine Weise an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Acht und neunzigstes Stück.

Den 8. April 1768.

Eben so schielend und falsch wird durch Aufhebung der doppelten Brüderschaft auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutschen Aeschinus, daß er „vielmals an den Thorheiten des Ktesipho Antheil nehmen zu müssen geglaubt, um ihn, als seinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreißen." Was Vetter? Und schickt es sich wol für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „Ich billige deine hierbei bezeigte Sorgfalt und Vorsicht; ich verwehre dir es auch inskünftige nicht?" Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das sollte er ihm verwehren. „Suche deinen Vetter," müßte er ihm höchstens sagen, „so viel möglich von Thorheiten abzuhalten: wenn du aber findest, daß er durchaus darauf besteht, so entziehe dich ihm; denn dein guter Name muß dir werther sein, als seiner."

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmet:

— — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
Qui omnia sibi post putarit esse prae meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorem et peccatum in se transtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen gesetzt wissen. Zwar ist es wahr, daß unser Verfasser seinem Aeschinus die Thorheit überhaupt zu ersparen gewußt hat, die der Aeschinus des Terenz für seinen Bruder begehet. Eine gewaltsame Entführung hat er in eine kleine Schlägerei verwandelt, an welcher sein wohlgezogner Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er sie gern verhindern wollen. Aber gleichwol läßt er diesen wohlgezognen Jüngling für einen ungezognen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wol auf irgend eine Weise gestatten, daß dieser ein Kreatürchen, wie Citalise ist, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus seines Vaters? unter die Augen seiner tugendhaften Geliebten? Es ist nicht der verführerische Damis, diese Pest für junge Leute, desswegen der deutsche Aeschinus seinem liederlichen Vetter die Niederlage bei sich erlaubt: es ist die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zusammen! Wie richtig und nothwendig ist da auch die geringste Kleinigkeit motiviret! Aeschinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hause, in das sich sein Bruder verliebt hat. Aber er thut das, weniger um der Neigung seines

Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit diesem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt: und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber sein Vaterland verlassen, als den Gegenstand seiner Liebe aus den Augen verlieren. Noch erfährt Aeschinus zu rechter Zeit diesen Entschluß. Was soll er thun? Er bemächtiget sich in der Geschwindigkeit des Mädchens und bringt sie in das Haus seines Oheims, um diesem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen ist zwar entführt, aber sie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt sie auch ohne Anstand, und freuet sich nicht sowol über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde siehet, und über das Vertrauen, welches sie auf ihn dabei setzen wollen. Das Größte ist geschehen; warum sollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen.

— — — Argentum adnumeravit illico:
Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Ktesipho das Mädchen gekauft, warum soll er ihm nicht verstatten, sich in seinem Hause mit ihr zu vergnügen? Da ist nach den alten Sitten nichts, was im geringsten der Tugend und Ehrbarkeit widerspräche?

Aber nicht so in unsern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendste gemißbraucht. Anfangs ohne sein Wissen, und endlich gar mit seiner Genehmigung. Citalise ist eine weit unanständigere Person, als selbst jene Psaltria; und unser Ktesipho will sie gar heirathen. Wenn das der Terenzische Ktesipho mit seiner Psaltria vorgehabt hätte, so würde sich der Terenzische Micio sicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Citalisen die Thüre gewiesen und mit dem Vater die kräftigsten Mittel verabredet haben, einen sich so sträflich emancipirenden Burschen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt ist der deutsche Ktesipho von Anfange viel zu verderbt geschildert, und auch hierin ist unser Verfasser von seinem Muster abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grausen, wo er sich mit seinem Vetter über seinen Vater unterhält.

Leander. Aber wie reimt sich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater schuldig bist?

Lycast. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wol nicht von mir verlangen.

Leander. Er sollte sie nicht verlangen?

Lycast. Nein, gewiß nicht! Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es sagen wollte.

Leander. Unmenschlicher Sohn! Du bedenkst nicht, was du sagst. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So sprichst du itzt, da du ihn noch leben siehst. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycast. Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geschehen würde. Auf allen Fall würde ich wol auch sogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht besser machen. Er spricht ja fast täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärest!" Heißt das Liebe? Kannst du verlangen, daß ich ihn wieder lieben soll?

Auch die strengste Zucht müßte ein Kind zu so unnatürlichen Gesinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer aus irgend einer Ursache fähig ist, verdienet nicht anders, als sklavisch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausschweifenden Sohnes gegen den strengen Vater annehmen sollen: so müssen Jenes Ausschweifungen kein grundböses Herz verrathen; es müssen nichts als Ausschweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtsamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens sein. Nach diesem Grundsatze haben Menander und Terenz ihren Ktesipho geschildert. So streng ihn sein Vater hält, so entfährt ihm doch nie das geringste böse Wort gegen denselben. Das einzige, was man so nennen könnte, macht er auf die vortrefflichste Weise wieder gut. Er möchte seiner Liebe gern wenigstens ein Paar Tage ruhig genießen; er freuet sich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land, an seine Arbeit ist; und wünscht, daß er sich damit so abmatten, — so abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein rascher Wunsch! aber man sehe, mit welchem Zusatze:

— — — — — — utinam quidem
Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht schaden! — So recht! so recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böse, das du begehst, wird nicht sehr böse sein! Du hast einen strengern Aufseher in dir, als selbst dein Vater ist! — Und so sind mehrere Züge in der Scene, aus der diese Stelle genommen ist. Der deutsche Ktesipho ist ein abgefeimter Bube, dem Lügen und Betrug sehr geläufig sind: der römische hingegen ist in der äußersten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er seine Abwesenheit bei seinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? Sy. Nilne in mentem venit? Ct. Nunquam quicquam. Sy. Tanto nequior.
Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? Ct. Sunt, quid postea?
Sy. Hisce opera ut data sit. Ct. Quae non data sit? Non potest fieri!

Dieses naive, aufrichtige: quae non data sit! Der gute Jüngling sucht einen Vorwand; und der schalkische Knecht schlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

Neun und neunzigstes Stück.

Den 12. April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns seinen Ktesipho am Ende des Stücks beschämt, und durch die Beschämung auf dem Wege der Besserung zu zeigen. Wol aber mußte dieses unser Verfasser thun. Nur fürchte ich, daß der Zuschauer die kriechende Reue und die furchtsame Unterwerfung eines so leichtsinnigen Buben nicht für sehr aufrichtig halten kann. Ebenso wenig, als die Gemüthsänderung seines Vaters. Beider Umkehrung ist so wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, sein Stück schließen zu müssen, und die Verlegenheit, es auf eine bessere Art zu schließen, ein wenig zu sehr darin empfindet. — Ich weiß überhaupt nicht, woher so viele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stücks entweder bestraft werden oder sich bessern müsse. In der Tragödie möchte diese Regel noch eher gelten; sie kann uns da mit dem Schicksale versöhnen und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft sie nicht allein nichts, sondern sie verdirbt vielmehr vieles. Wenigstens macht sie immer den Ausgang schielend und kalt und einförmig. Wenn die verschiednen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur diese Handlung zu Ende bringen, warum sollen sie nicht bleiben, wie sie waren? Aber freilich muß die Handlung sodann in etwas mehr, als in einer bloßen Collision der Charaktere, bestehen. Diese kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieser Charaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat, als sie, nähert sich nicht sowol seinem Ziele, sondern schläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Collision, die Handlung mag sich ihrem Ende nähern, so viel als sie will, dennoch gleich stark fortdauert: so begreift man leicht, daß das Ende ebenso lebhaft und unterhaltend sein kann, als die Mitte nur immer war. Und das ist gerade der Unterschied, der sich zwischen dem letzten Akte des Terenz und dem letzten unsers Verfassers befindet. Sobald wir in diesem hören, daß der strenge Vater hinter die Wahrheit gekommen: so können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es ist der fünfte Akt. Er wird anfangs poltern und toben; bald darauf wird er sich besänftigen lassen, wird sein Unrecht erkennen und so werden wollen, daß er nie wieder zu einer solchen Komödie den Stoff geben kann: desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird sich zu bessern versprechen; kurz, Alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich sehen, der in dem fünften Akte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue ist längst zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß sie zu Ende ist. Keiner verändert sich, sondern jeder schleift nur dem andern ebenso viel ab, als nöthig ist, ihn gegen den Nachtheil des Excesses zu verwahren. Der freigebige Micio wird durch das Manoeuvre des geizigen Demea dahin gebracht, daß er selbst das Uebermaß in seinem Bezeigen erkennet und fragt:

Quod proluvium? quae istaec subita est largitas?

So wie umgekehrt der strenge Demea durch das Manoeuvre des nachsichtsvollen Micio endlich erkennet, daß es nicht genug ist, nur immer zu tadeln und zu bestrafen, sondern es auch gut sei, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher

unser Verfasser sich, gleichfalls zu seinem eigenen Nachtheile, von seinem Muster entfernt hat.

Terenz sagt es selbst, daß er in die Brüder des Menander eine Episode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und so seine Brüder zusammen gesetzt habe. Diese Episode ist die gewaltsame Entführung der Psaltria durch den Aeschinus: und das Stück des Diphilus hieß „die mit einander Sterbenden."

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula — —
— — eum hic locum sumpsit sibi
In Adelphos — — —

Nach diesen beiden Umständen zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführet haben, die fest entschlossen waren, lieber mit einander zu sterben, als sich trennen zu lassen: und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geschlagen und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entschluß, mit einander zu sterben, hat Terenz in den bloßen Entschluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um sie zu verlassen, gemildert. Donatus sagt dieses ausdrücklich: Menander mori illum voluisse singit, Terentius fugere. Aber sollte es in dieser Note des Donatus nicht Diphilus anstatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieses schon angemerkt hat. Denn der Dichter, wie wir gesehen, sagt es ja selbst, daß er diese ganze Episode von der Entführung nicht aus dem Menander, sondern aus dem Diphilus entlehnet habe; und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben sogar seinen Titel.

Indeß muß freilich, anstatt dieser von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menander eine andere Intrigue gewesen sein, an der Aeschinus gleicher Weise für den Ktesipho Antheil nahm, und wodurch er sich bei seiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung so glücklich beschleunigte. Worin diese eigentlich bestanden, dürfte schwer zu errathen sein. Sie mag aber bestanden haben, worin sie will: so wird sie doch gewiß ebenso wol gleich vor dem Stücke vorhergegangen sein, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch sie muß es gewesen sein, wovon man noch überall sprach, als Demea in die Stadt kam; auch sie muß die Gelegenheit und der Stoff gewesen sein, worüber Demea gleich anfangs mit seinem Bruder den Streit beginnet, in welchem sich Beider Gemüthsarten so vortrefflich entwickeln.

— — Nam illa, quae antehac facta sunt
Omitto: modo quid designavit? —
Fores effregit, atque in aedes irruit
Alienas — — — — — — — —
— — clamant omnes, indignissime
Factum esse. Hoc advenienti quot mihi, Micio,
Dixere? in ore est omni populo —

Nun habe ich schon gesagt, daß unser Verfasser diese gewaltsame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch seine guten Ursachen dazu gehabt haben; wenn er nur diese Schlägerei selbst nicht so spät hätte geschehen lassen. Auch sie sollte und müßte das sein, was den strengen Vater aufbringt. So aber ist er schon aufgebracht, ehe sie geschieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringsten Anlaß. Er sagt zwar: „Alle Leute reden von der schlechten Aufführung deines Sohnes: ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt setzen, so höre ich mein blaues Wunder." Aber was denn die Leute eben itzt reden; worin das blaue Wunder bestanden, das er eben itzt gehört, und worüber er ausdrücklich mit seinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unser Verfasser hätte den Umstand, der den Demea in Harnisch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht versetzen müssen! Wenigstens, wenn er ihn versetzen wollen, hätte er den Demea im ersten Akte seine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart seines Bruders nur nach und nach müssen äußern, nicht aber auf einmal herausplatzen lassen. —

Möchten wenigstens nur diejenigen Stücke des Menander auf uns gekommen sein, welche Terenz genutzet hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenders denken, als eine Vergleichung dieser griechischen Originale mit den lateinischen Kopien sein würde.

Denn gewiß ist es, daß Terenz kein bloßer sklavischer Uebersetzer gewesen. Auch da, wo er den Faden des Menandrischen Stückes völlig beibehalten, hat er sich noch manchen kleinen Zusatz, manche Verstärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verschiedne Donatus in seinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß sich Donatus immer so kurz, und öfters so dunkel darüber ausdrückt (weil zu seiner Zeit die Stücke des Menander noch selbst in jedermanns Händen waren), daß es schwer wird, über den Werth oder Unwerth solcher Terenzischen Künsteleien etwas Zuverlässiges zu sagen. In den Brüdern findet sich hiervon ein sehr merkwürdiges Exempel.

Hundertstes Stück.

Den 15. April 1768.

Demea, wie schon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lektion nach seiner Art geben. Er stellt sich lustig, um die Andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er spielt den Freigebigen, aber nicht aus seinem, sondern aus des Bruders Beutel; er möchte diesen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende sagen zu können: „Nun sieh, was du von deiner Gutherzigkeit hast!" So lange der ehrliche Micio nur von seinem Vermögen dabei zusetzt, lassen wir uns den hämischen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther gar ein, den guten Hagestolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich sehen, daß es Ernst damit wird, daß sich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernsthaften Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, so wissen wir kaum mehr, auf wen wir unzgehaltner sein sollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio.

Demea. Ja wol ist das mein Wille! Wir müssen von nun an mit diesen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müssen ihnen auf alle Weise aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeschinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es schickt sich auch nicht anders für uns. — Denn erst ist sie seiner Frauen Mutter — Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu sagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren ist sie auch. Micio. Ja wol.

Demea. Kinder kann sie schon lange nicht mehr haben. Dazu ist niemand, der sich um sie bekümmerte; sie ist ganz verlassen. Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. Und du (zum Aeschinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? sie heirathen? Demea. Du! Micio. Ich?

Demea. Du! wie gesagt, du! Micio. Du bist nicht klug.

Demea. (zum Aeschinus) Nun zeige, was du kannst! Er muß! Aeschinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannst ihm noch folgen?

Demea. Du sträubest dich umsonst: es kann nun einmal nicht anders sein. Micio. Du schwärmst.

Aeschinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Rasest du? Geh!

Demea. O, so mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Bist du wol bei Verstande? Ich, in meinem fünf und sechzigsten Jahre noch heirathen? Und ein altes, verlebtes Weib heirathen? Das könnet ihr mir zumuthen?

Aeschinus. Thu es immer; ich habe es ihnen versprochen.

Micio. Versprochen gar? — Bürschchen, versprich für dich, was du versprechen willst!

Demea. Frisch! Wenn es nun etwas Wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas Wichtigers sein könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeschinus. Sei uns nicht zuwider!

Demea. Fort, versprich!

Micio. Wie lange soll das währen?

Aeschinus. Bis du dich erbitten lassen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun dann; — ob ich es zwar sehr unrecht, sehr abgeschmackt finde; ob es sich schon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimet: — weil ihr doch so sehr darauf besteht; es sei!

„Nein," sagt die Kritik; „das ist zu viel! Der Dichter ist hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu seiner Rechtfertigung sagen könnte, wäre dieses, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen.

Doch Micio hat sich bis dahin so liebenswürdig bewiesen, er hat so viel Verstand, so viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß diese seine letzte Ausschweifung wider alle Wahrscheinlichkeit ist und den feinern Zuschauer nothwendig beleidigen muß. Wie gesagt also: der Dichter ist hier zu tadeln, auf alle Weise zu tadeln!"

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue englische Uebersetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückschieben, und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweisen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit seines Originals in dieser Stelle wenigstens sehr gemildert habe. Donatus sagt nämlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius ἐνρητικῶς.

„Es ist sehr sonderbar," erklärt sich Colmann, „daß diese Anmerkung des Donatus so gänzlich von allen Kunstrichtern übersehen worden, da sie, bei unserm Verluste des Menander, doch um so viel mehr Aufmerksamkeit verdienet. Unstreitig ist es, daß Terenz in dem letzten Akte dem Plane des Menander gefolgt ist: ob er nun aber schon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheirathen, angenommen, so lernen wir doch vom Donatus, daß dieser Umstand ihm selber anstößig gewesen, und er sein Original dahin verbessert, daß er den Micio alle den Widerwillen gegen eine solche Verbindung äußern lassen, den er in dem Stücke des Menander, wie es scheinet, nicht geäußert hatte."

Es ist nicht unmöglich, daß ein römischer Dichter nicht einmal etwas besser könne gemacht haben, als ein griechischer. Aber der bloßen Möglichkeit wegen möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meinet also, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen so viel, als: beim Menander sträubet sich der Alte gegen die Heirath nicht. Aber wie, wenn sie das nicht hießen? Wenn sie vielmehr zu übersetzen wären: beim Menander fällt man dem Alten mit der Heirath nicht beschwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heißen, aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichsam als ein Deponens gebraucht: in dieser aber ist es ja wol das eigentliche Passivum, und kann also meine Auslegung nicht allein leiden, sondern vielleicht wol gar keine andere leiden, als sie.

Wäre aber dieses: wie stünde es dann um den Terenz? Er hätte sein Original so wenig verbessert, daß er es vielmehr verschlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung des Micio, durch die Weigerung desselben, nicht gemildert, sondern sie selber erfunden. Terentius εὑρητικῶς! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her ist!

Hundert und erstes, zweites, drittes und viertes Stück.

Den 19. April 1768.

Hundert und erstes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieser Blätter nur aus hundert Stücken bestehen zu lassen. Zwei und funfzig Wochen, und die Woche zwei Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum sollte, unter allen Tagewerken, dem einzigen wöchentlichen Schriftsteller kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: ist ja so wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publico, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück versprochen. Ich werde die guten Leute schon nicht zu Lügnern machen müssen.

Die Frage ist nur, wie fange ich es am besten an? — Der Zeug ist schon verschnitten: ich werde einflicken oder recken müssen. — Aber das klingt so stümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen sollen: die Gewohnheit der Schauspieler, auf ihre Hauptvorstellung ein kleines Nachspiel folgen zu lassen. Das Nachspiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringsten Verbindung zu stehen. — So ein Nachspiel dann mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz ersparen wollte.

Erst ein Wort von mir selbst! Denn warum sollte nicht auch ein Nachspiel einen Prolog haben dürfen, der sich mit einem Poëta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfienge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wol nützlich sein könnte. — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgiltig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu sein glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wol hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillfürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle ersten Gedanken, als De la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen, noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als jedermanns erste Gedanken: und mit jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.

— Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen, oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheinet, so faulen Arbeiter macht, selbst das an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bei mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen. — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade,

als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführet worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bei mir: wenigstens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere itztlebenden Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludewigs des Vierzehnten oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführet worden: das würden sie bei mir gesucht und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas Anderes; aber doch, denke ich, nichts Schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowol des Dichters, als des Schauspielers hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug: aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kömmt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheinet, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Kritik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bei dieser ist freilich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum, und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik, uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübet, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wol, so wie der Maler sich von niemandem gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde, als ein Fisch.

Aber man kann studieren, und sich tief in den Irrthum hinein studieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als Alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich Alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, ebenso viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wol gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fieng man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf losgearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener sein lassen, als den Wahn von der

Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders, als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hat.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wol, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverläßig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne für unsere kritischen Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle! —

Und mit diesem Uebergange — sinnreicher muß er nicht sein, — mag denn der Ton des ernsthaftern Prologs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wozu ich diese letztern Blätter bestimmte. Wer hätte mich auch sonst erinnern können, daß es Zeit sei, dieses Nachspiel anfangen zu lassen, als eben der Hr. *Stl.*, welcher in der deutschen Bibliothek des Herrn Geheimraths *Klotz* den Inhalt desselben bereits angekündiget hat?

Aber was bekömmt denn der schnackische Mann in dem bunten Jäckchen, daß er so dienstfertig mit seiner Trommel ist? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür versprochen hätte. Er mag wol blos zu seinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weiß, wo er Alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muß einen Wahrsagergeist haben, trotz der Magd in der Apostelgeschichte. Denn wer hätte es ihm sonst sagen können, daß der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken können, warum ich der einen Schauspielerin eine *sonore* Stimme beigelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben: folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebietenden Herren, die Journalisten und Zeitungsschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen: wer kann wider sie bestehen?

„Ich würde," schreibt dieser Hr. *Stl.* aus Eingebung seines Kobolts, „auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschließen könnte."

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten *Stl.* hier eingeblasen. Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber, das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für sie: wenigstens der rechtschaffenen Männer unter ihnen: und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr *Stl.*, Ihrem Kobolte also nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiß des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, daß die Sache selbst darüber vergessen wird, als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Vergebung bitte.

Es ist die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß diese Hoffnung fehl schlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge ebenso gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; und es wird sich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führet und mir zeiget, was für einen *periodischen Nutzen* ich einem solchen *periodischen Blatte* hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden: und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wol gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgiltig sein! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit sein, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Undienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei ans Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers ebenso ins Stecken geriethe, und es wol gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publico ein sonderbares Complot zu denunciren. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihilfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere), das Selbstverlegen zu verwehren und ihnen ohne Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretenen Herren Buchhändler, welche wol eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zu Unterstützung dieses Vorhabens eine Kasse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst noch nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Kasse desgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag bestens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir der ersten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu stören anfange. So viel versichern wir sowol, als die noch zutretenden Herren Mitkollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken

werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam sein, sobald jemandem von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denjenigen Herren Buchhändlern von unsrer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Kasse eine ansehnliche Vergütung widerfahren zu lassen nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihilfe gutgesinnter Herrn Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Oster-Messen selbst nach Leipzig; wo nicht, so werden wir doch desfalls Kommission geben. Wir empfehlen uns deren guten Gesinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitkollegen

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beifall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt." Das möchte sein; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbst-Verlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wol das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbst-Verlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten sein? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung." Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wenn ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Vertheidigung beifügen, — wenn anders eine Vertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug sein kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen: selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennutz sei, der mich so warm gegen sie sprechen lassen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von diesen macht seinen coup de main für sich: Dodsley und Compagnie aber wollen bandenweise rauben.

Das Beste ist, daß ihre Einladung wol von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnitzische Project auszuführen.

Ueber Meusels Apollodor.

„Bibliothek des Apollodor. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Meusel. Nebst einer Vorrede von Herrn Klotz. Halle bei Curt. 1768. in 8. 13 Bogen."

„Alles," belieben der Herr geheime Rath Klotz sich gleich zu Anfange Ihrer Vorrede auszudrücken, „Alles, was ich von der Güte und Treue dieser Uebersetzung sagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfassers unnöthig gemacht. Diese sind wegen ihrer starken Empfehlungen, die sie von der Belesenheit, dem Geschmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieser Arbeit Bürge." Gewiß, wir müssen uns schämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meusel ganz und gar nicht bekannt sind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig gewesen, für den Ruhm seines Freundes und für unsere Unwissenheit ein wenig mehr zu sorgen! Hätte er uns doch nur einige von diesen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu sehr auf sein Wort, als daß wir würden angestanden haben, die gegenwärtige Uebersetzung lediglich nach diesen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir sie nur aus sich selbst beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußersten Verlegenheit, unser Urtheil mit seinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: Auf der 10. Seite dieses verdeutschten Apollodor heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte sich mit der Merope, einer Tochter des Oenopion. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede gieng, einen Knaben raubte, ihn auf seine Schultern setzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenstrahlen erhitzt, sein Gesicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion." Aus der Uebersetzung ist, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von seinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das schielende, nachläßige Deutsch ist der geringste Fehler. So leicht Apollodor schreibt (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechischen Sprache mit zuerst), so wenig hat ihn Hr. Meusel doch öfters verstanden; und diese einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor sagt nicht, daß Orion sich mit der Merope vermählt habe; ἐμνηστεύσατο heißt blos: er hielt um sie an, er suchte sie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte sich Oenopion dazu erst betrinken müssen? sondern Oenopion machte den Orion betrunken, und so blendete er ihn; μεθυσας ist hier von μεθυσκω, ich mache betrunken, nicht von μεθυω, ich bin betrunken; und Herr Meusel hätte wol wissen können, daß jenes Tempora von diesem entlehnet. 3) Nachdem Orion das Gesicht wieder erlangt hatte, kam er nicht blos eilends wieder zum Oenopion, sondern Apollodor sagt: ἐπι τον Οἰνοπιωνα ἐσπευδεν, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, sich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie gesagt, die Uebersetzung des Hrn. Meusel nicht nach seinen eignen Schriften beurtheilen: wehe ihm, wenn man seine eignen Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbesondere etwas zu erwähnen, ist nicht nöthig. Sie ist, wie Alles, was dieser große Gelehrte schreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodor über das Homerische Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, setzt er hinzu: „Ich stelle mir vor (wer in der Welt hätte sich so etwas vorstellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!), als ob die alte Erdbeschreibung dadurch gewonnen haben würde." Voller Verwunderung rufen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verschiedene Bauart aller der Schiffe so viel verschiedener Völker in seinem Werke untersucht und etwa aus geschnittenen Steinen erläutert haben sollte, das ist uns selbst nie wahrscheinlich vorgekommen; ob wir schon dabei bekennen, daß wir uns schwerlich getrauet haben dürften, eben dieselbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath seine Leser überrascht.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραστιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.
Ωριγενης. κ. K.

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe; ein andres: erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wol unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem, von so langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitige Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen, göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,“ die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18. Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre, meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen“ ist nicht allzuwol gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, ἐκ πολλων μεν ἀλλων, und also aus der Erzählung der Evangelisten, wol mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen, augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen, unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriret werden; aber demohngeachtet müsse man sie ebenso fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich: Wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun: Wenn sie nur ebenso zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts, als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens: Was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im Geringsten etwas anders, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein Andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im Geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir Alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem, dauerhaftem Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht! Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebenso wol auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle

meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: Aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr, als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr, als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können;"

So ist auch das, leider, nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige, breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts, als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers, als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt: dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte, — sondern blos an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche, mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) — leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein **könne**? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament; aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum. *Hieronymus.*

Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen: aber man sieht es diesem Bogen auch an. Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe: Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind, die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel? Er. Lasse gelehrt!

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihre Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen **Grabius** und **Fabricius** vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch Alles ein Buch sein?

Er. Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen. Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem **Abdias**, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — **Hieronymus** hat sie uns aufbehalten in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach! — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden. Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken? Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er. Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben **könne**: daß er schlafe, nicht todt sei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmälig sichtbar Johannis reine Seele von dem ebenso reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr **tragen**. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studieret mag gewesen sein.

Ich. Lieben Sie das Studierte? Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche? Ich. **Kinderchen, liebet euch!**

Er. Wenig und gut. Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen **konnte**, als **Kinderchen, liebet euch!** gefiel dieses **Kinderchen, liebet euch!** ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur, als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem **Kinderchen, liebet euch!** beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht blos nur so wenig sagen **konnte**; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen **wollte**; ward das **Kinderchen, liebet euch!** so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das Nämliche? Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: **Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.** —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis? Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich. Im Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wol Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Ioanne sententiam. Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O, die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wol sein. — Gleichwol glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis. Er. Hm! Ich. Kinderchen, liebet euch!

Er. Ja! ja! Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden. Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wol. Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von Sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewissen Leute sprechen? Er. Wenn Sie Sich fühlen.

Ich. Aber ich versteh Sie auch wol nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein. Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anders das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen. Ich. Und wie Ja?

Er. In sofern nur das wahre, christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wol das Schwerere sein? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen. Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft, noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: Ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwol die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wol. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Ich. Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift, wie der Teufel.

Hieronymus.

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli, diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Ioanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Parabel.

——— qua facilem ori paret holum.

Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn Viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe; wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche, blos durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, Sich über die beigefügte Bitte nicht blos als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären rc.

Die Parabel.

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem Alle um sich versammelt hatte, die er als Gehilfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur; denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel, vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallast stand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckigen Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wol schicklicher wäre, und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Pallastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Pallastes herschreiben sollten: und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut, als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen; für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch Andere darauf zu schwören, bald beredete, bald zwang.

Nur Wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer; sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Pallast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Pallastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Pallastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einstmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowol beigelegt, als eingeschlummert war, — einstmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte jeder. „Der Pallast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet."

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo anstatt dem Pallaste zu Hilfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Pallast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar; hier! — Wo denkt ihr Beide hin? Er brennt hier! — Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösche ihn hier, wer da will! Ich lösch ihn hier nicht. — Und ich hier nicht. — Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein andres ist ein Pastor; ein andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind, — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen; und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht: ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist: so zeige ich es an. Vors erste in unsern Katalogen; und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgiltig dabei, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarischen Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich, als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern: aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Konstantinopel, mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des Letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zwei tausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zwei hundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen, allmähligen Schritt: und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebenso wol sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius, von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wol verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich los zu arbeiten, endlich sagt, wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen: wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern, von außen unmerklichen

Schadens, an welchem ebenso wol der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich; dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf diese Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwol kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig: Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann! Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils ebenso fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte, überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so, wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Banner wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61.—63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack, noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt: und auf einmal im 61. Stücke ist Lessing namentlich hinten und vorne; muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen: und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps erklären würden."

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Seite blos, um es bei der itztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben, für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der lutherischen Kirche weniger gut meinet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie, mit stillschweigendem Beifall, von ungewaschenen, auch wol treulosen Händen die Seite des lutherischen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude hier nicht stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O, daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich; und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeußerung, Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie, noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurückhalten will, möchte der Andere übereilen: so daß der eine mehr die Absichten des Andern beförderte, als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige

andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen: so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz! Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich schreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Goeze im Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich, wie lauter Axiome, dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er beruhiget wol hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese, ohne Ausnahme, ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte? „wie der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induktion entstanden; und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfassung zu machen nur im Stande gewesen.

Nun, so führe man diese Induktion erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wissen wol, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht: so bring es, damit ich es auch kennen lerne; und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Kapelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit! Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur; und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne: so darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle älteren Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich bedauere alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf: und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, das dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie Andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit sein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3. meiner Sätze anfangen müssen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um Alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze," antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden

geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört: so enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wol nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn sein und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion; und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun; der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung, noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wol von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz, die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er, durch seinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben, aber sie machen doch, daß nun nicht Alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenso gewiß sein müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten: sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von ebenso wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4).

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit! Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so Viele widersprechen! So viele, die auch Christen sein wollen, und Christen sind. Freilich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen: freilich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst Lutherische Christen, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder," sagt er, „dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich, anstatt des Mehrern, irgend ein ander Subjekt setze, von welchem das nämliche doppelte Prädikat zu gelten scheinet. Z. E. „Das moralisch Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das erste: so ist es ebenso göttlich, und also ebenso gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, ebenso verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten ebenso unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarten Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine inneren Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt ich das, und sonst noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht sowol durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wol unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm: hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowol in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebenso wol von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen.

Eine andere Konstruktion giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn; und diese Konstruktion ist ebenso grammatisch, mit dem Zusammenhange ebenso übereinstimmend, hat ebenso viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten Lutherschen Dogmatiken gebilligte Konstruktion: daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowol diese, als jene befolgt. Er hat kein και gelesen; und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind daß Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren soll: warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.

andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen: so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz! Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.
Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich schreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Goeze im Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich, wie lauter Axiome, dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er beruhiget wol hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese, ohne Ausnahme, ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte? „wie der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induktion entstanden; und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfassung zu machen nur im Stande gewesen.

Nun, so führe man diese Induktion erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wissen wol, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht: so bring es, damit ich es auch kennen lerne; und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Kapelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit! Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur; und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne: so darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle älteren Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich bedauere alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf: und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, das dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie Andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit fein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3. meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um Alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze," antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden

geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört: so enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wol nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn sein und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion; und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun; der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung, noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wol von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz, die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er, durch seinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben, aber sie machen doch, daß nicht Alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenso gewiß sein müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten: sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von ebenso wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4).

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit! Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so Viele widersprechen! So viele, die auch Christen sein wollen, und Christen sind. Freilich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen: freilich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst Lutherische Christen, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder," sagt er, „dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich, anstatt des Mehrern, irgend ein ander Subjekt setze, von welchem das nämliche doppelte Prädikat zu gelten scheinet. Z. E. „Das moralisch Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das erste: so ist es ebenso göttlich, und also ebenso gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, ebenso verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten ebenso unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarten Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine inneren Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt ich das, und sonst noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht sowol durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wol unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm: hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowol in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebenso wol von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen.

Eine andere Konstruktion giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn; und diese Konstruktion ist ebenso grammatisch, mit dem Zusammenhange ebenso übereinstimmend, hat ebenso viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten Lutherschen Dogmatiken gebilligte Konstruktion: daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowol diese, als jene befolgt. Er hat kein και gelesen; und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren soll: warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich sie, in sofern sie beides enthält, in sofern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne; und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des H. Geistes sich ebenso wol an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses, als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus, wirksam erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen den Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute Lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußstapfen zu treten?

IV. (2.)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst: so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Herrn Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung: so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße es nicht das Eine sowol, als das Andre, Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere: so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten, nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sei noch so klein: so kann der Einwurf aber doch nur diesen kleinen Umstand betreffen; und das, was der Herr Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß), enthält doch wol die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wol auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte: könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Klasse von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Herr Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott ebenso wenig einzugeben, oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen standen! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht: so brauche sie ein Anderer besser; und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5.)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6.)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses," sagt der Herr Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen." — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene; daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen setzt: „War denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?"

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen, welche Absicht der folgende Satz enthält. Das wollen wir sehen!

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun; blos, um mich zu belehren, blos den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinden wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war, als durch Schriften," fieng der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten? oder fieng er früher an? Fieng er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fieng hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowol getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, so lange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorhergehenden, vorausgeschickt habe. In der Folge nämlich:

VII. (7).

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir

itzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen: so muß sie ja wol ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich, geoffenbaret worden, und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachsen sei. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern blos gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde: und sollte itzt für uns nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein andres, will er, sei die Wahrheit der Religion; und ein andres unsere Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion," sagt er, „beruhet allerdings auf sich selbst; sie bestehet auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, und auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein, unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften." Aber wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch nothwendig —), wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sei immer wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen: Fakta erweisen, das können Bücher; und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde," fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wol eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben sein?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte; geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließ Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebenso wol die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle anderen Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hilfe wir schwerlich wol die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hilfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß, theils vollständiger, theils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter!

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre, und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie, oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wol nicht für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn," sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwol noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist; so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen? oder zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit

seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt, „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?“ und er sich selbst darauf antwortet, „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel,“ muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren, mit dem Zusatze: daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein ebenso wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik, noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik, noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arzenei mit sammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gienge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurück sehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er fühle, was Andere sich zu denken begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Lutherischer Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonien des Britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er übergieng, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel; und von dem Schiffsvolke ersoff, außer der Familie des Predigers, fast Alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an Allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus, und starben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — gieng mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land, und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen, lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das deutsch sprach; und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts, als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob; und siehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte; und so orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger; einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In diesen Bretterchen, sagten sie, steht das Alles, was wir wissen. — Hat es gestanden, meine Lieben! sagte der Feldprediger. — Steht noch, steht noch! sagten sie. Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist: aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Christo.

Ehe ich weiter erzähle, Herr Pastor: Waren diese guten Leutchen wol Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe; daß sie arme sündige Geschöpfe wären; daß dieses höchste Wesen demohngeachtet, durch ein andres ebenso hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor; waren diese Leutchen Christen oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein; ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche.“ Aber, was er desfalls anführet, ist so kahl, so obenabgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur! „Von dem neunten Jahrhundert an,“ sagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte, außer wenigen Gelehrten, die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersetzungen, bis auf die Erfindung der Druckerei, in den Klöstern.“ Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen sein, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhunderte am seltensten; und so selten, daß ganz große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wol; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in Absicht auf den großen Haufen, beschaffen? War sie mehr, als ein verwandeltes Heidenthum?“ — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch itzt für nichts bessers, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch?

diese haben wir doch wol ganz dem ungehinderten, häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfieng, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten, häufigern Gebrauche der Bibel ebenso wol den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben; besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: Antithese! Antithese! Und damit haben sie Alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich, weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht blos müßig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maß meiner Sünden häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja; wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen: so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwidert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen: und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr; sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen sein müßte!

— Man höre nur! Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher den Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe." —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage erklärt, nicht blos erklären will), beweiset er ja wol genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel, —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre ebenso seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides steht. Daß es im Euklides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit sein; so viel man will. Aber ein anders ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen: aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es blos die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen; und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht blos zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu sein aufgehört habe. Doch dem sei, wie ihm wolle! Ich will hier nur Protestant sein; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin sein. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichen Teichen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren sein? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger, untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden; auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eignen Augen zusähe; jeder sein eigner Lehrer, jeder sein eigner Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß Lesen können ebenso nothwendig zur Seligkeit ist, als Getauft sein.

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß sein.

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in

Ihr theologisches Herz so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben eben diejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen *sollen*."

Ich. — *Sollen!* Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es Sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden *sollen*? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik! Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit sein! Was wäre denn *ihre* Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wol nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, ebenso lieb ist, als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht!"

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll: so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll *entdecken* so viel heißen, als zuerst bekannt machen: so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der *Welt* nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu: daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und *beweisen*! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind: so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber *beweisen* hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses ebenso wol, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion *itzt* nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher die heilige Schrift, einander als zwei verschiedne Dinge *entgegensetzen* will." —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie *itzt* von einander ganz unabhängig sein *können*. Sind denn jede zwei verschiednen Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen: ich mache daraus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wol ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowol deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er *fühlt*, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Ebenso vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurtheilet werden."

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wol bei meinem Kommando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung, als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? *Solon* war doch wol auch Gesetzgeber? Und *Solon* würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautrere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe: was antwortete er? Ὁτι οὐ τους καθαπαξ καλλιςους, ἀλλ' ὡν ἐδυναντο τους καλλιςους. „Die besten schlechterdings nun freilich nicht: aber doch die besten, deren sie fähig waren." Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des *Solon* noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Lutherischen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, das diese Schwächen auch wol keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig *fühlet*. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken *erfährt*: was kümmert es ihn, ob *Nollet* oder ob *Franklin*, oder ob keiner von beiden Recht hat?"

Doch, daß ich *auch das* geschrieben habe, läßt der Herr Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wol bleiben. Gleichwol ist nur zur Rechtfertigung eines Christen *solcher* Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem *fühlenden* Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen

einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen; besonders, wenn sie sich nur mit ihres Gleichen herumschlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Christen, und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost: wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch blos einfältiger Christ zu sein.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das Alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer sein: denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wol noch werth, mit seinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich würde,“ sagt er mit bebender Stimme, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten.“ — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Sekte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel Preis geben, um die Religion zu retten: aber welche Religion?“ — Welche? die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen sein, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wol; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt?“ Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wol mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: Wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage,“ sagt ein Mann, der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst sein sollte — „Die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig, als die vorige, ob sie echt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum blos sich selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden die Wahrheit ebenso gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, sondern blos menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, sondern betrachten sie blos als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untrügliches Gottes Wort sein, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte: und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wol möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte: ja es giebt wirklich so Denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Undchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern blos als Factum sei es gesagt: Manche alten Ketzer, die die Schriften des N. Testamentes für echt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten wol ebenso gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Betteleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen Andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Goeze kenne: so versteht er seinen Vortheil zu wol, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimaurer.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog.

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage sie auch immer sein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken, so dürfte nur noch

die Frage entstehen: warum nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sei?

Auf diese Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst!

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst du, Freund? Falk. An nichts.

Ernst. Aber du bist so still.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst. Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernst. Gewiß.

Falk. Hast du des schönen Morgens schon genug genossen, fällt dir etwas ein, so sprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen. Falk. So frage doch!

Ernst. Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer bist?

Falk. Die Frage ist eines, der keiner ist.

Ernst. Freilich! — Aber antworte mir gerader zu! — Bist du ein Freimaurer? Falk. Ich glaube es zu sein.

Ernst. Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst. Denn du wirst ja wol wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen. Ernst. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen! Ernst. Erkläre dich!

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu sein; nicht sowol, weil ich von älteren Männern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst. Und drückst dich gleichwol so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu sein!

Falk. Dieses Ausdruckes bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich jemandem gerade in den Weg stellen mag.

Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernst. Du bist aufgenommen, du weißt Alles — —

Falk. Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst. Könntest du denn aufgenommen sein, ohne zu wissen, was du weißt? Falk. Leider! Ernst. Wie so?

Falk. Weil Viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen; die Wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst. Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu sein?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebenso wol darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders sein könnten, und folglich willkürlich sind?

Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei.

Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimaurerei noch nicht war? Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernst. Nun was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst. Also ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht!

Ernst. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer; und oft wenigstens nicht so, daß Andre durch die Worte vollkommen eben denselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernst. Wenn nicht vollkommen eben denselben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das Geringste zu viel enthielte.

Ernst. Sonderbar! — Da also selbst die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwol ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernst. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine anderen, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.

Falk. Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst. Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk. Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.

Ernst. Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

Falk. Ist denn das nichts?

Ernst. Nichts? — um sich dadurch von andern Menschen abzusondern. — Wer soll das nicht sein? Falk. Soll!

Ernst. Wer hat, dieses zu sein, nicht, auch außer der Freimaurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr und durch sie einen Antrieb mehr.

Ernst. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist, wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst. Und was für einen Antrieb mehr? — Der alle andren Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk. Freund, sei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst. Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk. Das will nur sagen: Was Bruder Redner an den Freimaurern preiset, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer; und Thaten sprechen von selbst.

Ernst. Ja, nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen, diese Thaten, diese sprechenden Thaten. Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimaurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben!

Ernst. Bei welcher andern?

Falk: Bei sonst andern, meine ich.

Ernst. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner sein dürfe.

Falk. Ernst! Du weißt wol, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernst. Ohne alle Glossen dann! — Und die Freimaurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen. — Falk. Warum nicht?

Ernst. Und die Freimaurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

Falk. Was sagst du? — Die Freimaurer? Das Philantropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß sein, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, sondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigest du denn Basedows Institut nicht? Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wol. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was sie nicht als Freimaurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht! daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind. — Ernst. Wie meinst du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; nur Thaten, die sie blos deswegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wol sein.

Ernst. Aber ihre wahren Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahren Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst. Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wol! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimaurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann, das haben sie gethan! Gleichwol haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wol: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wol, in der Welt. — Ernst. O geh! Du hast mich zum besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils Alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine besseren geben. — Denke einen Augenblick darüber nach! Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wol: du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wol auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wärest einer. — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich. — Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimaurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk. Meinst du? — Nun wol, so laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen — Laß dich nur hier bei mir nieder, und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft, als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk. Ob es wol auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wol schwerlich! Falk. Schade!

Ernst. Ja wol!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen! Denn sie werden dich bekriechen! die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Ohnstreitig. — Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wol das Wahrere sein.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch sein Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimaurer bist? Ernst. Ich?

Falk. Du! Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt. Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts, als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts, als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur Alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wol gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir: Wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen, unfehlbaren Mitteln unterscheidet. Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wol gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beispiel! wenn dir eines einfällt.

Falk. So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wol, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser, als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt die beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese bessere als die *beste* an: und frage das Nämliche.

Ernst. Du scheinest mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärest, nicht anders, als mangelhaft sein könne.

Falk. Nicht blos.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O, zehne für eines.

Ernst. Nur eines erst!

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deswegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ernst. Wol schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein; oder wie sie sonst heißen würden. Ernst. Ganz gewiß.

Falk. Nun da haben wir schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedenen Interessen würden öfters in Collision kommen, so wie itzt: und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander ebenso wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist: wann itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein *bloßer* Mensch einem *bloßen* Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein *solcher* Mensch begegnet einem *solchen* Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das Geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst. Wenn du es so verstehest.

Falk. Tritt einen Schritt weiter! Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt.

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als *bloße* Menschen gegen *bloße* Menschen; sondern als *solche* Menschen gegen *solche* Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich. Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wol alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich ebenso wenig — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja; so scheinet es.

Falk. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Diese Trennung in wenig große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort. Ernst. Wie so?

Falk. Oder meinest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sich gleich vertheilet worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben. Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wol giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen? Ernst. Das wol nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfodert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten sein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht sein; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum sein: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst. Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen!

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet. Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freimaurer wären? Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen? Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatte es schon wieder vergessen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! dort in der größern Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst. Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Hast du mir so etwas Wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst. Du spottest meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernst. Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest. Falk. Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst. Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk. Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernst. Aber du hast mir doch über die Freimaurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte. Falk. Und was war das?

Ernst. O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk. Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst. Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk. Nachdem die Frage sein wird.

Ernst. Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene großen und würdigen Absichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konntest, habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftigen Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthigen Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst. Wende dich itzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieser Begriff kann den Freimaurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur fasse ihn recht! Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimaurer niemals ab; wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst. Ich habe das sehr wol begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann.

Falk. Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegen zu arbeiten? Ernst. Ja!

Falk. Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht sein. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. — Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weitem veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, bejäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimaurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: das haben sie gethan.

Ernst. Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Räthsels — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk. Wol! — Nun geh, und studiere jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernst. Du legest auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Ernst. Gut das! ich versteh — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angehet — —

Falk. Du kennest sie?

Ernst. Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht.

Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten; nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst. So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnest nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst. Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk. Das verspreche ich dir.

Ernst. Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk. Meinen Scharfsinn?

Ernst. Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Thatsache. Falk. Sehr verbunden! Ernst. Beleidiget dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst. Gewiß nicht! Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betrügt; wie leicht er andern Leuten Pläne und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus schließt man auf der Leute Pläne und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wol?

Ernst. Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimaurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernst. Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu sein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Spekulation ausgegangen sein; gesetzt, daß ein System nur Hypothese wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimaurer zu Gemüthe führe. Ernst. Und welches?

Falk. Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben. Ernst. Das ist?

Falk. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen. Ernst. Wahrhaftig?

Falk. Freilich scheint dieses Grundgesetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wol in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt. Ernst. O ja!

Falk. Und warum sollten die Freimaurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht. Ernst. Warum nicht?

Falk. Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann? Ernst. Warum nicht?

Falk. Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub ich.

Ernst. Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf diese Nacht. Morgen mit dem frühsten kehre ich wieder nach der Stadt. Falk. Schon? Und warum so bald?

Ernst. Du kennst mich, und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst. So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wol! gute Nacht! Falk. Gute Nacht! lebe wol!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernst gieng, und ward Freimaurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines 4. und 5. Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Viertes Gespräch.

Falk. Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

Ernst. Und befindest dich wol darauf? Ich freue mich.

Falk. Was ist das? Man hat nie ein „ich freue mich“ ärgerlicher ausgesprochen.

Ernst. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin. Falk. Ueber mich?

Ernst. Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet. — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was sagst du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernst. Es kann sein, ohne daß du es gewollt hast.

Falk. Und soll doch Schuld haben.

Ernst. Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? Und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schade kann doch so groß nicht sein — Dazu sehe ich ja, daß du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

Ernst. Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst. Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wol, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk. Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden, fetten Küche ist?

Ernst. Du kennst sie also doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernst. Um so mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund du nur allzuwol wußtest?

Falk. Dein Verdruß macht dich sehr ungerecht — Ich sollte mit dir von der Freimaurerei gesprochen haben, ohne es mehr, als auf eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie schädlich. — Ernst. Das mag wol sein.

Falk. Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernst. Vielmehr erinnere ich mich dessen — Aber du weißt ja wol, wenn meine Fantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden — Und warum sagtest du mir nicht ein Wort von deinem Vorsatze?

Ernst. Würdest du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen? Ich mache dir kein Kompliment; du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwol konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst. Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen, und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk. Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

Ernst. Du weißt ja wol, auf die schottische Maurerei, auf den schottischen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten? Ernst. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst. O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold

machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die Tempelherren wieder herstellen — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernst. Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst. Und was?

Falk. Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimaurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste, der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt. Ernst. Und die Geister-Beschwörer?

Falk. Von ihnen gilt ohngefähr das Nämliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freimaurers.

Ernst. Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk. Bei Allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen Tempelherren, wenn Gott will? Falk. Vollends die!

Ernst. Siehst du! Von denen weißt du nichts zu sagen. Denn Tempelherren waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst. Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist. Nun! Entweder diese Tempelherren would be —

Falk. Ernst! Ehe du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst. Ich muß das so mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst. Wie verstehst du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimaurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wol sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg. Ernst. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich diese Verwandtschaft unter Tempelherren und Freimaurern. Es kann wol sein, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die Tempelherren die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernst. Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk. Lies die Geschichte der Tempelherren mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst du ihn gewiß errathen, und eben das war die Ursache, warum du kein Freimaurer hättest werden müssen.

Ernst. Daß ich den Augenblick nicht unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständniß nicht brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den Tempelherren schwanger gehen, diesen rechten Punkt — Wol ihnen! Wol der Welt! Segen zu Allem, was sie thun! Segen zu Allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie blos der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die Tempelherren gebracht; haben sie sich nur in das - - - auf dem - - - - vergafft; möchten sie gern einträgliche - - - - fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können: — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernst. Sieh! Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin kalt wieder, wie Eis.

Ernst. Und was meinst du wol, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk. Ich fürchte, der letztere — Möcht ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre, wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die Tempelherren wieder herzustellen! — Jener große Punkt, in welchem die Tempelherren Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? Und wider wen? Hast Du mir denn gesagt — Hast du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geister-Bannern, Tempelherren, sich andre, als die Neulinge des Ordens, schleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst. Im Grunde, mein Freund! sind es auch nicht diese Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen sein könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das: daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre, als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung Du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen. Falk. Du meinst —

Ernst. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modificationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen — Falk. Nun?

Ernst. Sie wäre noch! Wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimaurer sein. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. Ohne Unterschied der Religion, heißt nur, ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen" — Meinst du auch so? Falk. Ich nun wol nicht.

Ernst. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachse), laß ihn kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuster! freilich ein Schuster" — Laß einen treuen, erfahrnen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft" —

Falk. Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Offiziere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch Alle nur von Einem Stande, und der ist leider - - - -

Falk. Das war nun wol zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein, sind doch zwei verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen,

sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst. Was?

Falk. Kurz! Das Logen-Wesen, so wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kasse haben; Kapitale machen; diese Kapitale belegen; sie auf den besten Pfennig zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen; das Ansehen und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeiet haben!

Ernst. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wol unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst — Ernst. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wol — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernst. Schema der Freimaurerei? Was nennst du so? Schema? Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei gespielt?

Ernst. Was ist nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei gespielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinst du denn, daß das, was die Freimaurerei ist, immer Freimaurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wol. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort!

Fünftes Gespräch.

Ernst. Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest du denn nicht, oder wolltest du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will; — ein Freimaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk. Ich hörte ihn wol. Ich merkte sogar in seinen Reden, was dir wol nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen. Ernst. Giebt es auch solche Träumer?

Falk. Es muß doch wol.

Ernst. Und woraus nimmst du diesen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlicher werden wird.

Ernst. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar so betrogen hätte! —

Falk. Sei ohne Sorge! Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können — Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wol gar andre Lichter wieder aufstecken muß; das ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willst! Ich muß dir antworten.

Ernst. So wird meines Fragens kein Ende sein.

Falk. Nur kannst du den Anfang nicht finden.

Ernst. Verstand ich dich, oder verstand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprachst du dir, oder widersprachst du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal sagtest: Die Freimaurerei sei immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimauerei ebenso alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders, als miteinander entstehen — Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist. Denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst. Auch mir schimmert das so vor —

Falk. Es sei aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester; ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; sowie es noch jetzt das ohnfelbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er im Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst. Zu verstehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister.

Ernst. Und wer unterfängt sich, denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freimaurerei älter sein werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst. Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforschung überlassen — Genug, wenn ich dir sage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernst. Das heißt: den deutschen Namen.

Falk. Nein, nein! auch das ursprüngliche Free-Mason, so wie alle darnach gemodelten Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch sein mag.

Ernst. Nicht doch! — Besinne dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem. Ernst. Gleichwol habe ich selbst —

Falk. So? — Ist auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr! — Staub!

Ernst. Und die Parlaments-Akte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernst. Und die großen Privilegia, die Karl der Elfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub! — Ernst. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernst. Der Philosoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk. Das muß ja wol ein ganz neuer Fund sein; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub! — Ernst. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wort-Verdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst. Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung Statt findet — Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „Würde man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widersprechen?“

Ernst. O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk. Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut sein — dazu war die Gaukelei so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt, daß man zur Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges, bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr, als Wortspiel, vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernst. Und muß es nicht wahr sein? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst. Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk. Und hat sie.

Ernst. Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeinte? — Falk. Eine ganz andre.

Ernst. Soll ich rathen oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst. Eine andere Frage, die du längst hättest erwarten müssen? —

Falk. Denn, wenn ich dir sagte, daß das, was Freimaurerei ist, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst. Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — ja wol! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe sie Freimaurerei hieß, fragst du? — Masoney —

Ernst. Nun ja freilich! Masonry auf Englisch —

Falk. Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer: sondern von Mase, der Tisch, die Tafel. Ernst. Mase, der Tisch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen übrig sind, oder doch ohnlängst übrig waren, als Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernst. Ich weiß weder von seiner guten, noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unsrer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — Mase also der Tisch, und Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agricola das Wort Masoney braucht, kannst du leicht abnehmen.

Ernst. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Masoneyen zum Theil so ausarteten, und in der guten Meinung des Publikums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masoney hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Pallästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst. Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk. Die Geschichte des Königs Arthur sei so fabelhaft, wie sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst. Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen sein.

Falk. Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder sein Vater, hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüber brachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst. Hiermit meinst du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt. Ernst. Wo bliebst du?

Falk. Die Masoney also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thonas unter ihnen waren, allem Ansehen nach die Edlen der Masoney, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staats-Veränderungen beklieb, und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Masoneyen der Tempelherren im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine Tempelherrn-Masoney war es, die sich, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln; aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst. Und was hindert diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche sich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst. Nun denn! Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk. Jene Tempelherren-Masoney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Pauls-Kirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst. Christoph Wren —

Falk. Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt — Ernst. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeister der St. Pauls-Kirche, in deren Nähe sich eine uralte Masoney, von undenklichen Jahren her, versammelte, war ein Mitglied dieser Masoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfterer besuchte.

Ernst. Ich fange an, ein Mißverständniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masoney war bei dem englischen Volke vergessen, verloren. — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders sein, als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? — Ernst. Natürlich genug!

Falk. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — Du kennst Christoph Wren, nicht blos dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche spekulativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort," dachte er, „würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masoney exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-

Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?“ So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernst! Wie ist dir?

Ernst. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifst du nun —

Ernst. Ich bitte dich Freund, nichts mehr! — Aber, hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem du mir versprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — Unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wol! —

Ernst. Eine andre gieng mir auf. Lebe wol!

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Augustinus.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Itzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages, zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wol stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

Und sowie es der Erziehung nicht gleichgiltig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: ebenso hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß halten müssen.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfieng, zerlegte sie den Einzigen, Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

Dies war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegypter durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

Vielleicht, daß ihm die Aegypter allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Aegypter; und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei, als irgend ein andrer Gott.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren, transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volkes mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht: der Erziehung durch unmittelbare, sinnliche Strafen und Belohnungen.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter, als auf dieses Leben, giengen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

Denn weiter! Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben; nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen: so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

Auf gleiche Weise! Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet, und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darin völlig fremd sind: beweiset ebenso wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann demohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeihungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin **vermißt**, jene Lehren wären auch sogar **nicht einmal wahr**; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben Alles aus: wäre darum das Dasein Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gotte minder frei, würde es darum Gotte minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeihungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten, damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

Noch einmal! Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das **israelitische** Volk, an das **damalige** israelitische Volk gesandt: und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses **damaligen** israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des **künftigen**, vollkommen angemessen. Das ist genug.

So weit hätte **Warburton** auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt; und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

Wie gut war es, daß **Warburton** dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wieder herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wol dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen, wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden: und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

Also auch konnten in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wol mangeln: aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin **verspätet**, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

Denn, wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu sein scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wol gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

Der und jener Israelite mochte freilich wol die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, daß wer fromm sei, auch glücklich sein müsse, und wer glücklich sei oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheinet den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken: oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, **auf immer** um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wol auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und **lebenssatt** starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, worum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehovah mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter, verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden

sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern, richtigern Maßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten, rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte: fieng es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten; und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihn eines von beiden überflüssig sein würde.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld lediglich sein eigen sei, warum es nicht längst eben das wisse, ebenso lebe.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reinen persischen Lehre, in ihrem Jehovah nicht blos den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und Andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen ebenso großen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu sein erkannte, die sich dafür des verlassnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

So erleuchtet über ihre eignen, unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wol untreu werden, aber nie Gott, so bald man ihn einmal erkannt hat.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiedenen Erklärungen sehr wol gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und aufgeschriebnen Weissagungen" für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur in sofern die wahre sein, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen nur Gott zukomme; welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

Doch da es mit dieser Lehre, in Ansehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht sein wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewöhnte die Väter, in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldigen gebracht hatten, voraus zu fühlen.

Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte: als die oft vorkommende Redensart, zu seinen Vätern versammelt werden, für sterben.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; sowie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wol zu übergehenden, abstracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Ursprung der mancherlei Sprachen in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel, u. s. w.

2) den Styl — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologien, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen, und doch das Nämliche sagen, bald das Nämliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

Und ihr habt alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs sowol für Kinder, als für ein kindisches Volk.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

Ein bessrer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafe waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer Alles.

Es war Zeit, daß ein andres wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahin gestellt sein; so, wie ich es dahin gestellt sein lasse: wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre

wichtig gewesen sein: itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist, die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuthen, wünschen, glauben; ein anders: seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafft hätten; so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders sein? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen: ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweite, beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr, als alle anderen Bücher, beschäftiget; mehr, als alle anderen Bücher, erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können: und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors erste ansehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

Und was noch itzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnest.

Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler; — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wol nicht etwas Mehreres ist.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden, um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das Nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

Sowie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; sowie wir allmählig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich Alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber Alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, sowie von seinen übrigen Eigenschaften sich blos eine Vorstellung, sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung ist ebenso nothwendig wirklich, als er es selbst ist 2c. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts, als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild Alles, Alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst sein? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht sowol, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich Alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich Alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas anders, als wir itzt darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen: so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwol auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Spekulationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

Vielmehr sind dergleichen Spekulationen — mögen sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen, glückseligen Folgen zu lieben.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen

geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwol Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten: daß der Neue Bund ebenso wol antiquiret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

Nur daß sie ihn übereilten; nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut, als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in eben demselben Leben beide überholet haben?“

Das wol nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr, als einmal, auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe, wieder zu kommen, etwa nicht lohnet?

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wol mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Neue Hypothese über die Evangelisten,

als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet.

Wolfenbüttel 1778. [1])

Vorrede.

Dies sind die ersten Linien eines Werkes, an welchem ich seit vielen Jahren arbeite. Meine Absicht war freilich, es nicht eher, als ganz vollendet, der Welt vorzulegen. Doch es sind Umstände eingetreten, welche mich nöthigen, einen Vorschmack davon zu geben.

Denn ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewisse Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypothese sehr genau zusammenhängen. Wenn ich mich nun auch in dieser, oder in jenen, oder in beiden irren sollte: so wird man doch finden, daß ich nicht ohne Charte, und daß ich nach einer und der nämlichen Charte geirrt habe, die man für falscher ausschreiet, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wol finden möchte. — Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück: um den rechten Weg bekümmert zu sein, giebt allein Verdienst.

Da übrigens nur von einer Hypothese die Rede ist und ich die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite, noch leugne: diese höhere Würde vielmehr bei meiner Hypothese selbst noch sehr wol bestehen kann; so werde ich hoffentlich nicht mehr Anstoß und Aergerniß geben, als ich zu geben Willens bin.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geist ebenso reich an kalter, kritischer Gelehrsamkeit, als frei von

[1]) Theologischer Nachlaß S. 45.

Ueber diese Schrift sagt Karl Lessing im theologischen Nachlaß S. 24:

Es sind vier Handschriften davon da. Eine in klein Folio; vermuthlich erster Entwurf, den er davon gemacht, ist am allerunleserlichsten. Sie hat keinen Titel, aber eine kurze Anzeige dessen, was er in diesem Werke abhandeln wollen, die so lautet:

„Inhalt:

„Erst wird die Hypothese in planen, trockenen Worten vorgetragen.

Sodann werden die kritischen Beweise derselben und Alles, was darauf geführt, dargelegt.

Worauf der Vortheil, welchen dieselbe in Begreiflichmachung verschiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung streitiger Schriftstellen haben möchte, gezeigt und mit Unterwerfung einer näheren Prüfung geschlossen wird.“

Das 2. Manuskript davon, in groß Oktav und gebunden, hat den Titel: Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Wolfenbüttel. November 1777 angefangen. Auf jedem Blatte steht nur ein Paragraph; der übrige Raum ist zu den Anmerkungen gelassen, deren sich auch einige finden.

Das 3. ist in Quart, nur von drei Bogen, fängt sich an: Umriß der Hypothese, und geht bis auf §. 33. So weit es reicht, ist alles besser darin ausgeführt: nur sind die Anmerkungen, die sich in den beiden ersten befinden, ganz weggelassen.

Das 4. ist sehr gut geschrieben, mit Anmerkungen, und scheint wol, es habe so in die Druckerei abgeschickt werden sollen. Leider aber ist es nur ein Bogen in Oktav mit den ersten sechs Paragraphen. Die Vorrede dazu nebst dem Titel, wie ich ihn angeführt, ist auf einem besondern Bogen.

Vorurtheilen ist, für meine Schöppen und Richter erkennen; und auf das Urtheil aller Uebrigen dieses Standes, so verehrenswürdig sie mir aus andern Ursachen auch immer sein mögen, nur wenig achten werde, versteht sich von selbst.

---

§. 1. Die ersten Anhänger Christi waren lauter Juden, und hörten, nach dem Beispiele Christi, als Juden zu leben nicht auf. *) Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich blos auf Apostelgesch. 24, 5, zu beziehen brauche.

*) Denn wenn auch einige Judengenossen darunter waren, so waren es doch sicher nicht blos Judengenossen des Thores, sondern Judengenossen der Gerechtigkeit, welche mit der Beschneidung das ganze Mosaische Gesetz übernommen hatten. Sowie Nikolaus Apostelgesch. 6, 5.

§. 2. Freilich mochten ihnen die Juden wol diesen Namen aus Verachtung beigelegt haben. Es war aber doch auch sehr in der Denkungsart der Jünger Christi, daß sie einen Zunamen, den sie mit ihrem Meister gemein hatten, nicht weit von sich warfen, sondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freiwillige Annehmung in Ehre kehrten.*)

*) Epiphanius sagt dieses ausdrücklich: Οἱ του Χριςου μαθηται— ἀκουοντες παρα ἀλλων Ναζωραιοι, οὐκ ἠναινοντο τον σκοπον θεωρουντες των τουτο αὐτους καλουντων, ὁτι δια Χριςον αὐτους ἐκαλουν. Haeres. XXIX.

§. 3. Daher konnte sie auch nichts bewegen, sich dieses Namens bald wieder zu entschlagen. Vielmehr stehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Christen in Antiochia aufgekommen und längst allgemein geworden war, die Palästinischen Judenchristen*) jenen ihren ältern Namen Nazarener vorzüglich werden geliebt, und um so williger werden beibehalten haben, je geschickter er war, sie von den unbeschnittenen Christen zu unterscheiden, gegen welche sie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im Neuen Testament Spuren die Menge zu finden.

*) Wenigstens zum Theil. Denn woher wäre es sonst gekommen, daß sich noch viele Jahrhunderte später, in eben derselben Gegend, unter eben demselben Namen, eine Art Christen erhalten hätte, welche die nämlichen Grundsätze bekannten, und in gänzlicher Absonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornehmlich aus Heiden gesammelt war.]

§. 4. Wäre nun wol ohne Gefahr anzunehmen, daß jene ältesten Nazarener sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi, eine geschriebene Sammlung von Nachrichten gehabt, welche Christi Leben und Lehren betroffen, und aus den mündlichen Erzählungen der Apostel und aller derjenigen Personen erwachsen waren, welche mit Christo in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht?*)

*) Was ich hier blos postulire, wird sich in der Folge zeigen, daß es wirklich so gewesen. Man müßte gar nicht wissen, wie neugierig die Menge nach Allem ist, was einen großen Mann betrifft, für den sie einmal sich einnehmen lassen: wenn man mir diesen Heischesatz streitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden: so ist natürlich, daß man sich Alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich schriftlich geschehen muß, wenn die mündliche Mittheilung nicht mehr reichen will.

§. 5. Und wie würde sie ohngefähr ausgesehen haben, diese Sammlung? — Wie eine Sammlung von Nachrichten, deren Anfang so gering ist, daß man den ersten Urheber ohne Undank vergessen zu können glaubt; welche hierauf gelegentlich von mehr, als einem, vermehrt, und von mehr, als einem, mit aller der Freiheit abgeschrieben worden, deren man sich mit dergleichen niemandem zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sammlung, sage ich, nur immer aussehen kann. Im Grunde stets die nämliche; aber bei jeder Abschrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert, sowie der Abschreiber oder Besitzer der Abschrift mehrere oder bessere Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Christo gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte.*)

*) Wenn wir jetzt, neuerer Zeit, wenige oder keine Beispiele von solchen, wie Schneebälle, bald wachsenden, bald wieder abschmelzenden historischen Nachrichten haben: so kömmt es daher, daß gar bald eine oder die andere der ersten Abschriften durch den Druck ihre umschriebene Consistenz erhält. Wer indessen alte geschriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien öfter Gelegenheit gehabt, zu durchblättern: wird wol wissen, wie weit jeder Besitzer eines jeden besondern Exemplars derselben, sein Recht des Eigenthums, so oft es ihm beliebt, auch über den Text und desselben Länge oder Kürze auszudehnen, sich für erlaubt gehalten.

§. 6. Und wenn man endlich doch einmal aufhören müssen, diese Sammlung zu vermehren oder zu verändern; weil doch endlich die zeitverwandten Leute aussterben mußten, aus deren glaubenswürdigen Erzählungen es jeder thun zu können glaubte: wie würde sie wol sein betitelt worden, diese Sammlung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den ersten Gewährmännern der darin enthaltenen Nachrichten; oder nach denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornehmlich wäre gemacht worden; oder nach dem oder jenem, welcher der Sammlung zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache gebracht hätte.

§. 7. Wenn sie nach den ersten Gewährmännern wäre benannt worden: wie würde sie wol geheißen haben? — Die ersten Gewährmänner waren alles Leute, die mit Christo gelebt, ihn mehr oder weniger gekannt hatten. Sogar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Christo desto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derselben mit ihm gelebt hatten. Aber vornehmlich waren es doch seine Apostel, als aus deren Munde sich ohnstreitig die mehresten und zuverlässigsten Nachrichten herschreiben. Sie hätte also geheißen, diese Sammlung — (das Wort Evangelium in dem Verstande einer historischen Nachricht von Christi Leben und Lehren genommen) — das Evangelium der Apostel.

§. 8. Und wenn sie nach denen wäre benannt worden, zu deren Gebrauche sie besonders gemacht gewesen: wie hätte sie da geheißen? — Wie anders, als das Evangelium der Nazarener? Oder bei denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, das Evangelium der Hebräer. Denn als Palästinischen Juden gehörte auch den Nazarenern dieser Name mit allem Rechte.

§. 9. Endlich, wenn sie nach dem oder jenem wäre benannt worden, welcher ihr zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache übersetzt hätte: wie hätte sie da geheißen? — Wie anders, als das Evangelium des und des, der sich dieses Verdienst um sie gemacht hätte? —

§. 10. Bis hieher werde ich meinen Lesern scheinen, mich in leere Vermuthungen verlieren zu wollen, wo sie ganz etwas anders von mir erwarten. — Aber nur Geduld: was sie bis itzt leere Vermuthungen dünkt, ist nichts anders und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen, historischen Zeugnissen abstrahiret habe, welche jeder Andere, der weniger behutsam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweise seines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

§. 11. Es findet sich nämlich, daß die Nazarener des 4. Jahrhunderts gerade eine solche Sammlung von Nachrichten, Christum und Christi Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, sondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigenthümliches, chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi, vorkömmt. Jenes zufolge des ersten Grunds einer nähern Benennung §. 7., dieses zufolge des zweiten §. 8., und das — vermuthlich zufolge des dritten §. 9.

§. 12. Ich sage vermuthlich; und in meiner ganzen Hypothese ist dieses die einzige Vermuthung, die ich mir erlaube, und worauf ich baue. Auch beruhet sie auf so viel Gründen, daß in der Welt keine historische Vermuthung sich finden muß, die es mehr verdienet, für historische Wahrheit angenommen zu werden.

§. 13. Und dennoch will ich aus dieser Uebereinstimmung des wirklichen Evangelii der spätern Nazarener aus dem 4. Jahrhunderte, mit einem blos angenommenen Evangelio, wie es die allerersten Nazarener mußten gehabt haben, wenn sie eines gehabt hätten, noch nicht so geradezu schließen, daß jenes nothwendig dieses müsse gewesen sein. Denn man kann fagen, daß die spätern Nazarener Ketzer, und die allerersten Nazarener blos schwachgläubige Judenchristen gewesen: daß also jene wol etwas zusammengeschrieben haben könnten, wovon diese nie etwas gewußt.

§. 14. Laßt uns also so bedächtig gehen, als möglich! — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der spätern Nazarener gedacht, einen solchen Verdacht geäußert, oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

§. 15. Haben nicht vielmehr die gelehrtesten und scharfsichtigsten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon gesprochen; nicht zwar als von einem durch den heiligen Geist eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unstreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apostel geschriebenen Werke? Allerdings!

§. 16. Hat nicht mehrmalen einer derselben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäisch-syrisches Werk brauchen konnte, so gar verschiedene Stellen daraus zur Erläuterung des griechischen Textes oder der vorhandenen Evangelisten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings! Hieronymus nämlich.

§. 17. Hat nicht eben dieser Hieronymus es sogar zu übersetzen, und in zwei verschiedene Sprachen zu übersetzen für werth gehalten? — Das sagt er selbst.

§. 18. Was hat man also denn noch für Ursache zu leugnen, daß das Evangelium der spätern Nazarener sich von den ältesten, ersten Nazarenern hergeschrieben? Ist es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das syrisch-chaldäische Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apostel werde gewesen sein, daß es das geschriebene Evangelium werde gewesen sein, dessen sich selbst die Apostel zuerst bedienten!

§. 19. Die spätern Nazarener hießen freilich Ketzer: aber sie waren doch im Grunde keine anderen Ketzer, als die alten Nazarener, die noch nicht Ketzer hießen, wie aus dem Stillschweigen des Irenäus zu schließen. Denn die einen sowol, als die andern glaubten, das Mosaische Ceremonialgesetz nebst dem Christenthume beibehalten zu müssen.

§. 20. Daß die spätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, ist eine Grille des jungen Mosheim, als er noch keck einen Kirchenvater ergriff, um den andern damit vor den Kopf zu schlagen; die der alte, bedächtlichere Mosheim selbst widerrufen hat.

§. 21. Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jetzt an den vorhandenen Fragmenten des Nazarenischen Evangelii, deren einige die nämliche Sache betreffen, wahrnimmt, woraus man lieber eine gänzliche Verschiedenheit des Ebionitischen und Nazarenischen Evangeliums erpressen möchte, sind eher aus der Entstehungsart desselben, wie ich sie § 6 wahrscheinlich angenommen, zu erklären. Denn da es keinem alten Nazarener einkommen konnte, ein aus verschiedenen Nachrichten nach und nach erwachsenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen, noch zusetzen dürfe: so war es kein Wunder, daß die Abschriften nicht alle übereinstimmten.

§. 22. War nun aber das Evangelium der Nazarener keine spätere, untergeschobene Mißgeburt: so war es auch älter, als alle unsere vier Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden.

§. 23. Wäre es auch wol zu begreifen, daß man in diesen 30 Jahren ganz und gar keine geschriebene Nachricht von Christo und seinen Lehren gehabt hätte? daß der erste, welcher dergleichen aufzusetzen sich entschloß, nach so geraumer Zeit sich hingesetzt, aus seinem oder Anderer bloßem Gedächtnisse zu schreiben? daß er nichts vor sich gehabt, wodurch er sich rechtfertigen können, wenn er wegen dieses oder jenes Umstands in Anspruch genommen wurde? das ist nicht einmal glaublich, wenn er auch inspirirt war. Denn der Inspiration war er sich nur selbst bewußt: und vermuthlich suchte man auch damals schon die Achseln über Leute, die etwas Historisches aus Inspiration zu wissen vorgaben.

§. 24. Es gab also eine ältere, geschriebene Nachricht von Christo, als des Matthäus: und sie blieb nur während den dreißig Jahren in derjenigen Sprache, in welcher allein sie ihre Urheber hatten aufsetzen können. Oder die Sache unbestimmter und doch genauer auszudrücken: sie verblieb in der hebräischen Sprache oder in dem syrisch-chaldäischen Dialekte derselben so lange, als das Christenthum größtentheils nur noch in Palästina, nur noch unter den Juden in Palästina eingeschränkt war.

§. 25. Erst als das Christenthum auch unter den Heiden verbreitet ward, und so viele, die gar kein Hebräisch, gar keine neuere Mundart desselben verstanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Person Christi einzuziehn (welches doch auch nicht ganz in den ersten Jahren der Heidenbekehrung mag gewesen sein, indem die ganz ersten bekehrten Heiden sich mit den mündlichen Nachrichten begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apostel gab), fand man nöthig und nützlich, zur Befriedigung einer so frommen Neugierde sich an jene Nazarenische Quelle zu wenden, und Auszüge oder Uebersetzungen in einer Sprache davon zu machen, die so ziemlich die Sprache der ganzen kultivirten Welt war.

§. 26. Den ersten dieser Auszüge, die erste dieser Uebersetzungen, meine ich nun, machte Matthäus. Und das, wie gesagt §. 12, ist die Vermuthung, die man kühnlich unter die historischen Wahrheiten anführen darf, die wir von diesen Dingen überhaupt haben. Denn Alles, was wir sowol von der Person des Matthäus, als von seinem Evangelio wissen oder mit Grunde annehmen können, stimmt mit dieser Vermuthung nicht allein vollkommen überein; sondern auch sehr vieles wird durch diese Vermuthung allein erklärt, was noch immer ein Räthsel ist, so viel Gelehrte sich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

§. 27. Denn einmal wird Matthäus ohne Widerspruch für den ersten und ältesten unserer Evangelisten gehalten. Dieses aber, wie schon angemerkt, kann unmöglich heißen, daß er schlechterdings der erste von Allen gewesen, welche von Christo etwas Schriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten gewesen wäre. Es kann nur heißen, daß es der erste gewesen, der es in der griechischen Sprache gethan.

§. 28. Zweitens ist es sehr wahrscheinlich, daß Matthäus der einzige unter den Aposteln gewesen, der griechisch verstanden, ohne erst die Kenntniß dieser Sprache unmittelbar durch den heiligen Geist erhalten zu dürfen.

§. 29. Drittens spricht selbst die Gelegenheit, bei welcher Matthäus sein Evangelium soll aufgesetzt haben, dafür. Denn wenn Eusebius schreibt: Matthäus, der verschiedene Jahre den Hebräern in Palästina das Evangelium gepredigt, als er endlich auch zu Andern in dieser Absicht gehen wollen, habe jenen sein Evangelium schriftlich in ihrer väterlichen Sprache hinterlassen, um so auch noch in seiner Abwesenheit ihr Lehrer zu bleiben:*) so dürfte hiervon wol nur die Hälfte im strengen Verstande wahr sein. Nur die Veranlassung, bei welcher Matthäus sein Evangelium schrieb, dürfte wahr sein: aber diese Veranlassung war nicht so, daß er ein hebräisches Evangelium schriftlich verfassen mußte; sondern vielmehr so, daß er ein griechisches aufzusetzen für thunlich hielt. Nämlich: als er nun lange genug den Hebräern gepredigt hatte, ließ er nicht den Hebräern sein Evangelium hebräisch zurück (bei den Hebräern in Palästina blieb ja noch so mancher Apostel zurück, dessen mündliche Belehrung sie alle Augenblicke haben konnten), sondern er machte sich für seinen künftigen Gebrauch, da er nun auch Andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräisch verstanden, aus dem hebräischen Evangelio der Apostel einen Auszug in derjenigen Sprache, die Mehrern verständlich war.

*) Hier wird der Ort sein, eine Stelle des Hieronymus zu verbessern. Hieronymus sagt in dem Eingange seiner Commentarien über den Matthäus: Primus omnium (sc. Evangelistarum) Matthaeus est, qui Evangelium in Judaea hebraeo sermone edidit, ob eorum vel maxime causam, qui in Jesum crediderunt ex Judaeis et *nequaquam* legis umbram, succedende Evangelii veritate, servabant. Die den Schatten des Gesetzes keineswegs nequaquam beobachteten? Aber die ersten Juden in Judäa, welche Christen wurden, blieben ja allerdings hartnäckig bei dem Gesetze. Ich glaube also, daß hier für nequaquam zu lesen sei nequicquam, incassum, umsonst, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das ist, für Judenchristen, die Mosen und Christum verbinden wollen, geschrieben, ist aus V. 17—20. zu sehen, wo er Jesum etwas sagen läßt, das ihn kein anderer Evangelist sagen läßt, und freilich wol die Nazarener so hartnäckig machen mußte. Besonders V. 17., wo es nur lächerlich ist, anstatt des Mosaischen

Gesetzes überhaupt das Sittengesetz allein zu verstehen. Die Auslegung des Babylonischen Talmuds ist unstreitig die wahre. S. das Engl. B. W.

Wir haben jetzt freilich Ursache, ja wir können Recht dazu haben, diese Stelle jetzt anders auszulegen: war es aber den ersten Judenchristen zu verdenken, sie so zu verstehen?

Ebenso haben Markus und Lukas den Befehl ausgelassen, den Matth. X, 5. 6, den Heiland seinen Jüngern geben läßt, die er aussandte, zu heilen und Wunder zu thun.

§. 30. Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus auf eine Art geschlichtet, daß beide Theile damit zufrieden sein können. Diejenigen sowol, welche, zufolge des einmüthigen Zeugnisses der Kirchenväter, behaupten, die Grundsprache des Evangelii Matthäi sei hebräisch gewesen: als auch die neuern protestantischen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müssen.

§. 31. Nämlich: das Original des Matthäus war allerdings hebräisch; aber Matthäus selbst war nicht der eigentliche Urheber dieses Originals. Von ihm, als von einem Apostel, konnten sich zwar in dem hebräischen Originale mancherlei Nachrichten herschreiben: er aber selbst hatte diese Nachrichten nicht schriftlich verfaßt. Andere hatten sie aus seinem Munde hebräisch niedergeschrieben und mit Nachrichten der übrigen Apostel verbunden: und aus dieser menschlichen Sammlung machte er zu seiner Zeit blos einen zusammenhängenden Auszug in griechischer Sprache. Nur weil sein Auszug, seine Uebersetzung, so bald auf das Original folgte; weil er selbst ebenso wol hebräisch hätte schreiben können; weil es, seinen persönlichen Umständen nach, wahrscheinlicher war, daß er wirklich hebräisch geschrieben, war es kein Wunder, daß man gewissermaßen das Original mit der Uebersetzung verwechselte.

§. 32. Und wie viel diejenigen neuern Gottesgelehrten dabei gewinnen, welche aus innern Kennzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen, dogmatischen Gründen schließen zu müssen glauben, daß Matthäus nicht wol in einer andern Sprache geschrieben haben könne, als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkennt ein jeder. Matthäus schrieb, was er schrieb, griechisch: aber er zog es aus einer hebräischen Quelle.

§. 33. Hat er nun diesen seinen Auszug in eine bekanntere Sprache mit allem dem Fleiße, mit aller der Vorsicht gemacht, deren ein solches Unternehmen würdig war: so hat ihm ja wol, auch nur menschlicher Weise zu reden, ein guter Geist beigestanden; und niemand kann etwas dagegen haben, daß man diesen guten Geist den heiligen Geist nennt. Und so muß denn auch wol Matthäus wirklich zu Werke gegangen sein; ein solcher guter Geist muß ihn denn auch wol geleitet und unterstützt haben: indem sein Auszug oder seine Uebersetzung nicht allein gar bald unter den Christen insgemein ein kanonisches Ansehen erhielt, sondern sogar bei den Nazarenern selbst der Name des griechischen Uebersetzers nunmehr der hebräischen Urschrift anheim fiel, und diese selbst für das Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium secundum Apostolos hieß mit der Zeit bei den Mehresten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrücklich sagt.

§. 34. Daß ich hiemit kein falsches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange, nicht abreißende Faden, den ich dadurch von einem sehr verwirrten Knaule abzuwickeln im Stande bin. Das ist: Ich kann aus dieser meiner Vorstellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Räthsel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Sätze von der Originalsprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmsten derselben an, weil dergleichen neue Aufschlüsse, welche eine neu angenommene Meinung gewähret, in kritischen Dingen, wie man weiß, so viele Beweise derselben sind.

§. 35. Wenn Epiphanius z. E. sagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus το πληρεςατον ʻΕβραϊςι am allervollständigsten in hebräischer Sprache besaßen: was kann man dazu sagen, das ohne allen Anstoß wäre? — War es Matthäus selbst, der diesen vollständigen hebräischen Text schrieb: so ist unser griechischer Matthäus nicht ganz. Schrieb Matthäus ursprünglich griechisch: so haben ihn die Nazarener in ihrer Uebersetzung mit menschlichen Zusätzen vermehrt, welches sie nicht gethan haben würden, wenn er in eben dem kanonischen Ansehen gestanden hätte, in dem er jetzt steht. Und wie konnte Origines und Hieronymus dieser Zusätze so glimpflich gedenken? — Nur wie ich die Sache nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräische Original des Matthäus enthielt mehr, als Matthäus in seinen griechischen Auszug daraus zu nehmen für gut fand. Das Mehrere, was in dem hebräischen Matthäus war, hatten die spätern Nazarener nicht hinzugefügt, sondern Matthäus hatte es übergangen.

§. 36. Ingleichen, wer kann auf Folgendes antworten? — Hat Matthäus ursprünglich griechisch geschrieben: wie kömmt es, daß die Kirchenväter einmüthig vorgeben, sein Evangelium sei hebräisch abgefaßt? — Und hat er sein Evangelium ursprünglich hebräisch abgefaßt: wie hat man diesen seinen hebräischen Originaltext können untergehen lassen? — Wer kann hierauf, frage ich, so befriedigend antworten, als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräisches Evangelium, das Alles und noch mehr enthielt, als Matthäus: sie hielten es also für des Matthäus eignes Werk. — Aber dieser hebräische, vermeinte Matthäus war zwar für den historischen Theil die Quelle des Matthäus: aber nur der griechische Auszug war das eigentliche Werk eines Apostels, der unter einer höheren Aufsicht schrieb. Was war also daran gelegen, daß die Materialien verloren giengen, nachdem sie auf die glaubwürdigste und beste Art genutzt waren?

§. 37. Nichts aber bestätigt meine Meinung, daß Matthäus nicht hebräisch geschrieben, sondern nur ein hebräisches Original so treu und vorsichtig übersetzt und gebraucht habe, daß man dem Original selbst seinen Namen gegeben — nichts, sage ich, bestätigt diese Meinung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias versteht, die so manchem Ausleger so manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nämlich sagt bei dem Eusebius: Ματθαιος μεν ʻΕβραΐδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ἡρμενευσε δ᾽αὐτα, ὡς ἠδυνατο ἑκαςος. Matthäus schrieb sein Evangelium hebräisch: es übersetzte es aber jeder, so gut er konnte.

§. 38. Die letzten Worte dieser Stelle sind allerdings so anstößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Ansehung der erstern absprechen zu dürfen geglaubt. Man hat sich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich sagen wollen, was sie so offenbar sagen. Besonders ist sehr lustig zu lesen, was ihm Clericus für einen Ausputzer deswegen giebt, und wie schulmeistermäßig er dem Griechen seine griechischen Worte korrigirt; ohne zu überlegen, daß er nicht sowol den Papias, als den Eusebius, wenigstens den Eusebius ebenso wol, als den Papias (weil jeder Schriftsteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, in sofern sie Unsinn zu enthalten scheinen, den er mit keiner Sylbe rügt), schulmeistert.

§. 39. Wie gesagt, allerdings hätte man Ursache, dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen: ob er auch wisse, was sein ὡς ἠδυνατο ἑκαςος sage? Ob denn unser griechischer Matthäus nicht eine so gute Uebersetzung sei, als nur irgend eine sein könne? Ob denn wirklich mehrere griechische Uebersetzungen seines hebräischen Matthäus vorhanden gewesen; und wie es denn komme, daß man von diesen mehrern Uebersetzungen nirgends die geringste Spur finde? — Was Papias hierauf antworten könnte, läßt sich nicht absehn.

§. 40. Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original des Matthäus meine, welches, weil es Matthäus zuerst so allgemein bekannt und brauchbar gemacht hatte, unter seinem Namen nunmehr umgieng: was sagt Papias alsdenn Ungereimtes, wenn er sagt, daß sich demohngeachtet noch Mehrere an das hebräische Original gemacht und es aufs neue in griechischer Sprache bearbeitet hätten?

§. 41. Haben wir nicht schon gesehen, daß Matthäus ein bloßer Uebersetzer von allem und jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ vieles zurück, was ihm so glaubwürdig nicht bekannt war. Da waren Nachrichten, die sich von allen eilf Aposteln herschrieben, deren manche zwar wol wahr, aber für die christliche Nachwelt nicht nutzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die sich allein von Christi weiblicher Bekanntschaft herschrieben, und von welchen es zum Theil zweifelhaft war, ob sie den Wundermann, den sie so liebten, auch immer gehörig verstanden hatten. Da waren Nachrichten, die sich nur von seiner Mutter, nur von Leuten herschreiben konnten, die ihn in seiner Kindheit in dem Hause seiner Eltern gekannt hatten: und was konnten die, wenn sie auch noch so

zuverlässig waren, der Welt helfen, die an dem genug zu lernen hat, was er seit Antretung seines Lehramts that und sagte?

§. 42. Was war also natürlicher? — Da der Uebersetzung des Matthäus kein untrügliches Kennzeichen der Göttlichkeit aufgedrückt werden konnte; da sie ihr kanonisches Ansehn erst durch Prüfung und Vergleichung sich erwerben, und so von der Kirche bestätigt erhalten mußte — Was war natürlicher, als daß sich Andere und Mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kannten oder nicht ganz genehmigten, weil sie dieses und jenes noch gern darin gehabt hätten, weil sie dieses und jenes lieber anders, als so erzählt wünschten: als daß sich, sag ich Mehrere an die nämliche Arbeit machten, und sie so vollführten, wie es die Kräfte einem jeden verstatteten? Ὡς ἠδυνατο ἑκαςος.

§. 43. Und so stehen wir hier an der Quelle, woraus sowol die bessern, noch vorhandenen, als die minder guten, und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia geflossen. *)

*) Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn man glaubt, die Ketzer hätten falsche Evangelia geschmiedet. Umgekehrt, weil es so vielerlei Evangelia gab, die alle aus der einen Nazarenischen Quelle entstanden waren, gab es so viele Ketzer, deren jeder gerade ebenso viel für sich hatte, als der andere.

Es ist zum Exempel nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er hatte weiter nichts, als eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals des Matthäus.

Dieses sagt Hieronymus ausdrücklich. (Prooem. in Comment. super Matth.) Plures fuisse, qui Evangelia scripserunt, et Lucas Evangelista testatur dicens: quandoquidem — et perseverantia usque in praesens tempus monimenta declarant, quae a diversis autoribus edita, diversarum haereseon fuere principia. Also die verschiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Ketzer, sondern daß so vielerlei Evangelia waren, machte, daß so viel Ketzereien entstanden.

So sagt auch Epiphanius Haeres. LXII. von den Sabellianern, daß sie ihren ganzen Irrthum aus den falschen Evangelien geschöpft: την δε πασαν αὑτων πλανην ἐχουσιν ἐξ Ἀποκρυφων τινων, μαλιςα ἀπο του καλουμενου Αἰγυπτιου Εὐαγγελιου.

§. 44. Daß es viele Evangelia von dieser zweiten Art gegeben, wenn wir es aus der Kirchengeschichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lukas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten, untergeschobenen Evangelia und apostolischen Schriften der Ketzer meinen konnte,*) sondern nothwendig solche Evangelia, deren Urstoff zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Absicht nur nicht so ganz lauter und rein war, meinen mußte, wenn er sagt, daß er durch sie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geschichte des Herrn zu schreiben.

*) „Epiphanius und Ambrosius glauben, Lukas sähe hier auf die Evangelia der Ketzer Basilidis, Cerinthi und Anderer, wie schon von Daniel Heinsio (Exercit. sacr. I. 3. c. 1.) bemerkt worden." Masch. §. 30.

Ausus fuit et Basilides scribere Evangelium et suo illud nomine titulare, schreibt Origines Homilia I. in Lucam. Eben das sagt auch Ambrosius Comment. in S. Lucam. Und Hieronymus Prooemio in Comment. super Matthaeum. Aber Basilides lebte im zweiten Jahrhundert; wie konnte Lukas sein Evangelium in Gedanken haben? Wenn Basilides anders eines geschrieben, und Ambrosius und Hieronymus nicht bloße Abschreiber des Origines sind, der es wahrscheinlich ohne Grund vorgegeben! (s. Moshemii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. Magnum p. 357). Aber von diesen Allen sagt kein einziger, daß Lukas darauf gesehen; sie erwähnen dieses Evangelii nur bei der Stelle des Lukas; und das ist ein gewaltiger Bock von Herrn Masch.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lukas auf ihn gesehen. Und Epiphanius adversus Haeres. L. I. p. 428. scheint es zu versichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte sagt, daß er nur das Evangelium des Matthäus angenommen, so wird nun auch blos das Evangelium des Cerinthus nichts, als eine eigene Uebersetzung des hebräischen Originals gewesen sein.

Ueberhaupt finde ich wol, daß man den Ketzern Schuld gegeben, daß sie die evangelische Geschichte verfälscht — (obgleich auch nicht so häufig, als man sich einbildet. Denn Origenes sagt (contra Celsum II. 5.), daß dieses nur von den Schülern des Marcion, des Valentinianus, und wo ich nicht irre, setzt er hinzu, des Lucianus geschehen sei.) Aber daß die Ketzer ganz eigene Evangelia sich aus ihren Köpfen geschmiedet, das findet sich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte unter dem Namen der Apostel oder apostolischen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bei der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit diesen hatten sie zwar die Quelle gemein; nur der Mann, der aus dieser Quelle geschöpft, war minder zuverlässig.

§. 45. Ich wäre sogar geneigt, zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lukas jener hebräischen Quelle ausdrücklich erwähnt, und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wol (auf Hebräisch versteht sich) Διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων könnte gewesen sein;*) es sei nun, daß die folgenden Worte, παθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ ἀπ' ἀρχης αὐτοπται και ὑπηρεται του λογου, mit darin begriffen gewesen oder vom Lukas nur hinzugesetzt worden, um so viel deutlicher jene authentische Sammlung zu bezeichnen.**)

*) Das ist: Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge. Ein Titel, der mir ganz hebräisch klingt; ob ich gleich weder angeben kann, noch mit anderer Hilfe angeben mag, wie er etwa auf Syrisch oder Chaldäisch könne geheißen haben. Vermuthlich wäre damit auf die mancherlei Prophezeihungen gesehen worden, die durch die Begebnisse, Lehren und Thaten Christi in Erfüllung gegangen; auf das öfters vorkommende τουτο δε γεγονεν ἱνα πληρωθη το ῥηθεν ὑπο του Κυριου δια του Προφητου. Matth. 1, 22. II, 17. IV, 14, VIII, 17. XII, 17. XIII, 14.

**) In beiden Fällen wird dadurch bestätigt, was ich §. 2—4 von den Personen insgemein gesagt, die an dem Evangelio der Nazarener, so zu reden, geschrieben. Ὑπηρεται του λογου; die Apostel, als die vornehmsten, nach welchen die ganze Sammlung genennet war; und αὐτοπται alle diejenigen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die Christum von Person gekannt.

§. 46. Und wenn ich sonach den ganzen ersten Versikel des Lukas, Ἐπειδηπερ πολλοι ἐπεχειρησαν ἀναταξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων, übersetzte: Quoniam quidem multi conati sunt, *iterum iterumque* in ordinem redigere narrationem *illam* de rebus quae in nobis completae sunt: was könnte man eigentlich viel darwider haben?*)

*) Wenigstens ἀναταξασθαι διηγησιν blos durch literis mandare, blos durch beschreiben, aufzeichnen, zu übersetzen, scheint mir den Sinn der Worte nicht zu erschöpfen; denn ἀνα scheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das ἐπεχειρησαν, sie haben vor die Hand genommen, besonders paßt. Folglich lieber so: Weil denn viele versucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen; so u. s. w. Das in Ordnung bringen jene alte Sammlung, die so gelegentlich aus so verschiedenen Nachrichten erwachsen war, war ohne Zweifel das Schwerere: und das Uebersetzen derselben, wenn man einmal wegen der Ordnung mit sich eins geworden war, war ohnstreitig das Leichtere. Daß also Lukas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wol nicht befremden.

Freilich würde alles das noch wahrscheinlicher sein, wenn vor διηγησιν noch την stünde.

§. 47. Ja, ob ich gleich diese Uebersetzung und Erklärung nur für eine kritische Vermuthung ausgeben will, die bei weitem so kühn und gewagt nicht ist, als kritische Vermuthungen in unsern Tagen zu sein pflegen: so will ich mich doch bedünken, als ob nur durch sie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die sich gegen die Worte des Lukas machen lassen.*)

*) Denn wenn er nach der gewöhnlichen Uebersetzung sagt: Sintemal sichs viele unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind; wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind: hat man nicht Recht, dem Lukas sofort einzufallen: „Also haben doch jene viele nichts geschrieben, als wie und was die Augenzeugen und die ersten Diener des Worts gemeldet? Und haben sie das, lieber Lukas, was braucht es noch deiner Arbeit, die alles angewandten Fleißes ohngeachtet, doch nicht besser gerathen kann? Habe immer von Anbeginn alles selbst erkundet: hast du es denn besser erkunden können, als wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind?" Nur wenn diese letztern Worte entweder ein Theil des Titels der ersten hebräischen Urkunde waren, oder vom Lukas zu ihrer nähern und gewissern Bezeichnung hinzugesetzt wurden, so daß sie auf die hebräische Urkunde selbst, und nicht auf die von vielen unternommene Ordnung und Uebersetzung zu ziehen sind: hatte Lukas recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er Alles von Anbeginn erkundet hatte, d. i. nachdem er Alles, was in der hebräischen Urkunde stand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apostel, die er zu sprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch sie bestätigt hatte.

§. 48. Doch dem sei, wie ihm wolle: genug, daß so viel gewiß ist, daß Lukas selbst die hebräische Urkunde, das Evangelium der Nazarener, vor sich gehabt, und wo nicht Alles, doch

das Meiste in sein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas bessern Sprache übergetragen hat.

§. 49. Noch offenbarer ist es, daß Markus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, blos daher dieses zu sein scheint, weil er aus eben derselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte.*)

*) Daß er wirklich aus der hebräischen Urkunde unmittelbar geschöpft, zeigt V, 41, wo er die eigentlichen chaldäischen Worte beibringt, deren sich Christus bei Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus, noch Lukas haben. Auch VII, 11. Corban.

Markus soll der Dollmetscher und vertraute Jünger des Petrus gewesen sein. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus XIV, 28—31. von Petro erzählt. Hingegen ist um so viel unbegreiflicher, warum er auch das Nämliche weggelassen, was Matthäus von Petro erzählt, XVI, 17, ob er (Markus) schon VIII, 23. beibehalten.

§. 50. Kurz: Matthäus, Markus, Lukas sind nichts, als verschiedene und nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen Urkunde des Matthäus, die jeder machte, so gut er konnte; ὡς ἠδύνατο ἕκαςος.

§. 51. Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräische Urkunde gekannt, gelesen, und bei seinem Evangelio genützt: aber demohngeachtet ist sein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazarenischen Klasse nicht zu rechnen; sondern es macht allein eine Klasse vor sich aus.

§. 52. Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien schreiben wollen, ist allerdings ungegründet.*) Man darf ihn auch nur lesen, um ein ganz Anderes zu empfinden.**)

*) (**) Diese Zeichen, welche sich im Originale befinden, beweisen hinlänglich, daß zu diesem Paragraph Anmerkungen kommen, welche ich aber nirgends finden können. Karl Lessing.

§. 53. Daß Johannes aber sonach die übrigen drei Evangelisten auch gar nicht gekannt, ist ebenso unerweislich, als unglaublich.

§. 54. Vielmehr, eben weil er die übrigen drei, und mehrere aus der Nazarenischen Urkunde entstandene Evangelia gelesen hatte, weil er sahe, was diese Evangelia für eine Wirkung machten: fand er sich gemüßigt, sein Evangelium zu schreiben.

§. 55. Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem sich das Evangelium der Nazarener eigentlich herschrieb. Von lauter Leuten, die persönlichen Umgang mit Christo gehabt hatten; die also von Christo, als Mensch, am überzeugtesten sein mußten, und außer Christi eignen Worten, die sie sich getreuer in das Gedächtniß, als deutlich in den Verstand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten, wunderthätigen Menschen hätte wahr sein können.

§. 56. Was Wunder also, daß nicht allein die Paläftinischen Judenchristen, denen der Name Nazarener vornehmlich zukam, sondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Kenntniß von Christo mittelbar oder unmittelbar aus der Nazarenischen Urkunde geschöpft hatten, Christo von Seiten seiner Gottheit nicht genug Verehrung widerfahren ließen?

§. 57. Jene, selbst in ihrem ersten Ursprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das Mosaische Gesetz beibehalten wollen, wenn sie Christum für mehr, als einen außerordentlichen Propheten, gehalten hätten. Ja, wenn sie ihn auch für den wahren, versprochenen Messias hielten, und ihn, als den Messias, den Sohn Gottes nannten: so ist doch unstreitig, daß sie keinen solchen Sohn Gottes meinten, welcher mit Gott von gleichem Wesen sei.

§. 58. Wem dieses von den ersten Judenchristen einzuräumen zu bedenklich sei, der muß wenigstens zugestehen, daß die Ebioniten, das ist, diejenigen Judenchristen, welche sich noch vor der Zerstörung Jerusalems, jenseit des Jordans, in Pella niederließen, und noch im vierten Jahrhundert kein ander Evangelium erkannten, als das hebräische Original des Matthäus, daß, sag ich, die Ebioniten, nach dem Zeugnisse des Origenes, sehr armselig von Christo dachten, wenn es auch nicht wahr wäre, daß sie von dieser ihrer armseligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.

§. 59. Ebenso hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber schwerlich ein Paläftinischer Jude war, weil er unter die Gnostiker gerechnet wird, Christum für nichts, als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joseph und Maria erzeugten Sohn, weil er, oder daher er entweder die hebräische Urschrift des Matthäus oder den griechischen Matthäus für das einzige Evangelium annahm.*)

*) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu §. 44 angeführt, scheint es mir sogar glaublich, daß er sich eine eigene Uebersetzung des hebräischen Originals gemacht, und also selbst zu denen des Papias gehört, die den Matthäus so gut übersetzt, als sie gekonnt.

§. 60. Das Nämliche gilt vom Carpocrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Christo haben konnte, oder weil er von Christo keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen konnte.

§. 61. Mit einem Worte: Rechtgläubige und Sektirer hatten alle von der göttlichen Person Christi entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begriff, so lange kein ander Evangelium vorhanden war, als die hebräische Urkunde des Matthäus oder die aus ihr geflossenen, griechischen Evangelia.

§. 62. Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bekleiben: so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben.

§. 63. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz: nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist: ewig.

§. 64. Daß wir sonach nur zwei Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes, haben schon die alten Kirchenväter erkannt, und ist eigentlich noch von keinem neuern Orthodoxen geleugnet worden.

§. 65. Und nun hätte ich nur noch zur erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt worden; wenn ich es nicht schon bereits erklärt habe. Denn genauer zu sprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche, außer dem Matthäus, nur eben noch den Markus und Lukas beibehalten; da die Ursache, welche Augustinus hiervon angiebt, wol schwerlich befriedigen dürfte.

§. 66. Ich will meine Meinung kurz sagen. Markus und Lukas wurden, nächst dem Matthäus, von der Kirche beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft füllten, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt; und der eine ein Schüler des Petrus, und der andere ein Schüler des Paulus gewesen war.

§. 67. Das, sag ich, ist meine Meinung, die eine hinlängliche Ursache angiebt, warum man die vier Evangelisten zusammen in fast allen alten Abschriften so und nicht anders geordnet hat. Denn daß sie in eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben haben sollten, ist unerwiesen.

§. 68. Nur den Beweis dieser Meinung kann ich hier nicht führen, weil er durch Induktion geschehen muß, und ich die Beispiele nicht genug beisammen haben kann, um eine dergleichen Induktion zu einer Art von Demonstration zu machen.

Die Religion Christi.

Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.
St. Johannes.

Ob Christus mehr, als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen; daß er nie aufgehört hat, Mensch zu sein: das ist ausgemacht.

Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge.

Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo, als bloßem Menschen, macht.

Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr, als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand ihrer Verehrung macht.

Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowol, als die christliche, in Christo, als in einer und eben derselben Person, bestehen können, ist unbegreiflich.

Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und ebendemselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche.

Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten; die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange, als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

Das Christenthum der Vernunft.

Das einzige, vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts, als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können.

Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

Vorstellen, wollen und schaffen — ist bei Gott eines. Man kann also sagen: Alles, was sich Gott vorstellet, Alles das schafft er auch.

Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als den Inbegriff derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt.

Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit; das ist: Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß.

Dieses Wesen nennt die Schrift den Sohn Gottes, oder welches noch besser sein würde, den Sohn Gott. Einen Gott, weil ihm keine von den Eigenschaften fehlt, die Gott zukommen. Einen Sohn, weil unserm Begriffe nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint.

Dieses Wesen ist Gott selbst und von Gott nicht zu unterscheiden, weil man es denkt, sobald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann; das ist, weil man Gott ohne Gott nicht denken kann, oder weil das kein Gott sein würde, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte.

Man kann dieses Wesen ein Bild Gottes nennen, aber ein identisches Bild.

Je mehr zwei Dinge mit einander gemein haben, desto größer ist die Harmonie zwischen ihnen. Die größte Harmonie muß also zwischen zwei Dingen sein, welche Alles mit einander gemein haben, das ist: zwischen zwei Dingen, welche zusammen nur eines sind.

Zwei solche Dinge sind Gott und der Sohn Gott, oder das identische Bild Gottes; und die Harmonie, welche zwischen ihnen ist, nennt die Schrift den Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgehet.

In dieser Harmonie ist Alles, was in dem Vater ist, und also auch Alles, was in dem Sohne ist; diese Harmonie ist also Gott.

Diese Harmonie ist aber so Gott, daß sie nicht Gott sein würde, wenn der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beide nicht Gott sein könnten, wenn diese Harmonie nicht wäre; das ist: alle drei sind eines.

Gott dachte seine Vollkommenheiten zertheilt, das ist: er schaffte Wesen, wovon jedes etwas von seinen Vollkommenheiten hat; denn um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung.

Alle diese Wesen zusammen heißen: die Welt.

Gott könnte seine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es könnten also unendlich viel Welten möglich sein, wenn Gott nicht allezeit das vollkommenste dächte, und also auch unter diesen Arten die vollkommenste Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte.

Die vollkommenste Art, seine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, ist diejenige, wenn man sie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern, welche so auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwischen ihnen ist, zertheilt denkt.

Nach solchen Graden also müssen die Wesen in dieser Welt geordnet sein. Sie müssen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr, welches etwas mehr, aber nie die letzte Grenze erreicht.

Eine solche Reihe muß eine unendliche Reihe sein, und in diesem Verstande ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich.

Gott schafft nichts, als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts, als eine Folge seiner Schöpfung.

Da jedes von diesen einfachen Wesen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, welches die andern nicht hätten, so muß unter diesen einfachen Wesen eine Harmonie sein, aus welcher Harmonie Alles zu erklären ist, was unter ihnen überhaupt, das ist, in der Welt vorgehet.

Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiete der Naturlehre erstrecken: doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurück zu führen.

Da diese einfachen Wesen gleichsam eingeschränkte Götter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich sein; so wie Theile dem Ganzen.

Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann: beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.

Mit den verschiedenen Graden seiner Vollkommenheiten müssen also auch verschiedene Grade des Bewußtseins dieser Vollkommenheiten und der Vermögenheit, derselben gemäß zu handeln, verbunden sein.

Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moralische Wesen, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können.

Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein anders sein, als: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß!

Da in der Reihe der Wesen unmöglich ein Sprung Statt finden kann, so müssen auch solche Wesen existiren, welche sich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genug bewußt sind, —

Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden.

Facksen machen. Ob dieses nicht mit dem griechischen ἀμφαξονειν eine Verwandtschaft haben sollte? von welchem Worte nachzusehen Erasmi Adagia p. m. 21.

Himmelweit von etwas verschieden sein, nach dem lateinischen toto coelo distare, ebend. p. 20.

Von selbst, so viel, als freiwillig. Diesem Ausdrucke ist der lateinische ab se für sponte sua sehr ähnlich, welcher beson-

ders bei Plautus vorkommt, z. E. Ab se exit. Menæchm. 1. 2. 66. Man sehe die Anmerkung Taubmanns für diese Stelle, die sich der neue Herausgeber von Gifanii Observat. Lat. I. p. m. 3. zugeeignet hat.

Es kann nicht fehlen, für: es ist nothwendig. Der Lateiner: abesse non potest, quin. S. Gifan. I. c. p. m. 4.

Aufs höchste. Cic. p. Mil. c. 12. ad summum.

Jemandem den Daumen halten, premere pollicem. Er. Adag. p. 148.

Wohlbesprecht, welches Logau braucht, ist ohne Zweifel das englische fine spoken, der gut zu reden, sich auszudrücken weiß.

Aus der Hand ins Maul. Englisch: They have but from hand to mouth.

Topffreundschaft, nach dem griechischen χυτρας φιλια. Erasm. p. 122.

Hölzern, abgeschmackt, albern. Griechisch ὑποξυλον. Erasm. p. 98.

Einem etwas ins Maul schmieren, einkäuen, præmansum in os inserere. Erasm. p. 145.

Gepfeffert, was sehr theuer ist. Auch die Franzosen haben einen sprichwörtlichen Ausdruck: cher comme poivre. (Duchatiana P. 2. p. 531.) Beide Ausdrücke schreiben sich ohne Zweifel noch aus den Zeiten her, da der Pfeffer ungleich theurer war, als er jetzt ist.

Man muß **Hundshaar auflegen.** Il faut prendre du poil de la bête.

Die **Katze im Sacke kaufen.** Acheter chat en poche.

Abgeben, für: etwas sein, einen Soldaten abgeben. Das engl. give off, z. E. beim Wicherley (Love in a Wood Act. 4. p. 81.) no man breathing would give off a Loser, as she says.

Vorboten. Dieses Wort brauchen wir öfters, gewisse prognostische, ominöse Zufälle auszudrücken. Z. E. Vorboten des Todes ꝛc. Und die gemeine Ableitung ist von Bote, nuntius; Vorläufer gleichsam, welche die Annäherung dieser oder jener wichtigen Begebenheit ansagen. Ich will diese Erklärung auch nicht platterdings verwerfen; aber ein englisches Wort, welches deutschen Ursprungs ist, und sowol im Klange, als in der Bedeutung viel Aehnlichkeit mit diesem Vorboten hat, sollte mich fast vermuthen lassen, daß seine Wurzel weit tiefer liege; to bode nämlich, oder abode, heißt vorbedeuten, und bodement oder abodement die Vorbedeutung; Z. E. This bodes some strange eruption to our state. Hamlet.

Es wäre nicht das einzige Exempel, wo aus unsrer jetzigen Sprache der alte Stamm eines Wortes so gänzlich verloren gegangen, daß man sich gedrungen gesehen, es zu der figürlichen Bedeutung eines ganz andern gleichlautenden Wortes zu machen.

Ich werde in dieser Muthmaßung noch mehr bestärkt, da ich sehe, daß man auch sogar to forebode und foreboder in eben dieser Bedeutung im Englischen sagt, boder aber nichts weniger, als Bote, nuntius, heißt.

Knäuel leitet Frisch von glomus her. Ich glaube aber, daß es ursprünglich deutsch und mit dem englischen coil verwandt ist, welches nicht allein Tumult, Verwirrung bedeutet, sondern auch, wie es Johnson erklärt: a rope wound into a ring; und das ist ein Knäuel.

Fehlen, in der unbestimmten Bedeutung, da es nicht sowol einen wirklichen Mangel, als nur eine gewisse Disposition anzeigen soll; als z. E. was fehlt ihm? für: was ist ihm, daß er so unsinnig lacht, so kläglich weint? In dieser Bedeutung ist es das englische to ail. Als: What ails the man, that he laughs without reason?

Allerliebst. Die Engländer, wenigstens Shakespeare, haben dieses Wort offenbar unserer Sprache abgeborgt, alderlivest.

With you, mine alderlivest sovereign.

Henry VI.

Und Johnson glaubt ganz unrichtig, daß es von ald, alder, old, elder und lieve, dear, beloved zusammengesetzt sei, in welcher Meinung er es denn auch durch which has hold the longest possession of the heart umschreibt.

All, wird von uns, und besonders in dem plattdeutschen Dialekte, auch öfters als ein Adverbium gebraucht, und heißt alsdann so viel, als gänzlich, völlig. Z. E. Es ist all fertig; es war all fünf Uhr. In diesem und dergleichen Fällen sagen wir auch wol: es war allbereits fünf Uhr; und sodann bedeutet dieses allbereits, welches man eigentlich als zwei Wörter schreiben sollte, so viel, als: schon völlig.

Auch die Engländer brauchen ihr „all“ auf diese Weise, und sagen Z. E. he is all ready etc. Allweise, all-wise, present of infinite wisdom u. s. w. allsehend, allwissend, allmächtig.

Alloh, oder allo, diese anreizende, anfrischende Interjection kommt zwar allem Ansehn nach von dem französischen allons; da sie aber einmal so allgemein üblich ist, so glaube ich, daß wir eben dasselbe Recht haben, bei ihrer Rechtschreibung von der Etymologie abzuweichen, und sie blos nach der Aussprache zu schreiben, welche die Engländer haben: to alloo, to incite a dog, by crying alloo.

Allein kommt fast durchgängig mit dem englischen alone überein. Nur zweifle ich, daß man eine einzige Redensart anführen kann, wo es ein Adjectivum wäre, welches nach dem Johnson alone fast immer ist.

Längst, die Länge hin, alongst; als alongst the sea-coast, längst der See-Küste.

Mang, der mang, wovon das Zeitwort mengen. Englisch among, amongst.

Sich belaufen, to amount, in der Hauptsumme ausmachen; als: die Defekte, die man ihm gezogen hat, belaufen sich auf—

Belauf, der, amount; das Total von verschiedenen Summen.

Aergern, einen, Aergerniß. Wenn man diese Worte von arg, ärger ableitet, so weiß ich gar nicht, wie sie zu der Bedeutung gekommen sind, welche sie eigentlich haben. Ich bin daher auf den Einfall gerathen, ob sie nicht vielleicht mit dem englischen anger, to anger verwandt sein, und also vielmehr „änger, Aengerniß“ heißen sollten. Wenigstens drücken die englischen Worte gerade das Nämliche aus.

Perenius leitet es von dem gothischen angun, angustus her, welches unser enge wäre, daß es also auch sonach eigentlich Aengerniß heißen müßte.

Rathen, to aread, oder areed. But mark what I aread thee now. Aber merke, was ich dir nun rathe. Milton.

Ars. Auch die Engländer haben dieses Wort: Arse; es bedeutet bei ihnen aber nur the butoks, or hind part of an animal. Sie brauchen es also nicht von dem Menschen, von welchem es bei uns fast nur allein gebraucht wird.

Als, mit dem englischen as in seinen verschiedenen Bedeutungen zu vergleichen.

Esche oder **Aesche,** Fraxinus. Engl. ash.

Aschgrau, heiß unstreitig, grau wie Asche, cinis. Die Engländer sagen ash coloured, und Johnson erklärt dieses Wort: coloured between brown and grey like the bark of an ashen branch, wie die Borke oder Rinde eines Eschen-Astes. Er hat aber wol gewiß unrecht, und ash ist hier unser Asche. Ohne Zweifel aber ist Johnson dadurch irre gemacht worden, daß das englische Wort, welches cinis bedeutet, in seiner Sprache nur ein plurale tantum ist, aches. Allein, wird die Termination des Pluralis es nicht ebenso auch in Ash-wednesday, Aschermittwoch, weggeworfen?

Ahle die, ein Instrument, Löcher zu stechen. Engl. awl.

Bä, Bäh, bähen, von Schafen, nach derselben Laute formirt. Engl. to baa.

Bube; ohne Zweifel ist das englische babe und baby, ein kleines Kind, damit verwandt. Puppe, engl. baby, scheint folglich von Bube herzukommen ꝛc.

Bückelein, Buckel, englisch back, der Rücken. Auch bedeutet es oft überhaupt den Rücken, als: einem den Buckel voll prügeln. Besonders aber heißt es so viel, als gibbus; und ist vielleicht ein Diminutivum von Buck, backe. Denn was ist der Höcker anders, als gleichsam noch ein kleiner Rücken auf dem großen?

Pack, sarcina, packen, colligere in sarcinam, leitet Frisch von pango, πηγνυω her. Ich wollte es fast lieber von back, Buckel, der Rücken, herleiten, weil es auf den Buckel eigentlich genommen wird. Einem etwas aufpacken, dem Pferde aufpacken, heißt nichts anders, als etwas auf eines Rücken legen. So ist auch das englische bag, ein Sack, vielleicht mit back verwandt.

Rückwerts, backwards. Wäre es also vielleicht nicht besser, wir schrieben rückwärts?

Vorwerts, forwards.

Bockspfeife, englisch bagpipe. Johnson derivirt es von bag und pipe; the wind being received in a bag. Man sagt auch wol schlechtweg: der Bock, oder der polnische Bock.

Scheckig, vielleicht von Schach, englisch Check (tscheck), weil es würflich und bunt ist. In dieser Sprache wenigstens fällt die Ableitung leichter in die Augen, da Check ein Schach

und checky scheckig heißt. Checkedboarr, ein Schachbrett, und to checker, eingelegte Arbeit machen, etwas mit vielen Farben unterscheiden.

Dottend, bottich t, englisch to tote, kindisch, aberwitzig werden; a Dotard, ein alter, aberwitziger Geck. Hiervon ist auch das französische radoter abzuleiten, wovon beim Richelet (Ausgabe Amst. 1732 4to) zwei seltsame Derivationen zu finden. Mr. de la Mothe le Vayer, heißt es da, dit dans son Jugement d'Herodote, que Casaubon a cru que les histoires fabuleuses d'Herodote avaient donné lieu à former le mot radoter, prenant pour une étimologie, ce qui n'est vraisemblablement qu'une simple allusion. Radoter a été fait de readdubitare; ce qui le confirme, c'est la remarque de Mr. Menage, qui rapporte, que le petit peuple du Blesois et de Normandie dit encore aujourd'hui, il redoute pour il radote.

Meerrettig, so viel als Pferderettig, von Mähre, ein Pferd; welches zum Theil auch aus dem englischen erhellt, wo Meerrettig horse-radish heißt. Maire, engl., eine Stute, ein Mutterpferd.

Qualm, so viel als Dampf; mit diesem Worte würde man vielleicht am besten das französische vapeurs (welches Richelet durch fumée d'un sang échauffé qui monte au cerveau erklärt) ausdrücken. Die Engländer nennen wenigstens das Herzweh oder eine kleine Uebelkeit Qualm, welches sie Kwohm aussprechen.

Quecksilber, engl. quick, geschwind, lebhaft, zur Erklärung der ersten Sylbe. Es heißt auch im englischen quick-silver, so wie quicksand Triebsand. Vielleicht könnte man also auch sagen; Triebsilber, um ein ganz deutsches Wort zu haben. Triebsand ist so viel, als Treibsand, sable mouvant.

Racker, Schinder, Peiniger. Engl. to racke, foltern, peinigen; racker, ein Peiniger. Wir haben auch noch das Wort „abrackern," welches gemeiniglich von Pferden gebraucht wird.

Hammel, Hammer. Vielleicht ist das Stammwort Hamm (ein Widder) gewesen; engl. ram, und daher Hammel und Hammer; etwas, womit man etwas schlägt oder stößt. Von dem Stammwort ram haben wir in unserer Sprache die Ramme, rammeln oder rammen, einrammeln; engl. to ram. Das Stammwort Hamm ist noch alsdann gebräuchlich, wenn man einem Bocke zuruft: Hamm, Hamm!

Der **Gaden**, so viel als Stockwerk; s. deutsch-englisches Lexicon von Ludwig.

Gaudieb, Gau, heißt: schnell, behend; s. Ludwig s. B.

Denke oder Gedenkzettel ist das mehr deutsche Wort für ein promemoria. Man will es aber jetzt nur im figürlichen Verstande brauchen, und noch dazu im gemeinen Styl.

Die **Gehre**, so viel als Falte oder Zipfel. Ludwig s. deutsch-englisch Lexicon.

Geigenharz, Kolophonium. Ludwig ibid.

Geilen, unverschämt um etwas betteln, id ibid. wovon auch das Subst., ein Geiler.

Schutzgeist. Ludwig sagt auch Schirmgeister und Frohngeister, welches letztere allenfalls von Koboldеn zu brauchen wäre.

Das **Gelag**, a club, wo jeglicher von der Gesellschaft seine Zeche bezahlt; ein Kränzchen, wenn die Bewirthung in der Gesellschaft die Reihe herumgeht.

Geldklemme Zeiten, dieser Ausdruck wäre zu dulden; aber nicht das Subst., die Geldklemme, weil das bessere Wort, der Geldmangel, vorhanden ist. Ludwig hat beides.

Geleit, convoy, train. Ein Geleit von Kriegesschiffen. Er ist unter einem großen Geleit von Kutschen eingeholt worden.

Ein **Miniaturgemälde** nennt Ludwig ein getüpftes Gemälde. S. deutsch-englisch Lexicon. Gemälde.

Gemeinsam; mit diesem Worte würde man nicht übel das lateinische popularis oder plebejus ausdrücken. Gemeinsamkeit.

Genießrecht, usufructus. Ludwig ibid.

Gern, ein Gerngroß, ein Gerngelehrter ꝛc.

Schagrin, Ludwig nennt es „gestipft Leder."

Der und die **Gölte**, Ludwig ibid. für Gevatter.

Tater, soviel als „Zigeuner (Ludwig)," vielleicht soviel als „Tartar," wofür diese Leute gehalten werden. Shakespeare in den Merry Wives of W. p. m. 240. sagt: Bohemian-Tartar, wie mich dünkt, in gleichem Verstande.

Rausch, beim Shakespeare kömmt das Wort rouse in diesem Verstande vor. Othello etc. II. S. XI. p. m. 213.

Fore heav'n, they have give me a rouse already.

Das Glossarium bei der kleinen Ausgabe sagt zwar, daß rouse so viel sei, als carouse, fr. carousse, deutsch Kehraus oder Garaus; allein der Zusammenhang zeigt in der angeführten Stelle, daß es blos Rausch bedeuten kann.

Stocken, für einen stocken, im Spiele, d. i. für einen setzen. Der Stock würde also der Satz im Spiele heißen (englisch stake), und überhaupt sehr wol für das französische fond zu brauchen sein; wie es denn auch noch in dem zusammengesetzten Worte Armenstock vorkömmt.

Barfuß, Barfüßler, engl. bare, bloß, nackend. Vielleicht ist das Wort baar (baar Geld) eben dasselbe, obgleich einige es von parata pecunia ableiten wollen.

Flinte. In dem Englischen hat man das Wort Flint, ein Feuerstein, und vielleicht muß man die Bedeutung des deutschen Wortes Flinte daher nehmen, daß es nämlich ein Schießgewehr bedeutet, welches durch Hilfe eines Feuersteins losgebrannt wird, anstatt daß es bei den andern mit Lunte geschieht. Sowie im französischen fusil beides, ein Feuergewehr und den Stahl, womit man Feuer schlägt, bedeutet.

Ausschänden einen, nicht ausschändiren; denn warum sollte ein gutes deutsches Wort die Endung derjenigen Zeitwörter haben, die wir aus dem französischen borgen? Englisch to shent. We shalt all be shent: Shakespeare Merry Wives of Windsor p. m. 194.

Mumme, englisch Mum. Es kömmt in den Merry Wives of Windsor vor, p. m. 198; und in einer andern Ausgabe stehen die Worte darunter: flattering liquor much in use among the Flemings.

Meyerey. Kömmt ohne Zweifel von meyern, mähen, her. Ein Ort für die Mäher.

Maschine. Wir haben dieses Wort nicht sowol von dem lateinischen machina, als von dem daher abgestammten französischen machine entlehnt. Daher kömmt es auch, daß wir nicht Machine, sondern Maschine sprechen, und es auch so schreiben müssen. Bei dem Verbum hingegen behalten wir die lateinische Aussprache bei, und sagen machiniren, nämlich in der figürlichen Bedeutung, für: verderbliche Anschläge gegen einen machen.

Hufschmidt, figürlicher Weise nennt man einen Hufschmidt jeden, der in seinem Handwerke oder Profession grob und plump arbeitet. Sowie die Franzosen in diesem Verstande ihr maçon brauchen: ce n'est pas un tailleur, ce n'est pas un cordonnier, c'est un vrai maçon.

Maculatur, ein Kunstwort der Buchdrucker und Buchhändler für gedruckte Bogen, welche nicht gut abgezogen sind oder sonst keinen Werth mehr haben, und die man folglich zu nichts, als zum Einpacken brauchen kann. Wir haben es zum Neutrum gemacht, und im französischen ist es weiblichen Geschlechts. C'est une maculature.

Masche, maille. Eine Masche aufheben, das ist: eine Masche, welche aufgegangen ist, wieder zuziehen; reprendre une maille.

Windel, von winden. Er lag noch in der Windel, il était encore au maillot.

Windeln.

Einwindeln, emmailloter.

Aufwindeln, désmailloter.

Hand, für eines jeden besonderer Zug im Schreiben. Ich kenne seine Hand; er schreibt eine schöne Hand. Auch die Franzosen brauchen ihr la main in diesem Verstande; reconnaître la main de quelqu'un, pour dire: reconnaître son écriture.

Handschreiben, im Stylo curiae von königlichen Briefen oder andern hohen Personen gebräuchlich. So nennen auch die Franzosen lettres de la main, Briefe, welche der König selbst geschrieben oder doch unterzeichnet hat.

Hand.

Aus der ersten Hand etwas kaufen, d. i. von dem kaufen, der es zuerst verkauft. Der Franzose bedient sich des nämlichen Ausdrucks: prendre, acheter une marchandise de la première main. Nach der Hand etwas verkaufen, d. i. ohne es zu wägen; ebenso der Franzose: acheter de la viande à la main.

Bei der Hand, etwas haben, sein, d. i. gleich in Bereitschaft haben oder sein, daß man nur darnach langen darf. Vous avez là toutes choses à la main.

Unter Händen, etwas haben, d. i. in Arbeit.

Unter den Händen wegkommen, sich verlieren, d. i. da man es noch den Augenblick vorher in den Händen

gehabt, indem man die Hände gleichsam noch darüber gehalten. Hand an etwas legen, mettre la main à quelque chose. Unter der Hand, soviel als heimlich, wie das französische sous main. Faites lui dire cela sous main. Laßt ihm unter Hand sagen.

Vorhand im Spiele, so viel als Vorzug. Ich habe die Vorhand, d. i. ich bin der erste, der dieses thun darf; ich habe das erste Recht darauf. Der Franzose braucht hier das bloße main, nicht avantmain, welches, wie arrière-main, in dem Ballspiele Schläge bedeutet, die entweder mit der rechten oder der verkehrten Seite der Raquette geschehen, il joue mieux que vous au piquet, il vous donnerait dix et la main.

Lese die. Im Kartenspiel so viel als Stich; un levé de cartes; wofür der Franzose aber auch sagt main. Combien avez-vous mains? Wie viel Stiche haben Sie?

Buch, ein Buch Papier, d. i. eine Lage Papier von 24 Bogen. Main de papier, welches bei den Franzosen aber aus 25 Bogen besteht.

Patsche, Patschchen, jenes eine große plumpe, dieses eine kleine Hand, une menotte.

Aermel, etwas aus dem Aermel schütteln, etwas ohne die geringste Schwierigkeit hervorbringen; als ob man es ganz fertig in dem Aermel verborgen gehalten, daß man es nur herausschütteln dürfe. So sagt der Franzose: avoir une chose, une personne dans sa manche, pour dire, en disposer, en être assuré. „S'il joue contre cet homme là, il tient un parti dans la manche."

Manschette; man muß es vergessen, daß dieses aus dem französischen entlehnte Wort von main abstammt, um unsere gemeine Eintheilung in Hand- und Stiefelmanschette nicht abgeschmackt zu finden.

Manier, die, von dem französischen manière, Art, Weise. Es ist ein Wort, das in gutem und bösem Verstande gebraucht werden kann. Hingegen wird das davon abgeleitete Adjectivum, manierlich, nur in gutem gebraucht.

Manier, als ein Kunstwort der Malerei, heißt die besondere Art, das Eigenthümliche eines jeden Malers, es sei in der Zeichnung oder im Colorit.

Gesprächweise, heißt
1) so viel, als dialogisch. „Dieses Buch ist gesprächweise abgefaßt."
2) so viel, als das französische par manière d'entretien.

Haus, für Familie, Geschlecht. Er ist von gutem Hause. Il est de bonne maison. Dieses Haus ist erloschen, vollkommen wie der Franzose: cette maison est éteinte.

Gotteshaus, für Kirche, la maison de Dieu.

Stadthaus, für Rathhaus, scheint mir mehr holländisch, als deutsch zu sein. Auch der Franzose sagt maison de ville.

Häuschen, maisonnette.

Meister. In dem Verstande, in welchem die Franzosen auch ihr maître brauchen, da es einen bedeutet, der Bediente, Hausgesinde, Sklaven hat, brauchen wir es nicht; sondern in diesem Verstande brauchen wir Herr. Bei uns zeigt Meister einen Mann an, der etwas lehret, oder das Recht hat, etwas zu lehren. Tanzmeister, Maître à danser, Schreibemeister, Fechtmeister, Maître d'armes. Und bei den Handwerkern ist es zu einer Art von Titel geworden, da es denjenigen anzeigt, der sein Handwerk gehörig erlernt und nunmehr die Freiheit erlangt hat, es für sich zu üben und wieder Andere zu lehren; als Meister Schuster, Meister Schneider. In dem komischen Style würde man auch vielleicht nicht übel sagen: Meister Gaudieb zu einem Erzbetrüger, sowie das französische Maître Gouin. Ferner bedeutet es einen, der zu befehlen hat. Sie sind Meister und Herr: Vous êtes le maître. Als noch die Franzosen Meister von dieser Stadt waren.

meistern, einen, heißt nicht sowol, wie das französische maîtriser quelqu'un, einen unumschränkt beherrschen (c'est injustice de vouloir maîtriser ses égaux); als, einen tadeln: einem zeigen, worin er es hätte besser machen können.

Uebel, böse Uebel, das, für Epilepsie; le haut mal, le mal caduc. Uebel, das, wird auch manchmal überhaupt für Krankheit, und besonders für eine ansteckende Krankheit gebraucht. Er ist es, der das Uebel in die Stadt gebracht hat, c'est un tel qui a apporté le mal dans cette ville.

kränklich, was leicht und oft krank wird. Das französische maladif.

Krampf, tensio spastica. Frisch sagt nichts von der Abstammung oder Verwandtschaft dieses Wortes. Ich finde aber, daß die Franzosen das Wort crampes haben, welches nichts anders bedeuten kann. Z. E. in der Tour ténébreuse (p. 42) heißt es von der schönen Rosanie: pour s'exemter de cette occupation de filer qui lui était si insupportable, elle dit qu'elle avait des crampes dans les doigts. —

Den **Anfang nehmen**, ἀρχην λαμβανειν. Ael. V. H. 2, 28.

Auf jemanden sehen, mit Bewunderung, βλεπειν εἰς τινα.

Ein **Doppelmann** (S. Wörterbuch zum Logau) διπλους ἀνηρ.

Einhändigen, in eines Hände geben, ἐγχειριζειν, und ἐγγυαλιζειν.

Außer der Maßen, ἐξω του μετρου.

Sich einer Sache **unterziehen**, ὑποζευγνυμι Soph. Aj. 24. (**Der Zug**, ζευγος, jugum.)

Schadenfroh, ein Wort, welches vielleicht sonst keine Sprache mit Einem Worte wiederzugeben weiß. Der Grieche hat κακοχαρτος, Hes. Op. et D. 28.

Auf den Tod krank sein, νοσειν ἐπι θανατῳ. Ael. V. H. 8. 14.

Die **Augen auf** etwas **werfen**. τω ὀφθαλμω παραβαλλειν εἰς τι. Aristoph. Eq. 173.

Vorfallen, sich ereignen, zutragen. Ebenso προσπιπτειν im griechischen. Pythag. Aur. Carm. 21. πολλοι δ' ἀνθρωποισι — λογοι προσπιπτουσι, es fallen unter den Menschen vielerlei Reden vor.

Noth, für nöthig; es ist Noth. So die Griechen ihr χρεων. Pythag. ib. 30.

Es ist noch nicht **sieben Jahr**, οὐπω ἐτη ἐςιν ἑπτα.

Aufheben, z. E. die Gesetze. Ebenso das griechische ἀναιρειν τους νομους.

Nicht so viel Jemandem trauen, für gar nicht. Ebenso der Engländer: I care not this for you.

Altdeutscher Witz und Verstand.

1.

Priameln.

1. Welcher Priester sich des vermeß, ‖ Der ein Jahr ob dem Scholder seß, ‖ Und ein Jahr in Freiheiten-Weis umlief. ‖ Und ein Jahr all Nacht in der Badstuben schlief, ‖ Und (wär) ein Jahr eines Bubenvaters Knecht, ‖ Und ein Jahr ein Büttel und Pul fur recht, ‖ Und daselbst allerlei Recht spüret, ‖ Und ein Jahr einen Blinden führet, ‖ Und wär ein Wirth in einem Frauenhaus, ‖ Da würd erst ein guter Beichtvater draus.
Scholder wahrscheinlich Schuld-Thurm; also keine Person, wie es Frisch erklärt.
Freiheit, freie Knechte im Kriege, die sich wahrscheinlich vom Raube nährten. Pul fur recht versteh ich nicht.

2. Wer Frauen die Köpf stößt an einander, ‖ Wenn eine heimlich redt mit der ander, ‖ Und scharfe Messer haut in Stein, ‖ Und an ein Tanz streut spitzige Bein, ‖ Und in ein Essen riert Aschen, ‖ Und Löcher bohrt in Beutel und Taschen, ‖ Und den Frauen hinten auf die langen Mäntel tritt: ‖ Der arbeit auch gern, des man ihn nicht bitt.

3. Nebel, übrige Kält und heiße Glut, ‖ Taubenmist und auch ihr Brut, ‖ Winpran stechen und Augen reiben, ‖ So Blattern und Roth darin thut bleiben, ‖ Gestöber, Blitz, Sunn und auch Rauch, ‖ Groß Trünk, Zwiffel und Knoblauch, ‖ Weißer Schnee und auch heiße Bad: ‖ Die Ding sein all den Augen schad.

4. Ein alter Jagdhund, der nimmer mag jagen, ‖ Und ein alter Esel, der nimmer Säck mag tragen, ‖ Und ein alte Bubin ungeschaffen, ‖ Die sich lang genährt unter Pfaffen, ‖ Und ein Tasche ohne Fach, ‖ Und ein alter Dienstknecht krank und schwach, ‖ Und ein altes Schaf, das nimmer trägt Wollen, ‖ Und ein alt Mann, der nimmer mag nollen, ‖ Und ein altes blindes, hinkes Pferd: ‖ Die sein im Alter allesampt unwerth.
Nollen, was es hier heißt, sieht man leicht. Frisch erklärt es durch schütteln.

5. Welcher Mann an Freuden ist erloschen, ‖ Und unten gar hat ausgedroschen, ‖ Und schwach und krank ist an seinem Leib, ‖ Und hat ein schönes junges Weib, ‖ Die unter dem Gürtel ist hungrig und geitig, ‖ Dem sein die Kiffarbeit über Jahr zeitig.
Kiffarbeit, vielleicht so viel, als Sarg.

6. Wer ab will löschen der Sunnen Glanz, ‖ Und ein Geiß will nöthen, daß sie tanz, ‖ Und einen Stummen will zwingen, daß er hör, ‖ Und ein Kuh will jagen durch ein Nadelör, ‖ Und geistlich Münch will machen aus Schälken, ‖ Und aus einem Esel Met will melken, ‖ Und an ein Ketten will binden ein Fist: ‖ Der arbeit gern, das unnütz ist.

7. Ein junge Maid ohn Lieb, ‖ Und ein großer Jahrmarkt ohne Dieb, ‖ Und ein alter Jud ohn Gut, ‖ Und ein junger Mann ohn Muth, ‖ Und ein alte Scheuern ohn Mäus, ‖ Und ein alter Pelitz ohn Läus, ‖ Und ein alter Bock ohn Bart: ‖ Das ist wider die natürlich Art.

8. Von dem Zinken, Quater und Eß ‖ Kommt mancher in des Teufels Nest, ‖ Von Quater, Zinken und von Dreien, ‖ Thut mancher Waffengo schreien. ‖ Von Eß, Seß und von Tauß ‖ Hat mancher gar ein ödes Haus. ‖ Von Quater, Drei und von Zinken ‖ Muß mancher lauter Wasser trinken. ‖ Von Zinken, drei und Quater ‖ Weint oft Mutter, Kind und Vater. ‖ Von Zinken, Quater und Seß ‖ Muß Jungfrau Metz und Agnes ‖ Oft gar lang unberathen bleiben: ‖ Will er die Läng das Spiel an treiben.

2.

Altdeutsche Reime.

Für Liebhaber eines triftigen Sinns in ungekünstelten Worten.

Aus Bürgerlust. Zw. Th. 1664. 12.

Will einer wissen, wer er sei, ‖ Der schelt zween andre oder drei, ‖ Wo ihms die ersten zween vertragen, ‖ Wird ihm der dritt die Wahrheit sagen. ‖ Drum laß ein jeden, wer er ist, ‖ So sagt er auch nicht, wer du bist.

Urtheil nicht nach des Manns Geberd,
Kunst macht auch einen Lahmen werth.

Mancher könnt die Kappe sparen:
Man kennt ihn so schon für einen Narren.

Sieh auf dich und auf die Deinen,
Darnach so schilt mich und die Meinen.

Wer entbehrt der Ehre, ‖ Dem ist weder wol, noch wehe.

Schenk ist gestorben, ‖ Gebhard ist verdorben.

Kappen, Pfeffer und Kalk ‖ Verbergen manchen Schalk.

Lieber Rock reiß nicht, ‖ Herrengunst erbt nicht.

Dien wol und fodre keinen Sold, ‖ So werden dir die Herren hold.

Ein eigner Herd ‖ Ist Goldes Werth; ‖ Ist er schon arm, ‖ Er ist doch warm.

Langsam zum Seckel, hurtig zum Hut,
Hilft manchem armen jungen Blut.

Das Kleid ziert einen Mann; ‖ Wers hat, der zieh es an.

Alte Leute, alte Ränke: ‖ Junge Füchse, neue Schwänke.

Alte Freund, alter Wein, alt Geld,
Führen den Preis durch alle Welt.

Aus Lehmanns Florilegium.

Wenn alle Leute wären gleich, ‖ Und wären alle sämmtlich reich, ‖ Und wären all zu Tisch gesessen, ‖ Wer wollte auftragen Trinken und Essen?

Der Fuchs ändert den Balg, ‖ Und behält den Schalk.

In kleinem Sack ‖ Steckt oft großer Pack.

Von einem Streich ‖ Fällt keine Eich.

Schöne Gestalt ‖ Hat große Gewalt.

Was nicht will werden ein Bildstock, ‖ Das werd ein Sautrog.

Besser ichts (etwas) ‖ Sprach der Wolf, denn nichts, ‖ Als er nach einem Schafe schnappte, ‖ Und dafür eine Muck ertappte.

Wer antwortet auf unnützes Gespei,
Der macht aus Einem Unglück zwei.

Der Mann ist ehrenwerth, ‖ Der alle Ding zum Besten kehrt.

Die Armen helfen all, ‖ Daß der Reiche nicht fall.

Bitter im Mund ‖ Ist dem Herzen gesund.

Wer ein Ding nicht sehen will, ‖ Dem hilft weder Aug, noch Brill.

Halt dich warm, ‖ Füll nicht zu sehr den Darm, ‖ Mach dich der Grete nicht zu nah, ‖ Willst du werden alt und graw.

Baust ein Haus, ‖ So machs auch aus.

Hitz im Rath, ‖ Eil in der That, ‖ Gebären nichts, als Schad.

Vorgethan und nachgedacht, ‖ Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Wol bedinget und gehalten, ‖ Stehet wol an Jung und Alten.

Der ist eines Dinges nicht werth,
Der nicht das Herz hat, daß ers begehrt.

Zwei Hund an einem Bein ‖ Kauen selten klein.

Gute Hut ‖ Behält sein Gut, ‖ Eigne Hut ‖ Am besten thut.

Es ist keiner so reich, ‖ Der Arm ist ihm mit Denken gleich.

Da Ja und Nein im Brauche gieng,
Da stand es mit der Welt nicht so gering.

Ein jeder Tag ‖ Hat seine Plag.

Wer irre geht und wieder wendt, ‖ Der wird unbillig geschändt.

Grober Verstand ‖ Hält Bestand.

Hart gegen Hart ‖ Nimmer gut ward.

Ein blinder Mann, ein armer Mann, ‖ Aber noch ein weit ärmerer Mann, ‖ Der sein Weib nicht regieren kann.

Leihen macht Freund, ‖ Wiederfodern macht Feind.

Wer borgt ohne Pfand, ‖ Hat einen Wurm im Verstand.

Borgen ‖ Macht Sorgen, ‖ Darum soll man nicht mehr verzehren, ‖ Als der Pflug kann ernähren.

Laß fahren, was nicht bleiben will,
Es sind der Mutter Kinder viel.

Wer will haben Gemach, ‖ Bleib unter seinem Dach; ‖ Wer will haben Ruh, ‖ Bleib bei seiner Kuh.

Ost oder West, ‖ Daheim ist das Best.

Selig ist der Mann, ‖ Der Herrendienst entrathen kann.

Wol dem, der mit Gott und Ehren
Ohn Herrendienst sich kann ernähren.

Der alte Hund oft selbst verschuldt,
Daß man ihn länger nicht geduldt.

Einem Edelmann ‖ Stehts sehr wol an, ‖ Wenn er etwas vor Andern kann.

Lediger Stand ‖ Hat Ruh im Land.

Ohne Frauen und Wein
Können Männer nicht fröhlich sein.

Eine harte Nuß und stumpfer Zahn, ‖ Ein junges Weib und alter Mann ‖ Zusammen sich nicht reimen wol, ‖ Seines gleichen jeder nehmen soll.

Schnell Spiel ‖ Uebersieht viel. ‖ Es ist bald gethan, ‖ Was bald reuen kann.

Feindes Mund ‖ Redet selten Grund.

Hat Paul einen Schaden am Fuß,
Sanct Peter darum nicht hinken muß.

Freund in der Noth ‖ Gehen wenig auf ein Loth.

Wer will, daß ihms geling, ‖ Seh selbst zum Ding.

Einer hat Arbeit und Fleiß,
Der Andre den Nutzen und Preis.

Große Freundschaft und Geschlecht,
Macht manche böse Sache recht.

Es ist niemand so gut, ‖ Er hat wol zweierlei Muth.

Frommer Mann ‖ Hilft, wo er kann.

Wer selber fleucht, ‖ Den jagt man leicht.

Dreitägiger Gast ‖ Wird eine Last.

Mancher nimmts mit Scheffeln ‖ Und giebts mit Löffeln.

Duck dich, und laß vorüber gahn,
Das Wetter will seinen Willen han.

Wer nicht kann denken und weben,
Der kann nicht lange leben.

Wer will haben gute Ruh,
Der seh und hör und schweige zu.

Es muß sein, ‖ Schick dich drein.

Mancher entfleucht dem Falken,
Und wird vom Sperber gehalten.

Selbst der Mann, ‖ Selbst gethan!

Sei Hur oder Dieb, ‖ Hast du Geld, so bist du lieb.

Daß man der Dornen acht, ‖ Das haben die Rosen gemacht.

Gemein ‖ Ist nicht rein.

Was einem nicht kann werden, ‖ Ist ihm das Liebste auf Erden.

Was man nicht kann meiden, ‖ Soll man geduldig leiden.

Wer ist gelehrt in Kunst und Recht,
Der ist nur andrer Leute Knecht.

Wer viel verstehet, weiß und kann,
Der ist ein hochbeschwerter Mann.

Das gemein Geplärr ‖ Ist nicht ganz leer.

Ein Gesunder ist geschickt zu wandeln, ‖ Ein Weiser zu handeln.

Alle Thier und Vöglein sind so weis,
Sie ruhn ein Stündlein auf ihre Speis.

Wer trinkt ohne Durst, ‖ Der Liebe pflegt ohne Lust, ‖ Und ißt ohne Hunger, ‖ Der stirbt um zwanzig Jahre jünger.

Gewalt ‖ Wird nicht alt.

Wer wol ist gesinnt, ‖ Läßts bleiben, wie ers findt.

Einem jeden gefällt seine Weise wol,
Drum ist das Land von Narren voll.

Sieh für dich, ‖ Treu ist mißlich.

Angenommne Weis ‖ Schmilzt wie Eis.

Ohne That der bloße Nam ‖ Steht mit schlechtem Lob beisam.

Glimpf ‖ Wird oft belohnt mit Schimpf.

Glimpflicher Mann ‖ Führt die Leute an.

Kein Glück ‖ Ohne Tück.

Glück und Unglück ‖ Tragen einander aufm Rück.

Herrengunst, Aprilen=Wetter, ‖ Frauenlieb und Rosenblätter, ‖ Würfel, Karten und Federspiel ‖ Verkehren sich oft, wers glauben will.

Wer Böses thut, daß Gutes draus komm,
Ist er kein Schalk, so ist er nicht fromm.

Mit Vielem hält man Haus, ‖ Mit Wenigem kommt man aus.

Wer will haben ein sauber Haus,
Der laß Soldaten und Pfaffen draus.

Hoffen und Harren ‖ Macht große Narren.

Wer hat, der behalt, ‖ Die Lieb ist kalt, ‖ Und Unglück kommt bald.

Wer Jungfraun schändt, ‖ Nimmt kein gut End.

Klein und keck, ‖ Stößt den Großen in Dreck.

Almosen geben, armt nicht, ‖ Kirchengehen säumt nicht, ‖ Wagen schmieren hindert nicht, ‖ Unrecht Gut faselt nicht.

Acht nicht sehr der Sterne Schein, ‖ Wenn dir die Sonn will gnädig sein. ‖ Wer aber ohne Sonn muß sein, ‖ Der nehm in Acht der Sterne Schein.

Mich dünkt, ich halt, ich mein, ich wähn, ich dacht,
Hat manchen guten Gesellen ins Verderben bracht.

Wer viel Handwerke kann, ‖ Wird zuletzt ein Bettelmann.

Wär ein Haus so groß, als der Rhein,
So gehörte doch nur ein Herr und eine Frau darein.

Reu und guter Rath ‖ Ist unnütz nach geschehner That.

Geiz und Ehr ‖ Treibt die Leut über Meer.

Was Einer nicht erheben kann, ‖ Soll er selbander liegen lahn.

Was man verbeut, ‖ Das thun die Leut.

Hast du Geld, so tritt herfür; ‖ Hast du keins, bleib bei der Thür.

Das Geld zu rechter Zeit verachtt,
Hat manchen großen Nutzen bracht.

Fromm sein schadt nicht; ‖ Gar zu fromm, reicht nicht; ‖ Halb fromm, halb ein Schalk, ‖ Nährt wol und verdirbt nicht bald.

Was der Fuchs nicht kann erschleichen,
Muß des Löwen Klau erreichen.

Höflich mit dem Mund, hurtig mit dem Hut,
Kostet nicht viel, und ist doch sehr gut.

Was hilft ein Titel ‖ Ohne Kittel?

Bleiben im Thal ‖ Ist gut für den Fall.

Wer sein Ding macht recht und schlecht,
Bleibt immerzu ein armer Knecht.

Hut in der Hand ‖ Hilft durchs ganze Land.

Willst du lang leben und sein gesund,
So iß, wie ein Katz, und trink, wie ein Hund.

Guter Weg um ‖ Ist nit zu krumm.

Es ist kein Hühnlein also klein,
Es gatzget so viel, als der Hahnen neun.

Sanct Nicolas beschert die Kuh,
Giebt aber nicht das Seil dazu.

Wo Hans Unfleiß nimmt überhand,
Da hat kein Ding in die Läng Bestand.

Oft eines Menschen Missethat ‖ Entgelten muß eine ganze Stadt.

Der hat Fegteufels genug,
Wer mit einem bösen Weib zeucht am Pflug.

Wo ein Mann ist und kein Weib, ‖ Da ist ein Haupt und kein Leib: ‖ Wo ein Weib ist ohne Mann, ‖ Da ist ein Leib und kein Haupt dran.

Freund in der Noth, ‖ Freund im Tod, ‖ Freund hinterm Rücken, ‖ Sind drei starke Brücken.

Fried vermehrt, ‖ Unfriede verzehrt.

Aus Seb. Frankens Sprichwörtern.

Laß Pfaffen und Begeynen, ‖ Und hilf du den Deinen.

Wer trauet einem Wolf auf der Haid, ‖ Und eim Baur auf seinen Eid, ‖ Und eim Pfaffen auf sein Gewissen, ‖ Wird von ihnen allen drein beschissen.

Der Frosch hüpft wieder in sein Pfuhl,
Wenn er auch säß auf einem goldnen Stuhl.

Kraue mich, ‖ So juck ich dich.

Wer sie bät, ‖ Wer weiß, was sie thät.

Betteln ist ein Orden, ‖ Darin viel zu Herrn sind worden.

Ohne Wein und Brod ‖ Leidet Venus Noth.

Jedes Land ‖ Hat seinen Tand.

Verzagter Mann ‖ Kommt mit Ehren nie vom Plan.

Zuthätler sind den Herren lieb,
Und stehlen mehr, denn andre Dieb.

Der Niemands Gesell, ‖ Komm nicht über deine Schwell.

Zu wenig und zu viel ‖ Verderbt das Spiel.

Singen kannst du? sing! Springen? spring!
Treib, was du kannst, das ist ein fein Ding.

Ein Räthsel,

aus Hollonius und Setzers Lat. Räthsel-Sammlung, Stettin 1615. 8.

Aufgabe von Hollonius.

Eins armen Herren reicher Knecht ‖ Liegt in diesem Grabe schlecht. ‖ Wann er war bös, so hat er Brod; ‖ Wann er war fromm, so plagt ihn Noth.

Auflösung von Setzer.

Der Herr war geizig, ungerecht, ‖ Sich gnügen aber ließ der Knecht: ‖ Wann der Knecht trieb die Armen ab, ‖ Alsdann der Herr ihm sein Theil gab: ‖ Jagt er sie nicht und gab ihm Brod, ‖ Mußt er selbst leiden Hungersnoth: ‖ Dem Geizigen Alles gebrist (gebricht); ‖ Wem gnügt, der Reichst auf Erden ist.

3.

Sprichwörter und Apophtegmen.

Aus Seb. Franke.

Löschs Licht aus, so findest du eine Frau, wie die andre.

Hätt ich Glück und guten Wind, so führe ich in einem Schüsselkorbe über den Rhein.

Steht das Kind wol, so ist jede Hebamme gut.

Ueberweib dich nicht!

Lüg hören ist gemein, Spenst (Gespenst) sehen seltsam.

Wer ihm selbst heillos, wes Heiland wollte der sein!

Aller Leute Freund, jedermanns Geck.

Weiben macht nicht leiben.

Jähzornig Leut sind treue Leut.

Klaren Himmel und lachenden Herren soll Niemand trauen.

Räthlichkeit ist eine willige Armuth.

Pfaffengut faselt nicht.

Biedermanns Erb liegt in allen Landen.

Ein verzagt Herz wirbt um kein schön Weib.

Spät Obst liegt lang.

Die Katz ist gern, wo man sie strelet (streichelt).

Einen zeitigen Dieb erläuft ein hinkender Scherg.

Es büßt sich Alles selbst.

Es sind böse Hennen, die viel gatzen und nicht Eier legen.

Man heißt keine Kuh Bleßlein, sie habe denn ein Sternlein.

Man muß mit Gott in die Hand speien. (Manus movenda cum Minerva.)

Es hilft kein Panzer oder Koller für den Galgen.

Mit vielen Streichen wird der Stockfisch lind.

Ein junger Mann muß viermal verderben, ehe er das Glück überböset und recht hausen lernt.

Bist du kahl, so bocke mit keinem Widder.

Zeit bringt Rosen, nicht der Stock.

Wenn ein Gienlöffel gienet (gähnt), so gient auch der andre.

Wenn Gott will, so kräht auch eine Axt unter der Bank.

Der Oelberg ist greulicher, als das Kreuz.

Besser schel (schielend), denn blind.

Das Neue klingt, das Alte klappert.

Putzen wollen den Docht Alle, aber ihm Oel zugießen will keiner.

Ein anders ist, in den Brunnen fallen, ein anders in den Brunnen steigen.

Besser eine Warze auf dem Rücken, als eine Sommersprosse im Gesichte.

Wenn das Loch unter der Nase zu wäre, wie einem Frosch nach St. Jakobstag, blieb viel unterwegs.

Der Gott Venter und das Kloster Maulbrunn treibt und lehrt uns fast Alles, was wir thun, reden und können.

Aus Lehmanns Florilegium.

Freundlich abschlagen, ist besser, als mit Unwillen geben.

Einem Reichen etwas abschlagen, ist oft gefährlicher, als einem Armen etwas nehmen.

Das Amt ist des Mannes Lehrmeister.

Wie man einen Rechenpfennig setzt, so muß er gelten.

Wer nicht anspannt, dem kann man nicht vorspannen.

In der Jugend verzagt, ist im Alter verzweifelt.

Oft schießen, trifft einmal.

Mancher fällt, der noch nicht gestiegen.

Ungesehen macht oft ein Ansehn.

Wer einem in die Rede fällt, der will sich selbst hören.

Es soll kein Junger reden; man niese denn, so soll er sagen: Gotthelf!

Mit Stillschweigen antwortet man viel.

In Gottes großem Krame sind alle Waaren um Arbeit und Fleiß feil.

Man ruft keinen Esel zum Hof, man bedarf denn eines Sackträgers.

Armuth hat einen Sinn mehr: die Noth.

Ein gelinder Arzt zum faulen Schaden macht Bös ärger.

Wer einem will zur Ader lassen, der muß ihn auch verbinden können.

Man muß um der Raupen willen die Bäume nicht umhauen.

Die krummen Bäume tragen so viel Frucht, als die graden.

Der beste Baum bringt ungleiche Aepfel.

Kein Alter hat ausgelernt, er wäre denn von den Todten wieder auferstanden.

Wer ein Feuer muß löschen, der löscht viel leichter anfangs die Funken.

Die Grazien lassen sich nackend sehen: was Grazie haben soll, muß ungefärbt und unbemäntelt sein.

Wer des Tags witzig ist, den hält man des Nachts nicht für einen Narren.

Man kauft den Wein nicht nach der Gestalt des Fasses.

Anschläge gehn mit der Sonne auf und nieder.

Wer schläft, der schläft ihm zum Besten. Wer arbeitet, der weiß nicht, wem es zu gut kommen wird.

Aus verschiedenen Schriftstellern.

Wie gesinnt, so geschnäbelt.

Lieber mit den Füßen gestrauchelt, als mit der Zunge.

Wer wird der Vögel halber die Saat unterlassen!

Frisch gezuckt, ist halb gefochten.

Trachte auf die Bank, du kommst doch wol drunter!

Wenn dem Ochsen die Haut ist abgezogen, so ist die größte Arbeit am Schwanz.

Viel Fragen macht witzig, aber unwerth.

Mancher hat großen Abscheu vor Huren, und behilft sich mit ehelichen Weibern.

Einem Zuseher ist keine Arbeit zu groß.

Vielen geschiehts, daß sie krätzig ins Bad fahren und räudig wieder heim kommen.

Wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem gehts mit Reuen aus.

Ein Baum, der in einen Scherben gesetzt ist, kann nicht groß werden.

Wenn die Sonne vom Himmel fiele, so säßen wir Alle im Finstern.

Laßt uns lustig sein, über hundert Jahr kommen die Heiden. Zinkgräf Apophtegmen Th. I. S. 126.

Besser in der Acht, als in der Hacht (Haft). Neander.

Für alte Schuld soll man Haberstroh nehmen. Ebend.

Geld im Säckel duzt den Wirth.

4.

Sprichwörtliche Redensarten.

Aus Sebastian Franke, Luther, Lehmann und Andern.

Er ist hohl bis an die Zehen (von einem, der unersättlich ist). Fr.

Es reimt sich, wie Hecheln und Salz lecken.

Er weiß vorn nicht, daß er hinten lebt (er ist dumm).

Würste im Hundestall suchen, aquam a pumice postulare.

Ist er kein Schalk, so weiß er doch, wie einem Schalk um das Herz ist.

Es ist eben Gurr, wie Gaul, (eins wie das andre).

Die Gänse gagen davon, es bellens die Hunde in der Stadt.

Den Holzweg gehen (von einem untreuen Ehemann).

Er greiset, eh er weiset (er wird eher alt, als weise).

Sein Gang vermag tausend Gulden (er geht stolz einher).

Er sieht (aus), wenn er in eine Milch sähe, sie würde sauer.

Er sieht, als habe er Senf gegessen, und lacht nicht, es falle denn ein Thurm um.

Eh das Kalb seine Augen leckt (ehe du dich umsiehst, Lat.: citius quam asparagi coquantur).

Er ruft den Vieren: hebt auf! (er geht auf der Grube).

Er ist unter dem alten Eisen gekauft, auf dem Grempelmarkt (geringen Herkommens, terrae filius).

Den Karren aus dem Moß schieben.

Laß dir kein Unglück über die Kniee gehn.

Die Zech vor der Yrte machen (ohne Wirth rechnen).

Er ist Gesell, dem er fügt (bald gut, bald böse).

Es ist ein Schiff oder ein Hut (es ist ungewiß).

Einem das Wappen visiren (den Text lesen).

Seine Eier haben alle zween Dotter (von einem Glücklichen).

Wers Glück hat, dem kälbert ein Ochs.

Seine Rede prasselt, als wenn ein Gewölbe einfällt.

Man sieht zeit am Kamm, was zum Gucker will werden.

Aus einem Furz einen Donnerschlag machen.

Ich bitte dich, ist ein Mordgeschrei.

Schick ihn nach Wien nach Beuteltuch (von einem nichtswürdigen Menschen, an den Galgen mit ihm!)

Ein Niklas Bischof (Wer das nicht ist, was er scheinen will).

Er ist gen Straßburg auf die Hochzeit gezogen (hat Alles durchgebracht).

Wir sind Alle gebrechlich, sagte jene Aebtissin, und gieng mit einem Kinde.

Da schwimmen wir Aepfel, sagte jener Roßdreck, und schwamm mit andern Aepfeln den Bach ab.

Gleich und gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zu einem Köhler.

Er giebt niemandem, es stehle es ihm denn ein Dieb.

Süßholz in den Mund nehmen. (Freundlich reden).

Einem Süppchen kochen (mit Gift vergeben).

Das Hasenpanier ergreifen, und mit Fersen hinter sich hauen. Luth.

Die Hand mit im Sode behalten. Luth.

Ein junger Doktor, neulich aus der Esse kommen. Luth.

Reden wie zu Hof (zweideutig). Lehm.

5.

Alt-witzige Antworten.

Was befehlen Sie für Wein?
Antw. Nassen: so staubt er nicht.
Deutsch. Rabelais.

Wie schmeckt Ihnen das?
Antw. Es verschluckt sich besser, als Katzenhaar. Ebend.

Gotth. Ephr. Lessings

nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze, nach so langem, ärgerlichem Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun, daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite —

> Ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren gienge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Kalumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem er sich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich: der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch, der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgiebt, „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich wol gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gesinnungen meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das; und es soll sich gleich zeigen, wer von uns Beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längeren Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1. Warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2. warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3. warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitions-Verhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2. Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

§. 3. Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4. Diese Regula fidei ist sogar älter, als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wol früher, als die Gemeinde.

§. 5. Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen, bei Lebzeiten der Apostel, begnügt, sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.

§. 6. Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7. Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbauet worden; nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8. Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzeln Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9. Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10. Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11. Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12. Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13. Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14. Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15. Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16. Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sichrer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17. Auch nicht einmal als authentischer Kommentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18. Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19. Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; und sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20. Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr oder falsch sein; kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt; und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wol einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses

meines Systems beifügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

Erste Folge.

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — — *Ovid.*

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber, anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen; (nämlich, daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können) muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Diese Forderung," sagt er, „ist so ungereimt, als eine sein kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, in welche dieselbe getheilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche ebenso wol für mich, als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen, und rund heraus erklären:

1. Daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Kirche halten;
2. daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut, wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen; indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt: so geht mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubigen Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind; sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advokat einem Manne mit dem Reichsfiskale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeisterei erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiskale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiskale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins neue Testament bringt, wer sie nur aus dem neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowol die Gottheit Christi, als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion, einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen; und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowol dieses, als jenes abzuleugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist: will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken, und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse: so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen sein; und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage: daß ich sodann meine Grundsätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter," sagt er, „bei Herrn Lessing mehr gelten, als die Bibel" — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die ersten Kirchenväter) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche, und überhaupt seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1. Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum. Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in Vorrath habe, welche hinlänglich sein werden, dieses Zeugniß niederzuschlagen."

Und was sich itzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherschen Polemik, blos aufgelesen. Denn er legt, wider alle Grammatik, allen Zusammenhang, einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Lutherschen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und beziehet sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien, ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung, bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders konstruiret; und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders konstruiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens: wer leugnet das? Allein das Evangelium ist ebenso wol ein praeconatum, als ein scripturis traditum; und das futurum muß sich ebenso wol auf jenes, als auf dieses beziehen. Ebenso wol das blos gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens sein können, als das aufgeschriebene. — Daß

dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im vierten sagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias: hat er auch, wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt, wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge; daß kein Glaube ohne Schrift möglich sei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiktion eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die Ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wol nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestiret? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in voraus zeigen.

§. Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit, hat sich auf dem Nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§. Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen; und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§. Der eine Philosoph ward durch die bloße Regula fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß, auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§. Die Mitwirkung des heiligen Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts Befremdendes.

§. Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§. Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§. Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im Geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten blos die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§. Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sei; sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§. Sie erweisen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§. Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat; welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§. Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen: so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im Geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§. Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wol schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen; und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.